Princeton University Library
32101 065347260

902
499
2
1915
ANNEX LIB.

Library of
Princeton University.

Dei Sub Numine Viget

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

ERSTER JAHRGANG.

ERSTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-ſächſiſchen Zeitungs-Expedition.
1813.
Printed in Germany

Digitized by Google

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

BERLIN b. Mylius: *Lehrbuch des Naturrechts*, als einer Philosophie des positiven Rechts, vom Professor *Hugo* in Göttingen. Dritter ganz von neuem ausgearbeiteter Versuch. 1809. XII u. 486 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Das Lehrbuch, dessen dritte Ausgabe wir jetzt vor uns haben, erschien zum ersten Mal im Jahre 1798 und zum zweyten Male ein Jahr später 1799. Alle drey Ausgaben sind von einander sehr verschieden, und der Vf. hat Recht, wenn er sagt, dass die drey Auflagen als drey verschiedene Bücher betrachtet werden können. Diese Verschiedenheit liegt jedoch mehr und eigentlich nur in der Ökonomie und in der Ausführung, nicht aber in den Grundsätzen und in der Tendenz des Werks selbst. Diese ist im Wesentlichen in allen drey Ausgaben ganz und gar dieselbe, und Rec. ist bey einer, freylich nicht von Wort zu Wort vorgenommenen, Vergleichung kein Punct von Bedeutung aufgestossen, über welchen der Vf. seine Ansicht geändert hätte. Auch daraus allein, dass manches weggelassen ist, was in einer der früheren Ausgaben sich fand, darf man keineswegs folgern, als ob der Vf. es ganz aufgegeben oder seine Meinung darüber geändert habe: denn es lassen sich Gründe genug denken, warum in einem Buche, dem durch seine Bestimmung gewisse, nicht gar zu weite Grenzen gesetzt sind, über einen Gegenstand oder vielmehr über eine Masse von Gegenständen von einem sehr grossen Umfange, etwas weggelassen wird, und einem anderen Gedanken Platz machen muss. Auch ist es für einen denkenden reichhaltigen Kopf, der aus sich selbst schöpft, eben so reizend, das Bekannte, schon einmal Gesagte, in einem neuen Lichte aufzufassen, oder es ganz wegzulassen, und mit einem anderen gleichfalls nahe liegenden Gedanken zu vertauschen, als es ihm unerträglich ist, das, was ein Werk des Geistes ist und seyn soll, in der Folge zu einem Werke fremder Hände werden zu lassen. Darum gewähren aber auch die Werke dieser Männer denen, die mit Geist und für den Geist lesen, einen so reichen und bey wiederholter Lectüre nicht leicht verminderten, wohl gar noch erhöhten Genuss, und Rec. gesteht es gern, dass er der wiederholten, als fragmentarischen Lecture der Lehrbücher, wie anderer Schriften, des eben so geistreichen als gelehrten Prof. *Hugo* sehr vielen Genuss verdankt, und er weiss von mehreren einsichtsvollen Männern, dass ihnen diese Lehrbücher zu belehrenden und unterhaltenden Handbüchern stets zur Seite liegen.

Zu dem inneren Berufe des Vfs. als Lehrer und Schriftsteller über die Philosophie des Rechts aufzutreten, kam, wie wir aus mehreren Stellen sehen, noch eine äussere Veranlassung durch den ehrwürdigen *Feder*, welchem der Vf. auch, als seinem ehemaligen Lehrer, Gönner und Collegen und unwandelbaren Freunde, dieses Lehrbuch gewidmet hat. Doch ist dasselbe dem bekannten Lehrbuche dieses verdienstvollen Gelehrten durchaus nicht ähnlich; vielmehr liegt das Eigenthümliche desselben in der Verschiedenheit von diesem und anderen Lehrbüchern des Naturrechts, welche besonders in dem Jahrzehend, in welches die ersten beiden Ausgaben desselben fallen, in so grosser Anzahl erschienen. Wie nämlich jenes Decennium dadurch ewig merkwürdig bleiben wird, dass man in der politischen Welt, von metaphysischen Sätzen ausgehend, ein neues Gebäude aufzuführen versuchte, welches den Foderungen der Vernunft, und folglich, wie man rasch fortschloss, auch den Bedürfnissen der Menschheit und der menschlichen Gesellschaft vollkommen genügen, und von ewiger Dauer seyn sollte, selten aber nur die erste Probe auszuhalten im Stande war, und daher nur zerstörend, nicht hervorbringend sich zeigte: eben so brachte jegliches Jahr ein oder etliche Systeme zum Vorschein, in welchen mit mehr oder weniger göttlicher Grobheit und Allgemeinheit die aus den Tiefen der Metaphysik geschöpften, und aus einem sogenannten höchsten Gesichtspunct aufgefassten Sätze, nicht nur als Wahrheiten, sondern geradezu als die einzig möglichen Wahrheiten gegeben wurden, und in welchen die Befolgung und Anwendung dieser Sätze aufs wirkliche Leben als thunlich und als höchst heilsam angepriesen, ja von denen geradezu und höchst gebieterisch erklärt wurde, dass deren Übertragung durchaus nothwendig, und dass jede Abweichung davon nichts weniger sey, als eine Verletzung solcher Rechte, welche ohne eine wahre und gänzliche Entwürdigung des Menschen, und ohne Verzichtleistung auf das, was den Menschen gerade zum Menschen macht, nicht veräussert werden könnten, welche daher auch nicht nur durch Mittel jeglicher Art gegen Jedermann vertheidigt, sondern auch zu jeglicher Zeit und unter jeglichen Umständen reclamirt werden könnten, wenn durch die bisher bestandene geistige und sittliche Barbarey das eine oder das andere derselben aufgegeben oder beschränkt seyn sollte.

Dergleichen Lehren, welche für die Ruhe und für das auf diese Ruhe hauptsächlich sich gründende Glück der Menschheit eben so gefährlich, als der Wahrheit entgegen waren, droheten dadurch recht tief und zerrüttend in das Innere der Gesellschaft ein-

0002 489899 I
Digitized by Google

zudringen, weil — §. 33 — man ſogar den Richtern erlauben wollte, oder ſie ſelbſt es ſich erlaubten, das, was man Naturrecht nannte, und was man in den Unterſuchungen über dieſe Wiſſenſchaft als Wahrheit conſtruirte, wenigſtens dann und wann, noch ehe es promulgirt war, über das promulgirte Geſetz zu ſtellen. Dieſe Tendenz, welche bey der Mangelhaftigkeit der beſtehenden Legislationen ſich gar leicht in einzelnen Fällen als zweckmäſsig darſtellen lieſs, muſste natürlich den beſonnenen, die Grenzen und Zwecke der verſchiedenen Diſciplinen richtig ſchätzenden Gelehrten doppelt auffallen, da auch ſo Manches aus Gründen *a priori* der Verdammniſs übergeben wurde, was Jahrhunderte hindurch nicht nur ohne Nachtheil, ſondern zum wahren Heil der Völker beſtanden, und den Beyfall der aufgeklärteſten und ſittlichſten Menſchen erhalten hatte. Zu dieſen gehörte auch unſer Vf., der, ehe noch die Erfahrung als Lehrmeiſterin auftrat, bemüht war, die Speculation in die ihr gebührenden Schranken zurückzuweiſen, und mit Gründen und Beyſpielen darzuthun, dafs die Speculation *allein* nicht im Stande ſey, über die Angelegenheiten *endlich* und *unbedingt* zu entſcheiden, über welche ſie ſich eine Entſcheidung anmaſste. Er ging daher, als er den lange genährten Vorſatz zur Ausführung brachte, über die Jurisprudenz, welche er bis dahin in dogmatiſchen und hiſtoriſchen Vorleſungen und Schriften — unter welchen das Lehrbuch über die Rechtsgeſchichte dieſem Zweige des menſchlichen Wiſſens eine ganz neue Geſtalt gab — bearbeitet hatte, philoſophiſche Unterſuchungen anzuſtellen, und philoſophiſche Vorleſungen zu halten, nicht *davon* und *danach* aus, ein einzig mögliches untrügliches Syſtem des ſogenannten Naturrechts blofs mittelſt abſtracter metaphyſiſcher Unterſuchungen und Combinationen zu ergrübeln, und auf eine den Lehrlingen meiſtens unverſtändliche Weiſe zu demonſtriren und zu conſtruiren, ſondern ſein Streben ging dahin — 38 —, frey von den Feſſeln eines Syſtems und mit möglichſter Überwindung der Macht der Gewohnheit und des Vorurtheils, unter Leitung einer geſunden und gebildeten Vernunft, mit Rückſicht auf die Geſchichte und Erfahrung ſeine Zuhörer — denn auf dieſe iſt beſonders bey der erſten Auflage hauptſächlich gerechnet — über den Menſchen, über die Geſellſchaft und über die rechtlichen Verhältniſſe und Grundſätze, wie ſolche hie und da wirklich ſind, oder wie ſolche unter dieſem oder jenem Volke einſt waren, oder wie ſolche ſeyn könnten und ſeyn ſollten, zu verſtändigen, und auf mehrſeitige Anſichten über die wichtigſten Inſtitute und Doctrinen der Rechtswiſſenſchaft zu leiten, und das bey einer redlichen und beſcheidenen Forſchung faſt nothwendig ſich hervorthuende fruchtbare Reſultat ihnen recht eindringend zu machen, dafs es bey den Gegenſtänden, welche in das Gebiet des Rechts gehören, und die eine poſitive Beſtimmung zu erhalten pflegen, leicht ſey, ſich ſowohl in Anſehung des Umfanges als des Inhalts derſelben mehrere Geſtaltungen zu denken, dafs es hingegen oftmals ſchwer, ja dem endlichen menſchlichen Verſtande faſt unmöglich werde, anzugeben, welche von mehreren Modificationen und Beſtimmungen, die ſich gedenken laſſen, oder die einſt exiſtirt haben oder noch exiſtiren, der Vernunft nur *allein* und in *jedweder Hinſicht* entſprechen, ja dafs es ſchon ſchwer ſey, zu beſtimmen, welche der Vernunft *am meiſten* entſprechen, und zur Erreichung des Zweckes, welchen ſie befördern ſollen, am *wirkſamſten* ſeyen, und dafs es von einer anderen Seite oftmals ſchwer und gefährlich ſey, das, was man für vernunftmäſsig erkennt, anzunehmen, dafs es endlich überhaupt nicht leicht etwas in der Welt gebe, wobey nicht gefehlt werden könne, und wirklich gefehlt werde, ſobald die Menſchen ſich irren oder gegen ihr Gewiſſen handeln (§. 110). Dieſes alles führt dann gleichſam von ſelbſt zu der Bemerkung, dafs das dreiſte und unbedingte Abſprechen über die Rechtsſatzungen von geringer Einſicht zeuge, und dafs die unerläfsliche Pflicht des Staatsbürgers, ſich bey einer beſtehenden Geſetzgebung zu beruhigen, und in Allem, hauptſächlich aber in den richterlichen Verhältniſſen, ſich unter das Geſetz zu ſtellen, nicht aber über daſſelbe ſich zu erheben, von der moraliſchen Seite betrachtet, eine ſo ſchwere Pflicht gar nicht ſeyn könne, indem die Gewiſſenhaftigkeit des Staatsbürgers in Beziehung auf ſeine äuſseren Handlungen ganz und gar unter dem Staate ſtehen — unter anderen §. 11 der erſten, §. 41, 45 der zweyten — §. 380 der dritten Ausgabe. — Aber nicht nur für diejenigen, die unter dem Geſetze ſtehen, und nach demſelben leben ſollen, liegen dergleichen wichtige Lehren in jenen Sätzen; ſondern auch der Staat, und diejenigen, welche ihn zu repräſentiren haben, finden darin die höchſt wichtigen Wahrheiten, von ihrer Seite recht gewiſſenhaft zu ſeyn, und bey ihren Satzungen die ewigen Geſetze der Sittlichkeit vor Augen zu behalten, und ſolche möglichſt zu befolgen und zu befördern, wie auch mit Anordnungen und recht einfachen allgemeinen Vorſchriften nicht zu ſelt bey der Hand zu ſeyn, ſondern das, was da iſt, zu achten, den Gewohnheiten den ihnen gebührenden Einfluſs zu laſſen, §. 120. 122. 130 ff., bey Neuerungen und Abänderungen behutſam zu ſeyn, und lieber Alles, was nicht ganz nothwendig zerſtört werden muſs, unangetaſtet zu laſſen — §. 125. 135, indem jedes Beſtehende, auſser dem Guten, das auch die mangelhaft ſcheinende Sache mit ſich führe, noch das, was oft mehr als alles Andere entſcheidet, für ſich habe, dafs es einmal da iſt, und vielleicht lange ſchon da iſt, daſs die Menſchen daran gewöhnt ſind, und die damit verbundenen Unbequemlichkeiten und Härten auszugleichen gewuſst haben, auch ja ſelbſt der Zufall, durch welchen ſo Manches entſtanden ſeyn mag, als Werk der Vorſehung betrachtet werden müſſe, §. 105. Es wird mithin der Willkühr, welcher die letzten Grundſätze dieſes Syſtems allerdings ein weit gröfseres Feld einräumen, als jene Syſteme, die nur von *einem* möglichen Rechte, von einer *allein ſeligmachenden* Form etwas wiſſen wollen, ein weit mächtigeres und kräftigeres Bollwerk entgegengeſetzt, als das iſt, welches durch Gründe *a priori* auf eine ſogenannte innere Nothwendigkeit und auf eine Unmöglichkeit des Gegentheils geſtützt wird, die mit der Wirklichkeit in Widerſpruch ſteht, und durch That-

Digitized by Google

ſachen widerlegt wird. Zugleich wird durch dieſe Behandlung Alles praktiſcher, und den Regionen des gemeinen Lebens und des gemeinen Verſtandes, für welchen die Tiefen der Metaphyſik ſo wenig gemacht ſind, näher gerückt, und es wird der Politik und Moral der wohlthätige Einfluſs auf die Satzungen des poſitiven Rechts gelaſſen, den jene ohnehin ſich nie nehmen läſst, dieſe aber nie verlieren darf. Dieſer Einfluſs aber muſs, wenn man conſequent ſeyn will, da, wo Alles *a priori* entſchieden werden ſoll, ſo gut wie ganz wegfallen. Wenn ſich übrigens der Vf. über das, was die Politik heiſcht, weniger herausgelaſſen hat, auch wegen des Unbeſtandes dieſer groſsen Beleberin des Weltalls weniger hat herauslaſſen können: ſo hat er dagegen des Moraliſchen, und, frey von der Aufklärerey und dem Kaltſinne des Zeitalters, der Religion, dieſer eben ſo ſchönen als ſicheren Stütze des Moraliſchen, ſehr oft Erwähnung gethan, und wie z. B. §. 220 bey der Ehe verſchiedener Glaubensgenoſſen, §. 225 Note 3 bey der Trauung durch Geiſtliche, §. 375 Note 13 bey Religionsverſchiedenheit der Staatsbeamten, und beſonders §. 180, wo über die Religion als Grund eines Unterſchieds in der Civität gehandelt wird, und bey noch vielen anderen Gelegenheiten, ſich der Religion da angenommen, wo man ihren Werth nur zu oft, wegen einer Toleranz, die aber nichts anders iſt, als völlige Gleichgültigkeit, verkennt, und ihr gar keinen Einfluſs mehr einräumen will.

In der Einleitung S. 1 — 42 wird zuerſt der Begriff einer Philoſophie des Rechts §. 1 dahin beſtimmt, daſs ſie Vernunfterkenntniſs aus Begriffen über das iſt, was in einem Staate Rechtens ſeyn *kann*. Daſs hier von einem moraliſchen, nicht phyſiſchen *Können* die Rede ſey, braucht wohl nicht erwähnt zu werden, da noch in dem nämlichen Paragraphen demſelben das *Soll* ſubſtituirt wird, auch überhaupt dem Sprachgebrauche nach das *Können* hauptſächlich nur von einer moraliſchen Möglichkeit zu verſtehen iſt — erſte Ausg. S. 28 —, überhaupt aber das, was in dergleichen Dingen der Gewalt möglich iſt, der Vernunfterkenntniſs aus Begriffen nicht unterliegt. Dann werden die Diſciplinen — poſitives Recht — Moral — Politik — Naturrecht — Völkerrecht — angegeben, welche mit der Philoſophie des Rechts zuſammengrenzen, und welche bey Unterſuchungen leicht durch einander flieſsen, bey den wirklichen Geſetzgebungen aber ſelten in der gehörigen Miſchung ſich finden. Hierauf folgen einige ſehr geiſtvolle und recht aus der Fülle geſchöpfte Züge über die Literatur der Philoſophie des poſitiven Rechts. Wozu die Philoſophie des Rechts nützen ſoll, was für Quellen dabey benutzt, und was für Cautelen dabey zu beobachten, macht den Schluſs der Einleitung aus. Mit Recht wird beſtändige Rückſicht auf die Meinung verſtändiger und guter Menſchen empfohlen. Freylich giebt es aber auch hier Grenzen: denn die Macht der Gewohnheit hat auch auf ſie ihren Einfluſs, und die Umſtände ändern auch Manches. Miſstrauiſch und beſcheiden muſs uns freylich die abweichende Meinung Anderer gegen unſere Anſichten machen, und die Wahrheit, daſs es in unſerer Erkenntniſs ſo wenig objective Gewiſsheit gebe — §. 64 —, bey uns ſtets gegenwärtig erhalten; aber weiter dürfte auch die Achtung gegen die Meinung der Verſtändigſten nicht gehen.

Den erſten Theil des Werkes ſelbſt macht S. 49 — 103 eine juriſtiſche Anthropologie aus, in deren erſtem Theile der Menſch als Thier, im zweyten als vernünftiges Weſen, und im dritten als Mitglied eines Staats betrachtet wird. Wir wollen, eingedenk des Geſetzes, kurz zu ſeyn, nur auf den §. 72, in welchem die Entſtehung der bürgerlichen Verfaſſung, der Obrigkeit, des rechtlichen Zuſtandes entwickelt wird, aufmerkſam machen. Die Zwecke der Menſchen ſtehen, ſo ſagt der Vf., ſich oft unter einander entgegen, es fehlt an den Mitteln, ſie alle zu befriedigen, es entſtehen Colliſionen; und da freywillige Unterwerfung unter den unparteyiſchen Ausſpruch eines Dritten nicht leicht zu erwarten ſteht: ſo iſt Gewalt zu fürchten. Dieſes iſt offenbar eine unvernünftige Entſcheidungsart. Die Vernunft befiehlt daher, ſobald auf irgend eine Art eine Entſcheidung durch unparteyiſche Dritte zu Stande kommt, ſich ihr zu fügen. So entſteht bürgerliche Obrigkeit, jedoch ohne daſs es gerade eines Vertrages bedarf. Daſs es ſich ſo denken läſst, daſs es der menſchlichen Vernunft viele Ehre macht, wenn man ſo zu Werke geht, will Rec. nicht beſtreiten. Wenn man aber bedenkt, wie, beſonders bey unſerer Tradition von Entſtehung des Menſchengeſchlechts durch ein einziges Menſchenpaar — eine Tradition, welche ſo viele innere Wahrſcheinlichkeit für ſich hat als jede andere —, nicht zu verkennen iſt, daſs *Hülfe bedürfen*, *abhängig ſeyn*, *folgen* von der einen Seite, und *Hülfe leiſten*, *ſorgen*, *leiten* und *gebieten* von der anderen Seite ſo alt ſind als das Menſchengeſchlecht, und daher Familienherrſchaft zugleich mit der Entſtehung und Vergröſserung der Familien entſtand, deren Grund in der That ſelbſt noch älter iſt; wenn man ferner erwägt, daſs, wenn die Häupter von einzelnen Familien, oder die Häupter mehrerer Familien, von einander unabhängig waren, die Zuſammenſchmelzung in eine gröſsere bürgerliche Geſellſchaft auf einem ganz anderen Wege geſchah — wie die Geſchichte der neueren Staaten genugſam lehrt —; wenn man die dem einen Theile der Menſchen beywohnende überwiegende Neigung zur Herrſchaft und das bey einem anderen Theile eben ſo ſtarke Bedürfniſs nach Rath, Schutz und fremder Leitung gehörig ſchätzt: ſo findet man ſich mehr noch, als es ſelbſt auch mit der Deduction des Vfs. beſtehen kann, geneigt, einer Erklärungsart beyzutreten, welche an einem neuen geiſtreichen Schriftſteller einen ſo beredten als edeldenkenden Vertheidiger gefunden hat, und den erſten Grund aller Herrſchaft gleichſam als eine Mitgabe des Schöpfers zu betrachten. Jedoch braucht man deſswegen nicht die Folgerungen für richtig anzuerkennen, welche Hr. *v. Heller* aus der von ihm beſtrittenen Theorie herleitet; vielmehr möchte Rec. glauben, daſs ſich aus der Theorie, nach welcher die höchſte Gewalt auf Verträgen beruht, mehr wohlthätige Folgen für die Menſchheit herleiten laſſen, als aus jeder anderen. Aber Theorieen ſind es freylich nicht, welche den Menſchen zu leiten, und im Zaune zu halten im Stande ſind; dieſes kann nur die Stimme in uns, und die zum Gefühl ge-

Digitized by Google

wordene Überzeugung, dafs es noch etwas Höheres gebe, als den Menfchen und als diefes irdifche Seyn. Rec. kann fich bey dieſer Gelegenheit der Bemerkung nicht enthalten, dafs die *hellerfche* Staatenkunde, und ein anderes Werk eines geiftreichen, mit trefflichen Gaben ausgeftatteten Verfaffers — *Ludens* Politik — als fehr lehrreiche Beyfpiele dienen können, wie wenig es für die Wiffenfchaft taugt, und zur Wahrheit führt, wenn die Erfahrungen und Eindrücke einer beftimmten Zeit auf die Behandlung der Wiffenfchaften einen bedeutenden Einfluſs gewinnen. Vor ihnen mufs jede Zeit fo betrachtet werden, wie fie dem Unendlichen erfcheint, dem tauſend Jahre find, wie ein Tag, der geftern vergangen ift.

Richtig bemerkt der Vf., dafs fich nicht allgemein beftimmen laffe, bey welchen Handlungen das Mittel der Entfcheidung durch Obrigkeit eintreten folle; und das, was man in verfchiedenen Staaten und zu verfchiedenen Zeiten wahrnimmt, beftätigt diefe Bemerkung. Inzwifchen möchte doch Rec. nicht geradezu zugeben, dafs fich hier gar keine Regel aufftellen laffe, und er möchte fich nicht dabey beruhigen, dafs es eine phyfifche Unmöglichkeit fey, dafs Alles durch die Obrigkeit beftimmt werde. Hier möchte doch dem Zufall, dem man zwar feine Rechte laffen mufs, aber doch auch nicht zu viele Rechte einräumen darf, zu viel überlaffen bleiben. Ohne anderer fehr gewichtvoller Gründe zu gedenken, möchte blofs die Wahrnehmung, dafs es fchwer ift, zu beftimmen, welche Entfcheidung von mehreren möglichen gut und die befte fey, zu dem Grundfatz führen, dafs die Obrigkeit nur dann mit ihrer Entfcheidung dazwifchen treten müfſe, wenn es nothwendig ift. Dafs übrigens für den Unterthan jede Entfcheidung, fie mag ihm nun nothwendig und gut fcheinen oder nicht, blofs weil fie da ift, und da feyn foll, nothwendig ift, bedarf keiner Erwähnung; wenigftens kennt der philofophifche Juriſt das nicht, was dem leidenden Gehorfam entgegenfteht.

Dafs fich ein Univerſal-Staat denken laffe, dafs, wenn man fich die Hauptübel, welche aus dem Particularismus der Staaten entfpringen, recht lebhaft vor die Augen gerückt ficht, die Betrachtung eines Univerſal-Staats feine Reize haben könne, dafs ferner die Übel, welche ein *imperium orbis terrarum*, wie es die Römer hatten und nannten, mit fich führen kann, auf einen Univerſal-Staat nicht übergetragen, am wenigften aber in vergröfsertem Mafse übergetragen werden dürfen, will Rec. gern zugeben. Allein deſſenungeachtet würde er ohne Bedenken es übernehmen, darzuthun, dafs die Realifirung der Idee eines Univerſal-Staats zu den Unmöglichkeiten gehöre, und dafs ein folcher in der Wirklichkeit nicht fo wohlthätig feyn würde, als er in der Idee erfcheint. Des Menfchen Wirken, das dürfte Nachdenken und Erfahrung lehren, ift, fobald es nicht blofs geiftig ift, und nicht blofs durch Ideen fich an den Tag legen foll, an Zeit und Raum gebunden, und wenn fich gleich die Grenzen der einen fo wenig als des anderen beftimmen laffen: fo läfst fich doch eher demjenigen beypflichten, der diefe Grenzen ziemlich eng, als dem, der fie zu weit beftimmen will. Rec. nimmt daher keinen Anftand, den Particularismus der Staaten als den peremtorifchen Zuftand zu betrachten, da es fich nicht blofs erklären läfst — §. 83 —, wie Particulär-Staaten entftanden, ſondern da es fich unwiderſprechlich demonftriren und nachweifen läfst, wie fie entftehen mufsten.

Auch in dem, was über und gegen die Privatrechte §. 107 u. f. gefagt wird, kann Rec. mit dem Vf. nicht übereinftimmend denken. Er glaubt vielmehr, dafs es fich, ohne nöthig zu haben, in tiefe metaphyſifche Unterſuchungen einzugehen, aus fehr weſentlichen Eigenſchaften und Gefühlen des natürlichen Menfchen, bis zu einer ziemlich hohen Evidenz darthun laffe, dafs er mit der Beftimmung zu Privatrechten, und zu der Art von bürgerlicher Freyheit, welche ohne Privatrechte nicht beſtehen kann, aus der Hand des Schöpfers gekommen, und dafs mit den Privatrechten ihm mehr genommen werden würde, als ihm auf eine andere Weife je wieder gegeben werden könnte. Wie viele Anftalten ſind nicht auch in einer Utopia, und in einem Staate, der noch mehr als Utopia feyn würde, nöthig, welche man in einem auf Privatrechte gegründeten Staate nicht braucht; und liegt nicht in dieſer Nothwendigkeit ſo vieler Anftalten — welche am Ende doch nicht ausreichend ſeyn würden — von der einen Seite, und in der Allgemeinheit der Privatrechte, für die ein wahrer *conſenſus gentium* ſpricht, von der anderen Seite ein groſser Beweis für daſſelbe? Und was lieſse ſich nicht fürchten, wenn einmal die Machthaber Weisheit und Mäſsigung verlören, die Machthaber, die doch auch Menſchen ſind! Damit will Rec. jedoch nicht behaupten, dafs die den Privatrechten zukommenden Grenzen unendlich ſeyen, dafs nicht die denſelben angeprieſene Heiligkeit übertrieben werden könne, und dafs nicht jegliche Privatrechte einer ſehr mannichfaltigen Einwirkung des Staats unterworfen ſeyn müſſen. Wenn es ferner auch noch ſo richtig iſt, dafs ſich ſchwer entſcheiden läſst, welchen Einfluſs die wichtigſten Einrichtungen auf die Glückſeligkeit der Menſchen haben, und wenn der Streit über die beſte Staatsverfaſſung bey weitem den Werth nicht hat, den Einige ihm beylegen wollen: ſo kann Rec. doch *Popen* nicht beypflichten, wenn er in dem bekannten Verſe behaupten will, dafs es ſich nicht beſtimmen laſſe, ob bey der einen Art der Verfaſſung die Wahrſcheinlichkeit einer guten Verwaltung gröſser oder kleiner ſey, als bey der anderen. Führe uns nicht in Verſuchung, heiſst der göttliche Herzenskündiger ſeine Jünger täglich beten; und es giebt nicht nur Verſuchungen zum Unrechtthun, ſondern auch zum Läſſigwerden, und ſo viel Schönes und Edles im Menſchen geht verloren, wenn die Verfaſſung mit ihrer eiſernen Hand zu ſehr in den Weg tritt, wenn die Liebe fehlt, die nicht das Ihre ſucht. Doch wir brechen ab.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

BERLIN b. Mylius: *Lehrbuch des Naturrechts*, als einer Philoſophie des poſitiven Rechts, vom Profeſſor *Hugo* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Die Unterſuchungen über das Privatrecht, an deren Spitze einige ſehr richtige Bemerkungen über die Gewohnheit und über die Einfachheit der Privatrechte ſtehen, folgen der Ordnung der Inſtitutionen. Alſo zuerſt das Perſonen-Recht. Der Vf. erklärt ſich für die Rechtmäſsigkeit der Sclaverey, und ungeachtet er deſshalb verketzert worden iſt, nimmt doch Rec. keinen Anſtand, ihm darin beyzuſtimmen, ja er geſteht ſogar, daſs es ihm zweifelhaft ſey, ob nicht in einem Staate, in welchem die Sclaverey rechtlich iſt, die Maſſe von allgemeiner Glückſeligkeit gröſser ſeyn werde, als in den unſrigen. Er nimmt dabey freylich an, daſs dieſelbe Geſetzgebung, welche die Sclaverey ſanctioniren oder ganz aufheben kann, auch eben ſo gut die Befugniſſe habe, dem Rechte des Herrn Schranken zu ſetzen und Bedingungen vorzuſchreiben — §. 137. not. 3 —, als unſere Geſetzgeber den Eigenthümern von manchen Sachen, z. B. Waldungen, Jagden, Bauplätzen in den Städten, dergleichen Einſchränkungen machen, und daſs die Verfeinerung der Sitten ihre Kraft auch auf die Behandlung der Sclaven nicht unbezeugt laſſen werde. Die ganze Lage der Dinge, welche entſteht, wenn nicht jeder Menſch aller Rechte, namentlich nicht des Rechts auf Eigenthum, fähig iſt, wenn alſo die Zahl der Subjecte der Rechte vermindert wird, indem zugleich die Maſſe der Objecte deſſelben wächſt, iſt ſo weſentlich von der jetzigen verſchieden, und es werden dadurch ſo manche Hinderniſſe einer höheren Cultur aus dem Wege geräumt, ſo manche Urſachen der Verarmung und der Hülfloſigkeit gehoben, daſs dadurch gewiſs ein groſser Theil der mit der Sclaverey verbundenen Übel compenſirt werden muſs. Überhaupt wird aber eine unparteyiſche Betrachtung des Zuſtandes — ſowohl des phyſiſchen als moraliſchen — derjenigen groſsen Claſſe von Menſchen, welche nichts zu thun hat, als gegen die ſtets auf ſie eindringenden unerbittlichen Feinde der menſchlichen Exiſtenz — gegen Hunger und Kälte — zu kämpfen, und eine Vergleichung ihres Zuſtandes mit dem Zuſtande anderer unedlerer Geſchöpfe, die ſich im Eigenthum befinden, die Begriffe von dem Werth der Freyheit ſehr herabſtimmen, und der Lage einen groſsen Theil ihrer Reize benehmen, in welcher es Jedem frey ſteht, ſeine Mitmenſchen, ſo lange es ihm gut dünkt, und ſo lange er ſeinen Vortheil dabey findet, zu benutzen, hinterher aber, wenn die Umſtände ſich ändern, oder wenn Alter und Krankheit die Miethlinge drückt, durch deren Arbeit er ſich vielleicht bereichert hat, und die nur für ihn gelebt haben, wegzuwerfen und hülflos der Noth und der Geſellſchaft, für die ſie bisher nichts waren, zu überlaſſen. Es wäre gewiſs eine ſehr intereſſante Arbeit, wenn einmal ein geiſtreicher Mann, nicht mit Blicken in das Leben der Negerſclaven in den Colonieen, ſondern mit Rückblicken in die Familien der Römer und Griechen, bey welchen der Erzieher, der Hausarzt, der Capelliſt ſo gut Sclav war als der gemeinſte Arbeiter, die Idee verfolgte und uns zeigte, wie es in einem Staate ausſehen würde, von deſſen Bewohnern etwa die Hälfte frey, die andere Hälfte hingegen Sclaven wären, welche durch ihre Concurrenz nicht nur die Quoten der übrigen nicht verkürzten, ſondern noch vermehrten.

Wenn der Vf. in der Note 3 zum §. 170 glaubt, es habe bey einer gemeinſchaftlichen Behandlung der Geſchäfte von beiden Geſchlechtern mit dem Geſchlechtstriebe nicht ſo viel auf ſich, als ein geiſtreicher zu früh verſtorbener edler Schriftſteller gemeint habe: ſo dürften doch gerade alle die Beyſpiele, die er für ſich anführt, gegen ihn ſprechen. Denn endigt ſich nicht ſo manches Geſchäft einer Mannsperſon mit einer Frauensperſon, je nachdem die Perſonen und Umſtände ſind, mit Liebſchaft, Ehe und Schwangerſchaft? Sind die Regentinnen, die in ihren Miniſtern Liebhaber fanden, etwas Unerhörtes? Und wird die Andacht in der Kirche, die Aufmerkſamkeit bey einer Vorleſung nicht oft durch das Zuſammenſeyn beider Geſchlechter geſtört? Es lieſse ſich überall wohl mit guten Gründen behaupten, daſs die Rechte des weiblichen Geſchlechts nicht dieſelben ſeyn ſollen und ſeyn dürfen, als die des männlichen Geſchlechts. Wer weniger oder mehr Rechte haben ſolle, iſt damit nicht entſchieden, ſondern nur ſo viel, daſs ſie verſchiedene Rechte haben müſſen. — Vollkommen pflichtet hingegen Rec. dem Vf. bey, wenn §. 180 von ihm die Intoleranz etwas in Schutz genommen wird. Wenn man die Sache recht genau unterſuchte: ſo würde es ſich finden, daſs das, was man ſo oft Toleranz nennt, die Jedem Jedes geſtatten will, nichts iſt, als ein unglücklicher Indifferentismus, der gar keine Früchte tragen kann. — Was §. 189 u. 390 über den Staatsbanquerot geſagt wird, hat etwas Richtiges, und wenn man den Gläubigern, die das Ihrige

Digitized by Google

ganz oder zum Theil verlieren, die Klagen über eine unbillige und ungerechte Compenſation, bey welcher derjenige, der an dem Staat nichts zu fodern hat, frey ausgeht, nicht wird verargen können: ſo drängt ſich doch die Bemerkung auf, daſs die Mittel, wodurch jeder Staatsbanquerot würde vermieden werden können, vielleicht ein noch gröſseres Übel ſeyn würde, zumal da die Erfahrung lehrt, daſs ein ſolcher Banquerot nicht die Convulſionen und Zerrüttungen hervorbringt, welche man davon erwarten ſollte.

Die Materie von den Ehehinderniſſen wird in einer künftigen Ausgabe viele Abkürzungen leiden können. Um dem *ſapienti ſat* Genüge zu leiſten, bedarf es hier nur wenig, und wie mit Anderen umzugehen, iſt §. 79 geſagt.

Daſs — §. 232 — die älterliche Gewalt ſtrenger ſeyn dürfe, als die vormundſchaftliche, hat doch ſeine ſehr guten Gründe. Die Ältern ſind doch eines Theils auf eine vielfachere Weiſe die Wohlthäter ihrer Kinder, als die Vormünder, welche von dem Ihrigen nichts hergeben, anderen Theils ſpricht in dem Innerſten der Ältern etwas, was bey den Vormündern wenigſtens nicht vorausgeſetzt werden darf. Es wäre daher wohl beſſer geweſen, wenn die beiden ganz verſchiedenen Verhältniſſe abgeſondert abgehandelt worden wären. Das älterliche Verhältniſs iſt ja gröſstentheils ganz natürlich, und es würde kein groſses Unglück ſeyn, wenn die Geſetzgebung und der Staat ſich gar nicht darum bekümmerte; das vormundſchaftliche hingegen entſteht ja erſt durch die bürgerliche Geſellſchaft. — Daſs die Mutter bey der Erziehung die wenigſten Rechte habe, iſt nun freylich wohl kaum zu ändern; wenn aber derjenige, der die meiſten Pflichten dabey hat, auch die meiſten Rechte haben ſoll: ſo würde es anders ſeyn müſſen. Auch zeigen viele Beyſpiele, daſs die Mütter, denen die Erziehung der Töchter ganz obliegt, ſich auch häufig der Erziehung der Söhne mehr und glücklicher annehmen, als die Väter. Wie ſchlecht ſieht es nicht meiſtens um die Erziehung aus, wenn die Kinder ihre Mütter verlieren, wo hingegen der frühe Tod der Väter ſelten die nachtheiligen Folgen hat, welche man in den erſten Augenblicken davon fürchtet. Hier iſt es, wo das weibliche Geſchlecht in ſeinem ſchönſten Glanze, in ſeiner hohen Herrlichkeit erſcheint. Die Erziehung durch Ältern mag nach §. 236 ein gewiſſes Fortſchreiten erſchweren; aber dagegen wird dadurch die Beſchränkung auf die Gegenwart vermieden, welche etwas ſehr Widriges hat. Und mag — §. 237 — bey den Ältern einer guten Erziehung Manches im Wege ſtehen: ſo glaubt doch Rec., daſs im Ganzen die Erziehung der Ältern, ſobald man auf ein ruhiges Gewöhnen mehr ſieht, als auf ein ſchnelles Dreſſiren, ſehr viel für ſich habe: Denn was vermag die Liebe nicht, und wo iſt der Liebe mehr als bey den Ältern, und wo bedarf es der Liebe mehr, als bey der Erziehung?

Die reichhaltige vortreffliche Schilderung des unglücklichen Looſes der Armen §. 250 ff., welchem das ſo viel glücklichere der Reicheren die Wage nicht halten kann, weil auch der Reichthum eine groſse Schattenſeite darbietet, verdiente in die Haustafel eines Jeden, der ſich zu den Reicheren rechnet, eingegraben zu werden, nicht nur um die Wohlthätigkeit zu befördern, ſondern um eine ganz andere Anſicht, ſowohl in Anſehung der Armen, als des ganzen Eigenthums, gemein zu machen. Denn wer wird billigerweiſe über Beſchränkungen des Eigenthums klagen, wenn der Zweck derſelben Minderung eines ſo grellen Unterſchiedes iſt? Freylich muſs die Überzeugung dabey ſeyn, daſs ein ſo edler Zweck beabſichtigt werde, und daſs die Mittel demſelben entſprechen.

Die richtige Bemerkung §. 287, daſs das Erbrecht poſitiv und eine Wohlthat des Staats iſt, welche um ſo weniger nothwendig und natürlich iſt, je geringer und ſchwächer die Verbindung zwiſchen dem Erblaſſer und dem Erben iſt, rechtfertigt die Abgabe, welche hie und da von dergleichen Erbſchaften gegeben werden muſs, und es wäre vielleicht zu wünſchen, wenn dieſer Weg noch mehr als bisher benutzt, und zu einer reicheren Quelle für die Armen gemacht würde. Aber auch nur zu dieſem Zwecke würde Rec. dieſe Abgabe empfehlen, welche bey den nächſten Verwandten, z. B. Deſcendenten, ganz wegfallen, und dann ſtufenweiſe bis zu einer ziemlich groſsen Quote ſteigen könnte. Der Ausdruck *lachende Erben* zeigt recht eigentlich an, wie wenig wehe man thut, wenn man hier etwas derb eingreift. Es iſt aber ſonderbar, daſs die gemeine Anſicht dieſem ſo ſehr entgegen iſt, und daſs man ſicher darauf rechnen kann, daſs eine neue Abgabe, zu welcher man von dem, was man ſchon in der Taſche, und oft ſauer verdient hat, zahlen muſs, ungleich weniger Tadler finden wird, als wenn man *bona vacantia* und Erbſchaften, die Jemandem bloſs durch den Zufall zukommen, dem gemeinen Säckel zuſpricht.

Auch bey der Lehre von den Foderungen und den Gründen derſelben finden ſich der feinen Bemerkungen ſehr viele; wir dürfen uns aber aus Mangel an Raum nicht darüber verbreiten. Nur in Anſehung der Aſſecuranzen §. 337 kann Rec. nicht unbemerkt laſſen, daſs er die Schattenſeite derſelben für gröſser hält, als man gewöhnlich zu thun geneigt iſt. Nicht nur kann der Menſch dadurch in gewiſſen Fällen zur Nachläſſigkeit verführt, ja wohl gar zu ganz neuen Gattungen von Betrügereyen gereizt werden, ſondern es geht dadurch ein gewiſſes Gefühl der Abhängigkeit von einem höheren Weſen, das Vertrauen und das Hinblicken auf dieſes höhere Weſen, welches den Menſchen veredelt und ſtärkt, und die ſtete wohlthätige Sorge für ſchlimme Zeiten und Unglücksfälle verloren. Unſere Väter aſſecurirten und zählten überhaupt auf die Beyhülfe Anderer weniger, vertrauten dagegen mehr auf Gott, und ſuchten in guten Tagen ſich einen Nothpfennig zurückzulegen, der ſie in den Stand ſetzte, einen Unglücksfall, er mochte herkommen woher er wollte, zu ertragen, und der, wenn die Noth nicht eintrat, reiner Gewinn war.

Indem Rec. hier abbricht, will er dieſes Buch allen denen empfehlen, welche Freude am Leſen fach- und geiſtreicher Schriften finden; denn zu dieſer Gattung gehört dieſes Werk in einem ſehr hohen Grade, und weit mehr, als man es von einem

Digitized by Google

Lehrbuche erwarten kann. Auch wünscht Rec., dafs die Vorlesungen über dasselbe gemeiner werden, aber freylich im Geiste und mit dem Geiste des Vfs.; und er ist fest überzeugt, dafs dadurch mehr Bescheidenheit im Urtheil, mehr Zufriedenheit mit dem Bestehenden, und mehr Anhänglichkeit an das Vorhandene hervorgebracht wird, als wenn das Positive mit Gründen, die die Probe nicht halten, als das einzig Mögliche, dargestellt wird. Was und wer zu viel beweiset, beweiset nichts.

PN.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Hartknoch: *Handbuch bey dem Studium der Harmonie* von *Heinrich Christoph Koch*, fürstl. schwarzburg-rudolstädtischem Kammermusikus. 1811. 472 gespaltene S. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

2) Rudolstadt in der Hof- Buch- u. Kunst-Handlung: *Versuch, aus der harten und weichen Tonart jeder Stufe der diatonisch-chromatischen Tonleiter vermittelst des enharmonischen Tonwechsels in die Dur- und Moll-Tonart der übrigen Stufen auszuweichen*, von *Heinr. Christ. Koch.* 1812. 64 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Mit Vergnügen bemerken wir auch in diesen Schriften des rühmlichst bekannten Vfs. die seltene Vereinigung von Kunsterfahrung und theoretischem Sinne, der, bey dem Gegebenen nicht stehen bleibend, den Fortschritten der Meister mit scharfem Auge folgt, und dabey die Gabe der wissenschaftlichen Mittheilung in einem den Musikern so seltenen Grade besitzt. Das erstere war der Grund, welcher den Vf., wie in der Vorerinnerung bemerkt wird, bewog, statt einer Umarbeitung seines beynahe vergriffenen ersten Theiles der Anleitung zur Composition, das Handbuch der Harmonie No. 1, auszuarbeiten. Besonders haben *Chladni's* Untersuchungen, und das freyere Fortschreiten in dem Gebrauche der dissonirenden Verbindungsarten der Töne einen Haupteinfluss auf das vorliegende Werk geäufsert. Der Vortrag desselben ist zwar ernst, aber ohne pedantisch, deutlich und lebendig, ohne spielend zu seyn, und erhebt sich dadurch, wie durch das fortschreitende Interesse, welches der Vf. selbst den trockensten Gegenständen zu geben sucht, über viele neuere Anleitungen dieser Art. Damit wollen wir jedoch nicht behaupten, dafs es dem Vf. geglückt sey, die für den Gebildeten, aber Uneingeweihten erwünschte systematische *Ordnung* der Lehrmaterien und *Präcision* in der Bestimmung der Begriffe überall erreicht zu haben. Wir wollen z. B. von der erborgten Definition in der Einleitung absehen; aber wenn der Vf. sagt, es werden zur Verfertigung neuer Kunstwerke (sollte heifsen Werke der Tonkunst) zwey von einander ganz verschiedene Fähigkeiten des Geistes erfodert, nämlich 1) Dichtungskraft, oder das Vermögen, ein schönes Tongemälde zu erzeugen, 2) die Fähigkeit, dieses Tongemälde in organischer Bildung schulgerecht zum Vortrage darzustellen; und wenn er dann diesem gemäfs die Tonsetzer den Contrapunctisten gegenüber stellt: so wird Jeder leicht einsehen, dafs dem Ausdrucke Dichtungskraft eine zu enge, dem Ausdrucke Contrapunctist eine zu weite Bedeutung gegeben worden sey; ohnehin aber die nähere Bestimmung des Letzteren noch nicht gegeben worden war. Übrigens sollte man eigentlich die letztere Fähigkeit mit der reinen *Setzkunst* oder Composition der Wortbedeutung gemäfs bezeichnen, wie man eben auch bey Werken der Malerey die Erfindung von der Composition und Anordnung unterscheidet. Dann gäbe es immer noch einen *ästhetischen* und einen *mechanischen* Theil der Darstellung. Der Grund, warum man dieses gemeiniglich verwechselt hat, ist, weil die Erfindung nur durch die *Darstellung erkannt* wird. Wir wünschten deshalb, der Vf. hätte seine eigene Bestimmung der letzteren Fähigkeit genauer betrachtet: so würde er theils gefunden haben, dafs vor der organischen Bildung das Schulgerechte verschwindet, oder vielmehr das Skelet in der organischen Bildung *verborgen* liegt, mithin die Correctheit der Schönheit der Darstellung stillschweigend untergeordnet ist, theils folglich jene zweyte Fähigkeit nicht „ein Gegenstand der Kunst sey, welcher gelehrt und gelernt (wie kann überhaupt eine Fähigkeit gelernt werden?) werden kann, und den man gemeiniglich den mechanischen Theil der Setzkunst nennt," sondern letzterer Theil auch nur einen *Theil* jener Fähigkeit der Darstellung betrifft. — Sonderbar ausgedrückt heifst es S. 7: „In der modernen (blofs in der modernen?) Musik spricht sich ein Tonstück bey seinem Vortrage durch zwey verschiedene, aber zusammen vereinigte Verbindungsarten des Kunstmaterials aus" — Harmonie und Melodie. Nicht ganz bequem rechnet der Vf. die Theorie des Rhythmus, welche auch die Lehre vom Takte umfassen würde, zur Theorie der *Melodie*. Auch möchten wir die Anführung mehrerer Definitionen für eine Sache in einem schriftlichen Unterrichte wenigstens nicht billigen. Dennoch vermissen wir gleich in der Einleitung die Anführung der übrigen *Bedeutung* von Contrapunct und besonders von Harmonie. Der Vf. scheint letzteren Ausdruck blofs in den oben angegebenen mehr praktischen und empirischen Bedeutungen zu nehmen, nicht aber als das auf Naturgesetz begründete Zusammenstimmen der Töne überhaupt. Die Gründe, warum die Theorie der Melodie eher als die der Harmonie studirt werden soll, haben uns keineswegs befriedigt. Vielleicht hätte man auch einen Abrifs der Geschichte und Literatur dieser Theorie in der Einleitung dieses Handbuchs erwartet.

Das Ganze ist in zwey Abtheilungen getheilt, von welchen die erstere, nicht ganz schicklich überschrieben: *Grammatik des Satzes*, von den gegenseitigen Beziehungen der Töne und ihrer Verbindung zu einer allgemeinen Tonfamilie, von den Tonarten, Tonleitern, Intervallen, Accorden, und der Verbindung einzelner Accorde, so wie auch anhangsweise von dem Gebrauche der Töne, welche nicht zur Harmonie (hier wiederum Harmonie in einer anderen Bedeutung genommen) gehören. Die zweyte, unverhältnifsmäfsig kürzere, überschrieben: *vom Contra-*

Digitized by Google

puncte, — (gleichſam die harmoniſche Syntax) —, handelt nach Erläuterung einiger Vorbegriffe vom Takte, von der Modulation u. ſ. w., welche zum Theil hätten vorausgeſetzt werden können, vom zwey-, drey- und vierſtimmigen Satze.

Übrigens haben wir für den Unterricht in der Harmonie ganz denſelben Wunſch, welchen wir auch immer für die Logik gehegt haben, und auf welchen der Vf. vielleicht bey einer zweyten Auflage dieſes Werks Rückſicht nehmen könnte, — den nämlich, daſs man ſich in dieſen Feldern, zwar einfacher, aber darum nicht *geiſtloſer*, oder überflüſſiger (vgl. S. 463 — 466) und nirgends vorkommender Beyſpiele bediene. Wie Manches, was nach den Regeln der Theoretiker für erlaubt gehalten wird, wird doch von keinem ächten Componiſten ſo gebraucht, oder iſt ſo widrigklingend, daſs man es wenigſtens nicht durch Beyſpiele fortpflanzen und das Ohr des Schülers daran gewöhnen ſollte, welches ſo leicht verbildet werden kann. Viel intereſſanter müſsten ausgewählte Beyſpiele aus claſſiſchen Werken ſeyn.

Daſſelbe Urtheil möchte Rec. über die Beyſpielſammlung No. 2 fällen, deren Werth und Nutzen er nicht einſehen kann. Er beklagt vielmehr die „angehenden Tonſetzer und Organiſten, oder Dilettanten, die ſich bey ihren muſikaliſchen Privatunterhaltungen auf dem Fortepiano gern mit der freyen Phantaſie beſchäftigen," und eine ſolche — Brücke *ſuchen*. Das Äuſsere dieſes Werkchens iſt vorzüglich.

M . . . s.

Carlsruhe, in Macklots Hofbuchhandlung: *Davids Erhöhung*, ein Schauſpiel in fünf Acten. Von *Albert Ludwig Grimm*. 1811. VIII u. 248 S. gr. 8. (18 gr.)

Dieſs merkwürdige Erzeugniſs eines, wie es ſcheint, jungen, aber vielverſprechenden Dichters iſt auf den Grund der heiligen Schrift gebaut. Wie David, Iſaïs jüngſter, in ſeiner Kindheit von Samuel geſalbter Sohn, von ſeinem Vater geſandt, zu ſeinen drey im Heere Sauls dienenden Brüdern mit Lebensmitteln kömmt; wie er dort von Saul Erlaubniſs erhält, den Zweykampf mit dem rieſenhaften Philiſter zu beſtehen, und nach Beſiegung deſſelben ſeinen Bund mit Jonathan ſchlieſst: dieſs iſt der in der Bibel gegebene Stoff zum erſten Aufzuge. Hinzugefügt vom Dichter iſt die Scene, worin David ſeinem Freunde eingeſteht, daſs er die ihm zum Siegeslohn beſtimmte Königstochter Michal ſchon längſt geliebt habe (vielleicht nach 1 Sam. 18, 20); ferner die Erzählung Jonathans S. 38. ff., und überhaupt deſſen Liebe zur Hanna, Davids Schweſter, deren in der Bibel gar nicht gedacht wird. — Im zweyten Aufzuge wird uns die Eiferſucht des auf ſein Heldenthum ſtolzen Saul gegen den ſiegreichen David vorgeführt, den er von nun an mannichfaltig verfolgt. Dazwiſchen ſchlingt ſich das (1 Sam. 18, 19 angedeutete) Verhältniſs Adriels mit der von David verſchmähten Merob, deren teufliſche Cabalen gegen David eben durch jene Verſchmähung und zugleich durch ihre einwirkende Eiferſucht begründet werden. Die Vereinigung Davids und Michals, die hiſtoriſch genommen in dieſen Aufzug gehört hätte (18, 27), iſt, der theatraliſchen Foderung wegen, bis zum Ende des Stückes verſchoben. Der dritte Act beginnt mit einer Scene zwiſchen Iſaï und Hanna, worin das Verhältniſs der Hanna zum Jonathan lebendig aufgeführt wird. Hieran knüpft ſich bequem die Verfolgung Davids durch Saul, und Davids Übergang zu Achis, die 1 Sam. 29, 6 — 11 erzählt wird. Im vierten und fünften Aufzuge iſt in Rückſicht auf den Stoff das Meiſte des Dichters Eigenthum, doch auch dieſes iſt an die wenigen hiſtoriſchen Begebenheiten geknüpft, welche die Bibel darbietet 1 B. Sam. 24, 1 — 19; 21, 1 — 9; 22, 17 — 18; 31, 1 — 4. Rührend iſt Davids Klage bey der Leiche des Saul, vor dem er nun nicht mehr ſeine Unſchuld rechtfertigen kann; aber Saul öffnet noch einmal ſeine Augen, und die letzten Worte der auf immer erblaſſenden Lippen ſind der Segen ſeiner geliebten, ihm nun auf immer verſöhnten Kinder. Davids Erhöhung beruht nicht allein auf ſeiner Ernennung zum Könige, ſondern wird in einem geiſtigeren Sinne von Iſaï in folgender ſchönen Schlufsrede ausgeſprochen:

So trifft des Samuels Verheifsung ein!
Du warſt ein Knäblein noch, und klein und kindiſch,
Und ſpielteſt mit den Lämmern auf der Weide.
Da trat der Richter Samuel zu mir,
Die Brüder ſah er alle forſchend an,
Dann fragt' er: „Sind das alle deine Söhne?"
Ich ſagte: „Nein, Herr, einer iſt noch übrig,
Ein Kindlein, das noch mit den Lämmern ſpielt."
Da ſprach er: „Lafs das Kindlein zu mir bringen."
Und als er dich erſah, da ſalbt' er dich
Aus ſeinem Ölhorn, einem König gleich,
Legt' dir die Hand' auf deine zarten Locken,
Sprach über dich ein fromm Gebet des Segens,
Und wandte ſich zu mir mit dieſem Wort:
„Freu dich des Kindes, Vater Iſai,
„Denn es wird einſt ein groſser König werden,
„Von Gott vor allen andern hoch geſtellt.
„Durch einen ſeines Stammes wird der Erden
„Groſs Heil entſpringen, Heil der ganzen Welt."

Die Anordnung der Scenen des ſo reichen Stoffes iſt durchaus trefflich und dramatiſch; die Charaktere ſind ſcharf gezeichnet, und mannichfaltig das ganze Stück durch gemiſcht. In der That gewähren, der unſtäte Saul, der heldenmäſsig kindliche David, der fromme, heifsliebende Jonathan, der gottergebene patriarchaliſche Greis Iſaï, der rechtliche Abner, die lautere Unſchuld der Hanna, die rein liebende Michal neben der teufliſchen Merob, und dem nicht viel beſſeren Adriel, ein eben ſo anziehendes als lehrreiches Gemälde, das durch ſeinen bibliſchen Urſprung eine noch höhere Weihe empfängt.

Die Sprache des Vfs. iſt edel, bis auf einige Weitläuftigkeiten, die eine zweyte Auflage tilgen wird. Daſs ſie häufig an Schillers Wallenſtein erinnert, wollen wir nicht zum Nachtheile geſagt haben, da unſer Dichter nie ſclaviſch nachahmt. Und welch ein ſchöneres Vorbild im dramatiſchen Stile hätte er zum Muſter erwählen können? X—y.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

P H Y S I K.

Tübingen, b. Cotta: *Zur Farbenlehre* von *Goethe*. Erſter Band. XLVIII und 654 S. Zweyter Band. XXVIII u. 757 S. 1810. gr. 8. Mit Kpf. (8 Rthlr. 12 gr.)

[Von zwey Recenſenten.]

Es iſt ein merkwürdiges Schauſpiel, wenn ein groſser Mann gegen einen andern auftritt und einen Rieſenkampf beginnt, dem die Menge nur in der Ferne ſtaunend zuſehen mag. *Goethe* und *Newton*, beide gleich unerreichbar, kämpfen nicht als einzelne Menſchen; das Innere und Äuſsere kämpft in ihnen und durch ſie. Der Sterbliche wagt ſich nicht in den Streit der Unſterblichen; aber wenn auch Götter einander gegenüber ſtehen: ſo bleibt es dem zuſchauenden Haufen erlaubt, Beyfall oder Tadel laut zu rufen, und dieſes Recht wollen wir uns nicht nehmen laſſen. Und wenn wir gewahr werden, daſs der Kampf ewig dauern würde, daſs die Kräfte der Streitenden gleich und unerſchöpflich ſind: ſo rufen wir ihnen Frieden zu. Auch hier fängt der geiſtige Kampf mit der Frage an: welches iſt das Urphänomen? wo ſollen wir anfangen, wo aufhören? Beantworten läſst ſich eine ſolche Frage nicht; es iſt Sache des Genies, den Ort zu finden, wo die Forſchung am fruchtbarſten anhebt; und wenn wir nur tief in den Gegenſtand eindringen, wenn ſich nur die Mannichfaltigkeit der Natur unſern unſeren Augen entwickelt: ſo mag es fürs Erſte gleichgültig ſeyn, ob die Forſcher zuſammentreffen, oder nicht. Die Geſchichte der Wiſſenſchaft lehrt, daſs man nur ſtill und ruhig ſeinen Gang gehen muſs; endlich erſcheint doch ein heller Punct, der allen Forſchern ein Ziel wird, wohin ſie ſtreben. *Goethe* fängt mit der Frage an: wie ſehen wir einen hellen oder dunkeln Gegenſtand auf ſeiner dunkeln oder hellen Unterlage? Es iſt das Sehen ſelbſt in ſeiner Totalität, welches den alles lebendig ergreifenden Forſcher leitet. Ihm iſt die dunkle Kammer, durch deren Öffnung nur ein Strahl dringt, die Zurüſtung mit Prismen, das kleinliche Meſſen der Winkel ein verwickeltes, zuſammengeſetztes ſpäteres Geſchäft, als der erſte heitere Blick in die groſse Natur. *Newton* miſst den Weg, auf welchem das Bild zu ihm kommt; er ſucht den Strahl ſo einzeln zu faſſen, als möglich iſt; er verdunkelt ſein Zimmer, um alles Fremde zu entfernen, ganz allein auf den Gegenſtand ſeiner Forſchung gerichtet. Es iſt gewiſs, daſs *Newton* durch alles Meſſen der Winkel nie dahin gelangt, zu lernen, wie der Sinn mit eigener Kraft das Bild ergreift; es iſt gewiſs, daſs *Goethe* leicht ungerecht gegen eine Beobachtung werden könnte, welche die Veranlaſſung zur Entdeckung der achromatiſchen Gläſer wurde. *Goethe* hat in dieſem Werke zuerſt einen wichtigen fruchtbaren Satz aufgeſtellt, der in das Innere des Menſchen ein helles Licht wirft, und den man als Geſetz des menſchlichen Geiſtes anſehen kann, dieſen nämlich, daſs der Geiſt überall Totalität fodere. Wenn man dem Auge das Helle bietet, ſagt er: ſo fodert es das Dunkele; bietet man ihm das Dunkele: ſo will es das Helle. Giebt man ihm das Blaue: ſo bringt es das Gelbe hervor; giebt man ihm das Gelbe: ſo erzeugt es das Blaue, um den ganzen Farbenkreis zu ſchlieſsen. Nicht bloſs den Gegenſatz (in kleinliche Gegenſätze die ganze Natur zu feſſeln, iſt das Geſchäft kleinlicher Menſchen), die Totalität verlangt der Geiſt, um in einer wiederkehrenden Linie das Ganze zu finden. So klingt auch das Licht, wie *Goethe* ſich ſchön ausdrückt, durch das ganze Farbenbild ab; die ganze Reihe der Erſcheinungen folgt einander im Geiſte, wenn eine verſchwindet. Dieſes Geſetz läſst ſich überall in unſerem Innern nachweiſen; es iſt für den Geiſt, was das Geſetz der Anziehung für die äuſsere Natur war. Liegt nicht das Weſentliche des Begriffs darin, daſs ein Merkmal nicht iſolirt, nicht als Merkmal eines Gegenſtandes gefaſst wird, ſondern daſs der Geiſt die Totalität der Gattung fodert, zu welcher das Merkmal als ſolches gehört? Iſt es nicht das Weſentliche des Urtheils, daſs in ihm das Verbindungswort mit Rückſicht auf alle möglichen Urtheile, bejahende, verneinende, allgemeine, beſondere, ausgeſprochen wird, daſs der ganze Kreis des Möglichen durchlaufen, gezogen wird? Das Thier ſcheint auch ein Urtheil zu haben, ein Analogon des Urtheils nannten es einige Philoſophen; es bringt wenigſtens dieſelben Erfolge hervor, als ob es geurtheilt hätte: aber nie ſpricht es ſein Urtheil aus, weil es ihm nur um den Erfolg zu thun iſt, nie um die Totalität der Urtheile, welche mit und durch das Ausgeſprochene gefodert wird. Das Auge des Geiſtes blickt nie auf einen Gegenſtand allein, es ſehnt ſich nach dem Ganzen, und ein beſtändiges Streben nach dieſem Ganzen iſt der Charakter deſſen, was wir in eigentlicher Bedeutung Geiſt nennen, was nur dem Menſchen allein und ausſchlieſslich eigen iſt. Ausſprechen muſste ſich dieſes Geſetz zuerſt in dem Geiſte, der dieſen Namen vor allen andern vorzüglich verdient. Was über die Art, wie der Menſch ſieht, eigentlich ſehen lernt, was über die mit Unrecht ſogenannten Geſichtsbetrüge und damit verwandten Ge-

Digitized by Google

genſtände geſagt wird, iſt das Beſte von Allem, was je Phyſiker darüber lehrten. Aber iſt der Zweck erreicht, das newtoniſche Syſtem zu ſtürzen? Wir zweifeln. Schon der Grundſatz, daſs Blau, und in gröſserer Vollendung Violet entſteht, wenn ſich das Helle über das Dunkele zieht, und ſo Gelb und in gröſserer Vollendung Roth, wenn ſich das Dunkele, Trübe hinzieht über das Helle, läſst ſich nach *Newton* ebenfalls erklären. Denn überall, wo Dunkelheit iſt, haben wir ein dunkles Zimmer, und durch brechende Mittel ſehen wir in einem Falle die untere Seite des Farbenbildes, im anderen die obere. Die farbigen Ränder, wo und wie ſie entſtehen mögen, laſſen ſich newtoniſch deduciren, und es iſt nur eine mathematiſche Aufgabe, dieſes in jedem Falle zu bewerkſtelligen. Man ſieht auch immer, wenn eine ſolche Erſcheinung durch Brechung Statt findet, neben dem Gelben den gefärbten rothen Rand, und neben dem Blauen den violetten Rand; auch ſieht man ihn, wenn man helle Gegenſtände durch ein convexes oder concaves Glas auf einem dunkeln Grunde betrachtet, wo es *Goethe* nicht angiebt. Selbſt das Gefärbte kann eine Art von etwas verfinſtertem Zimmer geben, und in dieſer Rückſicht farbige Ränder zeigen. Die Luft iſt blau; dieſe zarte Materie vermag nur die ſchwächſten Strahlen zurückzuwerfen, in dem alle anderen durchgehen, aber dieſe blaue Farbe ſehen wir nur in groſsen Maſſen, ſo wie wir die Farbe der Fernambuktinctur in zarten Röhren nicht mehr wahrnehmen. Die Sonne ſchickt durch ein dunkles Glas nur die ſtärkſten Strahlen, die rothen, durch. Und wenn wir dunkles Ebenholz durch trübe Gläſer, Flor und andere trübe Mittel anſehen: ſo wird es doch nie blau; eben ſo bekommt das reine Gelb durch ähnliche Mittel keine rothe Farbe. Wie nun, wenn der Mathematiker fragt, nach welchen Geſetzen die Verrückung des Bildes geſchehe, deren es nach *Goethes* Theorie der farbigen Ränder bedarf, um dieſe hervorzubringen? Wenn hier alſo eine Lücke bleibt, welche nur die mathematiſche Phyſik auszufüllen vermag: ſo werden wir es ihr danken müſſen, daſs ſie zugleich bey dieſen nothwendigen Unterſuchungen die Geſetze der farbigen Strahlen mit anzeigt. So wenig die mathematiſchen Geſetze ſagen können, wie wir das Sehen lernen: ſo können ſie doch allein uns lehren, unter welchen Winkeln Bilder erſcheinen, und Regenbogen ſtehen. Nur von ihr erwarten wir die Beſtimmung, wie mit dem verdoppelnden Kryſtall ſich die abgebildeten Puncte um einander drehen. Das Licht iſt körperlich, es hat ſogar ſeine Polaritäten, es will, wie die Körper, gemeſſen werden. Aber lieſse ſich nicht die reiche, fruchtbare *goetheſche* Anſicht mit den genauen *newtoniſchen* Erörterungen vereinigen, und könnte dieſe nicht dadurch von den Hypotheſen befreyet werden, welche ſich dem unbefangenen Forſcher als widrig ſchon ankündigen, daſs nämlich im Lichte nichts als kleine Bündel von Strahlen ſich befinden, und ein Bündel von ſieben Strahlen ein weiſses Bündel macht? Uns ſcheint es wohl. Alles Licht iſt urſprünglich ſich ſelbſt gleich, ein reines ungetrübtes Weſen. Aber es iſt noch immer materiell, obgleich die zarteſte Materie, und daher bewegt es ſich von einem Orte zum andern. Die verſchiedene Schnelligkeit, womit die Strahlen fortgehen, giebt die verſchiedenen Farben. Die brechenden Mittel, chemiſch auf das Mechaniſche wirkend, bringen erſt dieſe verſchiedene Schnelligkeit hervor, und auf dieſe Weiſe Trennung in das gleichförmige Licht. Es iſt hier nicht von einem überall verbreiteten elaſtiſchen Äther die Rede, der bewegt in Schwingung geräth, ſondern von einer Emanationslehre, die ſich aber auf verſchiedene Bewegungen gründet. In dieſer Rückſicht hat ſie die gröſste Ähnlichkeit mit der Lehre vom Ton. So wie das Ohr Accorde fodert, und dieſe im Abklingen der Töne hört: ſo fodert das Auge die Totalität der Farben-Accorde, und merkt beym Blauen und Violetten auf die Quinte deſſelben, auf das Rothe. So wäre die ganze prismatiſche Erſcheinung nur ein Abklingen des Lichts, und *Goethes* Theorie ſtände hier oben, indem ihr die *newtoniſche* dienſtfertig zu Hülfe käme, um Winkel zu meſſen, wie der Tonkünſtler Saiten zu meſſen hat. Wie der Wiederhall denſelben Ton zurückruft, ſo bleibt auch das gefärbte Licht nach Brechungen und Zurückſtrahlungen daſſelbe. Die phyſiſche Übereinſtimmung zwiſchen Ton und Farbe, welche man längſt geahndet, welche *Euler* heraus zu zwingen verſucht, und *Goethe* in ihrem innerſten Weſen durch den Ausdruck Abklingen angegeben hat, würde hiedurch eine pſychiſche werden. Der Streit zwiſchen dem Inneren und Äuſseren, der Dynamik und Atomiſtik, Philoſophie und Mathematik wird immer aufhören, wenn man eins dem anderen richtig zu Hülfe kommen läſst. Immer mag das Erſte oben an ſtehen; nur muſs man nicht vergeſſen, daſs überall das Zweyte zur Ergänzung und Berichtigung unſerer Anſichten folgen müſſe, und daſs Jenes ohne Dieſes nicht ſicher ſtehen könne. Dann wird der polemiſche Theil dieſes Buchs wegfallen, und die ſchöne Dogmatik bleiben, die hier in dem reinen, anſpruchloſen Gewande der ſchönſten Sprache auftritt. Doch man möge den Inhalt des Werks ſelbſt vornehmen, den ein anderer Mitarbeiter dieſer Zeitung geliefert hat. L. R.

Die vorliegende Arbeit zerlegt ſich in drey Theile: der erſte giebt den Entwurf einer Farbenlehre nach einigen Hauptgeſichtspuncten, beſonders dem *phyſiologiſchen*, *phyſiſchen* und *chemiſchen*, nach allgemeinem Umriſs und nachbarlichen Verhältniſſen mit anderen Lehren und Künſten, endlich nach ſinnlich-ſittlicher Wirkung der Farben und deren Bezug auf Schönheit und Ebenmaſs. Dieſer Theil iſt der eigentlich *didaktiſche* des Werkes. Der andere iſt *polemiſch*, und beſchäftigt ſich damit, die newtoniſche Farbenlehre in ihrer Quelle zu prüfen; ihr gegenüber, und ſtets im Angeſicht, das Natürliche hervorzuheben und gleichſam ſichtbar zu machen, wie es ſich von ſelbſt rechtfertigt, ſomit durch einen von der Zeit abgenöthigten Umweg, der jedoch wegen der ſtets dringender werdenden Foderungen der Natur zumal die bündigſte Beweisführung iſt, zuletzt zu beruhigen, und mit bewährter Kraft die natürlichen Lehren ſelbſt weiter zu führen. Der dritte Theil iſt

Digitized by Google

der *hiſtoriſche*, beſtimmt, von der einfachſten unmittelbarſten Anſicht der Farben, wir möchten ſagen von der vollen, aber annoch ſich unverſtändlichen Empfindung derſelben ausgehend durch die Vermittlung der Phantaſie, des Gedankens, des Begriffes, kurz der ganzen Entwickelungsreihe des Subjectiven bis zur reinen Objectivität in der Erkenntniſs der Farbe hinzuführen. Ein ſolches Anheben von der Fülle des Sinnes und Fortſchreiten durch alle Momente der Verwickelung bis zur Befreyung aus derſelben, zum Maſs und zu reiner Überſicht des Ganzen ſtellt alle Momente der Wiſſenſchaft ſelbſt dar, ſo daſs die wahre Geſchichte mit der Wiſſenſchaft eins und daſſelbe iſt. Obgleich nun dieſer hiſtoriſche Theil, wie er im zweyten Bande vor uns liegt, in der Vorrede beſcheidentlich eine bloſse Materialienſammlung genannt wird: ſo fühlen wir uns doch von der Einheit, welche gleichſam verborgen unter dieſen hiſtoriſchen Andeutungen und Ausführungen waltet, unwiderſtehlich angezogen, dieſelbe darzulegen, um zu dieſem Behuf vor allem dieſe hiſtoriſche Gallerie zu durchwandern, und die fortſchreitende Geiſtesentwicklung darin nach unſerem Vermögen aufzudecken, um in ſolcher Erwägung des ſich allmählich aufſchlieſsenden Sinnes für die ganze Naturwiſſenſchaft überhaupt, ſo wie der Erkenntniſs der Farbenerſcheinungen insbeſondere, zuletzt von der Nothwendigkeit überzeugt zu werden, wie ſehr man einer falſchen Lehre entgegenwirken, ſie von Grund aus vernichten müſſe, wenn es endlich damit Ernſt werden ſoll, der natürlichen Erkenntniſs ihre gebührende Wirkſamkeit zu verſchaffen. So gehen wir dann mit dem Vf. wirklich vereint in den Kampf gegen dasjenige, was durch die Zeugniſſe der Hiſtorie ſich als unnatürlich herausgeſtellt, und reinigen uns gleichſam hiedurch für die Auffaſſung der heiteren und natürlichen Lehre.

Die einfachſten Farbeneindrücke werden von dem kindlichen, d. h. hier höchſt aufmerkſamen Sinne ſogleich in den tiefſten Beziehungen aufgefaſst, ohne daſs man ſich noch darüber erklären könnte. Dieſe erſte friſche Empfindung drückt ſich aus als Freude oder Abſcheu, wird ſolcher Art in Dichtung und Geſtalt gekleidet, ſo wie im Schaffen und Wirken zu Tage gelegt. Dieſs Alles am meiſten, anhaltendſten und mit Religion bey ſtationären Völker, ſo zwar, daſs ihre Aufnahme und Behandlung nur von der höchſten Kunſtbildung, wo Mechanik zum verſtändigen Organ ſich erhebt, erreicht oder übertroffen wird. Eben ſo merkwürdig möchte die ſittliche Beziehung der Farben bey den früheſten Völkern ſeyn; wir haben in den indiſchen und perſiſchen Schriften Beweiſe genug hievon gefunden. Schon über die Auswahl der königlichen Farben, des Gelb und Orange der Sineſen, des Blau und Schwarz des indiſchen Kriſchna, des Purpurs bey den Vorderaſiaten, des Grün bey den Tataren u. ſ. w. lieſse ſich Mancherley bemerken. Hier wird das zwar vielfältig, aber ganz in den Mythus oder die Technik verwebt, bey den Morgenländern Vorkommende übergangen, und ſogleich bey den *Hellenen* begonnen, wo die Behandlung der Farbe als beſonderer Gegenſtand der Unterſuchung uns ſchon etwas Entſcheidenderes verſpricht. Vom *Pythagoras* beginnt die Betrachtung, und durchwandert zuerſt die altgriechiſche Literatur bis auf *Theophraſtus*. Beſonders bedeutſam hat uns das aus *Platon* Beygebrachte geſchienen; man erkennt hieraus am meiſten das Hindringen der alten Phyſik auf das Harmoniſche in den Farben, wie in anderen Dingen. Immer aber bleibt in einigen Namen der Farben, wie ſie im Timäos aufgezählt werden, etwas zurück, was annoch unerklärbar iſt, und weſswegen man andere Stellen zu Rathe ziehen muſs. Einer der bedeutendſten Ausſprüche, ganz elementariſch in der Farbenlehre, iſt der, daſs durch das Weiſse das Geſicht entbunden, durch das Schwarze geſammelt werde. Dieſer Satz iſt ſo oft unter anderer Geſtalt wieder erſchienen, bis er zuletzt von unſerem Vf. ſelbſt in reinſter Objectivität ausgeſprochen worden. Überhaupt können wir nicht eindringend genug bemerken, daſs der Timäos über Farbe wie über andere Naturerſcheinungen die tiefſinnigſten Lehren enthält, und uns gleichſam als der reinſte und innerlich vollſtändigſte Abriſs der ganzen Phyſik der alten Welt dienet. — Aus dem Fortgange der Betrachtung erhellet, wie nahe der rechten Bedingung des Urſprungs der Farbe Ariſtoteles geweſen: eben ſo der Umwandlungen, Steigerungen und Miſchungen. — In der beygefügten Rubrik: *Farbenbenennungen der Griechen und Römer*, wird jener oben bemerkten Unentſchiedenheit des Ausdrucks über Farben begegnet, und wir ſehen das hier Geſagte als einen ſchönen Anfang der Kritik an, wodurch bey genaueſter Vergleichung des überall Zerſtreueten endlich etwas ganz Entſcheidendes wird geſagt werden können. Was die *Römer* zu Ergründung der Farbenverhältniſſe geleiſtet, iſt ſo ziemlich in *Lucretius* und *Plinius* begriffen. Aus des Erſteren Gedicht über die Natur der Dinge iſt hier die ſchöne Stelle über die Farben nach der *knebelſchen* Überſetzung beygebracht, und was Plinius und etwa der Eine oder der Andere über die Malerey und das Colorit geſagt haben, findet man hier durch *Heinrich Meyer* in eine inhaltsvolle Geſchichte des Colorits verarbeitet, welche, wenn ſie gleich hypothetiſch genannt wird, dennoch eine ſo gründliche Vorarbeit bleibt, daſs die fernere Erforſchung dieſes Verſuches nicht entrathen kann. Denn das trockene Verzeichniſs des Plinius iſt hier zu ſchönerem Leben verjüngt.

Nun faſst die fortſchreitende Darſtellung die Beſtrebungen der alten Welt in der Farbenlehre in *eine* Betrachtung zuſammen. Wir müſsten zu ſehr ins Einzelne gehen, wenn wir alle die treffenden Bemerkungen, denen man hier begegnet, auszeichnen wollten. Insbeſondere haben wir das Wahre und ſo zart Gegriffene gefühlt bey den Äuſserungen (S. 113): „So entzückt uns denn auch in dieſem Fall, wie in den übrigen, am Plato die heilige Scheu, womit er ſich der Natur nähert, die Vorſicht, womit er ſie gleichſam nur umtaſtet und bey näherer Bekanntſchaft mit ihr ſogleich wieder zurücktritt, jenes Erſtaunen, das, wie er ſelbſt ſagt, den Philoſophen ſo gut kleidet.“ So, däucht uns, zeigt ſich überall das rechte Beginnen, aus dem etwas Vollendetes hervorgeht. Auch das

Digitized by Google

leuchtet aus diesen Bemerkungen hervor, wie Vieles den *wirksamen Alten* die Selbstthätigkeit des Auges, seine eigene Lichtkraft gegolten, die wir jetzt minder anerkennen, aber darum ihrem Zauber nicht weniger unterthan sind. Endlich wie die Alten alle die hauptsächlichsten Puncte, worauf es ankömmt, kannten, aber nicht dazu gelangen, ihre Erfahrungen zu reinigen und zusammenzubringen. Ihre eigentlichen *Versuche* gingen aufs Plastische, die mehr geisterhaften Erscheinungen der Farben wussten sie wohl zu fassen, aber nicht zu bannen und zu behandeln. Am tiefsten bewegten uns die Bemerkungen S. 121 über die Möglichkeit der vollständigen Durcharbeitung aller von den Alten vorbereiteten, von den Neueren weitergeführten Elemente der Kunst und Wissenschaft, welche, wie eindringend gezeigt wird, ungeachtet aller Verwirrungen der Gegenwart, uns Deutschen vor allen verliehen und aufbewahrt sey. — In einem Nachtrage wendet sich der Blick noch einmal auf die Römer und insbesondere auf *Seneca*, an dem sich zeigt, wie ungeachtet mancher erworbenen schönen Kenntnisse und ungeachtet der Gewandtheit, die insbesondere dieser Römer sonst an sich blicken läßt, und des zutrauensvollen Blickes über seine Zeit hinaus, er dennoch nicht aufhört Römer zu seyn, d. h. ein in engen Schranken Geborner, und mit dem Besitz der Welt Überfüllter, der niemals mit der Natur, von Anfang an, vertraut umgegangen nach Art der Griechen, sondern an ihren Begebenheiten hängt, und die Seltsamkeit derselben gern erspähen mochte. Übrigens möchte, was besonders noch von der Farbe nach römischem Sinne gesagt werden könnte, in den Dichtern zerstreut zu finden seyn. — Die Lücken von hier an bis zur Erwägung dessen, was das Mittelalter gewährt, sind mit Betrachtungen über das Edele, Menschliche, überhaupt Erfreuliche, was uns aus allen, auch den dunkelsten Zeiten entgegentritt, trefflich erfüllt; insbesondere haben uns die Blicke auf die grossen Epochen des Werdens und Wirkens in der Universalgeschichte angezogen, wie denn hier ein für allemal bemerkt werden muss, dass uns dergleichen weit über das Einzelne der Farbenlehre Hinausreichende in diesem Werke keineswegs wundern, sondern erquicken und befriedigen wird; sobald wir erwägen, was der Vf. S. 107 sagt: „Wie Jemand über einen gewissen Fall (hier die Farbe) denke, wird man nur erst recht einsehen, wenn man weiss, wie er überhaupt gesinnt ist. Dieses gilt, wenn wir die Meinungen über wissenschaftliche Gegenstände, es sey nun einzelner Menschen, oder ganzer Schulen und Jahrhunderte recht eigentlich erkennen wollen. Daher ist die Geschichte der Wissenschaften mit der Geschichte der Philosophie innigst verbunden, aber eben so auch mit der Geschichte des Lebens und des Charakters der Individuen, wie der Völker.“ So finden wir denn gerade in der Erwägung dieser, für alle Wissenschaften dunkeln Zeiten vom Vf. die klarsten Vorschriften zur Ergründung des tief Verborgenen in Natur und Geschichte gegeben, und wenden uns nun mit ihm zur Schätzung des aus dem Alterthume dieser Zeiten Überlieferten, welches als weit über die unentwickelte Kraft der Zeit hinausragend mit der vollen Gewalt heiliges Ansehens auf dieselbe wirken musste — der *Bibel*, dann des *Platon* und *Aristoteles*. Wie sehr erfreulich ist es in unseren Tagen, wo fast Alles auf die entgegengesetzten Seiten entweder des Verständigen, Kritischen, oder des Phantastischen, Schwärmerischen allzusehr neigt, zwey der besten Männer, *Goethe* und *Johannes Müller*, in wahrer Schätzung der für alles Menschliche so bedeutungsvollen Schriften des alten und neuen Bundes übereinstimmend zu finden! Wenige haben den Einfluss derselben auf die Erziehung der Völker so tief eingesehen, und so überzeugend dargestellt. Auch den Einfluss Platons und Aristoteles haben wir sonst nirgends mit *der* Bestimmtheit angegeben gefunden. Eben so wird die Gewalt der Autorität überhaupt erwogen; wie der Mensch sich benimmt, während sie herrscht, und wie er zuletzt, ihr auszuweichen strebend, ins Extreme geht. Dieses Schwanken der Entwickelung zeigt uns die *Geschichte des Mittelalters* im Grossen, und wir möchten sie schon darum die *romantische* Zeit, das grosse *Helldunkel* der Geschichte überhaupt nennen, darin die hellsten Lichter im tiefsten Dunkel glänzen, von ihm wieder verschlungen werden, die kaum beginnenden Wege bald wieder plötzlich abbrechen, dann aufs neue aus eigener Kraftaufregung aufgefunden werden sollen, und zuletzt unter den Füßen ausgleiten, bis der Geist endlich die Selbstständigkeit gewinnt, in diese Verwirrung sich zu finden, und das in jener lebensschwangeren Zeit tausendfach Angeregte, Begonnene, scheinbar Verlorene, fest zu fassen und zu vollenden.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Unger: *Vierstimmige Gesänge ohne Begleitung, zur Belebung gesellschaftlicher Unterhaltung*, componirt von *Adolph von Lehmann*. 1stes Heft. (Mit bunter Capsel, auf welcher der Kanon, welchen das erste Stück ausmacht, abgedruckt ist.) Quer 8., jede Stimme 13 S. (20 gr.) Ein neuer Zuwachs von wenigstens fünf guten vierstimmigen Gesängen, für welche die Freunde dieser schönen, geselligen Unterhaltung dem Herrn v. L. dankbar seyn werden. Wir rechnen nämlich den Kanon Nro. 1 ab, welchen die Schwierigkeit der Declamation etwas drückt, und Nro. 5 (überschrieben „die Alten waren keine Narren“), bey welchem Stücke die Langweiligkeit der componirten Prosa den Tonsetzer herabgezogen hat. Im Übrigen erblickten wir überall einen richtigen fliessenden Satz und Kenntniss der Stimmen. Den einzelnen Stimmen ist eine Übersicht beygefügt, welche auch als Clavierauszug brauchbar ist. Das Äussere ist sauber. M...s.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHYSIK.

Tübingen, b. Cotta: *Zur Farbenlehre* von *Goethe*. I. II. Band. u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Mit Vergnügen sehen wir aus dieser Dunkelheit den *Rogerius Bacon* gleich einem aufgehenden Stern uns entgegenleuchten. Was an dem Manne selbst und dessen Eintritt in seine Zeit merkwürdig ist, wird (S. 148 — 164) sehr befriedigend aufgeführt. Die Wichtigkeit desselben für die Geschichte der Naturwissenschaft, so wie die Köstlichkeit auch der kleinsten von seinen Schriften, haben wir an dieser Stelle treu und sinnvoll beachtet gefunden. B. hat auch in die Farbenlehre tiefe Blicke gethan, nicht selten zwar ganz nach dem Vorbilde der damals herrschenden Meister des Alterthums, aber dennoch mit eigener Kräftigkeit, welche uns in diesen Zeiten gährendes Geistes auch in anderen und auf Anderes gerichteten Männern, z. B. in *Peter Abälard*, so gross anspricht. Uns ist dieser *Rog. Bacon* oft wie ein Prophet erschienen, der aus anhaltender Vertraulichkeit der Natur weissagt, was des Menschen Kunst noch zu Tage bringen wird; dann wieder tritt er uns, gefangen von seiner Zeit und deren besonderer Entwickelungsstufe, wie ein in Geheimniss gehüllter Priester Ägyptens mit Hieroglyphen und Symbolen entgegen, um durch die deutungsvollen Zeichen der Mathesis auch das tiefer gelegene Geistige zu bezeichnen, was annoch nicht verstanden, aber von ihm insbesondere zart und tief gefühlt wurde. Es wäre wünschenswerth, dass wir überhaupt von den Früchten jener stillen, einsamen Klosterstudien im Mittelalter eben so geistreiche Notizen hätten, wie die hier von *Bacon* gegebene ist. Haben die damals mitlebenden jene mit der Natur vertrauten, ja oft von ihr ganz überwältigten Männer, wie das furchtbare Geheimniss und den Zauber der Natur selbst mit Erstaunen, nicht selten mit Abscheu angesehen: so sollten wir uns um so mehr bemühen, an dem Studium derselben unsere Einsicht zu üben, und was in früherer Zeit dunkeles Gefühl bleiben musste, nun zur Klarheit zu führen. Hiedurch allein dürfte erkannt werden, auf welche Weise diesen mittleren Zeiten der Schrecken zuerst, dann die Lust am Geheimniss gekommen, und wie man weiter unruhig dahin gewirkt, das Geheimniss so offenbar als möglich zu machen. Übrigens ist ausser den wenigen Beobachtern, welche man in dem Zeitalter *Bacons* findet, von Licht und Farbe selten absichtlich die Rede. In den Lebensaltern, wo die Factionen alle noch in einer gewissen Fluctuation sind, lebt, athmet, sieht, hört und empfindet man überhaupt, ohne Vieles darüber zu bemerken oder zu reden; am liebsten spricht sich dann die Empfindung in Bildern aus, und so sind in den Dichtern damaliger Zeit, besonders den Minnesängern, oft ganz herrliche Blicke in die Farbenwelt geschehen, wovon wir manches Beyspiel aufzuführen wüssten. Es scheint uns überhaupt das Studium der Dichter nicht allein dieser, sondern aller natürlichen Zeiten im Betreff der Farbe äusserst wichtig: denn wir finden in ihrer gemeinsamen Überzeugung vom Gegensatz der Farben die Beruhigung, deren die Einsicht nur dann sich zu erfreuen hat, wenn sie mit der unbefangenen Empfindung übereinstimmt.

In das 16te Jahrhundert treten wir mit dem frohen Vorgefühle erhöheter Wirksamkeit der Geister ein. Durch alte Literatur uud Sprachkunde sehen wir auch die Farbenlehre gefördert. Wir finden (S. 173 ff.) das Büchlein des *Thylesius de coloribus* in der Ursprache abgedruckt, worin ein redliches Bestreben, die Alten zu verstehen, und ihre Aussagen von den Farben aufs Reine zu bringen, unverkennbar ist. Ferner lernen wir *Portius* als Übersetzer und Herausgeber der theophrastischen Schrift von den Farben kennen, endlich den *J. L. Scaliger*, der solche kritische Untersuchungen über die Ansichten der Alten von Farben und insbesondere Farbenbenennungen für diese Zeit abschliesst, und zur Erläuterung des *Thylesius* dient. Zu dergleichen historischen Studien und Ansichten trat nun, ihnen Anfangs geradezu entgegenwirkend, und in den meisten Dingen völlig polemisch, die auflebende Chemie und mit ihr als seinem vorzüglich geübten Organ *Paracelsus*. Wer seine Schriften genau kennt, wird wissen, dass, obgleich auch die Farbe bey ihm überall vom Schwefel und dessen Verhältnissen zu Mercur und Salz abhängt, dennoch ausser dieser besonderen Weise von Erklärung sehr vieles Herrliches, das Gemüth aufs innigste Ansprechendes über Licht und Farbe von ihm gesagt worden ist. Besonders möchten wir aufmerksam machen auf die Art, in welcher bey *P.* die Farbe als Signatur der Dinge genommen wird. Wir haben (nach S. 206) über diesen Mann noch Manches zu erwarten, und wollen hier nicht vorgreifen. So wahr (S. 207) das Urtheil über die *Alchymie* im Allgemeinen und als ein *bestimmtes Kunstbestreben* ist, dass sie nämlich „ein Sprung sey von der Idee, vom Möglichen zur Wirklichkeit, eine falsche Anwendung ächter Gefühle, ein lügenhaftes Zusagen, wodurch

Digitized by Google

unſeren liebſten Hoffnungen und Wünſchen geſchmeichelt wird," und ſo monoton auch dergleichen Unweſen von den Meiſten bis zum Ekel getrieben wird: ſo können wir doch nach vielfachen und höchſt ermüdenden Studien dieſer Sache nicht umhin, von einigen Alchymiſten, wie z. B. *Baſilius*, *Valentinus*, *Raim. Lullus* (beſonders in deſſen Experimenten), dann auch von *J. P. Faber* mit Achtung zu ſprechen, und eben für die tiefſte Empfindung der Farben-Verhältniſſe Bedeutendes in ihren Schriften zu finden. Hier iſt nicht der Ort, davon zu reden. Dieſs wird nächſtens unter vielen anderen Beleuchtungen des Myſtiſchen in der Erziehung des Menſchengeſchlechtes in einer eigenen Schrift geſchehen.

Es ſcheidet ſich nun immer ſchärfer die alte und neue Zeit, und es wird klarer, daſs, je mehr die Menſchen ſelbſt thätig werden, und neue Naturverhältniſſe entdecken, das Überlieferte an ſeiner Gültigkeit verliere, und ſeine Autorität nach und nach unſcheinbar werde. Dieſs wird auffallend genug an den Entdeckungen gezeigt, welche von nun an ſich drängen. Aber die Scheidung aus dem Chaos der Mittelzeit ging langſam, und ſo fand auch die Farbenlehre meiſtens nur in allgemeinen Betrachtungen über Naturerſcheinungen ihre Stelle. Vor Vielen begegnet uns *Bernardin Teleſius*, welcher gegen die ariſtoteliſche Gewohnheit den durch das All greifenden Gegenſatz nach Art der eleatiſchen Schule aufgriff, und denſelben auch auf die Farben anwandte. Der Vf. bedauert, das beſondere Büchlein *de colorum generatione* nicht geſehen zu haben. Wir möchten nach der craſſen Weiſe, wie Teleſius, Pomponatius u. A. der damaligen Zeit die Lehren der Alten erneuerten, aber nicht erfriſchten, faſt bezweifeln, ob ſich in jenem Büchlein etwas Bedeutendes finde. Freylich wäre ſchon genug, wenn die Farben auf den Gegenſatz des Warmen und Kalten richtig vertheilt wären, was indeſs dem natürlichen Gefühle nach ſchon nicht wohl anders ſeyn kann. Nun folgt *Cardanus*, ein Mann, der in Allem, womit er ſich befaſste, eine intereſſante Seite zeigt, voll Seltſamkeit, tiefes Blickes und Verwirrung, doch ſelten ohne eine die Wiſſenſchaft mächtig fördernde Gewalt des Geiſtes. Man lernt an ihm mehr als an vielen Anderen *ſich zurecht finden*. S. 220 ff. wird *Bapt. Porta* ganz der groſsen Bedeutung gemäſs, welche deſſen Bemühungen für ſeine Zeit hatten, behandelt, und hiebey über das Weſen und den Urſprung der *Magie* eindringende Bemerkungen mitgetheilt, welche man ja nicht überſehen möge, wenn ſie gleich nur fern andeutend ſind, und mehr ans Negative grenzen. Bey Würdigung des *Bacon von Verulam* und ſeines vielverheiſsenden, anregenden, anſprechenden, aber nichts vollendenden Weſens freuen wir uns der gänzlichen Übereinſtimmung mit dem Vf. Der ganze Abſchnitt vom 16ten Jahrhundert ſchlieſst ſich mit einigen Grundzügen deſſelben, daſs es nämlich in ſeiner erſten Hälfte eine hohe Bildung gehabt, welche aus Gründlichkeit, Gewiſſenhaftigkeit, Gebundenheit und Ernſt hervorgegangen, und nicht leicht wieder in gleicher Höhe zu erringen ſey. Dabey herrſche in ihm noch das lebhafte, fördernde Ineinandergreifen von Autorität und Selbſtthätigkeit. In der zweyten Hälfte wird der Freyheitstrieb gewaltiger, und der Proteſtantismus gegen alles was bisher gegolten, umgreifender. Bacon ſpricht das alles nur aus, und jeden tüchtigen Mann ſehen wir nun ferner ſich und die Natur verſuchen, und durch jeden von ſolcher Art wird ſeine Zeit auf eine gewiſſe Weiſe in Schwingung geſetzt. So ein eigener Mann war *Galilei*, der bewies, wie *ein* Fall für Tauſende entſcheidet. Die Farbe ſelbſt ſcheint ſeinem conſtruirenden Geiſt zu weit abgelegen zu haben. Wahrhaft erquickt haben wir uns an dem freundlichen Bilde von *Keppler* (S. 247) — ſo müſste man überall den Menſchen ins Gemüth dringen, wenn eine treffende Geſchichte der Wiſſenſchaften, gerecht gegen jede Zeit, zu Stande kommen ſollte. Seine Bezeichnung der Farbe als *Lux in potentia* ſcheint uns (beſonders da er auch die Stelle ihrer Erzeugung zwiſchen Licht und Dunkel angiebt) ſehr bedeutungsvoll gewiſſermaſsen die *lebendige Intention zur völligen Verklärung in einer jeden Farbe* anzugeben, und es lieſse ſich durch manche Stellen ſeiner Schriften belegen, wie er bey der Farbe und anderen Naturerſcheinungen überall dieſes ſtufenweiſe ſich entwickelnde Beſtreben der Dinge zur Offenbarung im Sinne gehabt. — Bey Erfindung des Fernrohrs drängte ſich Alles, an deſſen Verbeſſerung zu arbeiten; die Geſetze der Refraction, vorher meiſt nur empiriſch beſtimmt, wurden genauer unterſucht. *Snellius* nähert ſich dem gegenwärtig allgemein bekannten Geſetz; jedoch ſprach er es nicht unter dem Verhältniſs der Sinus des Einfalls- und Brechungs-Winkels aus. *Antonius de Dominis* thut ſehr richtige Blicke in die Lehre von der Verdunkelung des Lichtes zur Farbe, und nächſtdem einen groſsen Schritt zur Erklärung des Regenbogens. *Aguilonius* giebt ein ziemlich richtiges Farbenbild, betrachtet aber die Gewalt des Lichten und Finſteren zu ſehr und faſt allein pathologiſch. Nun, nachdem durch eine heitere Erklärung von der bey vielen Schriftſtellern dieſer Zeit beſprochenen Intentionalität der Farben (S. 267 ff.) eine gar ſchickliche Gelegenheit gefunden wäre, hätten wir gewünſcht, etwas von dem tiefen Farbengefühl und der Licht- und Flammen-Luſt des *Jordano Bruno* (z. B. *de minimo* c. 1.) zu vernehmen; eben ſo von den zwar *ſehr ſubjectiven*, aber doch bedeutſamen Eröffnungen *J. Böhme's* über die Farben (Sign. R. 14. 10. Myſt. m. 1, 6. Ird. und himml. Myſt. 7, 3. 4. 5. 6. 7. Sign. R. 11, 43 u. a. a. O.), von letzteren beſonders wegen der ſinnlich-ſittlichen Bedeutung der Farben. Von *Carteſius* wird mit völlig entſchiedener Wahrhaftigkeit geſprochen. Bey vielem Verdienſt um den Regenbogen fühlt man in allen ſeinen Arbeiten nur allzu ſehr den Mangel des Lebens, daher ſeine lahme Einbildungskraft ſich allerwärts an Häkchen und Handhaben feſthält. Überhaupt wird man bey der durch ihn vorzüglich vorbereiteten Sucht, alles durch Bewegung zu erklären, bemerken, wie ſich die Sinne allzu ſehr vermiſchen und verwirren. Auf ihn hat ſich der craſſeſte Materialismus franzöſiſcher Atomiſtik und Handgreiflichkeit gebauet. Ganz anders finden wir es bey *Athanaſius*

Digitized by Google

Kircher, der, weniger Willens, aus eigenem Gedankenwerke die Natur zu bauen, sie vielmehr fleifsig beobachtet in Gemeinem und Wunderfamem, wie es vorkommt. Er erkennt die rechte Weife, die Farben abzuleiten, und ift reich an den herrlichften Bemerkungen über diefelben, wie fchon der hier gegebene Auszug feines Werkes: *Ars magna lucis et umbrae*, beweift. Man könnte denfelben verdoppeln, und das Gute, Brauchbare wäre noch lange nicht erfchöpft. Überhaupt ein in Fleifs und Aufmerkfamkeit feltener Menfch war diefer Ath. Kircher, freylich nach Art der guten alten Zeit zum Glauben geneigt; aber davon läfst fich eher wegnehmen, als hinzuthun. Man wird von nun an immer mehr dem Technifchen geneigt, und kann vor Freude über die täglich anwachfenden Entdeckungen nicht fertig werden mit Kunftftücken und Wunderthaten, die man mit fteigendem Selbftgefühle fich zumifft, und bald alles Geheimnifs mächtig zu werden wähnt; indefs daffelbe nur eingefperrt wird, um bald unverfehends mit all feiner Wundergewalt die mühfamften Künfteleyen zu verderben, und die grofsfprecherifchen Lichter auszulöfchen. Der Materialismus war nun unvermeidlich, auch zeigt er fich bald in der Lehre vom Licht und den Farben. So ift dann auch nicht unbegreiflich, wie nun allmählich von Farben als Beftandtheilen des Lichtes die Rede kommt. *De la Chambre* fchiebt und fchreibt Alles dem Lichte zu, um Alles wieder von ihm zu fodern, indeffen jene alte und von Kircher befonders aufgegriffene Lehre vom Gegenfatz fich noch erhält, bis fie von *Newton* verdrängt wird. Die Schwächung des Lichtes konnte man zwar nicht umgehen; aber die Natur des Schattens wurde nicht mehr erwogen, man hatte ihn ja fchon fo fehr befiegt. Man hatte fich fchon fo fehr gewöhnt, von einer behandelbaren Subftantialität des Lichtes zu reden, dafs *Ifaac Voffius* auch die Anfichten, welche er aus der Alchymie geholt, die Farbe nämlich als Signatur innerer Thätigkeit zu betrachten, als Steigerung zum Lichte durchs Verbrennen und als Sinken ins Dunkel durch die Auflöfung, nicht benutzte, vielmehr den Schlufs hieraus zog, dafs *alfo* im vollen Lichte *alle* Farben feyen. Er ift fchon früher als eigentlicher Vorläufer *Newtons* angefehen worden. Mit *Grimaldi* beginnen die *Leiden des Lichtes* unter den Menfchen *ftatt des früher anerkannten felbftthätigen Kampfes*. Er zerrt, quetfcht, zerreifft, zerfplittert das Licht und quält es mannichfach, um ihm Farben abzugewinnen Diefe Leiden fteigen, wie der Mechanismus herrfchender wird. Durch *Boyle*, einen Mann von Treue und Aufmerkfamkeit für die Natur, aber ganz in der Zeit gefangen, werden diefe Leiden von anderer nicht fo innerlich zerftörender Art — das Licht wird von Façetten und Rauhigkeiten der Oberfläche zurückgeworfen. Auch *Malebranche* will das Licht durch die Bewegung faffen, und neigt befonders zum Vergleich mit den Schallfchwingungen. Überhaupt beliebt man in diefer und der nun folgenden Zeit immer mehr *die Natur wie ein mechanifches Product menfchlicher Kunft* anzufehen, *was, fo barok es erfcheint, doch eine tiefliegende Bedeutung hat* — es war diefer Anficht auf diefen Stufen nicht auszuweichen. Ganz klare Beobachtung ift bey aller Wahrhaftigkeit in vielen Naturforfchern diefer Zeit etwas Seltenes. Um fo achtbarer ift *Nuguet*, der zuerft die prismatifchen Farbenerfcheinungen richtig ableitet. Sein ganzes Syftem wird hier (S. 332) mitgetheilt und feine wahren Einfichten von den falfchen und unzulänglichen gefondert. Wie natürlich, machte der Mann auf feine Zeit wenig Eindrücke, er war ftill und ruhig bey der Wahrheit einfacher Beobachtung, indefs die felbft gemachte Meinung immer laut hervortritt, und Alles überfchreyet — diefs um fo mehr, je gröfsere Anftrengung das Selbftmachen der Meinungen koftet. — S. 346 finden wir noch einige Nachholungen, — dann folgt nach einer kurzen Einleitung, woraus zwar die Unficherheit, aber doch der Vorzug richtiger Gefühle in der praktifchen Farbenbehandlung für diefe Zeiten fich ergiebt, die Gefchichte des Colorits feit Wiederherftellung der Kunft von Hn. Hofrath *Meyer* — ein ganz köftlicher, hier jedoch keinen Auszug geftattender Aufftatz, der durchaus gelefen werden mufs. Es beginnt nun das achtzehnte Jahrhundert, und damit die merkwürdige Periode von *Newton* bis *Dollond*. Zugleich wird es wichtig, die *londoner Societät* kennen zu lernen. Ihr Anfang verliert fich ins Dunkel. Die Unruhe der Zeit hat uns Vieles entrückt. In der allgemeinen Bewegung des politifchen Lebens fuchte man im Stillen Troft an der Natur; früher fühlte man fich nicht hiezu gedrungen, da das Leben noch allzu viel mit fich felbft zu fchaffen hatte. Mit dem Frieden mufste auch die neue Liebe für die Naturwiffenfchaft wachfen; doch verlangte der praktifche Sinn allzu frühe nach dem Brauchbaren, und fo konnte bey dem durch Bacon bemerklich gemachten Gefühl des Endlofen in der Natur nicht fo bald ein fefter Überblick gewonnen werden. Man fchweifte planlos, ergriff bald diefs bald jenes. Vieles mufste fo entgegen kommen, noch Mehreres überrafchte den unvorbereiteten Geift, der fich nun, wie man in den philofophifchen Transactionen ficht, zwifchen der bey der Societät angenommenen Scheue vor der Theorie und dem angeborenen Drang zu erklären oft gar wunderlich durchhalf. Vieles wurde angeregt, aber nach Art der *Silva filvarum* des Bacon: man *verfuchte bald Gott und die Natur*, aber es kam weniger zur Vollendung, zum Abfchlufs in Principien. *Hook* erfcheint als geiftreicher, unterrichteter, gefchäftiger, aber zugleich eigenwilliger, unduldfamer, unordentlicher Secretair und Experimentator. Nun tritt *Newton* auf, und geht äufserft rafch zur Vollendung der Lichtzerfetzungslehre vorwärts, wie fich denn bey fchwankenden Meinungen diejenige alsbald in ihrer Art vollendet, welche von dem eigenfinnigften Geifte gehalten wird. Wir machen hier mit dem Vf. (S. 410) auf den Grundfehler *N's.* — das Leugnen vom Einfluss der Grenze bey der Farbenerzeugung — aufmerkfam. Es ift diefs die Hauptfache, mit deren Erläuterung die newtonifche Lehre ftehen oder fallen mufs, welches letztere jetzt durch unferes Vfs. Entwurf der Farbenlehre

Digitized by Google

hinlänglich erwiesen, ja man darf sagen, nach den Hauptpuncten abgeschlossen ist. *N.* hat Viele dadurch für sich gewonnen, dass er die oft für unstät und gesetzlos gehaltenen prismatischen Farben mit entschiedener Haltung als gesetzmäßig erklärte, wofür man ihm Dank schuldig ist; aber die Behauptung des Gesetzmäßigen in einer Erscheinung ist noch nicht die wahre Erörterung des Gesetzmäßigen selbst nach seinen innerlichen Bedingungen. Der innere Reichthum des Lichtes, seine Farbenfülle kann gefallen, mag sogar, recht behandelt, etwas Poetisches haben: aber allzu reich macht arm, und unterwirft endlosen Leiden, wie denn das Licht nie mehr gelitten, als da man es *innerlich* trübte, und dabey doch Alles so hell machen wollte. Wenn die Dunkelheit nichts Wesentliches bey Erzeugung der Farben ist, wodurch sollte denn jemals das Licht bewogen werden, anders denn als Licht — nur in verschiedenen Graden der Stärke — zu erscheinen? Was jedoch noch auf keine Weise Farbe zu nennen ist. Aber gerade ein solcher Schein hat die Meisten verführt, und *N.* selbst rannte sich fest darin, und wurde sophistisch. — Dieser Gegenstand, als der wichtigste in Beziehung auf den polemischen Theil, wird hier sehr ausführlich und gründlich behandelt. Es wird dann weiter gezeigt, wie *Lucas* gründliche Einwendungen beseitigt worden, wie man sich im Falschen mehr und mehr verhärtete. *Mariotte* fasst die Sache gegen *N.* auf, kommt der Wahrheit nahe, bemerkt genau die zwey Reihen der Farben, aber kann sich von dem solidificirten Lichtstrahl nicht losreißen. Seiner wird wenig geachtet. *Desaguliers* tritt gegen ihn und *Rizetti* auf, welcher ebenfalls das Wahre in mancher Hinsicht getroffen. *Newtons* Lehre siegt — sein unbeugsamer Charakter drückt ihr das Siegel auf. Hiebey ganz ins Innerste dringende Bemerkungen *über Charakter* und *Charakterlosigkeit*, den tiefen Eindruck, welchen Consequenz auf den mit ihr Begabten selbst sowohl als auf die Anderen macht, und über die Individualität der Engländer im Ganzen; dann, was die ersten Schüler und Bekenner *N's.: Clarke*, *s'Gravesand*, *Muschenbroekh* u. A. gethan.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Hamburg*, b. Bachmann u. Gundermann: *Entwurf gemeinnütziger Kenntnisse für Landschullehrer* von *Johann Georg Reyher*, Dr. u. Prof. der Arzneykunde in Kiel. Erster Band. Die Naturlehre. Auch unter dem Titel: *Entwurf einer Naturlehre für Landschullehrer* etc. 1804. XVI u. 184 S. 8. (20 gr.) Der Vf. will in vier Bänden einen Entwurf gemeinnütziger Kenntnisse für Landschullehrer liefern, wovon der erste Band die Naturlehre, der zweyte die Naturbeschreibung, der dritte die allgemeine Kenntniss des menschlichen Körpers, die Gesundheitslehre und die Lebensordnung mit den ersten Vorkehrungen bey plötzlichen Unglücksfällen, und der vierte die ökonomische Technologie enthalten soll. Der vor uns liegende erste Band enthält die Naturlehre. Der Vf. handelt im I Abschn. in 15 §§. von den allgemeinen Eigenschaften der Körper; darauf trägt er in der 1 Abth. die Lehre von der Stereometrie in 4 §§., in der 2 die Lehre von der Chemie in 12 §§., in der 3 die Lehre der Mechanik, Hydraulik und Hydrostatik in 15 §§. vor. Im II Abschn. redet er zuerst in 3 §§. vom Weltgebäude überhaupt, handelt darauf in der 1 Abth. von der Sonne in 5 §§., in der 2 vom Monde in 4 §§., in der 3 von Kometen, Planeten und Fixsternen in 3 §§. Im III Abschn. wird von der Erdkugel, in sofern sie als ein Planet betrachtet wird, in 11 §§. geredet. Im IV Abschn. wird zuerst von der physischen Erdbeschreibung überhaupt gehandelt, und darauf in der 1 Abth. die natürliche Beschaffenheit des Erdkörpers in 5 §§. beschrieben. Die 2 Abth. handelt von den Eigenschaften und Erscheinungen einiger Körper, die sich überall auf unserer Erde finden. In der 1 Unterabth. ist von der Lichtmaterie in 10 §§. die Rede. Die 2 handelt von der Wärmematerie in 15 §§. In der 3 wird die elektrische Materie in 7 §§. näher beschrieben, und in der 4 ist vom Wasser in 6 §§. die Rede. Die 3 Abth. handelt von der Beschaffenheit und den Eigenschaften der Luftmasse, welche unseren Erdkörper umgiebt, überhaupt in 2 §§. In der 1 Unterabth. wird von den physischen Eigenschaften der Luft in 10 §§. geredet. Die 2 handelt von den chemischen Eigenschaften der Luft in 10 §§., die 3 von der Materie in 20 §§.

Rec. ist überzeugt, dass einige physikalische Kenntnisse dem Landschullehrer unentbehrlich sind, damit er theils sich selbst von den unter den Landleuten so gewöhnlichen abergläubischen und lacherlichen Meinungen frey erhalten, theils ihnen auch in seinem Wirkungskreise entgegenarbeiten könne; er giebt auch gern zu, dass eine Naturlehre, wie die vorliegende, wenn von Vorschlägen zur Bildung der Landschullehrer, *wie sie seyn sollen*, die Rede ist, vollkommen zweckmäßig sey: er zweifelt aber, dass es sich ganz so verhalte, wenn man an Landschullehrer, *wie sie bey der gegenwärtigen Lage der Dinge seyn können*, denkt, gesetzt auch, dass sie in den besseren Seminarien gebildet würden. Ganz richtig bemerkt Hr. *R.*, dass es nicht seine Absicht habe seyn können, etwas Neues zu sagen, sondern nur das zu ordnen, und im Zusammenhange aufzustellen, was die besten und neuesten Schriftsteller über diese Gegenstände gedacht, und durch Erfahrung und Beobachtung erwiesen haben. Aber wenn der Vf. in der That nützlich werden wollte: so musste er überdiess auch in einer populären Sprache schreiben, er musste sich aller wissenschaftlichen Terminologie enthalten, musste Alles, was ohne weitläuftige und kostbare Experimente nicht verstanden und begriffen werden konnte, unterdrücken. So lange unsere Landschullehrer noch nicht aus den gebildeten Ständen genommen, und von früher Jugend an zu ihrem künftigen Berufe erzogen werden: so lange können sie auch in den wenigen Jahren, in welchen sie in einem auch noch so gut eingerichteten Seminario für ihre künftige Bestimmung vorbereitet werden, keine eigentlich wissenschaftliche Bildung erhalten, weil diese ihnen mehr schädlich als nützlich seyn würde. Rec. befürchtet vielleicht nicht ohne Grund, dass ein Schullehrer, dem die Naturlehre, nach der Manier des Vf., vorgetragen worden, in seiner Schule und im Umgange mit seinen Landleuten auch vom Salpeterstoffgas, Wasserstoffgas u. s. w. reden werde, worüber seine Zuhörer freylich Nase und Ohren aufsperren, aber von allen seinen gelehrt klingenden Worten kein einziges verstehen würden. Nach unserer Überzeugung müssen Landschullehrer jeden Unterricht so viel möglich in der Sprache und auf die Art erhalten, in der und auf welche sie ihn dereinst wieder mittheilen sollen. Wir können also diesen Entwurf wohlgebildeten Lesern empfehlen, denen es um einige Bekanntschaft mit den neuesten Entdeckungen in der Chemie und Physik zu thun ist; aber als Lehrbuch für künftige Landschullehrer können wir ihn nicht billigen, und wünschen, dass der Vf., wenn er sein Werk fortsetzen sollte (denn noch ist uns keine Fortsetzung davon zugekommen), sich zuvor eine genauere Bekanntschaft mit den wahren Bedürfnissen des Landmannes, mit dem Zustande desselben und mit der Beschaffenheit derer, die zu Landschullehrern gebildet werden, verschaffen möge. —n—

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

PHYSIK.

Tübingen, b. Cotta: *Zur Farbenlehre* von *Goethe*. I. II. Band u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nun tritt die *französische Akademie* auf. Da wurde denn gleich vom Anfange her zwar nicht so Reichliches wie in London, aber doch Gutes und im Ganzen nach einem geordneteren Plane geleistet. Der gesellige Geist der Franzosen konnte aber nicht lange im Stillen die Naturbeobachtung fortsetzen, ohne dass ein grösseres Publicum daran Theil nähme. So wurde, was zuerst nur zwischen einigen wackeren Männern, wie *Mariotte, de la Hire etc.*, zur Beförderung der Farbenerkenntniss verhandelt worden, was weiter zur Aufnahme der newtonischen Ansicht geschah, sehr bald ins gesellschaftliche Interesse gezogen, um so mehr, je mehr man sich von Seiten der Akademiker bemühte, die Gegenstände gründlicher Untersuchung in interessante Gegenstände zu verwandeln. Literatoren, Lobredner, Schöngeister, Auszügler und Gemeinmacher, *Fontenelle, Voltaire, Allgarotti* u. A., geben vor der Menge den Ausschlag für die newtonische Lehre, welche als eine bereits fertige und in der Autorität einer schon wohlbegründeten Gesellschaft glänzende von der eben entstandenen französischen Akademie der Wissenschaften mit Begierde aufgenommen und diese Aufnahme schon der Anglomanie der Franzosen wegen zu einer hohen Ehre gerechnet wurde. Des Eigenen, Besseren einzelner Glieder vergass man leicht. Die grösste Angelegenheit aber liess man sich seyn, die einmal autorisirte Sache zu verbreiten, Alles eifrig zu besprechen, ja damit die Lust der Gesprächigkeit nicht unterbrochen würde, Alles unmittelbar vom Auge und von den anderen Sinnen sogleich in die Kehle gehen zu lassen. So wurde Physik und Optik insbesondere *mise à la portée de tout le monde* — man nippte, kostete von Allem, und es wurde der Rand des Weltbechers vielfach beschmutzt, aber der Inhalt nicht erschöpft. Dazu das siebenfarbige Licht, welchen Spielraum gestattete es nicht der Redseligkeit! und die Lichtstrahlen, die hüpfenden, springenden, dann plötzlich gelähmten, gebrochenen, zerrissenen und wieder heil und ganz auferstehenden — wie war *dem* Reize zu widerstehen? — Der gesunde Verstand praktischer Arbeiter in der Färberey wirkte indessen im Stillen fort, und man sieht hieran, wie der einfache, in sich selbst sich besinnende Sinn das Zusammengesetzte, Gekünstelte sich nicht aufdringen lässt. Der gelehrteren Gegner *N's.*, z. B. *Dufoy, Castel*, wird nicht geachtet, so geistreich und treffend besonders des Letzteren Äusserungen sind (527). *Gautier* trat noch kühner hervor, hatte sehr viel Wahres, hing aber an den Strahlen, womit sich dann gegen Strahlen nur endlos kämpfen lässt. Indessen sind wir ihm Vieles schuldig. Seine Unterdrückung durch die Akademie fällt mit der Geburt und dem frühesten Leben unseres Vfs. in *eine* Zeit. So ist die Geisterwelt verbunden; ihr innerliches Leben mag wohl unterdrückt, ja dem Scheine nach zerrissen werden: keine Gewalt der Willkühr aber wird sie jemals überwinden; in ihr liegt die Spannkraft aller Dinge. — S. 551 ff. wird aufgeführt, was seit der Zeit in Deutschland für die Farbenlehre geschehen. Einzelne richtige, manchmal tiefe Blicke sind nicht zu verkennen, besonders an *Tob. Mayer, Lambert, Scherffer*, allein die Atomistik, und die bald weit und breit herrschende Autorität *Newtons* hinderten den freyen Blick. Scherffer hat noch mitten im Druck des Irrthums am meisten das Wahre gefühlt und ausgesprochen. Über die physiologischen Farben machte auch *Franklin* wichtige Bemerkungen.

Die Entdeckung der Achromasie entkräftete *N's* Lehre im Innersten: theils aber achtete man ihrer Anfangs wenig, theils schloss man sie durch das Wort *Zerstreuung* an das bisherige Gerede an, und so suchte man die Gefahr noch zu umgehen, was um so leichter war, da diejenigen Freunde der einfachen Natur, wie z. B. *Klügel*, der schon in Zusammenstellung der Lehrmeinungen über die Farbe äusserst behutsam zu Werke ging, die Bedeutenheit der Achromasie zwar anerkannten, aber damit kühn und derb hervorzutreten noch nicht wagten. So viel geschah indess durch viele dergleichen auf einander folgende Erfahrungen, die alle gegen *N.* zeugten, dass Manche von der Autorität sich losrissen; doch nur Wenige vermochten schon für sich selbst zu gehen — man versuchte mancherley Accommodationen, und gerieth bald mehr und mehr in eine völlige Anarchie der Meinungen. Indess war hiemit ein Jeder auf seine eigene Kraft zurückgewiesen, und es geschahen bey vielem Unwesen dennoch einige die Sache fördernde Schritte, die man in der Art, wie sie geschehen, nach der Verzeichnung S. 593 — 665 selbst mitwandeln muss. Nicht selten kam uns hier Erfreuliches entgegen, und in den Bemerkungen des Vfs. insbesondere liegen segensreiche Maximen für den Umgang mit der Natur. Doch diess sind ihren Stellen gemäss nur Fragmente,

Digitized by Google

und wir dringen weiter zum Ganzen, und wie der Vf. ſelbſt dazu gekommen. Vom *einfachen, natürlichen* Blick iſt in den früheſten Zeiten der Grund zur wahren Farbenlehre gelegt worden; mit der Verwicklung und Verwirrung menſchlicher Bildung hat man ſich hievon entfernt, hat *alle Ausflüchte* des Falſchen bis zur Hartnäckigkeit verſucht, und wir ſehen die Geſchichte nun bis dahin geführt, daſs ſie mit anerkannter Nothwendigkeit zur älteſten Anſicht zurückkehrt. Aus der *Confeſſion des Vfs.* von ſich ſelbſt leuchtet hervor, wie er aus beſonderem, und man darf bey einem für die ganze Naturwiſſenſchaft ſo wichtigen Gegenſtand wohl ſagen, *höherem Beruf* bey dem Grund aller Farbe, den ihm eben jener natürliche Blick eröffnete, nicht bloſs, gleich ſo vielen Anderen, zuſehend ſtehen blieb, ſondern darauf fortbauete, ſich durch keinerley kalte, ſpöttiſche oder bemitleidende Aufnahme ſeiner Mittheilungen, insbeſondere von Seiten der Phyſiker von Profeſſion, abſchrecken ließ, wie vielmehr die von innen durchdringende Kraft hiedurch vielfach geübt, geſtärkt und zur völligen Klarheit in ſich ſelbſt gebracht wurde. Wir wiſſen nicht leicht etwas Lehrreicheres, jeden wahren Beruf gegen alle Schwierigkeiten Stärkenderes, als dieſe Confeſſion, wodurch dann zumal auch das Verhältniſs zwiſchen den fruchtbaren Beſtrebungen des Vfs. in Poeſie, bildender Kunſt und Naturforſchung in ein heiteres freundlich überraſchendes Licht geſetzt wird. Unverrückbar hat der Vf. den Anfang und das Ende aller Farbenlehre feſtgehalten, und zuletzt durch die hiſtoriſche Vermittlung im eigentlichen Entwicklungsgange derſelben ſich feſtgeſetzt, ſo daſs wir in den erſten Elementen dieſer Lehre in dem früheſten Zeitalter ihm ſchon begegnen, mit ihm den Gang der Entwicklung gewandelt, zuletzt in Anerkennung der Nothwendigkeit nur auf jenen Elementen fortzubauen aufs Neue mit ihm zuſammengetroffen ſind, ſomit für die Farbenlehre, ja für alle wahre Naturwiſſenſchaft, eine entſchiedene Erkenntniſs des Anfangs, Mittels und Endes gewonnen haben.

Wie nun dieſes in aller Wiſſenſchaft das eigentlichſte Beſtreben ſeyn, und man ſich nirgends beruhigen ſollte, bis jeder einzelne Moment ſorgfältig erwogen, das Wahre durchgehends vom Falſchen geſchieden, und dem letzteren keinerley Ausflucht mehr geſtattet iſt, ſo daſs es nun in eigenem Ärger ſich auffriſst oder berſtet: ſo hat uns der Vf. im polemiſchen Theil (S. 353 bis zu Ende des erſten Bandes) ein Beyſpiel gegeben, wie alle wahre Polemik für die Sache der Wahrheit auf Leben und Tod zu führen iſt. So derb und kräftig muſste geſtritten werden — hatte das falſche *Evangelium* von der *inneren Zwietracht des Lichtes* nicht alle Köpfe eingenommen? Es war demnach entweder ſo zu kämpfen, wie hier geſchieht, oder man muſs beſſer gar nicht anfangen. Wir haben ja die Beweiſe, daſs man es ſich auch im Falſchen und Unreinen bequem machen könne, dabey verbleibe man. Wieſehr wünſchten wir, daſs alle Tüchtigen in allen Wiſſenſchaften den angehäuften Wuſt, mit *der* Geduld, mit *dem* Scharfblick zergliederten, und ſo aus dem eigenen Gewebe deſſelben den Beweis von ſeiner Nichtigkeit führten. Einſtweilen hat uns der Vf. das reine Licht wieder gegeben, bey deſſen Klarheit wir hoffen dürfen, auch noch in anderen Dingen, und am meiſten über uns ſelbſt klar zu werden. — Was nun in dieſer Abtheilung des Werkes begriffen iſt, geſtattet keinen Auszug, es muſs Schritt vor Schritt verfolgt werden. Wir geben nur die Hauptgeſichtspuncte an, unter denen der erſte die genaue Angabe des *weſentlichen Unterſchiedes der newtoniſchen und goethiſchen Farbenlehre* iſt. Hierüber hat ſich der Vf. (Seite 365 1 B.) zur Genüge erklärt, und wir haben nichts als das ſchon hie und da Angedeutete zu wiederholen, wie nämlich *N.* das Licht bloſs von der leidenden Seite faſſe, ohne ihm doch ſeinen wahren Feind entgegenzuſetzen; *G.* aber wie natürlich das Licht von der wirkſamen, gleichwie von der leidenden Seite betrachtet, und durch die Entgegenſetzung des Dunkels auf die Vollſtändigkeit des Urphänomens dringt. Ferner aber müſſen wir den Leſer dringend erſuchen, auf die (S. 387) gegebene Betrachtung des Grundſteins der n. Lehre, die Refrangibilität des Lichtes als Quelle der Farben, ſo wie auf die Recapitulation der 8 erſten Verſuche *Newtons* (S, 463) vor allem aufmerkſam zu ſeyn; dabey immer *Newtons* Optik zur Hand zu haben, um ſich von der Aufrichtigkeit des Kampfes, den *Goethe* führt, zu überzeugen. Bey der mühſeligen Durcharbeitung des polemiſchen Theils, der durch dürre Wüſten führt, wo die Meinung nicht ſelten wie durch die *Fata Morgana* täuſchen möchte, wird dem Leſer an den Ruhepuncten des Kampfes manches Erfreuliche begegnen, z. B. die tiefgegriffenen Äuſserungen über den Werth des Experiments, über den Urſprung der Meinung aus der Art des Wollens u. ſ. w. Beym Abſchluſs dieſes polemiſchen Theils verweiſt uns der Vf. auf die hiſtoriſche Entwicklung, aus welcher wir die Sinnes- und Denk-Art, gegen die ſolche Polemik nothwendig geworden, ihrer Entſtehung und Bedingungen nach begreifen ſollen. Da dieſs nun dem von uns eingeſchlagenen Wege gemäſs ſchon einigermaſsen klar geworden, und man ſich mit dem Menſchen, gleich wie es der Vf. lehrt, ſogleich völlig ausſöhnen ſoll, ſobald man deſſen Irrthümer ihm ſichtbar gemacht: ſo hoffen wir, daſs wahrheitsliebende Newtonianer, durch das Studium des hiſtoriſchen und polemiſchen Theils vom alten Irrthume losgebunden, zu freyer Beweglichkeit gelangen, und ihr Gemüth in eine Stimmung bringen werden, welche heiter genug iſt, die einfachen und gründlichen Lehren des Entwurfs ſelbſt aufzunehmen, wie ſie gegeben ſind — wohlmeinend und mit Liebe zur Natur.

Der *Entwurf der Farbenlehre* ſelbſt (S. 1 — 352 des erſten Bandes) hat, abgeſehen von der Wahrheit des Inhaltes, ſchon in Hinſicht der Methode den Vorzug vor der newtoniſchen Optik, daſs in jenem nicht wie in dieſer von den verwickeltſten, alle Sorgfalt und Vorbereitung erfodernden Erſcheinungen ausgegangen, vielmehr die Grundanſchauung, worauf Alles beruht, auch vor Allem uns nahe gebracht, und von

Digitized by Google

ihr in heiterer Folge fortgeſchritten wird. Stellt ſich dem Geiſt gleich Anfangs eine intriguate Verwicklung entgegen: ſo geſchieht gar leicht, daſs er nach dem nächſten Scheine greift, der etwa die Sache erhellen könnte, weil der Geiſt ſich gerne vom Drange befreyet. Hier dagegen wird Schritt vor Schritt nichts zugemuthet, das die vorhergehenden Anſchauungen und Betrachtungen nicht ſchon wohl und ohne Schwierigkeit begründet hätten. Die Schwierigkeit kann demnach nur demjenigen noch ſich aufwerfen, welcher den Entwurf nicht von vorn herein ſtudirte, ſondern nur da und dort etwas aufgreifen wollte. Wonach die ganze hiſtoriſche Entwicklung trachtete, das iſt hier nicht in Bruchſtücken, ſondern in wohlgeordnetem Zuſammenhange aufgeſtellt, und wir dürfen behaupten, daſs, wer dieſe Anordnung der Grundanſchauungen, ihre natürliche Entwicklung, leugnen wollte, der müſste gegen eigenes Gewiſſen ſeinen Sinn verläugnen, denn auch nicht das Geringſte iſt in den Grundlehren, das nicht ohne die mindeſte Künſteley dem Auge dargelegt werden könnte, und dieſs iſt doch wohl die erſte Foderung, welche man an eine Farbenlehre zu machen berechtigt iſt. Wir können hier nur ſkizziren, und hie und da eine Bemerkung beyfügen; mit der beſonderen Anordnung des Entwurfs hat die den Kupfertafeln des Werkes angehängte Anzeige und Überſicht den theilnehmenden Leſer ſchon hinreichend bekannt gemacht. Der Vf. betrachtet in der *erſten Abtheilung* die Farben, in ſofern ſie dem Auge angehören, und auf einer Wirkung und Gegenwirkung deſſelben beruhen. Er nennt ſie mit Recht *phyſiologiſche* Farben, da ſie zur geſunden Natur des Auges gehören, wenn man ſie gleich ſonſt meiſtens als ſchädliche Geſpenſter anſah. Sie ſind die eigentlichen Gegenſtände des Geſichtes, und Alles, was von ihnen ihrer Erzeugung, Erſcheinen und Verſchwinden geſagt werden kann, beruht auf der urſprünglichen Anſchauung des Lichtes und der Finſterniſs, wodurch das Auge in einen völlig entgegengeſetzten Zuſtand verſetzt wird, in Spannung und Fülle des Lichtgefühls und in Erſchlaffung und Leere, da dann das Auge ſucht und ſtrebt, und nach Aufsen ſtets verſchwimmend, gleichſam nach Innen gewieſen wird. Es knüpft ſich natürlich hieran das Verhältniſs der Retina, ihr Wechſel von Empfindlichkeit und Unempfindlichkeit für Licht und Finſterniſs; das geſunde Schweben des Auges im mäſsig Erleuchteten. Dem Licht und Dunkel entſpricht das Weiſse und Schwarze, und zwar zum Behuf der Farbenerzeugung im begrenzten Verhältniſſe — in *Bildern*. — Beide können neben einander aufs Auge wirken, und thun dieſs wirklich. — Die Wirkſamkeit in der Fülle des Einen fodert das Andere, wo dann in der Oppoſition der groſse Unterſchied vom Ausſtrahlen des Weiſsen und dem in ſich ſelbſt ſich Zurückziehen des Schwarzen bemerklich wird. Bey Verſuchen hierüber hat man ſich vor den Täuſchungen des Ineinanderwirkens der Entgegengeſetzten zu hüten, daſs nicht Alles im Nebel ſchwinde. Hieran ſchlieſst ſich alſo von ſelbſt die Betrachtung grauer Bilder und die Erhebung derſelben auf ſchwarzem, die Verdunkelung auf weiſsem Grunde. Dieſs eben Bezeichnete iſt ſo ſehr die Oppoſition und das *Ineinandergreifen der erſten Regſamkeiten des Auges*, daſs es Menſchen giebt, welche durchaus die Farbe nicht unterſcheiden, ja, was hier die Hauptſache iſt, ſie gar nicht ſehen, wie uns ſelbſt ein Fall gegenwärtig iſt. Nur erſt beym *feſteren Aushalten des Auges* im Licht ſowohl als im Dunkeln, im Weiſsen wie im Schwarzen, beginnt die Farbe, dem Schattenhaften entſteigend, ſich zu zeigen, in ihrer natürlichen Ordnung zu folgen, im geſetzmäſsigen Gegenſatz ſich zu erwecken, wie dieſs im 4 *Abſchn.*, *blendendes*, *farbenloſes* Bild, und im 5 *Abſchn.*, *farbige Bilder*, ſich aufs Anſchaulichſte zeigt. Wir erinnern uns nirgends ſo freundlichen, heiteren, und leicht zu wiederholenden Erfahrungen begegnet zu ſeyn. Die ganze Farbenwelt erſcheint uns in höherem Leben, da uns ihr voller Umkreis, ihre wechſelſeitige Belebung und Erfriſchung, ihr Bezug auf Grundfarben, worin das Leben der Farben überhaupt ſich ſammelt, und die Brennpuncte ſeiner Exiſtenz erreicht, aufgeſchloſſen wird, und gezeigt, wie das Auge nach Totalität verlangt, und nur darin ſich beruhigt, weil nur in dieſem Falle ſeine Function erfüllt iſt. Daher denn bey Kindern und kindlichen Völkern ſogleich vom erſten Helldunkel die Neigung nach Grundfarben ſtrebt, und zwar nach den ſtrahlendſten Lichtern in denſelben — die Vermittlung folgt erſt im Verlaufe der Bildung. Jedes Stehenbleiben auf einer dieſer Entwicklungsſtufen des Auges, ſo wie das Auseinanderweichen oder in ſich ſelbſt Schwinden des ganzen Farbenkreiſes ſowohl, wie jedes Grades und jeder Stufe deſſelben, führt ins Krankhafte, wovon S. 42 folgende bedeutende Beyſpiele vorkommen, die wir, wenns der Raum geſtattete, leicht vermehren könnten. *Des* Winkes doch wollen wir uns nicht enthalten. Beobachter möchten bey ſolchen Übeln, wo ſie von innen entſpringen, niemals die Gemüthsart der Kranken überſehen, und welche Welt jedesmal aus derſelben ſich erzeugen und fortbilden könne. — An die phyſiologiſchen Farben ſchlieſsen ſich in der *zweyten Abtheilung* die *phyſiſchen* an, zu deren Hervorbringung farbloſe Mittel, durchſichtig und durchſcheinend ſowohl als undurchſichtig, gehören. Sie laſſen ſich ſchon leicht objectiviren, aber noch nicht halten. Hier begegnen wir nun im erſten dioptriſchen Abſchnitt der wichtigen Lehre von den Graden der Durchſichtigkeit, und der Trübung der Mittel. Dieſe Lehre, durch alle verſchiedenen Mittel hindurch geführt, wie hier der Anfang gemacht worden, würde uns zugleich auf die Stufen *innerer Beweglichkeit* und *Lebendigkeit der Mittel* aufmerkſam machen; damit zumal würde die *mannichfaltige Regſamkeit für flüchtigeres Farbenſpiel*, ſo wie das mit *hartnäckigerer Trübung auch dauerndere Halten der Farbe* bemerklich werden. Überhaupt ſcheint uns die Lehre von der Trübung der Mittel den eigentlichſten innerſten Lebensproceſs der chemiſchen Farben aufzuſchlieſsen, und wir ſehen mit dem Vf. die *Trübung* als ein *Urphänomen*,

Digitized by Google

als das Wirken und Schaffen, wodurch Licht und Finſterniſs ſich vermitteln, und als die wahre Mutter der Farben an. (Die wunderliche Erfahrung vom Erſcheinen des Blauen beym Abwaſchen eines ſchwarz bekleideten Portrait (S. 63) iſt zum Theil auch uns begegnet). Nun folgt die durch ſubjective und objective Verſuche erläuterte und berichtigte Lehre von der *Refraction* und zugleich der eindringendſte Beweis, daſs kein farbenloſes Licht, von welcher Art es auch ſey, durch Refraction Farben hervorbringe, wenn es nicht begrenzt, nicht in ein Bild verwandelt worden. Das hier S. 70 — 142 von den Bildern und deren Wirkung zur Erzeugung und Anordnung der Farben Geſagte können wir dem eigenen Studium nicht genug empfehlen. Die Klarheit der Sache, das Unwiderſprechliche zeigt ſich ſchon auf den erſten Blick; aber um ſo leichter iſt es auch, dieſen erſten natürlichen Blick des Sinnes durch Vermittlung mannichfaltiger ſub- und objectiver Verſuche, wie ſie hier angegeben ſind und leicht vermannichfacht werden können, zu rechtfertigen, und zur vollen Evidenz zu bringen. Wir ſelbſt bewerkſtelligen dieſs auf eine ſehr fruchtbare Weiſe in Geſellſchaft einiger unbefangener Kinder von 11 — 13 Jahren, deren reinen Sinn wir zwar leiten, aber die Erſcheinungen ſelbſt finden, und an denſelben ſich erfreuen laſſen. — Was nun die Farbenerſcheinungen betrifft, welche bey der *Spiegelung* ſich zeigen: ſo findet man auch hierüber im Gefolge der Entwicklung der Farbenlehre (S. 142 ff.) ſowohl in objectivem als ſubjectivem Betracht höchſt merkwürdige Erfahrungen und tief eindringende Blicke. Es ſind manche Erſcheinungen darunter, die einem Jeden begegnen: aber hat man ſie wohl bey aller Präciſion der katoptriſchen Geſetze auch geſetzmäſsig und ordentlich an die übrigen anzuknüpfen gewuſst? Die *paroptiſchen* Erſcheinungen, bisher von der ſogar als Beweis der Anziehung des Lichts durch die Körper berühmt gewordenen *Beugung* deſſelben hergeleitet, hier aber als aus dem an undurchſichtigen farbenloſen Körpern herſtrahlenden Licht entſtanden betrachtet, führen eben auch wieder auf die Ränder und auf die Verhältniſſe farbiger Schatten und Doppelbilder. Sie gehören zu den nicht ſeltenen im Leben, und mögen manche Täuſchung bewirken, weil ſie unſer Auge, wie die ganze Körperwelt, *nur an den Rändern berühren*. (Zu den Randbeleuchtungen und Ränderausgleichungen durch das Sonnenbild (154) möchten wir auch die Erſcheinung noch hinzufügen, daſs am hohen Mittag da, wo die Sonne durch dunkelbelaubte Gänge dringt, ihre Erleuchtung in kreisförmigen oder ovalen, theils helleren, theils halbſchattigen Lichtbildern auf dem Boden erſcheint, wie vielfältig auch bey genauerer Unterſuchung die Ränder ſind, an welchen das Licht vorbeyſtrahlt.) Die *epoptiſchen* Farben entſpringen auf der Oberfläche eines farbenloſen Körpers durch mancherley Veranlaſſung, jedoch ohne fremde Mittheilung, vielmehr aus der Art ihres Fortſchrittes im eigenen Trübungsverhältniſs. So zeigen ſie ſich in verſchiedenen Stufen, welche (S. 165 ff.) lehrreich durchgeführt werden, zuerſt noch vorübergehend, wie beym Anhauchen geſchliffener Flächen, alsbald aber dauerhafter, z. B. bey Sprüngen im Glas oder Eis, bey der Trennung der Blätter durchſichtiger Steine, ſodann immer mehr in die Oberfläche dringend und haftend, wie bey den häutchen metalliſchen Auflöſungen, bey Erhitzung der Metalle; endlich faſt die ganze Maſſe durchdringend, wie bey abgeſtorbenem Glas. So gelangen wir an die Grenze, wo, nach denſelben Geſetzen erſcheinend, dieſelben Geſetze nur körperlicher, d. h. durch einen und alle Puncte hindurch ausdrückend, die *chemiſchen* Farben eintreten, welchen die 3 *Abtheilung* dieſes Entwurfs (S. 186 — 254) gewidmet iſt.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, i. d. Realſchulbuchhandlung: *Anleitung zur zweckmäſsigen Abfaſſung aller ſchriftlichen Aufſätze, welche im bürgerlichen Leben vorkommen*, nebſt einer kleinen Sprachlehre und dem nöthigen Stoff zu Stilübungen von *H. P. Wilmſen*, Prediger an der evangel. ref. Parochialkirche. 1811. VI und 157 S. 8. (8 gr.) Das groſse Talent des Vfs. im Unterrichten bewährt ſich auch an dieſem kleinen Briefſteller. Sehr zweckmäſsig ſind die nöthigen Vorbereitungen angeordnet, worauf doch zuletzt Alles ankömmt. Der 1 Abſchnitt giebt Anleitung zur Sammlung eines Wörtervorraths durch Aufſuchung der Wurzelwörter und der von denſelben abgeleiteten oder zuſammengeſetzten; durch die Anwendung der Vor- und Nachſilben; durch Zuſammenſtellung zahlreicher Wörterfamilien, oder ſolcher Wörter, welche entgegengeſetzte oder gleiche Bedeutungen haben; durch Aufſuchung edler und unedler Wörter und Redensarten u. ff. Die Lehrer werden freylich Anfangs das Beſte thun müſſen. Im 2 Abſchnitte iſt von der Claſſification der Wörter die Rede, und ein Anhang dazu giebt ein Verzeichniſs unregelmäſsiger Zeitwörter mit ihren vorzüglichſten Abweichungen. So kurz hier Alles abgehandelt iſt: ſo iſt doch nichts Weſentliches übergangen. Der 3 Abſchnitt beſchäftigt ſich mit der Wortfügung, und ihm iſt zugegeben ein alphabetiſches Verzeichniſs ſelten vorkommender Zeitwörter in Verbindung mit den Fällen (*Caſus*), welche ſie erfodern. Dieſes Verzeichniſs hätte viel kürzer ſeyn, wo nicht gänzlich wegbleiben können. Die lebendige Übung des Sprechens muſs hier doch das Meiſte thun, oder das Leſen. Wenn dieſs Wort da iſt: ſo iſt auch wohl die Conſtruction deſſelben da. Der 4 Abſchnitt handelt von der Verbindung der Wörter zu Satzen und von der Wörterfolge; und der Anhang dazu von Scheidezeichen. Daſs die Benennung Scheidezeichen nicht ganz glücklich gewählt ſey, ergiebt ſich beſonders aus dem darunter begriffenen Ausrufungszeichen, Oberſtrich (Apoſtroph), Längeſtrich und Gedankenſtrich. Der 5 Abſchnitt iſt der Rechtſchreibung gewidmet. Nichts Neues zwar, aber das Gewöhnliche mit muſterhafter Präciſion und Kürze. Der 6 Abſchnitt endlich die eigentliche Anweiſung zur zweckmäſsigen Einrichtung ſchriftlicher Aufſätze, nebſt Beyſpielen von Aufſätzen im Geſchäftsſtil, im Briefſtil und im Lehrvortrag. Die Beyſpiele ſind mit vielem Geſchmack gewählt. Von S. 152 an iſt als Anhang Stoff zu Stilübungen beygegeben. — Das Buch iſt der beſten Empfehlung werth, und wird ſich beym Gebrauch immer ſelbſt wohl mehr empfehlen.

De.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHYSIK.

Tübingen, b. Cotta: *Zur Farbenlehre* von *Goethe*. I. II Band u. f. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Wir müſsten eine Abhandlung ſchreiben, wenn wir Alles mittheilen wollten, was ſich uns beym Studium dieſer dritten Abtheilung aufgedrungen, z. B. bey Anknüpfung des Gegenſatzes der Farbenreihe an den *chemiſchen Gegenſatz von Säure* und *Alkali*, wo ſich das ganze Gebiet der *Gährung* und *Verbrennung*, der *Fäulniſs* und *Verweſung* aufthut, und der ganze chemiſche Farbenkreis ſich wieder an das Schwarze und Weiſse anſchlieſst, wie dieſs ſchon wackere Chemiker des Mittelalters aufs herrlichſte zeigten, nur allzuſehr in räthſelhafte Worte gehüllt. Ferner, wie Vieles giebt die Erſcheinung des Weiſsen bey Pulveriſirung durchſichtiger Kryſtalle zu denken! Zeigt ſich nicht ſchon auf dieſer Stufe erſtarrten Lebens die Klarheit der Gemeinſchaft und die Trübung des Selbſtiſchen? Bey den Metallen wird das chemiſche Farbenverhältniſs am reichſten und wichtigſten, und wie in phyſiologiſcher Entwicklung des Auges ſchlieſst ſich auch hier mit dem Gegenſatz des Weiſsen und Schwarzen die Farbenwelt auf. Doch über dem Drang und der Beſchattung der Farben in den Metamorphoſen dieſer ohnehin *drangvollſten Körper* der Erde geräth äuſsere Beobachtung ſelbſt in Drang, und wir haben uns noch gar ſehr zu gedulden, nur um gehörig zu unterſcheiden. Neben dem, was hier ſich findet, verweiſen wir einſtweilen auf die ſchönen Bemerkungen von *Steffens* bey *Runge's Farbenkugel*. Die Wichtigkeit der Grenze wird S. 198 auch für die chemiſche Farbenſteigerung dargethan, eben ſo S. 199 das Schwanken und lebendige Wogen der Farbe. Wie weit wären wir, wenn überall das Durchwandern der ganzen Farbenkreiſe ſo wie S. 202 berückſichtiget würde! — Was die Fixation, Miſchung und Mittheilung der chemiſchen Farben betrift: ſo iſt bisher nirgends ſo Vollſtändiges geſagt worden, wie S. 205—224; die praktiſche Behandlung iſt für den Künſtler hiedurch ausnehmend befördert. Die Bemerkungen über den Gang der Färbung bey Mineralien, Pflanzen, Thieren, Menſchen S. 228 — 248 geben uns weſentliche Grundzüge zu reichen Betrachtungen, insbeſondere, wenn man den Gegenſatz zwiſchen dem Licht und der Finſterniſs, wie er in der inneren Natur eines jeden Geſchlechts liegt, tiefer verfolgt. Auf dieſem Wege allein kommen wir zur Erkenntniſs der hohen Bedeutung, welche die Farbe für die Phyſiognomik der Dinge hat. Die phyſiſche und chemiſche Wirkung farbiger Beleuchtung, dann die chemiſche Wirkung bey der dioptriſchen Achromaſie deuten zuletzt noch auf eine höhere Belobung und Verklärung des chemiſchen Farbenverhältniſſes und Steigerung zu einer Zartheit und Feinheit, welche, das Körperliche erweckend und bethätigend, daſſelbe mehr und mehr einem durchdringenden, heiteren Geiſt unterwirft. — So ſehen wir denn beym Schluſs dieſer Abtheilung deutlicher, als je, das urſprünglich geiſtige Verhältniſs von Licht und Dunkel bis in die tiefſte Leiblichkeit verfolgt und in dieſer Letzteren noch das in den Bewegungen und mannichfaltigen Metamorphoſen der Farbe ſich verkündigende Regen und Leben jenes Grundverhältniſſes; und ſo dürfen wir mit Recht die Arbeit unſeres Vfs. als den Gipfel deſſen betrachten, was ſeit den älteſten Zeiten für die Farbenlehre geſchehen iſt, und zugleich als den in einem ausführlichen Beyſpiel dargelegten Anfang einer gründlichen ächt empiriſchen Durchforſchung der Natur zu rechtem Heil und Frommen der Wiſſenſchaft. Die 4. *Abtheilung: allgemeine Anſicht nach Innen*, enthält Rückblicke auf die innerliche Natur der Farbe, ſucht im lebendigen, durchgreifenden Verein zu faſſen und darzuſtellen, was bisher der genauen Unterſcheidung wegen aus einander gehalten wurde. Das Unterſcheiden ſcheint uns faſt überall in der gegenwärtigen Manier der Behandlung der Naturlehre das Verwahrloſteſte zu ſeyn, und eben daher ſo mancher Jammer zu kommen. Hier finden wir ein Muſter des Geduldens bis ins Einzelnſte des Unterſchieds. Um ſo erfreulicher kommen uns die Betrachtungen nach Innen entgegen. Vor allem muſste auffallen, wie leicht, wie augenblicklich die Farbe entſteht, oft durch leiſen Druck, Schwingung, Hauch, Wärme an glatten reinen Körpern ſowohl, wie an farbenloſen Flüſſigkeiten; wie ernſt jedoch bey dieſer ſpielenden Beweglichkeit die Farbe ſey. Schon als Ausdruck des geheimniſsvollen, räthſelhaften Strebens und Verſinkens im Verhältniſs zwiſchen Licht und Finſterniſs erſcheint ſie nothwendig tief und ernſt; eben ſo entſchieden und beſtimmt anſprechend, charakteriſtiſch, da ein gewiſſer Grad jenes Verhältniſſes jedesmal ausgedrückt iſt. In völliger Klarheit wird der Geiſt wieder magiſch in das Geheimniſs gezogen, von da verlangt er wieder zur Klarheit; was aber dazwiſchen liegt, macht den eigentlichen Reiz des Lebens aus. — Der Vortrag geht nun immer mehr

Digitized by Google

in die Tiefe des Farbenlebens, weiſt beſtimmt auf zwey Grundfarben, *Gelb* und *Blau* — als zwey urſprüngliche Gegenſätze, die durch Steigerung ſich gemeinſchaftlich einem Dritten nähern, wodurch nach beiden Seiten ein Tiefſtes und Höchſtes, ein *Gemeinſtes* und *Edelſtes* — das *Grün* und der *Purpur* entſteht, und zuletzt eine Harmonie der Farben, die uns befriedigt und neu belebt, die eben ſo beweglich und mannichfach iſt, als ſie ſich entſchieden und dauerhaft darſtellen läſst u. ſ. w. Die 5 *Abtheilung* betrachtet die *nachbarlichen Verhältniſſe der Farbenlehre* zu anderen Lehren und Künſten, wobey wir beſonders auszeichnen, was über des Phyſikers Anerkennen ſeiner Grenze und verſtändiges Bewegen innerhalb derſelben, vom Haften auf den Urphänomenen geſagt iſt, in denen die Phyſik ihre Vollendung und Abſchluſs in ſich und die Philoſophie den wahren Anfang findet. Die Theilnahme der Matheſis finden wir mit dem Vf. um ſo wünſchenswerther, weil durch ſie erſt eine richtig eingeleitete Methode zur Schärfe der Evidenz gebracht wird. In dieſe Evidenz haben wir indeſſen hier ſchon den Grund der Farbenlehre, zwar ohne Zahl und Figur, aber mit der wahren innerlichen Gewalt der Matheſis erhoben gefunden. — Welche Bedeutung die Farbe in der wahren Naturgeſchichte zur Bezeichnung des beweglichen Lebens in den Dingen habe, möge jeder Naturfreund bedenken. Hierin haben wir vom Vf. noch vieles Schöne zu erwarten: über auch ſchon ausgeſprochen hat er Vieles als Dichter für den, der es zu nehmen verſteht.

Wenn bekannt iſt, was in der Phyſiologie die richtige Faſſung der natürlichen Wirkſamkeit eines ſo edelen Organs, wie das Auge, beſagen wolle, und dann die Erörterung des Verrückten, Verwirrten in einer ſolchen Wirkſamkeit für die Pathologie, wird begreifen, wie vielen Dank auch der heilende Künſtler unſerem Vf. ſchuldig ſey. Auf gleiche Weiſe in ſeiner Art der Färber. Was die allgemeine Phyſik beſonders in ihrer Methode gewinnen möchte, ſobald ſie durchaus mit *der* Geradheit, Schärfe und Klarheit behandelt wird, wie hier die Farbenlehre, dieſs iſt ſchon aus dem von uns bisher Angegebenen einigermaſsen zu erkennen; des Genaueren muſs man ſich ſelbſt belehren. Nur wenn die Kraft des Sinnes ſo geleitet, geübt, befriediget wird, mag Manches, was bis jetzt Formel und Wortſchall war, zum Leben auferſtehen. Die Lehre vom Gegenſatz, der durch Alles greift, konnte von keinem Sinne ſo objectiv und ſubjectiv zugleich gefaſst werden, die Momente der Wirkſamkeit durch keinen anderen ſo neben einander geſtellt, im Übergange gezeigt, mit einem Mal überſehen, wie durch das Auge; auch ergiebt ſich bey näherer Betrachtung, daſs z. B. die Lehren vom Magnetismus, von der Elektricität, vom Galvanismus, chemiſchen Proceſs u. ſ. w., ſo tief ſie auch eindringen in die Natur, dennoch, ihren Gegenſtänden gemäſs, nie zu dem überall eingreifenden Reichthum, zu der Steigerung und Veredlung in ſich ſelbſt — kurz, zu dem Adel, welcher den Menſchen ſchon an ſich zur Kunſt auffodert, gelangen können, ſo daſs man ſagen darf. die Farbenlehre verklärt die Erkenntniſs der übrigen Erſcheinungsweiſen der Natur, wie das Auge den dunkeln Leib verklärt, und wohl verſtanden wird ſie uns einen heiteren Durchblick ins Innerſte der Dinge gewähren, wie durch das Auge wir ins Gemüth des Menſchen ſchauen. Von der 6 *Abtheilung: Sinnlich ſittliche Wirkung der Farbe*, ſchweigen wir lieber ganz, als daſs wir in allzugedrängter Kürze etwas Ungehöriges ſagen ſollten. Am liebſten geht man ohnehin mit dem Zarteſten, Edelſten in ſtiller Vertrautheit um. Hiezu aber wird eine Würdigkeit erfodert, die errungen ſeyn will, und wir können Jeden, insbeſondere auch den Künſtler, verſichern, daſs dieſe reifſte Frucht der Farbenlehre, welche ſinnig genoſſen das innere Auge eröffnet, niemals von demjenigen erreicht werden möchte, welcher voreilig, oder in müſſiger Neugierde nach ihr hinlangt; nur *der* wird ſie verdienen und haben, welcher ſich mühſelig durch alle Entwicklungsſtufen, wie wir bisher ſie angedeutet, durchgearbeitet hat.

K. J. W.

MEDICIN.

Frankfurt a. M., b. Hermann: *Ausführliche Darſtellung und Unterſuchung der Selbſtverbrennungen des menſchlichen Körpers, in gerichtlich-mediciniſcher und pathologiſcher Hinſicht*, von *J. H. Kopp*, der A. u. W. Doctor u. Profeſſor der Chemie, Phyſik und Naturgeſchichte zu Hanau. 1811. 84 S. 8. (8 gr.)

Wenn es dem gerichtlichen Arzt obliegt, bey eintretenden auſsergewöhnlichen Todesfällen dem Richter nach dem Befunde der Thatſachen über den Zuſammenhang derſelben befriedigende Auskunft zu ertheilen: ſo ſind die Selbſtverbrennungen des menſchlichen Körpers in dieſer Hinſicht ſehr merkwürdig und wichtig. Denn die Erfahrung hat bewieſen, daſs durch Unkunde mit dieſer Todesart das mediciniſche Gutachten den Richter bey ſolchen Fällen zu Ungerechtigkeiten verleiten kann. *Metzger* war der erſte, der die Selbſtverbrennungen in gerichtlich-mediciniſchen Schriften als einen dahin gehörigen Artikel aufnahm. Auch unſer Vf. unterſuchte ſchon früher die Selbſtverbrennungen hiſtoriſch und ätiologiſch, in ſeiner Diſſertation *de cauſis combuſtionis ſpontaneae in corpore humano factae* (Jen. 1800), und in *Piepenbrings Archiv für die Pharmacie und ärztliche Naturkunde Bd. III. St.* 1. Seitdem hat er dieſen Gegenſtand von Neuem und mit Sorgfalt bearbeitet, und glaubt nun die vorliegende Abhandlung als die ausführlichſte und vollſtändigſte über die Selbſtverbrennung des menſchlichen Körpers liefern zu können. —

Die Krankheit, von der die Rede iſt, gründet ſich auf eine eigenthümliche Entzündbarkeit des menſchlichen Körpers, wodurch er geeignet wird, ohne eine äuſsere verhältniſsmäſsig hinreichende Einwirkung des Feuers plötzlich in Brand zu gerathen, und gröſs-

Digitized by Google

tentheils in Aſche überzugehn. Der Vf. führt 17 der glaubwürdigſten Fälle an, und gründet darauf ſeine eigene Theorie der Selbſtverbrennungen. Bey den angeführten Beobachtungen fällt vorzüglich die Bemerkung auf, daſs die meiſten ſelbſtverbrannten Perſonen ſich mehr oder weniger der Trunkenheit ergeben hatten. Es ſchien dieſs Vielen ſo wichtig, daſs ſie hierin den Schlüſſel zur ganzen Krankheit gefunden zu haben glaubten. Der Vf. aber glaubt im Gegentheil, daſs die Selbſtverbrennung auf die vermuthete Weiſe nicht entſtehen könne, wofür er mehrere nicht verwerfliche Gründe anführt. —

Seine aus allen Thatſachen gezogenen Reſultate, wodurch dieſes Phänomen der Erklärung fähig wird, ſind folgende: 1. Weibliche Perſonen waren den Selbſtverbrennungen vorzüglich — doch nicht ausſchlieſslich — unterworfen. Bekanntlich iſt die Haut und das Zellgewebe des andern Geſchlechtes zarter und laxer, und die Individuen deſſelben mehr zur Erzeugung des Fettes geneigt. — 2. Alle Selbſtverbrennungen ereigneten ſich bey bejahrten Perſonen. Meiſt hatten ſie ſchon 60 überſtiegen. Junge Leute waren dieſer Krankheit nie ausgeſetzt. 3. Auſser der Kraftloſigkeit, welche dem hohen Alter ſchon eigen iſt, litten Selbſtverbrannte auch an ausgebildeten Formen mit Aſthenie; ſo an Gelbſucht. Wie gering der Fonds von Lebensthätigkeit bey ihnen öfters war, zeigt ſich beſonders in einer Beobachtung, wo Theile des Körpers gänzlich in Fäulniſs übergingen. 4. Die Lebensart der Selbſtverbrannten war unthätig, ſie muſste mithin der Schwäche Nahrung geben. 5. Den Erfahrungen zufolge waren mehrere dieſer Perſonen ſehr dick. Die im hohen Grade Statt findende Fettigkeit verbindet ſich gemeinhin mit Aſthenie, die beſonders im Lymphſyſtem prädominirt. Daher die Geneigtheit zur Waſſerſucht und zu anderen Kachexieen. 6. Die meiſten durch Selbſtverbrennung Umgekommenen liebten den Trunk. 7. Meiſt befand ſich ein, doch nur unbedeutendes Feuer, Licht, brennende Kohlen u. dergl. in der Nähe des Orts, wo die Verbrennung vorfiel. 8. Die Entzündung geſchah mit groſser Geſchwindigkeit, und ſetzte bald den ganzen Körper in Brand, ſo daſs gewöhnlich ſolche Menſchen nicht um Hülfe rufen konnten. 9. Die dabey erzeugte Flamme war leicht beweglich, lieſs ſich ſchwer mit Waſſer löſchen, und beſchädigte nicht eher die brennbaren Umgebungen, als wenn ſie ganz nahe und in beſtändiger Berührung mit dem entzündeten Körper waren. 10. Der Ort, wo die Verbrennung vor ſich ging, war mit einem empyreumatiſchen Geruche angefüllt; die Wände, die übrige Aſche und Kohlen u. dergl. mit ſtinkender Feuchtigkeit und Fett bedeckt. 11. Der Rumpf war gröſstentheils, bis auf einige Knochen, vom Feuer verzehrt. Vom Kopfe und den Extremitäten blieb in den häufigſten Fällen mehr oder weniger übrig. 12. Die Krankheit erſchien gern bey kalter Witterung und gemeiniglich im Winter. —

Nach dieſen Vorausſetzungen ſucht nun der Vf. den Verbrennungsproceſs zu erklären. — Man kann hier, wie in anderen Krankheiten, die Anlage von den hinzugekommenen ſchädlich einwirkenden Potenzen unterſcheiden. Zu den Umſtänden, welche die Ausbildung der Anlage, der Verbrennlichkeit, begünſtigten, gehörte zuvörderſt Schwäche. Der häufige und unmäſsige Genuſs von Brantwein ſcheint beſonders das Saugaderſyſtem in einen aſtheniſchen Zuſtand verſetzt zu haben. Durch dieſe anomaliſche Beſchaffenheit konnte es geſchehen, daſs ſich eine Maſſe brennbarer Stoffe in dem Körper der Selbſtverbrannten verbreitete und nach der Structur der Theile ſich mehr oder weniger anhäufte. Der entzündbare Stoff muſste die Eigenſchaft haben, alle Zellchen leicht zu durchdringen und durch die flüſſigen Theile nichts von ſeiner Brennbarkeit zu verlieren, wie dieſes auch die Natur der brennbaren Gasarten mit ſich bringt. So wie ſich in der Waſſerſucht in den laxen Zellen Lymphe anhäuft: ſo erzeugte ſich hier *Hydrogengas*. Nicht als wenn die ganze Quantität von Luft, die zur Einäſcherung nöthig war, ſchon vorhanden geweſen wäre. Nein, es kam hier nur darauf an, daſs ſich ſo viel brennbarer Stoff anweſend befand, um die erſte Entzündung zu unterhalten. Denn durch dieſe ſelbſt entband ſich noch hinlängliche Quantität brennbarer Luft, aus dem mit Hydrogen geſchwängerten Körper. Gleichzeitig iſt in ſolchen Körpern auch ein Übergewicht anderer brennbarer Stoffe, beſonders des *Schwefels* und *Phosphors*, vorhanden; der dadurch brennbar gewordene Körper kann eben ſo wenig für ſich in Feuer übergehen, als es ähnliche verbrennliche Materien ohne das Hinzutreten eines zündenden Funkens vermögen. Einige glaubten, der Körper der Selbſtverbrannten würde durch ein in der Nähe befindliches Feuer angeſteckt. Allein vereinigt man die Beweiſe für die Unwahrſcheinlichkeit dieſer Meinung mit anderen angeführten Beobachtungen: ſo wird es ſehr glaublich, daſs die *Elektricität* als Veranlaſſung in den Selbſtverbrennungen eine wichtige Rolle ſpielt, welches beſonders aus der 17ten Beobachtung erhellet, wo der Zufall offenbar einen elektriſchen Anfang nahm. Dafür ſtimmen auch noch andere Umſtände, unter welchen die Selbſtverbrennungen geſchahen. Mehrere berühmte Schriftſteller ſuchten den Grund dieſer Erſcheinung allein in der Elektricität; aber dieſe allein iſt dazu nicht hinreichend, ſondern es wird die Verbrennlichkeit als Anlage erfodert. So wie mehrere Thiere, hat auch der Menſch ein Quantum Elektricität in ſich, welche unter gewiſſen Umſtänden frey werden, und als ſolche hervortreten kann, wovon es an Beyſpielen nicht fehlt. Der ſo entwickelte elektriſche Funken durchdringt nun den mit entzündlicher Materie angefüllten Körper mit groſser Schnelligkeit und entzündet ſie. Durch die plötzliche Entbrennung derſelben vermögen die wäſſerigen Theile nicht, das von allen Seiten hervorbrechende Feuer zu unterdrücken. Bey den Meiſten verbreitete ſich die Entzündung ſo geſchwind, daſs ſie nicht einmal im Stande waren, durch Rufen ein Zeichen ihrer Noth zu geben. Anfangs erſtreckt ſich das Feuer mehr über die Oberfläche des Körpers, weil dieſe mit der zum Verbrennen nothwendigen at-

Digitized by Google

mosphärischen Luft in Verbindung steht. Sobald die äussern Theile zerstört sind, kann alsdann diese auch die Entzündung der tiefer verborgenen Theile unterhalten. — Alle übrigen bey den Selbstverbrennungen gemachten Bemerkungen erklärt der Vf. aus der gegebenen Exposition. — Weiber besitzen deswegen eine grössere Disposition zu dieser Krankheit, weil ihre Faser laxer, das Zellgewebe schlaffer, mithin die Anhäufung der brennbaren Substanzen leichter von Statten gehen kann. — Bey bejahrten Personen concurriren viele Veranlassungen zu dieser Krankheit, die bey jungen Leuten nicht in solchem Masse wirken; daher stellt sie sich auch leichter bey jenen als bey diesen ein. Hang zum Trunke, Mangel an Bewegung, allgemeine Abnahme der Vitalität u. s. w. — Die Eigenschaften der beobachteten Flamme, ihre Leichtigkeit, der geringe Eindruck, den das Wasser auf sie macht, sind alle dem brennenden Wasserstoffe eigen. — So erklärt der Vf. auch die übrigen dabey sich ereignenden Phänomene aus seinen Prämissen auf eine sehr befriedigende Weise. Überhaupt muss Rec. bekennen, dass, seiner Überzeugung nach, die von dem Vf. gelieferte Theorie der Selbstverbrennungen Alles leistet, was nach unseren Kenntnissen und den vorhandenen mangelhaften Thatsachen nur irgend geleistet werden konnte, obgleich nicht zu leugnen ist, dass noch manche Schwierigkeit zu lösen bleibt. J. M. PF.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Bruder u. Hoffmann: *Die Leiden der Thiere.* Ein Buch für Jedermann, besonders für die Jugend und ihre Freunde, zur gerechten und liebreichen Behandlung der Thiere. Von *J. L. W. Scherer*, erstem Prediger zu Berstadt im Grossherzogthum Hessen. *Zweyte, stark vermehrte Auflage.* 1810. VI u. 176 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) Rec. hat diese Schrift, welche einen von uns oft zu wenig geachteten Gegenstand zur Sprache bringt, bereits in No. 22. Jahrg. 1810 dieser A. L. Z. ausführlicher angezeigt. Die Bemerkungen desselben sind jedoch bey dieser *zweyten* Auflage nicht benutzt worden, vielleicht weil die zweyte Auflage zu schnell auf die erste folgte. Sollte das Buch noch eine Auflage erleben: so würde Rec. dem Vf. rathen, für seinen Zweck hauptsächlich dadurch zu arbeiten, dass er bey der kurzen Naturgeschichte der einzelnen Thiere mehr, als es bis jetzt geschehen ist, interessante, von geistigen (noch nicht genug erforschten) Anlagen und Fähigkeiten zeigende, Anekdoten aus der Thierwelt zur Beherzigung für seine jungen Leser erzählte. Die beständigen Wiederholungen der besonderen Thierquälereyen bey jedem einzelnen Thiere ist zu einförmig, geht nicht selten ins Kleinliche und erreicht dann kaum den beabsichtigten Zweck, ja der Fall ist gar wohl denkbar, dass dergleichen Angaben von jungen leichtsinnigen Gemüthern sogar missbraucht werden können. Lernt dagegen das Kind in den Thieren mehr überhaupt *geistige*, der höheren Menschennatur verwandte Anlagen, Fähigkeiten und Äusserungen anerkennen: so bekommt es Achtung gegen die Thierwelt, und wird sich, ohne dass man seinem Gefühle durch Aufführung der mannichfachen besonderen Thierquälereyen wehe zu thun nöthig hat, alsdann zu einer gerechten und liebreichen Bebandlung derselben innerlich verpflichtet fühlen. Rec. macht aus dieser Ursache den Vf. auf einige Schriften aufmerksam, welche er bey einer neuen *Umarbeitung* des Buchs, aus dem hier angegebenen Gesichtspuncte, zweckmässig benutzen könnte: *Bingley's* Thierseelenkunde. Aus dem Engl. bearbeitet von Dr. *J. A. Bergk.* III Th. Leipzig 1810. Thierseelenkunde auf Thatsachen gegründet, oder 56 merkwürdige Anekdoten von Thieren. Berlin, 1804. Die Erde, oder Schilderungen der Natur und Sitten der Länder und Völker etc. Von *Reinecke.* Weimar, 1803, wo man besonders Th. I. S. 155 ff. mehrere äusserst interessante und unterhaltende Anekdoten von Äusserungen seltener Seelenfähigkeiten aus der Thierwelt erzählt findet. H. H.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Neuer Volks-Kalender auf das Schaltjahr 1812.* Oder: *Beyträge zu einer nutzlichen und angenehmen Unterhaltung, besonders für den Burger und Landmann;* herausgegeben von *F. J. Kutscher*, Pastor zu Hayen und Grohnde. 190 S. 8. (9 gr.) Wohlausgestattet mit belehrenden und unterhaltenden Aufsätzen erscheint der alte Freund auch dieses Jahr. Unter den Scenen aus dem Leben merkwürdiger, interessanter Menschen wird besonders gefallen, was von Edward Drinker, Bürger in Philadelphia, und dem böhmischen Erzbischof, Johannes von Jenzenstein, erzählt ist. Die Scenen aus dem Leben und den letzten Tagen des unglücklichen Grafen von Patkul haben etwas Schauderhaftes. Auch der fünfte Abschnitt, Merkwürdigkeiten aus der Natur und fremden Ländern, hat gleich den übrigen, recht anziehende Aufsätze. Die Beschreibung des Seeburger See's, vier Stunden von Göttingen, wird vielleicht in manchem Leser angenehme Rückerinnerungen erwecken. In der Beschreibung der Abtey de la Trappe wird der Stifter dieses strengen Ordens Johann Armond *de Rotné* genannt, da er doch eigentlich Armand Jean le Bouthillier *de Rancé* heisst. Die gemeinnützigen Vorschläge und Anweisungen für Haushaltungen in der Stadt und auf dem Lande haben es diesmal mit den Spargelfeldern, den Ratten und Mäusen, den Stubenfliegen und der Pest oder pestartigen Krankheiten zu thun. Bg.

Carlsruhe, in Macklots Hofbuchh.: *Die Wanderer nach Salem. Ein Buch für Leidende.* 1810. 278 S. 8. (1 Rthlr.) Ein paar Proben werden genugsam zeigen, was man in diesem Buche zu erwarten hat. S. 179 „Prinzessin! flüsserte (flüsterte) Athanasia ängstlich, lassen Sie ihn. Alle Mühe ist hier umsonst. Er ist tod (todt). Die Kugel hat ihm das Herz getroffen, *und wenn* jemand uns hier überraschte. Mag er selbst kommen, der Tirann (Tyrann), der Barbar, dem ich geopfert wurde, der meinen Geliebten durch seine Hänkershänker (Henkershenker) morden liess. Die fürchterliche Wollust soll er mir nicht nehmen, seine Leiche zu küssen. Aber er ist ja nicht tod (todt)." S. 56. „Wenn der Mensch das Bestreben, mit sich selbst einig zu werden, nicht aufgeben darf noch kann, und doch von der anderen Seite in sich heterogene Wesen, eine sinnliche und eine vernünftige Natur, zu dem Ganzen einer Person für die Totalität eines Erdenlebens verbunden sieht, wovon sowohl die sinnliche als auch die vernünftige Natur sich einen eigenen Zweck zu realisiren vorzeichnet: so muss er beym ersten Blick auf dieses räthselhafte Verhältniss der beiden Theile seiner Person, beynahe ganz verzweifeln, ob er je mit sich einig werden, und Frieden und Harmonie zwischen seine Anlagen, Vermögen und Kräfte bringen werde." — Man sieht, die Wanderer sind erst ganz kürzlich noch bey einem akademischen Lehrstuhle vorbey gewandert. — Hätte sie ihr Weg doch auch bey einer Dorfschule vorbeygeführt, um etwas Orthographie zu lernen, damit man nicht *Hyrogliphen, Hyroglifen, Piramide, Leckture, Pjche, Misterien, Eves* (*Ephen*) u. s. lesen musste. Wie herrlich würde sich dann nicht, von solchen niederen Fehlern gereinigt, die Stelle S. 68 ausnehmen! „Vorwärts treibt das Stundenrad die Zeiger an der Uhr in die Unendlichkeit, und der Mensch steht zwischen seinem *angewiesenen* Secundenraum, erblickt die Stunde vor seiner Ankunft in der Weltgeschichte, und ist schon wieder in sein Grab hinabgetaucht, ehe die folgende ausgeschlagen hat." Welche Erhabenheit! Cd.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt*, von *A. H. L. Heeren*. Dritter Theil. *Europäiſche Völker*. Erſte Abtheilung. *Griechen*. Mit einer Charte. 1812. XII u. 522 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Als Hr. *Heeren* den beiden erſten Bänden ſeines bekannten Werks mehrere Jahre nach ihrer Erſcheinung die Sorgfalt einer gänzlichen Überarbeitung widmete, ohne die vom Anfang her angekündigte Fortſetzung über die europäiſchen Völker zu beginnen; als ſeitdem wieder eine Reihe Jahre verfloſs, ohne daſs er die geäuſserten Wünſche des Publicums befriedigte: war wohl allerdings der Zweifel ziemlich allgemein geworden, den er in der Vorrede des vor uns liegenden Theils berückſichtiget, ob es auch ſeine ernſtliche Abſicht ſey, den urſprünglich angedeuteten Plan zu vollenden. Mit dem jetzt erſchienenen Bande (welcher auf dem Titel als der *erſte* der erſten Abtheilung des dritten Theils hätte bezeichnet werden müſſen) fängt er nicht nur an, ſeine Zuſage zu erfüllen, ſondern er verpflichtet ſich aufs Neue, dieſes Werk durch die byzantiſche und arabiſche Zeit des Mittelalters zu führen. Er betrachtet es als die eigentliche Aufgabe und Beſtimmung ſeines Lebens, und leicht wird ſich jeder Sachkundige ſagen, wie deſſen glückliche Ausführung wohl die ganze Kraft eines in gelehrten Forſchungen hingebrachten Lebens erfodert. Zumal da die Schwierigkeiten mit jedem Bande wachſen, wie freylich auch die Erndte der Entdeckungen es thun kann: und bey dieſer Fülle der Gegenſtände würde es ſehr unangenehm ſeyn, wenn ſich die Leſer nicht mit den S. 16 angekündigten Beſchränkungen befriedigen wollten, welche auſser Griechen, Macedoniern und Römern die übrigen Völker des alten Europa ausſchlieſst.

Wenn ein intereſſanter Unbekannter ſeinen Beſuch im Voraus ankündigt: ſo empfangen wir ihn mit einem Bilde vor der Einbildung, welches nicht ſelten ſeiner wirklichen Erſcheinung ſchadet. Der Umriſs, welchen ſich Rec. von einem Werke über Griechenland, nach dem Plan des *heerenſchen*, entworfen hatte, ſchien ihm nothwendig aus den Andeutungen des Titels hervorzugehen, wenn auch die Ausführung der beiden erſten Bände zum Theil etwas anderes gewährte. Er foderte ſo wenig eine Geſchichte (S. V), als er ſie erwartete; und über den Begriff der *Politik* glaubt er mit dem Vf. einverſtanden zu ſeyn. Der Name von *Ideen* ſchien ihm erſchöpfende und eindringende Unterſuchungen, Kritik und ſtrenge Gelehrſamkeit keineswegs zu entfernen, ſondern nur Anſpruch auf gröſsere Kühnheit und freyere Ordnung auszudrücken. Wäre es anders gemeint, und hätte ein Schriftſteller über die Geſchichte des Alterthums, in einem Neuheit ankündigenden Werke, zunächſt ein anderes Publicum vor Augen, als das der ſtrengſten Sachkundigen: ſo müſste daraus eine ſo verfehlte Manier entſtehen, daſs eine ſolche Schrift für die Wiſſenſchaft wenigſtens als verloren angeſehen werden müſste. Je richtiger nun unleugbar das Gefühl war, welches Hn. *H.* zuerſt beſtimmte, die von ihm aufgefaſsten Seiten der alten Geſchichte mit der Literatur des Alterthums und der neueren Ethnographie zu beleuchten; je mehr man ſich die geringe Brauchbarkeit der früheren Bearbeitungen einiger Haupttheile der griechiſchen Alterthümer und den gänzlichen Stillſtand in demſelben eingeſtehen muſste: um ſo mehr foderte Rec., daſs hier nun auch dem Bedürfniſſe und den von laut gewordenen Bewunderern der früheren Theile erregten Erwartungen genügt werde. Er hoffte, daſs ein Werk dieſer Art, ſich beſtimmt auf ſeinen Gegenſtand beſchränkend, und dadurch Raum dafür gewinnend, den politiſchen Zuſtand der Griechen vom Anfang der hiſtoriſchen Zeit bis zur Errichtung der Provinz Achaja, ganz nach unabhängigen Studien, im Einzelnen und in der Verbindung des Ganzen, nach der Folge der Entwickelungen, darſtellen würde. Er wünſchte, daſs bey dieſer glücklichen Gelegenheit, durch ein allgemein verbreitetes Werk, der Unbeſtimmtheit und Verworrenheit der Vorſtellungen, ſelbſt der meiſten philologiſchen Gelehrten, über die unter dem Namen Griechenland zuſammengefaſste Welt ein Ende gemacht werden möchte; daſs die Verſchiedenheit der Nation und ihres Zuſtandes in verſchiedenen Zeitpuncten, wie um den perſiſchen Krieg, vor und nach dem peloponneſiſchen, und unter den Macedoniern, ſo anſchaulich gemacht werde, daſs die Nennung der Zeit künftig hinreiche, damit jeder gute Leſer ſich vergegenwärtige, wie die Staaten und ihre Bürger in jeder charakteriſch verſchieden waren. Er hoffte beſonders, daſs Hr. *H.* ſich der belohnenden Arbeit widmen werde, die inneren Verhältniſſe der verſchiedenen Staaten zu prüfen; zu unterſcheiden, welche Gegenden in den mit einem Namen bezeichneten Landſchaften einen Staat bildeten, welche, in einigen, dem herrſchenden Canton unterthan waren, wie ſich dieſes, wie ſich die Verfaſſungen der ſouverainen Staa-

Digitized by Google

ten veränderten. Die Verzögerung ſchien ihm ein Unterpfand zu ſeyn, daſs Hr. *H.* ſich nichts Geringeres vorſetze. — Der *Verkehr* iſt in Hinſicht der Griechen noch ungleich intereſſanter, als für die auſsereuropäiſchen Völker, weil ſo wenig erörtert iſt, wie ſie auf andere Nationen erleuchtend und bildend einwirkten, und alſo dieſes Glied des Titels wenigſtens hier durchaus gegen den überhaupt vielleicht mit Unrecht bey den erſten Bänden erhobenen Tadel geſichert war, daſs dieſe Unterſuchungen eigentlich mit denen über den Handel zuſammenfielen. Ein Werk aber, wie jenes, deſſen Plan wir ausgeführt zu ſehen wünſchten, konnte unmöglich aus einzelnen Excerpten hervorgehen, noch weniger auf moderne Bearbeitungen, nur auf ihre Quellen zurückgeführt, gegründet werden. Es muſste wie unwillkührlich entſtehen, aus der Fülle vertrauter Kenntniſs, eben als wenn wir ein ähnliches über unſere Heimat niederſchrieben, oder über andere Staaten, in denen wir uns einheimiſch gemacht haben. Was hier für das Alterthum unwiederbringlich verloren iſt, Anſchauung und Belehrung über beſtimmte Fragen, konnte nur durch die vollkommenſte Vertraulichkeit mit der alten Literatur einigermaſsen erſetzt werden: welche wieder ganz nothwendig eine ſo umfaſſende und vertraute Kenntniſs der griechiſchen Sprache vorausſetzt, als wäre ſie lebend und im Geſpräch geübt. Oder, mit anderen Worten, wenn auch die älteren Philologen gröſstentheils den Tadel verdienen ſollten, daſs ſie eine lebendige Kenntniſs des hiſtoriſchen Alterthums weder hatten, noch begründeten: ſo konnte dieſe doch nur von einem gelehrten Philologen ausgehen. Eben daher muſste Hn. *H's.* Zögern, die griechiſche Geſchichte zu bearbeiten, leicht erklärlich ſcheinen, indem, um die Wahrheit unumwunden zu ſagen, die erſten Bände eine Unbekanntſchaft mit der Sprache verrathen, bey der ihm ſelbſt gerade dieſe Fortſetzung unmöglich vorkommen muſste, als er vor ſechzehn Jahren das Werk unterbrach. Sie zeigt ſich in jenen Bänden in faſt allen überſetzten Stellen auf eine Weiſe, wovon man, ohne beſtimmte Beyſpiele, ſchwerlich eine Vorſtellung haben würde. Wir erinnern daher nur an eine Stelle Herodots Th. II. S. 764 der erſten Ausgabe (die zweyte kann Rec. nicht vergleichen), wo γίνεια, *Zeugungsglieder*, πυρὴν, *Schote*, und σακκέουσι ἱματίοισι, *ſie ſchütten es in Säcke*, überſetzt iſt. So wenig es nun einem Manne von Hn. *H's.* Talenten ſchwer fallen konnte, ſobald ihm ſelbſt das Bedürfniſs klar war, das ihm hier Mangelnde zu erwerben: ſo war damit doch nur erſt die Möglichkeit gewonnen, jene einheimiſche Vertraulichkeit mit den ſämmtlichen Claſſikern Griechenlands zu erlangen, in deren Beſitz er ein Werk, wie wir es als Bedürfniſs der Literatur erkennen, ſeiner Nation ſchenken konnte.

Unſere Wünſche ſind aber durch die gegenwärtige Erſcheinung keineswegs erfüllt worden; ja wir können nicht umhin zu fragen: wenn der Vf. nichts anderes geben wollte, warum lieſs er denn ſo viele Jahre ungenutzt verflieſsen für die Fortſetzung eines Werks, deſſen Vollendung er als eine ſo heilige Pflicht betrachtet? Nicht allein finden wir von allem dem, was wir zu erhalten wünſchten, gar nichts geleiſtet, ſondern wir wüſsten auch nicht einen einzigen Punct anzugeben, über den die Alterthumskunde wirklichen, wenn auch nur kleinen, Gewinn erlangt hätte. Wir ſind weit entfernt, zu verkennen, daſs an mehreren Stellen intereſſante Gegenſtände zur Sprache kommen; immer aber ſind ſie nur mit einem erſten und flüchtigen Blick betrachtet. Forſchungen giebt der Vf. ſo wenig, daſs er vielmehr, was ihm ſelbſt deren würdig zu ſeyn ſcheint, an „den Fleiſs der Geſchichtſchreiber oder Antiquare" verweiſt (ſo S. 66. 95. 187. 352. 374), und, im Widerſpruche mit der Idee ſeines Werks, im Grunde das Materiale der Alterthümer und Geſchichte für ſo wohl ausgemacht halten muſs, daſs es nur noch Reflexionen darüber bedürfe. Ferner erhellet es aus dem Buche ſelbſt, daſs er, weit entfernt, jene überſchauende Vertraulichkeit mit der griechiſchen Literatur gewonnen zu haben, nur einen kleinen Theil ihrer Schriften, und auch dieſen nur theilweiſe, benutzt hat. Denn wie wären ſonſt auf der einen Seite die gänzliche Vernachläſſigung von Hauptſchriftſtellern, auf der anderen Behauptungen erklärlich, die durch Stellen in den doch ſonſt angeführten geradehin widerlegt ſind? Überhaupt aber trägt der ganze Band das Gepräge der Flüchtigkeit und Eilfertigkeit, welches freylich auch den früheren eigen iſt, hier aber keineswegs die Entſchuldigung zuläſst, welche Rec. ſich für jene genügen lieſs, daſs der damals noch jugendliche Vf. von dem Intereſſe der Vergleichung eben ganz neu hervorgetretener Entdeckungen mit dem Alterthum hingeriſſen ſchrieb.

Rec. weiſs den eigentlichen Sinn und Plan dieſes Theils nicht anders zu bezeichnen, als durch den Namen einer Skizze der Culturgeſchichte Griechenlands, mit Rückſicht auf die politiſche, und auf den bürgerlichen Zuſtand. Die Politik nimmt bey weitem den kleinſten Theil dieſer Abhandlungen ein, und würde, bey einer mäſsig gedrängten Behandlung, auf einen noch weit geringeren Raum gebracht ſeyn. Wären die einzelnen Abhandlungen über die Religion, die älteſte Poeſie, die Wiſſenſchaften u. ſ. f. ſo richtig und befriedigend, als ſie es wenig ſind, könnten wir dem Vf. für Belehrung und Erfreuung durch ſie danken: ſo ertrügen wir es freylich, daſs ſie hier nicht an ihrem Orte ſind. Der griechiſche eigenthümliche Sinn, der in den Verfaſſungen und der Politik erſcheint, iſt allerdings derſelbe, welcher auch dort wirkte; aber wir ſollen ihn hier nur von der politiſchen Seite betrachten, und wir klagen eben darüber, daſs bey der Zugabe des Fremdartigen ſo Vieles von dem Allerweſentlichſten fehlt, wo wir gerade zu Foderungen berechtiget ſind. Für den berufenen Leſer ſind jene Gegenſtände keineswegs ſo fremd, daſs man ihm darüber viel zu erzählen brauchte, wenn ſie auch als einwirkende Urſachen berührt worden muſsten — wie die Entſtehung der Wiſſenſchaften und der Gelehrſamkeit. Doch auch dieſe waren in ihren Äuſserungen weit mehr Folge allge-

Digitized by Google

meinwirkender Urſachen, als ſelbſt Urſache. Die Dichter gehören dem Nationalgeiſte an, der von ihnen allerdings wieder genährt ward; aber wenn auch die Verfaſſungen, die Geſetzgebungen und die Staatsverhältniſſe in einer Nation, die keinen Homer und keinen Sophokles hervorzubringen vermocht hätte, eine andere Geſtalt haben müſsten: ſo haben dieſe doch das alles nicht beſtimmt. Shakſpeare und Goethe haben unbeſchreiblichen Einfluſs auf viele tauſend Gemüther gehabt, doch weder der Eine noch der Andere auf die politiſche Geſchichte und den bürgerlichen Zuſtand, und ſie würden ihn auch nicht haben, wenn ſie ſo allgemein vernommen würden, als Homer und die Lyriker, vielleicht, zu Athen.

Wir halten den Beruf des Geſchichtſchreibers für ein heiliges Amt, und für ſo ernſt, daſs er, wie der Redner vor Gericht oder im Staat, jedes Wort abwägen muſs: nicht allein in ſofern die Ehre der vergangenen Geſchlechter ihm anvertraut iſt. Dem deutſchen Sinne ſind hingewagte halbwahre Äuſserungen zuwider, und ſtreng müſſen wir darüber wachen, daſs unſere Schriftſteller nicht in die Leichtfertigkeit verfallen, welche wir ſo oft fremden Literatoren vorgeworfen haben. Von Behauptungen dieſer Art, niedergeſchrieben nach dunkeln Erinnerungen, welche der Vf. zu prüfen ſich nicht die Mühe gegeben, lieſse ſich aus dieſem Werk eine leidige Menge ſammeln, wie S. 146 Epheſus, welches nie eine einzige Colonie ausgeſandt hat, und, wenigſtens in der vormaceſoniſchen Zeit, ſeines Handels wegen niemals genannt wird, gerade in dieſen beiden Hinſichten zwiſchen Milet und Phocäa aufgeführt iſt; und ebendaſelbſt heiſst es von den griechiſchen Colonieen in Vorderaſien: „die Kette, die ſich vom Helleſpont bis zu Ciliciens Grenzen hinzog," da doch öſtlich von Rhodus nur das einzige iſolirte Phaſelis lag. So ſagt der Vf. S. 203, von den Macedoniern ſowohl als von den Römern ſey in den Einrichtungen der Amphiktyonen (wegen der ſtimmführenden Völker) Vieles geändert worden, welches nur von den Römern wahr iſt; ſo redet er S. 436 von dem ſo groſsen Schatz von Maximen zur Führung der öffentlichen Geſchäfte, der ſich in den poetiſchen Fragmenten Solons finde, u. ſ. f.

So geſchrieben iſt ein hiſtoriſches Werk kaum für ein *ἀγώνισμα ἐς τὸ παρὸν*, ein vorübergehendes Schauſpiel, zu achten, vielweniger für ein bleibendes Eigenthum, wie Hr. *H.* S. 468 Thucydides bekannte Worte *κτῆμα ἐς ἀεί* hätte überſetzen müſſen, und nicht „ein Werk auf immer", welchen Stolz der Geſchichtſchreiber gar nicht hat äuſsern wollen. In den aus ihm angeführten und überſetzten Stellen iſt überhaupt Vieles falſch gefaſst, wovon zum Theil in den einzelnen Bemerkungen. Noch ſchlimmere Fehler enthalten die Auszüge und Überſetzungen aus dem angeblich ariſtoteliſchen zweyten Buch der Ökonomik; dieſe werden wir bey dem zehnten Abſchnitt erörtern. Auch S. 191 enthält die überſetzte Stelle aus dem Panegyricus des Iſokrates mehrere Unrichtigkeiten. So: *ὥστε σπεισαμένους πρὸς ἀλλήλους — συνελθεῖν εἰς ταὐτόν*· „daſs wir *gleichſam als Verbündete* — zuſammenkommen, anſtatt *unſere Fehden ruhen laſſend*. *Μήτε τοῖς ἰδιώταις, μήτε τοῖς διενεγκοῦσι τὴν φύσιν ἀργὸν εἶναι τὴν δωτρεβήν*· „daſs weder die *Ungebildeten* noch die *Gebildeten* hier leer ausgehen"; es iſt aber von Ungeſchickten, und denen, die vorzügliche Talente *zu den Wettkämpfen* haben, die Rede. *Ἐπιδείξασθαι τὰς ἑαυτῶν εὐτυχίας* „ihren *Reichthum* zu zeigen", nicht ſo, ſondern ihre *Gaben*; auch hier iſt, wie die Folge zeigt, von den Kämpfenden, im Gegenſatz der Zuſchauer, die Rede.

Dem Mangel an Vertraulichkeit mit der griechiſchen Literatur müſſen wir auch eine andere in dieſem Werke ſehr häufige Claſſe von Fehlern zuſchreiben, die in deutſchen auch nur halbwegs gelehrten Schriften ſelten vorzukommen pflegt. wir meinen falſche Schreibart der griechiſchen Ortsnamen. Wo hier nicht ein allgemeiner Gebrauch etwas geändert hat, oder Analogie gilt, wie bey dem Abſtreifen der Endungen, darf man nicht von der Schreibart der Nation abweichen, und jedes grundloſe Vertauſchen eines Buchſtabens iſt ein Barbarismus. Dergleichen Fehler aber ſind die folgenden: Tänarium, S. 19 (ſtatt Tänarus); Scilläum, S. 25 (ſt. Scylläum); Phalereus und Phalerä, S. 40 (ſt. Phalerus); Munychius, ebend. (ſt. Munychia); Cytheron, S. 41, 42 (ſt. Cithäron); Pagaſa, S. 49 (ſt. Pagaſä); Eſtiäotis, S. 50 (ſt. Heſtiäotis); Cythere S. 53 (ſt. Cythera, *τὰ Κύθηρα*); Plateä, S. 153, 213, 215, 391 (ſt. Platää); Cytynium, S. 204 (ſt. Cytinium); Clazomene, S. 290, 317 (ſt. Clazomenä); Aegospotamos, S. 346 (ſt. Aegospotami); Olynt, S. 365 (ſt. Olynth); Leontium, S. 403, 440 (ſt. Leontini, freylich ein ſehr gewöhnlicher Fehler); Segeſtus, S. 498 (ſt. Segeſta). Solche Fehler, oder ſie mit dem eigentlichen Namen zu nennen, Schnitzer, nicht zu machen, iſt gar kein Verdienſt; ſie nicht machen zu können, ſo wenig als es einem Deutſchen begegnen könnte, anſtatt Göttingen, Götting oder Göddingen zu ſchreiben, iſt nur ein Zeichen der *Vorkenntniſſe*, um griechiſche Alterthümer und Geſchichte zu bearbeiten; und ſo weit wenigſtens waren jene „gelehrten Compilatoren", deren unſer Vf. unter anderen S. 233 unſanft gedenkt, zu ihrem Werk ausgerüſtet. Jedermann weiſs, daſs man ſehr gelehrt über das Alterthum ſeyn, und doch aus Geiſtloſigkeit es ſchlecht verſtehen kann; aber ohne Gelehrſamkeit wird auch der beſte Kopf unmöglich etwas Treffendes darüber ſagen können. — Als unphilologiſch können wir auch die falſche Stellung der Accente auf einzeln angeführten Worten nicht ungerügt laſſen: ſo etwas iſt mehr, als nur ein unangenehmer Übelſtand. Wir erwähnen, zum Beyſpiele, unter vielen nur *φύλαι* S. 347, welches kein Druckfehler ſeyn kann, da auch S. 246 *φύλαις* vorkommt. Rec. wird nur über einige Abſchnitte Bemerkungen bey den Stellen, welche er ſich im Durchleſen angezeichnet hat, etwas vollſtändig vortragen, und auch ſo fürchtet er den Raum zu überſchreiten, worauf er eigentlich Anſpruch machen kann.

Die *allgemeinen Vorerinnerungen* machen den Übergang zur alteuropäiſchen Geſchichte mit Verſu-

Digitized by Google

chen über das Problem der Überlegenheit Europa's. Hr. *H.* ſelbſt giebt die hier verſuchten Löſungen nicht für befriedigend aus: um ſo weniger brauchen wir unſere Bedenklichkeiten ausführlich vorzutragen. Die Nationen von ganz Vorafien bis Tibet und an den Indus, auch die von Nordafrica, Ägypten ausgenommen (*Αἰθυες ξανθοὶ*, Herod. Scyl. Callim.), ſind von derſelben Raçe wie die Europäer; auch die Indier ſcheinen durch Einwanderung eines Volks gemiſcht, welches mit den Perſern und den Hauptnationen Europens nahe verwandt war; die Braminen ſind noch jetzt durch weiſsere Farbe unterſchieden. Ferner möchten alle dieſe Länder, mit Ausnahme Arabiens, alle von dem Vf. angeführten, zum Ackerbau und zur Cultur einladenden Vorzüge noch mehr als ſelbſt das ſüdliche Europa beſitzen. Rec. glaubt aber auch, daſs, wenn Europa jetzt über die anderen Welttheile herrſcht, ſeine Colonieen ausbreitet, und die alten Einwohner vertilgt oder verdrängt, dagegen Aſiens Einfluſs, als des Stammlandes der Religionen, ungleich tiefer eindringend geweſen iſt; dann, daſs am Anfang unſerer hiſtoriſchen Zeit das Übergewicht in jeder Hinſicht für Aſien war; wie denn auch bey den Hebräern die erhabenſte Literatur und Freyheit blühten — Freyheit in eigenthümlichen Formen, die in den Propheten auch unter Tyrannen noch lange fortlebte. Die mohammedaniſche Religion, welche am Niger wohlthätig geworden iſt, hat über Aſien Erſtarrung und todte Einförmigkeit gebracht; hätte dieſe nicht eine undurchdringliche Scheidewand gegen Europa gezogen: ſo würden die Perſer Bildung und Literatur mit uns theilen; und hätten dagegen die ſlaviſchen Völker nicht die Religion Europens angenommen: ſo würden ſie noch vollkommene Aſiaten ſeyn. Willkommen würde es wohl Vielen mit uns geweſen ſeyn, wenn der Vf. hier entwickelt hätte, wie wir eben die europäiſche Form den Nationen verdanken, welche ſein Werk darſtellen ſoll, und vorzüglich den Griechen. — Auch mit der gröſsten Deutungsfreyheit iſt es ein falſcher Satz (S. 14), daſs die Alpen bis auf Cäſars Zeit gegenſeitige Schutzwehr des Südens und Nordens geweſen wären; Italien, Illyrien, Macedonien, Griechenland, Thracien, ſelbſt Aſien haben es empfunden, daſs dem nicht ſo war.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte. *Tübingen*, b. Heerbrandt: *Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopolds I, römiſchen Kaiſers.* Ein Beytrag zur Geſchichte des öſterreichiſchen Hauſes und der göttlichen Weltregierung. 1812. VI und 138 S. 8. (10 gr.) Den Ton und die Abſicht dieſes Werkchens kündigt ſchon der Titel an. Es iſt, wie der Vf. ſagt, ein ſehr vollſtändiger und doch concentrirter Auszug aus dem zu Leipzig 1708. in 2 Theilen herausgekommenen *Leben und Thaten Leopolds des Groſsen* u. ſ. w. Der Predigerton wird durch den Stand des Vfs. entſchuldigt. Die kritiſche Geſchichte ſtellt Leopold I, der auf den Beynamen des Groſsen keine gegründeten Anſprüche hat, gar nicht ſo vortheilhaft dar, als unſer Vf. ihm gleich Anfangs ſchildert. Man findet indeſſen hier manchen Beweis von ſeinen guten Geiſtesfähigkeiten, die verſchiedene Äuſserungen des jungen Prinzen liefern. (Laſſen ſich aber ſolche Äuſserungen nicht von den meiſten Prinzen anführen?) Seine Fertigkeit in der lateiniſchen Proſa und Poeſie wird durch verſchiedene Belege, an welchen wohl die Lehrer keinen geringen Antheil gehabt haben, dargethan. Die Zahl ſeiner witzigen Einfälle ſoll ſo groſs geweſen ſeyn, daſs ſie ein ganzes Buch füllen könnten. Bey Audienzen beantwortete er alle Anreden in der Sprache der Anredenden, und in der gröſsten Ordnung; auch ſoll er in allen modernen Sprachen ſich mit der gröſsten Zierlichkeit ausgedrückt haben. Warum werden die vortrefflichen Hofmeiſter und Lehrer, deren Leitung und Unterricht Leopold I ſo viel Ehre macht, nicht angeführt, wie es bey anderen Geſchichtſchreibern dieſes Kaiſers geſchieht? Einer ſeiner Lieblingszeitvertreibe war der Beſuch der Bibliothek, die im Jahre 1665 ſchon auf 10,000 Manuſcripte und 90,000 gedruckte Bücher enthielt. Leopold vermehrte dieſe durch 583 Handſchriften und 1459 auserleſene Bücher; auch kaufte er dem berühmten Lambecius 3000 Bücher ab. Er hatte aufserdem noch eine Cabinetsbibliothek von 1300 Bänden. Die wiſſenſchaftliche Cultur beförderte er nicht nur durch Anlegung eigener, ſondern auch durch Begünſtigung fremder Inſtitute. Zu jenen gehört das *Conſilium artis conſulterum*, eine Akademie der Künſte, unter deren Mitgliedern ſich, auſser den vornehmſten Fürſten Deutſchlands, der Pater Menegalti, Mathematicus Summus, als Director, der berühmte Mathematiker Ehrhard Weigel, der Maler (Joachim) Sandrat, der Mechaniker Hautſch, und der Bildhauer Weigel befanden. Die Freygebigkeit, mit welcher er Gelehrte und Künſtler belohnte, mag wohl an ſeinem Beynamen der Groſse hauptſächlich Urſache ſeyn. Er ſoll die von Becker (?) erfundenen, ledernen Schiffbrücken bey ſeiner Armee zuerſt eingeführt haben. Sein religiöſer (von Menegalti und anderen Gewiſſensräthen geleiteter) Charakter wird durch manche Äuſserungen bewieſen. Als Regent wird er ſelbſtthätig, weder ſich noch ſeinen Miniſtern zu viel zutrauend, geſchildert, und ſeine Regierung ſoll gleichſam eine Theokratie (?) geweſen ſeyn. Er ſoll keine Leibwache gehabt, und ſein Hof ſoll vom kleinſten verdunkelt worden ſeyn. — Von der Kriegsgeſchichte Leopold I werden bloſs die Begebenheiten des türkiſchen Kriegs (bis zum carlowitzer Frieden) und des nordiſchen Krieges erzählt. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg war doch für das öſterreichiſche Haus ungleich wichtiger, als der nordiſche. Der Groſswezir hatte, wie es hier heiſst, vor Wien (1683) 300,000 Mann, ohne die Tataren, und 100,000 Zelte; ſein Zelt ſtellte eine Reſidenz, ſo groſs wie Warſchau oder Lemberg, vor. Leopolds Verfahren, als er Ungarn in ein Erbreich verwandelte, wird für gemäſsigt und groſsmüthig erklärt, und die ungriſchen Stände ſollen, aller Einwendungen Fökölys ungeachtet, einmüthig beſchloſſen haben, Ungarn als ein Erbreich dem Hauſe Öſterreich zuzuſprechen. Wie wenig kennt doch der Vf. die wahre Geſchichte!

Ig.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt*, von *A. H. L. Heeren*. Dritter Theil u. ſ. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stucke abgebrochenen Recenſion.)

Die *geographiſche Anſicht Griechenlands*, im *erſten Abſchnitt*, iſt an einigen Stellen durch Züge zum Gemälde des Landes aus Reiſebeſchreibungen belebt, übrigens erſetzt ſie die groſse Kürze, welche Vieles übergehen muſs, weder durch Bündigkeit noch durch Zuverläſſigkeit. Eine eigentliche Überſicht der politiſchen Geographie, in dem von Rec. oben angegebenen Sinne, hat ſie offenbar nicht ſeyn ſollen; dennoch war doch eine ſolche unentbehrlich, hingegen an Geographieen, weitläuftig und kurz gefaſst, fehlt es nicht. Daſs der Vf. überhaupt nur von dem Zuſtand Griechenlands bis auf die macedoniſche Unterjochung reden wolle, erfahren wir erſt gegen das Ende dieſes Bandes; denn auch unter dieſer Herrſchaft blieben die Griechen noch ſo eigenthümlich, und ſo bedeutende Landſchaften behaupteten beſtändig ihre Unabhängigkeit, daſs die Ankündigung der Einleitung, die nächſte Abtheilung werde von den Macedoniern handeln, jene Abgrenzung gar nicht erwarten läſst. Auch geht der Vf. in dieſem Abſchnitte zuweilen darüber hinaus, an anderen Stellen ſcheint er die Zeitgrenze zu beobachten, immer bleibt es unbeſtimmt; und doch iſt z. B. die Behauptung (S. 21), daſs Arkadien nirgends das Ufer erreichte, wegen Triphylien, nur unter einer Zeitbeſtimmung wahr oder falſch. Gythium lag nicht 3 Meilen von Sparta (S. 24), ſondern 6 (240 Stadien, Strabo VIII p. 363). Nicht ſich ſelbſt verkennend ſtiftete ſich Sparta eine Flotte (ebend.); ſo etwas kann man mit Recht von Peter des Groſsen ſo lange bewunderter Liebhaberey ſagen: ohne eine Flotte hätte Sparta im peloponneſiſchen Kriege Athen nie beſiegen gekonnt. Und wie wenig laconiſche Schiffe zählte dieſe! Argos war keineswegs die Hauptſtadt der ganzen, hier Argolis genannten Landſchaft (S. 25); die ἀκτὴ mit ihren vier unabhängigen Städten iſt überſehen. Da Sparta den Argivern das Schickſal von Meſſene bereitete; durch die Schlacht in der Hebdoma ſie an den Rand des Verderbens gebracht, und zu heilloſen Rettungsmitteln gezwungen hatte, auch nachher immerfort ſie bedrohte: ſo iſt das harte Urtheil des Vfs. ungerecht (ebend.). Die Spiele zu Nemea wurden nicht zu Poſeidons Ehre gefeyert (ebend.), ſondern entweder als Leichenſpiele oder für Zeus Nemeäus. Von Elis friedlicher Ruhe, durch allgemeines Einverſtändniſs der Griechen dem heiligen Lande gewährt, redet der Vf., als ob das Land dieſen Vorzug in der hiſtoriſchen Zeit genoſſen habe; er nennt es das Land des Friedens (S. 25, 26). Nach Strabo (VIII p. 358) verſchwand das Vorrecht der Unverletzlichkeit ſchon ſeit Phidons Angriff, in der achten Olympiade: und wie hätte der herrſchſüchtige Staat, welcher Piſatis und Triphylia ſich unterwarf, darauf ferner Anſpruch machen können? Elis gehörte zur Ligue von Argos, und Agis verheerte das Land nach dem peloponneſiſchen Kriego; nun nahmen ſie an allen griechiſchen Fehden Antheil. — Vielleicht verdient keine einzige Nation das Lob der Tugend, nicht nach Vergröſserung geſtrebt zu haben (S. 31), die Achäer gewiſs nicht; ihr Bnnd, als er glänzte, war höchſt eroberungsſüchtig, und ſchon zwey Jahrhunderte früher (Ol. 97) hatten ſie Calydon an ſich geriſſen, und hätten gern Acarnanien erobert. Der Vf. redet von dem achäiſchen Bunde, als einem Beyſpiele für das übrige Griechenland (ebend.), als ob es eine ganz eigenthümliche Verfaſſung geweſen wäre. Das war ſie ſo wenig, daſs Polybius (II c. 59) die Conföderation der Italioten mit ihr vergleicht; und alle griechiſchen Volkſtaaten (ἔθνος) der alten Zeit hatten keine andere; in ſeiner Zeit freylich hatte ſich von dieſer Art auſser Achaja wenig erhalten. Im peloponneſiſchen Kriege waren die Achäer nicht neutral (S. 32). Thucydides meldet ausdrücklich (II c. 9), ſchon Anfangs wären die Pellenier unter Sparta's Verbündeten geweſen, nachher alle Achäer; jene Abſonderung einer achäiſchen Stadt zeigt auch, wie kein Unterſchied zwiſchen dem ihrigen und anderen Völkerſtaaten war. Gefährlich (ebend.) war der achäiſche Bund den Macedoniern nicht einmal in Antigonus hohem Alter, und unter Demetrius ſchwacher Regierung, verbündet mit den Ätolern. Denn Aratus war ein ſchlechter Feldherr, und die Achäer, bis auf Philopömen, ſehr ſchlechte Soldaten; als Cleomenes ſich erhob, und Griechenlands Befreyung von äuſserer Herrſchaft gewiſs war, wenn man ſich einen einheimiſchen Dictator gefallen laſſen wollte: waren ſie es, welche ſich ſelbſt und der übrigen Nation Ketten ſchmiedeten. — Die attiſchen Berge ſind *jetzt* nackt (S. 35): im Alterthum waren ſie mit Wald bedeckt. — Lord Elgins Raub (S. 38) iſt allerdings auf ewig entweiht, und dem Continent auch verloren, aber doch aus dem Meere geborgen: es gelang ſchon 1806, die Kiſten aus dem geſunkenen

Digitized by Google

Schiffe durch Taucher heraufzufördern. Ob und wo dieſe Heiligthümer jetzt als antiquariſche Curioſitäten aufgeſtellt ſind, iſt freylich unbekannt. — Locris liegt nicht am Euripus (S. 46), denn dieſen Namen führte nur die enge Straſse bey Chalcis, nicht das breite Meer zwiſchen Euböa und dem feſten Lande. Eben ſo wenig liegt Thermopylä im Umfang des Landes der öſtlichen Locrer (ebend.), es ward zum Gebiet der Melier gerechnet (Scylax Caryand. p. 24 ed. Hudſ.). Die Acarnaner waren keineswegs Barbaren (S. 47): wie viele unter den griechiſchen Völkern des Mutterlandes kann man denn nennen, welche Schriftſteller hervorgebracht hätten? Und wenn nicht alle dieſe mit derſelben Schmach belegt werden ſollen: ſo verdienen es wahrlich die Acarnaner nicht, die in ganz Griechenland wegen ihrer Treue und Rechtlichkeit hochgeachtet waren (Polybius IV c. 30), und die, ſelbſt ein harmloſes Volk und ſchwach, in den ſchrecklichſten Zeiten einen ganz erhabenen Muth gezeigt haben. Alſo hat der Geſchichtſchreiber von ihnen wohl mehr zu erwähnen, als ihren Namen (S. 47); noch viel mehr aber von den Ätolern (ebend.), deren Verfaſſung und Ausbreitung, durch die zugewandten Orte, Hr. *H.* um ſo weniger übergehen durfte, da er von den Achäern in der macedoniſchen Zeit redet. — Demetrias war nicht der ſpätere Name von Pagaſä (S. 49), ſondern eine neue Stadt, nicht fern von dieſem alten Hafen erbaut (Strabo IX p. 436). — Eine theſſaliſche Stadt, Magneſia (ebend.), welche S. 50 ſogar zu den berühmten gezählt wird, hat nie exiſtirt. Danville, deſſen Ruhm es nicht ſchaden darf, daſs er kein Philolog war, weſswegen aber ſeine Charten der alten Geographie mit groſser Vorſicht gebraucht werden müſſen, hat dieſe Stadt, ſo wie Chalcis in Chalcidice, durch ein Miſsverſtändniſs auf die Charte gebracht. — Über den ungriechiſchen Urſprung der Theſſalier, über ihr Staatsrecht, und die Abhängigkeit der umwohnenden Völker, lagt Hr. *H.* gar nichts; dieſe Letzten rechnet er an einer anderen Stelle (S. 204), nach einer bey den Neueren eingeſchlichenen, den Griechen völlig fremden und falſchen Anſicht, zu den Theſſaliern. Dieſen Namen trug nur die herrſchende Nation. — Auch die Vermuthung (S. 51), daſs die Perrhäber und Athamaner illyriſches Urſprungs geweſen ſeyn möchten, kann nur auf einem Miſsverſtändniſs beruhen; die Erſten haben dem Alterthume immer für Griechen gegolten, die Anderen waren Epiroten (Strabo VII p. 321, 326. IX p. 440 ff.). — Kein alter Schriftſteller nennt Cythera reizend (S. 53); es iſt nicht der geringſte Grund vorhanden, anzunehmen, daſs es nicht ſchon im Alterthume die traurige Felſeninſel geweſen ſey, deren Anblick neuere Reiſende befremdet hat, welche hier, auf die Autorität moderner Poeten, das lachende Eiland der Liebesgöttin zu ſehen erwarteten. — Die Schluſsbetrachtungen (S. 54 ff.) würden ziemlich erläuternd ſeyn, wenn Griechenland ein reiches, induſtrievolles und allgemeinhandelndes Land geweſen wäre; aber es war im Ganzen arm, kaufte die Arbeiten fremder Fabriken, und hatte, da Ägina gefallen war, kaum andere Handelsſtädte als Corinth und Athen. Die griechiſche Vortrefflichkeit aber hatte mit der geographiſchen Lage nichts gemein: es gehört vielmehr zu den Wundern, daſs der Handel zu Athen die Poeſie nicht gefährdete; auch wäre es doch gewiſs geſchehen, wenn er nicht faſt ausſchlieſslich von den Beyſaſſen betrieben worden wäre. — Die Beſchreibung der Colonieländer ſcheint für den folgenden Theil aufgehoben zu ſeyn; da die Griechen ſelbſt das Mutterland nur als *das zuſammenhängende Hellas* (ἡ συνεχὴς Ἑλλάς) unterſcheiden, die Pflanzorte aber doch nicht weniger zu Hellas zählen, als ob ſie von dieſem nicht durch Meere oder Barbaren getrennt wären: ſo hätten dieſe ihren Platz auch hier finden ſollen.

Zweyter Abſchnitt. Älteſter Zuſtand der Nation und ihre Zweige. Der Vf. hat ſich begnügt, die gewöhnlich geltenden Meinungen vorzutragen; ſo daſs wir hier die Verbreitung der helleniſchen Nation über ganz Griechenland, ihre vier Stämme, und deren ſpätere Verminderung auf zwey — durch Verſchmelzung der Aeolier und Achäer mit den Doriern — wiederfinden. Daſs dieſe Meinungen falſch und unbrauchbar ſind, muſs Jedem, bey dem erſten Verſuch, ſich die Sache kritiſch klar zu machen, einleuchten. Über einige Puncte, wie über die Erweiterung des helleniſchen Namens, läſst ſich vielleicht nur ein negatives Reſultat gewinnen, obwohl es höchſt glaublich ſcheint, daſs ſie erſt durch die doriſche Eroberung des Peloponneſus vollendet ward. Wegen der angeblichen vier Stämme verweiſen wir auf Herodot, der von dieſer Beſchränkung nichts weiſs, ſondern die Arcadier Pelasger nennt, und von den Dryopern, Minyern, Phociern und anderen Völkern nicht weniger, denn von den Doriern, als Hauptabtheilungen der Nation redet. Die älteren Griechen kennen die Äolier nur als die alten, von den Theſſprotern überwältigten Einwohner des eigentlichen Theſſaliens: von dort zogen die äoliſchen Auswanderer nach Aſien, und die Böoter in ihre Landſchaft; die Magneter gehören auch zu den Äoliern. Es war ein Volk, nicht mehr und nicht weniger als Phocier, Ätoler, Acarnaner. Erſt als die Grammatiker das Gemeinſchaftliche, von dem doriſchen Dialekt Verſchiedene, der Dialekte aller nichtioniſchen Völker zuſammenſtellten, und einen gemeinſchaftlichen Namen dafür gebrauchten, bediente man ſich des äoliſchen dafür, wahrſcheinlich aus gar keiner anderen Urſache, als weil nur die im ſtrengſten Sinn äoliſchen Völker (Böotien, Lesbus) Schriftſteller hatten. Nun ward aber auch dieſer Name nicht weniger auf die Achäer, welche jene Eintheilung doch abgeſondert aufſtellt, angewandt, und auf die Arcadier, welche man als Pelasger, gar nicht unter den äoliſchen Stamm zwingen kann, und daher redet Strabo von dem äoliſchen und dem doriſchen Dialekt als den beiden Sprachen des Peloponneſus (VIII, p. 333). Rec. übergeht nun ſehr Vieles in dieſem Abſchnitt, was einzelner Berichtigung bedürfte; nur die Note S. 62 kann er nicht unerwähnt laſſen, weil ſie dem Hange förderlich iſt, die ſorgfältige Behandlung der Alterthümer zu ver-

Digitized by Google

ſäumen. Es iſt falſch, daſs ſich die Verbreitung der Ioner nicht genau bezeichnen laſſe, und daſs die Griechen ſelbſt nicht vermocht hätten, jedes Völkchen auf ſeinen Stamm zurückzuführen. Sie haben es eben ſo äuſserſt ſorgfältig gethan, und das Glück hat uns ihre Nachrichten ſo vollſtändig erhalten, daſs wir eben dasjenige, was hier als ein eitles Unternehmen angegeben wird, mit der allergröſsten Vollſtändigkeit geben können; nicht fünf von allen bekannten griechiſchen Städten bleiben einigermaſsen zweifelhaft. — Ein Hauptgegenſtand dieſes Abſchnitts iſt eine Charakterſchilderung der Dorier und Ioner. Der Vf. tadelt, daſs dergleichen in der Geſchichte ſo wenig erläutert werde, deren Verſtändniſs eigentlich davon abhange (S. 65). Wir beſorgen, daſs Schilderungen dieſer Art meiſt willkührlich und übereilt ausfallen, und ſo das Miſsverſtändniſs erſt recht aufs Höchſte bringen möchten, da ſchon Charakterſchilderungen einzelner Männer nur äuſserſt wenigen Meiſtern gelungen ſind. So könnten wir eben die Richtigkeit der Seinigen (S. 62 ff.) durchaus nicht einräumen, wenn er es uns auch für die Dorier nicht dadurch erſchwerte, daſs er (S. 61) faſt alle nichtioniſchen Völker zu ihnen rechnet. Solche Charakterzeichnungen haben unter anderen auch die ſehr ſchlimme Folge, daſs ſie verleiten, ſich entgegengeſetzte Extreme aufzuſtellen, wie ſie nie wahr geweſen ſind, und indem man im Voraus zugiebt, daſs ſich wohl Ausnahmen fänden, giebt es Ausflüchte ohne Ende. Die Ariſtokratie der doriſchen Städte im Peloponnes, zum Beyſpiel, war theils ſcheinbar, weil ſie, die Eroberer und kleinere Zahl, ein abhängiges Gebiet beherrſchten, theils allgemeine altgriechiſche Form, welche nur Sparta, wo es konnte, mit Gewalt erhielt, während ſie im übrigen Griechenland ſich umwandelte. Argos, welches ſich unabhängig hielt, ward früh demokratiſch, und zu Corinth ward der Nationalgeiſt ſelbſt Sparta's höchſter Macht zu ſtark. Muſs man nun eingeſtehen, daſs die gröſsten aller doriſchen Städte, Syracus, Tarent, ſich wilddemokratiſch regierten: wo bleibt denn hier die Ariſtokratie als Zug des Nationalcharakters? Eben ſo verhält es ſich mit allen übrigen angegebenen Eigenthümlichkeiten, der Religioſität u. ſ. w., ſelbſt wenn man, um vollkommen billig zu ſeyn, die Völker abſondert, die Hr. *H.* nicht hätte zu den Doriern zählen ſollen. Der leidige Gegenſatz entwirft das Gemälde der Ioner: dort ſahen wir feyerliche Biedermänner, hier kommen geiſtvolle und tapfere Wüſtlinge, in Luſt und Freude ſchwelgend; ſogar die Sprache erinnert den Vf. faſt an die Dialekte der Südſee (S. 64)! Alſo die formenreichſte, gediegenſte, wohlgemiſchteſte in den Tönen unter allen griechiſchen an einen Jargon ohne Flexionen und Grammatik, ſogar bedeutender Buchſtaben entbehrend, und kindiſch lallend. Dieſe ärgerliche Parallele zwiſchen Athen und Otaheite kömmt noch zweymal wieder vor, S. 322 u. 479. — Wir berufen uns auf die Geſchichte, wenn man doch nach Stämmen ſcheidend charakteriſiren will, daſs gerade in den ioniſchen Städten weit weniger bösartige Revolutionen vorgefallen ſind, als in den doriſchen, und keine Stadt war geachteter wegen ihrer Eunomie, als das ioniſche Maſſalia. —

Der *dritte Abſchnitt* ſoll erläutern, wie das Heldenalter aus einem Zuſtande der Wildheit (S. 57) durch Religion, älteſte Poeſie und fremde Einwanderungen hervorging (S. 66). Da nun die älteſte Poeſie, wodurch die griechiſche Religion gebildet ſeyn ſoll, ausdrücklich, nach einer bekannten Stelle Herodots, für die des Homer und Heſiodus erklärt wird (S. 79, 80), und der Vf. Homers Zeitalter wenigſtens drey Jahrhunderte nach dem trojaniſchen Kriege ſetzt (S. 165), der auch ihm die Höhe und faſt der Schluſs des heroiſchen Alters iſt (S. 142, auch S. 116): ſo muſs Rec. bekennen, daſs ihm das wie eine wahrhaft irländiſche Cauſalitätsverbindung vorkömmt. Er iſt weit entfernt, Hn. *H.* zu beſchuldigen, ſich etwas Ungereimtes zuſammengedacht zu haben; wohl aber findet er hier eines der auffallenden Kennzeichen von der groſsen Flüchtigkeit, womit er dunkel gefaſste Verbindungen auf das Papier geworfen hat; und hier vermögen wir ſeine eigentliche Meinung nicht zu errathen: ob die Heroen noch die altphyſiſche Religion gehabt, und durch den Dienſt des Äthers und der Dunſtluſt aus der Wildheit veredelt wären, oder ob die Namen Homer und Heſiodus nicht bloſs abſteigend (S. 80), ſondern auch aufſteigend von anderen Dichtern bis jenſeits der Heroenzeit zu verſtehen ſeyn ſollen. Rec. iſt geneigt, das Letztere für des Vfs. eigentliche Meinung zu halten, weil derſelbe an einer anderen Stelle (S. 157) die Möglichkeit einräumt, daſs Geſänge, wie die „von der Liebe des Ares und der goldenen Aphrodite", älter als das Heldenalter geweſen ſeyn möchten. Und dieſe könnten doch, ſelbſt nach der Anſicht, der er huldigt, nicht mehr mit ſymboliſchen phyſiſchen Abſtractionen geſpukt haben. Über dieſe angebliche phyſiſche Urreligion braucht Rec. hier nichts zu ſagen, da die Sache genug erörtert iſt: mag, wer Luſt daran hat, ſich Homer durch ſolche Vorſtellungen (S. 77) verderben. Freylich wünſchten wir, daſs Hr. *H.* die Stellen angäbe, wo dieſe alte Lehre „noch unverkennbar durchblicken" ſoll. — Auch uns iſt Herodots Autorität ſehr groſs; aber geringer als innere Evidenz; was iſt es denn weiter, wenn er ſich von ägyptiſchen Pfaffen betrügen lieſs? Nimmt man die griechiſche Götterwelt weg: ſo verſchwindet mit den Genealogieen auch das ganze Geſchlecht der Heroen, und dieſe Sagen gehören nur zum allerkleinſten Theil Homer, — ja ſelbſt Heſiodus; und deſſen Namenverzeichniſs hätte eine lebendige dichteriſche Geſchichte begründet? Die Sache wird um ſo ſonderbarer, da der Vf. das heroiſche Alter für eben ſo hiſtoriſch hält, als die Ritterzeit des Mittelalters. Alſo die Helden wären hiſtoriſche Perſonen, und ſie hätten entweder ihre Abſtammung vom Äther hergeleitet, oder die Dichter hätten ihre hiſtoriſche Genealogie weggeſchafft, und ſie mit den neuveredelten Symbolen verbunden, um dieſen ſo viel eher zu perſönlicher Exiſtenz zu verhelfen. Für Rec. iſt nichts gewiſſer (und er zweifelt auch nicht, daſs dieſe ſchon von ſo Vielen, die es

Digitized by Google

ernstlich meinen, aufgefafste Wahrheit sich immer mehr verbreiten wird), als dafs eine poetische Welt der Götter und Helden zu ersinnen, selbst Homers Geist weit übersteigt, dafs sie nie von einem Einzelnen ausgehen kann, und dafs nie, so lange die Welt steht, etwas so Ersonnenes Nationalglaube geworden ist, noch werden kann. —

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Bremen*, b. Müller: *Vollständige Darstellung der ersten öffentlichen badberger Schulprüfung*, gehalten im Geist des hannöverschen Seminarii, nebst vier Schul- und Ermahnungs-Reden, denkenden und edlen Ältern und Jugendfreunden gewidmet von *Johann Heinrich Thöle*, Lehrer der Hauptschule in Badbergen im Weserdepartement. 1808. 144 S. 8. (8 gr.) Wenn auch der undeutsche Titel (denn man weifs nicht, ob die Darstellung oder die Schulprüfung gehalten worden ist) nicht eben einladend ist: so kann man doch dem Vf. das Zeugnifs geben, dafs er es herzlich gut meint, und von Eifer für sein Amt durchdrungen ist. Schuld mag aber der gute Mann wohl selbst seyn, wenn er über viele erlittene Verfolgungen der Ältern klagt, weil er das Auswendiglernen in seiner Schule zum Theil abgeschafft habe. In jedem Zeitalter geschehen Mifsgriffe. Sonst liefs man die Kinder eine Menge Sachen auswendig lernen, die sie nicht verstanden; heut zu Tage verfällt man auf das andere Äufserste, läfst gar nichts oder wenig auswendig lernen, und glaubt mit dem bloßen Erklären allein Alles auszurichten. Aber ist denn nicht das Gedächtnifs das Aufbewahrungsmittel von allem unseren Wissen? Ist es nicht die Vorrathskammer, worin alle unsere Kenntnisse niedergelegt sind, und aus welchem man das jedesmal Benöthigte zu seinem Bedarf herausholt? Wird nun diese Kraft, die Kraft, die gesammelten Kenntnisse zu behalten, in der Jugend nicht geübt: mufs de nicht alles Dociren umsonst seyn? O wie thöricht handeln also Lehrer, welche auf diese so unentbehrliche Kraft wenig oder gar keine Rücksicht nehmen! — Dafs der Vf. diese Schulprüfung hat abdrucken lassen, verdient nur in sofern Entschuldigung, als er sich dadurch vor seiner Gemeinde rechtfertigen will. Äufserdem wissen wir nicht, wem damit gedient seyn soll. Die Katechisation, womit die Prüfung beginnt, gehört durchaus nicht zu den musterhaften. Um unter diese gerechnet zu werden, müfste darin mehr Ordnung und Zusammenhang herrschen, und die Fragen müfsten besser gestellt seyn. Oft kommen sogar unrichtige und ganz gemeine Fragen vor, z. B. S. 17: L. Wowider handelt der, der Andere betrügt? K. Gegen seine Pflicht. L. Worüber kann sich der vielleicht einmal freuen? (??) K. Über seinen Betrug. (??) Oder S. 25: L. Wenn können die Störche und Schwalben nicht bey uns leben? K. Im Winter. L. Wenn ziehen sie daher von uns? K. Im Herbst. L. Wenn können sie sich nur bey uns nähren und ausdauern? K. Im Frühling und Sommer. L. Wenn kommen sie daher wieder? K. Im Frühlinge. L. Zu welcher Zeit ziehen sie daher weg und kommen sie wieder? K. Zur rechten Zeit. — Ists möglich, dafs man heut zu Tage noch solche Sachen abdrucken läfst? Von den angehängten Schlufsreden kann man auch nichts weiter sagen, als dafs sie von gutem Willen zeugen. —R—

SCHÖNE KÜNSTE. *Dresden*: *Kleine Gedichte* von *Catharine*, Baronin von *Falkenstein*, geb. Grafin *König*. Neue vermehrte Ausgabe. 1812. Erster Band. 252 S. Zweyter Band. 238 S. 8. Der Bewegungsgrund zu der neuen Ausgabe dieser Gedichte, welche in diesen Blättern (1812 Nr. 65) schon sind gewürdigt worden, liegt, wie die achtungswerthe Verfasserin in der Vorrede sagt, vornehmlich in der grofsen Incorrectheit der vorigen, die durch das Zusammentreffen mehrerer ungünstiger Umstände veranlafst wurde; auch war sie nur für ein kleineres Publicum berechnet, wie sowohl der Titel (Vergifsmeinnicht für edle Schwestern) als auch die Vorerinnerung selbst zu erkennen gab.

Da nun denjenigen, welche ohne grofse Foderungen an Kunstbildung und schöpferische Kraftäufserung der Phantasie gern an sanften, edlen Gesinnungen in leichten, ziemlich wohlklingenden Versen, wie sie hier gegeben werden, sich erquicken und erbauen, diese Gedichte in der verbesserten Gestalt noch willkommener seyn müssen: so finden wir bey erneuerter Erwähnung derselben weiter nichts, als unseren Dank hinzuzufügen, für die preiswürdige Sorgfalt, welche die hochgesinnte Verfasserin aus Achtung gegen das Publicum ihren Herzensproducten bewiesen hat. L. W.

Berlin, b. Sender: *Emma*, von *August Lafontaine*. Erster Band. 1809. 394 S. 8. Zweyter Band. 1810. 372 S. 8. (3 Rthlr. 20 gr.) Die Briefform, welche in diesem Romane die vorherrschende ist, hat das Eigene, dafs Meinungen, Urtheile und Bemerkungen ungezwungener in derselben hervortreten. Man kann durch verschiedene geschliffene und gefärbte Gläser in die Welt hineinsehen lassen, und das Leben so darstellen, wie man es eben haben will. Deswegen ist euch diese Form nur für gute Köpfe, und für reiche. Hr. *L.* gehört gewifs zu diesen. Denn, obschon er in allen seinen Producten sich selbst nicht verleugnen kann: so kleidet er seine Individualität doch immer verschieden, aber immer auch gefällig. Die Leichtigkeit der Darstellung vereinigt sich hier mit besonderer Tiefe des Gefühls und einer, man möchte sagen, gediegeneren Ansicht des Lebens. Dafs manche Wendungen, auch in der Sprache, vielleicht zu oft wiederkehren, ist ein Fehler, der leichter gefunden als empfunden wird. Zu spät kömmt wohl der Wunsch, dafs Emma viele Leser finden möge. —ps—

Gotha, b. Steudel: *Aruja*, oder *die weibliche Treue*. Eine morgenländische Erzählung aus Tausend und einem Tag. Nebst einer Zugabe. 1811. 311 S. 8. (1 Rthlr.) Nach einer bescheidenen Dedication en eine liebenswürdige Demoiselle, der der Vf. aus Scherz irgend ein *Erzeugnifs seiner Feder* zu widmen versprochen, kömmt eine noch bescheidenere „Recension dieses Werkchens", — ein abgenutzter Einfall, — die den Vf. immer mehr als Einen ankündigt, der von sich nicht genug sprechen kann. Auch in der kurzen Vorerinnerung zur Aruja, spielt er die Hauptrolle, entschuldigt nochmals aufs Beste sein poetisches Beginnen, und gesteht, dafs seine Blumen nicht vom Musenberge stammen, sondern weit vom Helikon, von seinem Genius auf einem Raine gepflückt worden sind, um sich, wo möglich, mit dem schönen Ruhme zu bekränzen, stets gefällig gegen die Schönen zu seyn: als Dichter aber wolle er nicht glänzen. In diesem Geständnifs hat der Vf. die Wahrheit gesagt. Die Damen, denen er gefällig zu seyn sich bestrebt, werden ihm die Gefälligkeit erweisen, ihn zu lesen, die Anderen aber, welche einen Dichter suchen, werden ihn ungelesen lassen. Der Vf. hat die Erzählung aus Tausend und einem Tage verificirt: sie hat aber wohl schwerlich etwas anderes dabey gewonnen, als einige matte Stellen, die der leidige Reim erzwungen hat, z. B.

Ich bleibe *bis zur Todespforte*
Treu gegen meinen Mann gesinnt.

Oder:

Und sollten wir auch mit der Hyder ringen,
Bis an des düstern Grabes Rand.

Die auf den Titel angekündigte Zugabe hat auch noch den Titel: „*Ein Strauss zur Zugabe, als ein Angebinde für Lorchen, zu ihrem Geburtstage*". Die Galanterie des Vfs. ist auch hier sichtbar. Übrigens befinden sich in dem Strausse einige artige Blümchen, unter anderen auch eine französische Nachbildung des bekannten Liedes: *Freuet euch des Lebens* u. f.: die mehrere wohlgelungene Stellen hat. Giftblumen enthält der Strauss gar nicht, aber wohl ein paar Grasblumen, die keinen Geruch haben. 3×13.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt*, von *A. H. L. Heeren*. Dritter Theil u. ſ. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stucke abgebrochenen Recenſion.)

Wir wollen mehrere Anmerkungen übergehen, die wir zu machen hätten, da wir uns auch über den allgemeinen Sinn des *vierten Abſchnitts, vom Heldenalter*, äuſsern müſſen. Wenn das Alter einer verkehrten Meinung ihre Beybehaltung rechtfertigte: ſo dürfen wir Keinen tadeln, der das Heldenalter als einen durch Phantaſie verſtellten Theil der Geſchichte behandelt, und dazu durch Abſchneiden und Auslaſſen zuſtutzt: denn es läſst ſich nachweiſen, daſs ſchon die Alexandriner ſo verfuhren. Andere unter ihnen ſetzten aber auch die mythiſche Zeit vor der dunkeln, mit völlig richtigem Sinn; ja die beiden älteſten Dichter unterſcheiden die Zeit der Heroen, des göttlichen Geſchlechts, von jener der ohnmächtigen und nichtswürdigen Menſchen, *wie ſie jetzt ſind*: nicht als eine ältere, ſondern als eine ganz verſchiedenartige. Das iſt bey Homer nicht weniger klar als bey Heſiodus: Götter ſind Väter oder Ahnherren der Heroen; ſie kämpfen mit ihnen; in übermenſchlicher Kraft und Gröſse ſchwingen ſie Waldbäume anſtatt Lanzen, und Felsſtücke, die viele Menſchen kaum wälzen können, wie einen Schleuderwurf. Daſs ſolche Helden allein den Sieg entſcheiden, iſt der ganzen Idee angemeſſen; iſt denn nicht alle Poeſie zerſtört, und heiſst es nicht Homer zu einem nüchternen modernen Epiker herabſetzen, wenn man dafür eine Erklärung braucht, und ſie in der Überlegenheit vollſtändig Gerüſteter über Schaaren ohne Schirmwaffen findet (S. 138)? Überdieſs Schade, daſs Homer in allbekannten Verſen, die vollſtändige Rüſtung der dichten Phalangen beſchreibt. Hätte nur Hn. *H.* die Ritterzeit, und beſonders die Kreuzzüge, nicht ein ewig wiederkehrendes fatales Blendwerk vorgemacht, hätte er ſich an die einheimiſche und die ſcandinaviſche Heldenwelt erinnert: denn dieſe ſind mit der griechiſchen verſchwiſtert, und an ihnen wenigſtens ſollte man dieſe verſtehen lernen. Man nehme die hiſtoriſchen Nachrichten von Attila, Dietrich und den Burgundern weg, denke ſich, wir wüſsten von ihnen nur durch die Lieder, wie von den Helden der Ilias, und nun wollte einer das Gedicht zu einer Geſchichte verarbeiten, und die Sitten der Heldenzeit nach der treuen und reichhaltigen Schilderung des Nibelungenlieds abhandeln. Rec. begreift nicht, wie es nur zweifelhaft ſeyn könne, daſs Agamemnon und Achill des Gedichts denen einer Chronik, wenn ſie vorhanden wäre, eben ſo unähnlich ſeyn müſsten, als der Dietrich des Gedichts dem des Caſſiodorus; und daſs der Grund, weſswegen das Ganze der troiſchen Zeit, ſobald es von der Götterwelt geſondert iſt, für hiſtoriſch gilt, — nämlich, weil es keine damit unvereinbaren hiſtoriſchen Nachrichten giebt, — gerade alle Anwendung dieſer Art ausſchlieſsen ſollte, weil eben gar keine Vergleichung möglich iſt, nach der Einiges für hiſtoriſch gerechnet werden könnte, weil es mit einigen wenigen bewährten Puncten verwandt wäre. Bey klarer Einſicht über die epiſche Poeſie verſchwindet der ſchale Begriff von Erdichtung, und es wird dem, der die griechiſche Geſchichte von der Völkerwanderung der Dorier und Theſproter anfängt, nicht einfallen, mit griechiſchen Sophiſten das Daſeyn von Ilion in Zweifel zu ziehen. Griechenland und Voraſien, das letzte mit Thracien, ſtehen ſich hier offenbar als zwey Staaten, die ſich am Olympus berührten, gegenüber; von den europäiſchen Eroberungen des gewaltigen Heeres der Teucrer und Myſer redet Herodot (VII. c. 20): und daſs wir Griechenland am Anfange der wirklich hiſtoriſchen Zeit in getrennte Landſchaften zerriſſen ſehen, ohne daſs es klar wäre, wie eigentlich das in jener alten Zeit verknüpfende Band aufgelöſt ward, iſt nur eine Folge davon, daſs es von dieſer keine Geſchichte giebt. Vor chronologiſchen Combinationen über die troiſche Zeit und das ganze Heroenalter wird die Betrachtung uns warnen, daſs in dem deutſchen Heldenliede Markgraf Rüdiger in die Zeit der Hunnen und Burgunder verſetzt iſt. Wir erwarten keinen Spott über die vergleichende Erwähnung unſeres vaterländiſchen Gedichtes, ſeitdem *A. W. Schlegel* darüber geredet hat; würden uns aber auch ohnedieſs ohne Furcht nach unſerem Gefühl und Gewiſſen erklärt haben. Von dem Glauben, mit dieſen Anſichten etwas ganz Neues zu ſagen, ſind wir übrigens ſo weit entfernt, daſs uns vielmehr die Gewiſsheit erfreut, daſs ſie ſchon in vielen empfänglichen Gemüthern, mehr oder weniger beſtimmt, vorhanden ſind, und daſs es nicht lange mehr währen kann, ehe eine andere ganz unmöglich ſcheint. Aber man braucht nicht einmal ſie ſich zu eigen gemacht zu haben, um die Behauptung undenkbar zu finden, daſs Homer, *angenommen nach drey Jahrhunderten*, als eine hiſtoriſche Quelle für den Zuſtand und die Sitten des Helden-

Digitized by Google

alters gelten könne, welche er mit absichtlicher sorgfältiger Treue in ihrer Eigenthümlichkeit geschildert habe, das Frühere oder Spätere fast genauer unterscheidend, als es dem Dichter oblag (S. 116. 117). Abgesehen nun davon, dafs dies nur bey einem Reichthum an Büchern und Urkunden möglich wäre: so bedarf es nur einer Andeutung, wie fremd dergleichen einem dichterischen Zeitalter ist, und dafs eben damit für die Zeitgenossen der lebendige Eindruck ganz zerstört worden wäre. Der ächte epische Dichter kann kein einer bestimmten Zeit entsprechendes Sittengemälde gebrauchen, am wenigsten aber von einer längst vergangenen: man erinnere sich selbst an die schlimme Wirkung eines genau beobachteten Costums, wie wenn Shakspeare den Hamlet in die nordische Heidenzeit gelegt und darin gehalten hätte, oder den Coriolan in römischen Formen. Rec. begreift nicht, wie es einem Manne, wie Hr. *H.*, hat in den Sinn kommen können, eine Erklärung für den Glanz der homerischen Fürstenhäuser zu suchen, nach welchem ersten falschen Schritt freylich die Vermuthung weniger befremdet, viele von den erwähnten goldenen Geschirren möchten wohl nur vergoldet gewesen seyn (S. 131). Mufste denn nicht dem Dichter die alte Königsgröfse mit jeglichem Glanz überstrahlt erscheinen? Was folgt aus der Schilderung von Kunstwerken (S. 132) anders, als dafs der Dichter im Geist schon sah, was die Hand des Künstlers wohl noch lange nachher nicht vollbringen konnte? Hoffentlich hat schon Jemand in den hephästischen Statuen Automate gefunden. Stellen, wie die folgenden, brauchen wir nur anzudeuten: die Bewaffnung sey im trojanischen Kriege aus der Rohheit fortgeschritten gewesen, in deren Zeit Hercules nur noch mit Keule und Löwenhaut gerüstet war (S. 138); die pragmatische Erklärung, wie der Argonautenzug veranlafst worden (S. 121), und der trojanische Krieg auch ohne einen Raub der Helena hätte erfolgen müssen (S. 139) u. s. f.

Die falsche historische Gläubigkeit dieses Abschnitts erstreckt ihre Folgen auch auf den folgenden *fünften: Zeiten nach dem Heldenalter*. Hier aber sind die Vernachlässigungen nicht weniger bedeutend, als die Unrichtigkeiten, welche sich berichtigen liefsen. Die völlige Umwandlung Griechenlands durch die Eroberungen roher Bergvölker; wie dadurch neue Staaten in neuen Grenzen entstanden, und in den eroberten Gegenden, anstatt der alten Völkerstaaten, der Unterschied zwischen einem herrschenden Volk und Unterthanen in demselben Gebiet, während der alte Zustand blieb, wo die alten Bewohner ihre Unabhängigkeit bewahrt hatten; wie sogar Leibeigenschaft aufkam; wie zuerst die Aristokratie die königliche Würde verschwinden liefs, ohne die Verfassung wesentlich zu ändern; wie aus ihr oder bey ihrem Zusammenstofsen mit dem sich stark und gedrückt fühlenden Volke Tyrannen aufkamen; wie die Grundzüge der alten Verfassungen ausgelöscht wurden, und fast allenthalben entweder Oligarchieen oder Demokratieen entstanden: — dies alles ist sowohl hier, wo es in der historischen Übersicht seinen rechten Platz gehabt hätte, als im neunten Abschnitt, wohin es der Vf. zum Theil gezogen hat, entweder gar nicht berührt, oder äufserst unbefriedigend behandelt. — Dafs alle griechischen Staaten als Städteverfassungen zu betrachten wären (S. 152), ist, selbst im weitesten Sinn, im Mutterlande; wie eben angedeutet, nur von den eroberten Gegenden richtig, aber nicht von Attica, Arcadien u. s. f.: — dann kann man aber auch da, wo Stadt und Gebiet vorkommen, weder die deutschen, noch die italiänischen Städte der Imagination vorschieben, weil die Bürgerschaften des Mittelalters gerade aus den Ständen bestand, welche in den griechischen ausgeschlossen waren. Denn diese Republiken waren immer vielmehr Cantone als Städte, eine Versammlung von Bauerschaften, von denen auch sicher allenthalben der bey weitem gröfsere Theil aufserhalb der Ringmauern lag. — Wie gestattete die Liebe für Heldengröfse, die Hr. *H.* so oft äufsert, die herabwürdigende Benennung eines Abenteurers für Aristomenes (S. 149)? Zum Heros hat ihn Rhianus freylich nicht erheben können, eben weil er schon an die historische Zeit reicht. Bey der Übersicht der griechischen Colonieen (S. 146 ff.) müssen wir uns wieder fragen, für wen der Vf. sie niederschrieb. Denn fände das Buch einen Leser, dem die hier hingeworfenen geographischen Elemente neu wären: so würde, um der vielfachen Unrichtigkeiten nicht zu erwähnen, welche der Vf. wirklich eingemischt hat, die unbegreifliche Flüchtigkeit des Vortrags bey einem solchen unvermeidlich die Meinung veranlassen, z. B. dafs Chios und Samos nicht zu den zwölf ionischen Städten gehört hätten (S. 149), welches Hr. *H.* auch nicht im Traum hat können sagen wollen.

Sechster Abschnitt: Homer und die Epiker. Der Vf. sucht die epische Poesie von ihrem Ursprung im Heldenalter, aus der Improvisation, bis zu ihrer Vollendung durch Homer zu verfolgen: eine Untersuchung, bey der wir ihn nach unserer Ansicht von der vorhistorischen Zeit nicht begleiten können. Eben so wenig mögen wir Betrachtungen theilen über die Umstände und Veranlassungen, unter deren Gunst das Dichtergenie Homers sich erhoben habe, da solche wirkende Ursachen nur in der höchsten Individualität und Schärfe genommen etwas Weniges bedeuten. Nur das läfst sich behaupten, dafs ein aufserordentlicher Geist ein ihm verwandtes kräftiges und geistreiches, wenn auch nicht mannichfaltiges Zeitalter voraussetzt, und dafs wir also auch das homerische dem des Perikles nicht nachsetzen können, am wenigsten den Dichter als einen Stern in der Nacht denken dürfen. Daraus schon erhellet, wie übertrieben die Behauptung ist, dafs die Griechen durch Homer geworden wären, was sie waren (S. 170), denn diese setzt nothwendig voraus, dafs ihnen vorher das Unterscheidende ihres Adels gefehlt hätte. Eben so wenig kann man aber auch sagen, dafs Homer auf die späteren Jahrhunderte der Blüthe Griechenlands ausschliefslich und herrschend gewirkt habe. Hr. *H.* übersieht ganz die Lyriker, deren Lieder durch Gesang und Melodie noch weit inniger an das Herz redeten, und weit häufiger als der

Digitized by Google

Vortrag des Rhapſoden, indem ſie nicht allein bey jedem Gaſtmahl vernommen wurden, ſondern Citherſpiel und Geſang, ehe Gelehrſamkeit entſtand, zum weſentlichſten Unterricht einer liberalen Erziehung gehörten. Auch die untergegangenen Epiker müſſen ganz allgemein gekannt geweſen ſeyn, weil die Sagen der Heroenzeit doch nur in ihnen aufbewahrt ſeyn konnten, da in den homeriſchen und heſiodiſchen Gedichten nur ein unendlich kleiner Theil des Stoffs der zahlloſen Tragödieen gefunden wird. Es iſt wohl ſehr wahrſcheinlich, daſs eben die Tragödieen dieſe Gedichte gegen die macedoniſche Zeit in Vergeſſenheit brachten, da epiſche Poeſie nothwendig ſättigt; und Rec. glaubt, daſs es ſich darthun laſſe, daſs erſt damals die homeriſchen Gedichte ſo alleinherrſchend wurden, indem zugleich, wie es ſchon aus dem Verſchwinden der Chöre ſichtbar iſt, der lyriſche Geiſt in der Nation erloſchen war. — Die Phäaken waren keine Griechen (S. 161): die Eretrier, welche Scheria einnahmen, fanden dort Barbaren, wahrſcheinlich Epiroten. Das phäakiſche Volk des Dichters hat er geſtaltet; daſs er griechiſche Namen nennt, geſchieht nach demſelben Geſetz, nach welchem er es nicht ahnden läſst, daſs die Phryger Barbaren waren; wir glauben auch in ihnen Griechen zu ſehen. Das Gegentheil, ein beobachtetes barbariſches Coſtum, iſt ja in der Poeſie abſcheulich. Auch Rec. iſt überzeugt, daſs in einer epiſchen Zeit eine Folge dichteriſcher Gemüther die Heldenſage ausbildete; aber die Jahrhunderte ſind es nicht, welche einen Stoff für die Epopöe zu reifen vermochten (S. 165), der, wie das angeführte Beyſpiel der Kreuzzüge, als Geſchichte und in einer hiſtoriſchen Zeit begann. Das hat Taſſo auch nicht überwinden können: von Liedern über die Kreuzzüge (ebend.) iſt uns nicht das Geringſte bekannt; ein paar ganz magere altfranzöſiſche hiſtoriſche Reimgedichte kann der Vf. nicht meinen, und als Taſſo dichtete, würde wohl kein Menſch in Italien etwas von jenen Zeiten gewuſst haben, wenn es nicht Bücher gegeben hätte. — Der Vf. zählt die Cykliker zur Sängerſchule (S. 175) der Homeriden (S. 174): dieſe aber waren ein Geſchlecht auf Chios, welches zu Homer, dem Götterſohne, in demſelben Verhältniſs ſtand, wie andere zu dem Heros, deſſen Namen ſie trugen. Es hebt alle beſtimmten Grenzen des Sprachgebrauchs auf, einen Cyprier, Mileſier und Mitylenäer zu ihnen zu rechnen.

Siebenter Abſchnitt: Mittel zur Erhaltung der Nationalität. Von Mitteln, ſcheint es, könnte nur bey einem gedachten Zwecke die Rede ſeyn, was zum Begriff gehört, wie hier Einheit der Sprache, nicht einmal zu den Urſachen. Dieſe Einheit, welche aber der Politik ganz gleichgültig iſt, werden auch die abgeſchiedenſten Pflanzſtädte behalten, bis ihnen fremde Oberherrſchaft fremde Mitbürger und Sitten aufdrängt: auf dieſe Weiſe verloren denn auch viele griechiſche Städte ihre Nationalität. Nicht auf höhere Bildung (S. 182) war der Grieche ſtolz, ſondern auf Freyheit, Charakter und Sinn: wie verehrten nicht die Älteren die Weisheit der Barbaren! — Die griechiſche Sprache war viel zu ſehr verbreitet, als daſs Unbekanntſchaft mit ihr fremde Völker von der Befragung des Orakels zu Delphi hätte abſchrecken können (S. 188). Auſser Rom wiſſen wir, daſs Karthago, und ſchon unter Cyrus Agylla, dorthin ſandten. — Ἀμφικτίονες iſt freylich wohl auf eine wahrſcheinliche Etymologie gegründet: aber das Dilemma der Anm. S. 196 iſt falſch, die Griechen ſchrieben nur Ἀμφικτύονες, und ſo dürfen auch wir nicht anders ſchreiben. — Der Vf. nennt (S. 199) nach Ste. Croix alle Volksverſammlungen bey gemeinſchaftlichen Tempeln Amphiktyonieen: wir warnen bey dieſer Gelegenheit gegen den willkührlich und ganz unbegründet angewandten Ausdruck. — Daſs die προμαντεία der Vortritt bey der Befragung des Orakels geweſen ſey (S. 203. Anm. 2), iſt wohl die gewöhnliche Erklärung, aber nur auf buchſtäbliche Auslegung des Worts gegründet, und, wie ſo viele ähnliche, wahrſcheinlich falſch. Herodot und Thucydides nennen die Prieſterin πρόμαντις, welches auf mehrere Deutungen führen kann, gewiſs aber weg von dieſer gewöhnlichen. — Die vier S. 204. Anm. 4 genannten Völker konnten ihren Antheil an der Amphiktyonie bewahren, als ſie, nach langen Kriegen (Ariſtot. Polit. II. 7. (9).), die Hoheit Theſſaliens anerkennen muſsten; daſs der Bund nicht ſchon urſprünglich aus zwölf Völkern beſtanden haben ſollte, könnte Niemand wahrſcheinlich finden, wenn auch nicht die bekannte Stelle des Äſchines ausdrücklich dafür zeugte. Das zwölfte, deſſen Namen ausgefallen iſt, waren gewiſs die Doloper (ebend.).

Achter Abſchnitt: die Perſerkriege und ihre Folgen. Nicht das kleine Naxus allein (S. 211) ſtellte acht Tauſend Hopliten; es iſt klar aus Herodot (V. c. 31), daſs die umliegenden Cykladen alle, namentlich aber Parus und Andrus, von dieſer Hauptinſel abhingen, alſo mit ihren Bewaffneten zuzogen. — Daſs Sparta ſchon vor dem Perſerkriege als vorſtehender Staat anerkannt ward, läſst ſich nach Herodot nicht bezweifeln: ſo ſagt der Mileſier Ariſtagoras, Herodot V, c. 49 ὅσῳ προσταίατε τῆς Ἑλλάδος. Bey der Behauptung (S. 224), ohne die Seeherrſchaft Athens würde kein Sophokles gediehen ſeyn, hat der Vf. alle früheren groſsen Dichter und Aeſchylus vergeſſen. Bey minderem Reichthum und einfältigerer Kunſt wären die Tragödieen nur mit etwas weniger Pomp und Glanz aufgeführt, nicht weniger erhaben gedichtet worden. Die Leiden und der Sieg des Perſerkriegs gaben allerdings den Gemüthern einen Schwung, der auch den jugendlichen Sophokles erhob, wie Goethe ſelbſt den ſiebenjährigen Krieg zu den ſtarken Reizungen ſeiner Jugend zählt. Bey der Darſtellung, wie die abhängigen Staaten behandelt worden, S. 226 ff., übergeht der Vf. die Kleruchieen und die Epiſkopen. Sonſt wollen wir nicht mit ihm darüber rechten, daſs er mit Vorliebe die böſen Züge der Regierung Athens mildert, ſondern ſind mit ihm geneigt, ſolche Zeiten im Ganzen zu nehmen, und halten wenig auf Jeremiaden über Herrſchſucht und Ungerechtigkeit, welche ſich in der Geſchichte ewig wiederholen müſsten. Über die Tribute wird er wohl

Digitized by Google

bey der Abhandlung von Athen genauer reden, als S. 227 geschehen ist. Das Lob des Isokrates (S. 230 Anm.) möchten Wenige unterschreiben, welche wirklich die Geduld gehabt haben, die weitschweifigen und gedankenleeren Declamationen des eiteln alten Mannes durchzulesen, dem Thucydides barbarisch und Demosthenes in jeder Hinsicht ein verhasstes Ärgernifs gewesen seyn mufs. — Da der Vf. hier die Entstehung und Blüthe der Herrschaft Athens darstellte: so hätten wir in einem andern Capitel eine entsprechende Darstellung der Zeit erwartet, in der Sparta tyrannisirte, und der Auflösung, bis Philipps Reich vollendet ward.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. 1) *Hildesheim* und *Leipzig*, in Comm. b. Gerstenberg: *Lebens- und Reise-Abenteuer eines Jünglings, der die Welt nicht kannte.* 1804. 1 Thl. VIII und 267 S. 2 Th. 232 S. 8. (2 Rthlr.)

2) *Zerbst*, b. Füchsel: *Leben Traugott Würdig's, Landpredigers zu Rosenfeld.* 1804. 1 Th. m. einem K. 270 S. 2 Th. 276 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der erste Theil von No. 1 enthält die Geschichte eines Jünglings bis in sein 18tes Jahr. Die Mutter bestimmt unseren Helden für das Studium der Theologie, schickt ihn zuerst nach Gandersheim, dann nach Hildesheim auf die Schule, die der junge Herr aber, seiner Betrügereyen und Unterschleife wegen, verlassen mufs, und sich entschliefst, zu seinem Onkel nach T—t (Tilsit) in Preussen zu gehen. Er tritt seine Fufsreise über Berlin an, wo er in den Tabagieen, um seine Unschuld zu bewahren, Sprüche aus dem Schatzkästlein betet, das er in der Tasche hat; zehrt, so lange er Geld hat, aus seiner Casse, und fängt dann an, sich durchzubetteln, wobey er dann den Leuten, die er anspricht, immer ein Gewebe von Lügen vorträgt. Er kömmt bey seinem Onkel an, wird sehr gut aufgenommen, verläfst aber diefs Haus bald wieder, und kehrt zu seinen Ältern zurück. Dafs er blofs seiner Tugend wegen fortgegangen ist, versteht sich von selbst. Ein schönes Fräulein sucht ihn zu verführen. Mit einer edeln Offenherzigkeit klagt er dem Onkel seine Noth; allein dieser liebt das Fräulein, und fängt nun an, seinen Neffen schrecklich zu quälen. Der saubere Neffe aber ergiebt sich aus Desperation dem Trunke, und entläuft, als der Onkel die Wirthschaft erfährt, um in seinem väterlichen Hause eine Versorgung zu erwarten.

Im zweyten Theile findet sich denn diese Versorgung: sie besteht in einer — Bedienten-Stelle bey einem Kriegssecretär in Hannover. Der neue Bediente ergiebt sich hier wieder der edlen Beschäftigung des Trinkens, bestiehlt und betrügt seinen Herrn, der ihm deshalb seinen Dienst aufkündigt. Nun fafst unser Held den Entschluss, zu studiren, geht nach Göttingen, wird Student, lügt sich Unterstützungen zusammen, und verläfst auch Göttingen wieder, um in Halle seine angefangenen Studien zu endigen. Auf dem Wege dahin fällt er in die Hände der kaiserlichen Werber, wird nach Italien geschleppt, wo er verwundet wird, seinen Abschied als Invalide erhält, und nun nach seinem Vaterlande zurück sich bettelt und lügt. Nur bis Prag setzt er seine Reisebeschreibung fort. Dann schliefst er, vermuthlich weil sein schwacher Kopf die jämmerliche Tirade nicht mehr fortsetzen konnte.

Rec. kann nicht begreifen, wie der Vf. zu diesem, unter aller Kritik stehenden Producte noch einen Verleger hat finden können. Pöbelhafte Ausdrücke, höchst erbärmlicher Stil und eine barbarische Incorrectheit wetteifern um den Vorrang. Doch das möchte noch hingehen, wenn nur der Vf. sich nicht noch erdreistet hätte, Männer, die um die Bildung der Jugend wirklich Verdienste haben, auf die niedertrachtigste Weise an den Pranger zu stellen. So z. B. schildert er die Lehrer der 2ten und 3ten Classe der Stadtschule in Gandersheim mit einer solchen Unverschamtheit, die er sich nur als Anonymus erlauben konnte. Kurz, Rec. hat unter dem Heere von Romanen beynahe nicht Einen gefunden, der in einem solchen Grade die tiefste Verachtung verdient, als dieser.

No. 2. *Traugott Würdig*, der Sohn eines armen, aber ehrlichen Landmannes, läfst von frühester Jugend sehr viel Neigung zum Studiren blicken; das Glück führt ihn in die Hände eines Lehrers, der es sich angelegen seyn läfst, ihn zu einem guten und geschickten Menschen zu bilden. Traugott ist immer so fleifsig, und giebt so deutliche Beweise seines Fleifses, seiner Fortschritte und seines vortrefflichen Herzens, dafs er der Liebling seines Lehrers, bey dem er jetzt gänzlich ist, wie seiner Ältern, wird. Er bezieht die Schule und nachher die Universität: überall erwerben seine Kenntnisse und seine Redlichkeit ihm für sein Wohl thätig mitwirkende Freunde. Nach geendigten Studien wird er Hofmeister in dem Hause eines Edelmannes, und erhält nachher von dem Vater seiner Zöglinge die Pfarre des Orts. So weit der erste Theil.

Der zweyte fängt mit der Wahl Würdigs zum Prediger in Rosenfeld an. Würdig geht, bis er angestellt wird, zu den Seinigen, mit deren Hülfe und Rathe er seine künftige Haushaltung einrichtet. Der Vf. läfst ihn die ganze Einrichtung mit dem sowohl bey dem Cantor als bey seiner Hofmeisterstelle sich ersparten Gelde bestreiten, und giebt seinen jungen Lesern einen herrlichen Wink über das Schuldenmachen. Sehr rührend, dabey aber eben so natürlich, ist der Empfang des neuen Predigers in seiner Wohnung geschildert, und der Vf. verfehlt nicht, bey dieser Gelegenheit viele gute Lehren, vorzüglich für Landprediger, einzustreuen. Rec. wünscht, dafs jeder Prediger die schöne Stelle S. 25 ff. über das Fortschreiten mit dem Geiste des Zeitalters doch recht sehr beherzigen, dafs alle geistlichen Behörden und Kirchencollegia ernstlich bedenken möchten, was S. 59 so trefflich als passend über das Accidentiennehmen gesagt wird. Gleich vortrefflich ist alles das, was der Vf. über die Pflichten eines Vaters in Ansehung der Erziehung, der Bildung und Belehrung seiner Kinder sagt; er schildert sie als die heiligsten und wichtigsten in der Natur, spricht mit sehr vieler Aufklärung, dabey aber mit Würde und Einsicht, von der Unzweckmäfsigkeit, Kinder schon in der frühesten Jugend in einer ausgeklügelten Religion unterrichten, sie mit dunkeln Grübeleyen *verbilden* zu wollen. Würdig's eifrigstes Bestreben ist nun, Moralität und vernünftige Religion unter seinen Zuhörern zu befördern, ohne durch die Hindernisse, die selbst einige seiner Amtsbrüder ihm in den Weg legen, sich abhalten zu lassen, und seine Arbeit bleibt auch nicht ohne Erfolg; er sieht seine Gemeine sehr bald zu vernünftigen Menschen werden, und erndtet reichlich die Früchte seiner Mühe. Würdig wird nun Vater von 3 Kindern, schickt seinen Sohn, reich an Kenntnissen, auf die Universität und verheirathet seine Töchter sehr glücklich; sein Sohn erhält nachher eine Feldprediger-Stelle. Würdig's Gattin stirbt, er folgt ihr bald, und der Vf. schliefst mit den Worten: „Sollte Traugott Würdig für manchen *armen* Jüngling, der gleichen Trieb zur Brauchbarkeit für Gott und die Welt hat, ein rührendes Beyspiel des festen Vertrauens auf die Wege der Vorsehung und zur Nachahmung werden: so wäre meine Absicht erreicht." Als Muster einer schönen oder vorzüglichen Schreibart würde Rec. diesen Roman nicht empfehlen; allein vieler anderer Eigenschaften wegen verdient er, vorzüglich Knaben, als eine angenehme und nützliche Lectüre empfohlen zu werden. Die Erzählung ist ohne Zwang, sehr zusammenhangend und natürlich vorgetragen; Fleifs, Tugend und Rechtschaffenheit wird jungen Leuten darin sehr ans Herz gelegt, und die Charaktere der handelnden Personen sind richtig gezeichnet und gut durchgeführt.

δ

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN. b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt*, von *A. H. L. Heeren*. Dritter Theil u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Neunter Abschnitt. Griechische Staatsverfassungen. Wir haben bereits im Vorhergehenden mehrere Puncte berührt, welche hier wieder vorkommen: wie S. 234, die Vergleichung der griechischen Städteverfassungen mit den deutschen reichsstädtischen, da der herrschende Stand (τὸ κύριον) nicht blofs verschieden, sondern sich so entgegengesetzt war, dafs, was in den Einen herrschte, in den Anderen nothwendig unterthan war. Was Hr. *H.* ferner über den Unterschied des Begriffs vom Staat bey den Griechen, oder wie wir lieber sagen möchten, bey den Edeln unter den alten Völkern, und den modernen Politikern sagt (S. 236), unterschreibt Rec. gern, sofern es gegen die Letzten gerichtet ist: aber es wäre nicht nur leicht zu zeigen, dafs factisch die meisten dieser alten Staaten in der historischen Zeit durchaus frevelhaft und gewaltthätig waren, (Sparta aber war ja eben eine Maschine), sondern er kann es auf keine Weise als die Aufgabe ihrer Gesetzgebungen anerkennen (ebend.), zu bewirken, dafs die Vernunft die Herrschaft über die Begierden und die Leidenschaften führe. Diese Gesetzgebungen hatten keinen anderen Zweck, als den, welchen die Landrechte und Statuten neuerer Republiken in den Jahrhunderten alter Einfalt hatten; und auch die Philosophen, wie Aristoteles am Schlufs der Ethik, verlangten nur, was auch wohl kräftiger ist, dafs der Staat so eingerichtet werden solle, dafs er, die Mängel guter Natur und guter Erziehung ersetzend, edle Neigungen und Gewohnheiten fördere, schlechte unterdrücke. Das eigentlich Charakteristische der Griechen ist aber, dafs ihnen die Idee einer abstracten Regierung und Verwaltung, welche von den collectiven Neigungen der Theilnehmer an der Souverainetät verschieden wäre — von jenem Ding, welches man vor zwanzig Jahren die Herrschaft der Gesetze, und nicht der Personen nannte, — nie in den Sinn kam. Daher waren alle ihre Verfassungen willkührlich und leidenschaftlich; der Unterschied lag nur darin, wer so herrschte, ob ein Einzelner, Einige oder Alle. Von der Unverletzlichkeit des Eigenthums z. B. wufste ihr Herz nichts. Eine andere, aber viel allgemeinere Eigenheit des Alterthums war die Unbekanntschaft mit einer von oben her emanirenden und übertragenen Verwaltung der einzelnen Gemeinden. Die unterworfenen Landschaften griechischer Republiken und die Städte, welche dem grofsen Könige oder Macedonien gehorchten, verwalteten sich im Inneren nach eigenem Sinne und republicanisch, unter selbstgewählten Obrigkeiten, und in Volksversammlungen, ohne dafs es jemals dem Souveraine in den Sinn gekommen wäre, diese abzuschaffen, und eine von ihm ernannte Districts- und Communal-Administration niederzusetzen. — Was der Vf. S. 259 ff. über Aristokratieen und Demokratieen sagt, ist gröfstentheils falsch. Man unterscheide auch hier die Zeiten: vor Alters, sagt Aristoteles, nannte man Demokratie, was wir jetzt Politie nennen (IV c. 13); aber in der eigentlich historischen Zeit war absolute Gleichheit der Grundbegriff der Demokratie, und eine Verfassung, worin die Unbegüterten gänzlich von der Theilnahme an den Magistraturen ausgeschlossen gewesen wären, oder ihre Stimmen weniger gegolten hätten, als die der Reichen (S. 210), hätte seit Pericles der gemeine Sprachgebrauch nimmermehr, so wenig als der theoretische (S. 238), mit diesem Namen genannt. Wer kein Fremdling in den einzelnen griechischen Verfassungen ist, weifs, wie für uns unbegreiflich Weniges hinreichte, um den Charakter einer Aristokratie oder Oligarchie zu geben. Dafs es von der ältesten Zeit her einen Geschlechtsadel gab, hat der Vf. schon an einer früheren Stelle übersehen (S. 126), wo er von Geschlechtern redet, die sich abgesondert hätten: es ist aber nichts gewisser, als der, sogar noch von Polybius anerkannte Fortgang der Verfassungen aus der Monarchie, in der die Aristokratie schon neben den Königen bestand, durch diese zur Demokratie. In Aristoteles Zeitalter war der alte Begriff des Adels allerdings so erloschen, dafs er sichtbar damit immer verlegen ist: kann das befremden, da seit der dorischen Einwanderung in den Peloponnes damals wohl acht Jahrhunderte, und ein so grofser Theil davon in gewaltsamen Gährungen verflossen war? Damals mochten wohl nur sehr wenige Städte Reste ihrer alten Aristokratie erhalten haben, und wo dieſs der Fall war, hatten diese leicht im allerärgsten Grade den Charakter der Oligarchie angenommen. Wie es nun mit den Demokratieen zum Excefs gerathen war: so hatte auch der Name der Aristokratie eine andere Bedeutung erhalten. Es war wohl keine Verfassung seltener, als die, welche dieſer entsprachen; aber im Geist waren sie gerade den Oligarchieen so entgegenge-

Digitized by Google

ſetzt, daſs es ſo unerlaubt als irrthumsſchwanger iſt, beide Verfaſſungen für dieſelbe, und nur durch Namen und Nuancen unterſchieden zu halten, wie Hr. *H* thut (S. 241 Anm. 1). — Daſs in mehreren Fällen in Colonieen, deren erſte Bürger aus verſchiedenen Mutterſtädten ausgezogen waren, die Phylä danach eingetheilt ſeyn mochten, iſt möglich, obwohl wir von den Ionern das Gegentheil wiſſen, deren buntſchäckige Stammtafel Herodot giebt: Rec. glaubt aber, daſs Thurii das einzig wirklich bekannte Beyſpiel ſey; der Vf. muſste nicht von „der ſo häufigen Erſcheinung" (S. 245) reden. Er überſieht (S. 246), daſs, ſeitdem Demokratieen aufkamen, die Phylä eine doppelte Bedeutung hatten: Bezirke, welche Bauerſchaften enthielten, im topiſchen Sinn; dann Theile der Bürgerſchaften, daſs jeder Demus zu einer beſtimmten Phyle gehörte, und die veränderte Anſäſſigkeit Niemand, ſo wenig aus dem Demus, dem ſeine Vorfahren angehört, als aus der Phyle brachte. Daſs es griechiſche Städte gab ohne Volksverſammlungen, bezweifelt der Vf. S. 247, und erkennt es hingegen S. 231 ausdrücklich, nach Ariſtoteles unumwundenem Zeugniſs. Die meiſten Oligarchieen hatten wohl ähnliche Verſammlungen der Herrſchenden, aber *das Volk* gehorchte nur, und durfte gewiſs nie zuſammenkommen. Daſs nirgends nach Kopfzahl, ſondern nur nach den Phylä, oder nach Claſſen geſtimmt worden iſt (S. 247), leidet nicht den geringſten Zweifel. — Indem der Vf. die Gegenſtände, welche vor die Volksverſammlungen kamen, eintheilt (S. 248), übergeht er die Regierungsbeſchlüſſe (ψηφίσματα), welche doch ein Hauptattribut waren. Man muſs ſich den Rath nicht denken als eingeſetzt, um die Volksherrſchaft zu beſchränken (S. 252): ſondern als übriggeblieben, in allen Verhältniſſen verändert, von der älteren Verfaſſung. Man darf durchaus nicht (S. 252) von Athen auf andere Staaten ſchlieſsen, daſs Ernennung durchs Loos in dem Rathe ein weſentlicher Charakter dieſer Verſammlung geweſen ſey (S. 253): ſo war es nur in den aufs Höchſte gebrachten Demokratieen. Die unbedeutende Commiſſion von bejahrten Männern, welche zu Athen nach der Vertilgung der ſiciliſchen Expedition niedergeſetzt war, wird hier unter den lebenswierigen Senaten der Alten angeführt (S. 255). Man müſste den Begriff Volk ſo drehen, daſs er immer nur die Theilnehmer an der höchſten Gewalt bezeichne, um die Behauptung (S. 258) zu rechtfertigen; den Fall ausgenommen, daſs eine Magiſtratur erblich geweſen wäre, wie die Königswürde zu Sparta, habe in den griechiſchen Verfaſſungen der Grundſatz geherrſcht: alle Magiſtrate kommen vom Volk. Der galt nur in der Demokratie, und die glaubt Hr. *H.* allenthalben zu erblicken. So nennt er (S. 266) Erhaltung der Freyheit und Gleichheit den Hauptzweck aller griechiſchen Gemeinheiten. Prüfung nach dem Looſe (S. 259), das heiſst, Unterſuchung, ob der Ernannte nicht nach geſetzlichen Beſtimmungen unfähig und unwürdig ſey, war allgemeine Regel, und ſo unentbehrlich, daſs die Sache kaum dadurch erträglich ward. Als ſehr richtig müſſen wir die Bemerkung (S. 261) auszeichnen, daſs die griechiſchen Volksführer, wegen Aufhebung der Beſchränkungen der Volksmacht, oft mit Unrecht angeklagt werden, indem ſie dem unwiderſtehlichen Strom der Zeit nachgaben: ſo wie am Schluſs dieſes Abſchnitts, was über die Frage geſagt wird, ob dieſe Verfaſſungen Glück gewährten. — Von Autonomie (S. 266. Anm. 6) kann nur in Beziehung auf äuſsere Verhältniſſe, nie bey der inneren Politik, die Rede ſeyn.

Zehnter Abſchnitt. Griechiſche Staatswirthſchaft. Dieſes Capitel finden wir uns um ſo mehr veranlaſst, genauer zu beleuchten, weil es vorzüglich Anſpruch auf Neuheit macht, und die Natur der darin abgehandelten Gegenſtände manchen Philologen ſcheu machen könnte, ſein eigenes Urtheil anzuwenden. — Die Sucht, ein Creditgeld bey den Griechen zu entdecken, hat den Vf. verleitet S. 273, in der auch ſonſt falſch überſetzten Stelle des Ariſtoteles den ſehr einfachen Sinn zu überſehen: die edeln Metalle hätten nur conventionelle Brauchbarkeit, an ſich keine für irgend ein wahres Bedürfniſs; wenn alſo jene aufhörte u. ſ. f. — Die folgende Erörterung (S. 274. 275) über die geringe Achtung der Erwerbthätigkeit bey den Griechen ſetzt uns durch ihre unbeſchreibliche Verworrenheit in Verlegenheit, des Vfs. eigentlichen Sinn zu faſſen, indem Erwerbthätigkeit (des einzelnen Bürgers), Finanzwiſſenſchaft (eigentlich Kunſt — der Regierung), und ſtaatswirthſchaftliche Theorieen (müſſiger Schriftſteller) durch einander geworfen werden. Jene Theorieen überläſst Rec. ſehr gern Jedem, der ſie zerreiſsen mag: aber erwerbfleiſsig waren unſere Vorfahren, es waren es die Niederländer und andere Völker in ihren beſten Tagen, als „Religion noch die erſte Angelegenheit war" (S. 274); und in der That ſind die Declamationen mehr als thöricht, welche mit äſthetiſcher Geringſchätzung von dem emſigen Fleiſs reden, der alle Tugenden gedeihen läſst, deren das ſtille Leben des Bürgers in ruhigen Tagen fähig iſt. Eben ſo unwahr iſt es, daſs ſich in jenen guten Tagen der Religion die Finanzkunſt wenig bilden konnte; wäre es wahr: ſo wäre es ſo zufällig, als wenn man es von der Chemie ſagte, aber Sully, de Witt und Montague hätten: von dem achtzehnten Jahrhundert nicht viel lernen können. Schlimm genug für die Athenienſer, daſs ſie allerdings ein äuſserſt ſchlechtes Finanzſyſtem hatten: etwas Lobenswerthes kann Rec. darin ſchlechterdings nicht ſehen; die Folgen waren damals, was ſie jetzt ſind: Armuth, öde Häuſer, und wüſte Bauplätze (Xenoph. de vect.). Daſs die Griechen wenig betriebſam waren, will Rec. im Allgemeinen nicht beſtreiten; es iſt ihm auch ganz recht, daſs ſie andere Dinge trieben: aber zu der Schattenſeite ihres Charakters gehört, bey Hang zu unbeſchäftigtem Leben, ein nicht geringerer, auf alle Weiſe Geld zu machen. Man muſs die innere Geſchichte Griechenlands wenig kennen, um nicht zu wiſſen, wie Wucher, Glückritterey und Geldmacherey aller Art in Platos und Demoſthenes Zeitalter herrſchten, und da hält es Rec. lieber mit

Digitized by Google

altväterischer Betriebsamkeit und Sparsamkeit. — Endlich ist es auch ganz falsch, dass in den alten Staaten das Wohl, das heisst hier der *Wohlstand*, des Einzelnen am Heil des Ganzen mehr als in den neueren hing. Vielmehr, wenn nicht eine Landaustheilung erfolgte: so konnte eine Revolution das Vermögen des Einzelnen nicht auf das Entfernteste in ähnlicher Art erschüttern, wie jetzt eine bedeutende Störung bey dem Papier- und Staatsschulden-Wesen. Die heftigere Liebe für das Vaterland hat in den kleineren Gemeinheiten doch eine bessere Quelle. — Der Vf. würde die Freyheit des Handels und Verkehrs weniger gepriesen haben (S. 283), wenn er sich der attischen Gesetze über den Kornhandel erinnert hätte, die an Zwange denen irgend eines neueren Staats gleich kamen, indem sie unter schwerer Strafe verordneten, dass jede Expedition, die von Athen ausgegangen war, dort auch endigen müsse. In der Darstellung des Geldwesens kommt Hr. *H.* S. 289 wieder auf die fatale Idee eines Creditgeldes bey den Griechen, welches er aus der, für den Verkehr unzureichenden Menge des Metallgeldes herleitet. Ohne uns hier in eine finanzielle Discussion über das Nichtzureichen einzulassen, und über die Frage, ob nicht Creditcirculationen ein immer erweitertes Bedürfniss schaffen, müssen wir nur bemerken, dass, wenn etwas Ähnliches bestanden hätte, Athen, als die grösste Handelsstadt der vormacedonischen Zeit, der Ort dafür gewesen seyn würde. Das eiserne Geld zu Clazomenä war eine Art Schuldscheine, welche durch ein gezwungenes Anleihen aufgedrungen, in fünf Jahren eingelöst wurden (Oecon. a. a. O.); und wenn Xenophon sagt, in den meisten anderen Städten müssten die Schiffe nothgedrungen eine Ladung einnehmen, weil ihr courantes Geld in der Fremde nicht brauchbar sey, hingegen das attische stehe im Auslande über Pari: so zeigt schon dieser letzte Umstand, wie jenes zu verstehen ist. Das attische Drachmengeld war fein Silber (bis auf sechs Grän in der Mark), und galt allgemein im Handel, wie jetzt im Orient, der Levante u. s. w. die Piaster; es ward in anderen Städten eingewechselt und in geringhaltigeres umgeprägt; dieses aber hatte ausserhalb der Stadt, die es schlug, keinen anderen Cours, als den die Willkühr der Wechsler bestimmte. Man wird sich also darüber trösten können, dass wir (S. 290) „nicht wissen, durch welche Mittel man den Cours" dieses eisernen Papiergeldes „erhalten habe". Allerdings ist es wahr, dass Einrichtungen, welche der neueren Zeit ganz eigenthümlich scheinen, sich oft dem Wesen nach, nur unter einer unkenntlichen Form, im Alterthum darbieten; aber die Jagd danach wird unvermeidlich auf schlimme Irrwege führen. Bey einer so durchaus verkehrten Finanzverwaltung, wie die athenienfische, bey dieser Willkührlichkeit und Vergeudung, konnte wahrhaftig Patriotismus die Lasten nicht leicht machen (S. 292); was der Vf. hier sagt, hört also in der Anwendung auf, wahr zu seyn. S. 295 hat er an dem unerhörten Namen Antisäus (Oeconom. II. 2, 6) nichts Anstössiges gefunden. Es ist gewiss eine von den vielen Verderbnissen der kleinen Schrift, und Sylburgs Noten hätten ihm die rechte Lesart gezeigt, die in Raphael Volaterranus Excerpten (im 36sten Buch seiner Commentarien) sich findet. Ἀντισθένης Ἀθηναῖος. S. 297 äussert der Vf. die Vermuthung, die grossen Capitalien in edlen Metallen, die, *nicht* zu Kunstwerken verarbeitet, bey den Tempeln gewesen wären (so auch S. 504), würden wohl zinsbringend gemacht seyn. Damit hätten wir denn auch griechische Leihbanken. Rec. bezweifelt aber, dass sich ein einziges Beyspiel finden möchte, dass von griechischen Staaten edle Metalle, nicht unter der Form eines Kunstwerks, geweiht wären; und sollte es geschehen seyn, wie mit den lydischen Goldziegeln: so wäre doch auch dann der identische Gegenstand geheiligt, und die Verwendung ohne Sacrilegium unmöglich gewesen. Die in der Anm. 4 zu derselben S. angeführten Stellen, Thucyd. V, 53 und III, 68, hat Hr. *H.* ganz missverstanden: die Erste redet von einer Viehsteuer, welche die Epidaurier einem Tempel zu entrichten hatten, die Zweyte von der Publication der platäischen Landschaft für die Republik Theben; keine mit einem Wort von Tempelgütern. Eben so wenig ist es Demosthenes, der in der Appellation gegen Eubulides klagt, wie er sich durch Beytreibung der μισθώσεις τῶν τεμενῶν (nicht τεμένων) Feindschaft zugezogen, sondern der arme Tropf, für den er die Rede schrieb. S. 298 und 320. Bey den Zöllen hatte der Staat keine Diener zu besolden, da sie verpachtet waren; bey der Polizey wurden Sklaven gebraucht. S. 300. Ganz falsch ist es, dass erst die Entstehung der Söldner die Kriege kostspielig gemacht, weil die Bürgermilizen keinen Sold erhalten hätten; während der Belagerung von Potidäa empfing jeder athenienfische Hoplite eine Drachme täglich für sich, und eben so viel für einen Knecht. — Bey der Übersicht der verschiedenen Zweige der Staatseinkünfte geht der Vf. von der Schrift aus, welche sich unter den aristotelischen als das zweyte Buch der Öconomica findet; er gebraucht es ohne den geringsten Zweifel als „ein höchst lehrreiches Werkchen des Stagiriten" (S. 302 Anm. 9), und wirft den Humanisten dessen gänzliche Vernachlässigung vor. Rec. wird sich jeder kritischen Bearbeitung freuen, wo der Text so zerrüttet ist, wie in fast allen ächten und unächten Schriften der aristotelischen Sammlung; und eben für dieses Buch lässt sich aus Handschriften viel hoffen, weil Raphael Volaterranus eine so ungleich bessere hatte, als die, welche den Ausgaben zum Grunde liegt. Vielleicht aber versäumten es die Humanisten deswegen, weil es das Gepräge der Unächtheit so deutlich trägt, dass schon in jenen Jahrhunderten, als man sich noch viel weniger erlaubte, den Ursprung einer Schrift in Frage zu stellen, deren Verfasser Handschriften nennen, nicht leicht Jemand zuversichtlich von der Ächtheit, Mehrere aber von der Falschheit dieser Übersicht überzeugt waren. Die lateinischen Ausgaben verwerfen sie völlig, nach sehr triftigen Gründen aus der Methode und dem Geist (M. f. Sylburgs Anm.). Einzig auf dem Glauben einer sehr kleinen Anzahl Handschriften beruht es, dass diese Schrift unter den aristotelischen steht; und dass die Überschrift gar nicht einmal allgemein ge-

Digitized by Google

golten hat, läfst fich daraus fchliefsen, dafs die alte lateinifche Überfetzung das Buch nicht hat. Keine einzige Autorität einer Citation alter Schriftfteller redet ihr das Wort; und wenn in anderen Fällen fogar diefe des Irrthums überführt und befeitigt ift: wie viel offener liegt diefe dem Angriff, der von inneren Merkmalen ausgeht? Hier vereinigen fich aber alle möglichen Kriterien. Nach Ariftoteles ausführlicher Erklärung feines Begriffs von Ökonomik (Polit. I. 5 (8) p. 11 ff. ed. Sylb.) ift diefe Abhandlung nichts weniger als diefs, — wofür fie fich im Texte fo beftimmt als in der Überfchrift ankündigt, — fondern Chrematiftik. Die kleine Schrift, welche das erfte Buch der Ökonomik genannt wird, und unzweifelhaft ächt ift, läfst fich auch fchlechterdings nicht mit diefem angeblichen zweyten Buche vereinigen. Über die Chrematiftik weitläuftig zu feyn, nennt Ariftoteles gemein (φορτικὸν, Polit. I. S. 18). Und ihn, deffen Grundfätzen auch der Abgeneigteffe die ftrengfte Rechtlichkeit nicht abftreiten könnte, hält man fähig, eine Sammlung von Beyfpielen orientalifcher Erpreffungen und ehrlofer Gaunerftreiche als Mufter und Belehrung zu verfaffen (ἔστι γὰρ τούτων ἃ τις ἐφαρμόσει τοῖς οἷα ἂν αὐτὸς πραγματεύηται. Oec. II p. 246 l. I.)? Da haben die alten Ariftoteliker ein unverdorbenes Gefühl, indem fie ausdrücklich aus diefem Grunde die Schrift verwarfen. Auch die Methode und Art ihres Meifters vermifsten fie fehr richtig; jeder feiner Lefer mufs die ganz unverkennbare Eigenthümlichkeit gefafst haben, womit er aus der Fülle feiner Kenntniffe den fcharffichtig abgetheilten Regeln Beyfpiele mit der gröfsten Wortkargheit, fchnell andeutend, beyfügt: hier ift eine fehr magere Einleitung, und auf die folgt, ohne alle Ordnung, ein Schwall von Hiftorien, zum Theil fehr breit erzählt. Wir haben aber noch andere Beweife, mit denen fich die alten Doctoren nicht zu befchäftigen pflegten. Zuerft die Sprache, in der ganzen Manier und in den einzelnen Ausdrücken und Formen, welche von der ariftotelifchen fo durchaus verfchieden ift, dafs Jedermann, der fich nur etwas mit Ariftoteles vertraut gelefen hat, den fremden, ja den ganz unähnlichen, rohen und ungebildeten Verfaffer fogleich erkennen mufs. So fchwer die negativen Beweife für den, der hier nicht gleich geweckt ift, in folchen Fällen find, befonders bey Ariftoteles, über deffen Sprache als unclaffifch fo wenig gearbeitet ift: fo behauptet Rec. doch, dafs ἀγήοχα (συναγηόχαμεν S. 245. l. 27) nirgends in Ariftoteles vorkommt; dafs, wenn auch zweymal bey ihm πέπραγε fich tranfitiv findet (Rhetor. II. S. 92. l. 22. Poet. S. 235. l. 22), diefs an Stellen ift, wo die Kürze die gewöhnliche Umfchreibung kaum erlaubte, welche er aber ganz gewifs anftatt ὅσα τινὲς τῶν πρότερον πεπράγασιν (S. 245. l. 26) gebraucht hätte; ferner dafs er πραγματεύεσθαι, welches hier auf zwey Seiten dreymal ftehf, überhaupt äufserft felten, und (ausgenommen in der Bedeutung ein Werk verfaffen) nur mit περὶ gebraucht, während es hier zweymal, wie bey den fpäteren, tranfitiv ftehf. So S. 246 l. I. Rec. führt gerade diefe drey Beyfpiele an, unter vielen anderen, weil fie *in vier Zeilen nach einander* vorkommen. Die übrige Fülle bleibt einer Bearbeitung der Schrift vorbehalten. — Ihr Verfaffer kündigt Beyfpiele aus der Vergangenheit an (die fchon angeführten Worte, S. 245 l. 26), und der Ausdruck οἱ πρότερον ift fo ftark, dafs er noch lebende Perfonen entfchieden ausfchliefst. Denn dafs von Befehlshabern, die, als Ariftoteles ftarb, noch am Leben waren, fchändliche Streiche erzählt werden, würde allein nicht beweifen, da es mit Wohlgefallen gefchieht, und man fagen könnte, es habe alfo nicht beleidigt. Aber die Erzählung deutet unzweydeutig eben fo fehr als die allgemeine Ankündigung auf längft vergangene Zeiten. Ophellas (S. 261) überlebte Ariftoteles, er kam um Ol. 118. 1.; auch Philoxenus, der Satrap von Carien; ohne Zweifel ebenfalls Cleomenes; und wenn, wie es jedem klar feyn wird, der die Gefchichte der Zeit kennt, S. 261 l. 20, anftatt Antimenes (ein Name, der damals nirgends vorkömmt) Antigenes, der bekannte General der Argyraffpiden und Satrap von Sufa, gelefen werden mufs: fo verlor auch diefer fein Leben nicht früher als Ol. 116, 1, und die gelobten Erpreffungen können erft nach Perdiccas Tode vorgefallen feyn. Vom Philoxenus hätte Jemand bey feinem Leben gefchrieben Φιλόξενός τις Μακεδὼν Καρίας σατραπεύων (S. 258 l. 15)? Ferner: Ariftoteles fchreibt immer unverkennbar für Athen und freye Griechen: diefer Verfaffer für Satrapen; jener hat ftets Republiken im Auge: diefer ein durch Satrapieen regiertes macedonifches Reich. Dadurch aber wird fein Buch intereffant; man kann nicht irren, wenn man annimmt, es fey aufserhalb dem freyen Griechenland gefchrieben, und in der Zeit zwifchen Theophraft und Polybius, aus der wir in Profe nur mathematifche Schriften haben. —

(*Die Fortfetzung folgt im nächften Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

JURISPRUDENZ. *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Vollftändiges Verzeichnifs der nach franzöfifch-weftphälifchen Rechten vorgefchriebenen Friften und Zeitbeftimmungen nach alphabetifcher Ordnung.* 1811. 116 S. 8. (8 gr.). Der Vf. macht laut der Vorrede keinen Anfpruch auf unmittelbare Verbefferung der Wiffenfchaft durch diefe kleine Schrift, und Rec. fieht fich auch nicht im Stande, fie als Repertorium der im Titel angezeigten Materien zu empfehlen. Es ift nicht ganz vollftändig. So hat Rec. z. B. die Frift der Vindication geftohlener oder verlorner Sachen nicht gefunden; auch fehlt zuweilen die fo wichtige Beftimmung des Anfangs der Frift, z. B. bey der Appellationsfrift, und die Schlagwörter find oft zu allgemein, z. B. Verantwortlichkeit, Belege, Verjährung. Überhaupt aber ift es eine Frage, ob nicht der Gefchäftsmann, welchem der Vf. nützen will, die hinter den Quellen befindlichen Regifter lieber als ein folches Repertorium der blofsen Gefetzftellen nachfchlägt. —

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt*, von *A. H. L. Heeren*. Dritter Theil u. ſ. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

In dieſem pſeudariſtoteliſchen Buche nun iſt die ſtädtiſche Haushaltung die dritte Claſſe, und eine geringfügige. Was Hr. *H.* hierüber S. 302 überſetzt, hat er ganz miſsverſtanden. Unter den τὰ ἐν τῇ χώρᾳ γινόμενα verſteht der falſche Ariſtoteles keineswegs den Ertrag des Bodens (Feldfrüchte), ſondern, wie die Vergleichung mit der ſatrapiſchen Ökonomie (S. 245. 1. ed. Sylb.), wo von ebendenſelben die Rede iſt, die Schätze der Erde, Gold, Silber, Kupfer u. dergl., als Regalien. Dieſe nennt der Schriftſteller auch nicht *die Hauptquelle*, ſondern *die beſte Art* der Einkünfte, weil ſie Niemand drücken; und in demſelben Sinn läſst er auf ſie die Zölle folgen, und dann, gewiſs nicht die Leiturgien der Reichen (S. 303. Anm. 2), ſondern den Schoſs, weil dieſer die Steuerpflichtigen hart mitnahm. Der bezeichnende Ausdruck iſt freylich ſo ungeſchickt, daſs man rathen muſs. Weiter S. 304 bringt der Vf. zur Frage, ob die Griechen Grundſteuern nach Kataſter, oder Ertragsabgaben gehabt hätten, und entſcheidet für das Letztere (S. 305), und daſs es gewöhnlich Zehenten geweſen wären. Hier iſt ein neues Miſsverſtändniſs des Pſeudoariſtoteles: denn dieſer führt freylich Zehenten und Hutgeld als einen Hauptzweig der ſatrapiſchen Finanzen auf; keineswegs aber bey den Städten. Und daſs dieſen der Zehente, als Steuer der Bürger, unbekannt war, behauptet Rec. ohne Beſorgniſs einer möglichen Widerlegung: die *lex Hieronica* iſt etwas ganz anderes, und daſs Hippias den Zwanzigſten erhob, ebenfalls. Nichts iſt bekannter, als wie das Eigenthum jeglicher Art, vornehmlich aber ländliche und ſtädtiſche Grundſtücke, in dem attiſchen Kataſter abgeſchätzt waren, und danach verſteuert wurden, ſo daſs es unbegreiflich iſt, wie der Vf. S. 304 behaupten kann, man höre nirgends in Griechenland von einem Kataſter: daſs der attiſche mehrere Gegenſtände umfaſste, kann den ihm gebührenden Namen nicht ändern. S. 305 redet der Vf. verworren und falſch von den Steuern der Metöken. S. 309 hat der Vf. nicht bedacht, daſs Solons Claſſen bloſs auf das Landeigenthum gingen, und, auſser dem bekannten athenienſiſchen Kataſter, Ariſtoteles Meldung überſehen, wie der Cenſus in verſchiedenen Städten in näheren oder entfernteren Zeiträumen angelegt werde, welches über die Gewöhnlichkeit der Vermögensſteuern keinen Zweifel läſst. Rec. iſt überzeugt, daſs ſie in jeder griechiſchen Stadt gebräuchlich waren, wie im Mittelalter in allen Republiken, z. B. Florenz und Zürich (S. Sismondi und Müller): der byzantiſche Zoll (S. 312) war, wenigſtens Ol. 140, eine gewaltſame Erpreſſung, kein anerkanntes Recht; und höchſt wahrſcheinlich auch in Thraſybuls Tagen nichts anderes. S. 313. Nicht mehrere Artikel nur waren zu Athen zu 2 pro Cent im Zoll angeſetzt; es kann gar nicht bezweifelt werden, daſs dieſs die allgemeine Rata für alle zollbaren Objecte war. S. 314 meldet Hr. *H.*, nach dem Pſeudoariſtot. (Oec. II. 2. 19), von einer Luxusſteuer zu Epheſus auf goldgeſtickte Kleider, wo wir im Griechiſchen nur finden, daſs die Frauen ihr Goldgeſchmeide abliefern muſsten; und von einer Steuer auf falſches Haar in Lycien, mit der es aber nicht beſſer ſteht: denn (l. c. 14) iſt von einer Erpreſſung des Unterſatrapen des Mauſolus die Rede, welcher vorgab, der Hof requirire Haare zu Perucken, und die Lycier zu ſcheren drohte, wovon ſie ſich loskaufen muſsten. Der Vf. entfernt ſich bey der Frage, wer das Beſteurungsrecht ausgeübt (S. 316 ff.), von dem äuſserſt einfachen Geſichtspunct, daſs es nach jeder Verfaſſungsart immer der Souverain (τὸ Κύριον) war: wie es denn nur von der ariſtokratiſchen Zeit Roms wahr, in der Folge ganz falſch iſt, daſs nicht das Volk, ſondern der Senat allein, die Abgaben beſtimmt habe, wie zuverſichtlich auch der Vf. dieſs S. 319 behauptet. Der Schluſs dieſer Abhandlung S. 321. 322 iſt für Rec. eben ſo unverſtändlich als ihr Anfang S. 274. 275, denn auch hier ſind Erwerbfleiſs, Theorieen der Staatswirthſchaft (namentlich Smith) und praktiſch ausgebildete Finanzſyſteme ſo durch einander gewürfelt, daſs nur ein Ödipus die Ideenaſſociationen errathen könnte, welche hier den Vf. im Kreis umherführten. Rec. iſt überzeugt, daſs Vermögensſteuern für beſchränkte Republiken nothwendig und naturgemäſs ſind, daſs *in dieſer Hinſicht* Athen kein ausgebildeteres Finanzſyſtem bedurfte, und daſs der Krebs des Staats einerſeits in den auſserordentlichen, perſönlichen, willkührlichen und nicht zu berechnenden Belaſtungen, andererſeits in den überſpannten, während der zweyten Seeherrſchaft ſchlecht ausgeführten Plänen und Anſprüchen, und in der leichtſinnigen Vergeudung lag, die eine nothwendige Folge der Ochlokratie war. Es iſt unbegreiflich, wie Schriftſteller ſich eine Nation denken können, für deren Glück es gleichgültig

Digitized by Google

ſey, an den Bettelſtab gebracht zu werden, und wie ein Hiſtoriker es nicht weiſs, wie namentlich die Athenienſer auch ſchlechter wurden, wie das Elend mehr und mehr um ſich griff. Von Otaheite bey Gelegenheit Griechenlands zu reden, kommt Rec. wie eine Blaſphemie vor, und da unſtreitig kein elenderes, unterdrückteres Volk unter dem Joch verworfenerer höherer Stände genannt werden könnte: ſo ſtraft ſie ſich auch auf der Stelle für den, der ſie ausſprach. Zum Schluſs muſs Rec. noch bedauern, daſs der Vf., wenn er nicht ſelbſt durch vertrautes Studium Meiſter des Gegenſtandes war, nicht wenigſtens die wolfiſche Einleitung zur Leptinea geleſen hat, welche ihm über die attiſchen Finanzen hinreichende Klarheit gegeben, und ihm und ſeinen Leſern eine groſse Menge der gebrechlichen Stellen dieſer durchaus miſslungenen Abhandlung erſpart haben würde.

Der elfte Abſchnitt, vom Gerichtsweſen, fodert uns zu nicht wenigen Anmerkungen auf, deren wir uns enthalten, weil ſie zum Theil einer zu weitläuftigen Entwicklung bedürften. Übergehen können wir indeſs nicht den Miſsgriff der Vergleichung der griechiſchen Volksgerichte mit den Geſchworenengerichten (S. 333), weil dergleichen nachgeſprochen wird. Dieſe entſcheiden nur über das Factum, eine Beſchränkung, die ihr nothwendiger Charakter iſt, das Tribunal wendet das Geſetz an: jene hingegen beſtimmten die Strafe, und ſo häufig ohne geſetzliche Norm. — Die Vermuthung des Vfs. über Sparta's Gerichtsverfaſſung (S. 335) iſt richtig; er hätte den Beweis in der Politik III. c. 1, und zugleich wie es ſich verhielt, finden können. Der Oſtracismus war kein Urtheil eines Volksgerichts (S. 336), ſondern eine tyranniſche Legislation der Volksgemeinde: beide verwechſelt der Vf. durchaus, ſo unterſchieden ſie auch ſelbſt in der äuſserſten Demokratie waren.

Der zwölfte Abſchnitt, vom Kriegsweſen, ſcheint uns mit beſonderem Intereſſe an der Sache geſchrieben: daher, und weil es dem eigentlichen Gegenſtande des Werks fremd iſt, wir von einzelnen Berichtigungen nur Folgendes ausheben: S. 341. Die Athenienſer waren bekanntlich bis zum 60ſten, nicht bis zum 58ſten Jahr dienſtpflichtig; daſs die Inquilinen um Ol. 106 regelmäſsig unter den Hopliten dienen muſsten, erhellet aus Xenophon de vectig. c. 2; daſs es ſchon am Anfange des peloponneſiſchen Krieges geſchah, aus Thucydides. S. 343 hat Hr. *H.* bey der Behauptung, es wäre von der Schlacht bey Platää bis auf Epaminondas ſchwerlich ein Heer von 30000 Griechen verſammelt geweſen, — um nicht von denen zu reden, welche Archidamus und Agis nach Attika führten, die groſse Expedition nach Sicilien vergeſſen. Das Urtheil über Pauſanias S. 345, welches auch noch ſonſt wiederholt wird, hat uns ſehr befremdet, da die Erzählung ſeines Verbrechens bey dem Geſchichtſchreiber den Stempel einfacher Wahrheit trägt, auch gar keine entfernte Veranlaſſung zu einer günſtigen Deutung gewährt, ſondern *ganz* weggeleugnet werden muſs, wenn Pauſanias nicht als ein entſchiedener Böſewicht erſcheinen ſoll. Iſt denn aber die frevelhafteſte Ruchloſigkeit, Trachten nach Tyranney und aſiatiſchen Lüſten, bey den Griechen eine ſeltene oder eine häufige Erſcheinung, wenn man ſie in der Wahrheit betrachtet, und nicht nach modernen Romanideen über ſie? S. 349. Anm. 5 wird geſagt, die theſſaliſche Kriegsmacht ſcheine faſt bloſs aus Reuterey beſtanden zu haben, wenigſtens werde ſie allein erwähnt. Von Theſſalien iſt überhaupt wenig die Rede; aber wo es in der Geſchichte hervortritt, unter Jaſon von Pherä, vernehmen wir, daſs er neben 8000 Reutern 20000 Hopliten, und eine zahlloſe Menge Peltaſten hatte. Xenophon Hell. VI. 1. 7. Wir könnten auch Herodot anführen VIII. 27. 28. Wie konnte der Vf. meinen, was nur allein der Sinn ſeiner Erwähnung S. 361 ſeyn kann, Alexander habe am Granicus durch eine gedrängte Maſſe mit kleiner Zahl geſiegt? Er ſchlug ja mit der Reuterey. Die Seetaktik bildete ſich nicht im erſten puniſchen Kriege aus (S. 380); eher ging ſie rückwärts, weil die Römer durch Entern entſchieden: von der Seemacht überhaupt iſt das Richtige, daſs ſie ſich ſchon unter Dionyſius dem Erſten, und in ſeinem zweyten puniſchen Kriege hob, unter Alexander und ſeinen Nachfolgern ſehr ſchnell coloſſaliſch ward. Von „Triremen" war aber damals die Rede nicht mehr; ſie wurden, ſobald die Penteren eingeführt waren, weit unbedeutender als jetzt Fregatten für Seeſchlachten. Ferner iſt es ganz falſch, daſs damals viel weniger von den Winden abgehangen habe, als nach der Seetaktik der Neueren. Gerade im Gegentheil: ob man ſich über oder unter dem Winde ſchlägt, iſt beides jetzt nicht abſolut nachtheilig, ſondern jedes hat eigenthümliche Vortheile: die Galeeren der Alten konnten ohne günſtigen Wind kaum angreifen; und ein heftiger Wind und hohe See, deren wir jetzt ſpotten, machte ſie unbrauchbar, wie die ihnen ſo ähnlichen Kanonenböte. Falſche Anſichten und irrige Betrachtungen von allgemeinerem Umfang laſſen wir unerörtert, wie: daſs die Kriegskunſt bey den Griechen wenig ausgebildet geweſen wäre (S. 340), auch nicht anders habe ſeyn können, wegen der Kleinheit der Staaten, und weil man bis zum Verfall der Nation nur Bürgermilizen gehabt (S. 341): — als ob die römiſchen Legionen bis nach dem hannibaliſchen Kriege von den griechiſchen Truppen in demjenigen verſchieden geweſen wären, was dieſe von ſtehenden Heeren unterſchied; — die Wiederholung der bey den Neueren recipirten, den alten Politikern unerhörten und grundfalſchen Erklärung, warum die arme Claſſe vom Kriegsdienſt ausgeſchloſſen geweſen (S. 342); die durchgehende Verwechſelung von Taktik und Strategik (S. 356. 358); und (ebendaſ.) die unkundige Erwähnung künſtlicher Wendungen — (welche niemals etwas genutzt haben) u. ſ. f.

Der dreyzehnte Abſchnitt, von den Staatsmännern und Rednern, läſst uns ebenfalls nur die Wahl zwiſchen ſehr ausführlicher Erörterung, und der Kürze, welche auch die wider unſeren Willen angewachſene Weitläuftigkeit dieſer Recenſion vorſchreibt. Auch gehört dieſes Capitel faſt ganz der attiſchen Geſchichte an, nicht einem Werk, wie das vorliegende. In dieſem hätte allerdings klar gemacht werden müſſen —

Digitized by Google

was eben hier vermifst wird — der Begriff und die Eigenthümlichkeit eines griechifchen Staatsmannes, entgegengefetzt denen der neueren Staaten. Wir glauben, dafs fich diefes, für die verfchiedenften Verfaffungen treffend, dadurch bezeichnen liefse, dafs in den Staaten der neuen Zeit Verwaltung das Hauptgefchäft des Staatsmannes ift, in Griechenland, und einigermafsen auch in Rom, ihn entweder gar nicht, oder doch als Nebenfache befchäftigte; und dafs eigentlich das ihr Charakter war: Männer, die durch hervorragenden Geift (und, als Folge und Mittel, durch Beredfamkeit) unter ihren Gleichen (dem Volk oder den Wenigen) das Jedem zukommende Recht der Theilnahme am allgemeinen freyen Entfchlufs fo ausübten, dafs fie ftrebten, ihren Willen und ihre Überzeugung zum allgemeinen Gefühl zu erheben. Soll, was S. 396 gefagt wird, bedeuten, die Gefchichte von Männern, die in ihrem Zeitalter herrfchten, fey auch die Gefchichte deffelben, foweit ihre Sphäre reichte: fo ift das wahr und tautologifch; foll ihre Schilderung aber, wie es der Vf. eigentlich zu meinen fcheint, das Gemälde ihrer Zeit gewähren: fo ift das fchon, um ein Beyfpiel unter den angeführten zu wählen, welches Jeder beurtheilen kann, von Friedrich dem Grofsen unwahr, und eine Divination, die Hermann aus den Notizen über feine Kriege zu fchildern vermöchte, überfteigt die Vorftellungskraft des Rec. — Perikles ift ganz gegen die Gefchichte idealifirt, und der unendlich gröfsere Alcibiades herabgewürdigt, deffen Stolz und Extravaganz nicht zu entfchuldigen find, aber nicht auf Eitelkeit gedeutet werden dürfen (S. 401). Diefs foll durch einen Ausfpruch des Thucydides beftätigt werden (ebend.), welcher richtig verftanden und vollftändig angeführt eben lehrt, wie diefer grofse Staatsmann ihn über alle feine Zeitgenoffen fetzt, indem er fagt, der ungerechte, aber durch feine fürftlichen Neigungen veranlafste Argwohn und Unwille der Athenienfer habe die Republik des Bürgers beraubt, welcher den Krieg — das heifst für jene Zeit das ganze Leben des Staats — am vortrefflichften geleitet hätte; und feine Entfernung wäre ihr Ruin gewefen. Welch ein Lob, und von welchem Manne! Auch die, welche Alcibiades nicht lieben, fagt Ifokrates, geftehen, dafs er ein ganz aufserordentlicher *Menfch* war: und wir fetzen hinzu, wie fehr er auch fündigte, als er fich feinem Vaterlande gegenüber als Macht ftellte (feine Kraft überfchätzte er nicht), eine fehr edle Natur war er doch: bey ihm hätte Hr. *H.* an einen idealifirten Wallenftein denken mögen, anftatt bey Paufanias; wie unendlich hoch ftehet er über dem hiftorifchen Helden des dreyfsigjährigen Kriegs! *Einen* künftlichen Plan und rhetorifche Ausführung (S. 404) haben die philippifchen Reden des Demofthenes fo wenig als die thucydideifchen. Die Frage, woher feit dem peloponnefifchen Kriege das abgefonderte *Rednertalent* fich entwickelte, löft der Vf. S. 405 gar nicht befriedigend. Uns deucht diefe Erfcheinung durch zwey Umftände ganz erklärbar: durch das Erlöfchen der Poefie, welches die fonft dafür gefchaffene Kraft in diefe neue Bahn führte; dann durch den Gebrauch der gemietheten Heere, welcher den handelnden und den redenden Staatsmann trennte. Hr. *H.* überfieht bey dem, was er S. 406 fagt, nicht nur Demofthenes grofsen Nebenbuhler, fondern die vielen wahrhaft grofsen redneriſchen Talente feiner Zeit, von denen man wahrlich nicht fagen kann, dafs der Patriotismus fie unter dem Drohen der überhangenden Gefahr hervorgerufen hatte. Es war die Virtuofität des Zeitalters, eben wie hundert Jahre früher die Tragödie. Von dem grofsen Antiphon fagt Thucydides a. a. O. etwas ganz anderes, als unfer Vf. S. 408 ihm zufchreibt. Welche Staatsmänner und wen unter den grofsen Rednern hat denn Ifokrates gebildet (S. 410)? Ephorus und Theopomp waren weder das Eine noch das Andere. Die ebendafelbft N. 8 angeführte Äufserung des alten Sophiften gehört zu den uns ganz widerlichen: er wufste recht gut, dafs ihm feine Schriften keine Gefahr, wohl aber hübfche Gefchenke brachten; aber er machte fich wichtig, und es ift fichtbar, dafs es feiner lächerlichen Eitelkeit ganz recht gewefen feyn mufs, wenn feine fchalen Discurfe für ein Bischen landesverrätherifch gegolten hätten. Bey dem Wunfche, Demofthenes Tod als einen Gegenftand der Hiftorienmalerey bearbeitet zu fehen (S. 418), müffen wir nur an Leffings Lehren erinnern; und da es befonders jetzt nicht ohne eine todte Beachtung des Coftums abgehen würde: fo können wir nicht anders als herzlich wünfchen, dafs Niemand den Wink nehmen möge. Die Erzählung von Demofthenes öffentlichem Leben, und die Vindication feines Charakters ift übrigens, nach unferem Erachten, bey weitem das Befte und Verdienftvollfte in diefem Bande, und je mehr es Rec. freut, die eingewurzelte Verläumdung verächtlich zurückgewiefen zu fehen: um fo weniger möchte er hier bey einzelnen Kleinigkeiten etwas bemerken.

Da wir die beiden folgenden Abfchnitte: *Wiffenfchaften* — und *Poefie und Kunft in Beziehung auf den Staat*, für ganz fremdartig halten, fo überheben wir uns auch einer näheren Beurtheilung derfelben. Doch können wir nicht umhin zu bemerken, dafs der Erwähnung der κτίσεις als einer eigenen Claffe hiftorifcher Gedichte (S. 458) ohne Zweifel ein Mifsverftändnifs zum Grunde liegt, und wir können nicht einmal deffen Quelle errathen. Warum der Vf., der ihr ehemaliges Dafeyn behauptet, hinzufügt, fie müften jünger als das homerifche Zeitalter gewefen feyn, begreift Rec. eben fo wenig, da nach des Vfs. Chronologie die ganze Küfte von Vorderafien damals fchon feit länger als einem Jahrhundert von griechifchen Colonieen eingenommen war. Verglich Hr. *H.* nie die Überrefte anderer Erzählungen, namentlich in den plutarchifchen Schriften, mit der herodoteifchen, diefe nie mit der faft unmittelbar nach den Begebenheiten dargeftellten in den Perfern? Sammelte er nie aus Herodot die Zahlen der Todten bey Platää auf beiden Seiten, da er S. 464 die Perferkriege und ihre Befchreibung bey Herodot zur eigentlichen Gefchichte, und ganz zu ihr, ohne Antheil der Dichtung, zählt? Rec. bekennt, dafs er mit Hume das erfte Blatt des Thucydides für das erfte der eigentlichen griechifchen Gefchichte hält. So viele andere im Alterthum waren

Digitized by Google

auch die Hiſtoriker ihrer eigenen Zeit, auſser Thucydides (S. 467), und Polybius iſt doch wohl ſehr kritiſch; wenn die Alten über Thucydides eigenthümlichen Charakter forſchten: meinten ſie etwas ganz Anderes. Ephorus wird, gegen das geſammte Alterthum, zu den unkritiſchen Hiſtorikern gezählt (S. 471). Von Chören der Greiſe (um nur von dieſen zu ſprechen) zu Athen — S. 478 — wünſchten wir ein Beyſpiel, nur nicht aus der Lyſiſtrata. Unfehlbar hatte der Vf. den Geſang der drey ſpartaniſchen Chöre in Gedanken. Die *θεωρικὰ χρήματα* ſollen gedient haben, um die Entree im Schauſpiel zu bezahlen (S. 482): wofür hätte man doch Entree zahlen laſſen, da die geſammten Laſten durch Leiturgie getragen wurden? Es iſt aber aus Harpokration klar, daſs die Drachme gegeben ward, damit auch der Ärmſte zur Zeit der Feſte ſich gütlich thue (Fleiſch eſſen könne), — wodurch die Betrachtung a. a. O. zunichte wird, und die heftige Behauptung der Verwendung viel weniger unſinnig, ſogar verzeihlich: welches in der Geſchichte, wie uns ſcheint, ein groſser Gewinn iſt. Nicht nach den wenigen Stücken des Ariſtophanes allein (S. 485), ſondern nach den ſehr zahlreichen Notizen über, und Fragmenten aus Eupolis, Cratinus u. ſ. w. urtheilen die, welche es für höchſt unwahrſcheinlich halten, daſs Stücke der alten Komödie irgendwo auſser Athen an ihrem Ort geweſen wären. Dieſer Meinung iſt Rec. ſo entſchieden, als ihm hingegen die allgemeine Verbreitung der neueren Komödie ſchon durch die lateiniſchen Bearbeitungen für Rom auſser allen Zweifel geſetzt zu ſeyn ſcheint. Der Fall der Wichtigkeit Athens, und daſs ſich die Dichter ein allgemeineres Publicum ſuchten, gehört wenigſtens zu den Nebenurſachen der Entſtehung dieſer platten Art. Zu den beiden S. 486, Anm. 5 genannten Stücken müſſen noch die Phöniſſen des Phrynichus gefügt werden (Argum. Perſar. Aeſch.). Höchſt befremdlich aber iſt des Vfs. Meinung (ebend.), das athenienſiſche Volk habe Phrynichus aus feinem äſthetiſchem Sinn geſtraft, weil ein ſolches Stück nicht rein tragiſch erſchüttere. Es war wohl ein ſehr einfacher Unwille darüber, das Herz zerriſſen zu fühlen an der Feyer des Gottes, und dieſe ominös entweiht durch die Aufführung des Untergangs einer Tochterſtadt, wobey die Athenienſer ſich Selbſtvorwürfe nicht ganz erſparen konnten. Ariſtophanes gegen das ſchreckliche Wort *Freyheit* (S. 490) zu rechtfertigen, überläſst Rec. Dichtern, die ihn würdigen, er erkennt in ihm einen ganz vortrefflichen Bürger, wie wenige unter ſeinen Zeitgenoſſen es waren, und einen weiſen Rathgeber des Staats. Schon das Alterthum verglich ſeine Mitdichter in der Gattung nie mit dieſem Wundergenius; ob er und ſie nützten (S. 491), läſst ſich nicht beſtimmt ſagen, weil es nur durch die öffentliche Meinung geſchehen konnte, und was dieſe entſchied, nicht genau genug bekannt iſt. Die Komiker wirkten, wie in England Oppoſitionsblätter, und was dazu gehört, gegen ein Miniſterium: es iſt ein Tropfenfall, der den Stein aushöhlt. Ariſtophanes ſetzte Kleon Schranken, und daſs Hyperbolus von den Komikern überwältigt ward, iſt wohl höchſt wahrſcheinlich. Bey welchem Dichter, und in welchem Stück der *alten Komödie* wäre denn Zeus bey irdiſchen Schönen erſchienen (S. 492)? Offenbar dachte der Vf. an den Amphitruo, welchem ähnliche Stücke die *neue* Komödie mehrere gehabt haben mag. Als ein prachtvolles Privatgebäude (S. 496) nennt man doch gegen das Ende des peloponneſiſchen Kriegs häufig das Haus des Polytion. Segeſta wäre „viel ſpäter als die Städte in Vorderaſien gegründet" (S. 498)? Eine Stadt von ſo hohem Alter, daſs Alle ihre Erbauung in die mythiſche Zeit an Ilions Zerſtörung hinaufſetzen! Von mehreren Odeen (S. 499) weiſs Rec. nichts; ſondern nur von dem einzigen zu Athen.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Rudolſtadt*, in der Hofbuchhandlung: *Thalie et Melpomène Françaiſe, ou Recueil périodique de pièces de Théâtre nouvelles, repréſentés avec ſuccès ſur les meilleurs Théâtres de Paris.* Avec des Notes et des Explications néceſſaires pour les étrangers. Tome ſeptième. IIe. Cahier. 1810. 124 S. Tome huitième. Ir. Cahier. 1811. 142 S. 8. (1 Rthlr.) Wenn Rec. ſich gleich, bey der Anzeige dieſer in Deutſchland herauskommenden Producte des franzöſiſchen Theaters auf keine kritiſche Würdigung derſelben einlaſſen darf: ſo kann er doch die Richtigkeit der getroffenen Wahl loben, welche, nebſt der Correctheit des Abdrucks, das einzige Verdienſt des Herausgebers ausmacht. Das zweyte Heft des ſiebenten Bandes enthält: *les Templiers*, ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen, von *Raynouard*, und *les Oiſifs*, ein Luſtſpiel von *Picard*, in einem Aufzuge. Jenes, in Verſen, gehört unbedenklich zu den beſten regelmäſsigen Stücken der neueren franzöſiſchen Bühne. Es iſt leuchtend voll von groſsen Worten, und der Hauptheld, Jacob von Molay, ſtrotzt von heroiſcher Unbiegſamkeit, wie ſie die Nation gern zu haben ſcheint. Das zweyte Stück iſt in Proſa, doch keine der vorzüglichen Arbeiten des bekannten Vfs. Er nennt es ein *epiſodiſches* Luſtſpiel, vermuthlich, weil die wenigſten der darin auftretenden Perſonen an der Kataſtrophe Theil nehmen. Er hat die müſſigen Leute, deren Zahl jetzt in Paris überhand nehmen ſoll, darin züchtigen, und ihre Schädlichkeit für Geſchäftsmänner, denen ſie die Zeit verderben, zeigen wollen. Genau betrachtet, ſind nicht alle ſeine Müſſigen ſo ganz Leute, die im Zuſammenhange der Handlung gar nichts zu verrichten haben. Duchemin will doch Verſe haben; Florville muſs ſeinem Freunde doch anzeigen, daſs er ſeine Addreſſe gemiſsbraucht hat; Leſſilé hat ſeine Geneſung zu melden; die Familie Déglantier braucht den entdeckten Vetter zur Abfaſſung eines Memorials, und muſs den vergeſſenen Regenſchirm wieder holen; der überladene Bourdas ſucht für ſeine Freundin einen Secretair. Indeſſen enthält das Stück mehrere feine Züge, und iſt auf dem Theater der Kaiſerin mit Beyfall aufgeführt worden. Im erſten Hefte des achten Bandes befindet ſich nur ein Luſtſpiel: *les deux Gendres*, in 5 Aufzügen, von *Etienne*. Es iſt in Verſen, und gehört in das Fach der moraliſchen Polizey. Dupré hat ſeinen beiden Schwiegerſöhnen ſein ganzes Vermögen abgetreten, und wird nun von ihnen gemiſshandelt. Sein Freund Frémont aus Bordeaux verhilft ihm durch Liſt und Drohungen wieder dazu. Auf einer deutſchen Bühne würde dieſes Stück ſchwerlich fortkommen; es iſt allzu leer an Handlung. Die erklarenden Anmerkungen des Herausgebers beſchäftigen ſich vorzüglich mit den Templern. Der Abdruck iſt correct; nur in den Schwiegerſöhnen ſollte, ſtatt *Charlet*, zum Behuf der Scanſion, oftmals *Charle* ſtehen. Z. B.

Pour Charles il eſt venu demander un emploi.
Le pauvre Charles, hélas! que va-t-il devenir?

Dvl.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht; *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt,* von *A. H. L. Heeren.* Dritter Theil u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Das sechzehnte Capitel: Ursachen des Sinkens von Griechenland, ist so ganz unbefriedigend, als man es nach der flüchtigen Betrachtung und Bearbeitung erwarten muss, die durch das ganze Werk herrschen. Rec. würde sich also über diesen Abschnitt aller Bemerkungen enthalten, wenn er nicht S. 520 über den phocischen Krieg Äusserungen gefunden hätte, wogegen jeder Unbefangene seinen Widerspruch laut bekennen muss. Es kann unmöglich einem besonnenen Manne, der sich mehr als flüchtige Bilder von jenen Zeiten geschaffen hat, in den Sinn kommen, mit den Abergläubischen oder Heuchlerischen unter den späteren Griechen hier von Frevel gegen die Götter zu reden, und von dessen erfolgter verschuldeter Strafe. Wir tragen Hn. *H.*, ob Demosthenes so dachte. Und wer könnte, auch wenn er sich unter das Joch der damals geltenden Religion denkt, die Phocier tadeln, dass sie thaten, was sie thaten: dieses arme, durch die schändlichste heuchlerische Bosheit an den Untergang und in Verzweiflung getriebene Volk? Wir müssen diese Stelle mit mehreren anderen, wo eine ähnliche missbräuchliche Devotion gegen den *Namen* Religion getrieben wird, nicht ohne Unmuth für Conformation mit einer herrschenden Mode halten, wo hingegen Andere (z. B. der Ursprung der Religionen aus Furcht S. 70, Sokrates und Christus S. 274, die Trennung der Philosophie und Religion, Sokrates Verdienst und Griechenlands Vorzug vor dem Orient S. 448 und dergl.) wieder einen dreyssig Jahre älteren Zuschnitt haben.

Die Sprache ist, im Ganzen genommen, reiner und besser als in den ersten Bänden; niedersächsische Provincialismen sind uns hier seltener vorgekommen, wie z. B. S. 163: „Als man das morsche Gebäude des Glaubens *an zu prüfen fing*"; wohin wir auch rechnen, dass der Genitiv so sehr häufig mit von umschrieben wird, z. B. S. 83: „Ihr Wohlleben war ähnlicher Art, wie das Wohlleben *von diesen.* Schlimmer ist es, wo Flüchtigkeit des Gedankens Schiefheit des Ausdrucks hervorgebracht hat, wie S. 38: „jene ewigen tragischen Meisterwerke, deren erhaltene Überreste uns das Verlorne *nur doppelt bedauern lassen,*" welches das Gefühl eines Geizigen seyn würde; oder S. 481: „hätte man die Theater nicht als eigentliches Bedürfniss angesehen, so darf man zweifeln, *ob ihre Kräfte* (der Städte) *dazu hingereicht hätten.*" — Das Bedürfniss wird finanzielle Kräfte anstrengen; sind sie aber unzureichend: so hilft es nicht aus, oder es gäbe keine Bankerotte. Eine andere Probe, wo der Ausdruck durch gänzliche Nachlässigkeit undeutsch wird, ist S. 393: „Kaum scheint es, dass er — einen weiteren Antheil genommen habe, *als seine Lage ihn dazu nöthigte;*" auch hier scheinen niedersächsische Angewöhnungen zum Grunde zu liegen. Unedles, wie S. 3: „ein Plato, ein Kant, konnten an den Ufern des Ganges und Hoangho nicht reifen", findet sich nur zu häufig.

Die beygefügte Charte, deren Stich, wie Papier und Druck des Werks, nicht besser ausgefallen ist, als in den ersten Bänden, ist ein blosser Nachstich von Barbié du Boccage's Generalcharte zu Anacharsis (diese nicht blos „zum Grunde gelegt" S. X); also ganz überflüssig. Dank hingegen hätte es verdient, wenn das deutsche Publicum eine gutgestochene Copie des hieher gehörenden Theils der neuen Charte dieses vortrefflichen Geographen erhalten hätte, welche den Umriss Griechenlands fast auf jedem Punct berichtiget, und schon seit mehr als einem Jahr ausgegeben ist.

Die Titelvignette soll eine Ansicht den Stadt und Gegend von Athen, von der Akropolis aus, geben (S. X): man sieht aber die Tempel der Akropolis vor sich, und zwischen ihr und dem Standpunct des Zeichners den südlichen Theil der Stadt, ihre Mauer und Feld. Das Ganze ist so schlecht, dass man es als eine barbarische Entweihung Griechenlands rügen muss.

Wollte man nun diese Beurtheilung so deuten, als wünsche Rec., dass dieses Werk nicht fortgesetzt werde: so würde man ihn missverstehen. Untersuchungen über den Verkehr und Handel der Griechen sind ein grosses Desideratum, der Stoff ist reich, und kann die mühsame Arbeit herrlich belohnen. Aber davon ist er überzeugt, dass Hr. *H.* der Wissenschaft und seiner eigenen Ehre schuldig ist, sich durch Studium vorzubereiten, ehe er anfängt, die zweyte Hälfte dieses Theils niederzuschreiben, sonst könnte sie leicht noch mehr missrathen, als diese erste, von der bey einer zweyten Bearbeitung kaum ein Stein auf dem anderen bleiben darf.

E. fr. Fr.

Digitized by Google

PHILOSOPHIE.

KIEL, b. Hefse: *Bielfeld's höhere Seelenlehre* oder *Beſtaffelung der Gefühle, Leidenſchaften und Charaktere nach ihrer weſentlichen Höhe und Tiefe im Gemüth.* 1812. 80 S. 8. (10 gr.)

Ein ſonderbares Product! Der Vf. ſtellt ſich als *Staffellehrer* an die Spitze aller Pſychologen, und verkündigt beynahe auf jeder Seite ſeiner Schrift, daſs nun der Tag der Pſychologie angebrochen ſey. Um dieſer Verſicherung noch mehr Gewicht zu geben, hängt an dem Ende ſeines Werkchens ein Verzeichniſs aller ſeiner übrigen Schriften, nebſt einigen Stellen aus Briefen an ihn von zwey namhaften Männern, *Klopſtock* und *Weiſſe*, die aber von dem Talent und der Kunſt des Vfs. nichts erwähnen. Wir müſſen alſo, um dieſe näher kennen zu lernen, uns an die vorliegende Schrift halten.

Der Vf. ſtellt die geſammten Thätigkeiten der Seele, die Gefühle, Triebe, Leidenſchaften und Charaktere, unter dem Bilde einer Leiter dar, auf welcher es hohe, mittlere und tiefe Sproſſen giebt. Es giebt alſo hohe, mittlere und tiefe Seelenbeſtimmungen aller Art. Das Criterium dieſer Höhe, Mitte und Tiefe iſt die Geſchwindigkeit der Bewegung: denn die Seele iſt ſich ſelbſt bewegende Kraft. Man ſieht wohl, daſs der Vf. die muſikaliſche Scala im Sinne gehabt hat, wiewohl ihm ſelbſt dieſe Vorſtellung nicht klar geworden iſt. Er denkt ſich, wenn wir ihm nachſpüren, was er eigentlich denkt, die Seele als eine geſpannte Saite, die, je nachdem ſie zu ſchnelleren oder minder ſchnellen Schwingungen gereizt wird, höhere und tiefere Töne von ſich giebt. Die höchſten Töne der Seele treten hervor aus den Thätigkeiten der Phantaſie und Einbildungskraft, die mittleren aus denen des Verſtandes und der Urtheilskraft, die tiefen aus denen der Vernunft. Da nun die Gefühle, Leidenſchaften und Charaktere an die vorſtellenden Thätigkeiten gebunden ſind: ſo wird es in dem Maſse, wie die erſteren an letztere geknüpft ſind, hohe, mittlere und tiefe Gefühle, Leidenſchaften und Charaktere geben. Das Maſs der Töne iſt die Geſchwindigkeit der Bewegung. Um alſo zu wiſſen, welche Thätigkeiten der Seele am höchſten, welche am tiefſten ſtehen, dürfen wir nur die Geſchwindigkeit beobachten, mit welcher ſie ſich bewegen. Wie geſchieht dieſs? Hier macht der Vf. einen ungeheuren Sprung in das Gebiet der intellectuellen Anſchauungs-Philoſophie, oder vielmehr aus ihr herab in das platte Land, folgendermaſsen: Die Seele iſt unendliche, ſich ſelbſt beſchränkende Thätigkeit. Ihre erſte Richtung geht ins Unendliche, und dieſe Richtung iſt, da die Seele im Unendlichen keinen Widerſtand findet, die ſchnellſte. Dieſs iſt die Thätigkeit der Phantaſie, und die Seele als Urkraft iſt Phantaſie. Allein die Seele würde ſich ſelbſt im Unendlichen verlieren, wenn ſie ſich keine Hemmungspuncte ſetzte; ſie thut dieſs, wird ſo zur zurückſtrebenden endlichen Kraft, und erſcheint demnach zunächſt als Einbildungskraft, deren Bewegung ſchon etwas weniger geſchwind iſt, als die der Phantaſie, weil ſie ſich an die Schranken ſtöſst. Allein die Einbildungskraft hat dieſs mit der Phantaſie gemein, daſs ſie immer noch vag iſt und ihre Bildungen nicht fixirt. Dieſs bleibt dem Verſtande überlaſſen, der eben deſshalb, weil er bloſs verſtändigt, bloſs die Schöpfungen der Einbildungskraft zum Stehen bringt, ſehr mäſsig in ſeiner Bewegung iſt. Die Urtheilskraft, das eigentlich denkende Vermögen, welches die Materialien des Verſtandes bearbeitet, geht noch langſamer zu Werke, am aller langſamſten aber die Vernunft, als das ſchlieſsende Vermögen, welches den Geiſt erſt zu ſich und zur Beſonnenheit bringt, und mit welcher zugleich der Wille und die Fähigkeit des Handelns erwacht. So ſind alſo alle Thätigkeiten des Geiſtes, die der Phantaſie ausgenommen, endliche Thätigkeiten, deren Gang immer langſamer wird, je enger die von ihnen geſteckten Schranken werden, deren letztes Product das Ich, als Erzeugniſs der Vernunft, iſt. Die Phantaſie iſt folglich als die Urkraft anzuſehen, jede geiſtige Erſcheinung iſt nur der Wiederglanz ihrer Unendlichkeit, und alle anderen Seelenkräfte ſtehen tiefer als die Phantaſie, welche das höchſte iſt, weil ſie ſich am ſchnellſten bewegt. Die Phantaſie iſt in ihrer erſten Thätigkeit nicht vorſtellend, nicht bildend, ſondern nur die ſich ankündigende Unendlichkeit; ihr gebührt alſo auch das Primat vor allen übrigen Seelenkräften, und, nächſt ihr, der Einbildungskraft. „Dieſe beiden Kräfte ſind es, welche zu Menſchlichkeit und Mitgefühl führen, die tieferen ſind bloſs gute Rechenmeiſter, haben aber zum Handeln wenig Kraft und Feuer.“ Die höchſten Gefühle, Leidenſchaften und Charaktere ſtehen demnach auch auf der Staffel von Phantaſie und Einbildungskraft, von denen ſie abhängig ſind, und immer tiefer ſinken die Gefühle u. ſ. w., je mehr ſie ſich von jenen höchſten und ſchnellſten Seelenthätigkeiten entfernen.

Wir haben den Vf. ruhig ausſprechen laſſen, um den Unſinn, den er, dieſen, *ſi Diis placet*, Principien zufolge, durch das ganze Buch aufſtellt, durch ſich ſelbſt zu beweiſen. Allein es hieſse die Geduld der Leſer miſsbrauchen, wenn wir ihm ferner erlaubten, ſeine Luftſchlöſſer vor ihren Augen aufzubauen. Auch die bisherige Darſtellung dieſer Abgeſchmacktheiten können wir uns nur in ſofern vergeben, als ſie ein intereſſanter Beytrag zu den Verirrungen des menſchlichen Geiſtes in unſeren Zeiten ſind, und für Viele als eine Warnung daſtehen mögen, ſich vor ähnlichen Ausſchweifungen zu hüten; ja wir ſind in dieſer Hinſicht noch zu gelind geweſen, indem wir nicht einmal die widerſinnigſten Ausſprüche des Vfs. mit aufgeſtellt haben. Inzwiſchen auch das Gegebene reicht hin, den Stab über ihn zu brechen. — Auch wenn wir uns die Gewalt anthun, dem Vf. die Richtigkeit ſeiner Vorderſätze auf einen Augenblick zuzugeſtehen: ſo können wir doch nicht umhin zu bemerken, daſs er durch die Widerſprüche, in die er ſich verwickelt, ſeine eigenen Behauptungen aufhebt. Hier einige Belege: 1) „Die Phantaſie bildet nicht, ſie ſtrebt bloſs ins Unendliche, ſie iſt regellos und bewuſstſeyn-

Digitized by Google

los.“ So hebt sie sich denn selbst auf und ist = o. Der Geist ist bey aller Freyheit an die Regel gebunden, und alle Regel ist bindend und bildend. Dieſs fühlt der Vf., und läſst deſswegen an einem anderen Orte der Phantaſie Zeit und Raum erzeugen, „jene, indem ſie einen Grenzpunct nach dem anderen bildet, dieſen, indem ſie Grundpuncte auſser und neben einander ſetzt.“ Doppelter Widerſpruch: erſtlich mit der früheren Behauptung, zweytens in ſich ſelbſt, weil dieſer Bildungsact ſchon in Raum und Zeit vor ſich geht. Allein „der Geiſt handelt erſt *ſinnlich*, ehe er *bildend*, *verſtändig*, *urtheilend*, *vernünftig* handelt, und ſo liefert denn die Phantaſie die Materialien der Sinnlichkeit, die Stoffe, welche von der Einbildungskraft gebildet, vom Verſtande verſtändigt werden“, u. ſ. w. Iſt demnach die Phantaſie nicht das beſchränkteſte aller Vermögen, wenn wir dem Vf. folgen, und werden nicht die Thätigkeiten erſt in dem Maſse frey, wie ſie ſich der Vernunft nähern? Gleichwohl iſt die Phantaſie nach dem Vf. das höchſte Vermögen, und die in ihr begründeten Gefühle und Charaktere ſind mit ihr auf gleicher Höhe. 2) Der Vf. entdeckt ſich ſelbſt mit ſeiner Höhe und Tiefe in einem ſeltſamen Widerſpruche, weil er die Begriffe nicht geſichtet hat. Um conſequent zu ſeyn, muſs er behaupten, daſs Phantaſie und Einbildungskraft das Edelſte im Menſchen ſind, weil ſie am höchſten ſtehen; am höchſten ſtehen ſie aber, weil ſie die ſchnellſten Thätigkeiten ſind, nach dem muſikaliſchen Princip: je ſchneller die Schwingung der Saite, deſto höher der Ton. Was für einen Vorrang aber hat denn ein hoher Ton vor dem tiefen? Der Vf. erhebt alſo die muſikaliſche Höhe zu einer geiſtigen, und durch dieſes ſeltſame *quid pro quo* wird er zu den widerſinnigſten Behauptungen geführt. Denn indem er die Phantaſiemenſchen für die höchſten anſieht: muſs er die Vernunftmenſchen auf das Tiefſte erniedrigen. Er thut dieſs auch; und ſchon die Verſtandesmenſchen kommen ſchlecht weg: ſie ſind mittelmäſsige Köpfe, kalte Herzen, ſchwache Seelen; auf der Stufe der Vernunft aber ſind die langſamſten Gefühle, Leidenſchaften, Charaktere anzutreffen: hier iſt die Schwermuth, Haſs, Neid, Geiz, Halsſtarrigkeit, Argwohn, Kriecherey, Ungeſelligkeit, Verdroſſenheit, Lüge, Heucheley, Falſchheit, Argliſt, Verläumdung, das Gefühl des Phlegma, der Trägheit, Läſſigkeit, Schläfrigkeit, Stumpfſinnigkeit, Plumpheit, Grobheit, Schwerfälligkeit zu Hauſe. Aber ſogleich erinnert ſich der Vf. auch wieder, daſs erſt mit der Vernuntt Ichheit, Beſonnenheit, Freyheit, Wille und Thatkraft erwacht, und ſo kommt denn auch der Weiſe, und mit ihm das veredelteſte Gefühl und der reinſte Charakter auf dieſe Stufe. 3) Wenn die geiſtigen Thätigkeiten regreſſiv immer langſamer werden, wie es denn der Vf. ſchon bey dem Verſtande ſo weit gebracht hat, daſs er faſt ganz ſtille ſteht: ſo müſste die Thätigkeit der Vernunft nahe an das Zero grenzen, denn der Vf. thut nirgends dar, daſs die Thätigkeit des Geiſtes, wie ſie an Extenſion verliert, an Intenſion zunimmt. Aber nein, auf einmal geht aus der Vernunft der Wille und die Freyheit hervor; und dem Willen wenigſtens muſs doch der Vf. eine eben ſo groſse Schnelligkeit zuſchreiben, als der Phantaſie, denn der freye Wille geht ebenfalls ins Unendliche. Er kann zwar ſagen — und thut es auch —. die Extreme berühren ſich; dann iſt aber im Walten des Geiſtes ein Kreislauf und keine Staffel, und Höhe und Tiefe verſchwinden ganz, weil ſie in Eins verſchmelzen. Kurz, der Vf. wird von den Widerſprüchen ſeines Geiſtes wie von Furien umhergetrieben, und vernichtet ſich in ſich ſelbſt. Er erſpart uns alſo eigentlich die Mühe, ihm nach ſeinen Principien ſein Urtheil zu ſprechen; allein nicht für den Leſer, ſondern für ihn ſelbſt, weil er mit einem ausführlicheren Werke über dieſe Gegenſtände droht, ſtehe ſeine Verurtheilung vollſtändig, mit kurzen Worten, da.

Seine Grund- — Ideen würden wir ſagen, wenn es nicht Chimären wären, — in welchen er den Geiſt als unendlich-endliche Thätigkeit betrachtet, die nach Geſchwindigkeits-Schwingungen meſsbar iſt, ſind eine Compoſition von angeflogener ſichtiſch-ſchellingiſcher Vorſtellungsart und eigener declamatoriſcher Scalen-Weisheit (denn der Vf. hat früher über Declamation geſchrieben). Was nun das fremde ſpeculative Element ſeines pſychologiſchen Kunſtgewebes betrifft: ſo laſſen wir dieſes an ſeiner Stelle ruhen, von welcher es durch die auflöſende Kraft der Zeit nach und nach von ſelbſt verſchwinden wird, und halten uns hier bloſs an die Zuthat des Staffellehrers. Alſo: „der Geiſt iſt nach Graden der Geſchwindigkeit ſeines Handelns meſsbar, und nach dieſen Graden müſſen die Gefühle, Triebe, Leidenſchaften, Charaktere, rangirt werden.“ Wo iſt aber der Maſsſtab dieſer Geſchwindigkeit? Doch wohl im Bewuſstſeyn des Beobachters? Und was erſcheint im Bewuſstſeyn mit gröſserer oder geringerer Geſchwindigkeit als das andere: die ſinnliche Anſchauung, oder das Gefühl, oder der Gedanke, oder das Urtheil, oder das Phantaſiebild, oder der Vernunftſchluſs, oder der Willensact? Hier iſt keine Höhe und keine Tiefe, kein Erſtes und Letztes, kein Schnelles und Langſames; ein mannichfaltiges Nach- und In- und Durch-einander, aber nur nicht nach Linien und Zollen, nach Secunden und Minuten. Die Anſicht des Vfs. iſt folglich eine der tollſten Vorſtellungen, die jemals in eines Menſchen Kopf gekommen ſind, und es bedarf nichts als dieſer Appellation an jedes menſchliche Bewuſstſeyn, um ſeine verkehrten Behauptungen mit Einem Schlage zu vernichten. Verlangt er noch mehr? Verlangt er, daſs wir zeigen, daſs die Seele, das freyhandelnde Weſen, wirklich keiner geſpannten Saite zu vergleichen ſey? Daſs wir zeigen, wie Anſchauungen und Gefühle, Triebe, Leidenſchaften, Willensacte auf das innigſte mit einander verbunden ſind und gegenſeitig von einander abhängen, wie das Leben der Seele von der Kindheit bis ins Alter einen ganz anderen Entwickelungsgang nimmt, als den der Vf. in ſeiner Geſchwindigkeitslehre vorzuſchreiben beliebt? Das Kind äuſsert Spuren von Vernunft und der

Digitized by Google

Greis von Phantasie; der hellste Verstand ist mit dem kräftigsten Willen und dem wärmsten Herzen vereinbar. Aber wozu dieſs alles? Die Leſer bedürfen es nicht, und dem Vf. wird es kaum einleuchten. Darum aber erſparen wir uns auch die Mühe, hier die widersinnigen anthropologiſchen Beſtimmungen der Gefühle, Leidenſchaften, Charaktere u. ſ. w. nach der Anſicht des Vfs. weiter aufzuſtellen, wobey er kein anderes Verdienſt, hat als daſs er die Beobachtungen eines Beattie, Platner, Carus, Maaſs u. A. von allen Enden zuſammengetragen und auf ſeine Leiter — man könnte ſie wohl die Henkersleiter nennen — auf die abenteuerlichſte Art zuſammengeſtellt hat; alles auf die Weiſe, wie wir weiter oben unter der Rubrik der Vernunft eine kleine Probe aufſtellten. Ob das, was er Gefühle, Charaktere u. ſ. w. nennt, auch wirklich ſolche ſind, davon kein Wort: es verlohnt ſich nicht der Mühe.

Wir ſchlieſsen demnach dieſe, wir leugnen es nicht, ſehr harte Kritik, die gleichwohl dem Vf. ſein ganzes höchſt tadelnswerthes Detail erlaſſen hat, mit der Verſicherung, daſs ſie nicht ſo ausführlich - ſtrafend ausgefallen wäre, wenn wir es nicht für eine heilige Pflicht hielten, das Gebiet wahrer Wiſſenſchaft vor Attentaten ähnlicher Art durch öffentliche Rüge zu ſchützen. Das höchſte Verdienſt des Recenſenten iſt, wenn er *ignavum, fucos, pecus a saepibus arcet.* N. d. m. O.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Bamberg* u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Maler-Theorie, oder kurzer Leitfaden zur hiſtoriſchen Malerey.* Herausgegeben von *Chriſtoph Feſel*, ehemaligem hochfürſtlich-würzburgiſchem Cabinets-Maler und Profeſſor der Akademie St. Luca in Rom. 1812. 60 S. 8. (4 gr.) Laut der Vorrede will der Vf. hiemit jungen Malern einen Leitfaden an die Hand geben, wodurch ſie allmählich mit der Kunſt bekannt, und zu Meiſtern ausgebildet werden. Das Ganze iſt in zwey Abſchnitte getheilt, deren erſter 1) vom Zeichnen, 2) von anatomiſchen Kenntniſſen für den Maler, 3) von Perſpectiv und Architektur, 4) von Gewändern, 5) von der Compoſition, 6) von der Gruppirung, 7) vom Contraſt, 8) vom Skizziren handelt. Der zweyte Abſchnitt verbreitet ſich über 1) Miſchung der Farben, 2) *Mezze tinte*, 3) Harmonie, 4) Ruhe des Auges, oder Verbindung des Schattens und Lichts, 5) Luftperſpective, 6) Untermalen und Übermalen, 7) Retouchiren, 8) Führung des Pinſels. Von allen dieſen einzelnen Theilen der Kunſt wird kurz und gröſstentheils auch klar genug aus einander geſetzt, was ſie ſeyen, und wie Anfänger auf dem nächſten Wege zur Fertigkeit in denſelben gelangen mögen.

Obgleich wir ſonſt wenig Neigung zu Schriften dieſer Art haben, feſt überzeugt, die Handgriffe in der Malerey, ſofern dieſe als mechaniſches oder handwerksmäſsiges Wirken betrachtet werden kann, ſeyen am bequemſten und beſten durch mündlichen Unterricht und wirkliches Vorarbeiten eines geübten Meiſters zu erlernen: ſo müſſen wir doch geſtehen, daſs, wenn jemand nun Muth und Vertrauen genug hat, ſich darüber aus Büchern zu belehren, das gegenwärtige noch immer eins der beſſeren oder wenigſtens der unſchädlichſten ſeyn dürfte. Am beſten gerathen haben uns die Unterabſchnitte 1) vom Zeichnen, 2) von anatomiſchen Kenntniſſen für den Maler, und im zweyten Hauptabſchnitt 4) von der Ruhe des Auges oder Verbindung des Schattens und Lichts, wie auch 5) von der Luftperſpective geſchienen; am wenigſten genügend 4) von Gewändern und vom Coſtume, 5) von der Compoſition und 6) von der Gruppirung.

Hr. *Feſel* ſchreibt anſtatt *Gruppe* oder *Gruppirung* immer *Krupe* und *Krupierung*, auch anſtatt *Schraffiren, Straffiren*; er hätte aber unſtreitig beſſer gethan, die gewöhnliche, wohlhergebrachte Weiſe zu beobachten. Der vornehme Titel, Maler-Theorie, den er für ſein Werklein wählte, ſcheint ebenfalls etwas Höheres zu verkünden, nicht nur als geleiſtet iſt, ſondern als er eigentlich leiſten wollte.

W. K. F.

Stettin, b. Struck: *Der Greis*, ein dramatiſches Gedicht von *J. G. Seegemund*. 1811. 32 S. 8. Dieſes zum Geburtsfeſte des Königs von Preuſſen verfertigte Gedicht, das einer Schulübung ſehr ähnlich ſieht, muſs man als einen Verſuch betrachten, die an einem ſolchen Tage paſſenden patriotiſchen Geſinnungen im Ton und Versmaſse der griechiſchen Trauerſpiele auszuſprechen, womit es denn ſchon wegen der groſsen Verſchiedenheit zwiſchen der griechiſchen und der deutſchen Auffaſſungsweiſe in der Kunſt viel auf ſich hat. Dieſer lange, feyerliche, ſechsfüſsige trochäiſche Vers bekommt für den Deutſchen, wenn der Inhalt nicht aufserordentlich hoch und wichtig iſt, leicht etwas von der langgedehnten Eintönigkeit eines Ausrufers, und es iſt merkwürdig, daſs die deutſchen Dichter bey dieſer Nachahmung, ſtatt das Groſsgeſtaltige, Maſſenartige noch mehr zu beleben, nur noch mehr in das Steife und Kalte verfallen, und die milde Lebenswärme des griechiſchen Verſes gewöhnlich viel hinter ſich zurücklaſſen. Aber ſo geht es bey den Nachahmungen und künſtlichen Verſetzungen in fremde Beſchauungsweiſen gewöhnlich: das Äuſsere wird weit eher aufgefaſst, als das Geiſtige, das Weſentliche. Hr. *S.* hat in dieſem Gedicht vorzüglich Mühe und Arbeit damit, die einzelnen Vorſtellungen und Begriffe, die der Deutſche oft mit einem Worte giebt, ſo lang auszudehnen, daſs der lange Vers davon voll wird, woraus denn von ſelbſt erfolgt, daſs die Form den inneren Gehalt überwiegt, und in der Auffaſſung läſtig wird. Statt des Einfachen: ſagſt du auch die Wahrheit? heiſst es hier:

> Sohn, *lügſt* du nicht dem Vater *leere Worte*, ihm
> Mit *Gaukelwahn* die greiſen Falten zu zerſtreun?

Verſe wie dieſer:

> Was des Olympes Herrlichkeit an dieſes Le-
> ben bindet.

ſind durchaus fehlerhaft, ſelbſt, wenn ſie auch bey den Griechen vorkommen. — Leider ſind alle Kunſttheorieen nur nach der Erfahrung aufgebaut, und nehmen von der beſtimmten, individuellen Geſtaltung (z. B. von der griechiſchen Poeſie) vieles in das Weſentliche und Allgemeine mit hinüber. Kein einziges Volk kann ein *unbedingtes* Muſterbild für alle ſeyn, dieſs liegt ſchon in dem Begriffe eines Volks, das gegen die möglichen Geſtaltungen der Menſchheit immer nur als ein gewordenes Individuum zu betrachten iſt, und deſshalb auch bey aller Vollkommenheit ſeine Beſtimmtheit und ſeine Beſchränktheit (ſeinen Standpunct in den Neigungen nach verſchiedenen Seiten) haben muſs. Den unphiloſophiſchen Vorurtheilen iſt es zuzuſchreiben, daſs bey den Deutſchen häufig Gedichte entſtehen (ähnlich dieſem), die eben ſo ungriechiſch als undeutſch ſind. T. Z.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

AESTHETIK.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Über dramatiſche Kunſt und Literatur.* Vorleſungen von *Auguſt Wilhelm Schlegel.* Erſter Theil. 1809. VIII und 378 S. Zweyter Theil, erſte Abtheilung. 1809. 300 S. Zweyte (und letzte) Abtheilung. 1811. 429 S. 8. (5 Rthlr.)

Die uns unbekannten Hinderniſſe, welche ſich dem früheren Erſcheinen des Schluſsbandes dieſer Vorleſungen entgegenſetzten, ſind auch die Urſache ihrer verſpäteten Beurtheilung in unſeren Blättern, indem wir ungern organiſche Ganze, dergleichen das vorliegende Werk unſtreitig iſt, durch vereinzelte Kritiken zerſtückeln. Möglich allerdings, ja ſelbſt wahrſcheinlich, daſs nun für einen groſsen Theil der Leſer das Buch keine Neuigkeit mehr iſt; allein deſto beſſer! Wir werden uns dann um ſo leichter verſtehn und verſtändigen. Intelligenzblättermäſsige Schnelligkeit der Ankündigungen iſt der geringſte Ruhm, nach dem wir ſtreben.

Zuerſt vom Zwecke des Vfs. „Man wird," ſagt Hr. *S.* in der Vorrede, „in dieſer Schrift, ſchon ihrem äuſseren Umfange nach, weder eine bibliographiſch vollſtändige dramatiſche Literatur, noch eine antiquariſch genaue Geſchichte des Theaters erwarten. Bücher, welche trockene Nachrichten und Namen liefern, giebt es ohnehin genug. *Meine Abſicht war, einen allgemeinen Überblick zu geben, und die Begriffe zu entwickeln, wonach der Kunſtwerth der dramatiſchen Hervorbringungen verſchiedener Zeitalter und Völker zu ſchätzen iſt.*" — Gehalten wurden dieſe Vorleſungen „im Frühlinge 1808 in Wien, vor einem glänzenden Kreiſe von beynahe dreyhundert Zuhörern und Zuhörerinnen," worunter ſich, „nicht wenige Männer, welche die bedeutendſten Stellen am Hofe, im Staat und bey der Armee bekleiden, verdienſtvolle Gelehrte und Künſtler, und Frauen von der gewählteſten geſelligen Bildung" befanden.

Es iſt billig, Hn. *S.* nach ſeiner Abſicht und nach ſeiner Zuhörerſchaft zu beurtheilen. Gehen wir denn mit dieſen Rückſichten an die Zergliederung des erſten Theils.

Nach einigen vorläufigen Betrachtungen über den Geiſt ächter Kritik, deren Charakter Allgemeinheit (Univerſalität) iſt, über Verbreitung der Poeſie unter allen Völkern und Himmelsſtrichen, über die Pflicht des Denkers, mit feſtem Blick auf innere Vortrefflichkeit, ſich an Äuſserlichkeiten nicht zu ſtoſsen, über den *plaſtiſchen* Geiſt der geſammten antiken Kunſt, und den *maleriſchen* (pittoresken) der modernen oder romantiſchen („von *romance*, der Benennung der Volksſprachen, welche ſich durch die Vermiſchung des Lateiniſchen mit den Mundarten des Altdeutſchen gebildet hatten, gerade wie die neuere Bildung aus den fremdartigen Beſtandtheilen der nordiſchen Stammesart und der Bruchſtücke des Alterthums zuſammengeſchmolzen iſt, da hingegen die Bildung der Alten weit mehr aus einem Stücke war," S. 13), Bezeichnungen, die trotz alles, was darüber (auch von dem Vf. ſelbſt B. 3 S. 15 ff.) geſagt und geſchrieben worden, und trotz ihres faſt allgemeinen Gebrauchs, eine gründliche Erklärung und Rechtfertigung verdient hätten, da ſie an ſich keineswegs deutlich, ſondern vielmehr einſeitig und manchen Miſsverſtändniſſen unterworfen ſind: nach allen dieſen Erörterungen alſo kommt der Vf. S. 18 ff. auf die verſchiedene Bildung der Alten, beſonders der Griechen, und der Neueren. Wie weit die Griechen auch im Schönen, und ſelbſt im Sittlichen gediehen ſeyen: ſo könne man ihrer Bildung doch keinen höheren Charakter zugeſtehen, als den einer geläuterten veredelten Sinnlichkeit. Das Princip der neueren Bildung hingegen ſey Religioſität, die, verbunden mit Ritterlichkeit und Liebe, als einer begeiſterten Huldigung ächter Weiblichkeit, in der heiligen Jungfrau verſinnbildet und göttlich verehrt, den romantiſchen Geiſt bilde.

So einverſtanden mit Hn. *S.* wir über den letzten, ſchon längſt ins Klare gebrachten, Punct ſind: ſo viel Urſache hätten wir, über ſeine Beſchränkung antiker Bildung auf bloſse, wenn auch veredelte, Sinnlichkeit mit ihm zu rechten. Zwar giebt er ſelber zu, daſs dieſs nur vom Ganzen zu verſtehen ſey. Allein der älteſten Philoſophen Griechenlands zu geſchweigen, in deren kosmogoniſchen und theogoniſchen Forſchungen man auch ſehr abgezogene und formale Principe findet, und eben ſo manche über alle Sinnlichkeit hinausgehende Unterſuchungen ſpäterer Denker, beſonders der Stoiker, zu übergehen, iſt es erlaubt, Welt- und Menſchen-Anſichten, wie die platoniſchen, die auch auf die Denkweiſe unſerer erſten Religionslehrer einen ſo entſchiedenen Einfluſs ausgeübt haben, und in welchen ſich die tiefſinnigſte Myſtik in ihrer ganzen Herrlichkeit offenbart, als einzelne Ahnungen der Philoſophen, Blitze dichteriſcher Begeiſterung, vielmehr zu ignoriren als zu kennen, die unaufhaltſamen Anſtrebungen ſolcher Geiſter nur als ein nicht gänzliches Abwenden vom Un-

Digitized by Google

endlichen zu bezeichnen, und die innerlich zuſammenhängenden zahlreichen Producte ihrer ſeherhaften Anſchauung, die elektriſch, wenn gleich bald ſchwächer bald ſtärker, durch alle gebildeten Zeitalter fortgewirkt hat, als einzelne *verlorne* (!) Erinnerungen von der eingebüſsten Heimath (S. 19) herabzuwürdigen? Wer unternimmt es, den ſogenannten heidniſchen Götterdienſt unter die Kategorie gewiſſer äuſserer Leiſtungen zu bringen und den ganzen inneren Menſchen mit ſeinen leiſeſten Regungen davon auszuſchlieſsen, wenn er an das Bedeutungsvolle der alten Gottheiten und der ihnen gewidmeten Feſte, an die Heiligkeit der Myſterien, und an ſo manche ſehnſuchtsvolle Entgegenſetzung des Endlichen und des Unendlichen in den Schriften der Alten denkt, z. B. an jene goldenen Verſe von den vor den Göttern im Olymp ſingenden Muſen zu Anfang des homeriſchen Hymnus auf den pythiſchen Apoll? — Auch den Glauben an Unſterblichkeit kann man wohl Einzelnen, aber nicht, wie Hr. *S.* Seite 23 zu thun ſcheint, der geſammten Griechenwelt abſprechen, wenn man ſchon bey ihren älteſten Dichtern ſo beſtimmte Behauptungen der Seelendauer nach dem Tode findet, als z. B. jene allbekannte bey Homer Od. XI, 218 — 222, wo die Begriffe von Körper, Lebenskraft (θυμὸς) und Seele (ψυχὴ) ſo beſtimmt unterſchieden ſind. Ja nicht allein Fortdauer nach dem Tode war bekanntlich nach der Volksmeinung den Seelen beſchieden: ſie büſsten auch entweder Strafen hier vollbrachter Unthaten, oder lebten ſchmerzlos, ſey es auf einer ſchönen Aue in gewohnten Beſchäftigungen, ſey es in froher Muſse auf ſeligen Inſeln des Oceans, die Pindar in der 2 olymp. Ode ſchildert; und wenn ihnen ſterbliche Körperkraft gebrach: ſo erſcheint dagegen das geiſtige Vermögen derſelben durch die ertheilte Gabe der Weiſſagung zum Göttlichen erhöhet, ſo daſs ihr Thun und Treiben in der Unterwelt ohne Zweifel mehr iſt, als, wie der Vf. will, ein Schatten in dunkler Ferne, ein abgeſchwächter Traum dieſes wachen hellen Lebens (S. 23).

Richtiger, obwohl auch nicht von Übertreibung frey, iſt die zum Theil ſchöne und treffende Schilderung der chriſtlichen Weltanſicht, und der daraus abgeleiteten Romantik, die man S. 23 — 25 und im dritten Bande S. 13 ff. findet. „Die geſammte alte Poeſie und Kunſt," heiſst es an der letzten Stelle, „iſt gleichſam *ein rhythmiſcher Nomos*," eine harmoniſche Verkündigung der auf immer feſtgeſtellten Geſetzgebung einer ſchön geordneten und die ewigen Urbilder der Dinge in ſich abſpiegelnden Welt. Die romantiſche hingegen iſt der Ausdruck des geheimen Zuges zu dem immerfort nach neuen und wundervollen Geburten ringenden Chaos, welches unter der geordneten Schöpfung, ja in ihrem Schoſse, ſich verbirgt; der beſeelende Geiſt der urſprünglichen Liebe ſchwebt hier von neuem über den Waſſern. Jene iſt einfacher, klarer, und der Natur in der ſelbſtſtändigen Vollendung ihrer einzelnen Werke ähnlicher; dieſe, ungeachtet ihres fragmentariſchen Anſehens, iſt dem Geheimniſs des Weltalls näher: denn der Begriff kann nur jedes für ſich umſchreiben, was doch der Wahrheit nach niemals für ſich iſt; das Gefühl wird alles in allem gewahr." Es hält, deucht uns, nicht ſchwer, die Auswüchſe dieſer Stelle zu bemerken. Nicht bloſs zu dem vielleicht mitewigen Subſtrat der Gottheit, dem Chaos oder dem Schöpfungsſtoffe, hat die romantiſche Poeſie eine Hinneigung; ſie ſtrebt nicht weniger verlangend auch zu dem Göttlichen, zu dem Schöpfer ſelbſt, empor. Und ſo wenig die alte Kunſt bloſser Begriff iſt: ſo wenig iſt die neue bloſses Gefühl, obwohl dieſes allerdings in ihr vorwaltet. Deutlicher von dieſen zwey Hauptgattungen des Schönen zu reden, iſt das Ziel der alten Kunſt eine Verkörperung des Geiſtigen, das bis zum Göttlichen idealiſirt iſt; das der modernen aber umgekehrt eine Vergeiſtigung des Körperlichen. Wie jene das Ewige, in eine endliche Form aufgefaſst, ſinnlich darſtellt: ſo iſt die moderne Kunſt bemüht, das Endliche dem verlornen Unendlichen wieder zu nähern, ohne jedoch je die Vereinigung beider ganz zu bewerkſtelligen. Daher denn jene Sehnſucht, die eins ihrer Hauptkennzeichen iſt, und ein Gefühl von Schwäche, das der ganzen Darſtellung etwas Elegiſches giebt; da hingegen der Grieche, als gottverwandt und gottgeliebt, eine *divinae particula aurae*, das ihn ringsumgebende, zur Welt geſtaltete, Göttliche nicht furchtſam, wie etwas Entferntes, ihm Entfremdetes, ſondern mit freudiger Zuverſicht, wie nahe und gleichſam häusliche Geſtalten nachbildet. Von keinem hundertarmigen Deſpotismus unter die Würde der Menſchheit hinabgedrückt, wie die Welt zur Zeit der Erſcheinung unſeres Religionsſtifters, erhob der Grieche frey ſein Haupt, und erkannte rings um ſich, in Erde, Meer und Himmel, eine ihm gleichgeſinnte, holde Gottheit. Beſchenkt ſie ihn mit Gütern, mit Weisheit: ſo ehrt er ſie durch Opfer, durch begeiſterte Lieder, und macht die Wagſchalen des gegenſeitigen Verdienſtes beynahe gleichſchweben, wird beynahe ſelbſt ein Gott. Dagegen fühlten ſich die unter dem eiſernen Römerſcepter Seufzenden kaum mehr Menſchen; faſt aller wahren Annehmlichkeiten des Lebens beraubt, wähnten ſie ſich von der Gottheit Verlaſſene, Verſtoſsene. Da erſchien Chriſtus, lehrte ruhige Unterwerfung unter die zeitliche Macht, und zeigte lichte Bahnen zum Thron einer ewigen, vor der alle Weltmacht Staub iſt. Er erhob verzweifelnde Seelen zur Hoffnung weniger hier als dort zu findenden Heils; zum muthigen Selbſtgefühl der gleichſam inwohnenden Gottheit konnte er ſie nicht zurückrufen. Die alte Welt war unwiderruflich dahin, und eine neue trat ans Licht, die bey gleicher Tapferkeit, weit entfernt von griechiſchem Heldentrotz, auch den offenbarſten Lohn eigener That als unverdiente Gnade eines fern im Dunkel der Welten hauſenden Gottes gegen elende Sünder betrachtete, in Anſtrengungen zur Ehre des Urhebers einer demüthigenden Religion ihre Kräfte lange Zeit nicht ruhmlos aufrieb, und das, ſeiner ſchwächeren Natur nach, aller chriſtlichen Tugenden deſto empfänglichere Weib nicht allein nicht, nach ſtolzer Griechenart, unter

Digitized by Google

den Mann herabſetzte, ſondern über ihn, beynahe neben Gott ſelber, auf den Thron hob, und zum zweyten Princip ihrer Wirkſamkeit mit Schwerdt und Feder machte. Das reinmenſchliche Selbſtgefühl wagt ſich nun nicht mehr unverkleidet hervor, ſondern rettet ſich in Schilderungen halb menſchlicher guter und böſer Geiſter, oder barbariſcher Naturen, wie eines Ferrau oder Rodomont. Der chriſtliche Kämpfer ſelbſt hat keine Zuverſicht in eigene Kraft, ſondern liegt, wie der Grieche allenfalls *mit*, ſo *in* Gott, nicht als ähnliches, vielleicht nach dem Tode als Heros gleiches, Weſen, ſondern als unwürdiges Werkzeug der höheren Hand; der Ruhm ſeiner Groſsthat gebührt nicht ihm, ſondern dem übermenſchlichen, unbegreiflichen Weſen, das, alle Macht der alten entthronten Götter und des verſchollenen Schickſals in ſich vereinigend, furchtbar, und wenn auch liebend, doch immer fremd, hoch in den Wolken über ihm ſchwebt, und nicht wie das alte Fatum unmerklich, gleich der atmoſphäriſchen Luft, auf ihn drückt, ohne das Selbſtvertrauen ſeines Wirkens zu beklemmen, ſondern an jedem ſeiner Gedanken, jedem ſeiner Werke, den gröſsten Antheil verlangt, und, ohne ſeine Perſönlichkeit zu ehren, ihm nur die Ausſicht läſst, dereinſt mit Auslöſchung ſeiner Selbſtheit, und verſchmolzen in die göttliche Natur, zugleich Nichts und Etwas zu werden. Wie daher die Thaten griechiſcher Helden wahrhaft menſchliche, und doch darum nicht weniger göttergleiche, ſind: ſo erhebt ſich die Gröſse des Chriſten nicht auf eigenen Füſsen, ſondern ſcheint, wie die Thürme ſeiner Münſter, eher von Dämonen aus den Wolken herabgeſenkt, als von irdiſchem Grunde aufgebaut zu ſeyn; und ihr Anſchauen erregt keine reine Freude, wie das griechiſcher Kunſtwerke, ſondern eine ſchauderhafte, wie wir ſie etwa bey der Erzählung eines durch Hülfe eines Geiſtes um Mitternacht gehobenen Schatzes zu empfinden pflegen.

Genug hievon! Nachdem Hr. *S.* in der Folge den Begriff des Dramatiſchen erläutert, und einen Überblick der Theatergeſchichte aller Völker, von den alten Ägyptiern an bis zu den Südſeeinſulänern, gegeben, die ſehr verſchiedenen Anlagen der verſchiedenen Völker dazu bemerkt, und der Deutſchen weiteres Zurückbleiben in dieſem Fache als in anderen in unſerer Neigung zur Speculation, da das Drama praktiſchen Geiſt fodere, und im Mangel einer dreiſt hervortretenden Nationalität, begründet hat: kommt er zur Auseinanderſetzung deſſen, was man theatraliſche Wirkung nennt, handelt dann von der moraliſchen Wichtigkeit der Schaubühne, vom Weſen des Tragiſchen und Komiſchen, wie wir es beſonders in den Dramen der Griechen rein ausgedrückt ſehen, einem guten Maſsſtabe, um danach die mancherley Miſchungen beider in neueren Werken zu beurtheilen, und verweilt endlich am Schluſs der zweyten Vorleſung, mit beſonderer Vorliebe und rühmlicher Erwähnung Winkelmanns, bey der Antike, als dem beſten Hülfsmittel, ohne Kenntniſs der Sprache in den Geiſt der Griechen einzudringen.

Die Beſchreibung der mechaniſchen Einrichtung des alten Theaters, zu welcher der Vf. hierauf fortſchreitet, iſt keines Auszugs fähig, und verdient beſonders bey ihm ſelbſt geleſen zu werden, da ſie zum Theil auf eigener Anſchauung des Theaters zu Herculanum und der beiden, zwar äuſserſt kleinen, zu Pompeji beruht.

Das Weſen der griechiſchen Tragödie ſetzt er mit Recht in den Kampf innerer Freyheit und äuſserer Nothwendigkeit, und das Vergnügen daran entweder in das Gefühl der Menſchenwürde, das von groſsen Vorbildern erregt werde, oder in die entdeckte Spur einer höheren Ordnung der Dinge, dem ſcheinbar regelloſen Gange der Begebenheiten eingedrückt, und geheimniſsvoll darin offenbart, oder in beides (S. 112). Dagegen wohl ohne Grund verwirft er Ariſtoteles Meinung, der Tragödie Zweck ſey, durch Erregung von Mitleid und Schrecken (Furcht ſollte es heiſsen, wie der angeſtochene Leſſing in der Dramaturgie ſattſam bewieſen hat) die Leidenſchaften zu reinigen; und wenn er ſie auch deſshalb tadelt, weil, ſolch eine moraliſche Heilcur durch die Tragödie auch angenommen, ſie (dieſe Cur) doch durch ſchmerzliche Mittel, Schrecken (Furcht) und Mitleid, bewirkt werde, und es alſo immer noch nicht erklärt ſey, wie wir die Wirkung der Tragödie ſogleich mit Wohlgefallen ſpüren ſollten: ſo liegt ihm erſtlich ob, zu beweiſen, das Mitleid an ſich ſey eine ſchmerzliche Empfindung, und zweytens ſchikanirt er den Ariſtoteles, der im 6 Cap. ſeiner Poetik wohl von einem ἡδυσμένῳ λόγῳ redet, aber keineswegs von einem durch jene Reinigung der Leidenſchaften verurſachten Wohlgefallen. Die merkwürdige Stelle, welche zugleich die Erklärung des angeführten Ausdrucks enthält, lautet wörtlich ſo: Ἔστιν οὖν τραγῳδία μιμησις πράξεως σπουδαίας καὶ τελείας, μέγεθος ἐχούσης· ἡδυσμένῳ λόγῳ, χωρὶς ἑκάστῳ τῶν εἰδῶν ἐν τοῖς μορίοις· δρώντων, καὶ οὐ δι' ἀπαγγελίας· δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν. Λέγω δὲ ἡδυσμένον μὲν λόγον τὸν ἔχοντα ῥυθμὸν καὶ ἁρμονίαν καὶ μέτρον· τὸ δὲ χωρὶς u. ſ. w. Ungenügend iſt, von Anderen zu ſchweigen, die Erklärung der bezeichneten Worte bey Buhle in ſeiner Überſetzung der ariſtoteliſchen Poetik S. 138. Weit näher zum Ziel trifft, unſerer Meinung nach, Caſtelvetro, wenn er ſich ſo darüber ausläſst. „Da Plato die Tragödie aus ſeiner Republik verbannt wiſſen wollte, damit die Leute, groſse Männer mitleidig, furchtſam, niedrig erblickend, nicht ähnliche Gebrechen auch ſich zu Gute hielten: ſo kehrt Ariſtoteles das Ding um, und deutet an, daſs gerade durch das öftere Sehen tragiſcher Handlungen auf der Bühne Aug' und Ohr, an ſolche Ereigniſſe gewöhnt, den Eindruck wirklicher Vorfälle *der* Art aufheben lernen." Nur nicht von gänzlichem Austreiben (*scacciare*) der Leidenſchaften der Furcht und des Mitleidens muſste er reden, ſondern von *Reinigung*, d. h. Reinigung von der thieriſchen Heftigkeit erſter Eindrücke im Leben ſelbſt durch die ruhigere Wirkſamkeit der Vernunft in Betrachtung eines idealiſchen Lebensſpieles. Vgl. Leſſings Hamb. Dramat. 75 Abend.

Digitized by Google

Den Chor der alten Tragödie faſst der Vf. S. 113 richtig als den perſonificirten Gedanken über die dargeſtellte Handlung, die vorkörperte und mit in die Darſtellung aufgenommene Theilnahme des Dichters, als des Sprechers der geſammten Menſchheit.

Die Wahl von Königen und Helden zu Gegenſtänden tragiſcher Gemälde erklärt er S. 122 nicht weniger beyfallswürdig aus der Herrſchaft ſolcher alten Fürſtenfamilien in einer der Republicaniſirung Griechenlands weit vorangehenden Zeit, welche die idealiſche Erhöhung der Geſtalten begünſtigte, und einen kräftigen Willen im Guten wie im Böſen den freyeſten Spielraum in einer noch ungeordneten Welt zugeſtand. Auch habe das Erbkönigthum auffallendere Beyſpiele von plötzlichen Glückswechſeln dargeboten, als in der ſpäteren politiſchen Gleichheit Statt gefunden. Übrigens ſchildere das griechiſche Trauerſpiel die Zerrüttung der Königshäuſer nicht in ihrem Bezuge auf den Zuſtand der Völker; ſie zeige uns im Könige den Menſchen, und weit entfernt, zwiſchen uns und ihren Helden den Purpurmantel als eine Scheidewand vorzubreiten, laſſe ſie uns durch deſſen eiteln Glanz hindurch in einen von Leidenſchaften zerriſſenen Buſen ſchauen.

Die Vergleichung des homeriſchen Epos mit der halberhobenen Arbeit in der Bildhauerey, und der Tragödie mit der freyſtehender Gruppe, iſt anziehend durchgeführt, und der letztere Theil derſelben an den Gruppen der Niobe und des Laokoon erläutert.

Der Vf. wendet ſich hierauf von den rohen Anfängen des Theſpis in der tragiſchen Kunſt ſogleich zu den Triumvirn derſelben, von welchen noch Werke uns übrig ſind. Die Charakteriſtiken des Aeſchylus und Sophokles und ihrer vorhandenen Schauſpiele ſind im Ganzen geiſtreich und treffend; nur daſs wir, was Sophokles Trachinerinnen betrifft, nicht einſehen, wie im Bau dieſes Trauerſpiels Anlage, Gemüth und Schreibart unſophokleiſch, und allenfalls ein Machwerk von Sophokles Sohne Iophon ſcheinen könne, welche Vermuthung Hr. *S.* S. 195 ff. nicht ohne Selbſtgefälligkeit ſo hinwirft, wie manches Andere in dieſen Skizzen, das wir nicht aufnehmen mögen.

Verbindung der Stücke einer tragiſchen Trilogie wird an Aeſchylus Agamemnon, den Choephoren und Eumeniden (der einzigen Trilogie, welche uns geblieben iſt) geſchickt dargelegt. Nicht ganz ungegründet iſt auch S. 175 f. die Bemerkung über Sophokles gerühmte, aber für die heutige Empfindſamkeit vermuthlich unerträglich herbe Süſsigkeit und Anmuth. Aber was ſoll man zu manchen Urtheilen über Euripides ſagen? Wie hart muſs der Arme Sokrates Vorliebe für ihn und das Lob büſsen, das ihm, trotz ſeiner oft ſchlechten Ökonomie, die Jedermann eingeſteht, Ariſtoteles und Leſſing beylegen! So richtig einige Kennzeichen des ausartenden Geſchmacks in der Tragödie und ihres Hinneigens zum Luſtſpiel an den Werken dieſes Schriftſtellers angedeutet ſind: ſo wird doch kein Sachkundiger ohne Beweis es unterſchreiben, wenn er S. 206 lieſt, Euripides dichte den alten Helden kleinliche ſchlechte Streiche aus eigener Willkühr an; und S. 207, ſeine Perſonen ſeyen oft nicht bloſs gemein, ſondern rühmen ſich deſſen, als müſſe es ſo ſeyn. Den Tadel des Menelaus im Oreſt hätte Hr. *S.* S. 205 dem Ariſtoteles nicht noch einmal nachſagen ſollen, da er von anderen Kunſtrichtern längſt, ſowohl in objectiver als ſubjectiver Rückſicht, beſeitiget iſt. Die Durchziehung und Verpoſſung (man erlaube uns dieſs Wort!) der euripideiſchen Elektra S. 243 ff. widerlegt ſich faſt ganz und offenbar durch eine bloſse unbefangene Leſung des Stücks. Freygeiſteriſche und ſonſt unſittliche Meinungen ſeiner Perſonen dem Dichter ſelber beyzulegen, iſt eben ſo willkührlich als übelwollend, und die Stelle in der Hekuba über Agamemnons Verhältniſs zur Kaſſandra S. 213 verdreht. Wenigſtens zur Hälfte falſch iſt auch S. 213 die zuverſichtliche Behauptung, Euripides habe zuerſt die wilde (aber bey ihm wie wundernswürdig ſchön gehaltene!) Leidenſchaft einer Medea, die unnatürliche (aber wie ergreifend und wahrhaft poetiſch dargeſtellte!) einer Phädra zum Hauptgegenſtande ſeiner Dramen gemacht. (M. ſ. über dieſe Stücke Schlegels eigenes Urtheil S. 247.) Von Sophokles Phädra finden ſich bekanntermaſsen nicht wenige Bruchſtücke, und wenn wir unter den Titeln von Aeſchylus verlornen Schauſpielen dieſe beiden Namen nicht antreffen: ſo hat er dafür die einer Danae und Semele, die auf ähnliche Darſtellungen hindeuten. In Rückſicht auf Euripides Prologen, die einige Ähnlichkeit mit den altengliſchen *dumb shows* (Bd. 3 S. 253) haben, beharren wir bey Leſſings ſinnreicher Meinung, ſo ſeltſam ſie Hrn. *S.* vorkommen mag: Nichts gezwungener und armſeliger als die Expoſitionen ſo mancher Dramatiker! Was die Beurtheilung der Sittenſprüche betrifft, in denen Euripides ſich, wie der Vf. meint, wiederholt, die meiſt abgenutzt und nicht ſelten grundfalſch ſeyn ſollen: ſo ſind wir hier lieber der Meinung des gebildeten Alterthums, das ihretwegen dieſen Tragiker vorzüglich ſchätzte. Auch ſeine Schreibart überhaupt muſs es mit anderen Augen angeſehen haben als unſer Kunſtrichter S. 218, wenn es wahr iſt, was Plutarch erzählt (Bayle v. Euripide), daſs die ſonſt hart behandelten Soldaten von Nicias zerſtreuetem Heere Gnade bey den Sicilianern fanden, wenn ſie ihnen Verſe von Euripides recitiren konnten, und daſs gewiſſe attiſche Seefahrer, von Seeräubern verfolgt, nur unter gleicher Bedingung Eingang in ihre Häfen fanden. Man hatte ſie vorher ausdrücklich gefragt, ob ſie euripideiſche Verſe auswendig wüſsten. *Cette seule question signifie plus que je ne saurois exprimer*, ſagt der verſtändige Bayle.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

AESTHETIK.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Über dramatiſche Kunſt und Literatur.* Vorleſungen von *Auguſt Wilhelm Schlegel.* I u. II Theil u. ſ. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Die Schilderung des Geiſtes der ariſtophaniſchen, d. h., der idealiſchphantaſtiſchen Komödie, zu der Hr. *S.* jetzt übergeht, iſt in ihrer Art ein Meiſterſtück. Wir finden nichts daran zu tadeln, als die Äuſserung im Betreff der Wolken S. 307. „Warum hat," fragt der Vf., „A. die ſophiſtiſche Metaphyſik gerade in dem ehrwürdigen Sokrates perſonificirt, der ja ſelbſt ein entſchiedener Gegner der Sophiſten war? Vermuthlich lag perſönliche Abneigung dabey zum Grunde; *man muſs nicht verſuchen wollen, ihn deſshalb zu rechtfertigen.*" Man *muſs* nicht? Sonderbar! Vielleicht ſollte es heiſsen: Man *kann* nicht. Aber dann hätte doch Hr. *S.* wenigſtens an Wielands leſenswerthe Einleitung zu ſeiner Überſetzung der Wolken im attiſchen Muſeum denken ſollen; denn eine, wie uns dünkt, noch tiefere Ergründung dieſes Gegenſtandes in der wolfiſchen Überſetzung S. IX. ff. konnte ihm nicht bekannt ſeyn.

Bey der Anregung der Frage, ob Frauenzimmer bey den griechiſchen Schauſpielen, beſonders bey den Komödien, zugegen waren, hat der Vf. eine Hauptſtelle überſehen, die doch Barthelemy Anacharſ. Cap. XI gleich vorn anführt, nämlich Ariſtophanes Eccleſ. 18, wo es in den Scholien unbeſtimmt, alſo auf jene beiden Arten der Schauſpiele anwendbar, ſo heiſst: Ὁ δὲ Σφυρόμαχος ψήφισμα εἰσηγήσατο, ὥστε τὰς γυναῖκας καὶ τοὺς ἄνδρας χωρὶς καθέζεσθαι, καὶ τὰς ἑταίρας χωρὶς τῶν ἐλευθέρων. In Rückſicht der Römer läſst eine hiebey angeführte Stelle aus Cicero's Tuſculanen ebenfalls keinen Zweifel übrig. Man vergleiche damit beſonders den Prolog von Plautus Poenulus. Eine gewiſſe Vollſtändigkeit der Literatur vermiſst man öfter bey Hn. *S.*, und er beklagt das ſelbſt einmal, wo er vom engliſchen Theater handelt.

S. 327 iſt es ein Irrthum, zu behaupten, daſs die attiſche Komödie mit ihrem politiſchen Vorrecht (des perſönlichen Spottes) auch ihre feſtliche Würde eingebüſst habe, und zur bloſsen Beluſtigung herabgeſunken ſey. Vielmehr blieb ſie nach wie vor ein Zubehör der Bacchusfeſte, und theilte als ſolcher deren Würde.

Treffend iſt S. 330 die Beſchreibung der neuen Komödie als der zahm gewordenen alten. „Die durch Verzichtleiſtung auf die unbedingte Freyheit des Scherzes erlittene Einbuſse ſuchten die neueren Komiker durch eine Beymiſchung von Ernſt zu erſetzen, welchen ſie von der Tragödie entlehnten, ſowohl in der Form der Darſtellung und in der Verknüpfung des Ganzen, als in den dadurch bezweckten Eindrücken." Auch wird dieſer Miſchcharakter *der* Gattung, von der das heutige (nicht hochkomiſche) Luſtſpiel abſtammt, weiterhin in ein ſehr helles Licht geſetzt.

S. 354 — 361 ſpricht der Vf. von den lateiniſchen Komikern, beſonders von den beiden uns noch übrigen, Plautus und Terenz. Meiſt bleibt er alten Meinungen treu, die von berühmten Kritikern der neueren Zeit widerlegt ſind. Dieſe Dichter ſollen es ſich (S. 356) mit dem Sylbenmaſse ſo leicht machen, daſs deſſen Begriff faſt unter den vielen metriſchen Freyheiten verloren gehe. Auch ihrer Sprache fehle es an Ausbildung und Politur, wenigſtens dem Plautus. Beide, als zu den älteſten römiſchen Schriftſtellern gehörig, hätten mit naiver Einfachheit nur alles friſch aus dem Leben aufgegriffen. Das Wohlgefallen einiger gelehrter Römer, z. B. des Varro, an der Schreibart des Plautus ſey nur *ein philologiſches* (ein Ausdruck, der nur in Beziehung auf uns irgend einen Sinn, in Beziehung auf Varro u. ſ. w. aber in der That gar keinen hat). Horazens Verachtung des Plautus (nicht, wie es hier heiſst, auch anderer lateiniſcher Luſtſpieldichter) wegen der nachläſſigen, nur auf ſchnelle Zahlung bedachten Hinwerfung ſeiner Stücke (zwey eigen erſonnene Beſchuldigungen, an die Horaz nicht denkt, indem er nur *Plautinos numeros et ſales* tadelt), die Verachtung alſo dieſes Dichters, deſſen *ſales* in der That oft nach dem Salzfiſchhändler ſchmecken, und deſſen *numeri* in den verwandten Satiren ihm kein Recht gaben, die *numeros* eines Anderen herabzuſetzen, der überhaupt mit der ſchwächlichen höfiſchen Sittenloſigkeit, in welcher er ſich nicht ſelten ſo wohl gefällt, nimmermehr an die naive republicaniſche Derbheit der alten Komödie reicht, und durch ähnliche Anzapfungen auch des Attius und aller berühmten älteren Dichter, ſo wie des ihm näher ſtehenden Laberius (man ſehe nur II, 1, 12 und 18 dieſes Werks), ſich überhaupt entweder als neidiſchen Mitbuhler, oder als einen in ſeinem Zeitgeſchmack Befangenen kund giebt, dieſe gewiſs ſehr zweydeutige Verachtung des Horaz wird S. 357 ſtillſchweigend gebilliget, und überhaupt das Verdienſt dieſer Komiker verdreht, wie 360 und II, 1, 53, wo nur

Digitized by Google

von ihren Anſtöfsigkeiten die Rede iſt, oder als unſchöpferiſcher Künſtler (vergl. dagegen II, 1, 7 oben) und überhaupt unbedeutender herabgewürdigt (S. 358 unten, II. 2, 6, und vergleiche dagegen II 1, 7 unten), da doch ihre wahrhaft komiſchen Talente ganz unleugbar ſind, und auf die Hervorbringungen der beſten Neueren in dieſem Fach den entſchiedenſten Einfluſs gehabt haben, Plautus aber insbeſondere wegen der faſt gänzlichen Verſchollenheit ſeiner Quellen, und wegen ſeiner vorwaltenden eigenen Genialität uns ohne Bedenken für ein Original gelten kann. Denn was Horaz von ſeiner Nachahmung des Epicharmus ſagt, ſcheint ſich nach dem, was wir von dieſem wiſſen, blofs auf den Amphitruo zu beziehen. Wir bleiben alſo entweder bey dem bekannten Urtheil Cicero's über Plautus Scherze (De Offic. 1, 29), oder vereinigen uns vielmehr mit ihm und Horaz auf einem Mittelwege, den auch Leſſing im Leben des Plautus (Leſſings Schriften 22 Bd. S. 275 ff.) einſchlägt, ohne ſich an das Geſchwätz des Daniel Heinſius in ſeiner bekannten Abhandlung zu kehren. Wovon aber dort beynahe gar nicht die Rede iſt, von Plautus Verſen, davon hier nur ſo viel, dafs ſie nichts weniger als ſo nachläſſig ſind, wie Manche ſich einbilden, vielmehr gröſstentheils vortrefflichen Schwung haben, und die ergiebigſte Ader, die leidenſchaftlichſte Beredſamkeit, den gaukelndſten Witz ungezwungen darlegen. Worin ſie, und alle Verſe der älteren lateiniſchen Dramatiker, von den griechiſchen Verſen dieſer Gattung abweichen, Überladung mit langen Sylben und häufige Eliſionen (denn weiter kann man ihnen nichts vorwerfen), dieſe vorgeblichen Fehler haben ihren Grund nicht ſowohl in der Sorgloſigkeit der Dichter, als in der Beſchaffenheit einer Sprache, wie die lateiniſche, die, weniger glücklich gebaut, als die der Griechen, ihrer ſchöneren Schweſter nur im gemeſſenen Schritt der ernſten Dichtungsarten, und auch da nur ängſtlich, nachſchreiten, nicht aber den Gaukeltanz griechiſcher Luſtſpiele nachhüpfen konnte, ohne ihre ganze Natur zu verleugnen, und die weſentlichſten Eigenſchaften einer kalten Regelmäſsigkeit aufzuopfern. — Dafs Plautus nicht ſchlechthin als ein armer Tagelöhner vorgeſtellt werden kann, wie S. 359 geſchieht, beweiſt Gellius N. A. 1, 7. — In den bekannten Verſen des Cäſar über Terenz gehört das Wort *Comica* zu *virtus*, und nicht zu *vis*, wie einer unſerer erſten Kritiker ſchon längſt gezeigt hat.

Die Behauptung S. 366, dafs in Griechenland der ganze Umgang beider Geſchlechter in ſinnliche Leidenſchaft oder Ehe zerfallen ſey, bedarf groſser Einſchränkungen. Wenn die Bildung der zu Hausmüttern beſtimmten Jungfrauen in der Regel vernachläſſigt wurde: ſo war dagegen der Geiſt unabhängig lebender Mädchen, deren es ſehr viele, ganz verſchiedene Claſſen gab, zum Theil ſo höchſt ausgebildet dafs ſie ihre Liebhaber eben ſo ſtark hiedurch, als durch Körperreize, feſſelten. Wem fällt hier nicht Aſpaſia ein? Und ähnliche, zuletzt als griechiſche Bürgerinnen erkannte Mädchen in den Luſtſpielen, eine Planeſium bey Plautus (Circul.), eine Philumena oder Antiphila bey Terenz, wie zart fühlen ſie! Man vergl. Jakobs über das Verhältnifs des weiblichen Geſchlechts zum männlichen in Griechenland, im attiſchen Muſeum.

Der griechiſche Sklav war bekanntlich keineswegs der Willkühr ſeines Herrn auf Lebenslang überlaſſen, ſondern konnte ſich von ſeinem Erſparten bald loskaufen, und hatte es in den verfeinerten Zeiten Athens beſſer, als Tauſend Freye unter uns, ſo dafs ſein Wohlbefinden ſogar in Frechheit ausartete (S. 370).

Merkwürdig iſt, was II, 1, 15 als eine Abweichung der tragiſchen Darſtellungsweiſe bey den Römern von der griechiſchen erwähnt wird, dafs gleich bey der Einführung regelmäſsiger Schauſpiele Livius Andronicus in den Monodien den Geſang von dem mimiſchen Tanz trennte, ſo dafs nur dieſer dem Schauſpieler blieb, und ſtatt ſeiner ein neben dem Flötenſpieler ſtehender Knabe ſang, woraus die ſpätere Vorliebe Roms für die Pantomimen hergeleitet wird.

Die Meinung (II, 1, 17), dafs Seneca's Tragödieen ſich aus den Anapäſten nie weiter, als bis zu einem ſapphiſchen oder choriambiſchen Verſe (Sylbenmafse ſollte es wenigſtens heifsen) verſteigen, iſt, ſo allgemein ausgedrückt, falſch: denn man findet in den lyriſchen Stellen dieſer Trauerſpiele auch andere Versmafse, z. B. *iambi dim.* (Agam. 759 und Med. 4 Act 2 Sc.), Anakreontiker (Med. am Ende des 4 Actes), *iambi trim. brach.* an vielen Stellen, fünffüſsige Daktylen gleichfalls oft, heroiſche Hexameter nicht ſelten, z. B. im 2 Act des Ödipus in dem Chorgeſang *Effuſam redimiti*, *troch. dim.*, dochmiſche Verſe, eine Anzahl von Aſynarteten u. ſ. w. Freylich mufs man dieſe Verſe hie und da zurechtrücken, denn zuweilen befinden ſie ſich noch in dem formloſen Zuſtande, in welchen unwiſſende Abſchreiber des Mittelalters ſie geſetzt haben.

Was die Ächtheit dieſer Tragödieen anlangt: ſo kommt dieſelbe Hn. *S.* (II, 1, 23) ſehr zweydeutig vor, und er möchte ſie gern, „zur Ehre des römiſchen Geſchmacks," für ſehr ſpäte Aftergeburten des Alterthums halten. Doch lenkt er in Rückſicht der Medea wieder ein, wegen einer Anführung des Quintilian aus dieſem Schauſpiele; bemerkt auch am Lucan, Nero's Zeitgenoſſen, eine ganz ähnliche Manier, „des Schwulſtes" nämlich, wie er ſich ſehr übertreibend ausdrückt, der alles Groſse *zum Unſinn* (!) verzerre. Das heifst ſo viel, als dieſe Stücke paſſen in Nero's Zeit, und ſie paſſen auch nicht hinein. Wir wundern uns, wie der Vf. ſo etwas hinſchreiben konnte. Noch mehr aber wundert uns die Verkennung der ſo auffallenden Ähnlichkeit zwiſchen dieſem Tragiker und dem Weltweiſen Seneca. In Beiden derſelbe Witz und Scharfſinn, im Grunde auch derſelbe Mangel an Gemüth, den Hr. *S.* ſelbſt (S. 27 f.) an jenem bemerkt, dieſelbe zerhackte, und bey anſcheinender Kürze weitſchweifige Schreibart, derſelbe Reichthum an Sittenſprüchen, und (was das Wich-

Digitized by Google

tigſte iſt) dieſelbe, von der Stoa entlehnte Anſicht der Welt. Dazu das Zeugniſs Quintilians X, 1. *Tractavit omnium fere ſtudiorum materiam: nam et orationes ejus et poëmata et epiſtolae et dialogi feruntur.* Das des Tacitus Annal 14, 52: *Objiciebant etiam, eloquentiae laudem uni ſibi adſciſcere et carmina crebrius factitare, poſtquam Neroni amor eorum veniſſet.* Und welche Art von Gedichten konnte dem ganz in der Repräſentation lebenden Tyrannen beſſer gefallen, als die dramatiſche, zu welcher ohnehin den Seneca ſein eigener Rhetorismus hinzog? Hiezu die Anführungen von Stellen dieſer Tragödieen unter Seneca's Namen auch bey den Grammatikern. Braucht es mehr, um wenigſtens den gröſsten Theil dieſer Werke dem Philoſophen zu vindiciren, und ſo unkritiſche Anfechtungen abzuwehren? Wir glauben nicht. —

Treffend iſt S. 22 ff. die tragiſche Kunſtanlage der Römer im Allgemeinen dargeſtellt. „Wiewohl die Römer ſich nun einmal durchaus helleniſiren wollten: ſo fehlte ihnen doch jene mildere Menſchlichkeit, die in der griechiſchen Geſchichte, Poeſie und Kunſt ſich von der homeriſchen Zeit an ſpüren läſst. Von der ſtrengſten Tugend, die, wie Curtius ſich ſelbſt, alle perſönliche Neigung im Schooſse des Vaterlands begrub, gingen ſie mit furchtbarer Schnelligkeit zu einer eben ſo beyſpielloſen Verderbniſs der Habſucht und Wolluſt über. — Sie waren die Tragiker der Weltgeſchichte, die ſo manches erſchütternde Trauerſpiel an gefeſſelten und im Kerker verſchmachtenden Königen aufführten; ſie waren die eiſerne Nothwendigkeit der anderen Völker, die allgemeinen Zerſtörer, um ſich zuletzt einſam in einer einförmig gehorchenden Welt aus den Ruinen das Mauſoleum ihrer eigenen Würde und Freyheit aufzuthürmen. Ihnen war es nicht gegeben, durch gemäſsigte Accente des Seelenleidens zu rühren, und mit ſchonender Hand die Tonleiter der Gefühle durchzuſpielen. Natürlich ſuchten ſie auch im Trauerſpiel, mit Überſpringung aller Mittelgrade, immer das Äuſserſte, ſowohl im Stoicismus des Heldenmuths, als in der ungeheueren Wuth verbrecheriſcher Gelüſte.“ —

S. 45, wo die Rede iſt von der Aufgabe des Opern-Dichters und Muſikers, die verworrenen Stimmen ſtreitender Leidenſchaften ſich zu einer gemeinſchaftlichen Harmonie begegnen zu laſſen, ohne ihr Weſen aufzuheben, hätte unter Anderen Mozart eine ehrenvolle Erwähnung verdient.

Daſs Alfieri S. 46 ff. im Ganzen zu hart beurtheilt iſt, muſs Jeder fühlen, der ſeine vorzüglichſten Stücke mit einiger Aufmerkſamkeit geleſen hat. Man ſehe Ludw. Idelers weit gerechtere Würdigung dieſes gewiſs eigenen Geiſtes in ſeinem Handbuche der ital. Lit. 2, S. 595 ff., einem Werke, deſſen mehr referirende und höchſt beſcheidene Kritiken überhaupt dazu dienen können, die hier gegebenen Rhapſodieen über ital. Dramatiker zu ergänzen, und die eigenmächtigen Ausſprüche unſeres Ariſtarchs zu berichtigen.

Die Anſicht von Ariſtoteles Geiſte (S. 82 ff.), wie er ſich in ſeiner Rhetorik und Poetik zeigt, hat dem Anſcheine nach Vieles für ſich, iſt aber doch in der That ſo wenig gegründet, als folgende Bemerkung über Leſſings ſcharfſinnig zergliedernde Kritik (S. 83): „Dieſe Kritik iſt vollkommen ſiegreich, wo ſie die Widerſprüche für den Verſtand an Werken darlegt, die bloſs (?) mit dem Verſtande zuſammengefügt ſind; ſchwerlich möchte ſie ausreichen, um ſich zur Idee einer wahrhaft genialiſchen Kunſtſchöpfung zu erſchwingen.“ Mögen manche neuere Kunſtforſcher ſich über die Maſsen glücklich fühlen, wenn ſie nach langem Herumhaſchen endlich das eigentliche Genie ſelbſt bey den Flügeln erhaſcht zu haben glauben, und es in die kritiſche Jagdtaſche ſtecken. Daſs faſt immer Puk oder ein ähnlicher Kobold ſie in ſolchen Fällen geäfft, ſehen wir an der Unverſtändlichkeit ihrer äſthetiſchen Sectionsberichte. Ariſtoteles und die Alten, von deren hellem Sinne Leſſing durchdrungen war, handelten hier weit klüger: ſie lehrten von den ſchönen Künſten, was lohrbar war, d. h. eben *das für den Verſtand Faſsliche.* Die Einbildungskraft und das Gefühl in ihren Kreis herabzubeſchwören, und das Geheimniſs der Poeſie ſelbſt enthüllen zu wollen, trugen ſie Scheu, wohlwiſſend, daſs nicht das todte Wort die Pforten dieſer Heiligthümer eröffnen, ſondern nur der Geiſt den Geiſt faſſen kann.

Gut ſind S. 87 ff. die Begriffe von Handlung und Haupthandlung gefaſst. Beſonders über die Letzte iſt S. 90 eine Stelle, die wir herſetzen wollen. „In der Andromache des Racine,“ heiſst es da, „will Oreſt die Hermione zur Gegenliebe bewegen; Hermione will den Pyrrhus nöthigen, ſich mit ihr zu vermählen, oder will ſich an ihm rächen; Pyrrhus will die Hermione *los ſeyn* (!) und ſich mit der Andromache verbinden Andromache will ihren Sohn retten, und zugleich dem Andenken ihres Gemahls treu bleiben. Dennoch hat Niemand dieſem Stücke die Einheit abgeſprochen, weil Alles in einander greift, und mit einer gemeinſchaftlichen Kataſtrophe endigt. Welche unter den Handlungen der vier Perſonen iſt nun aber die Haupthandlung? An leidenſchaftlicher Stärke ſind ihre Beſtrebungen einander wohl ziemlich gleich, allen kommt es auf das ganze Glück ihres Lebens an; die Handlung der Andromache hat *die ſittliche Würde* voraus, und darum hat Racine ganz recht gethan, das Stück von ihr zu benennen.“

De la Motte's von dem Vf. S. 95 ausgezeichnete *Einheit des Intereſſe* iſt nichts weiter als der objective Begriff von Einheit der Handlung, ſubjectiv ausgedrückt.

In den ziemlich weitläuftigen Bemerkungen über das franzöſiſche Theater ſind *bona mixta malis.* Sehr ſchlimm geht es dem guten Moliere. Warum iſt er auch ſo berühmt? S. 253 wird ſein Talent auf das derbe hausbackene Komiſche oder die Poſſe beſchränkt, ohne Rückſicht auf die feinen Charakterſchilderungen aller Art, woran dieſer Dichter gleichfalls einen Überfluſs hat. Ungerecht iſt die Meinung S. 245, daſs, wenn er ſich zuweilen ſtrengeren Geſetzen als in den Betrügereien des Scapin, dem Hn. von Pourceaugnac, der Gräfin Escarbagnas, und dem eingebildeten Kranken

Digitized by Google

unterwerfe, man das mehr seinem Ehrgeize verdanken müsse, und der Lüsternheit, auch mit unter die Classiker des goldenen Zeitalters der Franzosen gezählt zu werden, als einem inneren immer wachsenden Triebe nach auserlesener Vortrefflichkeit. Wie bey Euripides, schiebt Hr. *S.* S. 250 auch bey Moliere unstatthafte Ideen der redenden Personen dem Dichter selbst unter, ohne an die komische Ironie oder den Humor zu denken, der in den Werken aller grosen Schriftsteller dieser Gattung unverkennbar am Tage liegt. Er beschuldigt ihn daher einer gewissen Kammerdienermoral, und protestirt wider seinen Beruf zum Lehrer der menschlichen Gesellschaft. Grundlose Aburtheilungen, die wie Gespenster beym Tageslicht einer auf unparteyische Lesung fusenden Kritik zerstieben! Auch darüber möchte man mit Hn. *S.* hadern, dass er, der jede anscheinend schwache Seite dieses Schriftstellers geflissentlich herauskehrt, von manchen anerkannt trefflichen Hervorbringungen desselben ganz schweigt. Dahin gehört *die Männerschule* ein sehr gutes Intriguenstück, äusserst komisch in Situationen und Sprache, das *die Weiberschule* gewis werth ist. Auch *der eingebildete Hahnrey* ist voll artiger Theaterstreiche, und auf Wirkung berechnet; *l'Amour médecin*, *le Médecin malgré lui* u. s. w. sind unterhaltende, wenn auch nur hingeworfene Possenspiele, mancher einzelnen schönen Stellen, z. B. der 4 S. des 4 Acts und des gut ersonnenen Monologs vorn im 5 Acts des *Dépit amoureux*, nicht zu erwähnen.

Wir gehen zum Schlusbande dieses Werks über, der die dramatische Dichtkunst der Engländer, Spanier und Deutschen umfasst. Die hiebey sich aufdringende Frage, was künstlerische Form sey, ist gut beantwortet S. 8. „*Mechanisch* ist die *Form*, wenn sie durch äusere Einwirkung irgend einem Stoffe, blos als zufällige Zuthat, ohne Beziehung auf dessen Beschaffenheit ertheilt wird, wie man z. B. einer weichen Masse eine beliebige Gestalt giebt, damit sie solche nach der Erhärtung beybehalte. *Die organische Form* hingegen ist eingeboren, sie bildet von innen heraus, und erreicht ihre Bestimmtheit zugleich mit der vollständigen Entwicklung des Keimes. Solche Formen entdecken wir in der Natur überall, wo sich lebendige Kräfte regen, von der Krystallisation der Salze und Mineralien an bis zur Pflanze und Blume, und von dieser bis zur menschlichen Gesichtsbildung hinauf.' Auch in der schönen Kunst, wie im Gebiete der Natur, der höchsten Künstlerin, sind alle ächten Formen organisch, d. h. durch den Gehalt des Kunstwerkes bestimmt. Mit Einem Worte, die Form ist nichts Anderes, als ein bedeutsames Äuseres, die sprechende, durch keine störenden Zufälligkeiten entstellte Physiognomie jedes Dinges, die von dessen verborgenem Wesen ein wahrhaftes Zeugnis ablegt."

Die Charakteristik Shakespeare's ist so ausführlich und vortrefflich, wie es sich von dem langen Studium seines geistreichsten Übersetzers erwarten läst. Glücklich wendet er so manche hergebrachte Vorwürfe mangelhafter Kenntnisse und vernachlässigter Schicklichkeiten von ihm ab. „Seine Unwissenheit will man besonders," heist es S. 41, „durch einige geographische Schnitzer und Anachronismen beweisen. Man lacht darüber, dass er in einem mährchenhaften Lustspiele Schiffe in Böhmen landen läst. Allein ich glaube, man hätte sehr Unrecht, daraus zu schliesen, er habe nicht eben so gut wie wir die schätzbare und nicht schwer zu erwerbende Kenntnis besesen, dass Böhmen von keiner Seite an die See stöst. Dazu müste er niemals eine Charte von Deutschland angesehen haben, da er doch die Charten beider Indien mit den Entdeckungen der neuesten Weltumsegler beschreibt (*Twelfth Night, or What you will*, A. III Sc. 2). In dergleichen ist Sh. nur bey einheimischen historischen Gegenständen genau. Bey den Novellen, die er bearbeitet, hütete er sich wohl, seine Zuhörer, denen sie bekannt waren, durch Berichtigung von Irrthümern in Nebendingen zu stören. Je wunderbarer die Geschichte, desto mehr spielt sie auf einem blos poetischen Boden, den er nach Belieben in einer unbestimmten Ferne hält. Diese Schauspiele, wie auch die Namen lauten mögen, gehen eigentlich im Romanenlande und in dem Jahrhundert der wunderbaren Liebesgeschichten vor sich. Er wuste gewis, dass es im Ardennerwalde keine Löwen und Schlangen der heisen Zone giebt, eben so wenig als arkadische Schäferinnen: aber er versetzte beide dahin (*As you like it*), weil der Entwurf und die Bedeutung seines Gemäldes es so erfoderte. Hierin hielt er die grösten Freyheiten für erlaubt. Er hatte es nicht mit einer kleinlich krittelnden Zeit zu thun, wie die unserige ist, wo man in der Poesie immer etwas anderes sucht als Poesie; seine Zuhörer gingen ins Theater, nicht um die wahre Chronologie, Geographie und Naturgeschichte (wir setzen hinzu: die wahre Historie, das äusserliche Costum, wovon S. 44 ff., und tausend andere Nebendinge) zu erlernen, sondern um eine heitere Darstellung anzusehen." Wie der Vorwurf von Unanständigkeiten von dem grosen Dichter abgelehnt oder doch gemildert wird, mus man S. 31 ff. lesen. Nicht unwichtig ist unter anderen die Bemerkung, dass damals die weiblichen Rollen von Knaben gespielt wurden, und Frauenzimmer nicht anders als verlarvt in das Schauspiel gingen, mithin als nicht gegenwärtig betrachtet, und weniger geschont wurden, gerade wie wahrscheinlich in der attischen Komödie.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Rein: *Taschenbuch, guten Hausvätern und Hausmüttern gewidmet.* 1812. XII u. 116 S. 8. (8 gr.) Dieses Taschenbuch enthält 256 chemische, Lackir-, Beitzen-, Farbe-, Jäger-, Koch-, Einmach-, Wein-, Liqueur-, ökonomische und allerley curiöse Künste und Hausmittel. Brauchbar ist es nur für den, welcher ältere Bücher dieser Art, aus denen der Stoff zusammengetragen ist, nicht besitzt. —sch—

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

A E S T H E T I K.

HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Über dramatiſche Kunſt und Literatur.* Vorleſungen von *Auguſt Wilhelm Schlegel.* I u. II Theil u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

S. 48 ff. beweiſt der Vf. durch die anſchaulichſte Induction, daſs Shakſpeare ein tiefſinniger Künſtler, nicht ein blindes wildlaufendes Genie war. Er zeigt in der Folge (S. 335), was für Schaden dieſe, gedankenlos fortgehegte Meinung in ſpäteren Zeiten gethan, indem man, was ihm gelungen, für beyſpiellos und unwiederholbar hielt, ſtatt den Grundſätzen ſeiner Kunſt nachzuforſchen, und ſie, wo möglich, in ähnlichen Selbſtſchöpfungen darzulegen.

Schön heiſst es von ihm S. 69: „dieſer tragiſche Titane, der den Himmel und die Welt aus ihren Angeln zu reiſsen droht, der, furchtbarer als Aeſchylus(?), unſer Haar emporſträubt, und unſer Blut vor Schauder gerinnen macht, beſaſs zugleich die einſchmeichelnden Lieblichkeiten der ſüſsen Poeſie, er tändelt kindlich mit der Liebe, und ſeine Lieder ſind wie ſchmelzende Seufzer hingeathmet. Er verknüpft alles Hohe und Tiefe in ſeinem Daſeyn, und die fremdartigſten, ja ſcheinbar unvereinbarſten, Eigenſchaften beſtehen in ihm friedlich neben einander. Die Geiſterwelt und die Natur haben alle ihre Schätze in ihn niedergelegt: an Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überſchauender Weisheit ein Schutzgeiſt höherer Art, läſst er ſich zu den Menſchen herab, als wüſste er nicht um ſeine Überlegenheit, und iſt anſpruchlos und unbefangen wie ein Kind.“

Vortrefflich ſind die Darlegungen mancher Charaktere und Stücke in ihre dichteriſchen Grundbeſtandtheile. M. ſ. z. B. S. 127 über Caliban, S. 136 über Romeo und Julia u. ſ. w.

Neu war uns S. 180 die Bemerkung, daſs der Name des Vermittlers zwiſchen Troilus und Creſſida, des Pandarus, ſogar in die engliſche Sprache übergegangen ſey (*a pander*), um Leute zu bezeichnen, die unerfahrnen Perſonen beiderley Geſchlechts ähnliche Dienſte widmen.

„Für die Bewunderer Shakſpeare's,“ heiſst es S. 251, „muſs es ein Gegenſtand der Neugierde ſeyn, wie das Theater ausſah, wo ſeine Werke zuerſt aufgeführt wurden. Man hat einen Kupferſtich von dem Schauſpielhauſe, dem er vorſtand, und das von dem Sinnbilde eines den Atlas vertretenden Hercules die Weltkugel hielst: es iſt ein maſſives Gebäude ohne allen architektoniſchen Zierrath, ſogar beynahe ohne Fenſter an den Auſsenwänden. Das Parterr war unter freyem Himmel, und man ſpielte an hellem Tage; die Scene hatte keine andere Decoration als gewirkte Teppiche, die in einiger Entfernung von den Wänden hingen, und verſchiedene Eingänge frey lieſsen. Im Hintergrunde war eine über die erſte erhöhte Bühne, eine Art von Balcon, der zu verſchiedenen Zwecken diente, und nach Befinden der Umſtände allerley bedeuten muſste. Die Schauſpieler erſchienen bis auf ſeltene Ausnahmen in der gewöhnlichen Tracht ihrer Zeit, höchſtens durch höhere Federbüſche auf den Hüten und Roſen auf den Schuhen ausgezeichnet. Die hauptſächlichſten Mittel der Verkleidung waren falſches Haar und Bart, zuweilen wohl auch Maſken. Die Frauenrollen wurden durch Knaben geſpielt, ſo lange ihre Stimme es erlaubte. Zwey Schauſpielergeſellſchaften in London, die zu den vornehmſten gehörten, beſtanden ſogar ganz aus Knaben, nämlich den Chorſängern von der Capelle der Königin und der Paulskirche. Zwiſchen den Acten war keine Muſik gebräuchlich, wohl aber in den Stücken ſelbſt Märſche, Tänze, Lieder von einzelnen Singſtimmen u. dergl., wenn es die Gelegenheit gab, auch Trompetenſtöſse beym Eintritt hoher Perſonen. In der älteren Zeit war es üblich, die Handlung, ehe ſie geſprochen wurde, zwiſchen jedem Aufzuge in ſtummer Pantomime (*dumb show*) vorzuſtellen, allegoriſch oder auch ohne Einkleidung, um der Erwartung eine beſtimmte Richtung zu geben. Shakſpeare hat noch bey dem Schauſpiel im Hamlet dieſe Sitte beobachtet.“

Das Folgende iſt zum Theil dem Rec. aus der Seele geſchrieben. „Wir ſind jetzt durch den Aufwand an allem theatraliſchen Zubehör: Architektur des Schauſpielhauſes, Beleuchtung, Muſik, Täuſchung der wie auf den Wink eines Zauberſtabes wechſelnden Decorationen, Maſchinerie und Coſtum dergeſtalt verwöhnt, daſs uns dieſe dürftige Beſchränktheit auf keine Weiſe zuſagen will. Indeſſen lieſse ſich vielleicht Manches zu Gunſten einer ſolchen Verfaſſung der Bühne anführen. Wo durchaus keine glänzenden Nebenſachen anlocken, da werden die Zuſchauer in der Hauptſache, nämlich der Vortrefflichkeit der dramatiſchen Compoſition, und ihrer Belebung durch Vortrag und Gebehrdenſpiel, deſto ſchwerer zu befriedigen ſeyn. Wenn in der äuſseren Ausſchmückung die Vollkommenheit nicht zu erreichen ſteht: ſo wird der Kenner lieber ganz darauf Verzicht leiſten, als ſich durch das Miſslungene und Geſchmackwidrige

Digitized by Google

ſtören laſſen. Und wie ſelten iſt das Vollkommene hierin erreicht worden!“ u. ſ. w.

Unter Shakſpeare's Mitbuhlern um den Epheukranz iſt Heywood zu merken. Seine *durch Güte getödtete Frau* (*A woman kill'd with kindneſs*) iſt *ein bürgerliches Trauerſpiel:* „ſo früh,“ ſagt der Vf., „finden ſich ſchon Beyſpiele von dieſer Gattung, die man für neu ausgegeben hat.“ Sein Urtheil darüber und über die ganze Gattung iſt ſehr gegründet und beherzigungswerth. „Es iſt (S. 271) die Geſchichte einer zärtlich geliebten und dennoch mit einem Verführer, den ihr Mann mit Wohlthaten überhäuft hat, treulos gewordene Gattin. Ihr Fehltritt wird entdeckt, ihr Gemahl kann keinen härteren Entſchluſs über ſich gewinnen, als ſie ohne Kränkung ihrer Ehre von ſich zu entfernen; ſie grämt ſich vor Reue zu Tode. Die Verführung iſt nicht gehörig durch eine allmähliche Stufenfolge hindurch geführt, aber die letzten Auftritte ſind wahrhaft erſchütternd. Ein deutlich ausgeſprochener moraliſcher Zweck iſt vielleicht dem bürgerlichen Trauerſpiel weſentlich, oder vielmehr eben dadurch wird eine Darſtellung menſchlicher Schickſale, ſie mögen Könige oder Privatfamilien betreffen, aus der idealiſchen in die proſaiſche Welt herabgezogen. Aber wenn man einmal dieſe untergeordnete Gattung gelten läſst: ſo wird man finden, daſs die Foderungen der Moral und der dramatiſchen Kunſt zuſammentreffen, und daſs die höchſte Strenge der ſittlichen Grundſätze wiederum zur dichteriſchen Erhebung führt. Der Anblick der unächten Reue, die nur die Strafe abzukaufen ſucht, iſt peinlich; die Reue, als der Schmerz über die unerſetzliche Einbuſse der Unſchuld, iſt einer wahrhaft tragiſchen Schilderung fähig. Man gebe dem obigen Stücke einen glücklichen Schluſs, denſelben, der heut zu Tage in einem bekannten Schauſpiele, trotz des Ärgerniſſes, ſo allgemeinen Beyfall gefunden hat, nämlich Ausſöhnung der Gatten, nicht am Sterbebette der Reuigen, ſondern bey geſundem Muthe, und die Erneuerung der Ehe: ſo würde es nicht nur um den moraliſchen, ſondern auch um den poetiſchen Eindruck geſchehen ſeyn.“

In den Charakteriſtiken der ſpäteren Dramatiker Englands ſcheint uns gar Manches übertrieben. Hr. *S.* verlangt lauter Shakſpeare; *aut Shakſpeare, aut nihil.* S. 316 lieſt man: „Der Ton des Ausdrucks iſt abwechſelnd platt und bis zum Unſinn bombaſtiſch, häufig auch beides zugleich: der Dichter gleicht einem Menſchen, der auf Stelzen in einem Moraſte ſpazieren geht.“ Wer ſollte glauben, daſs hier von Drydens Schauſpielen im Allgemeinen die Rede ſey? — S. 327 ff., wo von der feinen und *originellen* Charakteriſtik in manchen neueren Luſtſpielen der Engländer gehandelt wird, iſt die Nichterwähnung Foote's ein weſentlicher Mangel. Wir unterſchreiben das im Ganzen ſehr günſtige Urtheil, das Sturz über dieſs Originalgenie gefällt hat. —

Auch die Schilderung der ſpaniſchen Dramatik, wiewohl ſie ungleich dürftiger ausgefallen iſt (was zum Theil ſeinen Grund in der Schwierigkeit hat, ſpaniſche Bücher in Deutſchland zu erhalten; der Vf. entſchuldigt ſich deſswegen ſelbſt am Schluſſe des Werks), iſt im Ganzen befriedigend. Der Vf., ganz in die romantiſchen Schönheiten dieſer Literatur, beſonders Calderons, verloren, verſpaniert oft ſeinen eigenen Ausdruck, z. B. S. 357, wo er „das allegoriſch dargeſtellte Univerſum gleichſam in purpurnen Liebesflammen glühen läſst.“ Treffend und ſchön iſt die Stelle über Calderon S. 372, welche wir, wie ſo manche herrliche Stelle, herausheben möchten, wenn der Raum unſerer Blätter es verſtattete. Derb dagegen iſt folgende Äuſserung über das 18 Jahrhundert in Rückſicht auf die neuere Literatur Spaniens S. 376: „Die Spanier ſind, wie es ſcheint, in Abſicht auf die leidige Aufklärung des letzten Geſchlechts mit den Windpocken abgekommen, während die entſtellenden Blattergruben in den Zügen anderer Nationen nicht zu verkennen ſind. In ihrer etwas inſulariſchen Exiſtenz haben ſie das 18 Jahrhundert verſchlafen, und wie konnte man im Grunde ſeine Zeit beſſer anwenden?“ —

Auch das deutſche Drama, womit ſich die letzte (15te) Vorleſung beſchäftigt, hätte eine ausführlichere und gründlichere Behandlung verdient, als ihm hier auf 3 bis 4 Bogen widerfahren iſt. Hr. *S.* ſcheint dieſs ſelber gefühlt zu haben: S. 395 bittet er um Erlaubniſs, indem er ſich der neueſten Zeit nähere, ſeine Bemerkungen auf das Allgemeine richten zu dürfen, und ſich nicht auf die Beurtheilung von Werken noch lebender Schriftſteller einzulaſſen, mit denen er zum Theil in Verhältniſſen der Freundſchaft oder Gegnerſchaft geſtanden habe. Sein Urtheil über Goethe's *Stella*, dieſe zarte Blüthe romantiſcher Empfindſamkeit (S. 398), mag er, wenn er kann, vor den Richterſtühlen des Gefühls und Geſchmacks verantworten. Auch *Fauſt* wird zum Theil überzwerch angeſehen. Goethe ſoll darin (S. 402) abſichtlich über die Dimenſionen der Schaubühne hinaus gegangen ſeyn. Das „Abſichtlich“ widerlegt ſich durch den Prolog auf Erden, und in der That finden wir, genau genommen, in dieſer genialen Schöpfung nichts, was nicht in einer gleichgenialen Darſtellung auf der Bühne Platz finden könnte. Wenn manche Monologen oder Geſpräche darin lang heiſsen: ſo bekennen wir, daſs wir dieſs nicht finden, und in den ſchönen Künſten nur das Langweilige uns lang däucht. Überhaupt läuft die Unterſcheidung von dramatiſchem und theatraliſchem Talent S. 404 (das letzte ſoll Goethe weniger beſitzen) nur auf ein Wortſpiel hinaus. Das Theater muſs dem dramatiſchen Genie nachbilden, nicht umgekehrt, wenn es nicht immerfort ſo hergehen ſoll, wie es nun leider ſchon ſeit geraumer Zeit gegangen iſt. — *Fiesko* ſoll im Entwurf das verkehrteſte, in der Wirkung das ſchwächſte von Schillers Werken ſeyn (S. 407). Hr. *S.* iſt den Beweis ſchuldig geblieben. Hätten wir nur noch mehr ſolche „Ausſchweifungen!“ — Sonderbar heiſst ebendaſelbſt Franz Moor ein proſaiſcher Richard III, durch *keine* der Eigenſchaften geadelt, welche bey dieſem den Abſcheu mit Bewunderung miſchen. — Hinge-

Digitized by Google

gen ist in den Bemerkungen über *Familiengemälde* und *rührende Dramen* S. 415 ff. Manches sehr wahr und lehrreich. Möchte des Vfs. Auffoderung zur fleissigeren und sinnvolleren Bearbeitung des *romantischen Schauspieles* den besten Erfolg haben!

Und hiemit genug von diesem Werke, das in seinem Geistesreichthum, seinem Scharfsinn, seiner Darstellungsgabe, und wiederum in seinen Übertreibungen im Guten und Bösen, seiner Paradoxieensucht, und einer unter glänzenden Vorspiegelungen des Gegentheils zuweilen versteckten Einseitigkeit des Geschmacks, gleich unverkennbar den Charakter seines Urhebers an sich trägt.

T.

GESCHICHTE.

Gotha, b. Ettinger: *Geschichte der französischen Revolution*, von *F. G. M. Galletti*, Professor zu Gotha. 1 Theil. 1805. VI u. 436 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieses Werk eines bereits rühmlich bekannten Geschichtschreibers gehört zu den brauchbarsten über den wichtigen und weit umfassenden Gegenstand, womit es sich beschäftiget. Der Vf. hat den Reichthum von Materialien mit Sorgfalt, Treue und Scharfsinn benutzt, und seiner Darstellung gebührt das Lob der möglichsten Unparteylichkeit und einer anständigen Freymüthigkeit. Sein Vortrag ist angemessen und ungekünstelt; die Bearbeitung in Rücksicht auf Ausführlichkeit fast durchgehends verhältnissmäfsig zu dem Plan des Ganzen.

Der vorliegende erste Theil, der nachher auch noch als der 20ste Theil der kleinen Weltgeschichte des Vfs. (Gotha 1808. 8) angereihet ist, mit einer Vignette auf dem Titelblatt, die Ansicht der Tuillerieen darstellend, geht bis zum Sturz Robespierre's und dem Ende des Schreckensystems. Er hebt an mit einer Entwickelung der Ursachen der Revolution, welche durch die umständliche Darstellung der Geschichte der letzteren Regierungsjahre Ludwig XV und der früheren Jahre Ludwig XVI in der kleinen Weltgeschichte des Vfs. (Th. 17, Gotha 1807. 8) noch in ein helleres Licht gesetzt worden. Doch hätte Rec. gewünscht, dafs der Vf. tiefer eingedrungen wäre in die Mängel der inneren Verwaltung der Staatsgeschäfte, insonderheit der Rechtspflege, so wie der Organisation der Armee, weil hieraus vorzüglich begreiflich wird, beides, wie die Masse des Volks so leicht in Gährung zu bringen war, und wie die bestehende Verfassung so wenig Unterstützung fand gegen den harten, unerwarteten Angriff. Auch scheint der Vf. von den Triebfedern der ersten Beförderer der Revolution sich noch immer eine viel zu günstige Idee zu machen, denn es liegt jetzt wohl sattsam zu Tage, dafs selbst bey den vermeintlich uneigennützigen Verfechtern der Freyheit und Gleichheit kleinlicher Neid und Selbstsucht verborgen im Hinterhalt lagen. Wäre dieses nicht gewesen, hätten diese Männer, bey ihrem zum Theil entschiedenen Talent, mit aller Unbefangenheit des Gemüths, das wahre Gemeinwohl verfolgen können, so würden wir ganz andere Resultate erhalten haben; die innerliche Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft wäre nicht gewaltsam umgestürzt; es wäre keine Anarchie eingetreten, die nachher den schrecklichsten Despotism erzeugte; vielleicht wäre selbst der Revolutionskrieg mit allen seinen unnennbaren Greueln vermieden, wenigstens wäre er nie auf die Weise, als geschehen ist, geführt worden.

Bey der Schilderung des Ausbruchs des Krieges gegen Frankreich legt der Vf. wohl nicht Gewicht genug auf die unglückselige Verbindung des deutschen Adels an den Höfen mit dem ausgewanderten französischen. Hierin lag in der That die Hauptursache des unseligen Krieges. Die Regenten wurden hingerissen von bethörten Räthen, der Eine durch Vorspiegelung von Vergrösserungen, der Andere durch Furcht vor ähnlichen gewaltthätigen Auftritten, der Dritte durch den schnödesten Missbrauch der edelsten Herrscher-Tugend — der Begierde, dem Unterdrückten Recht zu verschaffen; aber Keiner ahndete, dafs er eigentlich zu den Waffen griff, um den französischen Adel wieder herzustellen. Der Zweck ist denn auch etwa vierzehn Jahre später erreicht, wiewohl mit Modificationen und auf eine wiederum nicht vorhergesehene Weise: aber wer wird es sich noch leugnen, dafs diese Wiederherstellung, wenn sie zum Wohl Frankreichs nothwendig war, durch eine Summe von Unglück in der ganzen gesitteten Welt erkauft ward, über deren Vereinbarlichkeit mit dem Interesse des menschlichen Geschlechts wir erst in jener Welt Belehrung erwarten dürfen?

Der unglückliche Zug nach der Champagne wird sehr richtig gewürdigt; doch wirkten zu dem gänzlichen Misslingen mehrere Umstände, die dem Vf. vielleicht nicht bekannt worden sind. Rec. nennt nur insonderheit das spätere Verhältniss zwischen der österreichischen und preussischen Armee, und das in jeder Rücksicht unweise Betragen gegen die französischen Emigranten, von denen man damals sicher weit gröfsere Vortheile hätte ziehen können. Dafs des Herzogs von Braunschweig Manifest mehr, als man lange geglaubt, geschadet habe, wird jetzt allgemein zugestanden; man sollte aber auch zur verdienten Würdigung dieses in manchem Betracht trefflichen Fürsten laut sagen, dafs er nur wenig Theil daran hatte, und es noch in den letzten Tagen seines Lebens bitter bereuete, damals wider seine Überzeugung nachgegeben zu haben.

Von den scheuslichen Grausamkeiten der Schreckenszeit macht der Vf. eine starke, aber nicht übertriebene Beschreibung. Das Andenken hat sich noch nach Jahren in dem Masse erhalten, dafs eben die Furcht vor der Möglichkeit einer Wiedererneuerung eine von den Stützen des bürgerlichen Gehorsams in Frankreich geworden ist.

Übrigens mufs Rec. noch als gute Auspicien für den Fortgang dieses Werks der Reise erwähnen, die

Digitized by Google

der Vf. im Sommer 1808 nach Paris machte, um das Local im Detail kennen zu lernen, wodurch die Bearbeitung nicht anders als sehr gewinnen kann. Die kurze Beschreibung von dem, was er sah und beobachtete (Gotha 1809. 8.), die als eine gemein interessante Lectüre Empfehlung verdient, ist bereits von einem anderen Recensenten in unserer A. L. Z. 1811 No. 194 gewürdigt worden. R.

Strassburg, b. Levrault: *Tableau historique du procès des fabricateurs des faux billets de la banque de Vienne, et autres valeurs réelles ou représentatives de la plupart des gouvernemens de l'Europe instruit devant la cour de justice criminelle et spéciale du département du Bas-Rhin, séante à Strasbourg, sur la demande de la cour de Vienne, par F. F. Cotterel*, médecin de première classe des camps et armées. 1807. 148 S. gr. 8. (10 gr.)

Eine sehr interessante, mit Sorgfalt und Scharfsinn geleitete Untersuchung gegen acht Rotten Verfälscher von verschiedenen Bankzetteln und anderen die Stelle des Geldes vertretenden Papieren, wodurch in den Jahren 1790 bis 1803 das Geldwesen der meisten Staaten in bedeutende Gefahr gesetzt ward. Rec. glaubt daher mit voller Überzeugung, diese Schrift sowohl den peinlichen Gerichten, als denen, welche mit der Verfertigung solcher Papiere für Rechnung des Staats beschäftigt sind, empfehlen zu können, obgleich er in der letzteren Rücksicht nicht in Abrede seyn will, dass alle, auch die raffinirtesten Vorsichtsregeln die Nachmachung und Verfälschung dennoch nie ganz zu verhindern im Stande sind, es wäre denn, dass man, wie ihm einst durch einen merkwürdigen Process bekannt geworden, sich eines ganz eigends zubereiteten, gefärbten Papiers bedienen könnte, das so lange wenigstens unnachahmlich seyn würde, als man das Geheimniss der Fabrication vor Verrath zu sichern im Stande wäre.

R.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Salfeld: *Schmerz der Liebe.* Ein Roman. Von der Verfasserin des Romans: Louise oder kindlicher Gehorsam und (kindliche) Liebe in Streit. 1810. 211 S. 8. (18 gr.) Ausser einem bürgerlichen Lieutenant, und einer bürgerlichen Malerin, der die Hauptrolle zugetheilt ist, befindet man sich hier unter lauter Fürsten, Grafen, Baronen und Edelleuten, von denen einige vortrefflich, einige so so, und ein gewisser v. Felsenström ganz abscheulich sind. Der Punct, um den sich das Ganze der Begebenheiten dreht, ist eine Mesalliance, die ein Graf Walter, um sich aus einer Verlegenheit mit seinem Gewissen zu ziehen, zu Paris geschlossen. Nun giebt es nach einer anderen Seite hin Liebe und Gegenliebe, und somit Schmerzen und Verdriefslichkeiten. Endlich macht aber doch das Schicksal Alles gut, oder leitet doch wenigstens den besseren Zustand der Dinge ein, durch einen zur rechten Zeit angebrachten Schlagfluss und durch die leichte Operation des Umwerfens eines Kutschwagens: jener schafft den strengen Vater, diese die im Wege stehende Fehlfrau aus der Welt. Bey Gelegenheit kriegt auch der schlechte v. Felsenström etwas ab, nämlich einen Pistolenschuss durch die rechte Schulter. Dass die Vfin. französisch verstehe, hat sie gleich auf den ersten Seiten bewiesen, und dass es ihr nicht an Sinn für das Gewagte im Ausdruck fehle, besonders S. 129, wo es vom Grafen Walter heisst: „Seine ganze Seele war Sidonien entgegengespannt.“ Sonst ist in Darstellung und Ausdruck die edle Mittelstrasse nicht leicht verlassen, und alles Frappante, bis auf den curiosen Vorfall in Paris, sorgfältig vermieden worden. Denn was das Schicksal gethan, ist nicht auf Rechnung der Verfasserin zu bringen. —pp.

Bremen, b. Heyse: *Victor.* Ein Roman in Briefen von N. *Meuer*, Dr. 1810. 202 S. 8. (18 gr.) Schon vor mehreren Jahren sind diese Briefe unter dem Titel: *Momente*, im ersten Theile der von dem Vf. herausgegebenen *Blüthen*, erschienen, aber nicht eigentlich ins Publicum gekommen. Dies erfahren wir aus der kurzen Vorrede, in welcher der Vf. auch noch seine besondere Vorliebe für dieses Werk bekennt. Es ist eine sehr lebendige Phantasie, die sich in diesen Briefen offenbart, eine Phantasie, die sich besonders mit Glück an die düsteren Parthieen des Lebens macht. Doch vermag sie auch in freundlicherem Lichte das Seyn und Treiben des Menschengeschlechts zu zeichnen. Die Sprache hat der Vf. in seiner Gewalt, und wenn er auch bisweilen etwas zu kühn ist: so übt er doch keinen Despotismus. Die zahlreich eingestreueten Gedichte und Verse lassen es zweifelhaft, ob sie um des Romans willen, oder der Roman um ihretwillen da ist. Auf keine Weise sind sie geringer, als das Übrige: in allen spricht sich eine gute Anlage zum Dichter aus. Die Reminiscenzen aber sind wohl nicht immer unwillkührlich. C—a.

Berlin, b. Braunes et Comp.: *Hypochondrie.* Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. 1809. 150 S. 8. (14 gr.) Ein sonderbares Product! Verkleidungen, allegorische Spiele, Tänze u. s. w. dienen dazu, einen Hypochondristen zu heilen, dessen Gemüthszustand nicht übel, nur zu stark und mit solcher Überfülle von Worten ausgedrückt wird, dass manchem Leser wohl darüber die Geduld vergehen möchte. Um seinen Geburtstag zu feyern, und zu seiner Erheiterung, lässt eine Freundin Aurora, Philomele, Hyacinthe, Rose, Viole, Zephyr, Maienduft, Oeolus, Boreas u. s. w. auftreten, die aber wenig über ihn vermögen. Ein invalider Franzose mit einem hölzernen Beine, der dabey fröhlich und guter Dinge ist, wirkt mehr als alles Andere, und bringt ihn plötzlich auf bessere Gedanken. Darauf sieht er sich im vierten und fünften Act, im Garten seiner Freundin, in das Elysium versetzt, wo ihm allerhand wunderliche Figuren, bekannte und berühmte Personen erscheinen, die ihm mancherley merkwürdige Dinge zeigen, und mit ihm ein so buntes Spiel treiben, dass uns wundert, wie der halb geheilte Hypochondrist nicht vollends sein bischen Besinnung noch verliert. Wenn man sich daran belustigen will: so muss man es als eine satirische Malerey betrachten von der Unnatur und den mancherley Betrügereyen in grossen Städten, die aber zum inneren Zweck des Stücks viel zu viel ausgedehnt sind, und dem Hinblick auf das Ganze nur ein unordentliches Gemisch geben. Emilie tritt zuletzt als die Schöpferin von allem diesen aus ihrer Verkleidung hervor, und das Stück hat mit der völligen Genesung des Hypochondristen ein Ende.

T. Z.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

B O T A N I K.

KIEL, in d. akad. Buchhandlung: *Beyträge zur Anatomie der Pflanzen*, von *Johann Jacob Paul Moldenhawer*, Professor zu Kiel. Mit 6 Kupfertafeln. 1812. XII u. 335 S. gr. 4. (8 Rthlr.)

Das pflanzenanatomische und pflanzenphysiologische Studium scheint ein gröfseres Publicum, und einen lebhafteren Schwung zu gewinnen, seitdem man in den letzten Jahrzehenten einzusehen anfängt, dafs die Physiologie des Thieres und des Menschen nur einseitig und unvollkommen seyn kann, so lange man nicht die Gesetze des vegetativen Lebens, und die Beziehung derselben zu dem thierischen und menschlichen Organismus kennt, und ein, wenn auch bisher noch oft verkannter und wenig gewürdigter Nutzen der neueren, allgemeineren, wissenschaftlicheren Ansicht der Natur und ihrer Erzeugnisse besteht mit darin, dafs man sich zu der genaueren anatomischen und physiologischen Kenntnifs der Pflanze gedrungen fühlt. Aber es war auch hohe Zeit, diefs so lange vernachlässigte Studium wieder zu heben, und in seinen vollen Werth einzusetzen, da seit dem ersten Beginn der eigentlichen Pflanzenanatomie mit *Grew*, *Malpighi* und *Leeuwenhoek* über ein Jahrhundert verstrichen war, in welchem man die Untersuchungen dieser Begründer der Pflanzenanatomie nicht fortsetzte, und mit den Lehren derselben sich begnügte, bis erst mit *Hedwig* diese Wissenschaft einen neuen Anstofs erhielt, der sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat, und durch die neueren philosophischen Ansichten der Natur trefflichst genährt worden ist. Denn auch selbst in den letzten Zeiten sind die Resultate der Pflanzenanatomie und Pflanzenphysiologie noch nicht von derjenigen Art gewesen, welche man hätte erwarten können, nach dem, was schon durch die früheren Pflanzenanatomen geschehen war, und welche diese Wissenschaft dem Standpuncte der thierischen und menschlichen Anatomie auch nur genähert hätte, und es ist, wenn man das Ganze dieser Wissenschaft, und die unendlichen Widersprüche, welche sich in derselben finden, übersieht, noch so wenig geschehen, dafs eigentlich die ganze Pflanzenanatomie und Pflanzenphysiologie noch durchaus von Neuem zu bearbeiten ist. Zu welchem anderen Zwecke haben unsere reichen botanischen Gärten wohl bisher gedient, als um die äufsere Form der Pflanzen kennen zu lernen? und haben doch die nomenclatorischen Botaniker, die Vorsteher solcher Gärten, oft so wenig Sinn für das eigentliche Wesen der Pflanzenkunde, dafs es Manchem unter ihnen nicht einmal einfällt, auch nur eine einzige Pflanze und ihre Theile mikroskopisch zu betrachten, und physiologisch zu würdigen. So weit ist die Pflanzenanatomie noch zurück, dafs, während man eine solche Nachlässigkeit des Gebrauchs ähnlicher Sammlungen von Thieren strenge rügen würde, man sie bey den Sammlungen lebender Pflanzen noch nicht einmal bemerkt hat. Während man die Menagerieen schon lange benutzt, um die Eigenthümlichkeiten der Lebensart und des Baues der einzelnen Thiere kennen zu lernen, haben die Sammlungen lebender Pflanzen, die botanischen Gärten, seither nur zum Zwecke gehabt, die äufsere Form der Pflanzen zu bestimmen, und man kann nicht eher sagen, dafs die Pflanzenanatomie in gleichem Range mit der nomenclatorischen Botanik stehe, als bis man jener, wie dieser, gleiche Institute widmet, oder wenigstens die bestehenden Institute für beide Wissenschaften bestimmt. Betrachtet man ferner mit kritischem Überblick die in den letzten Decennien erschienenen pflanzenanatomischen und pflanzenphysiologischen Werke: so können auch diese nur als die ersten Versuche und Rudimente einer sich bildenden Wissenschaft gelten, welcher zur Vervollkommnung noch sehr viel fehlt, da fast noch kein einziges Resultat so rein und fest gestellt ist, als es zur Begründung einer Wissenschaft nothwendig ist, und da die gröfsten Widersprüche in den Fundamentallehren der Pflanzenanatomie nur zu sehr die niedrige Stufe bezeichnen, auf welcher sich diese Wissenschaft noch jetzt befindet. Die auf Veranlassung der im Jahre 1806 von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen aufgestellten Preisfrage erschienenen Schriften von *Treviranus*, *Link* und *Rudolphi* haben zwar einen Schein vom grofsen Fortschritten in der Pflanzenanatomie gegeben; aber untersucht man selbst ohne Vorurtheil und Bestechung den Pflanzenbau: so findet man, dafs diese Fortschritte eben nur scheinbar sind, nur erst zeigen, wie weit man von der eigentlichen Begründung der Pflanzenanatomie noch entfernt ist, und dafs unsere Nachbarn, die Franzosen, eben so Unrecht nicht haben, wenn sie sich über die eclatanten Fortschritte, welche die Deutschen durch diese Schriften erlangt zu haben glauben, öffentlich lustig machen, obgleich auch sie übermüthig sich Fortschritte beymessen, welche bey genauerer Untersuchung nur neue Irrthümer oder ältere, in Vergessenheit gerathene Ansichten deutscher Naturforscher sind. In *Links* Schrift ist der anatomische Theil der schwächste, und wie seine kleinli-

Digitized by Google

chen Zeichnungen, geben auch ſeine Beſchreibungen nur unbeſtimmte, unvollendete Begriffe von dem eigentlichen Pflanzenbaue. *Treviranus* Abhandlung, ohne Zweifel die gründlichſte und treueſte, iſt zu unvollſtändig, und handelt nur über einzelne Theile, als daſs ſie die Wiſſenſchaft, beſonders was den allgemeinen Theil betrifft, bedeutend fördern könnte, obgleich ſie das Beſte iſt, was die Deutſchen in dieſem Fache bisjetzt aufzuweiſen hatten. *Rudolphi's* Schrift endlich, auſser daſs ſie gleichfalls nur einzelne Capitel der Pflanzenanatomie abhandelt, enthält, wie auch die Zeichnungen beweiſen, eine zu rohe, oberflächliche, ohne wahren Sinn für die Natur unternommene Anatomie, als daſs man ihr, wenn man es ſich aufrichtig geſtehen will, auch nur irgend einen Werth für die eigentliche Pflanzenanatomie und Pflanzenphyſiologie zuſprechen könnte. Daſſelbe Mangelhafte findet man in den übrigen Werken. Die älteren von *Hedwig*, *Bernhardi*, *Mayer* u. ſ. w., ſind theils zu unvollſtändig, theils voller Irrthümer; *Briſſeau-Mirbel*, der Einzige unter den franzöſiſchen Naturforſchern, welcher die Pflanzenanatomie mit Ernſt bearbeitet, hat auf eine deutſche Idee ſein Syſtem gegründet, einige Einzelnheiten neu entdeckt, ſich aber, da es ihm an einer allgemeinen Anſicht fehlt, welche ihn auf dem rechten Wege der Unterſuchung hielte, und nicht auf Irrwege gerathen lieſse, in Inconſequenzen und Widerſprüche verwickelt, die nur zu ſehr das Unhaltbare ſeiner Anſicht beurkunden; *Sprengel* endlich hat beſonders in ſeiner neueſten Schrift wegen mancher allgemeinen Anſichten, und wegen des unendlichen Reichthums literariſcher Kenntniſſe gröſses Verdienſt, aber der feinere Pflanzenanatom findet auch hier noch viele groſse Lücken auszufüllen.

Eine, mit vielverſprechenden Hoffnungen verknüpfte, erfreuliche Erſcheinung war dem Rec. daher die vorliegende Schrift, welche, als die Frucht einer Arbeit von 18 Jahren, das Reſultat eines unermüdlichen, äuſserſt ſorgfältigen, von den beſten Hülfsmitteln unterſtützten Studiums der Pflanzenanatomie dem gröſseren Publicum mittheilt. Man muſs hier ſchon auf den erſten Anblick urtheilen, daſs ſeit *Grews* unſterblichem Werke noch keine Schrift über Pflanzenanatomie erſchienen iſt, welche in ſo ſorgfältigen Zeichnungen den Bau der Pflanzen erläutert; und ſchon die Anſicht der vortrefflichen ſechs Kupfertafeln erregt nicht geringe Erwartungen von dem Inhalte der Schrift ſelbſt.

Aber dieſe Schrift giebt zugleich einen Beweis mehr von der Schwierigkeit der Pflanzenanatomie. Zu einer Zeit, in welcher faſt alle Pflanzenanatomen, *Mirbel* ausgenommen, in ihrer Meinung von dem Baue der Elementarorgane der Pflanze übereinſtimmen, tritt nun ein Naturforſcher auf, welcher mit Ruhe und mit Beſonnenheit, ſo wie mit den beſten Inſtrumenten, ſeit einer geraumen Zeit beobachtend, faſt von allen, von den deutſchen Pflanzenanatomen als ausgemacht angenommenen Lehren gerade das Gegentheil behauptet. Abgeſehen von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Anſichten unſeres Vfs., iſt daher ſein Werk ſchon deſshalb von groſsem Intereſſe, weil es das Unzulängliche der bisherigen anatomiſchen Forſchungen darſtellt, und manche Gegenſtände wieder zur Sprache und zur erneuerten Discuſſion bringt, über welche, als ſchon erwieſene Sachen, man anfing zur Ruhe zu kommen. In einer anderen Hinſicht wird ferner die vorliegende Schrift noch auf das ernſtere Studium der Pflanzenanatomie einen entſchiedenen Einfluſs haben, weil es zur nothwendigen Folge haben muſs, daſs nach Erſcheinung eines mit den genannten, nur durch ein anhaltendes raſtloſes Studium zu erlangenden Vorzügen ausgeſtatteten Werkes manche unberufene, ſogenannte Pflanzenanatomen ſich fernerhin ſcheuen werden, mit oberflächlichen Unterſuchungen und mit unrichtigen rohen Zeichnungen das Publicum, wenn auch nur auf eine Zeitlang, zu täuſchen, indem ſie einſehen werden, daſs mehr als abgebrochene, unzuſammenhängende Beobachtungen der Pflanze im Allgemeinen und in ihren einzelnen Theilen nöthig ſind, um die Geneſis der Elementarorgane der Pflanze entwickeln und darſtellen zu können.

Rec. geht nach dieſer etwas weitläuftigen, aber wegen des gegenwärtigen Standpunctes der Wiſſenſchaft für nothwendig erachteten Einleitung zur eigentlichen Recenſion des Werkes über. Noch bey keinem Buche iſt es ihm ſo ſchwer geworden, ein wohl motivirtes Urtheil zu fällen, als bey dem gegenwärtigen, da Mängel und Vorzüge ſich beide in gleich hohem Grade zu einander geſellen, und das Abwägen beider ihm keine leichte Arbeit ſcheint. Von der einen Seite hat den Rec. kräftigſt angezogen und mit ſchönen Hoffnungen erfüllt das Äuſsere des Werks, beſonders der Kupfertafeln, welche an Sorgfalt, Ausführlichkeit und Genauigkeit der Zeichnung, ſo wie an Eleganz und Reinheit des Stichs noch nicht ihres Gleichen in der Pflanzenanatomie gefunden haben; ferner die Verſicherung des Vfs., 18 Jahre an dieſem Werke gearbeitet zu haben, und endlich die Genauigkeit in den Beſchreibungen der geſehenen und abgebildeten Theile: welche Vorzüge von einer Sorgfalt, Fleiſs und Ausdauer zeugen, welche in unſeren Tagen in der Pflanzenanatomie ſelten zu werden anfängt. Von der anderen Seite hingegen ſind dem Rec. ſo manche paradoxe Behauptungen, ſo manche ſchiefe Anſichten und offenbare Irrthümer aufgeſtoſsen, welche mit einer Sicherheit ausgeſprochen werden, die den Rec. mit Miſstrauen gegen die anderen neuen Beobachtungen erfüllt, bey welchen er wegen der Zartheit des Objects noch nicht im Stande geweſen iſt, ſein Urtheil zu beſtimmen, und die Angabe des Vfs. zu conſtatiren oder zu widerlegen. Es kommt hinzu, daſs man eine leitende Idee von dem Weſen des Pflanzenbaues vermiſst, und an der Unſtätigkeit und Inconſequenz der Meinung ſchmerzhaft anſtöſst, wo man eine höhere Harmonie zu finden vermeint; denn nur dann, wenn man die Geſetze der Natur vorahndend erkennt, und die innere Harmonie der Natur fühlt und in ſich trägt, kann man überraſchende Anſichten wa-

Digitized by Google

gen, und neue harmonische Beziehungen entwickeln, die den eigentlichen Genuss beym Studium eines Werkes geben, da hingegen diese Vorzüge dem immer fremd bleiben müssen, welcher das ihm Vorkommende nur nach äusseren Beziehungen beurtheilt und abmisst. Endlich erschwert eine unausstehliche Weitschweifigkeit, Unbestimmtheit und daraus entstehende Wiederholungen und Mangel an Ordnung des Vortrags das Studium dieses Werkes so sehr, dass es dem Rec. nicht möglich gewesen ist, einen Abschnitt, ohne sich zu erholen, durchzulesen. Rec. ist überzeugt, dass die hier auf 42 Bogen enthaltenen Beobtungen füglich in einer halb so starken Schrift hätten gegeben werden können, und dass die Deutlichkeit der Angaben, statt wie hier in der Weitläuftigkeit unterzugehen, dadurch nur gewonnen haben würde. So wie sie hier sind, ermüdet der Leser, und verliert durch das mühsame Zusammenlesen der selten bestimmt und deutlich ausgesprochenen Idee des Vfs. den Genuss, den eine klare, deutliche und kurz gefasste Darstellung giebt. Da das vorliegende Werk nach der in der Vorrede enthaltenen Erklärung „nur der Vorläufer eines ausführlicheren Versuchs über den Bau und die Entstehung der Spiralgefässe, und über den Zusammenhang ihrer mannichfaltigen Veränderungen, besonders in Rücksicht der Mayspflanze" ist, dessen frühere Erscheinung zumal durch den Stich der zu diesem Werke gehörigen Kupferplatten verzögert wurde. so müssen wir, wegen der grosen Theilnahme, die wir an den Arbeiten des Vfs. fühlen, und wegen des Nutzens, den wir uns von denselben versprechen, den Vf. dringendst ersuchen, sich einer grösseren Kürze und Gedrängtheit der Darstellung zu befleisigen, welche ohnehin bey rein anatomischen Darstellungen leichter zu erreichen als zu verfehlen ist.

Rec., der sich in den letzten Jahren vorzugsweise mit der Pflanzenanatomie befasst hat, und der, weil er gerade jetzt beschäftigt ist, auf einer Akademie die Pflanzenanatomie zu lehren, doppeltes Interesse hat und doppelten Beruf fühlt, alle Behauptungen des Vfs. sorgfältig, genau und unparteyisch zu prüfen, wird daher der in der Vorrede des gegenwärtigen Werkes enthaltenen Auffoderung bestmöglichst zu entsprechen suchen, wenn er zuerst eine kurze Darstellung der Meinungen des Vfs. giebt, und dann dasjenige, was er Irriges in der Angabe und Erklärung des Vfs. bemerkt zu haben glaubt, dadurch zu widerlegen sucht, dass er zeigt, wie ihm der Bau der Pflanze und ihrer Theile erschienen ist, und wodurch der Vf. zu einer irrigen Ansicht verleitet wurde.

Zu den im Folgenden angegebenen Untersuchungen wählte der Vf. vorzugsweise die Mayspflanze, weil hier in den verschiedenen, eine verschiedene Härte zeigenden Theilen des Stengels sich nicht nur alle Modificationen der Spiralgefässe, sondern überhaupt alle Gefässe der Pflanze vereinigt finden sollen. Ein Verfahren, welches wir nicht ganz billigen können, da nach unseren Untersuchungen sich die Spiralgefässe verschieden in den verschiedenen Pflanzen bilden, und da es mehrere Pflanzen giebt, in denen der ursprüngliche Bau und die Verwandlung dieser Organe sich deutlicher erkennen lässt als in der Mayspflanze.

Erster Abschnitt. Von den Umgebungen der Spiralgefässe. Erstes Capitel. Von den fibrösen Röhren. S. 11—61. Fibröse Röhren nennt der Vf. die in der Nähe der Spiralgefässe befindlichen, diese gewöhnlich umgebenden, bündelweis geordneten, langgestreckten Röhren, welche die älteren Anatomen Holz- und Bast-Fasern nannten, und die von den neueren für Zellen erkannt worden sind. Er beschreibt sie aus der Mayspflanze und dem Bambusrohre, wo er ihre Lage im Stengel und ihr Verhältniss zu den Spiralgefässen, so wie ihre Farbe, sehr genau angiebt. Nach des Vfs. Untersuchung besteht ein Bündel solcher Zellen, wenn es macerirt worden, aus einfachen, durch äusserst feine, aber deutliche Fasern mit einander verbundenen Röhren, in welchen man auf dem Querschnitt deutlich die Öffnung und den inneren Canal bemerkt. Er leugnet ganz die Existenz der von *Treviranus* so genau beschriebenen Intercellulargänge, da er diese Organe eben für seine, bey den Spiralgefässen wieder vorkommende Fasern hält. Diese Röhren sind nach dem Vf. an ihrem oberen und unteren Ende spitz-zulaufend und verschlossen, so dass nie und in keinem Falle eine in die andere sich durch eine Fortsetzung des Canals oder durch einen Nebenzweig öffnet. Zuweilen endigen sie sich in zwey Spitzen, und die folgende Röhre ist dann mit ihrer einfachen Spitze zwischen die beiden Arme der ersten Röhre eingefügt. Diese Röhren kommen mit den Röhren überein, welche den Bast der Bäume ausmachen, daher man sie auch Bastgefässe nennen könnte; doch finden sie sich auch im Holze, ausgenommen das Holz der Nadelbäume, dem sie ganz abgehen. Im Holze unterscheidet sich dieser Grundtheil desselben von einem anderen, welcher aus einzelnen, sphärischen, eyförmigen, oder kurzen cylindrischen Schläuchen besteht, welche in senkrechte Reihen dergestalt geordnet sind, dass jeder Schlauch da, wo er den oberen und unteren berührt, vollkommen abgeplattet ist, und auf der eben so abgestumpften Fläche des unteren ruht. Die Seitenwände dieser Schläuche erhalten durch den Druck der angrenzenden Theile eine mehr oder weniger eckige, unregelmässige, oft genau sechseckige zellenförmige Gestalt, und dieser zweyte Grundbestandtheil unterscheidet sich daher nicht von der zellenförmigen Substanz, von welcher der Vf. im zweyten Capitel redet. Diese fibrösen Röhren sollen in ihrer äusseren Form und in der Art ihrer Verbindung eine auffallende Ähnlichkeit mit den einfachen Muskelfäden der Thiere haben, selbst gewissermasen mit den ersten, von einer häutigen Scheide eingeschlossenen Bündeln dieser Fäden, wie sie *Prochaska*, *Loder* und besonders *Monro* gezeigt und beschrieben haben. Der Vf. giebt daher zur Vergleichung auf Taf. V. Fig. I eine Abbildung der einfachen scheidenförmigen Röhre aus dem Muskel des kastanienbraunen Hirschkäfers (*Lucanus Cervus*). Wie nun die röhrenförmigen Scheiden, welche die Substanz des Muskels ausmachen, das einzige

Digitized by Google

Organ ſind, welches fähig iſt, die Muskelſubſtanz aus dem Blute abzuſondern: ſo bilden die fibröſen Röhren der Pflanze gleichfalls in ihrer bündelförmigen Zuſammenfügung ein beſonderes Organ, welches allein im Stande iſt, gewiſſe eigenthümliche Säfte aus dem Gehalte der umgebenden zellichten Subſtanz abzuſondern. — Die äuſserſt feinen, von dem Vf. unter dem Namen Zellengewebe (ſ. Cap. 3) beſchriebenen Fäden, welche dieſe Röhren umgeben, haben nach ihm eine analoge Bedeutung mit den Nervenfädchen, welche die einfache Muskelfiber bey dem Hirſchkäfer begleiten. S. 35—55 beſtreitet der Vf. die noch bey manchen Pflanzenanatomen geltende Theorie von der Verwandlung des Baſtes in Holz ſehr gründlich und ausführlich durch mehrere Beobachtungen, welche aber keinen Auszug erlauben, indeſſen unſern vollen Beyfall haben.

Schon der Gang der bisherigen Unterſuchung ſcheint uns nicht ganz paſſend. Will man nämlich die Entſtehung und Bedeutung eines Elementarorganes entwickeln: ſo kann dieſs nur mit Erfolg geſchehen, wenn man dem Gange der Natur in der Bildung dieſer Organe folgt, und ihn in denjenigen Organismen unterſucht, wo er ſich am einfachſten zeigt, alſo hier in den unvollkommneren Pflanzen, wo die mannichfaltigen Verwickelungen wegfallen, welche in den höheren Pflanzen die Entſtehung eines organiſchen Beſtandtheiles undeutlich machen. Hätte der Vf. zuerſt die niederen Pflanzen und ihren Bau, z. B. die Mooſe, Schwämme etc., unterſucht, und ſpäterhin den Bau anderer Pflanzen, und mehrerer Pflanzen mit dem Baue dieſer verglichen: ſo würde er ſicherlich andere Reſultate über die Entſtehung und Bedeutung der von ihm ſogenannten fibröſen Röhren erhalten haben; auch würde er dann nicht die Benennung „fibröſe Röhren“ gewählt haben, welche unrichtig iſt, da man einen langen, an beiden Enden verſchloſſenen Schlauch nicht Röhre nennen kann. Nach Rec. Anſicht, der dieſe Organe der Pflanze einer vorzüglichen Berückſichtigung werth hält, unterſcheiden ſich die langgeſtreckten Zellen in ihrer Geneſis nicht weſentlich von den Zellen des Parenchyms (der zellichten Subſtanz des Vfs.), wie man deutlich an vielen Pflanzen ſieht, wo die Zellen des Parenchyms ſich allmählich verlängern, und indem ihre Querwände ſtatt der urſprünglichen horizontalen Richtung allmählich eine diagonale Richtung annehmen, ſich in lang geſtreckte Zellen umwandeln. Beide ſind urſprünglich kugelförmige Körper, welche in der Pflanze, vermöge der pflanzlichen Tendenz, Ellipſoiden werden, und weil ſie von einer groſsen Zelle — der Epidermis — eingeſchloſſen ſind, und ſich alſo wechſelſeitig preſſen, nothwendig eine eckige Geſtalt annehmen, deren Grundform aus phyſikaliſchen und mathematiſchen Gründen (worüber ſich Rec. in einer beſonderen Schrift weitläuftiger erklären wird) nur das langgezogene, mehr oder weniger an den Spitzen beſchnittene Rhombendodekaeder ſeyn kann. Wie Hr. *M.* die Intercellulargänge ganz leugnen, und nur als zufällige nicht immer vorhandene und nothwendige Zwiſchenräume der Zellen anſehen kann, iſt Rec. noch unbegreiflicher, da ſie, wenn man auch nicht auf ihre nothwendige Entſtehung durch den an den Kanten der Zellen, als den am wenigſten Widerſtand beym wechſelſeitigen Druck leiſtenden Stellen, gedrängten Saft Rückſicht nehmen wollte, doch bey allen Pflanzen, vorzüglich aber bey den ſaftreicheren, z. B. bey der Balſamine, dem Kürbis, ſich ſo deutlich als dreykantige Zwiſchenräume zeigen, daſs ihre Exiſtenz jedem, auch an feinere mikroſkopiſche Unterſuchungen nicht gewöhnten Auge völlig klar erſcheint. Über die Verwechſelung dieſer Intercellulargänge und des bey einigen Pflanzen körnichten Concrements in denſelben mit einer eigenen, fibröſen, den Nervenfäden der Thiere analogen Subſtanz, — welche der Vf. Zellengewebe nennt, — werden wir uns ſpäterhin erklären. Nur ſcheint uns ſchon hier die Analogie, welche der Vf. zwiſchen den fibröſen Röhren und ihren vermeintlichen fibröſen Umgebungen und zwiſchen den mit Nervenfädchen verſehenen Muskelfibern der Thiere aufſtellt, zu weit getrieben, da wir glauben, daſs die Pflanze noch zu weit vom Thiere entfernt iſt, als daſs man bey derſelben ſchon eine höhere animaliſche Bildung, wie Nerv und Muskel iſt, und welche ſelbſt den niederen Thieren noch mangelt, erwarten könnte. Noch auffallender iſt es, daſs der Vf. dieſe Nervenfädchen am deutlichſten bey den niederen Pflanzen, nämlich bey einigen Mooſen, will gefunden haben.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Philologie. *Lübeck*, b. Michelſen: *Beyſpiele zu ſyntaktiſchen Übungen nach dem Leitfaden der kleinen bröderſchen Grammatik*, für Schüler der vierten und dritten Claſſe entworfen von M. *Heinrich Kunhardt*, Prof. am Gymnaſ. zu Lübeck. 1811. 144 S. 8. (16 gr.) Dieſes Buch theilt, den theuern Preis abgerechnet, die Vorzüge der Grammatik, nach deren Leitfaden es entworfen iſt, und wird auf Schulen, wo dieſe eingeführt worden, eine willkommene Erſcheinung ſeyn. Warum aber der Titel es gerade für Schüler der vierten und dritten Claſſe beſtimmt, iſt vielleicht nur aus der Einrichtung des lübecker Gymnaſiums erklärlich: denn offenbar gehört das Buch in dieſelbe Claſſe, für welche noch die kleine bröderſche Grammatik hinreicht. Die Beyſpiele ſind gut gewählt und nach bröderſcher Methode, weder zu mangelhaft noch zu überladen. Um der Conſtruction zu Hülfe zu kommen, iſt im Anfange bey nicht ganz leichten Satzen die Wortfolge durch Zahlen bezeichnet. Als Zugabe zur Anwendung der Sprachregeln im Allgemeinen dienen kurze Erzählungen, welche aus Gedike's griechiſchem Leſebuche genommen zu ſeyn ſcheinen.

VI—VII.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

B O T A N I K.

Kiel, in d. akad. Buchhandlung: *Beyträge zur Anatomie der Pflanzen*, von *Johann Jacob Paul Moldenhawer* u. f. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Zweytes Capitel. Von der zellichten Subſtanz. S. 62 — 116. Sie unterſcheidet ſich nach dem Vf., wie ſchon oben angegeben, dadurch von den fibröſen Röhren, daſs ſie im Holze ſowohl, als in der Rinde, aus einzelnen, verſchloſſenen, ſphäriſchen, eyförmigen oder kurzen cylindriſchen Bläschen beſteht, welche in fortgehende Schlauchreihen dergeſtalt geordnet ſind, daſs jeder Schlauch da, wo er den oberen und unteren berührt, völlig abgeplattet iſt, und auf der eben ſo abgeſtumpften Fläche des unteren ruht, doch iſt dieſe abgeſtumpfte Fläche bald genau wagerecht, bald mehr oder weniger ſchief. — Wir fragen hier bey den Zellen mit ſchiefen Flächen, beſonders wenn dieſe Zellen mehr lang als breit ſind, worin denn nun der Unterſchied zwiſchen dieſen und den langgeſtreckten Zellen beſteht? Nach dem Vf. fehlen auch hier die Intercellulargänge. S. 65 redet der Vf. ſehr gründlich gegen die Meinung, daſs die Stärkemehlkörner der Saamenlappen die urſprünglichen Kugeln ſeyen, aus welchen vermittelſt Ausdehnung derſelben die Zellen des Parenchyms entſtehen, und wir ſind ganz des Vfs. Meinung, daſs dieſe Körner nur, indem ſie aufgelöſt werden, den Stoff zur Bildung neuer Zellen darreichen. S. 67 handelt der Vf. von der oft miſsverſtandenen wolffiſchen Theorie, daſs alle Pflanzentheile urſprünglich als eine durchſichtige Gallerte ſich bilden, und daſs in derſelben zuerſt ſich kleine Puncte zeigen, welche, indem ſie ſich allmählig ausdehnen, zu Zellen werden, daſs die Zellen nach dieſer Theorie alſo nichts weiter als Höhlungen in der gallertartigen Subſtanz ſind, welche, wenn ſie ſich in dio Länge ausdehnen, zu Gefäſsen werden; und er zeigt, daſs die mirbelſche Theorie von der Homogeneität der Maſſe der Zellen und Gefäſse nur die wenig veränderte wolffiſche ſey.

Bey Gelegenheit der mirbelſchen Poren in den Wänden der Zellen, welche der Vf. mit allen deutſchen Pflanzenanatomen, und zwar mit vollem Rechte, leugnet, und von denen er nur eine Andeutung in *Cycas revoluta* gefunden haben will, kommt der Vf. S. 93 auf den Bau der Poren oder Spaltöffnungen der Oberhaut. Er beſchreibt hier ſehr ausführlich die Poren der Oberhaut der *Tradeſcantia discolor, virginiana* und der Mayspflanze, und die hieher gehörenden Zeichnungen (Taf. V. fig. 4. 5. 6) ſind die trefflichſten, welche die Pflanzenanatomie über dieſen Gegenſtand aufzuweiſen hat. Nach dieſen Zeichnungen, und nach Hn. *M's.* etwas dunkeler Beſchreibung, beſteht die Spaltöffnung bey *Tradeſcantia discolor* aus zwey ovalen Zellen, welche einen feſteren Bau haben, und einen grünen Saft enthalten, der ſich oft, beſonders bey alten Blättern, in kleine grüne Kügelchen zuſammenzieht. Um dieſe beiden Zellen, welche dadurch, daſs ſie nicht in ihrer ganzen Länge, ſondern nur oben und unten zuſammengefügt ſind, die Spaltöffnung bilden, liegen vier andere, von den übrigen Zellen, welche die Oberhaut bilden, in ihrer Form verſchiedene Zellen, und machen die entferntere Umgebung der Spaltöffnungen aus. Dieſe letzten vier Zellen erſcheinen auf dem erſten Anblick als eine einfache viereckige Zelle, doch bemerkt man bey genauerer Unterſuchung, daſs dieſer viereckige Raum aus vier Theilen oder Zellen beſteht, von denen zwey nach oben und unten, und zwey von beiden Seiten die beiden erſten, die Spaltöffnung zunächſt umgebenden Zellen begrenzen. Jede Spaltöffnung hat alſo 6 Zellen, die ihr angehören, und alle dieſe ſechs Zellen liegen auf einer Höhlung im Blatte, welche mit mehreren kleinen Höhlungen zwiſchen den Zellen des Blattes Gemeinſchaft haben, ſo daſs dieſe ſechs Zellen nur vermittelſt der anderen gewöhnlich röthlichen Zellen mit dem inneren grünen Parenchyme des Blattes in Verbindung ſtehen. Die Spaltöffnungen der Oberhaut ſind alſo keine Poren in den Wänden der Zellen, ſondern Zwiſchenräume zwiſchen zwey beſonderen Zellen, die mit anderen Zwiſchenräumen, welche das Parenchym des Blattes bilden helfen, in Verbindung ſtehen. Dieſe Höhlungen fand der Vf. immer ſaftleer, daher er die Spaltöffnungen für Ausdünſtungsorgane hält. Bey *Tradeſcantia virginiana* fand Hr. *M.* ſtatt der vier Zellen, welche die Spaltöffnung umgeben, nur zwey Zellen. Lymphatiſche Gefäſse der Oberhaut, welche zu den Poren führen, leugnet unſer Vf. ganz mit mehreren der neueren Pflanzenanatomen, indem er mit dieſen die hedwigiſche Darſtellung derſelben für eine optiſche Täuſchung, entſtanden durch die doppelten Linien der die Epidermis bildenden Zellen, hält.

Rec. hat dieſe intereſſante Unterſuchung zu conſtatiren geſucht, muſs aber geſtehen, damit bey der *Tradeſcantia discolor* nicht ins Reine gekommen zu ſeyn, indem es ihm nicht hat gelingen wollen, jene vier Zellen, welche die Spaltöffnung umgeben, deutlich

Digitized by Google

zu finden. Auch ſcheint es ihm zu voreilig, wie Hr. *M.* thut, von dem Bau dieſer Theile bey einzelnen Pflanzen auf denſelben Bau bey anderen Pflanzen zu ſchlieſſen, da bey anderen Pflanzen, z. B. den Liliaceen, die Spaltöffnung ſichtlich nur aus zwey Zellen — der nächſten Umgebung der Spaltöffnung bey Hn. *M.* — gebildet iſt, welche von einem feineren Gefäſse umkränzt ſind, und da die anderen, dieſe nächſte Umgebung einſchlieſsenden, eigenthümlich gebauten Zellen, welche Hr. *M.* beſchreibt, fehlen. Nur bey *Commelina erecta* fand Rec. einen ähnlichen Bau, indem hier zwey länglichte, mit grünen Körpern angefüllte Zellen, dadurch, daſs ſie in der Mitte von einander abſtehen, die Spaltöffnung bilden, und ſelbſt wieder von vier eigenthümlich geformten, mehr oder weniger runden Zellen eingeſchloſſen werden, die dann mit den übrigen Zellen der Oberhaut communiciren. Was die Wege betrifft, zu welchen die Spaltöffnungen führen ſollen: ſo würde es von der gröſsten Wichtigkeit ſeyn, wenn Hr. *M.* ſich über die Höhlungen, auf welchen ſie ſtehen, näher erklärt hätte. Bis dahin, daſs man beſtimmt dargethan hat, daſs die Poren auf andere Weiſe, als durch die von *Hedwig* entdeckten lymphatiſchen Gefäſse mit dem Parenchym in Verbindung ſtehen, glaubt ſich Rec. verpflichtet, die hedwigiſche Entdeckung gegen alle ſpäteren Pflanzenanatomen vertheidigen zu müſſen. Bey einigen Pflanzen, z. B. bey der *Tradeſcantia*, der *Cómmelina*, coincidiren dieſe Gefäſse allerdings mit der Richtung der Zellenwände, aus welchen die Epidermis beſteht, ſind gleichſam die äuſserſten Intercellulargänge der Zellen der Epidermis, daher auch Hr. *M.* geſteht, hier immer doppelte Linien bemerkt zu haben; bey der gröſsten Zahl der Pflanzen hingegen zeigt der Lauf dieſer Gefäſse eine ſo auffallende Verſchiedenheit von dem Laufe der Zellenwände, und man ſieht bey genauerer Beobachtung ſo deutlich die unter der Epidermis liegenden weit kleineren Zellen des Parenchyms, daſs es nur ein eigenſinniges Beharren auf einer vorgefaſsten Meinung ſcheint, wenn man dieſe Gefäſse noch immer leugnet, wenn auch die Geneſis und der Bau derſelben uns noch völlig unbekannt iſt. Rec. hat eine ganze Reihe Zeichnungen hierüber entworfen, die er nächſtens dem Publicum mitzutheilen gedenkt, daher hier nur einzelne Andeutungen gegeben werden können. Bey den Filixarten z. B. bilden dieſe Gefäſse ſchlangenförmige Linien, die in einer Schneckenwindung die Spaltöffnung umgeben, und zuletzt in dieſelbe ausmünden, ſo daſs hier gar keine Idee von einer Zelle Statt finden kann, deren Wände den Schein der Gefäſse gäben; zugleich ſieht man höchſt deutlich die dicht unter der Epidermis liegenden regelmäſsig ſechseckigen Zellen des Parenchyms durchſchimmern. Bey der weiſsen Lilie bilden ſie groſse, länglichte, ſechseckige Figuren, welche Zellen zu ſeyn ſcheinen, aber man ſieht hier ebenfalls deutlich unter dieſen Figuren die weit kleineren ſechseckigen Zellen des darunter liegenden Parenchyms.

Drittes Capitel. Von dem Zellengewebe der Pflanzen. S. 117 — 125. Der Vf. handelt hier ſehr kurz von einem neuen, von ihm entdeckten Beſtandtheile der Pflanzen, nämlich von den eigenthümlichen Faſern, wovon ſchon oben die Rede geweſen iſt. Hr. *M.* nennt nämlich *Zellengewebe* die äuſserſt feinen Faſern, welche nach ſeiner Anſicht die fibröſen Röhren und die einzelnen Schläuche der zellichten Subſtanz mit einander verbinden, und welche alſo, indem ſie jede einzelne Zelle in ihrer Anheftung umgeben, ein zuſammenhängendes Gewebe darſtellen. Dieſe Faſern, ſagt unſer Vf., welche man als eine eigenthümliche Kryſtalliſationsform des thieriſchen Stoffs betrachtet, findet ſich auch bey den Inſecten in Verbindung mit der Schlauch- oder Bläschen-Form; ſie zeigt ferner eine auffallende Übereinſtimmung mit den Spiralfaſern der Inſectentracheen, und ſie findet ſich nach dem Vf. in den Spiralgefäſsen des ſtumpfblättrigen Torfmooſes (*Sphagnum obtuſifolium Ehrh.*) wieder, ohne daſs ſie ſich hier durch irgend ein äuſseres Merkmal von jener unterſchiede. Dieſe Faſern, welche nicht nur die Ränder der Zellenwände, ſondern auch den Rand des Bodens jeder Zelle umgeben, und die Zellen in zuſammenhängende Schlauchreihen verbinden, alſo ein zuſammenhängendes Gewebe durch die ganze Pflanze bilden, welches genau den Umriſs aller Theile ausdrückt, laufen nicht immer einfach, ſondern oft finden ſich zwey feine Fäden, welche durch Queerfortſätze verbunden ſind, z. B. im Mark der Gartenroſe, deren Bau die 11 bis 14 Figur der IV Kupfertafel zeigt. Es entſteht dann die täuſchende Ähnlichkeit mit einem Gefäſse, daher man ſie auch für ſolche, nämlich für Intercellulargänge, gehalten hat.

Rec. muſs geſtehen, daſs ihn dieſe Darſtellung ſehr frappirt und an ähnliche Darſtellungen vermeintlicher einfacher Pflanzenfaſern von *Grew*, *Mayer* und Anderen nur zu lebhaft erinnert hat. Wo Hr. *M.* ſeine einzelne Faſer zwiſchen den Zellen der Gartenroſe findet und abbildet, hat Rec. bey ſorgfältig angeſtellter Unterſuchung nichts anderes ſehen können, als einen körnigen Niederſchlag in den die Zellen umgebenden Intercellulargängen, wie denn auch Hn. *M's.* Zeichnung einen mehr körnigen als faſerigen Bau angiebt. Bey den mit groſsen Zellen verſehenen Pflanzen hingegen, z. B. bey der *Nymphaea lutea*, ſieht man nur zu deutlich, daſs auch nicht eine Spur von die Zellen umgebenden Faſern vorhanden iſt. Da Hr. *M.* durchaus die Intercellulargänge leugnet: ſo muſste er bey der Gartenroſe allerdings eine andere Erklärung für dieſen in denſelben enthaltenen Theil ſuchen; die Wände der Intercellulargänge erſchienen ihm nun als zwey feine Faſern, und das in einigen Pflanzen ſich findende körnige Concrement in den Intercellulargängen als Querfaſern, welche die beiden erſten mit einander verbinden. Es wird hier klar, wie leicht der Mangel einer leitenden Idee auf Irrwege in der Beobachtung führt, da Hr. *M.*, hätte er die Intercellulargänge anerkannt, ſicher nicht in dieſen Irrthum gerathen wäre. So ſcheint unſer Vf. hier von einer falſchen vorgefaſsten Meinung und von der angenommenen Analogie zwiſchen dem Bau der Inſectentracheen und der Pflanzentheile irre geleitet zu ſeyn, wie auch aus dem 34 §. zu

Digitized by Google

Ende dieſes Capitels hervorleuchtet, wo Hr. *M.* die Reizbarkeit der Pflanzen in dieſen Faſern finden zu müſſen glaubt.

Viertes Capitel. Von den eigenthümlichen Gefäſsen. S. 126 — 178. Einer der intereſſanteſten Abſchnitte. Zuerſt wird hier von den eigenthümlichen Gefäſsen der Mayspflanze und der *Arundo Donax* gehandelt. Sie ſollen einen beſtimmten Ort einnehmen, ein eigenes Bündel aus langen, an einander gereihten, offenen Schläuchen bilden, bey der *Arundo Donax* die Wände anderer ſechsſeitigen, parenchymatöſen Zellen umgeben, bey der Mayspflanze hingegen bloſs an den Kanten dieſer Zellen befindlich ſeyn, und einen trüben Saft ausflieſsen laſſen, der oft ihre Schnittfläche ſo ſehr überzieht, daſs man nur die äuſseren Umriſſe derſelben beſtimmt erkennen kann. Rec. hat auch dieſe Beobachtung zu beſtätigen geſucht, hat aber in dem angegebenen Bündel bis jetzt nichts als langgeſtreckte Zellen mit ihren Intercellulargängen ſehen können. Offene, aneinander gereihte Schläuche ſcheinen ihm vollends verdächtig. Inzwiſchen wagt er nicht, ſchon jetzt über dieſe äuſserſt intricate Unterſuchung abzuſprechen, und behält ſich vor, ſeine Meinung bey einer anderen Gelegenheit nachzuholen. Ähnliche, einen eigenen Saft enthaltende, aus an einander gereihten, offenen Schläuchen beſtehende eigene Gefäſse beſchreibt und zeichnet der Vf. aus dem Bananenpiſang, aus der ſtrauchartigen Schwalbenwurz (*Aſclepias fruticoſa*) und aus dem gemeinen Schöllkraute (*Chelidonium majus*). Bey der letzten Pflanze glaubt Rec. in Hn. *M's.* eigenen Gefäſsen beſtimmt nur groſse Intercellulargänge geſehen zu haben; auch geſteht Hr. *M.* ſelbſt S. 147, daſs dieſe Gefäſse gewöhnlich zwiſchen den freyen Ecken der Zellen laufen, und oft eine knieförmige Krümmung annehmen, alſo ganz den Lauf der Intercellulargänge haben. In einem in Weingeiſt aufbewahrten Blattſtengel der *Muſa paradiſiaca* fand Rec. den bräunlichen, coagulirten Saft, von dem *M.* redet, aber gröſstentheils zeigte er ſich in den gröſsten Spiralgefäſsen, welche theils ganz davon angefüllt, theils nur in ihren Wänden davon gefärbt waren, und nur ſelten fanden ſich einzelne Zellenreihen, welche dieſen Saft enthielten. Überhaupt ſcheint hier noch groſse Verwirrung und Verwechſelung ganz verſchiedener Organe zu herrſchen. In einigen Pflanzen, z. B. im *Acorus Calamus*, und in allen rothgefleckten Pflanzen finden ſich deutlich einzelne Zellen des Parenchyms, welche mit rothem Saft angefüllt, von derſelben Gröſse wie die übrigen, zerſtreut zwiſchen den anderen Zellen liegen. Aber dieſe, einen rothen Saft enthaltenden Zellen, von denen auch Hr. *M.* S. 162 redet, ſcheinen nichts mit den eigenen Gefäſsen des Schöllkrautes, der *Aſclepias* u. ſ. w. gemein zu haben. *Treviranus* hat ähnliche Beobachtungen gemacht. Ob aber die eben genannten Saftbehälter des Piſang hieher zu rechnen ſind, läſst Rec. unentſchieden. Wie erklärt ſich aber die Anſammlung dieſes Saftes in den Spiralgefäſsen der in Weingeiſt aufbewahrten Pflanze? da man doch wohl nicht annehmen kann, daſs er urſprünglich in denſelben enthalten geweſen, weil dann alle Spiralgefäſse mit demſelben müſsten angefüllt ſeyn, welches nicht der Fall iſt. Die genauere Unterſuchung der eigenen Gefäſse iſt von der gröſsten Wichtigkeit, daher Rec. die Pflanzenanatomen auf dieſen Gegenſtand wünſcht aufmerkſam gemacht zu haben. S. 159, redet Hr. *M.* von den groſsen Terpentingefäſsen der Nadelhölzer. Sie beſtehen nach ihm aus einem von einer eigenen Haut gebildeten Canale, welcher ringsum von an einander gereihten, einen terpentinähnlichen Saft ausſtoſsenden Schläuchen umgeben iſt. Auch hier iſt Differenz mit den Beobachtungen anderer Naturforſcher. S. 164 von den Lücken im Zellengewebe. Unſer Vf. fand in den jungen Blattſtielen des Bananenpiſang dieſe Lücken nicht leer, wie ſie ſich im höheren Alter zeigen, ſondern mit ſehr zarten und kleinen ſechseckigen Zellen ausgefüllt, welche einen von dem Saft der horizontalen Markzellen verſchiedenen Saft enthalten, mit der völligen Entwicklung des Blattſtieles allmählig ſaftleer werden, eintrocknen und endlich eine verſchrumpfte Maſſe bilden, welche den Scheidewänden der Lücken anhängt. Einen gleichen Bau fand Hr. *M.* bey der *Nymphaea lutea*, und Rec. machte dieſe Beobachtung in dem erwachſenen *Scirpus lacuſtris*, nur daſs ihm die, die Lücken ausfüllenden zarten Zellen ganz rund erſchienen. Die Lücken ſcheinen alſo wirklich in der jungen Pflanze nicht als ſolche zu exiſtiren, und erſt mit dem höheren Alter zu entſtehen. Die zackigen Körper in der Secroſe fand Hr. *M.* immer in Verbindung mit groſsen, waſſerhellen, in ſenkrechter Richtung mitten in den Wänden der Lücken gelegenen Schläuchen, daher er glaubt, daſs in den ſogenannten Lücken in der früheren Periode des Wachsthums vermittelſt beſonderer Grundtheile wichtige Abſonderungen vor ſich gehen, welche nach verſchiedenen Miſchungen verändert, von anderen Grundtheilen eingeſogen, und zur Ernährung der Pflanze verwendet werden. Daſs dieſe Lücken ausſchlieſslich Luftwege ſind, ſcheint ihm aus mehreren Gründen nicht wahrſcheinlich. S. 171 von *J. H. D. Moldenhawer's vaſa medullaria*, in welchen der Vf. die eigenthümlichen Gefäſse wieder erkennt.

Zweyter Abſchnitt. Von den Spiralgefäſsen. S. 179 — 335. Der Vf. unterſuchte vorzugsweiſe die Spiralgefäſse der Mayspflanze, und zwar gröſstentheils vermittelſt der Maceration der Gefäſsbündel, wodurch ſich die einzelnen Gefäſse getrennt darſtellen laſſen. Er nimmt nur eine Art von Gefäſsen an, welche nach ihrer verſchiedenen Vollkommenheit und Lage ſich bald als ringförmige, einfache, oder poröſe Spiralgefäſse (Treppengänge, getüpfelte Gefäſse bey *Treviranus*; *tubes fendus, tubes poreux* bey *Mirbel*) darſtellen. Die Spiralgefäſse beſtehen nach ihm aus einer häutigen Röhre, welche entweder von einem ringförmigen Bande, oder von einer Spiralfiber umgeben iſt. Das ſpiralige Band fängt indeſſen immer mit einem ringförmigen an, und endet mit einem ringförmigen, ſo daſs hier immer zwey ringförmige Fibern dicht neben einander liegen. Zugleich wird das Spiralgefäſs gegen dieſe einfachen Ringe zu enger, und es entſtehen hiedurch in dem

Digitized by Google

ganzen Gefäfse einzelne, verengerte Stellen, welche fich als Einfchnürungen darftellen, und die rofenkranzförmigen Gefäfse der Anatomen bilden. Ein und daffelbe Spiralgefäfs ift alfo immer rofenkranzförmiges Gefäfs und wird Ringgefäfs, wo das Glied der Pflanze zarter wird, ift alfo nur verfchieden in den verfchiedenen Theilen der Pflanze. Der Vf. fucht das Dafeyn der innerhalb der Spiralwindungen liegenden Membran durch mehrere fehr fchöne Zeichnungen zu beweifen. Auch fand er fie in den Spiralgefäfsen des ftumpfblätrigen Torfmooles (*Sphagnum obtufifolium*); wovon er Taf. IV Fig. 2 eine Zeichnung giebt. Diefe letzte Beobachtung der Spiralgefäfse im Mooie ift auch in anderer Hinficht intereffant, und verdient näher beleuchtet zu werden, da man bisher noch in keinem Mooie eigentliche Spiralgefäfse gefunden hat, daher Rec. ausführlicher werden zu müffen glaubt. Sie bilden nach dem Vf. (S. 205) die äufserfte Schicht des Stengels, und liegen dicht neben einander, ohne durch zellige Schläuche getrennt, oder von einer befonderen Oberhaut umgeben zu feyn. Sie haben diefelben fchlauchförmigen Zufammenfetzungen, welche fich bey den grofsen Spiralgefäfsen des Mays zeigen, und der fpiralförmige Faden beider Glieder fängt auch hier mit einem Ringe an, und kehrt wieder in einen Ring zurück. Beide Glieder fallen auch in der fehr deutlichen Verengerung, wo fie an einander gefügt find, durch eine längere Maceration aus einander; der fpiralförmige Faden felbft zeigt fich, im durchfallenden Lichte betrachtet, wegen feiner aufserordentlichen Feinheit, wie bey den Infectentracheen, fo dunkel, dafs man ihn beym erften Anblick für eine Spalte halten könnte, welcher Irrthum fich aber leicht durch die Veräftelung widerlegt, die man fehr deutlich bemerkt. Hr. *M.* giebt zur Vergleichung einige Abbildungen der Tracheen der Larven der *Phalaena Bombyx potatoria* Taf. IV Fig. 1, und des *Tenebrio Molitor* Taf. VI Fig. 9. Gleiche Spiralgefäfse will derfelbe in den Blättern des genannten Mooies gefunden haben, und zeichnet fie auf Taf. VI Fig. 3. 4. 5, wo fie, von langgeftreckten, einen grünen Saft enthaltenden Schläuchen umgeben, ganz allein das Blatt bilden, ohne dafs die mindefte Spur einer Oberhaut oder eines anderen häutigen Grundtheiles vorhanden wäre; doch will Hr. *M.* S. 212 auch hier die Faier feines Zellengewebes zwifchen den Spiralgefäfsen und den Saftfchläuchen gefunden haben. Er zieht hieraus S. 212 den Schlufs, dafs die Faier des Zellengewebes, und die fpiralförmigen Faiern der Infectentracheen in die fpiralförmigen Faiern der Pflanzen übergehen. Noch bemerkt Hr. *M.* S. 223, in den fchlauchförmigen Spiralröhren des *Sphagnum obtufifolium* runde Öffnungen gefunden zu haben, welche die Spaltöffnungen der Oberhaut bey den vollkommeneren Pflanzen erfetzen und Feuchtigkeit einfaugen follen.

Rec. hat diefen Bau der Blätter nicht nur des *Sphagnum obtufifolium*, fondern auch des *Sphagnum acutifolium*, welches ihn gleichfalls hat, und wovon, fo wie von demfelben Baue bey *Sphagnum fquarrofum* und *cufpidatum* fchon *Schwägrichen* (S. *J. Hedwig fpecies mufc. frondof. opp. poft. Supplem. I. Sect. I. Lipf.* 1809. Taf. IV, V, VI) Zeichnungen giebt, genau unterfucht, es bisher aber nicht gewagt, hierin Spiralgefäfse zu finden. Auf jeden Fall follte man diefe Organe eher Spiralzellen als Spiralgefäfse nennen, da das einzelne Organ ganz den Bau der Zellen hat. Rec. hat nämlich blofs mehrere halb cirkelförmige Linien in denfelben entdecken können, welche aber nicht blofs in die Queere, wie bey den Spiralgefäfsen und bey den Spiralzellen des *Taxus*, fondern auch in die Länge, und fich durchkreuzend laufen, fich alfo wohl nicht ohne Weiteres für Spiralfibern annehmen laffen. Auffallend ift es ferner, dafs dem Kelche, der weiblichen Blüthe, der Borfte und der Capfel der angegebenen Mooie diefer Bau fehlt, wie Hr. *M.* auch bemerkt, und dafs fich hier nur einfache Zellen darftellen, fo dafs nur die niederen Organe, nicht die höheren, einen edleren Bau zeigen, der fich fonft nur bey den vollkommeneren Theilen der Pflanze vorzüglich entwickelt. Auch ift die angegebene Lage im Stengel, wo fie Rec. noch nicht hat finden können, verdächtig, da bey allen niederen Pflanzen, z. B. dem *Myriophyllum*, dem *Equifetum* (*Rudolphi Anat. d. Pfl.* S. 216. Taf. 3. Fig. 4, giebt falfch die Lage der Spiralgefäfse dicht unter der Rinde an), den Farrnkräutern, die Spiralgefäfse fich immer im Centrum des Stengels, oder in der Nähe deffelben, nie an der Oberfläche finden, fo dafs diefe Organe wohl nichts mit den eigentlichen Spiralgefäfsen gemein haben, und daher von Rec. bisher auch der Formation der Epidermis zugerechnet worden find.

(*Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Giefsen*, b. Tafché u. Müller: *Biographieen berühmter Abenteurer und Grofswefire.* 1805. XVIII u. 332 S. 8. „Wir haben in unferen Tagen Dinge gefehen, von denen fich unfere Voraltern nichts träumen liefsen, einen Bund zwifchen den Osmanen und dem Beherrfcher Ruflands, ein osmanifches Heer in dem Kirchenftaate, um die von den Franzofen befetzten Provinzen dem Papfte, ihrem Herrn, wieder erobern zu helfen. Wir fahen den türkifchen Grofswefir im Kampfe mit der von Buonaparte felbft geftifteten franzöfifchen Kolonie in Ägypten, u. f. w.“ Diefer Anfang der Vorrede, das frifch eingelegte Titelblatt, und noch einiges Andere machen es mehr als wahrfcheinlich, dafs diefe Schrift fchon vor dem angegebenen Jahre, vielleicht unter einem anderen Namen und in einem anderen Verlage, das Licht der Welt erblickt haben möge. Die Lebensbefchreibungen, welche man hier findet, find: 1) Ibrahim Pafcha, Grofswefir vom J. 1523 — 1536. 2) Naffuf, Grofswefir von 1609 — 1614. Ein fehr intereffanter Mann. 3) Conftanz, Premierminifter in Siam, ein Opfer der Revolution im J. 1688. 4) Graf von Bamenal, k. k. Generalfeldzeugmeifter, und nach feinem Übergange zur mohammedanifchen Religion, Chef der Bombardiere und Pafcha von zwey Rofsfchweifen, geft. im J. 1747. 5) Johann Wilhelm, Herzog von Ripperda, Premierminifter in Spanien, und nach feinem Falle, Caffetier zu Meguinez in der Barbarey, geft. d. 13 Novbr. 1737. — In der Vorrede wird von den Quellen Nachricht gegeben. Die Darftellung ift lebendig und anziehend. Bh.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

B O T A N I K.

KIEL, in d. akad. Buchhandlung: *Beyträge zur Anatomie der Pflanzen*, von *Johann Jacob Paul Moldenhawer*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von der häutigen Röhre in den Spiralgefäfsen handelt der Vf. ausführlicher S. 215. Man finde sie am deutlichsten im alten Eichenholze, wo sie sich als eine dünne, farbenlose, häutige Scheide herausziehen lasse. Dafs sie kein gummiger Niederschlag, noch ein harziger Bestandtheil, noch Gallusfäure oder Gärbestoff sey, sondern aus einer eyweifsstoffartigen Materie, wie die Membran der zelligen Substanz, bestehe, sucht Hr. *M.* durch die chemische Analyse dieser beiden Stoffe zu beweisen. In den alternden Gefäfsen ziehe sie sich denn mannigfaltig zusammen und kräusele sich, und nehme dann den Schein eines Zellgewebes an, womit verschiedene Beobachter die Spiralgefäfse angefüllt gefunden haben wollten. Ehe Rec. seine Meinung über den Bau der Spiralgefäfse angiebt, bemerkt er hier nur, dafs, was diese Haut betrifft, unser Vf. offenbar im Irrthum befangen ist. Rec. hat sie nicht nur in der Eiche, sondern auch im Sassafrasholze, im alten Kürbisstengel u. s. w. genau untersucht und gezeichnet, und deutlich gesehen, dafs diese vermeintlich zusammengezogene Haut eine bestimmte Zellenformation ist, welche im Alter des Gefäfses an den Wänden desselben entsteht, und aus runden oder ovalen Zellen gebildet ist, deren Membran mit regelmäfsigen, in Reihen stehenden Puncten oder Poren versehen ist, wie sie schon *Malpighi* und *Leeuwenhoek* uud zuletzt *Treviranus* (*vom inwendigen Bau der Gewächse* Fig. 14) sehr treu abgebildet haben. Es scheint ihm, dafs hier im Alter der Pflanze eine retrograde niedere Bildung, eine niedere Zellenformation entsteht, auf ähnliche Weise, wie bey den Thieren in der Arterie sich im Alter eine retrograde niedere Knochenformation zeigt. Es ist auffallend, dafs diese so leichte Beobachtung, welche schon im *Malpighi* sich findet, von unserem Vf., so wie auch noch ganz kürzlich von *Sprengel* (s. *von dem Bau und der Natur der Gewächse.* Halle 1812. S. 82 Taf. XIV. Fig. 69), ganz falsch gemacht worden ist.

Um die Spiralgefäfse findet Hr. *M.* immer eine besondere Schicht fester Schläuche oder Zellen, welche den Spiralfibern sehr fest anhängen, und welche er geneigt ist für ein Analogon der braunen, gleichfalls aus einfachen Zellenreihen zusammengesetzten Haut der Farrnkräuter zu halten. Aufser dieser nächsten zellichten Bekleidung der Spiralgefäfse bemerkt Hr. *M.* S. 235 auf den Spiralgefäfsen dunkele; die ganze Länge des Gefäfses in fast gleichen Zwischenräumen verfolgende Fäden. Diese hängen den Spiralgefäfsen fester an, als wie den Schläuchen der zellichten Umgebung, finden sich immer da, wo die Scheidewände der Schlauchreihen dieser Umgebung auf den Spiralgefäfsen ruhen; bey den Treppengängen und bey den porösen Röhren zeigen sie die gewöhnlichen Verhältnisse der Fafer des Zellengewebes, indem sie genau die Umrisse der Schläuche, denen sie angehen, verfolgen, mehr oder weniger von der geraden Richtung abweichen, und der zellichten Substanz fester anhängen, als den Spiralgefäfsen, von denen sie sich schon bey blofsen Längenschnitten trennen (? kurz vorher wurde das Gegentheil behauptet). Rec. hat diese Fäden auf den Spiralgefäfsen vielfach beobachtet, sie aber, wie auch aus unseres Vfs. Beschreibung hervorgeht, bis jetzt für nichts anderes gehalten, als für die Reste der auf den Spiralgefäfsen liegenden langgestreckten Zellen und deren Intercellulargänge.

Aus diesen einfachen Spiralgefäfsen entstehen nun die sogenannten Treppengänge und porösen Röhren nach dem Vf. auf folgende Weise S. 245. Das spiralförmige Band, welches bisher von Ring zu Ring einen einfachen Faden darstellte, theilt sich nun wiederholt und verbindet sich wieder, so dafs bald mehr bald weniger Fäden, welche zusammen ein mehr oder weniger breites Band bilden, neben einander gewunden sind. Der Faden spaltet sich hier immer in zwey Zweige, deren jeder hier ungefähr halb so breit ist, als der Faden, aus dem sie entstanden, welchem sie aber bald an Dicke gleich kommen. Diese Theilungen nehmen nun immer mehr zu, und zugleich werden die spiralförmigen Fäden immer feiner, und oft folgen die Spaltungen und Verbindungen so schnell auf einander, dafs sie sehr kleine ovale Räume einschliefsen, und die erste Annäherung zu der Form der porösen Röhren geben. Die Treppengänge sind also nichts Anderes, als wahre Spiralgefäfse, deren Fibern durch Verästelungen und Verbindungen ein netzförmiges Gewebe bilden. Die Zeichnungen, welche der Vf. hierüber giebt, sind sehr instructiv. Aber die eigentliche Form der Treppengänge und porösen Röhren entsteht nach Hn. *M's.* Meinung dadurch, dafs die Windungen des wahren Spiralgefäfses durch einen besonderen Grundtheil verbunden werden, welcher sich als feine, halbdunkele Fäden darstellt, welche sich in gerader Richtung von einer Spiral-

Digitized by Google

windung zur anderen in gleichen Zwiſchenräumen fortſetzen, und ſich in alten Gefäſsen von den Spiralfibern an Glanz und Conſiſtenz kaum oder gar nicht unterſcheiden. Wenn dieſe Fäden breiter werden, ſich in der Mitte zuſammenziehen, und, indem ſie ſich zuſammenziehen, die ſpiralförmige Fiber etwas von der geraden Richtung abbiegen: ſo erhalten die urſprünglich viereckigen Zwiſchenräume eine rundliche Form, und dieſe geben dann der Wand des Gefäſses das Anſehen von runden Öffnungen, — die Poren der poröſen Röhren.

Intereſſant, und einer näheren Unterſuchung werth iſt S. 264 die Beſchreibung der Entſtehung der poröſen Röhren von ihrer erſten Bildung im jungen Maysſtengel bis zur Vollendung, welche aber keinen Auszug erlaubt. Rec. hat noch nicht Muſse genug gehabt, dieſe äuſserſt zarten Unterſuchungen und Beobachtungen einer ſo genauen Reviſion zu unterwerfen, als es die Wichtigkeit des Gegenſtandes erfodert, daher er ſich nicht anmaſst, die Richtigkeit dieſer Beobachtungen zu beſtreiten, ſondern ſich mit der Angabe ſeiner bisherigen Theorie von dem Baue, der Entſtehung und der Verſchiedenheit der Spiralgefäſse begnügt, und ferneren Unterſuchungen die Entſcheidung der Richtigkeit der einen oder anderen Theorie überlaſſen muſs.

Die Spiralgefäſse ſcheinen nämlich dem Rec. eine doppelte Formation zu bilden, von denen eine die poröſen, die andere, die von Rec. ſogenannten netzförmigen Gefäſse bildet. Die letzte hat Rec. bisjetzt nur in einigen ſehr ſaftreichen Pflanzen, namentlich nur in den Gattungen *Tropeolum* und *Impatiens*, finden können; die erſte hingegen zeigt ſich in allen übrigen Pflanzen, und in allen Holzarten. Die erſte beſteht darin, daſs die Ringe oder Windungen des urſprünglich ringförmigen oder einfachen Spiralgefäſses ſich von einander entfernen, und daſs ſich nun zwiſchen dieſen Windungen eine Membran bildet, welche in regelmäſsigen, oft ſpiralförmigen Reihen mit ovalen Poren verſehen iſt, aber weder die Spiralfaſer umgiebt, noch von ihr eingeſchloſſen wird. Rec. hat in ſeinen Zeichnungen zur Pflanzenanatomie eine Suite von fünf Tafeln bloſs der Darſtellung der Entſtehung der poröſen Gefäſse aus den einfachen Spiralgefäſsen gewidmet, indem er aus dem Kürbis zuerſt die in der jungen Pflanze befindlichen einfachen Spiralgefäſse darſtellte, und in den folgenden Zeichnungen, welche dieſelben Theile aus dem heranwachſenden Stengel enthalten, zeigt, wie allmählich mit zunehmendem Wachsthume der Pflanze ſich die Windungen der Spiralfibern von einander trennen, und nun jene poröſe Membran ſich zu bilden anfängt. Jedes poröſe Spiralgefäſs hat alſo zum Skelett ein einfaches oder ringförmiges Spiralgefäſs, iſt urſprünglich nur ein ſolches (bey den Hölzern wahrſcheinlichſt immer ringförmiges Spiralgefäſs), und nur mit zunehmendem Alter bildet ſich zwiſchen den Windungen die poröſe Membran, welche das Gefäſs verwandelt. Daſſelbe Gefäſs wird dann in dem Knoten, wo die Zellenformation die vorherrſchende iſt, gleichſam zellulös, daher die Einſchnürungen oder Verengerungen, welche die bis dahin gleichförmige Röhre des Gefäſses unterbrechen. Im Kürbisſtengel von verſchiedenem Alter iſt dieſe allmähliche Bildung des einfachen Spiralgefäſses in poröſes Gefäſs dem Rec. ſo deutlich geworden, daſs er ſie nachher in allen anderen Pflanzen, einige wenige ausgenommen, hat wiederfinden können. Die andere Formation iſt die von Hn. *M.* angegebene, welche entſteht, indem die Spiralfibern ſich verzweigen und wechſelſeitig verbinden, und endlich durch die häufige Verzweigung ein Netzwerk bilden, welches die Wand des Gefäſses ausmacht. Doch hat Rec. die von Hn. *M.* als einen beſonderen Grundtheil angegebenen, die Spiralfibern verbindenden Querfaſern noch nicht finden können. Es entſtehen hier auch ovale Zwiſchenräume zwiſchen den verzweigten Spiralfibern, aber ſie ſind theils gröſser, theils von ganz anderer Geſtalt und Verhältniſſen als die Poren der poröſen Gefäſse, ſo daſs man ſie an dieſen, ohne Zeichnungen nicht wohl deutlich zu machenden Eigenthümlichkeiten auf den erſten Blick von den poröſen Gefäſsen unterſcheiden kann. Die Öffnungen der letzten Formation unterſcheiden ſich nämlich von den Poren der erſten dadurch, daſs ſie eine einfache ovale Öffnung darſtellen, da hingegen die Poren deutlich aus einer breiten Einfaſſung, und aus einer ovalen oder runden Öffnung in dieſer Einfaſſung gebildet ſind. Eine eigene Membran in dem Gefäſse hat Rec. ſo wenig hier, als in den poröſen Gefäſsen entdecken können, und die Membran, welche Hr. *M.* in den letzten annimmt, und welche ſich wahrſcheinlichſt in allen alten Spiralgefäſsen findet, iſt, wie geſagt, offenbar eine mit dem Alter entſtehende neue, aber retrograde zellulöſe Bildung, welche von der Wand des Gefäſses ausgeht, und mit dem Spiralgefäſs, als ſolchem, nichts Weſentliches gemein hat.

Wir kehren nach dieſer Abſchweifung zu unſerem Vf. zurück. Die ſchon von *Leeuwenhoek*, und ſpäterhin von *Mirbel* und *Treviranus* bemerkten Erhöhungen oder Wülſte an den Poren der poröſen Röhren, vorzüglich des Rüſters, des Saſſafrasholzes u. a., ſucht Hr. *M.* S. 283 dadurch zu erklären, daſs er annimmt, daſs die ſpiralförmigen Fäden, da wo ſie frey und nicht verbunden ſind, ſich mit ihren Rändern etwas erheben, und genauer an die Umgebungen des Gefäſses anſchlieſsen; das ganze Gefäſs unterſcheidet ſich alſo von den poröſen Röhren überhaupt bloſs dadurch, daſs die ſpiralförmigen Fäden hier nicht in ihrer ganzen Breite flach, ſondern mit ihren freyen Rändern aufgebogen ſind. Rec., der das Saſſafrasholz ſchon ſeit längerer Zeit, ſeiner ſehr groſsen poröſen Gefäſse wegen, ſorgfältig unterſucht hat, muſs geſtehen, daſs ihn dieſe Erklärung nicht befriedigt hat, eben ſo wenig, als ihm die hieher gehörige Zeichnung Taf. VI Fig. 1 genau genug ſcheint.

Unſer Vf. kömmt hiebey S. 288 auf den eigenthümlichen Bau des Holzes der Nadelbäume, von welchem ſchon *Malpighi* und *Leeuwenhoek* einige, obgleich rohe Zeichnungen gaben. Hr. *M.* hält die Poren, die ſich an den Spiegelfaſern zugekehrten Seiten der langgeſtreckten Zellen dieſer Holzarten finden, und welche, wo

Digitized by Google

ſich die Zellen der Spiegelfaſern an dieſe anlegen, in einfache runde Öffnungen übergehen, für gleicher Entſtehung mit den Poren der poröſen Gefäſse, nämlich aus verwachſenen Spiralfibern, deren aufgeworfene Ränder eine Art von Wulſt bilden; und die langgeſtreckten Zellen ſelbſt für Spiralgefäſse. Im Eibenbaume (*Taxus baccata*) fand Hr. *M.* bloſs eigentliche Spiralgefäſse, aber ein beträchtlich breites Band, nicht feine Fäden, ſind hier ſpiralförmig gewunden, und dieſes Band iſt nicht in ſeiner ganzen Länge von gleicher Breite, ſondern es wird allmählich ſchmäler und wieder breiter.

Rec., der in einer eigenen vergleichenden Anatomie der Nadelhölzer und der verwandten Bäume dieſen merkwürdigen Bau genau unterſucht, und ihn in allen bisher ihm vorgekommenen Species dieſer Familie, nämlich in 23 Species, gefunden hat, weicht in ſeiner Theorie von der hier mitgetheilten bedeutend ab. Die angegebenen, von Hn. *M.* ſogenannten poröſen Spiralgefäſse ſind nämlich offenbar nur langgeſtreckte mit Poren verſehene Zellen, da man deutlich die hier in diagonaler Richtung laufenden Querwände der Zellen ſieht; nur ſind dieſe Zellen oft ſo langgeſtreckt, daſs man auf den erſten Blick nur cylindriſche Röhren zu ſehen glaubt, und die ſehr weit von einander entfernten Querwände leicht überſieht oder mit Mühe findet. Eben ſo ſind die vermeintlichen Spiralgefäſse im *Taxus* gleichfalls nur langgeſtreckte Zellen, welche aber, auſser den Poren an den den Spiegelfaſern zugekehrten Wänden (welche Hr. *M.* überſehen hat), noch äuſserſt feine, in dieſen Zellen aufſteigende Spiralfaſern zeigen. Daſs aber dieſe poröſen, langgeſtreckten, und beym *Taxus* mit Spiralfaſern verſehenen Zellen die den ſpäteren Holzringen der Nadelbäume fehlenden Spiralgefäſse erſetzen, und daſs alſo hier die Zellenformation mit der Spiralgefäſsformation verſchmolzen ſey, iſt wohl keinem Zweifel unterworfen. Von dem Urſprunge der Poren dieſer Zellen aus Spiralfaſern hat Rec. ſich noch nicht überzeugen können, obgleich er den vermeintlichen Übergang derſelben in Spiralfaſern, von welchem Hr. *M.* S. 290 redet, nämlich einfache querlaufende Striche, auch bey *Pinus Larix* geſehen hat. Was endlich die Spiralfaſern der langgeſtreckten Zellen im *Taxus* betrifft: ſo hält Rec. das, was Hr. *M.* für ein breites Band ausgiebt, vielmehr für den Zwiſchenraum zwiſchen den Spiralfibern, daher er ungleiche Breite hat, und den dunkelen, äuſserſt feinen Strich zwiſchen Hn. *M's.* breitem Bande für die äuſserſt feine Spiralfaſer ſelbſt. Hr. M. hätte mit eben dem Rechte bey den vermeintlichen Spiralfaſern der Torfmooſe ein breites, ſpiralförmig gewundenes Band annehmen können, wo er nur von äuſserſt feinen Spiralfaſern redet, da der Bau beider Pflanzentheile im Äuſseren groſse Ähnlichkeit mit einander hat.

S. 294 und ff. handelt der Vf. von der Bildung des Knotens der Pflanze, und von den Veräſtelungen und Verbindungen, welche die Spiralgefäſse in demſelben zeigen, ſo wie von demſelben Bau in der weiblichen Ähre der Mayspflanze, und in den Früchten mehrerer Pflanzen, wovon jedoch kein Auszug gegeben werden kann. Er glaubt aus dieſem Baue ſchlieſsen zu müſſen, daſs die Spiralgefäſse nicht bloſs Luftgefäſse, ſondern vielmehr ſaftführende Gefäſse ſind. Man habe ſich durch die Analogie des Baues dieſer Gefäſse mit den ſogenannten Tracheen der Inſecten verführen laſſen, aber dieſe Tracheen ſeyen gleichfalls keine Athmungsorgane oder luftführende Röhren, ſondern enthalten nach allen Beobachtungen nur flüſſigen Saft. Wir können uns, ohne die Grenzen der Recenſion zu überſchreiten, auf die nähere Würdigung dieſer Theorie um ſo weniger einlaſſen, da wir nächſtens Gelegenheit erhalten werden, ausführlicher über dieſen für die Pflanzenphyſiologie ſehr wichtigen Gegenſtand zu reden, und wir bemerken daher nur, daſs Hr. *M.* nach ſeiner Theorie die Spiralgefäſse nothwendig für ſaftführende Organe halten muſste, da er die Intercellulargänge, die eigentlichen Saftwege, leugnet; auch bemerkt er mit Recht, daſs der Saft in den verſchloſſenen Zellen nicht wohl aufſteigen könne, und bedurfte nun anderer Wege, welche den Saft der Pflanze führen. Aber wie erklärt dann, möchten wir fragen, Hr. *M.* die Aufſteigung des Saftes in den niederen, die Spiralgefäſse entbehrenden Pflanzen, wo ſich bloſs Zellengewebe findet? Auch iſt die Behauptung unrichtig, daſs die feinſten Wurzelzaſern nur aus Bündeln von Spiralgefäſsen beſtehen. Die Beſtätigung, welche Hr. *M.* S. 320 in der künſtlichen Anfüllung der Spiralgefäſse mit gefärbten Flüſſigkeiten für ſeine Theorie zu finden ſucht, hat keinen reellen Werth, da man nie von der Function eines aus dem normalen Leben geriſſenen Theiles auf die normale Function deſſelben Theiles zu ſchlieſsen berechtiget iſt, weil nämlich jede Abnormität der Form und Lage der Theile auch nothwendig eine Abnormität der Function mit ſich bringt. Was endlich den Beweis für die ſaftführende Function der Spiralgefäſse betrifft, welchen Hr. *M.* S. 328 in dem Bau des Holzes des *Taxus* zu finden glaubt, wo, wie angegeben, nach Hn. *M.* ſich bloſs Spiralgefäſse finden: ſo läſst ſich hieraus gerade das Gegentheil beweiſen. Rec. hat nämlich bey dieſen, ſo wie bey den Nadelhölzern, die Intercellulargänge beſtimmt ſich mit rother Dinte anfüllen ſehen, und aus dem Verhältniſſe des ſpecifiſchen Gewichtes dieſer Hölzer zu den anderen Holzarten läſst es ſich bis zur Evidenz beweiſen, daſs dieſe Spiralgefäſse, oder richtiger Spiralzellen, ſo wie die poröſen Zellen der Nadelhölzer, nur Luft enthalten können.

Sollen wir nach dieſer ausführlichen Anzeige des Inhaltes ein ſummariſches Urtheil über das vorliegende Werk fällen: ſo müſſen wir ſagen, daſs es viele einzelne, ſorgfältige, äuſserſt fleiſsige und mühſame Unterſuchungen und Beobachtungen über den beſonderen Bau einzelner Organe der Pflanze enthält, daſs aber die Reſultate dieſer Unterſuchungen ſehr oft zweydeutig, unſicher, und nicht ſelten ganz falſch ſind, und alſo einer genauen Reviſion unterworfen werden müſſen. Man vermiſst dabey ſehr oft das geiſtige Band, welches alle einzelnen Organiſationen, und ſo auch die einzelnen Organe vereinigt, und deſ-

Digitized by Google

ſen Erkennung allein nur die Bedeutung der einzelnen Formationen lehren kann, da im Gegentheil eine bloſs empiriſche, gedankenloſe Anſchauung des Vorhandenen nur zu leicht irre führt. Es fehlt, mit einem Worte, zu oft die Idee des Pflanzenbaues und des Pflanzenlebens, ohne welche alle einzelnen Bildungen nur dunkel und unerklärlich ſeyn können. Rec. will damit nicht ſagen, daſs man zuerſt, vor der Unterſuchung, ſich eine Idee entwerfen, und dann nach dieſer Idee unterſuchen ſolle, da man auf dieſe Weiſe nur ſeine, vielleicht falſche Idee, nicht die Natur, finden würde; ſondern er will nur andeuten, daſs man, um die einzelnen beſonderen Bildungen zu verſtehen, nothwendig erſt die allgemeine Bildung und deren Geſetze, alſo hier die des vegetativen Lebens, kennen und alſo erſt die allgemeine Bildung einſehen müſſe, ehe man die Erklärung der Bedeutung der einzelnen Formationen mit Erfolg unternehmen könne. Auf andere Weiſe iſt es faſt unmöglich, die ſpeciellen Geſetze in der Bildung der einzelnen Organe zu erkennen. Hätte z. B. unſer Vf. eingeſehen, daſs die Pflanze urſprünglich nur aus einfachen Schläuchen beſteht, welche in einer Flüſſigkeit ſchwimmend, und in einem groſsen Schlauche eingeſchloſſen, ſich an einander reihen, wie man es noch deutlich bey den Mooſen, den Schwämmen und bey anderen niederen Pflanzen ſieht, und daſs dieſe Schlauchreihen in den vollkommeneren Pflanzen ſich an an einander fügend nothwendig dodekaedriſche Zellen bilden, und die ſie umgebende Flüſſigkeit an die Stellen drängen müſſen, wo der geringſte Widerſtand iſt, nämlich an die Kanten der Zellen: ſo würde er die Intercellulargänge ſicher nicht geleugnet haben, welche nichts Anderes ſind, als die Reſte der freyen Umgebung der Zellen, und er würde auf manche andere Irrwege nicht gerathen ſeyn, von denen wir früher geſprochen haben. Ferner ſcheint Hr. *M.* zu oft künſtliche, durch Maceration erlangte Präparate unterſucht und gezeichnet zu haben, da, wo wir lieber, nach *Grew's* lobenswerthem Beyſpiele, die Theile, nicht durch Maceration entſtellt in ihrem natürlichen Zuſammenhange dargeſtellt geſehen hätten. Endlich bemerken wir als einen Mangel zur Brauchbarkeit des Werkes die Weglaſſung der Erklärung der Kupfertafeln, welche Rec. erſt mit groſser Mühe aus dem Werke ſelbſt hat zuſammenleſen und ausziehen müſſen.

Aller dieſer angegebenen Mängel ungeachtet, müſſen wir doch, wenn wir die bisher vorhandenen, in und auſser Deutſchland erſchienenen Werke über die Pflanzenanatomie mit dem gegenwärtigen in vergleichende Betrachtung bringen, Hn. *M's.* Schrift für eine vorzügliche Zierde der deutſchen Literatur, und für ein ehrenvolles Denkmal des vaterländiſchen Fleiſses, Genauigkeit, Sorgfalt und Treue anerkennen. Wir hoffen, daſs, nachdem nun einmal wieder eine ernſtere Bearbeitung der Pflanzenanatomie auf den frivolen Leichtſinn, mit welchem man in vielen neuen Werken die Sache nahm, gefolgt iſt, eine neue Periode anheben werde, in welcher, wie in anderen realen Wiſſenſchaften, ſo auch in dem Studium des inneren Baues der Pflanze ſich der nach Innen gedrängte Eifer und die rege Thätigkeit unſerer Landsleute durch des Nachruhmes würdige Producte auszeichnen, und den deutſchen Ruhm der wahren Naturforſchung behaupten werden. Wir ſehen deſshalb mit Begierde und Antheil der Erſcheinung der ferneren Arbeiten des Vfs. entgegen. ✱

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig* b. Seeger: *Heirathsgeſchenk für Neuverehlichte und Verlobte, ſie mögen es ſeyn oder noch werden.* Ohne Jahrzahl. 160 S. kl. 8. (1 Rthlr.) Auf dem Umſchlage ſteht folgender Titel: *Leipzig*, in Commiſſion b. Bruder: *Taſchenbuch für Neuverehlichte* u. ſ. w. 1810. Nach einer Einleitung, in welcher ein Prediger über die Wichtigkeit und den Segen des Eheſtandes, ſo wie über das Unheil mancher Ehen, aus Erfahrung ſpricht, wird zuerſt die Frage aufgeworfen: Wie muſs überhaupt die Ehe geſchloſſen und geführt werden, wenn ſie eine Schöpferin häuslicher Glückſeligkeit werden ſoll? Die Antwort hierauf iſt: Sie muſs mit Ernſt und Überlegung, rechtlich und anſtändig, in unbefleckter Unſchuld und mit herzlicher Zuſtimmung beider Theile geſchloſſen, und ſo geführt werden, daſs der Mann nicht tyranniſch herrſche, ein Theil mit dem anderen Geduld habe, und die gegenſeitige Treue unverbrüchlich ſey. Der Vf. geht dabey nicht ins Einzelne, ſondern verweilt, nicht ohne guten Bedacht, bloſs beym Allgemeinen, und ſucht durch ſeine Darſtellung hauptſächlich auch auf das Gefühl zu wirken. Nun unterſucht der Vf. den beſonderen Werth der Religion in den Verhältniſſen des ehelichen und häuslichen Lebens. Ein ſehr wohlgelungener Abſchnitt. Der wohlthätige Einfluſs der Religion wird in ſein vollkommenes Licht geſtellt, und mit ergreifender Wärme dieſelbe empfohlen. „Gatten und Gattinnen, ſchlieſst der Vf., laſst euch den Geiſt der Zeit nicht zur Verachtung des Heiligen und Göttlichen hinreiſsen. Entzieht euch der wohlthätigen Leitung der Religion nicht. Laſst ſie eure Wahl entſcheiden, euer gegenſeitiges Verhalten regieren, und euer Stand wird glücklich, euer Leben wird zufrieden und heiter, euer Haus wird der Sitz der Freude und des Segens, und das Ziel eurer irdiſchen Trennung wird ein frohes Wiederſehn dort ſeyn." Was hierauf über den wohlthätigen Einfluſs einer reinen und edlen Liebe auf die längere Fortdauer der ehelichen Verbindung, in einem eigenen Abſchnitte, geſagt wird, iſt ebenfalls, wie das Vorige, in unſeren Tagen ſehr zu beherzigen. Die übrigen Abſchnitte ſuchen theils richtige Anſichten zu geben, von den mancherley Beſchwerden und Sorgen, die mit dem häuslichen Stande verknüpft ſind, theils die Nothwendigkeit einer wirthlichen (nicht *wirklichen*, wie in der Überſchrift und dem Inhaltsverzeichniſſe ſteht) und haushälteriſchen Lebensart für das eheliche Glück darzuthun, theils die wichtigſten Grundſätze und Vorſchriften über die Erziehung der Kinder beyzubringen. Bey aller Kürze enthält der letzte Abſchnitt doch Alles, was angehende Ältern über die Bildung ihrer Kinder wiſſen ſollen. Man findet nichts Ungeſagtes, aber auch nichts Übertriebenes. Beſonders zweckmäſsig iſt das, was zur Erweckung des religiöſen Sinnes dargeboten, und hier von ſo gröſserer Wichtigkeit, da die religiöſe Bildung ſchlechterdings ihren Anfang von den Ältern nehmen muſs. Den Schluſs machen ein paar Anreden einer guten Mutter an ihre neuverehelichte Tochter, und eines rechtſchaffenen Vaters an ſeinen neuverehelichten Sohn, worin gute Rathſchläge und Erinnerungen für das eheliche Leben ertheilt werden. Nach einer Anmerkung ſind ſie, wenigſtens die erſte, aus den Rathſchlägen eines geſchätzten Arztes, mit zweckmäſsigen Abänderungen und Erweiterungen entlehnt.

Eh.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

HOMILETIK.

Nürnberg, b. Campe: *Handbuch der Anleitung zur Kanzelberedſamkeit für chriſtliche Religionslehrer*, von D. *Chriſtoph Friedrich Ammon*, königl. baier. Kirchenrathe, erſtem Prof. der Theol. und Superintendenten zu Erlangen. Neue vermehrte Auflage. 1812. 378 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Dafs der verdienſtvolle Vf. dieſes Handbuchs eben ſo trefflich zur Kanzelberedſamkeit durch den Vortrag der Theorie derſelben anzuleiten wiſſe, als er ſie in ſeinen eigenen allgemein geſchätzten homiletiſchen Arbeiten anwendet, hat er ſchon durch die erſte Ausgabe dieſes Werkes (Göttingen 1799) hinreichend bewährt. Jene kürzere Anleitung hat ſich in dieſer neuen Ausgabe, wo ſie durch die kleinere Schrift faſt um die Hälfte vermehrt worden iſt, in ein Handbuch verwandelt. Das Ganze enthält, wie in der früheren Ausgabe, 165 §§., in welchen die Lehren der Homiletik ganz in derſelben Ordnung vorgetragen werden, ſo dafs der Vf. im erſten Theile von dem Inhalte chriſtlicher Predigten, in dem zweyten von den Texten und ihrer Behandlung, in dem dritten von der Dispoſition und ihrer Ausarbeitung, in dem vierten von dem öffentlichen Vortrage der Predigten ſpricht. Das Eigenthümliche dieſer neuen Bearbeitung beſteht, auſser einigen beſonderen Zugaben (von denen wir unten ſprechen werden), vorzüglich darin, dafs Hr. *A.* nicht ſelten den Ausdruck berichtigt und genauer beſtimmt, mehrere einzelne §§. durch ſchätzbare Zuſätze erweitert, und beſonders die unter den §§. ſtehenden Anmerkungen, welche die nöthigen Erläuterungen, Beſtimmungen und ſehr vollſtändige literariſche Nachweiſungen enthalten, bedeutend vermehrt, ſo wie zu den angeführten Beyſpielen, beſonders aus ſeinen eigenen und den reinhardiſchen Predigten, viele neue hinzugefügt hat. Unſtreitig hat ſein Werk in dieſer neuen Geſtalt an innerem Gehalte und allgemeiner Brauchbarkeit nicht wenig gewonnen. Mit Vergnügen bemerkte Rec. auch hier (und hier faſt noch deutlicher und öfterer, als in der erſten Ausgabe), wie ſehr der würdige Vf. darauf hinarbeitet, ein *wahrhaft chriſtliches* Predigen zu befördern. Mögen alle Prediger, welche ſich ſeines Handbuchs bedienen werden, nicht verabſäumen, die Bemerkungen zu leſen und zu beherzigen, mit welchen er ſich in der Vorrede gegen die homiletiſche Verirrung der neueren Zeiten erklärt, das Chriſtenthum als bloſse Vernunftreligion behandeln zu wollen, und ſeinen hiſtoriſchen und poſitiven Charakter in den Hintergrund zu ſtellen! — Rec. hält ſich jedoch auch für verpflichtet, auf einige Puncte aufmerkſam zu machen, bey denen er gewünſcht hätte, dafs die beſſernde und vervollkommnende Hand des Vfs. ihren Einfluſs auf die zweyte Ausgabe noch mehr geäuſsert haben möchte. Dahin gehört zuvörderſt die Art, wie der Begriff einer chriſtlichen Predigt, von welchem Hr. *A.* in dem Vortrage der Homiletik ausgeht, beſtimmt worden iſt. Eine chriſtliche Predigt iſt ihm (§. 23 vergl. §. 1) ein zuſammenhängender Religionsvortrag zur Belehrung und Erbauung der Gemeinde. Allein ſollte man durch dieſe Definition eine vollſtändige und klare Einſicht in den Begriff gewinnen: ſo müſste vor allen Dingen genauer beſtimmt worden ſeyn, welchen Begriff der Vf. mit dem nicht von allen Homileten in demſelben Sinne gebrauchten Worte *Erbauung* verbindet. Dieſs iſt erſt weiter unten im zweyten Theile §. 63. 64 geſchehen. Auch dürfte es nicht mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche übereinſtimmen, und allgemein verſtändlich ſeyn, wenn der Ausdruck: Religionsvortrag, ſo von ihm gebraucht wird, dafs er ſowohl die Vorträge der Glaubenslehre, als die moraliſchen in ſich faſst. Ehe der Begriff einer Predigt feſtgeſetzt wird, ſollte man ſich wohl über die Frage ausführlicher verbreiten: *was* kann und ſoll im Allgemeinen durch den öffentlichen Cultus überhaupt, und namentlich durch das, was man Predigen nennt, in den menſchlichen Gemüthern *bewirkt* werden? Daran knüpft ſich dann am natürlichſten eine pſychologiſche Erörterung der *Art und Weiſe*, *wie* der Prediger die menſchlichen Gemüthskräfte beſchäftigen und in Thätigkeit ſetzen, wie er den Menſchen im Allgemeinen behandeln, welchen Weg er einſchlagen müſſe, um jenen Endzweck zu erreichen. Wir wünſchten, dafs der Vf. bey der neuen Bearbeitung ſeiner Theorie von dieſen Prämiſſen ausgegangen wäre, aus ihnen den Begriff der Predigt abgeleitet, und zugleich die Frage beantwortet hätte, ob und in wie fern die Predigt eine *Rede* ſeyn könne und ſolle? Dieſs Letztere war um ſo nöthiger, da der Vf. ein Handbuch der Anleitung zur Kanzel*beredſamkeit* ankündigte. In dem erſten Theile §. 26. 27, wo der Umfang der Materialien, welche in Kanzelvorträgen behandelt werden können und ſollen, beſtimmt wird, hätte theils der Vortrag des *Geſchichtlichen* der heiligen Schrift unſtreitig eine eigene Berückſichtigung verdient (da es den Grundſätzen des Vfs. ſelbſt angemeſſen zu ſeyn ſcheint, dafs der Prediger den hiſto-

Digitized by Google

rischen und positiven Charakter des Christenthums nicht übersehe), theils die Behandlung *psychologischer* Gegenstände, in sofern sie oft in religiöser und moralischer Hinsicht höchst wichtig werden können. Die Bemerkungen über die Eigenschaften eines guten Textes (im zweyten Theile §. 38. 39. 40), welche sämmtlich viel Wahres und Treffendes enthalten, bedurften der Ausführlichkeit nicht, mit welcher sie der Vf., besonders in der neuen Ausgabe, vorträgt. Wenigstens konnte der Zusatz, welcher in der neuen Ausgabe S. 89 zu Anfange des 38 § hinzugekommen ist, wo sich der Vf. gegen die Wahl zweydeutiger, witziger, scherzhafter, abstruser Texte erklärt, sehr füglich mit dem verbunden werden, was er §. 39 über die Nothwendigkeit bemerkt, deutliche und anständige Texte zu wählen. Dagegen erwarteten wir §. 43 ausführlichere Vorschläge und Winke über die Methode, vorgeschriebene Texte nach ihren einzelnen verschiedenen Gattungen zur Auffindung eines Thema zu benutzen. An einer Erfindungstheorie dieser Art, welche besonders für angehende Prediger sehr wichtig wäre, fehlt es noch den meisten homiletischen Lehrbüchern. Eben so vermisst man §. 54. 55 eine genauere Erörterung der Art und Weise, wie der Prediger, als Prediger (als Kanzel*redner*), bey der Bestimmung, Erläuterung, Entwickelung seiner Begriffe zu Werke gehen müsse; wie sich hier die Methode des Kanzel*redners* von dem wissenschaftlichen und überhaupt von dem *blos* belehrenden Vortrage *unterscheide*. Der Vf. berührt die Nothwendigkeit, Begriffe bestimmt zu definiren und anschaulich zu erläutern, da, wo er von den Predigten spricht, welche er κατ' ἐξοχὴν Aufklärungspredigten nennt. Er unterscheidet nämlich §. 52 bey den synthetischen Vorträgen unterrichtende (oder aufklärende), beweisende, erbauliche Predigten. Nothwendig muss man aus dieser Unterscheidung folgern, dass nach den Grundsätzen seiner Theorie nicht gerade jede Predigt erbaulich seyn müsse. Dies bestätigt sich noch mehr durch §. 65, wo er ausdrücklich bemerkt: „es sollten, *wo nicht alle*, doch die meisten Predigten erbaulich seyn." Rec. bekennt hier aufrichtig seine feste Überzeugung, dass es nothwendig zum *Wesen* einer *jeden* guten Predigt gehöre, erbaulich zu seyn. Denn erbaulich ist ein Vortrag, wenn er dazu geeignet ist, die *lebendige* christlich-religiöse Überzeugung, den religiösen *Sinn*, nicht blos die religiöse Erkenntniss, und die ächte christlich-religiöse Sittlichkeit des Zuhörers zu befestigen und zu erhöhen. Dieser Begriff entspricht dem neutestamentlichen οἰκοδομὴ, πρὸς οἰκοδομὴν am vollständigsten. Auch der Vf. scheint in dieser Hinsicht mit uns übereinzustimmen, wenn er §. 64 S. 133 Erbaulichkeit diejenige Eigenschaft einer Predigt nennt, welche dem Willen des Zuhörers die religiösen Wahrheiten durch Überzeugung und Gefühle nahe legt. Ein Vortrag, der sich blos an das Erkenntnissvermögen wendet, ohne das Gefühl des Zuhörers zu ergreifen, und auf die höheren Neigungen des Gemüths zu wirken, gehört nicht auf die *Kanzel*, möge er auch noch so bündig, deutlich und fasslich seyn. Auch wenn der Vortrag nicht *unmittelbar* vor einen Fehler warnen, oder zu einer Tugend ermuntern soll, auch wenn das Thema die Erläuterung eines Begriffes oder Satzes, oder den Beweis einer Wahrheit ankündigt, lässt sich doch der Gegenstand (so lange nur der Prediger überhaupt einen Gegenstand wählt, der für die Kanzel passend ist) so darstellen, dass zugleich das Gefühl für das Heilige und Gute in einen höheren Schwung versetzt, und, wenigstens mittelbar, selbst auf das Begehrungsvermögen des Menschen gewirkt werden kann. In diesem Sinne kann und muss jede Predigt erbauen. Der Vf. bemerkt ja selbst sehr richtig S. 137: „man kann daher aus jedem theologischen Hauptsatze, wenigstens im zweyten Theile, praktische Folgen und erbauliche Wahrheiten ableiten, so dass es also ein seichtes und schädliches Vorurtheil bleibt, dogmatische Predigten seyen nicht erbaulich." In dem dritten Abschnitte des zweyten Theils, wo der Vf. über die Behandlung besonderer Texte für Festpredigten und Casualpredigten spricht, wäre eine Topik, eine geordnete Darstellung gewisser allgemeiner Begriffe und Hauptgesichtspuncte, welche den Prediger bey der Erfindung der für die verschiedenen Gattungen der Fest- und Casual-Predigten passenden Materialien leiten können, gewiss an ihrem Orte gewesen. Warum sich der Vf. in dem dritten Theile (wo von der Disposition die Rede ist) §. 109 gegen die Eintheilung eines Thema in 4 Haupttheile bey synthetischen Vorträgen erkläre, und dieselbe unbedingt fehlerhaft nenne, ist uns selbst durch die Bemerkung desselben, dass eine solche Eintheilung allemal in der Entwicklung der Ideen ein Glied überspringe, nicht hinreichend klar geworden. Warum wollte man z. B. (um von vielen Beyspielen nur eins zu wählen) folgende tetrachotomische Disposition des verewigten Reinhard (in der Sammlung s. Predigten vom Jahre 1795. Sulzbach 1797. S. 150): *über den Einfluss, welchen der Glaube an ewige Fortdauer auf die Tugend hat:* die Tugend gewinnt durch ihn a) an *Kraft*, b) an *Reinheit*, c) an *Entschlossenheit*, d) an *Hoheit* — für logisch fehlerhaft erklären? Die §. 110 (wo der Vf. die verschiedenen Bestimmungsgründe der Eintheilung angiebt) aufgestellte Regel: „man kann 1) das Ganze in seine einzelnen Begriffe und Sätze auflösen," hält Rec. darum für bedenklich, weil sie den Prediger leicht verleiten kann, das Thema so einzutheilen, dass sich die Haupttheile nicht, was doch zu der logischen Vollkommenheit einer Disposition nach unserem Ermessen nothwendig gehört, auf das Thema im Ganzen, d. h. nicht auf die *Verbindung* von Begriffen, welche das Thema ausmacht, gehörig beziehen. Dies ergiebt sich selbst aus dem von dem Vf. sogleich hinzugefügten Beyspiele folgender Disposition: von dem nachtheiligen Einflusse der Herrschsucht auf die menschliche Wohlfahrt. 1) Was ist Herrschsucht? 2) Nachtheiliger Einfluss auf das sinnliche Wohl. 3) Nachtheiliger Einfluss auf das sittliche Wohl. Die Erklärung des Begriffs der Herrschsucht kann hier nicht füglich unter den Haupttheilen ihren Platz finden, da das Thema blos eine Darstellung ihres

Digitized by Google

nachtheiligen Einflusses ankündigt, und demnach der Begriff der Herrschsucht selbst, als ein in dem Eingange schon erklärter Begriff, durch jene Ankündigung *vorausgesetzt* wird. Auch hätten wir gewünscht, dafs Hr. *A.* in diesem ganzen Abschnitte, der die Disposition betrifft, zugleich auf die *psychologische Zweckmäfsigkeit* der Eintheilung und Anordnung des Ganzen mehr Rücksicht genommen, und gezeigt haben möchte, wie selbst die Anordnung des Einzelnen dahin wirken könne und müsse, die verschiedenen geistigen Thätigkeiten und Veränderungen in dem Gemüthe der Zuhörer so auf einander folgen zu lassen, dafs der beabsichtigte Zweck am besten erreicht wird. Der dritte Abschnitt des dritten Theils, von der *Sprache* der Predigten, ist zwar in dieser neuen Ausgabe allerdings vollständiger bearbeitet worden, als in der ersten, und enthält sehr beachtungswerthe Winke. Wir vermissen jedoch in mehreren einzelnen Puncten noch bestimmtere Belehrungen über den Unterschied, der zwischen der Sprache des Predigers, als Kanzel*redners*, und dem blofs didaktischen Stile auf der einen, so wie dem dichterischen Stile auf der anderen Seite Statt findet, und eine Erörterung des Gebrauchs, welchen der Prediger bey der Verschiedenheit der Gegenstände, welche er behandelt, und der Zuhörer, zu denen er spricht, von der niederen, mittleren und höheren *Schreibart* zu machen hat.

Die von dem Vf. selbst in der Vorrede und Inhaltsanzeige besonders bemerkten gröfseren Zugaben dieser neuen Bearbeitung seiner Homiletik sind folgende: 1. Anhang zur Einleitung. Über den vermeintlichen Unterschied der Kanzelberedsamkeit in der katholischen und protestantischen Kirche. Trefflich erklärt sich der Vf. gegen die einseitige Behauptung eines Recensenten (der *sermons de Hugues Blair* im *Journal de l'Empire* vom 10 August 1807), dafs nur in der katholischen Kirche eine wahre Kanzelberedsamkeit Statt finden könne. 2. Zugabe in dem dritten Abschnitte des dritten Theils. Über die rednerischen Eigenschaften und das Interesse der Kanzelsprache. Enthält kurze, aber treffende Bemerkungen. 3. Zugabe zum vierten Theile. Über die Kanzelscheu junger Prediger. Sehr beachtungswerthe Beobachtungen und Erfahrungen über die Ängstlichkeit und Verlegenheit bey dem öffentlichen Vortrage der Predigten, und über die Unterstützung und Bildung des Gedächtnisses.

St.

Gmünd, b. Ritter: *Neues Magazin für katholische Religionslehrer*, herausgegeben von *Franz Carl Felder*, bischöflich-geistlichem Rathe und Pfarrer zu Waltershofen. 1809. 6 Hefte. Januar — December 876 S. 1810. 6 Hefte. Jan. — Decbr. 880 S. 1811. 6 Hefte. Jan. — Decbr. 880 S. 8. (Jeder Jahrgang 2 Rthlr. 6 gr.)

Dieses neue Magazin ist eine Fortsetzung des *kleinen Magazins für katholische Religionslehrer*, welches seit 1800 erst durch Hrn. Prof. *Lorenz Kapler* zu Landshut (jetzt Schulrath zu Insbruck), dann seit 1806 durch den jetzigen Herausgeber besorgt worden ist. Es wird unter diesem neuen Titel auch nicht ohne Leser und Beyfall bleiben. Es enthält erstlich theologische, doch ziemlich populär geschriebene, Abhandlungen; zweytens historische, den Seelsorgern in Baiern und Schwaben interessante Nachrichten; drittens Predigten, Predigtentwürfe auch liturgische Formulare, Vorschläge das katholische Ritual geistvoller zu machen; viertens Recensionen, und endlich ist auch noch jedem Stücke ein besonderes Intelligenzblatt angehängt, welches kurz absprechende, bald lobende, bald tadelnde Urtheile über einige neu erschienene theologische Schriften der Protestanten enthält.

Der Zweck der ganzen Zeitschrift scheint besonders dahin zu gehen, Glauben an die Bibel als an eine unmittelbare göttliche Offenbarung zu erhalten, und die Einigkeit mit der Kirche den Predigern zwar lieb zu machen, aber ihnen auch zu zeigen, dafs sie ihre Freyheit zu denken dabey immer so viel, als nöthig ist, behalten können, dafs auch die Protestanten das Wesentliche des Christenthums haben, und nicht angefeindet oder gar verdammt werden dürfen. Dabey bemühen sich die Vff., die Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche nur so weit zu vertheidigen, als sie vernunftmäfsig und biblisch sind, oder doch wenigstens weder mit der Vernunft noch Bibel streiten, und allen übertriebenen Eifer für Scholastik auszurotten. Besonders athmet ein recht frommer, friedliebender und sanfter Geist in allen Aufsätzen.

Von den Abhandlungen will Rec. nur zwey auszeichnen. Die eine *über die Scheu vor dem Dogmatismus*, die eigentlich die Gründe der Abneigung vor den eigenthümlichen Grundlehren des positiven Christenthums darlegen, und die Mittel, derselben zu steuern, angeben soll. Besonders räth der Vf., die Vernunft nicht herabzuwürdigen, nicht die scholastische Theologie ganz vertheidigen zu wollen, sondern mit den Protestanten in Aufrechthaltung dessen, was ihnen, wie den Katholiken, das Wichtigste im Christenthume seyn mufs, gemeinschaftliche Sache zu machen. Die andere Abhandlung ist *katholisches Glaubenssystem* überschrieben. Der Vf. wünscht, dafs man vor Vollendung derselben das Urtheil darüber zurückhalten soll; wir können aber wohl anführen, was darin dargethan werden soll, nämlich, dafs im Naturstande Vernunft-Erkenntnifs und Verehrung Gottes, wie sie darin möglich ist, hinlänglich zur Seligkeit, dafs den Christen jetzo als Individuen Tradition und heilige Schrift hinlänglich, aber auch nothwendig zur Seligkeit sey, dafs aber, um einen vollkommenen christlichen *Staat* oder eine allgemeine Kirche zu bilden, aufser diesen beiden Erkenntnifsquellen auch noch Katholicität erfodert werde. Der erste dieser drey Sätze ist so ausgeführt, dafs man mit Verstand nicht leicht etwas wird dagegen einwenden können. Der Vf. meint, es werde viel Licht in das System, und viel Friede unter die christlichen Parteyen und ihre Bekenner kommen, wenn man über-

Digitized by Google

all und immer dieſe drey verſchiedenen Zwecke der allgemeinen und individuellen menſchlichen Seligkeit und des vollkommenen chriſtlichen Staats unterſchiede, und man wird ihm darin leicht beypflichten.

Die hiſtoriſchen Notizen, welche in dieſem Magazine mitgetheilt werden, können auſser Baiern und Schwaben kein ſonderliches Intereſſe haben, wenigſtens haben ſie es nur für den, der gern wiſſen will, wie es mit dem Chriſtenthume und der Theologie in dieſen Gegenden ſteht; doch ſind ſie für den Ausländer faſt zu ſpeciell.

Die Predigten, Predigtentwürfe, liturgiſchen Formulare kann Rec. in ſofern loben, als eine ächtchriſtliche Denkart ſich darin abſpiegelt, ein Bemühen, wahre Frömmigkeit zu beleben, daraus hervorleuchtet, auch ſich viele Lehrweisheit, welche vorhandene Meinungen und verehrte Gebräuche zweckmäſsig benutzt, ohne das Abergläubiſche, das ſich leicht daran hängen kann, zu nähren, darin zeigt. Aber meiſterhaft können ſie nicht heiſsen, dazu iſt die Sprache zu wenig populär, oder da, wo ſie es iſt, welches aber ſelten der Fall iſt, zu wenig edel; auch iſt die Ordnung nicht immer logiſch und die Sachen zu allgemein. Eine Predigt, die vier Zwecke der Abendmahlsfeyer angiebt, nämlich ein Denkmal an Jeſus Chriſtus, eine geiſtliche Nahrung für unſere Seele, eine Vereinigung des Herzens mit Jeſus, ein Band der Liebe zwiſchen den Gläubigen zu ſeyn, möchte Rec. auch proteſtantiſchen Chriſten ihres Inhalts wegen beſonders empfehlen. Wie leicht kann man ſich in praktiſcher Anſicht dieſer Feyer vereinigen, wenn man auch in ſehr verſchiedenen Formeln theoretiſch darüber ſpricht!

Von den Recenſionen, die in dieſem Magazine auf wichtige, beſonders aſcetiſche Werke des katholiſchen Deutſchlands aufmerkſam machen, will Rec. nach der bekannten und ſehr wohl gegründeten Regel recenſirender Inſtitute nichts ſagen, und nur hinzufügen, daſs er ſich freuen werde, wenn dieſe Zeitſchrift noch lange fortgeſetzt wird, und in ihrem Kreiſe nach den Anſichten des Herausgebers und der Mitarbeiter viel zur Beförderung der chriſtlichen Erkenntniſs, chriſtlicher Frömmigkeit und Friedensliebe beyträgt.

Dfr.

KURZE ANZEIGEN.

Pädagogik. *Leipzig*, b. Barth: *Vorübungen zu ſchriftlichen Aufſätzen und Aufgaben zu Stilübungen in fortſchreitender Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren, auf Vorlegeblättern, zum Schul- und Privat-Gebrauche.* Von *J. C. F. Baumgarten*, Vicarius und Lehrer der Erwerbſchule zu Magdeburg. 1807. 22 Bog. 8. (20 gr.) Zweyte vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. 1811. 24 Bog. 8. (1 Rthlr.) Der Vf. geſteht, bey der Ausarbeitung dieſer Vorlegeblätter, die Ideen mehrerer achtungswürdiger Männer, und beſonders die der Hnn. *Dolz* und *Wilmſen*, benutzt zu haben. Er hat denſelben zwey Abtheilungen gegeben: die eine enthält Vorübungen zur Anfertigung ſchriftlicher Aufſätze, und die andere eigentliche Stilübungen. Bey den Vorübungen zu ſchriftlichen Aufſätzen hat der Vf. zu weit ausgeholt, und Übungen aufgenommen, die nicht hieher gehören. So macht die Bildung der Nennwörter von Beywörtern und Zeitwörtern, der Beywörter von Nennwörtern und Zeitwörtern, und der Zeitwörter von Nennwörtern und Beywörtern den Anfang. Die Bildung der Wörter gehört aber gar nicht in das Gebiet des Lehrlings; er muſs nur benutzen lernen, was er hat. Auch iſt das zur Erleichterung der Aufgabe vorausgeſchickte Beyſpiel mehr verführend für den Anfänger, als auf den rechten Weg leitend. So viel iſt gewiſs, daſs für denjenigen, der ſich nicht durch das Beyſpiel irre leiten laſſen kann, die Aufgabe ohne Nutzen iſt. Eben ſo iſt es mit den folgenden Übungen, die ſich mit der Aufſuchung ſchicklicher Beywörter zu Nennwörtern, ſchicklicher Nennwörter zu Beywörtern u. ſ. w. beſchäftigen. Das wahrhaft Schickliche kann nur im Zuſammenhange der Rede gefunden werden, und dieſer fehlt hier. Denſelben Vorwurf der Unzweckmäſsigkeit kann man auch den übrigen, in der erſten Abtheilung aufgeſtellten Übungen machen. Es ſind Übungen des Nachdenkens, die aber zunächſt auf die Ausarbeitung ſchriftlicher Aufſätze keinen Bezug haben. — Unter die Stilübungen hat der Vf. gebracht: Schriftliche Beantwortung vorgelegter Fragen, Beſchreibungen, Angabe des Sinnes, der in einem Sprichworte enthalten iſt, Umſchreibung paſſender Wörter zu Charaden, Anzeigen in öffentlichen Blättern, Quittungen, Erzählungen, Verbeſſerung fehlerhafter Erzählungen, Umſetzung poetiſcher Erzählungen in Proſa, Umſetzung kleiner Gedichte in Proſa u. ſ. f. Man ſieht hieraus ungefähr, was dem Vf. Stil- und Stilübungen ſind. Bey der Umſetzung kleiner Gedichte in Proſa — einer Übung, die ohnedieſs nicht dem Grade von Bildung angemeſſen iſt, welchen ſolche Vorlegeblätter vorausſetzen — hätte eine beſſere Auswahl der Gedichte getroffen werden ſollen. Manche ſind an und für ſich ſchon Proſa, und andere wollen faſt gar nichts ſagen. z. B. „Lebt, das Leben iſt ein Bach! Wer genieſsen kann, genieſse! Lebt, das Leben iſt ein Tag! daſs er ſich nicht fruchtlos ſchlieſse.“ B. i. l.

Erbauungsschriften. Ohne Anzeige des Verlags: *Predigt bey Gelegenheit der feyerlichen Einweihung der neuerbauten evangeliſchen Kirche zu Peſth*, gehalten am 2 Juny 1811, als am erſten Pfingſtfeyertage, von *Johann Wächter*, k. k. Conſiſtorialrathe, der inner- und niederöſterr. Diöceſe Superintendenten, und erſtem Prediger der evangeliſchen Gemeine A. C. in Wien. 36 S. 8. In dem Vorberichte wird eine kurze Nachricht von der evangeliſchen Gemeine A. C. in Peſth ſeit dem Jahre 1787 mitgetheilt, wo ſie den 11 November ihren erſten Gottesdienſt in einem Privathauſe feyerte, und dann die Ordnung der gottesdienſtlichen Verrichtungen bey der Gelegenheit angezeigt, bey welcher auch die gegenwärtige Predigt gehalten wurde. Der Text derſelben iſt die Feſtepiſtel, und der Hauptſatz: *Von der hohen Beſtimmung chriſtlicher Tempel.* Sie ſollen durch das, was in ihnen gethan und geſprochen wird, dazu dienen, unſeren Verſtand zu erleuchten, unſer Herz zu veredlen und unſer Gemüth zu erheben. Aus dieſer erhabenen Beſtimmung leitet Hr. *W.* drey Pflichten her: die Pflicht der Dankbarkeit ſowohl gegen Gott, als gegen diejenigen, welchen die Gemeine den Genuſs einer ſolchen Wohlthat verdankt; ferner fleiſsige Theilnahme an allen Verſammlungen und Feyerlichkeiten, die im neuerbauten Tempel veranſtaltet werden, und endlich edle Bereitwilligkeit, zur Erhaltung und Fortdauer der Kirche ſowohl, als der, unter der Gemeine beſtehenden gottesdienſtlichen Anſtalten überhaupt, auf das thätigſte mitzuwirken. Hr. *W.* hat ſeinen Gegenſtand mit Klarheit und Beſtimmtheit durchgeführt, und die Pflichten mit einer edlen Wärme dem Herzen nahe gebracht. Die Sprache iſt voll Würde und Nachdruck. — In ein paar Anmerkungen des Herausgebers, welcher nicht Hr. *W.* ſelbſt iſt, erfahren wir, daſs die vorzüglichſte Stifterin dieſer neuen Kirche die verſtorbene verwittwete Frau Generalin von Beleznay, und die jetzige vorzüglichſte Wohlthäterin derſelben die verwittwete Frau Gräfin Teleki ſind. Ihre Namen verdienen erhalten zu werden. —r—r.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

ALTERTHUMSKUNDE.

Weimar, in d. Landes-Induſtrie-Compt.: *De monumentis aliquot Graecis e ſepulchro Cumaeo, recenter effoſſo, erutis, ſacra Dionyſiaca a Campanis veteribus celebrata horumque doctrinam de animorum poſt obitum ſtatu illuſtrantium.* Commentatio auctore *F. C. L. Sickler*, Phil. D. Acad. Imper. et Reg. Rom. etc. ſodali, Gymnaſii Hildburghuſani Directore. 1812. 24 S. 4. nebſt 3 Kupfertafeln. (12 gr.)

Ebendaſelbſt: *Beſchreibung eines ſehr merkwürdigen griechiſchen Grabmals bey Cumä mit drey Basreliefs über die bacchiſche Myſterien-Feyer* von Dr. *F. C. L. Sickler*, Schulrath und Director in Hildburghauſen. Mit drey Kupfern und einem Blatte Noten. Aus den Curioſitäten II Bd. 1 St. beſonders abgedruckt. 1812. 40 S. 8. (12 gr.)

Die Freunde des Alterthums müſſen Hn. *Sickler* für die Behanntmachung einiger neuerdings aufgefundener Bildwerke Dank ſagen, da dieſe nicht allein in Hinſicht ihres Kunſtwerthes alle Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, ſondern auch über einzelne Puncte der alten Kunſtdarſtellung neues Licht verbreiten, und die Entſcheidung eines verjährten Streites über die Skelettfiguren bey den Alten bekräftigen. Vorausſetzen möchten wir, daſs die Kupfer in den Händen der Leſer ſeyen, da hier nur die unmittelbare Anſchauung zum Urtheil führen kann, und mit einer bloſs wiederholenden Beſchreibung wenig gedient iſt. Ausführlicher aber möchte das vom Vf. Vorgetragene ſelbſt geprüft werden müſſen; denn wenn auf der einen Seite der Werth der Sache und das Bedürfniſs der Erklärung ein längeres Verweilen erfodert: ſo können auf der andern dieſe Schriften überhaupt davon Beweis geben, wie man ſeit einiger Zeit angefangen hat, Kunſtwerke der Alten zu erklären und zu behandeln. Wir fanden, daſs die lateiniſche Abhandlung aus der deutſchen, vielleicht früher geſchriebenen, überſetzt ſey, und haben ſie daher für die Beurtheilung verbunden, da überdieſs in der deutſchen Schrift die Beſchreibung genauer und mehr in Beziehung auf die Erklärung geſtellt iſt, auch ſich dabey der Vorzug zeigt, daſs ſie, der Verlegenheit entnommen, mit welcher die Foderungen der bloſsen Unterhaltung mit denen einer gelehrten Unterſuchung ausgeglichen werden, mehr Verſtändlichkeit und Klarheit enthält.

Als Einleitung giebt der Vf. eine maleriſche Beſchreibung der Reiſe von Neapel nach Cumä, oder er macht vielmehr die Reiſe mit dem Leſer ſelbſt zu Waſſer und zu Lande. Für die Beſtimmung der Curioſitäten mag dieſes recht paſſend ſeyn, nur hätte dieſe Einleitung in der *Commentatio* mit etwas Gehaltreicherem vertauſcht werden ſollen, da ſie weder Neues enthält, noch auch durch etwas mehr als durch die Füſse auf den Gegenſtand hinleitet. Die einzige gelehrtere beygefügte Note über den Namen des Sees *Avernus* muſs dahin berichtiget werden, daſs, wenn Strabo (Lib. V. S. 244. Caſ., der Vf. citirt oft in franzöſiſcher Manier nur nach Büchern) die Ableitung von ἄορνος, *vögellos*, für Erdichtung der Bewohner hält, er richtig geurtheilt hat, nicht deſshalb, weil bisweilen Vögel von der Ausdünſtung des Sees umkämen, ſey auch anzunehmen, es halte ſich daſelbſt kein Vogel auf. Hr. *S.* erzählt dann, wie er im Jahre 1809 zu den Ruinen des alten Cumä gewandert ſey, und dort ein durch Geſpenſterſagen berüchtigtes Grabmal gefunden habe. Aus der Form, und aus zwey aufgefundenen Backſteinen mit den Inſchriften ΑΑΚΑ . . . und ΠΕΡ . . ſchlieſst er ſchnell, daſs es ein Grab cumäiſcher Griechen ſey. Von der Form und ihrer Eigenthümlichkeit wird nichts erwähnt; die Schriftfragmente können aber für nichts Zeugniſs geben, da ſie nicht nur unſicher ſind, und als lateiniſche angeſehen werden können, ſondern es ja wohl bekannt iſt, daſs in Italien früh und ſpät griechiſche Inſchriften gefertigt worden ſind, ohne von Griechen herzurühren. Nach der deutſchen Schrift beſtehen die über den drey Sarkophagen an der Wand angebrachten Reliefs aus harter, von gemahlnem Marmorſtaub und Pezzuolanerde bereiteter Stuccoarbeit. Nur mit ſchwerer Mühe, und durch Hülfe aufgeſprengtes Waſſers, konnte Hr. *S.* die in dem Dunkel der Höhle kaum erkennbaren Figuren nachzeichnen, woher wir uns auch zu deuten wuſsten, daſs an mehreren Stellen der Zeichnungen eine gewiſſe neuere Manier in Ergänzungen durchblickt. Das erſte Basrelief, auf welchem ſich eine ſchöne Gruppe von 8 auf dem Triclinium ruhenden Männern, ein auf den Stufen ſitzender Jüngling, in der Mitte die kunſtvolle Tänzerin und zur Seite eine, wegen Verletzung des Kunſtwerkes, unerkennbare Figur darſtellt, beſchreibt der Vf. weitläuftig, und erkennt in den Männern Griechen. In der deutſchen Schrift wagt der Vf. über die männliche Figur mit verhülltem Kopfe kurz abzuſprechen, daſs ſie der Myſtagog ſey. Vorausſetzungen anderer Art führten hierauf und auf die Annahme, daſs der *pater convivii* überhaupt bey den Alten als Reſt der untergegangenen Myſterienfeyer

Digitized by Google

betrachtet werden müfste. Wir finden auf dem Bilde nicht die geringfte Andeutung, und keinen Grund, in dem Alten mehr als einen gewöhnlichen Tifchgenoffen zu erkennen; denn ein *pater convivii* würde fchon Vorausfetzung feyn. Ungern vermifsten wir hier eine Hindeutung auf die eigene Darftellung des Triclinium, wie fie nicht leicht irgendwo gefunden werden möchte. Es ift amphitheatralifch angelegt, und zwey grofse Stufen, auf die auch die beiden vorletzten Figuren, wenigftens die letzte, gefetzt zu feyn fcheinen, führen zu ihm hinauf. Die Tänzerin findet der Vf. in einer nicht fittfamen Stellung (*in motu parum decoro verfatur*, fagt der Vf. in feiner Sprache). Wir haben diefs nicht dem Bilde abnehmen können, da der Künftler den im Tanze gefchwungenen Körper edel genug gehalten, und felbft den Faltenwurf dazu benutzt hat. Der Vf. aber widerfpricht fich felbft, indem er den vorgeftellten Tanz, man weifs nicht nach welchen Nachrichten, χεὶρ καταπρηνὴς nennt, diefer Tanz aber von Athenäus und Pollux unter die Arten des ernfteren, fittlichen Tanzes, der Ἐμμέλεια (der Vf. fchreibt immer εὐμέλεια) gerechnet wird. Doch fcheint der Vf. überhaupt über die Tanzarten, von denen wir nur die Namen kennen, zuverfichtlich auf Behauptungen fortzubauen, deren Beweis ihm fchwer fallen möchte. Sie haben keine Stütze. Noch weniger kann aber die Bewegung des Tanzes auf eine Deutung des Ganzen führen, und die Weife der Cumäer, Sympofien zu feyern, zeigt fich hier nicht weiter charakteriftifch (obgleich der Vf. es erfchliefst *e motibus ionicis, quos Tarentini a Milefiis acceperunt* (?) *et per Graeciam magnam propagarunt* (?)). Die auf dem zur Seite ftehenden Tifche befindlichen Gefäfse werden als bacchifche Myfteriengefäfse erklärt, als fey der κάνθαρος ein ganz eigenthümliches Gefäfs der bacchifchen Myfterien gewefen, da er doch bey allem Profanen im Gebrauch war. Überhaupt haftet nicht der geringfte Schein von Myfteriöfem an den aufgeftellten Gefäfsen. Unerklärt geblieben ift eine zweyte, in der Nähe der Tänzerin befindliche Perfon, die in dem Bilde bis auf Kopf und Hals verwifcht ift, und doch fcheint fie, wie wir unten angeben werden, eine beachtungswerthe Bedeutung zu haben. Hr. *S.* hält fie ohne hinlänglichen Grund für eine zweyte Tänzerin, denn der Kopf ift in fehr ruhiger Haltung. In der Erklärung des zweyten Bildes ift richtig bemerkt worden, wie die Skelette nach der Vorausfetzung, dafs zur Bewegung ein durch Sehnen und Muskeln verbundener Körper nöthig ift, bey den Alten nicht als blofse Knochengerippe dargeftellt worden find. Die drey Figuren aber follen insgefammt Tanzende feyn, und der eine mit den Händen den Takt dazu fchlagen. Als Grund von letzter Behauptung führt der Vf. die heutigen Tänze der Italiäner auf, bey denen oft ein Tänzer, in Ermangelung der Cymbeln und Caftagnetten, mit den Händen eine Art Mufik angebe. Diefs kann wohl wahr feyn; aber bey den Alten hat Rec. noch nichts von folcher Händemufik erfahren. Auch kann das Neuere nicht als zureichender Beweis ohne alle andere Beftätigung gelten. Auf dem dritten Bilde ift Charon allerdings die am meiften erkennbare Perfon; aber wenn diefer auf den Lebenslauf, welcher von der Perfon hinter ihm abgelefen wird, nach Hn. *S's.* Angabe hören foll: fo ift entweder diefs, oder das Bild falfch. Nach diefem nämlich blickt Charon zurück auf die andere Seite des ftygifchen Fluffes, wo vielleicht fchon andere Ankömmlinge ihn erwarten; er fcheint hier nur eine Weile nach vollbrachter Überfchiffung zu ruhen. Dafs die lefende Figur den Lebenslauf *laut* vorlefe, ift eine unbegründete Annahme. Auch ftillfchweigendes Überlefen ift hier genug. Von der Perfon felbft wird kurz gehandelt, dafs es die ägyptifche Ifis fey, die der Künftler hier nach griechifchem Stil behandelt habe. Kaum des Widerfpruches werth fcheint die feit Natalis Comes nachgefprochene etymologifche Erklärung des Namen Charon, von χαίρω. Was der Vf. mit den Worten: *A myftarum turba et coetu pro deo hilari* (*fenfu tranfitivo*) *accipiebatur Charon, hoc eorum umbras fine mora ad beatorum fedes transmittente*, ausdrücken wollte, hat fich Rec. nicht verdeutlichen können, wie überhaupt die deutfche Abhandlung beffer verftanden wird, als die ins Lateinifche nur zu treu überfetzte. Der Taktfchläger findet fich nach Hn. *S.* auch hier wieder ein, fo wie auch hier, wie oben, die Nebenfigur keine Erklärung erhalten hat. Dafs es bacchifche Myften feyen, die hier in die Unterwelt eintreten, beweift der Vf. mit folgenden Gründen: *Myfteriis bacchicis umbras caeteras adftantes initiatas effe vel ex eo colligitur, partim quia ifto fpectaculo avide omnes inhaerent, partim quia fenex quidam ex iisdem manus explodit, ut muficam faciat.* Die Vorausfetzung war nämlich, der gemeine Tanz fey ein bacchifcher. Doch es möchte die Logik, welche die Antiquare in ihren Schlüffen bewähren, überhaupt charakteriftifch, und, wenn man will, merkwürdig genannt werden können. Wenigftens find auch von vorliegender Abhandlung die Beweife nicht fern, dafs die Gelehrfamkeit der freyen Anficht der alten Kunftwerke oft und viel fchadet, vorzüglich wenn jene nicht aus einem vollftändigen und befonnenen Studium der Schriften der Alten, die keineswegs in Citaten der Neueren gelefen feyn wollen, gewonnen und mit Umficht geordnet worden ift. Wir gehen zur Hauptfache, der eigentlichen Erklärung der Bilder, über. Der Vf. ftellt zwey Erklärungen auf. Einmal könne das Ganze eine Darftellung zum Lobe der Mufik (*artis faltandi encomium*) heifsen. Wir fehen allerdings hier Tanzende, fehen, wie der Tanz die Befchauer in der Oberwelt und in der Unterwelt erheitert und zum Beyfall zwingt: aber an die Darftellung einer Verherrlichung des Tanzes überhaupt läfst Nichts glauben. Nirgends finden wir den Ausdruck eines Generellen, fondern nur Tanzfcenen in perfönliche Rückficht auf die Tanzenden geftellt. Doch der Vf. wurde durch jene erfte Erklärung nicht beruhigt, da fich zweifelnd einwenden laffe, wie folche luftige Tanzvorftellungen in ein

Digitized by Google

Grabmal gekommen ſeyen, und wie ſich eine Gruppe tanzender Lemuren den Alten zu einer freudigen Scene geeignet habe. Daher ſuchte der Vf. ſich in das heilige Dunkel der Myſterien zu retten. Ihm konnte als einem Alterthumskenner die Darſtellung froher Lebensſcenen in ernſten Gräbern der Alten bey wiederholter Betrachtung gewifs nicht ſonderbar ſcheinen; dieſs bedarf keiner Vorausſetzung. Daſs die Alten in der Darſtellung von Lemuren „kein angenehmes und heiteres Schauſpiel“ gefunden haben würden, kommt hier nicht in Rückſicht, da einmal das Heitere hier nicht als Zweck gelten kann, dann aber eben dieſe aufgefundenen Bilder beweiſen, wie die Alten auch ſolchen Stoff nicht verſchmäht haben, und wie die Vorſtellung von befreundeten Schatten, die ja oft den Lebenden in ſtiller Mitternacht zuſprechen, nicht überall zu den grauſenden und verabſcheuten gezählt worden ſind. Doch der Vf. weiſt die erſte Erklärung zurück, weil ſie, wie er ſich ausdrückt, *nimis ad manus* war, und geht *deſshalb* auf einen tieferen Sinn aus.

In der Aufzählung der Stellen, welche die Einführung der bacchiſchen Myſterien in Italien beweiſen, finden wir nach dem, was *Heyne* und Andere geſagt, nichts Neues; dagegen mangelt die erfoderliche Kritik. Denn es iſt bey der Stelle des Sophokles (*Antigone* 1105 oder 1119) nicht einmal auf das Rückſicht genommen, was die Ausleger dieſer Stelle angeführt und bezweifelt haben; bey den übrigen aber ſind weder die Zeugniſſe der Schriftſteller, noch die Zeitangabe der Einführung hinlänglich begründet worden Wir werden dieſs alles gewiſs da finden, wo der Vf. die ganze Lehre des Dionyſos der Ägyptier und Griechen und deren Bezug auf die Myſterienlehre abzuhandeln verſpricht. Hier folgt Hr. *S.* der Annahme *Böttigers* (wir wünſchten hier nicht das Wort *opinio* gebraucht zu ſehen), der bewieſen habe, daſs die campaniſchen Vaſen Myſterien- oder Weih-Gefäſse ſeyen, welche den Eingeweihten mit in die Gruft gegeben worden, zur Erinnerung an die ägyptiſch-dionyſiſche Unſterblichkeitslehre. Was der Vf. darauf von Amenthes, Oſiris u. ſ. w. vorträgt, möchte die Farbe eines gewiſſen Zeitgeſchmacks, welcher tiefere Unterſuchung ſcheut, an ſich tragen, nur daſs hier das Geſagte nicht den bey Anderen unerträglichen Schein von Neuheit annimmt, und nicht durch die blendende Folie von Erklärung alter Schriftſteller, wo zehn Stellen gegen eine falſch gefaſst werden, ausgeſchmückt worden iſt. Man weiſs, wie leicht es den heutigen Mythologen wird, einem ganzen Volksglauben in kurzen Ausſprüchen Deutung zu geben, und die Wanderung durch ganze Völker mit der Feder auf dem Papiere zu verzeichnen. Daſs auch unſer Vf. ſchnell auf Entſcheidungen ohne vorausgeſtellte Begründung verfällt, mag nur eine Stelle beweiſen. „Dazu kommt die Identität des Oſiris mit dem Dionyſos Ingräus, oder Casmilus, oder dem weinbauenden Bacchus der Griechen; denn auch Oſiris war der weinbauende Gott der Ägypter; aus welchem Grunde die Erinnerung an ſeinen gewaltſamen Tod und an ſeine Würde als Todtenrichter nur in Sympoſien, die bey Nacht gehalten wurden, mit Wein in dazu beſtimmten geheiligten Gefäſsen gefeyert ward. Dieſs war der *wahre Urſprung* der griechiſchen *Sympoſien*; ſie waren eine myſtiſche Feyer der älteſten, ehrwürdigen Unſterblichkeitslehre.“ Der Schluſs auf die aufgefundenen Monumente iſt folgender: In Groſsgriechenland und in Sicilien verehrte man allgemein den Bacchus in Myſterien; den Eingeweihten wurden die ihnen übergebenen Weihgefäſse, auf welchen ähnliche myſtiſche Darſtellungen, ins Grab gegeben; alſo ſind dieſe in cumaniſchen Gräbern gefundenen Basreliefs Darſtellungen von myſtiſchen Scenen, und ſie *müſſen* als ſolche erklärt werden. Die Beurtheilung mag hier dem Leſer überlaſſen bleiben. Das erſte Basrelief ſtellt ein Sympoſion der Eingeweihten dar, denn — auf dem Tiſche ſtehen heilige Gefäſse; die Tänzerin tanzt den ſymboliſchen Myſtentanz. Woran dieſer zu erkennen ſey, wird nicht angedeutet; die Gefäſse aber ſind die gewöhnlichen Trinkgefäſse. Das zweyte Bild zeigt, wie der Eingeweihte, zum Lemur geworden, die bacchiſchen Myſterien fortſetze und — — *tanze*. Hier iſt in dem Schluſſe ohne Zwiſchenidee nur loſer Zuſammenhang. Auf dem dritten Basrelief findet Hr. *S.* die liebliche Erfüllung aller Verheiſsungen der Myſterien des Dionyſos oder Oſiris; der Schatten einer Eingeweihten tanzt jenſeits des Styx den letzten Act des myſtiſchen Tanzes; die Todtenfürſprecherin Iſis ſteht bey ihr, und Charon ſelbſt zeigt Freundlichkeit und hört ihren Lebenslauf ableſen; die übrigen Schatten der Eingeweihten empfangen ſie freudig. Auch hier iſt der myſtiſche Tanz bloſse Vorausſetzung der Willkühr; Nichts beurkundet die Iſis (denn auch an dem deutlichen Ausdrucke dem Lotosblättchen läſst ſich zweifeln); Charon aber wendet das Geſicht ab, und nimmt nicht Antheil an der Scene. So verhalten ſich aber Erklärung und Schluſs, und auch der orthodoxe Alterthumsforſcher wird nicht leugnen, daſs das Ganze myſtiſch behandelt ſey. Nur mag man dieſem nicht verdenken, wenn er an dem Mangelhaften der Auffaſſung der Bilder und an der Reihe unbegründeter Hypotheſen Anſtoſs nimmt, und den Sinn des alten Künſtlers, da, wo er ſich in Schönheit und Lieblichkeit der Darſtellung wahrhaft verherrlicht hat, verkannt ſieht. Natürlich ſey die Auslegung einer friſchen, lebendig bildenden Künſtlernatur; und mögen wir uns auch nicht rühmen, ſie gefunden zu haben. ſo ſind wir doch des Glaubens, daſs dieſe Bilder nicht tiefe mythologiſche Gelehrſamkeit, nur wahre Anſicht der alterthümlichen Vorſtellungsweiſe vorausſetzen. Wir wollen hier nur Einiges zur Erklärung beyfügen.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

Digitized by Google

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Zerbst*, b. Kramer: *Über den nachtheiligen Einfluss der jetzt gewöhnlichen Marionettenspiele auf den religiösen und sittlichen Zustand der unteren Volksclassen.* Ein Wort an alle edeldenkenden Männer, denen die irdische und ewige Wohlfahrt der niederen Stände am Herzen liegt, von *Carl Wilh. Chemnitz.* 1805. VIII u. 88 S. 8. (6 gr.) Der Vf. dieser nützlichen Schrift tritt hier als ein Neuling in der Schriftstellerey auf — er ist ein Prediger auf dem Lande, von dem besonders ein lautes Wort über diesen Gegenstand wünschenswerth ist. Da (nach der Vorrede S. 8) das *Marionettenspiel* in den letzten Jahren der akademischen Laufbahn des Vfs. seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog: so erschien ihm dasselbe gleichsam als Förderungsmittel des vielgestaltigsten Aberglaubens — als öffentlicher Aufruf zur Sittenlosigkeit und zum Verbrechen jeder Art. — Auf seinen kleinen Reisen und in der Zeit, da er dem Unterricht seiner Zöglinge oblag, die er zuweilen in Winterabenden selbst begleitete, wenn es ihnen erlaubt wurde, einem Marionettenspiele in der Schenke beyzuwohnen, war ihm dieses Spiel für sein sittliches Gefühl immer höchst empörend. Er wünscht daher, dass man seine Flugschrift für einen gutgemeinten Versuch halte, durch den er die Aufmerksamkeit redlicher und wirkungsfähiger Männer auf einen Gegenstand lenken wollte, der mit dem Wohlseyn einer zahlreichen Menschenclasse in der innigsten Verbindung zu stehen scheint. In dem 1 *Cap.* wird der *gewöhnlichen Nebenverdienste der Marionettenspieler* erwähnt. Sie führen Spiel- oder Würfel-Kästen mit sich, wodurch sie nach Beendigung ihrer theatralischen Vorstellungen den anwesenden Zuschauern das Geld aus der Tasche zu locken suchen. Auch liederliche Dirnen führen sie zur Herbeylockung der Zuschauer mit sich. — Solche umherziehende Lustdirnen vergiften durch ihre frechen Reden und Handlungen die ländliche Unschuld. Aber das Herumziehen der Marionettenspieler begünstigt noch eine Unordnung. Meist führen sie alle Musik-Instrumente bey sich, und verschaffen dadurch der Dorfjugend eine erwünschte Gelegenheit, sich nach beendetem Puppenspiel durch den *Tanz* zu belustigen, der oft bis zu dem Anbruche des Tages verlängert wird. Diess alles ist Nachtheil für die Gesundheit der jungen Leute, und so kann das Puppenspiel, das an und für sich mit geringem Geldaufwande verknüpft ist, äusserst kostspielig dadurch werden. Im 2 Cap. wird die Frage aufgeworfen: *Kann man dem Marionettenspieler die freye Wahl seiner theatralischen Vorstellungen, wie bisher, allein überlassen?* — Da der Mehrtheil der Puppenspieler von ungebildeten Altern geboren ist, und die meiste Lebenszeit im Umgange mit Menschen zugebracht hat, bey denen das sittliche Gefühl nur wenig geweckt, oft wohl gar mächtig erstickt worden ist; da ihr gewöhnlicher Aufenthalt in Dorfschenken und in solchen Gasthöfen ist, wo Gebildete nicht hinzugehen wagen, so wird z. B. der Marionettenspieler, der dem Laster der Trunkenheit ergeben ist, oder auch der thierischen Wollust fröhnt, nicht ermangeln, diese Laster in seinen Vorstellungen als etwas Reizendes und Angenehmes darzustellen. Indem reichlicher Geldgewinn der Hauptzweck ist, den der Marionettenspieler durch sein Spiel zu erreichen strebt: so sucht er jeden Gedanken und jede Handlung aufzufassen, wodurch er das Lachen seiner ungebildeten Zuhörer zu erregen hoffen kann. Je auffallender, je schmutziger und toller — desto besser! — Das Resultat aus dem bisher Beygebrachten, fällt nun dahin aus, dass man diese Missbräuche im Staate aufheben müsse, und dem Marionettenspieler die freye Wahl seiner theatralischen Vorstellungen, so wie die Zugabe seiner eigenen schmutzigen Einfälle und Possenreissereyen, unmöglich verstatten könne. Der Justiz- oder Ökonomie-Beamte, Prediger u. s. w. müsste das Exemplar des vorzustellenden Stücks zuvor stempeln. Das 3 Cap. enthält die *nähere Darstellung der Marionettenspiele selbst.* Rec. sind die Titel der verschiedenen Stücke, die er sonst gesehen hat, wieder entfallen: aber dass so viele Grundwahrheiten der Religion und Lehren der Moral, durch die gewöhnlichen Marionettenspiele gefährdet seyn sollen, kann er kaum unseren Zeiten zutrauen. Den rohen sinnlichen Menschen belustigen allerdings Zoten und niedrige Ausdrücke, die dem Gebildeten ekelhaft sind. Um den Leser von der tadelswerthen Beschaffenheit der gewöhnlichen Marionettenspiele lebhafter zu überzeugen, führt der Vf. S. 53 an, dass es gewiss ein sehr strafbares Benehmen sey, wenn überdiess der Marionettenspieler in den Schenken dem Landmanne durch Spott und Tadel das Kirchengehen zu verleiden sucht. — Es ist daher gewiss recht ernstlich zu wünschen, dass die Volksbelustigung durch Marionettenspiele eine bessere Einrichtung erhalten möge, und dass diese Schrift zur Verminderung mancher heilloten Missbräuche einer Volksbelustigung das Ihrige beytrage. —V——g.

Berlin, b. Maurer: *Leitfaden zum praktischen Gesangunterrichte, besonders auf dem Lande*, von *F. Wilke*, Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, Cantor und Organist an den beiden Hauptkirchen zu Neu-Ruppin. Nebst einer Abbildung des Octochords. 1812. 68 S. 4. (12 gr.) Dieses Schriftchen soll eine Anleitung seyn, besonders für den ungeübten Schullehrer bey dem Gesangunterricht. Voraus geht eine vorbereitende Anweisung für den Lehrer — *Studium* genannt (1), welches darauf hingeht, sich der Intervalle mittelst des Octochords zu versichern. Ob aber der Lehrer damit und nach der fleissigsten Durchlesung der darauf folgenden *Lectionen* (oder Abschnitte des Gesangunterrichts) im Stande seyn werde, einen gründlichen Gesangunterricht selbst zu geben, bezweifelt Rec. sehr. Das Wichtigste ist zwar in den Lehrkreis gezogen, auch ist die Methode, auf welche sich die neueren Schullehrer so viel zu Gute thun, in vielen Stücken zweckmässig: doch fehlt es hie und da an gründlichen und einleuchtenden Erklärungen, wie z. B. der *Tonarten*, welche der Vf. von den *Tonleitern*, des *Tactes*, welchen er von dem *Tempo* nicht gehörig geschieden hat, ferner der Begriffe von Accord, Klanggeschlecht, der Nothwendigkeit der Vorsetzungszeichen, u. s. w. — zu welchen Erklärungen das Octochord mit Nutzen gebraucht werden konnte. Fehler im Stil, und wiederholte Declamationen, welche nicht an Ort und Stelle sind, wie z. B. über die nothwendige Geduld des Lehrers u. s. w., sind wir bey Anleitungen dieser Art zu finden schon gewohnt. Zu den ersteren gesellen sich hier noch mehrere Schreib- oder Druck-Fehler, welche in einem Buche dieser Gattung ganz vorzüglich vermieden werden sollten. M....s.

Berlin, b. Dieterici u. d. Gebr. Gädicke: *Neue berlinische Zeitschrift.* Von einem gesellschaftlichen Vereine. Herausgegeben von *Karl Muchler.* 1812. Januar bis November. 372 S. 4. (Der Jahrgang 4 Rthlr.). Diese Zeitschrift „hat den Zweck, zu unterhalten, zu belehren und über Local-Gegenstände von Berlin Nachricht zu geben." Sie enthält manchen interessanten Aufsatz, und verdient deswegen auch Aufmerksamkeit ausserhalb der preussischen Königstadt. Unter den neuerzählten und wieder erzählten Anekdoten sind manche, die nicht viel werth sind, und weder unterhalten noch belehren. Spasshaft ist die Nr. 57 von *G. Preusse* angegebene neue Benutzungsart der Bücher. Nach seiner Theorie tragen: Theologische Bücher, Roggen und Waizen; juristische, Hollunder und andere schwankende Sträucher; medicinische, Pflanzen, welche noch nicht classificirt sind; chirurgische, immergrüne Gewächse; mathematische und alt-philosophische, Eichen- und Büchen-Holz; neu-philosophische, Nadelhölzer zum Raupenfrass; philologische, Gerste, Hafer und Kartoffeln; Geschichte, Purgierpflanzen; alte Gedichte, Rheinwein; neuere Gedichte, Gewächs, sieht aus wie Wein; und mystische, Quecken und Unkraut. — Rec. vermisst hiebey noch manche Bücher, und bittet daher Hn. *Pr.* wenigstens noch den Boden der politischen, finanzwissenschaftlichen und padagogischen zu untersuchen. Die beiden ersteren tragen, wo nichts Besseres, doch gewiss auch Purgierpflanzen. — Vom Monat Julius an hat Hr. *Th. Heinsius* die Herausgabe dieser Zeitschrift unternommen. Bf.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

ALTERTHUMSKUNDE.

WEIMAR, in d. Landes-Induſtrie-Compt.: *Beſchreibung eines ſehr merkwürdigen griechiſchen Grabmals bey Cumä, mit drey Basreliefs über die bacchiſche Myſterien-Feyer.* Von Dr. *F. C. L. Sickler* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Ein innerer Zuſammenhang läſst ſich unleugbar in den drey zuſammengeſtellten Bildern nachweiſen, denn auf jedem finden ſich die tanzende Figur, die dieſe begleitende zur Seite und die Beſchauer. Dieſs Wiederkehrende läſst einen Vereinigungspunct vorausſetzen. Sie waren aber nicht für die künſtleriſche Lobpreiſung des Tanzes, ſondern für das Andenken ar die verſtorbene Tänzerin, eine berühmte *Arbuscula* der früheren Zeit, entworfen, und ſcheinen ſich auf das Leben und den Tod derſelben zu beziehen. Leicht konnte der Lebenslauf einer Tänzerin, dem es an romanhaften Begebenheiten nicht fehlen mochte, auch hier den Künſtler mannichfachen Stoff und Beziehung gewinnen laſſen; gewiſs aber ſcheint, daſs die eine die Tänzerin begleitende Perſon als Vertraute, und unter den Zuſchauern derjenige, welcher den lauteſten Beyfall äuſsert, als huldigender Liebhaber zu betrachten ſey. Der Bildner ſtellte die Tänzerin als die geprieſene hohe Künſtlerin in der nach der Anſicht der Alten dreyfachen Lebensform dar, wie ſie auf der Erde von einem ehrbaren Kreiſe verſammelter Männer Beyfall einärndtet, wie ſie als Schatten erſcheint, und wie ſie in Elyſium als die in ihrer Kunſt verherrlichte Selige eintritt. Die Anſicht der Alten vom Leben enthielt einen dreyfachen Zuſtand (der ſich wie Sinn, Einbildungskraft und Phantaſie ſteigern läſst), ohne daſs man dabey an eine geſetzmäſsige Folge der beiden letzten dachte. Dem irdiſchen Daſeyn, wie es der Sinn faſst, entnommen, tritt der Menſch mit Allem, was dort ihm Charakter und Bedeutung gab, in Elyſium ein, und weilt dort als Seliger in der befreundeten Schaar. Aber der Zuſammenhang mit der Oberwelt, welcher ſo ganz ausgetilgt zu ſeyn ſcheint, wurde erhalten durch die Vorſtellung eines Schattendaſeyns, im ächten Wortſinne. Die Alten hatten mit dieſer Variation einer allgemeinen Grundidee manches Andere zu verbinden gewuſst. Der Schatten verläſst zur Nacht die Gräber, wandelt auf der Erde umher, übt ſeine Kunſt, wie er lebend pflegte, und erſcheint im Traume. Denn das Erſcheinen im Traume iſt den Alten eine Wirklichkeit. Daher konnte Lucretius IV, 793 ſagen: *Simulacra et docta vagantur, nocturno facere ut poſſint in tempore ludos.* So verbindet *Seneca* dieſs Schattenleben mit der Unterwelt ſelbſt, epiſt. 24: *Nemo tam puer eſt, ut Cerberum timeat, et tenebras, et larvalem habitum nudis oſſibus cohaerentium.* Die weitere Unterſuchung über den Zuſammenhang dieſes Glaubens mit der keineswegs ihn ausſchlieſsenden Annahme von böſen, ſchreckenden Geiſtern (*larvae*, nach Auguſtinus *lemures*), die jährliche Feyer der *Lemuria* u. ſ. w., gehört nicht hieher, da genug iſt, vorausgeſtellt zu haben, daſs die alten Künſtler das unterirdiſche Leben als Schattenleben und als Leben in Elyſium, wo die Seligkeit auch im vollen Bilde des Körperlebens ausgedrückt ward, variiren konnten. Eine ſolche doppelte Darſtellung finden wir in vorliegenden Kunſtwerken, bey denen nichts entſcheidet, daſs ſie griechiſchen Urſprungs ſeyen. Das erſte Bild ſtellt dar, wie das kunſtvolle Mädchen auf der Erde hohen Beyfall errungen. Charakteriſtiſch iſt dieſs in den Zuſchauern, die ſich dem Alter nach anreihen, ausgedrückt; die greiſen Alten zeigen in dem aufmerkſamen Blick Wohlgefallen, dieſs ſteigt in jedem Nächſten, je mehr Jugend ihm in der Tänzerin Reize und Schönheit erkennen läſst. Die unten gelagerten Jünglinge erheben ſchon die Hände zum Beyfall, und der eine kündigt ſeine Freude und ſein näheres Verhältniſs zur Schönen durch lautes Beyfallklatſchen an. Mag die Begleiterin eine perſönliche Beziehung auf die Tänzerin haben: ſie war ihr ſchon für den Tanz ſelbſt nöthig; denn die auf dem Tiſche ſtehenden Gefäſse waren ſonder Zweifel für Tanzattitüden beſtimmt. An myſtiſchen Sinn iſt wenigſtens nicht zu denken. Das zweyte Bild, das vielleicht auch als Drittes gelten kann, ſtellt einfach die Tänzerin als Schatten dar. Die eine Figur, die keineswegs als tanzend erſcheint, huldigt im lauten Beyfall. Ob die andere in laufendem Gange zu nehmen, oder wie die Bewegung zu deuten ſey, läſst ſich wohl nicht entſcheiden; nur bleibt gewiſs, daſs nur die eine Hauptperſon im Tanze begriffen. Auf dem dritten Bilde tritt die Künſtlerin unter fortdauerndem Beyfalle der ihr entgegenkommenden Seligen in Elyſium ein. Auch hier erneuert ſie den Triumph ihrer Kunſt. Charon hatte ſie eben übergeſchifft, und ruht eine Weile auf dem Felſen des Ufers, zurückblickend nach der Gegenſeite, wo neue Ankömmlinge ſeiner harren. Hinter ihm ſteht eine leſende Figur, die ſchon um des Ortes willen am Ufer nicht als Iſis gedeutet werden darf; ſie lieſt den Lebenslauf der Künſtlerin, ihre Thaten, die ſie

Digitized by Google

auf der Erde berühmt werden liefsen, wohl auch die Verzeichnung ihrer Kunsttalente, ihres Beyfalls. Sie war es, die die Ankommenden (denn dazu rechnen wir die Begleiterin der Tänzerin) zuerst empfing, und wohl in persönlicher Beziehung stehend zuerst nach der Einlafskarte fragte. Das Leben der Künstlerin mag dem Bildner hier den speciellen Stoff dargeboten haben, und wie oft sprechen nicht die Alten vom Empfange der Mütter, Freunde in Elysium! Den gelehrten Erklärern wird diefs ziemlich einfach scheinen, und Wunder nehmen, dafs nicht wenigstens bey dem zweyten Bilde auf einen pythagoräischen Mittelzustand Rücksicht genommen worden ist. So wenig wir aber zugeben möchten, der Verfertiger der Bilder habe in diesem Einen nur nach einem blofsen Phantasiespiele die Scene aus Schattengestalten oder Carricaturen gebildet, wie Lessing schon einen Stein bey Gori mit einem Marmor zusammenstellte: eben so wenig finden wir uns bedingt, über die Ansicht der Wirklichkeit hinaus, noch einen geheimen Sinn dem Künstler unterzulegen. Die Begriffe *Schattenwelt* und *Sitz der Seligen* hat in jeder Zeit, wie vorzüglich unter den Lateinern, eine Doppelansicht hervorgebracht, über deren Einstimmung man nicht Rechtfertigung verlangte; und die Kunst konnte den Menschen in einer passenden Zusammenstellung als Lebenden, als Schatten und als Seligen aufstellen. Nur möchte sich ergeben, dafs gerade diese Weise blofs mit lateinischem, nicht mit griechischem Glauben übereinstimme. Was der Vf. von dem Streite zwischen Lessing, Klotz und Herder in der lateinischen Abhandlung beyfügt, ist nichts mehr als blofse Relation, und man hat vergebens erwartet, hier nähere Bestimmung der namentlich von Herder aufgefafsten Meinungen zu finden, oder diese Bilder für weitere Forschung benutzt zu sehen.

In Hinsicht der Darstellung wünschten wir, der Vf. hätte nicht lateinisch, oder wie sollen wir es nennen, geschrieben, abgesehen von der Schwierigkeit, die er seinen Lesern, um sich durchzuarbeiten, bereitet hat. Mag man auch den Mifsbrauch von nicht römischen Worten, wie *origines facere*, *montes prospectum cingunt*, *solummodo* u. v. a. hingehen lassen: so ist die Sprache selbst so deutsch und ungrammatisch, und darum unverständlich, dafs man sich erst aus der deutschen Urschrift Raths über den Sinn erholen mufs. Wir wollen nicht durch viele Beyspiele den Raum für Besseres wegnehmen, aber das Ganze ist ein fortlaufender Beweis. S. 5. *Cum vero simul mentem animumque ad urbis olim magnificentissimae memoriam revocaveris, cum naves ex alto mari turgidis velis ad portum te videre credas, tunc sensibus et oculis tuis, in hac rerum mutatione, quam auribus et oculis percipis, diffidendum esse putabis.* Ebendaselbst: *magnitudinis actae imago*, d. i., das Bild ehemaliger Gröfse. S. 6. *Haec res cognoscendae ejus cupidum me reddidit; mercede igitur cum aliquo de hisce gentibus pacta ad has aedes duci passus sum.* S. 9. *A personis duabus modo ejusmodi saltatio absolvitur.* Und so auf jeder Seite. Wem wäre es aber dann zu verargen, wenn er *digitibus* S. 12, *quaedam praemonere duco* S. 18 nicht für Druckfehler hielte?

F—W.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Dyk: *Historisches Handbuch für die Jugend*, herausgegeben von *J. H. Dyk*, Vorsteher der wendlerschen Freyschule zu Leipzig. 1811. 1 Th. 190 S. 2 Th. 192 S. 3 Th. 192 S. 4 Th. 192 S. u. 1 Bogen Tabellen. 5 Th. 1812. 304 S. 6 Th. 240 S. 7 Th. 252 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Der 4te bis 7te Th. wird auch unter dem besonderen Titel verkauft: *Das Zeitalter Napoleon des Grofsen.* Erste Periode, von dessen Feldherrnwürde bis zu seiner Thronbesteigung. Zweyte Periode, von dessen Kaiserkrönung bis zum tilsiter Frieden. Dritte Periode, vom tilsiter Frieden bis zum wiener Frieden. Vierte Periode, vom wiener Frieden bis zum zweyten polnischen Kriege. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Begriff von Jugend ist etwas viel umfassend, und der Vf. giebt uns die Classe von jungen Leuten, denen er seine Arbeit bestimmt hat, nicht genauer an. Wir mögen uns aber den Begriff von Jugend denken, wie er sich vernünftig denken läfst: so scheint uns dieses historische Handbuch gar nicht für dieselbe zu passen. Versteht man unter der Jugend Kinder: so können diese nur durch kleine Lebensgeschichten, in welchen auf die den Kindern interessanten Gegenstände hauptsächlich Rücksicht genommen wird, durch kleine Erzählungen und Geschichten für das historische Studium gewonnen werden. Der reiferen und gebildeteren Jugend mufs die Geschichte im Zusammenhange vorgetragen werden. An Büchern, die man dabey zum Grunde legen kann, fehlt es uns gar nicht. Um so mehr konnte man der Ausarbeitung einer neuen entbehren. Das vor uns liegende besteht aus Auszügen von verschiedenen gröfseren und kleineren Geschichtsbüchern, aus Aufsätzen, die in der wendlerschen Freyschule, deren Vorsteher Hr. *D.* ist, vorgelesen worden sind. Den Anfang macht eine in schlözerscher Manier geschriebene Einleitung, welche die jungen Leute aber erst am Ende des historischen Cursus recht verstehen werden. Bey der nachfolgenden Übersicht der ägyptischen und phönicischen Geschichte bleibt der Vf. zu sehr bey dem Allgemeinen stehen. Er erwähnt nicht einmal der erstaunungswürdigen Gebäude der Pharaonen. Die Perser folgen erst auf die Griechen und Römer. Nun werden die vornehmsten unter den neueren Völkern ganz kurz angegeben. Warum (S. 22) ein *fränkisches* statt ein *französisches* Kaiserthum? Nach der Angabe der vornehmsten Begebenheiten des neuen Europa, und den Hauptperioden, folgen einzelne Notizen zur alten Geschichte, dann eine chronologische Tafel. Der dritte Zeitraum geht von Moses bis Romulus. Der letzte kann doch schwerlich für eine universalhistorische Person gelten. Auch sollten in dieser chronologischen Übersicht die

Digitized by Google

Angaben der Jahre nicht fehlen. S. 40 kömmt eine chriſtliche Kirchengeſchichte vor; S. 41 folgt eine Abhandlung über den Gewinn der monarchiſchen Staatsform, nach der Politik des Ariſtoteles. Wie paſst dieſe in ein hiſtoriſches Handbuch für die Jugend? Der peloponneſiſche Krieg hat nicht, wie S. 45 geſagt wird, von dem Lande, ſondern von den Völkern des Peloponnes ſeinen Namen. Der nachfolgende hiſtoriſche Katechismus iſt kein Meiſterſtück. An dieſen ſchlieſsen ſich einzelne Darſtellungen, als Moſes Geſetzgebung auf dem Sinai, Jeſus Chriſtus, Fortſetzung der Religionsgeſchichte, Geſchichte des Kreuzes Chriſti u. ſ. w., an. Vom 5ten Jahrhunderte an wird jedes Jahrhundert einzeln durchgegangen. Die Auswahl iſt aber auch hier nicht überall zweckmäſsig. So kömmt bey dem 5ten Jahrhunderte ein ziemlich weitläuftiger Auszug aus dem *Jordanes de rebus Geticis*, von Attila (nicht Attilla), vor. Der engliſche König Alfred gehört nicht in das 8te Jahrhundert. Die deutſche Geſchichte iſt ſehr kurz abgehandelt, und für eine vollſtändigere Darſtellung der Kreuzzüge hätte, durch die Weglaſſung der einzelnen Angaben aus der europäiſchen Staatengeſchichte, Raum gewonnen werden können. Bey dem 13ten Jahrhundert wird eine Schilderung des Frohnleichnamsfeſtes, aus Fiſchers Reiſen, mitgetheilt. Wo ſteht der Beweis, daſs das Schieſspulver im Jahre 1354 erfunden worden iſt? Eine ſolche Angabe zeigt von keiner groſsen Bekanntſchaft mit der Geſchichtskunde. Der erſte Theil ſchlieſst mit einzelnen Aufſätzen, über die Schickſale der Entdecker der neuen Welt, über Amerika, Braſilien, den Baum Baobab. Der zweyte Theil beginnt mit der neueren Geſchichte. Kenner der Geſchichte werden mit der Behauptung des Vfs., daſs die Entſtehung des politiſchen Gleichgewichtes in Europa eine Folge der Religionskriege ſey, nicht übereinſtimmen. Die Darſtellung der deutſchen Literatur, die ſich hauptſächlich auf das Fach der ſchönen Wiſſenſchaften einſchränkt, beweiſet oft eine unzweckmäſsige Auswahl, indem manche ausgezeichnete Männer, im Verhältniſſe gegen andere, zu kurz abgefertigt worden ſind. Der Vf. hat ſich zu ſehr von ſeinen Excerpten leiten laſſen. Villers, von dem Vf. hauptſächlich nachgeſprochenes Urtheil möchten, ſo ſcharfſinnig es auch im Ganzen iſt, nicht gerade alle einſichtsvollen Literatoren Deutſchlands unterſchreiben. Auf die Darſtellung der Literatur folgt ein Verzeichniſs der Mitglieder des Rheinbundes, eine Abhandlung über die Gleichheit der Bürgerrechte verſchiedener Religionsparteyen in den Staaten des Rheinbundes. Kann ſich nun der Vf. mit Recht die ſchmeichelnde Idee bilden, daſs Johannes von Müller ein Handbuch für die Jugend in keiner anderen, als in ſeiner Manier, geſchrieben haben würde?

In der Vorrede zum dritten Theile erklärt ſich der Vf. dahin, daſs er von der neueſten Geſchichte ſeit 1789, ſtatt eines Grundriſſes einen Aufriſs oder Abriſs derſelben gebe, um den Schullehrern die Mühe zu erleichtern, weil viele von ihnen die Actenſtücke dieſes Proceſſes nicht möchten geleſen haben. Zu dieſen Actenſtücken rechnet der Vf. auch manchen literariſchen Beytrag, der ſeinem Werke mehr das Anſehen einer Materialienſammlung, als eines Handbuches, giebt. Im 3ten Theile ſelbſt, der von Friedrich Wilhelm II von Preuſſen bis auf die franzöſiſche Revolution geht, werden erſt die Unruhen in Holland, in Belgien, in Lüttich, und der Krieg, den Öſterreich und Rufsland gegen die Türken führten, gar zu oberflächlich erzählt. Nach dem Siege bey Martinjeſtie, am Rimnik (nicht Rimnis), ſoll ſich Bender ergeben haben. Von Joſephs II Tode wird ganz kurz gehandelt. Die Leſer dieſes Werkes konnten wohl eine etwas umſtändlichere Schilderung dieſes groſsen Monarchen erwarten. Die Urſachen der franzöſiſchen Revolution ſind nicht richtig angegeben. Mit mancher Unvollſtändigkeit, die hier vorkömmt, contraſtirt um ſo auffallender ein Geſpräch zwiſchen zwey pariſer Akademikern, aus Marmontels Memoiren überſetzt, welches dazu dienen ſoll, den Geiſt der Revolution beſſer zu faſſen. Zu ſolchen Actenſtücken gehört ferner ein kleiner Aufſatz des Marquis de Luchet: Empfindungen, niedergeſchrieben zu Paris am 20 Jul. 1789; ein Aufſatz über Breteuils Vorſchlag zur Flucht des Königs. Tolendals Vertheidigungsrede wird, ob ſie gleich bekannt genug iſt, hier in einen Auszug gebracht. S. 97—113, folgt ſogar die unglückliche Lyonerin; Überſetzung einer hiſtoriſchen Romanze von Jauffret! Von S. 142 — 148 kömmt eine Stelle aus Malouet's Sendſchreiben, über Europens Intereſſe in Beziehung auf die Wohlfarth der Colonieen in Weſtindien, S. 149 La Harpe's Vorleſung über das Dutzen, und S. 159 über den Decadi, vor. S. 180 erklärt der Vf., daſs ihn von jetzt an Napoleon Bonaparte's Heldenthaten allein beſchäftigen ſollen. An dieſe Erklärung ſchlieſst ſich eine Vergleichung der Sitten des franzöſiſchen Hofes unter dem 15ten und 16ten Ludwig, aus dem Franzöſiſchen des Hn. von Maillan überſetzt, ſodann die Summe der wiener Banknoten, verglichen mit den Minuten ſeit Jeſu Geburt, an.

Der vierte Theil ſchildert das Zeitalter Napoleons des Groſsen, bis zum Jahre 1805. S. 92 kommen Stellen aus Spittler und Johannes von Müller über die Revolution vom 10 November vor. Der Erzählung von der Salbung und Krönung Napoleons I iſt die Anordnung der Krönungsfeyer angehängt. Dieſen Theil ſchlieſsen ſtatiſtiſche Überſichten vom 2 Dec. 1804, und vom Auguſt 1811.

Im fünften Theile iſt Deutſchlands und Italiens Umgeſtaltung bis zum tilſiter Frieden der Hauptgegenſtand. Hier findet man wieder mancherley Materialien, als: Etwas aus der Geſchichte der Stadt Frankfurt am Mayn; die lange Reihe der Vorfahren des Königs von Baiern (wo es immer Schoyern heiſst); des Admirals Duckworth zweyten Bericht von ſeiner Expedition nach Conſtantinopel, und ein Fragment aus dem Schreiben eines franzöſiſchen Officiers über das Gefecht bey Pultusk.

Der ſechſte Theil enthält das Zeitalter Napoleons des Groſsen vom tilſiter bis zum wiener Frieden.

Digitized by Google

Er fängt mit Stellen von Johannes von Müller und Manso über den Zweck der Geschichte an. Hierauf folgt die Unterredung eines Athenienfers mit seinem Sohne, aus Barthelemi's Reise des jüngeren Anacharsis entlehnt, ingleichen *Stella Napoleonis* im Orion, aus der leipziger gelehrten Zeitung, und eine Schilderung des jetzigen Zustandes von Griechenland nach Chateaubriand.

Im siebenten Theile, der die Geschichte der Jahre 1810 und 1811 erzählt, findet man einen Vorschlag, aller Papiernoth in Österreich ein Ende zu machen; sodann Etwas über Nationalerziehung nach Fichte; ferner Beyträge zur neuesten Geschichte, als geheime Unterhandlungen zwischen Leopold II und Ludwig XVI nach Flassan; eine europäische Regententafel, eine Genealogie des französischen Kaiserhauses Bonaparte, und endlich Bruchstücke aus Phil. Hackerts selbst aufgesetzter Lebensgeschichte, herausgegeben von Goethe, um die Lage der Dinge zu Neapel in den Jahren 1796 — 99 aufzuklären.

In der Vorerinnerung zum letzten Theile bemüht sich der Vf., seine Art der Darstellung zu rechtfertigen, und er erklärt sein Werk für ein historisches Handbuch, nach welchem die Jugendlehrer die neuesten Weltereignisse ganz unbedenklich in Schulen vortragen können. Zu dieser Absicht möchten es aber wohl die meisten zu wenig zweckmäfsig finden. Indessen mag es unter den historischen Lesebüchern eine Stelle einnehmen.

Jg.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. 1) *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Übungen in der Kunst, gut zu lesen.* Ein Lesebuch für Töchterschulen und zwar für eine solche Classe, worin die Schülerinnen schon fertig lesen, auch zum Privatunterricht von *G. C. W. Gläser*, Lehrer an der Stadttöchterschule zu Hannover. 1808. 278 S. Zweyte Sammlung für Schülerinnen in den ersten Jahren des Jugendalters. 1809. 448 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

2) *Leipzig*, b. Fleischer d. j.: *Wilhelmine.* Ein Lesebuch für Mädchen von zehn bis funfzehn Jahren, zur Bildung des Herzens und des Geschmacks. Von dem Prof. *Johann Generfich.* 1811. Zwey Theile v. 275 u. 278 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

Hr. *Gl.* sagt sehr wenig über seine eigene Arbeit. Er meint, dafs es bisher in den besseren Töchterschulen an einem Lesebuche, wie das seinige, gefehlt habe, und es sey sein Zweck, diesem Mangel abzuhelfen. Er liefert ohne weitere Abtheilung theils eigene Aufsätze, theils fremde, und zwar die letzteren entweder unverändert oder verändert. Die eigenen Aufsätze des Vfs. sind sich nicht gleich; die meisten sind zwar ihrem Zwecke angemessen, auf irgend eine Weise zur Bildung des kindlichen Gemüths beym weiblichen Geschlechte beyzutragen: doch giebt es auch einige, welche sehr inhaltsleer und offenbar zu tändelnd sind, z. B. das gefällige Kind Thl. 1 S. 9. Die Wahl der aus anderen Schriften aufgenommenen Aufsätze, welche vorzüglich im zweyten Theile „in Rücksicht auf das ausdrucksvolle Lesen gewählt worden sind," ist fast durchaus zu billigen. Weniger sind es die Veränderungen, welche Hr. *Gl.* mit mehreren der aufgenommenen Lesestücke vorzunehmen für gut befunden hat. In einigen, besonders poetischen, ist durch die geschehenen Veränderungen das Original in seinen Eigenthümlichkeiten fast gänzlich unterdrückt worden. In dem Volksliede von Pfeffel: *Gott* (Poetische Versuche Thl. 6. S. 12 ff.), welches Hr. *Gl.* Thl. 2 S. 318 wiedergegeben hat, findet man Auslassungen, Zusätze, Umstellungen, Wortveränderungen. Als Probe von dem Geiste, in welchem die Veränderungen von dem Vf. vorgenommen worden sind, wählen wir den Schluss der pfeffelschen Fabel: *die Forelle und ihre Jungen* (Poet. Vers. Thl. 5 S. 128 ff.).

Pfeffel.

Zu lange hören wir
Das alte Klagelied in unsern ekeln Ohren;
Nein, feiges Mütterlein, wir bleiben nicht mehr hier;
Zu höhern Rollen hat das Schicksal uns erkohren,
Ade, besuch uns bald in unserm Canaan.
Die Mutter ruft umsonst; sie fliehn, die kleinen Thoren,
Und jeder dünket sich schon Grofssultan.
Entzückt vertheilen sie die überschwemmten Gründe,
Und tummeln sich in ihrem Staat herum.
Doch plötzlich weicht die Fluth dem scharfen Hauch der Winde
Und eines jeden Fürstenthum
Verschwand in einer Nacht. Die kleinen Potentaten
Zerkämpften sich umsonst, dem Sumpfe zu entfliehn,
Und ehe noch der Mond zum zweyten Male schien,
So waren alle schon gefangen und gebraten.

Gläser.

Zu lange hören wir
Das alte Klagelied, es ekelt unsern Ohren;
Nein, liebes Mütterchen, wir bleiben nicht mehr hier;
Zu höhern Rollen hat das Schicksal uns erkoren,
Wir treten muthig unsre Reise an.
Die Mutter ruft umsonst; sie fliehn, die kleinen Thoren.
Es war das letzte Mal, dafs sie sie sahn. —
Entzückt vertheilen sie die überschwemmten Gründe,
Und tummeln lustig sich darin herum.
Doch plötzlich weicht die Fluth dem scharfen Hauch der Winde.
Ach! wo ist unser Glück und Ruhm?
So seufzen sie, die Mutter hat doch gut gerathen. —
Umsonst versuchten sie, dem Sumpfe zu entfliehn,
Und ehe noch der Mond zum zweyten Male schien,
So waren alle schon gefangen und gebraten.

Nr. 2. Hn. Prof. *G.* hat bey Verfertigung seines Lesebuchs der moralisch-ästhetische Gesichtspunct vorgeleuchtet. „Er dachte sich mit der möglichsten Lebhaftigkeit und Deutlichkeit die Bedürfnisse von Mädchen, die schon in einer unteren Classe einen gewissen Grad der Bildung erreicht, nun in der letzten ihren Schulcursus beendigen sollen, und versuchte es, theils in eigenen Aufsätzen die sittliche und ästhetische Bildung der aufblühenden Gattinnen, Mütter und Hausverwalterinnen zu befördern, theils in einem Blumenstrausse das Brauchbare, was er für sie in älteren und neueren Büchern vorfand, ihnen zur öffentlichen und häuslichen Lectüre darzubieten." So wie Hr. *G.* ein Freund von Hn. Glatz ist: so ist er auch ein Geistesverwandter von demselben. Gleich der erste Abschnitt seines Lesebuchs: *Charaktere in moralischen Erzählungen*, erinnert sehr lebhaft an diese Geistesverwandtschaft. Ihrer sind funfzig, und den gröfseren Theil derselben kann man, der Darstellung nach, gelungen nennen. Der zweyte Abschnitt begreift Fabeln und Erzählungen von Gellert, Gleim, Lessing, Lichtwer, Michaelis, v. Nicolay, Pfeffel, v. Hagedorn, dem alten Phädrus, Schiebeler, Schiller, Bürger u. A. Dunkele Worte und Redensarten sind in kurzen Anmerkungen erläutert. Hierauf folgen, unter einer eigenen Rubrik, Beschreibungen von Gefsner und Klopstock. Die letzteren hätten eigentlich wohl keine Stelle hier finden sollen. Die Briefe, welche im vierten Abschnitt mitgetheilt werden, sind von mannichfaltigem Inhalte und geschickter Form. Auch die Reise nach den Karpathen im fünften Abschnitte ist angenehm erzählt und interessant. Die folgenden Capitel enthalten Idyllen, sokratische Gespräche nach Xenophon (von Wieland), Elegieen, Sinngedichte, Charaden und Räthsel, eine Liedersammlung für Geist und Herz, und in einem Anhange die Biographieen der Jungfrau von Orleans, der Lady Johanne Gray und einiger edlen Römerinnen. Wenn man auch nicht überall mit der Auswahl, besonders auch bey den Biographieen, zufrieden seyn kann, da man wohl mehr auf das häusliche, eigentliche Frauenleben hätte Rücksicht nehmen sollen: so verdient doch das Ganze eine vorzügliche Empfehlung. Hd.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

SCHÖNE KÜNSTE.

Lemgo, in d. meyerſchen Buchhandl.: *Der Satiren über das göttliche Volk* von *Wilhelm Freyherrn von Blomberg*, Erſte Abtheilung, nebſt den gewaltſamen Anmerkungen des Collaborator und Hofcriticus D. *Peter Rüppel* zu O***. 1811. VI u. 342 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Um von dieſem Werke eine richtige Anſicht zu gewinnen, iſt zuerſt nöthig, den Zweck und Plan davon in der Kürze anzudeuten. „Es will die Sphäre beſtimmen, in welcher ſich ein edles Volk entwickelt, und zugleich die Abweichung davon bey der deutſchen Nation darſtellen.“ Nachdem der Dichter in dem erſten Stücke das Eigenthümliche ſeiner Satiren, und in dem zweyten die Abirrungen des deutſchen Volksgeiſtes von den richtigeren Pfaden gezeigt hat: ſo bildet ſich der fernere Plan ſeines Werks nach folgenden Ideen: Jenes *edle* Volk iſt ihm das göttliche Volk. Bey demſelben entwickelt ſich, ſeinem Urſprunge und dem Boden, den es bewohnt, gemäſs, ein Volksgeiſt, der ſich eine Form ſchafft, welche durch die *Gewalt*, den *Sinn* und die *Freyheit* die Nation lenkt und beglückt. Die Gewalt vereinet das Ganze, und wehret, voll Kraft und unbeugſamen Willens, dem Irrigen, wo es ſich eindringen möchte. Der Sinn begreift Alles, woran die Nation mit Liebe hängt, ihr geſelliges und häusliches Leben, ihre Freuden und Ergötzungen, auch die Religion und deren Cultus. Die Freyheit begünſtiget die einzelnen, ausgezeichneten Naturen, und verleihet ihnen freyes Wirken, wie ihr Inneres ſie treibt. Sie iſt eine vorzügliche Begünſtigerin der ſchönen Künſte, die einen wichtigen Theil ihres Gebiets ausmachen. Das Volk, wo dieſe drey in Reinheit ſich finden, iſt das *göttliche Volk*. Die anderen bilden davon den Gegenſatz, indem der Volksgeiſt da eine ſolche Richtung nicht nimmt, ſondern durch eine thörichte Form das Leben des Volkes verwirrt. *Eigenthum*, *Recht*, *Vertheidigung* und *Verwaltung*, wie in den Anmerkungen näher angedeutet wird, ſind die Gegenſtände, welche, wie ſie im göttlichen Volke ſich finden, mit ihren Gegenſätzen im ungöttlichen Volke, als Theile der Gewalt zuerſt müſſen dargeſtellt werden. Mit vorläufiger Vorbeylaſſung der drey: Eigenthum, Vertheidigung und Verwaltung, oder der Erde, des Schwerdtes und der Krone, werden in dieſer erſten Abtheilung das *Recht* und die *Erziehung*, erſteres in der dritten, oder der *Juſtitia*; die Erziehung in der vierten, fünften und ſechſten Satire, oder der *Dialectica*, der *Zucht* und der *Selecta* dargeſtellt. Um den Umfang des ganzen Werks zu vollenden, werden die drey vorbeygelaſſenen Stücke der Gewalt, und hierauf das Gebiet des Sinnes und der Freyheit noch ausgeführt werden müſſen. Damit wird denn das Werk vollendet ſeyn, und alsdann auch über den Plan und die Ausführung des Ganzen eine vollſtändigere Anſicht gegeben werden können, wie es nämlich durch die leitende Idee von dem Göttlichen in einem Volke, und deſſen Gegenſatz von dem Ungöttlichen — hier bey der deutſchen Nation — zu einem epiſchen Ganzen ſich gebildet hat, wonach die Anlage und der Anfang ſtreben.

Wie auf dieſe Weiſe der Plan und Zuſammenhang des Werkes leicht erkannt wird: ſo wird auch ferner die *eigenthümliche Manier* und das *Weſen* dieſer *Satiren*, als charakteriſtiſch verſchieden von anderen Gedichten dieſes Namens, aus der Idee deutlich, welche der Dichter in dem erſten Stück, die *Satire* betitelt, davon gegeben hat. Dieſe Idee, von dem Bildlichen entkleidet, wie ſie aus dem Stück näher ſich ergiebt, iſt: „Die Satire, gegründet auf die Erkenntniſs des Wahren und Göttlichen, und auf vielſeitige Gelehrſamkeit und Menſchenkunde, ſtellt dem Wahren und Göttlichen das davon Abweichende und Irrige in dem menſchlichen Treiben gegenüber, um, erhaben über die Abſicht und eigene ſubjective Einmiſchung, durch dieſen Contraſt das Erkennen des Beſſeren und Richtigeren, wer Empfänglichkeit dafür hat, zu erhellen, und die Neigung dafür zu gewinnen, während ſie, ſo allein bemüht, das Errettbare zu retten, unheilbare Thoren und die Feinde heilſamer Lehre ihre thörichten Pfade unverhindert verfolgen läſst.“ Wenn der Satir-Knabe — denn dieſes Alters und Geſchlechts, ſchwarzlockig und vielkundig, wird die Satire eingeführt — wie er von Gemüth feind und abhold dem Böſen, und in der Periode ſeiner Bildung und ſeines Lernens erſcheint, voll des innern Berufs auf den Entſchluſs muſste geleitet werden, das Leben und Treiben des blonden Volkes, zu welchem er ſich zählt, zu beleuchten. ſo geſchah es doch *vornehmlich* darum, weil ihm, neben dem Verlorenen und Abgeirrten, die in ſeinem Volke ſchlummernden Keime des Göttlichen, die er da erkannte, anlockten, welche ins Leben zu rufen, voll Liebe für Wahrheit und ſein Vaterland, er Jedem, der das Beſſere liebt und ſucht, als ein geweihter Bote des Himmels erſcheint. Dadurch ſchwand auch alles Abſichtliche und eigene Rache Übende bey

Digitized by Google

ſeinem Geſchäft; weil da nicht das Objective, wie es, gut oder bös, nun einmal daliegt, auch rein und ungemiſcht gegeben, ſondern das Subjective und *Abſichtliche* eingemiſcht, und ſo die Wahrheit auf mannichfaltige Weiſe entſtellt und verletzt und um den Glauben an ſie gebracht wird, und ſtatt auf die beſſeren Wege zu leiten, gewöhnlich empört. Daher ward billig die Abſicht, die man der Satire, von ihren Erfindern, den Alten, ſelbſt daran gewöhnt, ſo leicht beymiſst, und der ſelbſt ausgezeichnete Geſchichtſchreiber oftmals ſich nicht erwehren mögen, beſeitigt. Der Dichter will, wie er auch in dem Weihgedichte an *Dante*, ſeinen Lehrer und Vorbild, welches dieſer Abtheilung veranſteht, ſagt, „kein Beſſerungswort zu ſeinen Siegen zählen," ſondern durch dieſe Darſtellung des Göttlichen, wie es ſich auf Erden geſtalten könnte, von dem Ungöttlichen und Verlorenen, wie er es auf Erden vorfindet, welches er daneben erſcheinen läſst, die Neigung der Beſſeren ablenken, und der Liebe des Göttlichen zuwenden, indem er, ähnlich dem Sänger von Florenz, die beſſeren und richtigeren Wege zu wandeln lehrt. —

Wenn ſo nun die Satire des Dichters dadurch, daſs er, ſubjectiver Einmiſchung entſagend, das abgeirrte Treiben ſeiner Nation von dem Göttlichen, voll reizender Laune, wie es dieſe Dichtungsart mit ſich bringt, mit dem Wahren und Göttlichen in Contraſt ſtellt, ſich charakteriſtiſch *innerlich* geſtaltet: ſo bilden auch dieſe doppelten Pfade, welche ſeine Muſe, wie ſie ſelber es nennet, *aufwärts* und *abwärts* zu wandern hat, und „heute im *Olymp*, und morgen bey den *Geſellen* ſeyn muſs," die äuſseren Farben ſeiner Darſtellungen. Höchſt edel, erhaben, einnehmend und Liebe gewinnend ſind Sprache und Vortrag, wo das Göttliche dargeſtellt wird. Himmliſcher Frieden ſcheint über dieſen Darſtellungen zu ſchweben, und Alles zeugt von einem höchſt reinen, von ſeinem Gegenſtande innig erfüllten, edlen Gemüth, deſſen Ideen und Gedanken eine gleichlautende harmoniſche Sprache ſich vereinen. Dieſe Wärme und dieſe Liebe für das Beſſere und Schönere war von jeher allen ächten Dichtern in dieſer Gattung beſonders eigen, wenn ſie zu rügender Vernichtung des Böſen im Kampf für das Gute auftraten, und nicht die eitle frivole Spottluſt, die den Teufel des eigenen Inneren anbetet und ihm dient. Jener edlere Sinn erweckt die günſtigſten Erwartungen auch für den deutſchen Dichter. Stellen, dem Göttlichen gleichlönig geſprochen, wie zu Anfang der zweyten Satire, wo die ägyptiſche Iſis einen unbekannten, in den Anmerkungen angedeuteten, erhabenen Fremdling von dem Volke Kunde giebt, wo eine göttliche Ordnung geſtiftet werden könne, wo der Gröſste gewählt iſt, um das Gröſste zu geſtalten, wer der jetzt oder auch *künftig* ſeyn wird, — vom herrlichen Anfange des germaniſchen Stammes, von dem Geſetzgeber und dem Geſetz des aufblühenden, die richtigen Pfade eintretenden Volks, zu Anfang der dritten Satire, können hier nur angedeutet werden. In einer gleichen Sprache, voll Anmuth und Wohllaut, wird in der vierten Satire die Erziehung im göttlichen Volk dargeſtellt, als von der himmliſchen Liebe geleitet, um, übereinſtimmig mit dem Übrigen, von dem heiligen Geſchäft Zufall und Willkühr zu entfernen, und durch ihre Geweihten und Prieſter das Göttliche auf Erden zu geſtalten. In den Gefilden, die der Ganges und Indus umarmen, leitet ſie durch Bubaſtis, den Greis, und Saheb, den Jüngling, die Erziehung des Indras zum künftigen Fürſten; und in den germaniſchen Fluren erſcheinet, beſeelt von ihr, unter ſchlechter Geſtalt, nach einem bekannten Mythus des Volks, Bohemiens Fürſt, mit der Laute Tönen die wiſsbegierige Jugend verlockend, und zu Dienern ſeines, die richtigen Wege wohl erkennenden Volks, ſie bildend und einführend in ſein Reich. Möchte man fragen, ob, was der Dichter ſo als das Edle und Göttliche aufſtellt, auch einen richtigen Maſsſtab des Anderen gewähre: ſo wird ſich finden, daſs ſein reifer Verſtand und ſeine ausgezeichneten Kenntniſſe, welche das ganze Werk beurkundet, ihm in ſeiner Wahl des Beſſern die trefflichſten Führer ſind. Wie es denn auch bey dieſer Satire keinen Zweifel leidet, daſs in einem Volke, wie das göttliche beſtimmt iſt, und wo Alles ſo geſchieht, wie es mit der Erziehung des Indras gehalten wird, wo die Weisheit des Alters und die reinſte Freundſchaft der Jugend, beide voll himmliſcher Liebe, walten, und kein im Leben bereits Untergegangener, oder auch ein vom ſtygiſchen Bade der Akademie noch friſch Triefender, wie gewöhnlich, dem Geſchäft vorſteht, daſs *da* die Sünde dem erhabenen Zöglinge nicht nahen könne, und daſs ein ſo gebildeter Fürſt durch hohe Reinheit, Heiligkeit und Weisheit ſeinem Volke Gottes Ebenbild ſeyn werde auf Erden, und das ſichtbare Band, welches in den Augen des Volks die Erde mit dem Himmel vereinet, während im ungöttlichen wohl oftmals, wie dort des Saheb zum Indras, das Zugeſellen, voll achtloſer Thorheit, eines gleichen Altersgenoſſen zu Söhnen von hoher Beſtimmung Unglück und Verderben brachte. Auch wird unter einem ſolchen Fürſten und deſſen einſichtsvollen, uneigennützigen, ihr Vaterland innigſt liebenden Dienern, in *dem* Volk, deſſen arbeitenden Claſſen über ihre Sphäre nicht hinaus trachten, ſondern, wie es in dem ſchönen, vaterländiſchen Mythus abgebildet wird, in der Liebe zu ihrem Geſchäft ihr Heil und ihre Seligkeit finden, das Glück des Ganzen beſſer beſtehen, als wo, ohne Ordnung und ohne Grenze, alles durch einander treibt, und über das von Gott beſchiedene Loos hinausſtrebt. — Beginnt nun auf der anderen Seite mit dem Göttlichen die Darſtellung des Abgeirrten zu wechſeln: ſo bilden da frey ſchaltender Witz und Laune das bunte Farbenſpiel des Thörichten und Fehlerhaften in dem Treiben der deutſchen Nation, und ſelbſt das Groteske wird nicht verſchmäht, je wie die Laune des Dichters von dem Irrigen, wofür ſie keine Schonung kennt, geſtimmt wird. Stellen dieſer Art ſind: das thörichte Gezücht des deutſchen Volksgei-

Digitized by Google

ſtes und der unbehülflichen Form; *Wodan*, Repräſentant der Gewalt im deutſchen Volk; *Mannus*, Repräſentant des deutſchen Kriegsweſens; *Tanfana*, die Rechts- und Geſetz-Begründerin; *Thor*, Repräſentant des Klatſchens im ungöttlichen Volke; *Freya*, Stifterin der deutſchen Ehen; *Krodo*, Erfinder des kirchlichen Weſens; *Nehalennia*, eine Nebel und Dünſten nachziehende Tochter Teut's und der Form, vom Gebiet der Freyheit, Repräſentantin und Schützerin der Poeſie im deutſchen Volke; *Püſterich*, Repräſentant der deutſchen Gelehrten; *Irmenſul*, das achte der Kinder des thörichten alten Paars, ein Sohn, von Armſeligkeit benannt, Repräſentant der deutſchen Baukunſt, ſämmtlich in der zweyten Satire. Ferner die Rechtsverirrungen der deutſchen Nation, beſonders die Stelle von den ſieben Rechten in der dritten Satire, von V. 214 — 376; die Verirrungen des deutſchen Erziehungsweſens in der 5 und 6 Satire, und zwar: die Erziehung der Töchter in den Kammern der verwandelnden Circe bis V. 102; die Erziehung der niederen Jugend, Knaben und Mädchen durch einander, durch ihre Meiſter, *Faun* und *Silvan* und *Silva* (Schulmeiſter und Seelſorger), bis V. 145; die Erziehung der höheren männlichen Jugend in Gymnaſien von ihren Lehrern, den doppelnaturigen Centauren, unter den vormundſchaftführenden Lapithen, bis zu Ende der fünften Satire. Die Aufſchrift der 6 Satire, oder der Selecta, in welcher ein neuerer Centaur den Tag der Erlöſung des Geiſtes und deſſen Sieges über den Körper lehrt, und die horchenden Selectaner, Jaſon und Achilles, letzterer in dem ganzen geſchichtlichen Gange der deutſchen Nation, alles unſerer ſublimen Zeit gemäſs deutend, erſterer in der gemeinen Erfahrung und in den Zeichen der Gegenwart die Beſtätigung der Lehre des Meiſters finden, iſt, wie man erkennt, von der Sitte deutſcher Schulen genommen, für einige Auserwählte eine *claſſis ſelecta* zu ſondern, wo junge Leute, ausgezeichnet vor den Anderen durch Kenntniſſe und Talente, oder auch durch die Neigung des Lehrers dem Haufen entnommen, in höhere Dinge, in Philoſophie und Kritik, und weiſs der Himmel worein alles, ſollen eingeweihet werden. Der Dünkel und Hochmuth, — dieſer wahre Abfall von allem Göttlichen, — welcher ſich gewöhnlich thöricht gehobener Jünglinge bemächtigt, und häufig vor die ſchönſten Hoffnungen den Schleyer zieht, und die Schlechtigkeit, der ſie ſich oftmals, dem Vergötterer verborgen, hinzugeben pflegen, tritt warnend und wahr genug in dem Treiben dieſer achtzehnjährigen Götter ins Licht, ſo wie das Abgeirrte und Thörichte in der Centaurenbildung darin im vollendetſten Glanze erſcheint. Wie ganz anders waren Bubaſtis und Saheb und Bohemiens Lautner, die Bildner des Göttlichen! und Indras, der Zögling, und die uralt-germaniſche Jugend! Der Verein der ausgezeichneten und der anderen Köpfe erhält allen mehr die Beſcheidenheit, und bildet beſſer das harmoniſche Leben einer Schule, auch im ungöttlichen Volk! Plan und Zweck dieſes Werkes übrigens erfoderten es, daſs dem in dieſer Selecta lehrenden Chiron ein Gegenſtand geliehen wurde, wodurch eine der jüngſten Thorheiten des deutſchen Volksgeiſtes ins Licht geſtellt wurde. „Suchen wir, ſagt noch neuerlich aufmunternd eine erſt beginnende, übrigens nützliche Zeitſchrift, ein Übergewicht zu behaupten auf anderen Seiten des germaniſchen Sinnes;“ ganz im Sinne Teuts und der goldenen Säulen, wovon in dieſen Satiren zu leſen, und ſich hingebend in den leiblichen Tod. Wie im Teut ſeine und der Form miſsrathenen Kinder; in der Juſtitia die Rechtsmänner; in der Zucht die Centauren, und die ländlichen Götter und die Zauberin Circe: ſo erſcheint in der Selecta eine Gruppe menſchlicher Entkörperer, lauter ſchreibende Genies, indem auch hier der Thorheit ohne Schonung und Rückhalt der Mantel abgezogen wird, unter welchem ſie gewöhnlich ſich einſchleicht. — Wenn der Dichter ſelber ſeine Darſtellungen Figuren und Hieroglyphen benennt: ſo iſt die allegoriſche und bildliche Darſtellungsart allerdings die vorherrſchende in dieſen Gedichten, und wird dadurch ganz vorzüglich das Gewand gebildet, worein ſie gekleidet ſind. Er wollte aber, wie er es andeutet, durch die Darſtellung des Göttlichen und deſſen Gegentheils in ſeiner Nation, gleich dem toſcaniſchen Sänger, ſein Werk zu einem groſsen, in ſeinem Innern gehörig verbundenen Epos bilden, und fand ſich dadurch bewogen, in das Bild der Allegorie und der bildlichen Rede einzutreten, um durch Perſonen und Handlung ſeinen Dichtungen epiſches Leben zu verleihen. Im Allgemeinen herrſcht Beſtimmtheit und Klarheit in dieſen Geſtalten und Bildern; Einzelnes jedoch wünſcht man darin oft noch heller und genauer. Zu den gelungenen Weſen dieſer Art gehören: die *Satire*, wovon der abſtracte Begriff Leben und Anſchauung gewonnen hat; die *Abſicht* als finſterer Alter; *Teut*, oder der deutſche Volksgeiſt; *Aſträa*, oder die himmliſche Weisheit; die *Stammidee*, der *Volksgeiſt* und die *Form* und deren *Kinder*, die *Gewalt* und der *Sinn* und die *Freyheit*: ſämmtlich im göttlichen Volke; *Hertha*, oder die deutſche Stammidee; die *deutſche Form* und ihre Kinder, *Wodan* und die anderen, in der erſten und zweyten Satire. In der dritten ſcheinen die *Treue* und der *Glaube* vorzüglich gelungen; auch *Juſtitia* in ihren Verirrungen. In der *Dialectica* iſt die himmliſche Liebe eine herrliche Erſcheinung.

Einen begleitenden Theil des Werkes bilden die auf dem Titel bezeichneten Anmerkungen D. *Peter Rüppel's*. Wenn man mit dem Mann den Gang durch das Buch gemacht hat: ſteht er da vor den Augen wie er leibt und lebt. Er iſt ſeines Handwerks Pädagog, und hat es bey Peſtalozzi erlernt, und treibt es, wie er es ſelber ſagt, mit groſsem Glück. Vom deutſchen Erziehungsweſen iſt er gänzlich durchdrungen, und ſchwimmt und lebt darin wie der Froſch im Waſſer. Als moderner Erzieher erſcheint er S. 162. Beſonders aber tritt er als Schulmeiſter hervor S. 238 — 240, wo er dem Beſeſſenen gleicht, mit einer Legion

Digitized by Google

Seinesgleichen im Leibe, die in und durch ihn ihre Weisheit ausſprechen. Auch iſt er Ehemann, hat Kinder und iſt höchſt glücklich durch Lianen, ſeine Gemahlin, eine Sentimentaliterin. So beſeligt durch häusliches und eheliches Glück, iſt er auch ein Mann von *savoir vivre*, und ein Freund von guter Geſellſchaft, und darin wohl gelitten. S. 91 — 92, wo er über das Klatſchen handelt, charakteriſirt ihn in dieſer Hinſicht als einen, in ſeinem Gott vergnügten Philiſter. An eigenen Kindern natürlich hat er ſein Erziehungsgeſchäft am glücklichſten üben gelernt. Als Kritiker und Recenſent hat er ſeine erlernten Ideen, nach denen er das Andere miſst. Eine Stelle der Art findet ſich S. 255, wo ihm, nach veralteter Anſicht, die Dialektik Plato's für die Kunſt gilt, einen Begriff zu zerlegen, und danach beurtheilt er denn auch die Ideen des Vfs. über dieſen Gegenſtand. Er iſt ungehalten auf Plato, weil er nicht iſt, wie Hr. *R.* Wo es ihm nicht ausdrücklich geſagt wird, ſieht er nicht viel, wie S. 69, wo er dem Vf. vorwirft, daſs er bey der Frau von Staël geſehen, woran ſie doch nie ſelber gedacht, und wovon ſie auch kein Wort geſagt habe, welches ſie doch hätte thun müſſen, wenn ſie die Anſicht von ihrem Werke, als der Vf. vorgäbe, gehabt hätte. Für richtigere Anſichten ſchlieſst ſich überhaupt Hn. *R's.* Kopf nicht leicht auf. Seinen Verſtand hat er mehr erlernt, als von Gott erhalten, und darum iſt er etwas verſtockt, und vermag es mit ſeiner erlernten und einſt üblichen Weisheit ſelbſt noch, die Verirrungen der römiſchen Geſetzgebung zu loben, wogegen ihm ſelbſt die Verrinen kein anderes Licht haben anzünden können. Oft thut er vornehm, iſt ruhmredig und ſuffiſant, witzelt auch und ſpöttelt, hilft ſich, wo es gänzlich ſtockt, mit Autoritäten. Als Proteſtant iſt er dem Kirchenrecht abhold. Wo er am wenigſten weiſs, thut er wohl zufrieden und beyfällig, wie bey der Satire vom Recht, da er es mit der Satire von der Erziehung gar nicht iſt, wo er, wie in ſeinem Element zu ſeyn glaubt, aber die Idee des Dichters eben ſo wenig begriffen hat, wie nämlich in Beziehung auf die Idee, wie das göttliche Volk beſtimmt iſt, die deutſche Erziehung gänzlich abirrende Wege verfolge, und ihre Meiſter und Meiſterinnen, in Beziehung auf den *Staat* des *göttlichen Volkes*, ein völlig ungehöriges Geſchäft betreiben. Hr. *R.* repräſentirt ein groſses Geſchlecht ähnlicher Verſtandes-Männer, die in Allem immer beſſer unterrichtet und immer klüger ſind, mit ihrer Rede in die Luft und auf's Papier, als die anderen Menſchen. Das Urtheil über ſie ſteht S. 20, wo der Vf. ſie die *Ritter vom Wolfe* benennt, „die ſich in ihrem eigenen Weſen iſoliren, und ihre Beſonderheit in Alles einmiſchen, und ſo in der Wiſſenſchaft ſich einfreſſen, anſtatt von ihrem milden Athem ſich begeiſtern zu laſſen.“ — Über die Befugniſs, die Satiren des Dichters mit gewaltſamen Anmerkungen zu begleiten, erklärt ſich Hr. *R.* S. 16. Er hat ſich dazu als Hofcriticus der Akademie zu O. die Erlaubniſs erwirkt; und das ganze Buch zeigt, daſs er ſein Recht zu behaupten wiſſe, ſelbſt gegen den Willen des Vfs. Zuweilen ſtreicht er auch weg, wenn er gleich nicht einſieht, wozu es nöthig war. Doch hat er meiſtens den Vf. ganz lieb, der ihm vertragsmäſsig ſeine Satiren bringt, und ihn zu ſeinen Geheimniſſen zuläſst. Sonſt iſt Hr. *R.* bey Hn. V. in die Schule gegangen, und 8 — 10 Jahre zu früh geboren, um nicht Alles zu ſeyn, was die göttliche Zeit baut. — Dieſs alles und Anderes ſteht nun nicht an einer Stelle des Buchs, ſondern Hr. *R.* handelt durch das ganze Werk, und ſpielt ſeine Rolle mit ſo unverfehlter, gleichbleibender Treue durch das Ganze, daſs man ihn immer gern ſieht und hört, wo er auftritt. Ein groſses Verdienſt hat Hr. *R.* auch durch die Mittheilung vieler vortrefflicher Stellen und Anſichten, welche zur Erläuterung der in den Gedichten ſelbſt vorgetragenen Ideen hinzugefügt ſind, und die Hr. *R.*, als vom Dichter vernommen, nie verſäumt zu verrathen. Solche Stellen ſind: die Anſichten des Vfs. vom Eigenthum, von Verwaltung und Vertheidigung S. 144 — 150; die merkwürdigen Anſichten vom Recht bey der franzöſiſchen Geſetzgebung; ferner die Stellen: der Anfang des deutſchen Urgeſetzes S. 171; die Beſeitigung des Naturrechts im Staate des göttlichen Volkes S. 165; über das deutſche Staatsrecht S. 177; die nützlichen Worte von Verſuchen S. 176; über den Glauben S. 177; von den ſieben Rechten S. 178; die Ideen von der Erziehung S. 227; von Sokrates S. 228; von den zwölf deutſchen Schulmeiſtern, welche die Erzieher des Indras werden wollen S. 244; vom deutſchen Staate S. 73; viele andere Stellen S. 88 — 96; beſonders über Poeſie und Romantik; die Stelle S. 13 von der Satire; über die Corinna der Frau von Staël S. 66, als über das ganze Werk des Dichters Licht verbreitend. Bey den trefflichen Anſichten, welche der Dichter hier über das herrliche Werk der berühmten Frau giebt, beharrt Hr. *R.* natürlich bey ſeiner eigenen Meinung. Dadurch übrigens, daſs der Vf. dieſen Mann ins Daſeyn rief, verſchwindet auch aller Schein der Abſichtlichkeit in den Ausſtellungen, welche die Gattung von Menſchen treffen, die Hr. *R.* repräſentirt. Um vieles dürfte der Mann bey dem Werke nicht fehlen. Doch möchte er in beſonderen Bändchen einſt gefälliger die Satiren begleiten, als gleich unmittelbar an jede ſich anſchlieſsen. Die Gedichte ſind dem kenntniſsvollen und denkenden Leſer, auch *wackere* Frauen nicht ausgenommen, an ſich verſtändlich. Daneben liegend, erhöhete dann Hr. *R.* noch den Nutzen und das Vergnügen. Bis das Ganze vollendet iſt, muſs man es zu den Gewaltſamkeiten Hn. *R's.* zählen, da er jetzt hinter jedem Stücke ſo nahe daher tritt.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

SCHÖNE KÜNSTE.

Lemgo, in d. meyerschen Buchhandl.: *Der Satiren über das göttliche Volk* von *Wilhelm Freyherrn von Blomberg*, Erste Abtheilung, nebst den gewaltsamen Anmerkungen des Collaborator und Hofcriticus D. *Peter Rüppel* zu O***. u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Die Versification ist leicht und ohne Anstofs fortfliefsend, so dafs die gebundene poetische Rede dem Vf. natürlich und eigenthümlich zu seyn scheint. Die besten Lehrer in dieser Rede und Versmafs sind die Natur Homers und die Kunst Virgils, und in dieser Gattung von Gedichten insbesondere auch Horaz, in Ton und Wohllaut, wie sie etwa in der herrlichen Epistel an die Pisonen das Gemüth des Lesers entzücken und gewinnen. Vereinet sich hiemit eine gelehrte Kenntnifs der Metrik: so wird bey solchem Talent der Hexameter, den Horaz schon dieser Dichtungsart mit Einsicht vindicirte, und worin auch diese Gedichte vorgetragen sind, sich zu immer höherer Vollkommenheit und *angemessenem* Wohllaut erheben. Wo das Talent unbeachtet fehlen könnte, richtet die Metrik, und verleihet festen Gang und Gewifsheit. — Ein Anstofs noch schien es, dafs in den Reden der vorkommenden Personen wohl Ausdrücke sich finden, welche die psychologische Wahrscheinlichkeit stören möchten. Wo Thoren auftreten, um die Meinungen, worin sie sich besonders gefallen, geltend zu machen, scheint es gegen die Natur, wenn sie Äufserungen einmischen, wodurch sie auf ihre Ansichten absichtlich den Schatten der Lächerlichkeit zu werfen scheinen, da der Thor doch nie für lächerlich hält, was er lehrt und wofür er sich bestimmt. Darum mufste z. B. Chiron in der Selecta wohl nicht sagen, dafs alle *Pressen* beschäftiget wären, den Erlösungstag herbeyzuführen, sondern für die Sache, als ihm höchst edel erscheinend, eine, seinen Vorstellungen angemessene Wendung wählen. Auch ausgezeichnete Köpfe fehlen nicht selten hiegegen; aber das Wohlgefallen an der Rede leidet darunter, und das Vergnügen und der Eindruck sind gestört. Wie es in dergleichen zu halten sey, lehren die Alten, mit welchen der Dichter überall innig vertraut erscheint, am richtigsten, und in dieser Gattung Horaz, verbunden besonders mit Petron, in der fast wunderschönen Übersetzung von *Gröninger*. Ähnliches findet sich auch in den Reden der beiden Selectaner, wie überhaupt diese Satire im Vortrag die am wenigsten vollendete seyn möchte. Die *hallische* A. L. Zeitung wäre, auch im Munde des frivolen Jasons, besser weggeblieben. Die Wunde könnte absichtlich scheinen, gegen die obige Idee von der Satire, welche alles Absichtliche beseitiget hat. —

Hn. *R.* gleichend, fragen und antworten wir gern, wen ein Schriftsteller zunächst nachgeahmt habe, oder wem er gefolgt sey, ob *Goethe* oder *Schiller*, *Jean Paul* oder *Horaz*. Das wahre Genie wohnt allein in ihm selber, und stellt seine Ideen dar, wie sie sich in seinem Inneren gestalten, in einer denselben angemessenen, eigenthümlichen Sprache. Ausdruck und Sprache dieser Gedichte scheinen Keinem nachgeahmt, sondern dem Dichter eigenthümlich und natürlich, auch ohne alles beschränkte Streben nach einem gesuchten affectirten Wesen, wie man erkennen wird, wenn man erst mit dem Gemüthe des Vfs., wie es sich in dem Werke ausspricht, und mit seiner Manier bekannt ist. Über die Ähnlichkeit dieser Gedichte mit der *divina Commedia* des Dante in der Anlage und Manier kann nur dann erst die Rede seyn, wenn das Ganze, seiner Anlage und seinem Umfange nach, völlig vollendet seyn wird. Dieses jedoch liefse sich hier schon vorläufig bemerken: dafs, ähnlich der *divina Commedia*, auch das Werk des deutschen Dichters, als *Ein Ganzes* betrachtet, richtiger in der *Einzahl* angedeutet zu werden scheinen möchte, und es folglich richtiger hiefse: der *Satire* vom göttlichen Volk u. s. w., als der *Satiren* u. s. w. in der *Mehrzahl*. —

Aus dem Bemerkten wird die *Manier* und das *Wesen* dieser Gedichte und ihr *Werth* als *Satire* hinlänglich hervorgehen, so wie die wohlgeordnete Anlage zu einem grofsen, fruchtbaren Ganzen, aus welchem, so weit es vor Augen liegt, ein reicher Witz und Scharfsinn, eine richtige Beurtheilungskraft eine lebendige Phantasie, und überhaupt ein heller ausgezeichneter Verstand hervorleuchtet, in einer, im Ganzen richtig gehaltenen, schönen poetischen Rede, diesen Darstellungen, als Werken der Dichtkunst überhaupt, einen unverkennbaren Werth verleihen wird. — Nützlich wird unstreitig das Studium dieses Werkes für Jeden seyn, der das Schöne und Gute wahrhaft liebt, und demselben das Nachdenken widmen mag, welches Werke erfodern, die, obgleich voll an mannichfaltiger Ergötzung, doch nie zu nutzloser Mode- und Schlummer-Lectüre, bey einer Schale Thee mit Rum, oder beym Strickzeug, gehören können. Nach einem sorgfältigen und wiederholten Lesen dieser Gedichte und der sie begleitenden Anmerkungen, dünkt es innige Überzeugung, dafs der Gewinn sehr

Digitized by Google

grofs ift, der für richtigere Anfichten in vielen der wichtigften Dinge des deutfchen Lebens, insbefondere auch für Vorfteher öffentlicher Ordnungen und Anftalten, daraus gewonnen werden kann, zumal in diefer Zeit, wo die Axt an die Wurzel gelegt ift, und viel des Abgeirrten einem nicht geringen Theil der Zeitgenoffen noch als holde Weisheit erfcheinet. Wenn die Mufe des Dichters darin richtigere Anfichten eröffnet: fo ift dadurch auch zugleich der Zeitpunct begründet, in welchem fie unter uns erfchienen ift, und zu wähnen, fie habe fich zur Unzeit, oder zu fpät vielleicht, unter uns eingefunden, hiefse die Zeit verkennen, die bereits über uns gekommen ift, und die ihrer ferneren Geftaltung unaufhaltfam entgegenfchreitet, wer auch jetzt oder künftig *die* feyn werden, die ihre Ordnung vollenden. —

Möge der Dichter die Zeit und die günftigfte Mufse finden, diefes Werk, feiner ganzen Anlage nach, gehörig auszuführen, und ihm die Grazie und Schönheit verleihen, die von einem Werke der fchönen Kunft von folchem Umfang und folcher Wichtigkeit mit Recht gefodert wird.

Druck und Papier find gefällig, Druckfehler wenige, und theils hinten angezeigt, theils finden fich davon noch einige, wie S. 26 V. 16, wo *jeglichem* ftehen mufs, ftatt *jeglichen*; S. 35 V. 124 find Buchftaben beleidigend für's Auge verfchoben; ein ähnlicher Übelftand findet fich S. 66 in der erften Zeile; S. 35 V. 121 wird, der deutlicheren Unterfcheidung wegen, beffer *wider* als *wieder* gedruckt; S. 159 Z. 8 ob. mufs *entwickelnde* ftatt *entwickelnden* ftehen; S. 229 Z. 4 von unten *deffen*; S. 337 V. 223 mufs es *Sirenen* ftatt *Syrenen* heifsen, und S. 341 *Abforption* ftatt *Abforbtion* ftehen. Die gröfste Genauigkeit im Druck ift bey Werken diefer Art befonders nöthig. Bey den vielen neuen Anfichten und Ideen kann fonft leicht Verwirrung und Dunkelheit entftehen, wie es S. 297 V. 346 der Fall ift, wo *den* unrichtig fcheint; auch S. 209 V. 235 herrfcht Verwirrung im Druck, fo wie auf der letzten Seite des Buches eine ähnliche Unordnung fich findet. Auch ift das Wort Scepter bald *männlich* bald *fächlich* gebraucht, welches ebenfalls ftört. Endlich fangen wohl zu häufig Verfe, nahe einander, mit einerley Wörtern und Wendungen an.

lz.

NATURGESCHICHTE.

Paris, in d. kaiferl. Druckerey, b. de Bure und d. Gebr. Tilliard: *Déscription de l'Egypte, ou Recueil des observations et des recherches, qui ont été faites en Egypte pendant l'expédition de l'armée française*, publié par les ordres de Sa Majesté l'Empereur *Napoléon le Grand*. Première Livraison. *Histoire Naturelle*. Tome Premier. 1810. 114 S. Folio. Mit 31 Kupfern im gröfsten Atlas.

Wir haben die *erfte* Lieferung der prachtvollen *Déscription de l'Egypte* in den vorigen Jahrgängen (J. A. L. Z. 1811. No. 215 — 218, 1812. No. 14 — 17) recenfirt. Zu diefer Lieferung gehört noch ein Heft Text, der nur naturhiftorifche Abhandlungen enthält, mit denen wir der Vollftändigkeit wegen unfere Lefer bekannt machen müffen. Es find nur *vier* Abhandlungen. 1. *Histoire naturelle des Poissons du Nil; par M. le Chevalier Geoffroy Saint-Hilaire p.* 1 — 53. Die Gebirgskette, welche Ägypten von dem arabifchen Meerbufen trennt, befteht in ihrer Mitte aus Granit, an den Seiten aber aus Sand- und Kalk-Felfen, läuft mit dem Nil parallel, und durchfchneidet ihn erft an der füdlichften Grenze Ägyptens. Das Sandlager zeigt fich fchon in der Nähe von *Edfou*, und fein letzter Bruch liegt bey *Gebel-el-Selseleh*, wo zwey auslaufende fcharfe Winkel des Gebirges den Strom einzwängen und die Schiffahrt unficher machen. Der Kern des Gebirges reicht noch 60 Lieues weiter, bis Syene, wo Alles Granit ift, und das Gebirge nur da eine Öffnung hat, wo der Nil mit Gewalt eine Bahn fich gebrochen hat. Die ungeheuren Blöcke und Trümmer, welche längs den beiden Seiten des Nilthals in Oberägypten liegen, beweifen, dafs hier eine Scheidewand war, zu deren Zerftörung Jahrtaufende gehörten. Es ift daher fehr wahrfcheinlich, dafs, ehe diefer Damm durchbrochen wurde, der Nil, in der Höhe von Syene, feinen Lauf nach Weften, und von da gen Norden nach dem arabifchen Meerbufen genommen hat, weil fonft die fo geprieſene Fruchtbarkeit der Oafen in einem unermefslichen Sandmeer unerklärbar bleibt, die unftreitig die Spuren (*Jalons*) des ehemaligen Nillaufes bezeichnen. Auch die Fruchtbarkeit Libyens hing vom Dafeyn eines grofsen Fluffes ab, die nach und nach verfchwinden mufste, als er ein anderes Bette nahm. Das jetzige Nilthal und Delta war alfo damals eine grofse Bucht, die ganz oder zum Theil vom mittelländifchen Meere überftrömt wurde, und die nicht eher bewohnt werden konnte, als bis der Nil den Damm durchbrochen, einen neuen Weg fich gebahnt, und die Bucht mit Schlamm angefüllt hatte. Aus diefer Vorausfetzung folgert der Vf., dafs Ägypten fpäter als andere Länder der Erde bewohnbar gewefen fey, dafs es keine eigenthümliche Thierwelt befitze, und dafs die Thiere, welche man dort antrifft, aus anderen Ländern eingewandert find. Der Vf. theilt die Nilfifche in zwey Claffen, nämlich in die, welche im ganzen Lauf des Nils gefunden werden, und in andere, welche nur wenig von feiner Mündung fich entfernen. Die Nilfifche felbft trifft man auch im Senegal und Niger an, und diefe Bemerkung fcheint die Hypothefe zu beftätigen, dafs jene Flüfse, beym höchften Stand ihrer Waffer, fich mifchen. Die Littoralthiere gehören eigentlich der See an, vermeiden aber die grofse Tiefe, und halten fich ihrer Nahrung wegen an der Küfte auf. Die Vögel Ägyptens find entweder Zugvögel, welche von den Moräften, die der Nil zurückläfst, angelockt, aber auch in Europa angetroffen werden, oder, wie ihr fonderbarer Bau und ihr lebhaftes Gefieder verrathen, aus dem inneren Afrika. Manche Vögel, z. B. *Alcedo rudis*, werden in Ägypten und am Cap gefunden. Die

Digitized by Google

Säugethiere find auch in anderen Ländern Afrika's einheimiſch, vorzüglich in der Barbarey, wie auch die ägyptiſchen Inſecten. Weil die Thiere, welche im rothen Meere zu *Sokeyes* leben, auch im mittelländiſchen Meere exiſtiren: ſo glaubt der Vf., daſs beide Meere einſt zuſammengehangen haben, und daſs das Studium der Zoologie ein Licht auf die phyſiſche Geographie u. ſ. w. werfen könne. Die Fiſche, welche in dieſem Anfange der Ichthyologie des Nils ausführlich beſchrieben und zergliedert worden, ſind folgende: *Polypterus bichir*, S. 4 — 18. *Tetrodon phyſa* (*T. Fahaka Haſſelqu.*), S. 19 — 38. *Tetrodon hiſpidus*, S. 38 — 39. *Serraſalmus citharus*, S. 40 — 44. *Characinus nefasch*, oder *Salmo Niloticus Haſſelqu.*, S. 44 — 48. *Characinus naschal* oder *Dentex*, und *Characinus raï*, oder *Niloticus*, S. 49 — 52.

II. *Description du Palmier Doum de la haute Egypte, ou cucifera Thebaïca; par M. Delile.* S. 52 — 58. Die Doumpalme (*Palma thebaïca Pocock.*, *Hyphaene crinita Gaertn.*) wächſt bey den Monumenten zu Philä, Theben und Dendera, wo ihr Grün einen angenehmen Contraſt mit dem Sandboden macht. Indem ſie unter ihren Schatten die ſtachlichten Senſitiven aufnimmt, bildet ſie eine Hecke, welche die Wolken von Flugſand aufhält, und trägt alſo zur Vergröſserung des fruchtbaren Landes bey. Am ſchönſten wächſt ſie auf einer kleinen Inſel unweit Girgeh, die daher auch den Namen *Doum* hat. Die Doumpalme macht eine merkwürdige Ausnahme in der Familie der Palmen, indem ſich ihr Stamm am Boden in zwey Äſte theilt, die ſich oft in der Höhe durchkreuzen. Sie wird gemeiniglich 8 — 10 Metres hoch, und miſst 1 Meter am Stamme im Umfange. Der Stamm iſt glatt, aber mit Ringen bezeichnet, die von den abgeſtorbenen Zweigen herrühren. Die Spitzen der Äſte ſind mit 20 — 30 Blättern geſchmückt, die Fächern gleichen, und deren Länge 2 — 2½ Metres beträgt. Die Palme trägt viele Früchte, ohne Hülfe, indem der Wind den Blumenſtaub der männlichen Stämme den weiblichen ſelbſt in beträchtlicher Entfernung zuführt. Das Mark der Frucht hat einen Honiggeſchmack. Das Holz iſt härter, als das der Dattelpalme, läſst ſich hobeln, und wird zu Hausthüren in *Sa'yd* gebraucht. Von den Blättern verfertigt man Teppiche, Säcke, Matten. Befremdend iſt die Äuſserung des Hn. *Delile* S. 56. „*Il ne paroît pas*," ſagt er, „*que cet arbre ait été employé dans les hiéroglyphes. Je n'ai point vu de figure qui le représentât sur les monumens de la haute Egypte; et il est difficile de déterminer si ses fruits ou d'autres productions analogues ont servi à la composition de quelques ornemens des temples.*" In der That zeigt ſich das Autochthoniſche der Ägypter nirgends auffallender, als in den Verzierungen ihrer Säulen, die ſämmtlich aus dem Pflanzenreiche geborgt ſind, und zwar aus dem einheimiſchen. Wie der Fuſs und der Schaft der ägyptiſchen Säulen häufig Nachahmung einer Pflanze iſt, die aus der Wurzel ihren Stengel emportreibt: ſo waren beſonders die Capitäle Nachahmungen der Pflanzenkrone. Aber vorzüglich lieh der Palmbaum, nach den Veränderungen, die mit ihm ſelbſt vorgingen, den Säulen eine groſse Mannichfaltigkeit von Verzierungen. In den Kupfern zu *Denon's* bekanntem Werke, und noch weit vollkommener und genauer in den Blättern zu den *Antiquités* dieſes Werks finden wir mehrere Capitäle, die mit den Blättern der Doumpalme verziert ſind. Ja, wir wiſſen es hiſtoriſch, daſs noch in der griechiſch-ägyptiſchen Baukunſt unter den Ptolemäern die Palmen zum Muſter der Säulen dienten. *Rabiyanos* von Rhodus (b. *Athen.* L. V. p. 196. c. T. II. p. 257. Schweigh.) verſichert, daſs ein Tabernakel des Ptolemäus Philadelphus mit Säulen verziert war, die den Palmen glichen (ὡμοίωντο φοίνιξιν), und den Thyrſusſtäben. Auch Ptolemäus Philopator lieſs einen Saal ganz im ägyptiſchen Geſchmack verzieren. „Die Säulen, heiſst es (am a. O. p. 206. a. T. II. p. 293), waren ſchlank, und hatten abwechſelnde weiſse und ſchwarze Reife, die in gleicher Weite von einander ſtanden. Die Capitäle (κεφαλαὶ) waren rund, und ähnlich einer aufbrechenden Roſe. An dem Theile, der der Korb genannt wird, befanden ſich keine Voluten (ἕλικες), wie die Griechen ſie gebrauchen, mit krauſen Blättern, ſondern die Blumenkelche des Waſſerlotos (λωτῶν ποταμίων κάλυκες), und die Früchte friſch blühender Palmen (φοινίκων ἀρτιβλάστων καρπός). An der unteren Leiſte des Capitals erblickte man aber die Blüthen und Blätter ägyptiſcher Bohnen." Die Ägypter ahmten die einheimiſche Natur zur Verzierung ihrer Säulen treu nach, ſo wie auch die Griechen die Vegetabilien ihres Landes, vorzüglich den ſchönen Blätterwuchs des Abreth, gebrauchten. Ein ſehr gefälliges Ornament, das man auf zahlloſen griechiſchen Monumenten, und ſogar auf gemalten Vaſen antrifft, ſtellt nichts weiter als die geſchloſſenen keulförmigen Blüthen des Geiſsblatts, oder der Waldlilie dar, ſo wie die ſogenannten Eyer, eine bekannte Zierrath der griechiſchen Architektur, den aufgebrochenen Kaſtanien nachgebildet zu ſeyn ſcheinen.

III. *Reflexions sur quelques points de Comparaison à établir entre les plantes d'Egypte et celles de France; par feu M. Coquebert.* S. 59 — 62. Dieſer Aufſatz über die Vergleichung der Flor Ägyptens mit der von Frankreich war von dem verſtorbenen Hn. *Coquebert* zu einer Vorleſung in dem ägyptiſchen Inſtitut beſtimmt; allein der Tod raffte ihn weg, in ſeiner Blüthe, 1801. Da der Boden Ägyptens in ſeiner ganzen Ausdehnung entweder fett und ſchwarz, wie im Nilthal, oder trocken und ſandig, wie in den Wüſten, iſt: ſo zeigen auch die Gewächſe weit weniger Mannichfaltigkeit, als in Frankreich. Die Gewächſe in den Wüſten haben weit ausgebreitete, fibröſe Wurzeln, womit ſie, gleichſam von einem vegetabiliſchen Inſtinct angetrieben, die ſpärliche Feuchtigkeit an ſich ſaugen. Ihr Stamm iſt faſt immer hart und holzartig, beſetzt mit Dornen und Stacheln; ihre Blätterſpitzen haben Nadeln, ihre Blüthen ſind klein, ohne lebhafte Farben, und ihr Grün iſt dunkel und grau. Die ägyptiſche Flor nähert ſich mehr der von

Digitized by Google

Syrien, Candia und Maltha, als der von Guinea und Abyſſinien, eine Bemerkung, die auch durch die Beobachtungen in den pariſer Treibhäuſern beſtätigt wird. Die Bäume verlieren ihr Laub in Frankreich im November, in Ägypten aber erſt im December und Januar. Allein hier prangen ſie im Februar und März wieder mit neuem Grün, da es in Frankreich ein ſeltener Fall iſt, daſs alle Bäume im April belaubt ſind. Die zahlreichen Pflanzen, welche im Schatten der Wälder oder auf den Alpen wachſen, ſind in Ägypten unbekannt; allein die Küſtengewächſe, und die, welche im Getreide fortkommen, blühen dort ſo gut wie in Frankreich. Ägypten hat mehrere ſchattige Bäume, von denen die Pharao's-Feige (*Ficus Sycomorus*), *Mimoſa Lebbek*, und die *Napeca*-Arten die vorzüglichſten ſind. Ein friſch grünender Raſen kann unter einem ſo warmen Himmelsſtrich nicht emporkommen. Deſto beſſer gedeihen Dattelpalmen, deren Nutzen der Vf. ausführlich erzählt. Indiſche Pflanzen, die in ſtehenden Waſſern wachſen, findet man in den Reisfeldern, die daher auch von Botanikern häufig beſucht werden. Farrnkräuter, Mooſe und Cryptogamiſten wachſen in Ägypten äuſserſt ſelten, auch kann die ganze ägyptiſche Flor kaum den vierten Theil der Gattungen (*ſpecies*) aufweiſen, die Frankreich beſitzt.

IV. *Système des oiseaux de l'Egypte et de la Syrie, par Jules-César-Savigny* (*Ouvrage présenté à l'assemblée générale de la Commission, le 29 Août* 1808). S. 63 — 114. Dieſer Aufſatz iſt der Anfang einer ausführlichen, und mit auſserordentlichem Fleiſse ausgearbeiteten Ornithologie Ägyptens und Syriens. Man findet die Synonyme ſo vollſtändig wie möglich zuſammengetragen, ſo wie ſie bey den alten Claſſikern, bey den neueren Naturforſchern, bey den Reiſebeſchreibern, und bey den Arabern vorkommen. Die Gattungen, die der Vf. ſelbſt geſehen hat, ſind von denen, die er nur aus Beſchreibungen kennt, durch Zeichen unterſchieden, ſo wie auch diejenigen, die nach Frankreich gekommen ſind. Die erſte Lieferung im Text umfaſst die Ordnung der Raubvögel.

Was die Ausführung der Kupferſtiche betrifft: ſo rühren ſie von vortrefflichen Künſtlern her, die bey ihrer Arbeit ſich zum einzigen Zweck machten, den Geiſt und Charakter ihrer Originale zu faſſen, und treu zu überliefern. Das Charakteriſtiſche der Raubvögel iſt meiſterhaft durch eine kräftige, ſtarke Manier ausgedrückt; und wenn wir die nach Antiken und lebenden Originalen geſtochenen Adler in *Albertoli's* Werke ausnehmen: ſo ſind uns noch keine ſo vollkommenen Abbildungen zu Geſicht gekommen. Die Fiſche ſind nach *Redoute's* Zeichnungen, ſo wie es ihr Habitus erfodert, in reicher punctirter Manier ausgeführt. Auch die Darſtellung der Doumpalme, mit allen ihren Theilen, verdient das gröſste Lob.

F—o.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Coblenz*, b. Pauli u. Comp.: *Vorlegeblätter zum Schönſchreiben, nebſt einigen Regeln zu dieſer Kunſt*, von *J. A. Türk*, Profeſſor am Collegium zu Coblenz. Ohne Jahrzahl. 7 Bogen Querfol. (1 Rthlr.)

Creveld, b. d. Vf.: *Deutſche, franzöſiſche und engliſche Vorſchriften*, von *J. Heinrigs* in Creveld. Erſtes Heft. Ohne Jahrzahl. 6 Bogen Querfolio. (2 Rthlr. 4 gr.)

Leipzig, b. d. Vf.: *Neues leipziger Schreibe-Buch, für Schulen und zum Privatgebrauch.* Von *Carl Schindler*. Ohne Jahrzahl. 10 Blätter 4. (16 gr.)

Ebendaſelbſt: *Vorlegeblätter für Bürger- und Land-Schulen.* Von *Carl Schindler*, Schreiblehrer an der Bürgerſchule zu Leipzig. Ohne Jahrzahl. 15 Blätter 4.

Die Regeln, welche Hr. *Türk* ſeinen Vorlegeblättern vorausgehen läſst, ſind ganz der Natur des Schreibens und den Foderungen des Schreibunterrichts angemeſſen. Sie ſind aber mehr für den Lehrer, als für den Schüler, indem ſie jenen auf die Bedingungen des Schön- und Gut-Schreibens aufmerkſam machen, und ihm Anweiſung geben, worauf er bey ſeiner Unterweiſung hauptſächlich zu ſehen habe. Es ſind ihrer nur wenige, und auch das iſt gut, weil viele Regeln nur verwirrt und unſicher machen. Übrigens hat die deutſche Schrift weniger Angenehmes, als die franzöſiſche, und man ſieht es ihr an, daſs ſie von der franzöſiſchen Grenze kömmt, wo ſie etwas von dem Charakter der franzöſiſchen angenommen. Die Buchſtaben haben, vorzüglich im Alphabet, eine zu ſchiefe Lage, und die Canzleyſchrift iſt in den groſsen, wie in den kleinen Buchſtaben, etwas zu ſteif. —

Was von Hn. *T.* geſagt iſt, gilt auch im Allgemeinen von Hn. *Heinrigs*, obſchon die Vorſchriften des letzteren, durch den von Hn. *Breitenſtein* in Düſſeldorf beſorgten Stich, in Rückſicht der äuſseren Eleganz unleugbare Vorzüge haben. In einer faſt noch ſchieferen Lage, wie in den Vorlegeblättern des Hn. *T.*, finden wir hier die deutſchen Buchſtaben, und in der gröſseren Schrift ſind die Hauptſtriche, welche gerade ſeyn ſollten, oft ein wenig in die Krümme gezogen, was dem Auge nicht wohlthut. Deſto vortrefflicher iſt Hn. *H's.* engliſche Schrift. Alles vereinigt ſich in ihr, ſie dem beſſeren Geſchmack entſprechend zu machen. Daſſelbe iſt auch von der franzöſiſchen Schrift zu ſagen, und für dieſe beiden Schriftarten verdienen dieſe Vorſchriften alle Empfehlung. Die ſchattirten Buchſtaben auf dem Titel ſind eben ſo mannichfaltig als geſchmackvoll. Rec. ſieht dem zweyten Hefte mit Verlangen entgegen. —

Vor allen ſind es aber die Vorſchriften von Hn. *Schindler*, welche auf eine ehrenvolle Auszeichnung Anſprüche zu machen haben. Die Schrift, im Deutſchen wie im Lateiniſchen, iſt durchaus einfach und ſchön, und das ganze Syſtem der Züge auf richtige Grundſätze gebaut. Die deutſche Schrift hat Ernſt und Würde, ohne ſteif zu ſeyn; ein Mangel der lateiniſchen Schrift iſt die Magerkeit der Hauptſtriche. Da der Vf. das Ganze unter ſeiner Aufſicht genau nach ſeinen Federzügen hat ſtechen laſſen (von Hn. *Martin* in Leipzig): ſo ſind die Schwingungen und Verzierungen, welche ſich mit dem ſcharfen Stichel auf dem harten Kupfer ſo leicht hervorbringen, aber mit der Feder durchaus nicht nachahmen laſſen, weggeblieben, und dadurch der Kupferſtich einer Handſchrift durchaus ähnlich geworden. Die in dem Neuen leipziger Schreibebuche gegebenen Currentvorſchriften werden auch, einzeln auf Pappe gezogen, von dem Vf. verkauft.

F.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

PHILOSOPHIE.

Hamburg, b. Hoffmann: *Über die höhere religiöse Überzeugung.* Ein Beytrag zur Geschichte der Menschheit von *Johann Christian August Grohmann*, Prof. am Gymnas. zu Hamburg. 1811. XIX u. 148 S. 8. (15 gr.)

Diese Schrift enthält einen unerwarteten Versuch, den Offenbarungsbegriff philosophisch (wiewohl nicht ohne stillschweigende apologetische Hinsicht auf das Christenthum) zu bestimmen, und verdient schon als geschichtliche Merkwürdigkeit einer genaueren prüfenden Anzeige. Es ist nicht unbekannt geblieben, dass der Vf. bereits vor mehreren Jahren zwey verschiedene und einander ganz entgegengesetzte Ansichten von der Offenbarung, eine supernaturalistische in dem Buche: *Kritik der christlichen Offenbarung*, 1798, und eine naturalistische in der Schrift: *Über Offenbarung und Mythologie*, 1799, zu geben versucht hatte. Hier lässt er nun den dritten Versuch folgen, der sich nicht nur von den beiden vorigen, sondern auch von Allem, was je über Offenbarung philosophirt wurde, sehr unterscheidet. Er versteht, wie gewöhnlich, unter der Offenbarung Gottes zunächst und hauptsächlich göttliche Eingebung, jedoch eine Eingebung, welche nicht gewissen Personen, sondern allen Menschen zu Theil wird, und die dessenungeachtet nicht *durch* die Vernunft und deren Gesetz, sondern nur *an* die Vernunft eines *Jeden* geschieht, mithin unmittelbar von Gott an Alle kommt. Das Materiale derselben ist nach seiner Meinung ein reinhimmlisches Samenkorn, das in der menschlichen Vernunft einen Boden findet, der es blos aufzunehmen, nicht aus sich selbst zu erzeugen, vermag, auf den es aber überall herabfällt. Kurz, Offenbarung im ausnehmenden Sinne ist ihm die göttliche Eingebung der Idee (oder des übervernünftigen positiven Dogma) von der versöhnenden Gnade, in sofern diese mit dem moralischen Gesetze unvereinbar ist. Er pflegt sie fast überall die *freye* Gnade zu nennen; ein Ausdruck, der wegen seiner Vieldeutigkeit zum wissenschaftlichen Gebrauche nicht wohl geeignet seyn dürfte, da mit demselben sowohl eine blos äussere, als eine innere Freyheit, und im letzteren Falle nicht nur die übervernünftige, sondern auch die unvernünftige oder despotische, und selbst die vernünftige bezeichnet werden kann. Der Glaube an diese innere Offenbarung ist ihm nun die einzige wahre *Vernunft-Religion*, die er, unter dem Namen der *geoffenbarten* oder *höheren*, der *natürlichen*, als dem Glauben an eine dem Sittengesetze gemässe Vergeltung, der zum Tugendstolz verleite und ohne Trost lasse, entgegensetzt.

Da es nicht gleich in die Augen fällt, wie sich dieser Offenbarungsbegriff bey dem Vf. entwickeln konnte: so müssen wir die Veranlassung und den nächsten Zweck seiner Schrift angeben, welches denn auch zur genaueren Darstellung und Prüfung ihres Geistes dienen kann. Er wurde zu dieser neuen Erörterung, wie aus der Vorrede (S XI) erhellt, durch die Offenbarungstheorie veranlasst, welche die in Leipzig b. Göschen 1808 erschienene Schrift des Gen. Sup. D. *Nitzsch* in Wittenberg: *de revelatione religionis externa eademque publica*, aufstellt und empfiehlt. Hier ist nun Offenbarung, im ausnehmenden Sinne, und als das betrachtet, was der Menschheit eigentlich Noth thut, und was, bey zunehmender weltlicher Cultur, ihr zum dringenden Bedürfnis werden, übrigens als äusseres Unterpfand der moralischen Güte Gottes gegen die Gefallenen Geist und Herz anzusprechen, und eine religiöse Vereinigung der Menschen zu stiften und zu erhalten geschickt seyn muss; Offenbarung ist in dieser Schrift die göttliche, wundersame und kräftige Promulgation dessen, was unser Vf. natürliche (seiner Meinnng nach der Menschheit nicht genügende, und der Gnadenverheissung ermangelnde) Vernunftreligion nennt, eine Promulgation, die durch heilige Geschichte begründet, und durch das perfectible öffentliche Bekenntniss derselben vollendet, und immerdar fortgesetzt wird, die also, als das äussere, öffentlich geltende Wort Gottes, bestimmt ist, das zwar überall vorhandene, aber von innen und aussen gehemmte und durch Weltsinn gemissdeutete innere Wort zum Heil der Menschheit aufzuwecken und zu beleben. Diese Theorie erhielt, wie es scheint, fast ganz den Beyfall unseres Vfs. Er zieht sie in der Vorrede allen bisherigen in gewissem Betrachte vor, und legt ihr „eine wahrhaft philosophische Richtung" bey, behauptet aber (S. XI u. 102), sie sey auf dem halben Wege stehen geblieben, habe ihr Ziel nicht genug verfolgt, und es nicht völlig erreicht. Er genehmigt also zwar den Gedanken, dass die äussere Offenbarung nur zur Aufweckung und Förderung der in jedem Gemüthe keimenden Religiosität bestimmt seyn müsse, sucht aber dieses aufzuregende Innere richtiger und vollständiger darzustellen. So war es denn sein nächster Zweck, jene Theorie zu *vollenden*. Allein anstatt sie zu vollenden, welches nur durch deren zum Theil noch rückstän-

Digitized by Google

dige Anwendung auf den Buchstaben der biblischen Lehre, und durch Vereinigung derselben mit allen einzelnen dogmatischen Resultaten der historisch-grammatischen Auslegung geschehen konnte, und des Vfs. Sache nicht war, hat er sie, so viel an ihm lag, vernichtet. Jene Theorie begründet nämlich die, nachher auch von Anderen erwähnte und gebrauchte, Unterscheidung des *materialen* und *formalen* Supernaturalismus, indem sie für den *letzteren*, oder für das Geheimnisvolle in der Art und Weise der äußeren Offenbarung allen den Raum übrig läßt, den die Natur der Sache oder das subjective Bedürfniß eines Jeden erfodern mag, den *ersteren* aber, mithin neue Geheimnisse der Religion selbst, auf welche die Vernunft an sich nicht führen kann, als Anläße zur moralischen Verfinsterung und Erschlaffung, entfernt, und so für die christliche Offenbarung und deren immer wirksamere Fortsetzung (oder vollkommeneres öffentliches Bekenntniß) ein moralisches Interesse auch bey dem gebildetesten Theile der Menschheit zu erregen, und diesem eine so theure, aber wenig beachtete, und beym materialen Supernaturalismus wenig einleuchtende Verpflichtung fühlbar zu machen sucht. Allein dieser ihr Zweck wird von unserem Vf. durch seine vorgebliche Vollendung vereitelt. Denn die übervernünftige und mit dem Sittengesetz unvereinbare Eingebung, auf welcher die innere Religiosität beruhen soll, muß nun bey der äußeren Offenbarung den alten dogmatischen Vorstellungen, welche das Christenthum dem Aufgeklärten zu verleiden pflegen, wiederum die Thür öffnen, wie dieses auch aus den eigenen Äußerungen des Vfs. S. 85 ff. gar nicht undeutlich hervorgeht.

Fragt man nun, ob er seinen Offenbarungsbegriff gehörig bestimmt und bewiesen habe: so kann Rec. weder das Eine, noch das Andere finden. Schon an der genaueren *Bestimmung* fehlt es. Er nennt die Offenbarung ein welthistorisches Factum, und versteht den überall vorhandenen und sich äußernden Gedanken an eine dem Menschen unentbehrliche, und daher von Gott zu erwartende Sündenvergebung und Begnadigung überhaupt, ignorirt aber den Unterschied zwischen dem sinnlichen und sittlichen Verlangen nach dieser Vergebung: ein Unterschied, der ihn hätte aufmerksam machen können, indem freylich bey einem noch bloß sinnlichen Verlangen nach Gnade es gleichgültig seyn kann, ob diese Gnade als vernünftig oder als übervernünftig oder gar als vernunftwidrig zu denken sey, dieses aber von einem ächtsittlichen Verlangen sich nicht erwarten läßt. In seinen Eintheilungen des Glaubens oder der Religion (z. B. S. 70, 78) fehlt es ganz an der noch bloß sinnlichen Religion, welche dem Kindesalter sowohl einzelner Menschen, als ganzer Völker (wie die mosaische), angemessen, und dazu bestimmt ist, die moralischen Antriebe allmählich aufzuwecken, und durch diese in moralische oder höhere Religiosität überzugehen. Bey dieser erst angehenden Religiosität wird sich der Mensch freylich die Sündenvergebung als willkührlich und an das Gesetz ungebunden vorstellen müssen, weil er sich Gott noch nicht in einem moralischen, sondern nur in einem juridischen Verhältnisse, als machthabenden Oberherrn, zu denken, auch überhaupt sich wenig oder gar nicht über die Natur und die sichtbare Welt zu erheben vermag. Aber dieß ignorirt unser Vf. Was er bald sinnlich-religiösen Glauben, bald natürliche Religion nennt (S. 78), ist, wie oben gedacht worden, schon ein Glaube an das moralische Verhältniß Gottes, namentlich an eine moralische Vergeltung; diesen Glauben amalgamirt er mit seinem Kinderglauben, wie er denn auch ausdrücklich (S. 60) die praktische Vernunft als zur Natur gehörig ansieht, um jene ungebundene Gnade über sie erheben zu können. So ist es denn geschehen, daß sein höherer Glaube einen Gegenstand erhalten hat, der eigentlich dem sinnlichen angehört, und der dieser höheren Religion, jener von ihm natürlich genannten gegenüber, ein sehr dürftiges Ansehen giebt. Doch die Unbestimmtheit nebst allem Hin- und Herwanken abgerechnet, und zugegeben, daß eine allgemeine Empfänglichkeit der Idee von einer unbegreiflichen, jedoch dem sittlichen Bedürfnisse des Menschen angemessenen, und zur Befriedigung desselben bestimmten Gnade gemeint sey: womit hat der Vf. diese Unbegreiflichkeit *bewiesen*? Er hat sie wirklich nur mit grosser Zuversicht vorausgesetzt. Wir finden nichts, was den Schein eines Beweises hätte, als die Bemerkung (S. 65), „daß das Moralgesetz unmöglich selbst begnadigen kann." Dieß ist sehr richtig. Ein gnädiges Gesetz könnte nicht Sittengesetz seyn. Auch muß dieses „die unendliche That" fodern (S. 78). Allein was kann damit hier bewiesen werden? Gehört denn die Gnade für den Gesetzgeber? Und muß nicht der moralische Richter auf das Vermögen des zu richtenden Subjects die genaueste Rücksicht nehmen? Dem Vf. kann wohl sein Gewissen noch nie einen Vorwurf darüber gemacht haben, daß ihm die unendliche That fehlt. Und hat gleich der Begriff von einer sittlich-gnädigen Aufhebung wirklich verdienter Strafen mehrere Schwierigkeiten: so lassen sich doch diese durch genauere Revision der Begriffe von Sünde und Strafe wohl überwinden; die Behauptung des Vfs. aber muß sogleich als grundlos erscheinen, wenn die sittliche Nothwendigkeit der rechtfertigenden Gnade Gottes, deren Unerweislichkeit er als entschieden voraussetzt, in ein helleres Licht gesetzt wird. Rec. hat dieses eben jetzt, auf Veranlassung dieser Schrift, und mit einiger Rücksicht auf sie, an einem anderen Orte versucht, und will hier nur noch dieß hinzusetzen, daß, wenn man mit dem Vf. eine doppelte innere Offenbarung Gottes, eine moralische oder natürliche durch das Gesetz, und eine höhere oder eigentlich religiöse durch die Idee der mit dem Gesetze unvereinbaren Gnade, annehmen wollte, die göttliche Leitung der Menschheit einer schlechten Erziehung ähnlich seyn würde, welche gemeiniglich auf der einen Seite zu viel fodert, folglich mit sich selbst im Widerspruche steht. So hat denn die in

Digitized by Google

jener lat. Schrift *de revelatione* aufgeſtellte Offenbarungstheorie hier nichts weniger als ihre Vollendung erhalten. Die Möglichkeit dieſer Vollendung kann aber nicht zweifelhaft ſeyn, wenn man den einfachen Grundſatz beherzigen und einräumen will, daſs die bibliſche Religionslehre, die auf Herz und Leben berechnet ſeyn muſste, keine Beantwortung metaphyſiſcher Schulfragen enthalten, noch zunächſt zu einem Spielwerk für die Schulweisheit beſtimmt ſeyn könne; daſs alſo die Reſultate der ehrwürdigen und nothwendigen hiſtoriſch-grammatiſchen Auslegung nur dann eine wiſſenſchaftliche Theologie zu gewähren vermögen, wenn das ihnen ſtillſchweigend und ohne deutliches Bewuſstſeyn zum Grunde liegende Idealiſche von der Darſtellung, welche Zweck und Umſtände nothwendig erfoderten, geſondert wird.

Übrigens enthält die Schrift des Vfs. noch manche verdienſtliche und tiefeingehende Nebenunterſuchung, wie dieſs von ſeinem bekannten philoſophiſchen Talent nicht anders zu erwarten war; inſonderheit verdient ſeine Claſſification aller verſchiedenen Offenbarungsanſichten (S. 14 ff.), die er auch in eine Tabelle bringt, Aufmerkſamkeit. Rec. muſs indeſs den übrigen minder weſentlichen Inhalt übergehen. Es war ihm hauptſächlich um eine genauere Darſtellung von dem Geiſte dieſer merkwürdigen Schrift und ihrem Verhältniſſe zu jener, die ſie veranlaſst hatte, zu thun.

C. L. N.

THEOLOGIE.

ALTONA, b. Hammerich: *Kritik der geſunden Vernunft über die Schrift:* Aphorismen am Grabe der Theologie, kurz vor Einſenkung der Leiche von einem Gegenprieſter des Glaubens. 1804. 109 S. 8. (10 gr.)

Dem Vf. der Aphorismen, der ſich ſelbſt einen Gegenprieſter des Glaubens nennt, ſind zwey ſeiner Meinungen, *a*) von der immer allgemeiner werdenden Verachtung des geiſtlichen Standes und alles Kirchenweſens, *b*) von der inneren Verächtlichkeit der Bibel ſelbſt, gewiſſe Anzeigen vom erfolgten Tode der Theologie, ſo daſs er dieſe für bereits eingeſargt hält, und an ihrem Grabe das Lied anſtimmt: Nun laſst uns den Leib begraben. Aber der Vf. vorliegender Kritik, der nach S. 41 ein Landprediger iſt, und mit nichten ein Prieſter des Glaubens ſeyn will, zeigt ihm, daſs ſeine Semiotik in der Theorie und Anwendung durchaus nichts tauge, und daſs die für todt Gehaltene nicht einmal eine Scheintodte zu nennen ſey, indem ſie ſich immer noch des Lebens und einer blühenden Geſundheit erfreue. Der Witz, womit obige beide Meinungen angefochten werden, iſt theils von *Shakespeare*, *Horaz*, *Butler*, *Cervantes* u. A. geliehen, theils iſt er ſelbſt gezogenes Gewächs, aber als ſolches nicht überall von gleicher Güte, ſondern mitunter fade und ohne Salz. Auch wird in einem Odem vom Anfang bis zu Ende fortgewitzelt, und nur S. 69 heiſst es: „ich wollt', ich könnte einmal ernſthaft mit dem Gegenprieſter reden. Aber ich kann nicht wohl dazu kommen, weil ſeine abderitiſche Seite immer ſich mir zukehrt, ſo oft ich mit ſeiner Schwarzen anbinden will. Indeſs der Verſuch des ernſthaft Redens läſst ſich machen." Und nun folgt ein ſolcher, der dann auch ziemlich gelingt, und zeigt, daſs der Vf. ſeine freyen Momente hat, und nicht immer vom Dämon der Spaſsmacherey beſeſſen wird. Rec. fügt einige Proben von der Art und Kunſt des Kritikers bey. Nachdem er mehrere Seiten durch die Behauptung ſeines Gegners, daſs die Kirchen leer ſtänden, beſpöttelt hat, fragt er ihn (S. 29): „Iſt eine Kirche voll, wenn ein Zuhörer da iſt? *Du.* Nein. *Ich.* Wenn zwey da ſind? *Du.* Nein. *Ich.* Wenn zwanzig? *Du.* Nein. *Ich.* Wenn 60? *Du.* Nein. *Ich.* Wenn 99? *Du.* Nein. *Ich.* Wenn 100? *Du.* (beſinnſt dich) Ja! *Ich.* Folglich macht nur *Einer* eine volle Kirche aus, nämlich der Hundertſte, da nach deiner Ausſage 99 noch keine volle Kirche machten. S. 37. Du nennſt dich auf dem Titel deiner Schrift Gegenprieſter des Glaubens. Für oder gegen, Prieſter iſt Prieſter! Kannſt du dieſs nicht begreifen? Siehe ein, welche Mühe du mir machſt! Hier iſt eine Inſtanz. Vor Gericht ſteht ein Delinquent, bey ihm ſtehen ſeine Ankläger und Vertheidiger. Beide, der *accuſator* ſowohl als der *defenſor*, heiſsen Advocaten; folglich wenn du als *accuſator* der Theologie dich Gegenprieſter ſelbſt nennſt, und wir, *defenſores* derſelben, in deinen Augen Fürprieſter ſeyn ſollen: ſo wären du und wir ja Collegen? — — Davor bewahre uns der liebe Gott! Apage! Wiſſe, liebes Kind, da du dich einen Gegenprieſter *des Glaubens* nennſt: ſo kannſt du nie ein College irgend eines geiſtigen Weſens, nie der Fürſprecher irgend eines Weſens werden; dieſs iſt ſo deutlich, daſs, da keines derſelben ohne Glauben exiſtiren kann, und demnach Jacob. 2, 17 ſelbſt Teufel glauben, du nicht einmal *advocatus diaboli* zu werden vermöchteſt." S. 80. Bey Gelegenheit des Anſtoſses, welchen der Aphorismenſchreiber an den Obſcönitäten in der Bibel nimmt, ſagt der Vf.. Er (der Aphoriſticus) haſst, wie ich vermuthe, bloſs *aus Keuſchheit* die Wahrheit, weil dieſe Göttin beſtändig *nackt* dargeſtellt wird? Und ſo wird durchgängig der Gegner mit der tiefſten Verachtung behandelt, doch aber auch für wichtiger genommen, als er iſt, indem ſich der Vf. Mühe giebt, alle ſeine Einwürfe von Grund aus zu widerlegen, wo denn Vieles vorkömmt, z. B. die Löſung mancher ſcheinbarer Widerſprüche in der Bibel, die Darſtellung des Heimſuchens der Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, u. dergl., welches eines beſſeren Orts und einer beſſeren Gelegenheit werth geweſen wäre.

D. d.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Verſuch einer vollſtändigen Einleitung in das Evangelium des Johannes* von *J. A. L. Wegſcheider*, Dr. und Prof. der

Digitized by Google

Théologie und Philoſ. zu Rinteln (jetzt zu Halle). 1806. 358 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Das Verdienſt dieſer Schrift beſteht darin, daſs ſo ziemlich Alles, was vorher über das Evangelium Johannis überhaupt geſchrieben war, darin angezeigt, ausgezogen, zuſammengeſtellt, verglichen, und mit Einſicht und Beſcheidenheit beurtheilt iſt. Seit *Lampe's* Einleitung in ſeinem Commentar war in der That nichts Ähnliches geſchrieben worden, und die vorliegende Einleitung, obgleich minder aus den urſprünglichen Quellen ſelbſt abgeleitet, umfaſst doch mehr und erſetzt zugleich, was bey dem Vorgänger nicht mehr brauchbar war. Die Gegenſtände ſind. Leben und Charakter des Johannes, Authentie, Kanonicität, Integrität, Ort und Zeit der Abfaſſung, Zweck, Urſprache ſeines Evangeliums, ſchriftſtelleriſcher Charakter des Evangeliſten überhaupt; ein raiſonnirendes Verzeichniſs der wichtigſten älteren und neueren Erklärungsſchriften über das Evangelium macht den Beſchluſs. Beſonders ſchätzbar iſt, daſs der Vf. alle Gründe für und wider die Ächtheit des Evangeliums zuſammengeſtellt, und mit einer unparteyiſchen Kritik beleuchtet, und die Ächtheit ſelbſt ſiegreich gerettet hat. Die Unterſuchung muſs zwar, ſo wie in allen Stücken, alſo auch in Beziehung auf die bibliſchen Bücher frey bleiben und ſich willkührliche Feſſeln weder ſelbſt anlegen noch von Anderen anlegen laſſen. Aber wenn doch offenbar hervorgeht, daſs die Authentie und der Werth heiliger Bücher nicht aus inneren und äuſseren Gründen, ſondern um etwas Neues zu ſagen, um Aufſehen zu machen, um dem Geiſte der Zeit zu fröhnen, aus Geringſchätzung des Heiligen, der Stimme der Tradition und den redendſten inneren Spuren zuwider, angegriffen und beſtritten wird; wenn dieſs ſelbſt herrſchender Ton zu werden beginnt: ſo muſs den Freund ächter Kritik, der Religion, des Chriſtenthums und der Kirche jede Bemühung zum entgegengeſetzten Zwecke deſto mehr freuen. Seit dieſer Einleitung, und zwar vier Jahre nachher, haben wir eine neue in *Eichhorns* Einleitung in das N. T. II. Bd. erhalten. In weſentlichen Puncten ſtimmen beide Vff. überein. Doch kann die eichhorniſche auch in gewiſſen Stücken zur Prüfung, Berichtigung und Erweiterung der früheren dienen. Dieſe wird übrigens keineswegs dadurch entbehrlich, ſie enthält Manches mehr und anders, als die ſpäter herausgekommene, welche auch mehrmals nur auf ſie zurückverweiſt.

T. D.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Wittenberg*, b. Gräfsler: *De gratiae Dei juſtificantis neceſſitate morali.* Prol. I. — — auctore *Car. Ludov. Nitzſch*, Theol. P. O. etc. 1812. 24 S. 4. Wäre die rechtfertigende Gnade Gottes, — dieſs iſt der Hauptinhalt dieſer, von Hn. Gen. Super. D. *Nitzſch* in Wittenberg als akademiſches Weihnachtsprogramm herausgegebenen Schrift, — unbegreiflich und aus dem Sittengeſetze nicht erklärbar: ſo würde die Heiligkeit dieſes Geſetzes durch die Religion ſelbſt, und gerade da *verdunkelt*, wo dieſe das Herz zunächſt anſprechen und ergreifen muſs, eben daher aber in dieſem Falle einen der wahren Tugend ungünſtigen Totaleindruck machen müſste. Da dieſs der ſittlichen Bildung des Menſchen, mithin dem Hauptzwecke der Gottheit, entgegen ſeyn würde: ſo darf es nicht angenommen werden. Aber die Unbegreiflichkeit jener Gnade iſt auch gar nicht erweislich. Der vorgebliche Widerſpruch, in welchem ſie mit der Heiligkeit und Gerechtigkeit ſtehen ſoll, verſchwindet, ſobald man erwägt, daſs der Werth ſowohl, als die Schuld des Menſchen, vernünftiger Weiſe nur nach der Beſchaffenheit ſeines Willens beurtheilt, und ein unendlicher Werth oder eine unendliche Verſchuldung, deren er an ſich, bey ſeiner Beſchränktheit, gleich unfähig iſt, nur mittelſt einer richterlichen Zurechnung, nachdem der Wille gut oder böſe iſt, ihm beygelegt werden könne. Dieſe Zurechnung iſt indeſſen dem Sittengeſetze gemäſs. Denn wäre der gute Wille nicht beſchränkt: ſo würde er in Heiligkeit übergehen; und wäre es der böſe Wille nicht auch: ſo würde er die ihm hinderlichen heiligen Antriebe ganz unterdrücken, mithin zur unheilbaren Bosheit werden. Hieraus folgt nun ſogleich, daſs die Rechtfertigung des Unvollkommenen, der nach beſtem Vermögen der Vollkommenheit des Urbildes der gottgefälligen Menſchheit, als des ewig geliebten Sohnes Gottes, nachſtrebe, der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes nicht entgegen ſeyn könne. Es würde ungerecht ſeyn, mehr von ihm zu fodern, als er wirklich vermag; und ſo kann die Güte ihm das zurechnen, wonach er mit Ernſt ſtrebt. Aber dieſs gilt euch von der Begnadigung des Schuldigen, ſobald er ſich bekehrt, mithin bereit iſt, um des Guten willen Alles zu dulden. Denn nun kann die Zurechnung einer unendlichen Verſchuldung nicht mehr Statt finden. Es bleibt nur ſeine Verſchuldung an ſich, oder ſofern ſie endlich iſt, und durch endliche Schmerzen gebüſst werden kann, übrig. Dieſe Schmerzen aber ſind, in einer moraliſchen Ordnung der Dinge, mit der Sinnesänderung und Heiligung ganz in eben dem Maſse, in welchem ſie verdient waren, verbunden. Durch ſie geſchieht alſo der Gerechtigkeit, welche hier (als moraliſche Gerechtigkeit) ein Mehreres nicht fodern kann, völlige Genüge; und es iſt die Güte ſelbſt, welche ihr dieſe Genugthuung zuwendet, indem ſie dem Bekehrten jene verdienten Schmerzen (Strafen) nun als wohlthätige Schmerzen (Züchtigungen) auflegt, folglich auf eine mit der Gerechtigkeit völlig einſtimmige Weiſe ſich äuſsert. Sie kann dem Menſchen das, was er vermöge der moraliſchen Sinnesänderung erdulden will, der Gerechtigkeit unbeſchadet, als ſchon wirklich erduldet in jedem Augenblick zurechnen; woraus denn die religiöſe Beruhigung der Bekehrten völlig erklärbar wird. — Man ſieht, daſs die Widerlegung jener Einwürfe auf genauerer Beſtimmung der Begriffe von menſchlicher Sünde, von Strafe und von Vergebung beruht, und daſs dieſe philoſophirende Abhandlung den Zweck hat, in eine eben ſo wichtige als bisher dunkele Hauptlehre der Religion neues Licht zu bringen. Eine exegetiſche Behandlung eben derſelben Materie ſoll nachfolgen. Die nächſte Veranlaſſung hatte dem Vf. eine Schrift des Prof. *Grohmann* in Hamburg gegeben (*Über die hohere religiöſe Überzeugung.* Hamburg 1811. 8.), in welcher die Unbegreiflichkeit der verſöhnenden Gnade Gottes als unzweifelhaft gewiſs vorausgeſetzt war.

R. R. E.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

LITERATURGESCHICHTE.

WITTENBERG, b. Zimmermann: *Lebensbeschreibungen und literarische Nachrichten von den wittenbergschen Theologen seit der Stiftung der Universität 1502, bis zur dritten hundertjährlichen Säcularfeyer 1802*; aus den Matrikeln und anderen glaubwürdigen Urkunden. Ein Beytrag zur kursächs. Reformations- und Kirchen-Geschichte von M. *Johann Christoph Erdmann*, Archidiac. an der Pfarrkirche. 1804. 220 S. 4.

Dieses mit dem mühsamsten Fleisse bearbeitete sehr schätzbare Werk enthält einen wichtigen Beytrag zur Erläuterung der wittenbergischen akademischen, und überhaupt der allgemeinen deutschen Literargeschichte. Zwar haben schon *Bismarc* in *Vita praecipuor. Theologorum* und *Balthas. Menz* in *Elog. praecipuor. Doctorum* (Witeb. 1606. 8) diesen Gegenstand abgehandelt, und man kann nicht leugnen, dass die von ihnen gelieferten Biographieen zum Theil sehr ausführlich sind; allein sie verbreiten sich nur über die vorzüglichsten Lehrer, die bis zu Ende des 16 Jahrhunderts lebten, mit Ausschluss aller anderen weniger berühmten Männer, und ihre Schriften sind überhaupt so selten, dass man sie in vielen Bibliotheken vergeblich sucht. Andere biographische Nachrichten, z. B. vor den *Consiliis Theol. Witeberg.* (Francof. 1665. f.) und in *Deutschmanns* Disp. *de perpetuo Christianorum Jubilaeo* (Witeb. 1667. 4) verdienen kaum bemerkt zu werden, weil sie nur in einem sehr unvollständigen Verzeichnisse bestehen. Im vorliegenden Werke werden die sämmtlichen theologischen Lehrer von *Johann Staupitz* bis *Joh. Fried. Schleusner* beschrieben. Der Vf. bediente sich nicht nur der bekannten literarischen Hülfsmittel, sondern machte auch Gebrauch von handschriftlichen Nachrichten aus dem Universitätsarchiv, und ward dadurch in den Stand gesetzt, die in Jöcher und Anderen vorkommenden Fehler zu verbessern. Durch einen sorgfältigen Gebrauch dieser Mittel haben selbst die Lebensbeschreibungen allgemein bekannter Männer, Luthers, Melanthons u. A., an Interesse gewonnen. Von den Schriften der theol. Lehrer sind nach einer zweckmässigen Auswahl nur die vorzüglichsten bemerkt, und die Werke, in welchen eine vollständigere Anzeige zu finden ist, allenthalben nachgewiesen worden. Die crasse Orthodoxie und Verketzerungssucht der ehemaligen wittenbergischen Theologen finden an dem Vf. keinen Vertheidiger, vielmehr missbilligt er sie bey jeder Gelegenheit, besonders im Leben Deutschmanns S. 93 f., und verschweigt es nicht, dass der Feuereifer der wittenbergischen Zionswächter Calovs u. A. den Kurfürsten von Brandenburg (so muss es S. 90 heissen) veranlasst habe, im J. 1662 seinen, der Theologie sich widmenden Landeskindern, den Besuch der Universität zu untersagen. Doch ist er übrigens sehr billig und schonend im Urtheilen, und vertheidigt mehrere verdiente Männer, vorzüglich *Valent. Ernst Löscher* und *Carl Gottlob Hofmann* wider unverdiente Vorwürfe. Er beschliesst sein Werk S. 208 ff. mit sehr lehrreichen Bemerkungen über die ehemaligen theologischen Grade, Promotionsfeyerlichkeiten und Kosten, die für das Doctorat mit allen vorhergehenden Graden, nach einem Aufsatze von Luther, 41 fl. 7 gr. betrugen; über die veraltete akademische Terminologie: *Vesperiae, Emancipator, aula doctoralis, Galli*, worüber aus den Statuten der pariser und wiener Universität, und aus der wittenberg. theolog. Matrikel sehr befriedigende Aufklärung mitgetheilt wird. — Da der Vf. mit der rühmlichsten Sorgfalt bey seinen literarischen Arbeiten die möglichste Vollständigkeit zu erreichen strebt, wie die bisher von ihm herausgegebenen Schriften und zahlreichen Nachträge im gegenwärtigen Werke S. 165 — 204 bezeugen: so will Rec., der seit mehreren Jahren an einer ausführlichen Gelehrtengeschichte der sächsischen Universitäten gearbeitet hat, durch einige, zum Theil aus ungedruckten Nachrichten entlehnte Zusätze, den S. 2 geäusserten Wunsch zu erfüllen suchen. — *Johann von Staupitz* war Anfangs Prior des Augustinerklosters in Tübingen, ward das. 1500 Doct. der Theol., und 1502 Provincialvicar seines Ordens. Dieses Amt überliess er 1520 den unten vorkommenden Wencesl. Linck. Weil er als Vicar immer herumreisen und die Klöster visitiren musste: so konnte er sich selten in Wittenberg aufhalten. Kurfürst Friedrich der Weise wollte ihm zur bischöflichen Würde verhelfen, aber Luther widerrieth es in einem Briefe von 1516, „*quod in spiritualibus nimis esset coecus.*“ Seine Schriften ascetischen und mystischen Inhalts sind ausser den von Arnd herausgegebenen in der Originalausgabe sehr selten. — S. 5. *Martin Polich* verliess Leipzig auch wegen einer Streitigkeit mit dem bekannten Conrad Wimpina. Unter seinen Schriften verdienen besonders *Anatomia Mundini emendata*, Lipsi. 1493. 4, bemerkt zu werden. (Panzer. Annal. typogr. I. p. 480). *S. Friedr. Börners Comment. de vita et meritis Polichii.* — S. 7 *Trutfetter*, ein eifriger Scholastiker, st. zu Erfurt 1519. Luthers Lehrer in Eisenach, und zuletzt, sobald dieser die scholastische Theologie zu bestürmen begann,

Digitized by Google

ſein unverſöhnlichſter Feind. Bey der Nachricht von ſeinem Tode ſchrieb Luther in einem Briefe: „*Timeo, et me cauſam acceleratae ſuae mortis fuiſſe, tantum aegritudinis fuit animo ejus ex meis, ut dicitur, prophanationibus cet.*“ S. Eckhards Pr. von Jodoc. Trutfetter. Eiſenach 1791. 4. — *Paul Carnificis*, eines Fleiſchhauers Sohn (ſo nannten ſich damals mehrere Gelehrte nach dem Gewerbe ihres Vaters: Sartoris, ſutoris, tinctoris, torneatoris), erhielt als Franciſcaner zu Leipzig 1491 die theol. Doctorwürde in Erfurt. — S. 8. *Nicolaus Fabri*, war Anfangs Lector der Philoſ. in Leipzig, und gab daſ. 1499 *Nic. Beroaldi Comment. in ſeptem ſapientum ſententias* bey Jac. Thanner in Druck. — S. 9. Nach Wolfg. Oſtermeyer aus München iſt *Alexand. Schwennig* einzuſchalten. Er war ein Minorit, ſeit 1509 Doctor in Wittenberg, und präſidirte im folgenden Jahre bey des nachmaligen Prof. Fontanus Baccal. Disp. — Von *Wencesl. Linck* S. 9 giebt auch *Will* im nürnberger Gel. Lexic. II. S. 445 — 453 ausführliche Nachricht. Sein vorzüglichſtes, jetzt ſehr ſeltenes Werk ſind die Annotationen über die Bücher des A. Teſt. 3 Theile Straſsb. 1545. 4. Die S. 11 als eine beſondere Schrift bemerkten *Scholia in libr. Moſis* machen den erſten Theil dieſes Werkes aus. — Daſs *Carlſtadt* die rotenburg. Unruhen erregt habe, was man bisher mit Scheingründen zu widerlegen ſuchte, iſt aus dem gleichzeitigen Aufſatze des würzburg. Secret. *Fries*, in Stümpfs Denkwürdigkeiten, Heft 2 von 1802, völlig entſchieden. In Jena errichtete er zu Anfange des Jahres 1524 eine Buchdruckerey — ein Umſtand, der bisher ganz unbekannt war. Luther ſuchte es bey dem Kanzler Pontanus dahin zu bringen, daſs er ſeine Schriften vor dem Abdruck an den Hof zur Beurtheilung einſchicken ſollte. Man ſieht hier, und aus dem ganz ähnlichen Verfahren wider Thomas Münzer, daſs Luther auch durch Cenſurbedrückungen für ſeinen Plan zu wirken ſuchte. Die fabelhaften Erzählungen von Carlſtadts Tode widerlegt Luthers Brief an Jacob Probſt: „*Carlſtadius peſte interiit, peſtis ipſe eccleſiae Baſilienſis.*“ Die letzten Worte ſind wider die Wahrheit. Carlſtadt war einer der verdienteſten Lehrer in Baſel. „*Non eſt talis,*“ ſchreibt Ballinger, *qualem pinxit Lutherus.* — S. 19. *Wenceslaus Stockheim* und *Andr. Hofrichter* waren nicht aus Orleans. Dieſen Geburtsort dichtete Suevus, da er aus Unbekanntſchaft mit dem Ductus der alten Handſchriften, für *Auguſtinianus*, Aurelianus drucken lieſs: „*Andr. Hoffrichter Aurelianus, praef. Wenceslao, itidem Aureliano, Witemb. Conventus Priore.*“ Der als Präſes angegebene *Wencesl.* war nicht *Stockheim*, welcher als Baccal. ſentent. bey einem formato nicht präſidiren durfte, ſondern *Wencesl. Linck.* Die Worte alſo bey unſerem Vf. S. 20: *Conventus paſtor*, ſollen eigentlich *Conventus Prior* heiſsen. Hofrichters Geburtsort war nach dem Catal. Promot. S. 161 Munerſtadt. *Stockheim*, und der auf ihn folgende *Simon Heins*, gehören nicht in dieſes Verzeichniſs. — S. 21. *Johann Dolz*, aus Feldkirch, lehrte Anfangs 12 J. zu Wittenberg Phyſik nach dem Ariſtoteles, ſtarb, nach Spalatins Annalen, im Jul. 1523. Er hat noch einige Jahre früher, als Luther, einen, jetzt äuſserſt ſeltenen, deutſchen Katechismus geſchrieben. Der weiter unten bemerkte Joh. Dolscius aus Plauen, iſt ein Anderer dieſes Namens. — S. 22. *Petrus Fontanus*, aus Pirna, Guardian des Minoritenkloſters in Wittenberg, ward 1520 Provincial der Franciſcaner in Sachſen, verlieſs aber bald darauf den Orden, und bekannte ſich in Breslau zur evangeliſchen Lehre. Auf eben dieſer Seite verdient *Franc. Lambertus*, aus Avignon, nachmal. Prof. zu Marburg, noch angemerkt zu werden. Er lehrte 1523 zu Wittenberg; mit welchem Erfolg, zeugt ſein Bittſchreiben an den Kurfürſten um Gehaltszulage: „*Noviſſime Lucae evangelion ſex menſibus interpretatus ſum, et ab omnibus ſimul, qui me audierunt, 15 tantum groſſos accepi.*“ Die über den Hoſeas, Lucas und Hohelied gehaltenen Vorleſungen ſind zu Straſsburg 1525 in Druck erſchienen. — *Melanthon*, wie der Vf. richtig ſchreibt, denn ſo ſchrieb er ſich ſeit ungefähr 1540 in allen ſeinen Schriften und Briefen, war eigentlich nicht Prof. der Theologie, und konnte es nicht ſeyn, da er keinen höheren Grad als das bibliſche Baccalaureat erhalten hatte. Das philoſophiſche Decanat hat er noch 1548, das theologiſche aber nie verwaltet, ob er gleich nach Luthers Tode bey allen theologiſchen Disp. präſidirte. Da ſein Lehramt der griech. Sprache 1528 dem nachmal. ſächſ. Kanzler Franz Burkhard und 1537 dem bekannten Vitus Ortel von Winsheim überlaſſen ward: ſo kann man annehmen, daſs er Prof. primar. und der Akademie Director war. Dieſs ſcheint die Rectormatrikel von 1560 zu beſtätigen, wo er „*gubernator, ſtudiorum et diſciplinae in hac academia*“ genannt wird. Die von ihm gehaltenen philoſophiſchen Vorleſungen wurden nach ſeinem Tode unter mehrere Profeſſoren vertheilet. — S. 32. *Georg Major* übernahm nicht 1536, ſondern 1551 an Spangenbergs Stelle die Aufſicht über die mansfeld. Kirchen, ward aber im folgenden Jahre von Graf Albrecht von Mansfeld entlaſſen, weil er paradoxe Meinungen auf der Kanzel vorgetragen haben ſollte, und ging nach Wittenberg zurück. — S. 40. *Friedr. Widebram*, bekannt durch eine poetiſche Überſetzung der Pſalmen (Straſsb. 1572) und mehrere Gedichte, war ſchon als 21 jähriger Jüngling des Lobſpruchs würdig, den ihm Melanthon ertheilt: „*Scribit eleganter carmen et ſolutam orationem, et eſt vir honeſtus, placidiſſima natura, excellens muſicus, eruditus etiam in omni philoſophia.* — S. 45. Von *Joh. Schütze* ſtehen verſchiedene theol. Bedenken in Bidenbachs Sammlung, z. B.: Ob wandelnde Geiſter in der Irre umgehen? Die ihm beygelegte Schrift: 50 Urſachen, warum die Calviniſten zu meiden ſind (Eisleb. 1579. 8) hat einen anderen Schütz, Prof. zu Rieſtädt in Thüringen, zum Verfaſſer. — S. 59. *Samuel Hubers* ungeſtümen Charakter ſchildert Dav. Rungius mit wenig Worten treffend, in einem Briefe von 1597: „*Nihil in illo ingenio moderati eſt, ſed omnia militaria, planeque ſpiritum illum gladiatorium, Helvetiis proprium redolentia.* Er war nämlich ein geborner Schweizer. Daſs der Adminiſtrat. Friedrich Wilhelm 14000 fl. auf ſeine Beſſerung verwendet habe, verſichert Ge. Mylius in einem handſchriftlichen Aufſatze. — S. 75. *Balthaſar Meisner* war, wie ſeine

Digitized by Google

Vorgänger Hutter und Balduin, eine Geiſſel der Reformirten. Der im Jahre 1614 erfolgte Übergang des Kurfürſten Joh. Siegismund zu Brandenburg zur reformirten Confeſſion weckte den Eifer der wittenbergiſchen Theologen. Meisner regte ſich zuerſt. Er ſchrieb noch in dieſem Jahre eine Abhandlung: *de Calvinismo fugiendo, ob principium ejus incertum, quod eſt rationis ſpeculatio*, und befehdete die Reformirten in ſeiner vormals ſehr geſchätzten *Philoſophia ſobria*, von welcher ein Prof. der Theol. in Leiden das Urtheil fällte: *Sobria quidem, ſed odio et acerbitate in Reformatos ad ſummum usque gradum ebria.* — S. 88. *Abrah. Calov* iſt höchſt wahrſcheinlich Erfinder der ehemaligen geſchmackloſen Jahrgänge in Predigten. Sein Anſehn trug viel dazu bey, daſs ſich dieſe Methode durch ſeine Schüler ſo allgemein verbreitete. Sein ausgebreiteter Ruf, in dem er ſtand, machte ihn ſtolz. Er lieſs es geſchehen, daſs man ihm auf dem Titel einer unter ſeinem Vorſitz 1683 vertheidigten Disp. *de Luthero ante Lutherum*, die Ehrentitel beylegte: *Doctor Theologiae incomparabilis, de genuina Chriſti eccleſia meritiſſimus — — circuli Elect. Sax. Superint. general. eminentiſſimus, Doctorum Theologiae presbyter intra et extra Germaniam famigeratiſſimus.* Man hat hieraus ſchlieſsen wollen, er habe ſich im gewöhnlichen Umgange *Eminenz* nennen laſſen. Im folgenden Jahre ſchrieb er ſich: Aller Doctoren und Profeſſ. der Theol. Augsburg. Confeſſion in und auſser dem heil. Röm. Reiche Senior. Daſs ſeine *Hiſtoria ſyncretiſtica* von 1682 auf kurfürſtl. Befehl confiſciret ward, war für ihn die empfindlichſte Demüthigung. — S. 101. Von *Neumanns Theologia aphoriſtica* beſorgte Weikhmann 1763 die 4 Auflage. Das Buch würde ſich nicht ſo lange im Anſehen erhalten haben, wenn nicht Erneſti darüber geleſen hätte. — S. 118. Die kleineren hiſtor. und chronolog. Schriften des zu ſeinen Zeiten berühmten *Joh. Wilh. Janus* gab Kloz zu Halle 1769 mit dem Leben des Vf. in Druck. — Dieſer Zuſätze ungeachtet, die, wenn es der Raum geſtattete, leicht vermehrt werden könnten, verdient die Schrift des Vfs., *Grohmann's* Annalen mit allem Recht an die Seite geſetzt zu werden.

J. F. K.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. 1) *Leipzig*, b. Fleiſcher d. J.: *Ein Wort der Ermunterung an chriſtliche Religionslehrer*, in einer — bey der Inveſtitur des Stift-meiſniſchen Superintendentens und Conſiſtorial-Aſſeſſors zu Wurzen, Hn. M. *Chr. Aug. Fiedler*, d. 30 May 1808 vor dem Altar der Stiftskirche zu Wurzen gehaltenen Rede, geſprochen von D. *Joh. Georg Roſenmüller*, des Hochſtifts Meiſsen Senior und Cantor, Prof. Primar. der Theol. u. Sup. zu Leipzig. 1808. 38 S. gr. 8. (3 gr.)

2) *Leipzig*, b. Beygang: *Predigt am dritten Sonntage des Advents, den 11 Dec. 1808 in der Univerſitätskirche zu Leipzig* gehalten von Dr. *F. V. Reinhard*, königl. ſächſ. Oberhofprediger und Kirchenrathe. 32 S. gr. 8.

3) *Leipzig*, in M. Schömanns Disputations-Handl.: *Predigt am erſten Januar des Jahres 1809, bey der Einweihung der wiederhergeſtellten Thomaskirche zu Leipzig* gehalten von D. *J. G. Roſenmüller*, Superint. 29 S. gr. 8.

Nr. 1. Ein kräftiges, väterliches Wort *über die Pflichten eines Religionslehrers in unſeren Zeiten*, bey den vielen gerechten Klagen über immer höher ſteigende Gleichgültigkeit gegen Religion und Cultus, über immer mehr ſich verbreitende Sittenloſigkeit etc. Nachdem auch dieſer würdige Greis es hier laut geſagt hat, was durchaus nicht geleugnet werden kann, daſs viele Prediger im gutgemeinten, aber nicht immer mit Beſonnenheit geäuſserten Eifer über Kirchenbeſuch, Abendmahlsgenuſs u. ſ. w., als *opus operatum*, zu der Lauigkeit und Gleichgültigkeit dagegen viel beygetragen haben (wir rufen hier uns Gedächtniſs zurück, daſs ſchon Zollikofer bey *ſeinem* Publicum es nöthig fand, eine Reihe Predigten zu halten, *Warnungen vor dem Miſsbrauche der reinen Religionserkenntniſs*), ſpricht er, zu ſeinem eigentlichen Thema übergehend: „Es würde zu nichts helfen, wenn wir mit feiger Muthloſigkeit unſere Zeiten nur bloſs beklagen, nur über das Verderben — — unthätig ſeufzen wollten. Durch bloſse Klagen und Seufzer wird kein Übel gehoben. Mit Muth und Standhaftigkeit müſſen Alle, die den beſonderen Beruf dazu haben, insbeſondere chriſtliche Lehrer, dem Verderben entgegen arbeiten. Dieſs wird aber nicht möglich ſeyn, wenn ſie ihren Zuhörern die Religion nicht in ihrem rechten Lichte darſtellen, wenn ſie die Lehren derſelben ohne Leben, ohne Geiſt, ohne Zuſammenhang, ohne Gefühl und auf eine ſolche Art vortragen, daſs die aufmerkſamſten Zuhörer nie recht lernen können, was ihre Religion eigentlich iſt, und wie ſie die Wahrheiten derſelben zu ihrer Beſſerung und Beruhigung anwenden ſollen. (In einer Note warnt er Prediger vor einem gewiſſen philoſophiſchen Galimathias und vor dem neuen Myſticismus, welcher jetzt Beyfall findet. „Man kann, ſagt er mit vollem Rechte, ſich wahrhaftig keinen vortheilhaften Begriff von dem Verſtande eines Predigers machen, der nicht einmal überlegt, zu wem und in welcher Abſicht er ſpricht. Dabey wird auf einen Aufſatz in *Schuderoffs* ſo ſtark angetaſtetem und doch ſo leſenswerthem Journal für Veredelung des Prediger- und Schullehrer-Standes, 5 Jahrg. 1 Bd. 1 Stück: *Über Religion als Poeſie*, hingewieſen. Wir erlauben uns bey dieſer Gelegenheit eine Rüge ähnlicher Art. Religionslehrer klagen jetzt oft und ſtark über geſunkene Religioſität und Moralität. Aber nicht bloſs durch jenen philoſophiſchen Galimathias und den Myſticismus, durch den Manche Religion in Poeſie, oder beſſer in einen leeren Klingklang verwandeln, ſondern überhaupt durch eine unweiſe Neuerungsſucht, durchs Einmiſchen ganz fremdartiger Gegenſtände in die Religion und vorzüglich durch ein mit der Würde ihrer Sache und ihres Standes ſich durchaus nicht vertragendes Benehmen, auffallende Kleidung, ein ſich der Welt unbeſonnenes leichtſinniges Gleichſtellen, durch ein — wir wollen hier das geringſte Wort wählen — zu liberales äuſseres Leben, ſind Viele ſehr viel Schuld an allen den Übeln, über die ſie — manche vielleicht, ohne daſs es ihnen mit dieſer Klage ein Ernſt ſeyn mag — öffentlich klagen. Ein Specialſuperintendent gab neulich zweyen Landſchullehrern als Probekatechiſationen, mit den Schulkindern zu halten, dem einen zum Thema auf: Der Nutzen des Ackerbaues, dem anderen: Die verſchiedenen Monarchieen Europa's!!! Das ſoll Aufklärung beweiſen, durch dieſes Haſchen nach Neuem, Aufſehen erregendem, will man imponiren und ſich bey den Kindern der Welt, die ja immer kluger ſeyn wollen als die Kinder des Lichts, beliebt machen, und macht ſich bey allen Verſtändigen, und die groſse Sache der Religion bey allen Unverſtändigen lächerlich.) Nach 1 Tim. 4, 1, 2 und 12, legt nun der ehrwürdige *Roſenmüller* den Religionslehrern ihre Pflichten mit Nachdruck und Liebe ans Herz, und ſagt, beſonders in einer gehaltreichen Note, wie Strafpredigten zu unſeren Zeiten beſchaffen ſeyn müſſen. Wir empfehlen dieſe wenigen Blätter zur innigſten Beherzigung allen Religionslehrern. Sie zeichnen ſich freylich nicht durch Prunk und Flitter aus; einfach, wie Alles, was dieſer Redner ſagt, aber mit Kraft und Herzlichkeit, iſt dieſes Wort geſprochen, und wahrlich, es iſt ein Wort der Wahrheit und ein Wort zu ſeiner Zeit.

No. 2. Als Mitglied der Commiſſion, zur Reviſion der

Digitized by Google

Universität Leipzig, hielt sich der sel. *Reinhard* einige Wochen in dieser Stadt auf. Er wurde ersucht, einen Vortrag in der Universitätskirche zu halten, und bey fast überfüllter Kirche hielt er, mit grofsem ungetheiltem Beyfall, über das gewöhnliche Sonntagsevangelium, einen Vortrag: *Über den Kampf aller wahren Christen wider den verderbten Geist der Zeit.* Dieser Kampf ist ein Kampf wider die vier Hauptübel, die der verderbte Geist der Zeit an sich zu haben pflegt; also ein Kampf *für die Wahrheit wider den Irrthum, für das Recht wider die Gewalt, für die Tugend wider die Selbstsucht, für würdigen Genufs wider die Sinnlichkeit.* Die Gründe, die jeden wahren Christen zu diesem Kampfe verpflichten, sind folgende: a) *Der muthige Kampf wider alles Böse ist der unterscheidende Beruf und die eigentliche Bestimmung aller wahren Christen;* b) *er ist das Ehrenvollste, was wir thun können;* c) *er ist nicht vergeblich;* d) *die Folgen dieses Kampfes sind unermefslich und ewig.* Für die Verehrer der Vorträge Hn. R's, bedarf es unserer Anpreisung dieser tief gedachten und kraftig ausgeführten Predigt nicht. Am Schluss derselben spricht er zu den Lehrern und Studirenden der Universität mit Zartgefühl, aber auch mit edler, würde- und liebevoller Freymüthigkeit. Mit wenigen Worten gedenkt er auch seines ehemaligen akademischen Lehrerlebens, und freut sich der Ehre und des Glücks — Gott dafür preisend — diesem die muntersten Jahre seines Lebens gewidmet zu haben.

No. 3. Die Thomaskirche in Leipzig wurde gleich beym Einmarsch der Franzosen im J. 1806 zu einem Stroh- und Heu-Magazin genommen. Im Sommer und Herbst 1808 wurde sie wieder zur Aufnahme religiöser Versammlungen eingerichtet, und den 1 Jan. 1809 feyerlich eingeweiht. Über Psalm 84, 2. 3 hielt der würdige Hr. *Rosenmüller*, der in der Zwischenzeit in den entfernten Petrikirche seine Vorträge hatte halten müssen, gewifs zu seiner, wie er auch selbst bezeugt, herzlichen Freude diese Einweihungspredigt. Er zeigt darin: *Welche grofse Wohlthat es ist, wenn eine christliche Gemeinde sich in einem Hause des Herrn ungestört zum gemeinschaftlichen Gottesdienste versammeln kann;* a) *weil der gemeinschaftliche Gottesdienst eines der vornehmsten Mittel ist, das Christenthum unter uns und unseren Nachkommen zu erhalten;* und b) *weil zweckmäfsige Theilnahme an demselben jedem Christen insbesondere das edelste Vergnügen und die seligsten Vortheile gewähren kann.* Alles plan, einfach, aber deutlich und herzlich. Angehängt sind dieser Predigt einige historische Anmerkungen zur Erläuterung mancher Hinweisungen auf geschichtliche Data im Vortrage selbst. J. J.

1) *Dresden* und *Leipzig*, b. Hartknoch: *Predigt am grünen Donnerstage des Jahres* 1806 *gehalten*, und auf Verlangen dem Druck überlassen von D. *Franz Volkmar Reinhard*, kurf. Oberhofpr. und Kirchenr. 31 S. gr. 8. (3 gr.)

2) *Dresden* und *Leipzig*, b. Hartknoch: *Predigt am Feste der Kirchenverbesserung d.* 31 *Oct.* 1809 *zu Dresden gehalten v.* D. *Franz Volkmar Reinhard.* 36 S. gr. 8. (4 gr.)

Die Predigt No. 1., über die Epistel des Tages gehalten, hält Rec. für eine der gelungensten Arbeiten des Vfs. Er zeigt in ihr, dafs das Abendmahl des Herrn unserem Geiste gebe — *Sammlung*, wenn sich Alles um uns her *zerstreut*; *Erhebung*, wenn Alles um uns herein Sinnlichkeit versinkt; *Befestigung*, wenn der Unglaube Alles wankend macht; *Erweiterung*, wenn die Selbstsucht alle Herzen vereugt; *Beruhigung*, wenn Gewalt und Ungerechtigkeit auch uns drücken; und *Hoffnung des ewigen Lebens*, wenn die Erde nichts mehr für uns hat, und die sichtbare Welt uns von sich stöfst. Gründlich, kräftig und in der schönen gerundeten Sprache, die wir an ihm gewohnt sind, die hier aber noch gewählter und einladender, wie in manchen anderen seiner Vorträge, uns zu seyn scheint, mit Benutzung sehr zweckmäfsig eingewebter Bibelstellen, hat Hr. *R.* seine Überzeugungen vom Abendmahl des Herrn freymüthig dargelegt: Überzeugungen, die jeder denkende und fühlende Christ mit Vergnügen mit ihm theilt. Dieser Vortrag hatte seine eigenen Schwierigkeiten, aber meisterhaft hat er sie alle überwunden. Besonders wird dadurch einleuchtend, wie vortrefflich der Vf. die Bibel zu gebrauchen versteht. Wie wenige Prediger unserer Zeiten, deren Arbeiten auch nicht zu den alltäglichen gehören, werden ihm hierin gleich kommen! Dieis ist einer der glänzendsten Vorzüge der reinhardischen Predigten, welchen zu wünschen wäre, dafs besonders junge Prediger ihn sich anzueignen strebten. — Möchte nur dieses gewicht ige Wort, zu Gunsten einer so ehrwürdigen, wohlthätigen Anstalt, in unserem frivolen Zeitalter, Vielen nicht blofs angenehm das Ohr kitzeln, sondern auch das Herz bewegen! Möchten besonders die Einflufshabenden dadurch erweckt werden, in der Benutzung dieser Anstalt dem grofsen Haufen ein gewifs wirksames Beyspiel zu geben! Wenn alle solche Worte bey ihnen vergebens sind, wenn von oben herab nicht ein besserer Geist auch in diesem Stück durch Handlungen sich ausspricht: dann mufs Unsittlichkeit und Verderben durchaus überhand nehmen, und was wird dann die Menschheit retten? Braucht es einer Apologie für diese Äufserungen: so hat sie der würdige *R.* im Eingange dieser Predigt gegeben.

In No. 2 über die Worte, Hebr. 13. 7, theilt der würdige Vf. s, „*Belehrungen aus der Geschichte der Kirchenverbesserung und dem Sinne und Geist ihrer Urheber*" mit. „Denken wir an sie, die uns das Wort Gottes gesagt, und sollen aussprechlich viel ausgerichtet haben, nur mit einiger Überlegung: schauen wir ihren Glauben und ihr Ende mit dem Ernst an, den die Sache fodert: so kommen uns Wahrheiten von der grofsten Wichtigkeit entgegen; so dringen sich uns Belehrungen auf, deren Zweckmäfsigkeit für unsere Zeit sich unmöglich verkennen lafst. Und welches sind diese Belehrungen? *Fähig zu etwas wahrhaft Grofsen macht nur ein lebendiges Gefühl für die Religion.* Ein damit verknüpfter fester Wille vermag Alles, auch das Äufserordentlichste. Man mufs aber das Gute ganz wollen, und halbe Mafsregeln verschmähen. Es ist jedoch an sich kein Unglück in unruhigen, verhängnifsvollen Zeiten zu leben. Wer in solchen Zeiten der guten Sache treu bleibt und für sie wirkt, kann vielmehr des Sieges derselben und seiner eigenen Verherrlichung gewifs seyn."

Diese Belehrungen, aus der Geschichte der Reformation entwickelt, sind ungemein kraftig und mit deutscher Freymüthigkeit uns, den Enkeln jener grofsen Männer, ans Herz gelegt. Wenn auf der einen Seite es mit Wehmuth das Herz erfüllen mufs, was von unseren versunkenen, sinnlichen, eigennützigen, lasterhaften Zeitgenossen, von der verschwundenen Gewissenhaftigkeit, von der verschwundenen Scheu vor Gott, von dem in Tausenden erstorbenen Gefühl für Religion, hier so ganz wahr und treffend gesagt wird: so mufs doch das Muth und Hoffnung auf bessere Zeiten in uns wieder aufregen, dafs es uns hoch nicht an Männern fehlt, die so etwas frey und stark öffentlich sagen, und deren Rede von Vielen gewifs mit offenem Ohr gehört wird, und um so mehr gehört wird, wenn es Männer wie Hr. R. sind, die deutsche Redlichkeit und Kraftiges Hinweisen auf das, was Noth ist, so wie ein Johannes, auch in Höfen nicht verlernen. — Möchten diese kraftvollen Worte nicht blofs gehört, sondern auch beherzigt werden. „Denn, wie er sehr richtig sagt, was geschehen soll, was die Pflicht fodert, wenn dem Ganzen und Einzelnen geholfen werden soll, das wifsen wir vortrefflich: darüber schwatzen wir mit grofser Geläufigkeit, darüber liefert das emsige Heer unserer Schriftsteller ganze Bücherfammlungen. Und doch geschieht *nirgends* was erfoderlich ist; doch bleiben wir überall zurück; doch gerathen Familien und Staaten in Verfall; doch beugen wir uns mit unglaublicher Nothwendigkeit unter jede Laune, unter jeden Eigensinn des — — *Schicksals!* Bey aller unserer Vielwisserey, bey allem Prang mit schönen Grundsätzen, fehlt es uns an dem, wodurch allein etwas auszurichten ist, an einem *kraftvollen, ernstlichen, festen Willen!*" Ja wohl, daran hat es gefehlt, und fehlt es noch; überall ist Schlaffheit, Kraftlosigkeit, Weichlichkeit, Leichtsinn zu Hause. Es geschieht entweder gar nichts, oder Alles unvollkommen, wobey nichts gewonnen werden, aber wohl Alles verloren gehen kann. Besonders über die *halben Mafsregeln* erklärt sich der sel. *R.*, und nimmt sie, mit Recht, als eine Hauptursache des vielfachen, traurigen *Mifslingens* an. „Man wollte und wollte nicht; man that etwas aber nicht genug; man setzte sich in Bewegung, und stand viel zu früh still." Ach! liefert unsere Zeit zu diesen Äufserungen nicht, leider! eine Menge Belege? — Wir müssen abbrechen. Jeder deutsche Mann lese diese treffliche Predigt, — und selig sind, die dies Wort hören und darnach thun! J. J.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1 8 1 3.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

BERLIN, b. Vofs: *Mithridates, oder allgemeine Sprachkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe in beynahe fünfhundert Sprachen und Mundarten*, von *Johann Chriftian Adelung*, Hofrath und Ober-Bibliothekar zu Dresden. Mit Benutzung einiger Papiere deffelben fortgefetzt, und aus zum Theil ganz neuen oder wenig bekannten Hülfsmitteln bearbeitet von Dr. *Johann Severin Vater*, Prof. der Theol. und Bibliothekar zu Königsberg. Dritter Theil. Erfte Abtheilung. 1812. X u. 305 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Endlich erhalten wir in diefem Werke die erfte Abtheilung des fchon zu Oftern 1810 verfprochenen dritten und letzten Bandes von *Adelung's Mithridates*, deffen erfter Theil von einem anderen Rec. J. A. L. Z. 1807. No. 164, der zweyte von uns 1809 N. 120 und 121 angezeigt worden. Durch die Verfpätung eines fo intereffanten Werkes hat aber das Publicum mehr gewonnen als verloren, da indeffen das Neue, welches der Vf. den Unterftützungen der beiden Hnn. v. *Humboldt* und dem Hn. Etatsrathe *v. Adelung* verdankt, noch durch die Entdeckungen eines *Seetzen*, *Lichtenftein*, *Lewis* und *Pike*, und durch die Mittheilungen anderer Gönner und Freunde vermehrt wurde, unter welchen der Vf. die Hnn. *Münter*, *Ebeling*, *Fiorillo* und *Quandt* zu Herrnhuth namentlich auszeichnet. Der Vf. fah fich dadurch im Befitz von fo vielen Hülfsmitteln über die Sprachen Afrika's und Amerika's, dafs der Reichthum der daher gefloffenen Nachrichten eines Jeden billige Erwartung übertreffen mufs. Der glücklichen Vollendung des Ganzen fehen wir mit der erften Meffe entgegen, da die mühevollfte aller mühevollen Arbeiten, worunter der Vf. die eigenhändig gemachten vollftändigen Auszüge oder Abfchriften der durch *Alex. v. Humboldt* mitgetheilten amerikanifchen Grammatiken zählt, bereits unter der Preffe ift.

Die Einleitung zu diefer erften Abtheilung, welche die afrikanifchen Sprachen umfafst, befchäftigt fich zuerft mit der Unterfuchung über die mögliche Bevölkerung Afrika's auf eine Weife, die eben fo fehr von dem Scharffinne und richtigen Urtheile des Vfs. zeugt, als von der Ungewifsheit aller Anfichten, von welchen man über jenen Punct einiges Licht erwarten möchte. Aus diefer Ungewifsheit flieffst die Schwierigkeit, die Afrikaner in ihre urfprünglichen Stämme abzutheilen, und die Völker nach dem Zufammenhange ihrer Sprachen an einander zu reihen. Für jetzt kann die Abtheilung derfelben nur dem Local folgen, und dabey die Kunde der Völker und Sprachen fo weit benutzen, als fie vorhanden ift: eine Gleichmäfsigkeit der Behandlung ift wegen des Mangels an erfoderlichen Nachrichten nicht überall möglich. Der Vf. theilt Afrika und feine Bewohner (mit Ausfchlufs der fchon im erften Theile abgehandelten Mauren) in:

1. *Nord-Afrika*, bis zur füdlichen Grenze der Sohara, deffen Bewohner fich in ihrer Körperbefchaffenheit wenig von den, eben erwähnten, eingewanderten Arabern unterfcheiden;

2. *Mittel-Afrika*, bis zum Lande der Hottentotten, deffen Völker von den Merkmalen des Aufseren der Neger entweder einige oder fie alle haben:

I. an dem Ober-Nil und der Küfte des arabifchen Meerbufens;

II. von da, die Südgrenze der Sohara entlang, bis zum Gülbi und deffen füdlichen Ufern;

III. von da öftlich bis zu den Gebirgen von Nubien und Habefch und bis zum Mondgebirge, weftlich bis zur Küfte am Senegal, und füdlich bis zu der Südgrenze von Congo;

IV. von der öftlichen Grenze von Congo bis zum Mondgebirge, der Meerküfte unterhalb Habefch, und von Congo bis zum lupatifchen Gebirge;

V. Kafferländer von Quiloa bis zu den Hottentotten.

3. Die Südfpitze von Afrika oder das Land der Hottentotten, Menfchen mit einem von obigen Claffen ganz unterfchiedenen körperlichen Charakter.

Eine Menge von Völkern find in diefem ungefähren Umriffe begriffen, mit deren Aufzählung wir unfere Lefer nicht ermüden wollen. Hr. D. *Seetzen* hat die Anzahl der afrikanifchen Sprachen auf 100 — 150 angefchlagen; die Anzahl der hier abgehandelten beträgt weit über die Hälfte. Von den eigentlichen Negern in Mittel-Afrika findet man allein 62 Numern aufgezählt, unter welchen der Mandingo-, Amina- oder Fante-, und Congo-Sprachftamm befonders ausgezeichnet find. Die Berichtigung der Irrthümer, welche in diefem Völker- und Sprach-Verzeichnifs noch obwalten mögen, müffen wir von der Zeit erwarten. Der Vf. hat Alles geleiftet, was man nur fodern kann; fogar wird am Ende der Einleitung die Frage über die Umfchiffung Afrika's vor dem Anfange unferer Zeitrechnung behandelt, damit die Rückficht ihres etwanigen Einfluffes auf die Bevölkerung Afrika's nicht vergeffen fchiene. Das Vater-Unfer konnte in den wenigften Sprachen geliefert werden; diefe

Digitized by Google

Abtheilung enthält nur 26 Numern von 337 — 362, nämlich ein berberiſches, zwölf koptiſche nebſt einer angeblich altägyptiſchen Formel, welche, weil ſie erdichtet ſcheint, nicht mitgezählt worden iſt, ein amhariſches, ſuſuiſches, fanteiſches, zwey akräiſche, zwey angolaniſche nebſt einer von Hervas mitgetheilten Formel aus Angola, welche einer ganz anderen Sprache angehört, vier madagaskariſche und ein hottentottiſches. Doch wird der Vf. bey der Vollendung des Ganzen dahin ſehen, daſs das V. U., wie der Titel verſpricht, in beynahe fünfhundert verſchiedenen Sprachen und Mundarten geliefert werde. Die Stelle des V. U. vertritt in der Sprache der Agows von Tſchera und Damot, der Gafat, Falaſcha, und Gallas unter Habeſch der Anfang des Hohenliedes von Salomon, wahrſcheinlich Überſetzungen aus der Überſetzung der griechiſchen Bibel in der Bd. I. S. 404 als Dialekt der arabiſchen abgehandelten Geez-Sprache, welche Bruce aus Habeſſynien mitgebracht hat. Auſserdem finden wir faſt von jeder Sprache Proben von Bezeichnungen der nothwendigſten Begriffe und der Zahlen, und zwar, wo es möglich war, in Vergleichungstafeln, nebſt den bekannten grammatiſchen Bemerkungen angegeben; zuweilen auch ganze Redensarten, kleine Volkslieder oder Gebete. Bey den mitgetheilten Sprachproben darf man aber nie ihre Quelle aus dem Auge verlieren, da der Vf. die Beybehaltung der Schreibart jedes Einzelnen, mochte er Engländer, Franzoſe, Italiäner oder Däne ſeyn, einer leicht irreführenden Umformung in die deutſche Schreibart vorzog. Alle Hülfsmittel zur Völker-, Länder- und Sprachen-Kunde von Afrika hat der Vf. mit eben ſo vieler Sorgfalt als Einſicht benutzt: wir heben nur aus den Bemerkungen über den Zuſammenhang und die Ausdehnung der Völker und über die Beſchaffenheit ihrer Sprachen dasjenige aus, was uns, beſonders in Hinſicht auf Sprachphiloſophie und die Geſchichte der Menſchheit, am intereſſanteſten und wichtigſten ſcheint.

In Nord-Afrika erſtreckt ſich vom Fuſse des Atlas bis zu den Grenzen Ägyptens das zahlreiche Volk der *Berber*, worein die Reſte mancher Urvölker, welche uns griechiſche und römiſche Schriftſteller im Norden von Afrika nennen, beſonders der Numidier, Mauritanier, Gätulier und Garamanten, zuſammengeſchmolzen ſeyn mögen. Bey der Zerſtreuung der dazu gehörenden Völker muſs nothwendig manche dialektiſche Verſchiedenheit der Sprache Statt finden, aber alle dieſe Nationen vereinet Eine Sprache, deren Kenntniſs ſich ſeit Leo Africanus bis auf Hornemann ſtufenweiſe erweitert hat. Dieſe Sprache iſt die einzige, welche in Nord-Afrika zwiſchen der mauriſch-arabiſchen und den Sprachen der Neger-Nationen geredet wird, und war aller Wahrſcheinlichkeit nach vor den Eroberungen der Saracenen einſt die allgemeine Sprache von Nord-Afrika. Man könnte ſie die Libyphönikiſche nennen, deren Grundlage das Numidiſche war, worein puniſche, und vielleicht auch manche griechiſche, römiſche und vandaliſche Wörter übergingen: denn auſser den durch den Islam eingeführten arabiſchen Wörtern zeigt ſie eine groſse Verwandtſchaft mit dem ſemitiſchen Dialekte. Als das Reſultat des Einfluſſes und der Miſchungen mehrerer Sprachen kann man vielleicht die Bildung des Plurals der Nennwörter anſehen, welche durch mancherley Veränderungen der Vocale und der Sylben des Wortes, durch Verſetzungen der Conſonanten, und mancherley hinzutretende Endungen geſchieht. Der Wurzellaut des Verbum iſt, wie in unſerer Sprache, der Imperativ, woran zur Bildung anderer Verbalformen, theils zu Anfange, theils zu Ende einzelne Laute gehängt werden. Manche Ähnlichkeit mit dem Berberiſchen hat die Sprache der *Guanchen* oder der alten Bewohner der canariſchen Inſeln, welche nach einer Tradition von einem alten, groſsen und mächtigen Volke abſtammen, merkwürdig wegen der bey ihnen herrſchenden Gewohnheit, ihre Todten einzubalſamiren, weſshalb ſie einen ſchicklichen Platz zwiſchen Berberen und Ägyptern erhalten. Die Reſte der Urägyptier ſind ohne Zweifel in den *Kopten* enthalten, welche, in das Innere von Oberägypten zurückgedrängt, ihren urſprünglichen Nationalcharakter und ihre alte Landesſprache noch nicht ganz verloren haben, und ungefähr den hundertſten Theil der heutigen Bewohner Ägyptens ausmachen. Auſser den Gräcismen, welche ſeit der Herrſchaft der Ptolemäer in das Altägyptiſche übergingen, iſt die Anzahl ſemitiſcher Wörter in der koptiſchen Sprache nicht unbeträchtlich; aber die Vergleichung des Koptiſchen mit dem Sanſkrit, dem Berberiſchen und Äthiopiſchen und den ſüdlicheren Sprachen hat keine bedeutenden Reſultate geliefert. Gelegentlich ſpricht der Vf. auch über die Inſchrift von Roſette, und über die von Denon bekannt gemachten Schriftarten auf vielleicht beträchtlich älteren Mumienbandagen. Die koptiſche Sprache war zu des Leo Africanus Zeit ſchwerlich mehr herrſchende Sprache in Oberägypten: 1633 ſtarb in ſeinem 80ſten Lebensjahre der letzte, von Reiſenden bemerkte Kopte, welcher ſie wie eine lebende in ſeiner Gewalt hatte. Die Verben dieſer Sprache haben alle nur einerley Conjugation ohne paſſiviſche Form; der Imperativ iſt der Wurzellaut mit der vorgeſetzten Sylbe *ma*. So wie einzelne Theile des Verbum, werden auch abgeleitete Formen des Nomen durch vorgeſetzte Sylben gebildet.

Trümmer uralter Reiche, worunter zuerſt Meroë, ſpäterhin Axum hervorſchimmern, finden wir auch in *Nubien* und *Habeſſynien*. Die älteſte Sprache dieſer Länder ſcheint die amhariſche zu ſeyn, die jedoch nur wenige Ähnlichkeit mit den indiſchen Sprachen darbietet, welche den vermutheten Einfluſs Indiens auf Äthiopien beſtätigen könnten. Sie iſt im erſten Bande des Mithridates mit Unrecht unter den arabiſchen Sprachen erwähnt worden: denn ſie iſt nicht eine Tochter der eigentlichſt ſogenannten äthiopiſchen oder der Geez-Sprache, welche zu den Dialekten der arabiſchen gehört, wenn ſie gleich aus ihr, als der ehemaligen Sprache des Hofes und der Religion, viele Wörter und Formen aufgenommen hat. Der Vf. hat daher über ihren

Digitized by Google

grammatiſchen Charakter einen Nachtrag zu den im erſten Bande gegebenen Bemerkungen geliefert, nebſt einer grammatiſchen Analyſe des V. U. nach einer Leſung, worin man die äthiopiſche Schrift leichter wieder erkennt. Dann folgen die Dialekte des Amhariſchen mit den übrigen Sprachen Habeſſyniens und Nubiens, welche ſich von jenen gänzlich unterſcheiden, und eben ſo mannichfaltig ſind, als die Reiche und Religionen dieſer Gegenden. Wir heben nur Weniges darüber aus, und verbinden damit ſogleich die Nachrichten, welche der Vf. weiter unten über die angrenzenden Länder giebt. Die groſse Verſchiedenheit der Dialekte in mehreren Provinzen ſchreibt Hervas einer Verderbung der Sprache durch die Gallas zu, durch deren Einfälle Habeſch ganz vorzüglich gelitten hat, und eines groſsen Theils ſeiner Provinzen beraubt worden iſt. Die Völker dieſer Gegenden finden wir ſchon von Herodot an bis auf Ptolemäus durch die Griechen geſchildert; in wie vielen Völkern dieſer Länder aber Reſte alter Völker geblieben ſind, läſst ſich nicht wohl beſtimmen. Vereinigt ſehen wir die Bewohner derſelben eine Reihe von Jahrhunderten hindurch unter dem mächtigen habeſſyniſchen Reiche bis zu deſſen Zerrüttung durch innere Kriege und die Einfälle der ſeitdem immer weiter um ſich greifenden Gallas, und die Abreiſsung der nubiſchen Länder durch die Türken und weſtlichen Negervölker; aber zuſammengeſchmolzen waren durch jene Vereinigung unter Einem Scepter weder die Nationen noch die Sprachen. Dafs ſich Araber ſeit der Ausbildung ihrer Sprache auf der Küſte Afrika's feſtſetzten, davon iſt die Geezſprache ein unumſtöſslicher Beweis; wann und wie, davon ſagt die Geſchichte nichts. Nach Ludolphs Rechnung wären mit Einſchluſs der Geez- und amhariſchen Sprache und der der Gallas acht verſchiedene Sprachen in Äthiopien. Nach Bruce kommen dazu die Sprachen der Agows von Damot und Tſchera, und die der Falaſcha, eines jüdiſchen Volkes, welches theils in mehreren Reichen und Provinzen von Habeſch als Weber und Schmiede zerſtreut lebt, theils im gebirgigen Lande Samen einen eigenen Staat unter einem Könige Gideon und einer Königin Judith bildet. Auch bemerkt Bruce, dafs die Heiden im Dorf Waido am See Tzana eine von allen Dialekten Habeſſyniens abweichende Sprache reden, welche vielleicht ſehr alt iſt. Nach den Nachrichten bey Hervas haben auch die Cuara, ein chriſtliches Volk, und die Gurayen eigenthümliche Sprachen. Durch Hn. Dr. *Seetzen* lernen wir noch andere unter ſich verwandte Sprachen des öſtlicheren Habeſſyniens kennen. Der Araber Macrizi ſagt, dafs man wohl 50 Dialekte der verſchiedenen Provinzen Habeſſyniens anführen könne, die alle mit denſelben Buchſtaben geſchrieben würden. Als Pflanzſtätte des Chriſtenthums in Habeſch iſt das alte Reich von Axum anzuſehen, deſſen Geſchichte noch im Dunkel liegt: die ſüdlichſte chriſtliche, obwohl dem habeſſyniſchen Scepter nicht unterworfene Provinz iſt Enarea.

Eine beträchtliche Anzahl von Sprachen wird in dem ungeheueren Reiche *Bornu*, und dem von ihm abhängigen *Mobba* oder *Dar-Szelèh*, geſprochen, womit uns, nächſt Lucas und Hornemann, Dr. Seetzen (Monatl. Correſp. 1810, Febr. und Octob.) näher bekannt gemacht hat. Die Einwohner beſtehen aus einer ſolchen Menge von Völkerſchaften, dafs, wie es heifst, 30 Sprachen in dem Reiche geſprochen werden; aber in ihrer Farbe ſind ſie einander alle gleich, nämlich ganz ſchwarz und vollkommene Neger. 1. Weſtlich von Habeſch wohnen die *Schilluk*, theils in Städten, theils zerſtreut, wovon ſich ein Theil in den Beſitz von Sennâr geſetzt, und die Stadt dieſes Namens errichtet hat. Dieſer Theil hat die mohammedaniſche Religion angenommen; die übrigen Schilluk ſind Heiden ohne Götzenbilder, welche nackend gehen, und theils Bäumen, theils rohen aufgerichteten Steinen göttliche Ehre erweiſen. 2. Eine heidniſche Nation Dahera, Anbeter des Mondes, welche in den Dienſten des Beherrſchers von *Sennâr* die unruhigen Araber im Zaume halten, reden eine wohlklingende, von den Sprachen ihrer Nachbarn verſchiedene Sprache, von welcher wir nichts Näheres wiſſen. 3. Die Sprache von *Dâr Fûr* iſt voll von arabiſchen Wörtern, welche mehr als den fünften Theil der ungefähr 700 furiſchen Wörter des ſeetzenſchen Verzeichniſſes ausmachen. Dieſer Einfluſs der arabiſchen Sprache erſcheint ſo groſs, dafs er kaum von dem bloſsen Zuſammenwohnen zahlreicher arabiſcher Horden, die ſich in dieſen Gegenden aufhalten, auch wohl nicht von der bloſsen Einwirkung der mohammedaniſchen Religion, ſondern noch von irgend einem anderen uns unbekannten Umſtande herzuleiten iſt. An der ganzen Küſte von Habeſch bis nach *Zanguebar* hin wohnen Araber, ſeit den Jahrhunderten nach Mohammed dahin gekommen; ein weit früherer Einfluſs Arabiens auf dieſe Küſte iſt durch die Nachrichten der Griechen belegt. Deutliche Zeugniſſe arabiſcher Einwirkungen ſind auch auf den Inſeln *Johanna* und *Madagascar* vorhanden. Die groſse Inſel Madagascar zeigt in ihren Einwohnern zwey oder drey Arten von Menſchen, welche aber, dialektiſche Verſchiedenheiten abgerechnet, im Ganzen einerley Sprache reden ſollen, deren Zuſammentreffen mit einzelnen malayiſchen Wörtern Reland und Hervas gezeigt haben, ohne dadurch mehr als Eingang mancher von Malayen dahin gebrachter Ausdrücke zu beweiſen, ſo wie das Arabiſche beſonders im nordweſtlichen Theile der Inſel eingewirkt hat, woraus Court de Gebelin ſogar auf einen Einfluſs der Phöniker ſchlieſsen wollte. Eben ſo wenig läſst ſich aus ein paar ſchwachen Ähnlichkeiten der Völker oder Sitten dieſer Einwohner (Malegaſchen oder Madekaſſer genannt) mit denen der Kaffern oder Hottentotten auf einen Abſtammungs-Zuſammenhang derſelben ſchlieſsen. Die madekaſſiſche Sprache verändert gleich der kymriſchen manchen Anfangsconſonanten der Wörter bey der Zuſammenſtellung mit anderen Wörtern. Eine Flexion der Nennwörter zeigt ſich nirgends, weder für den Numerus, noch für das Genus. Bey Dapper wird die

Digitized by Google

Sprache wegen ihres Reichthums in der Bezeichnung gerühmt, indem eben derſelbe Gegenſtand, mit der oder jener Eigenſchaft zuſammengedacht, einen anderen Namen habe. Bey Le Gentil lieſt man die Bemerkung, daſs, um den Superlativ zu bezeichnen, die erſte Sylbe gedehnt werde: *bè* gut, *bē* ſehr gut, *rät-chi* ſchlecht, *rāt-chi* ſehr ſchlecht. Dieſs mag Irrthum oder höchſtens nur provinciell ſeyn: denn ſonſt dient die Verdoppelung des Adjectivs, oder auch das Adjectiv *bē*, groſs oder ſehr, zum Ausdrucke des Superlativs, z. B. *bē bē*, ſehr groſs, *tſärä bē*, ſehr gut, *rätſi rätſi* oder *rätſi rätſi be*, ſehr böſe. Das Verbum hat gar keine Flexion, indem bloſs die Perſonal-Pronomina hinzuzutreten: durch eine Art Hülfsverbum *ēſä* (er hat vollbracht) bildet ſich das Präteritum, ſo wie in dem vorgeſetzten *ho* die Zukunft ausgedrückt zu ſeyn ſcheint.

Je weiter von den der Meeresküſte näheren Ländern Afrika's ſich der Blick des Forſchers entfernt: deſto weniger ſieht er ſich unterſtützt durch die Nachrichten dahin ſchon vorgedrungener Europäer. Übergehen wir daher alle Länder und Völker, wo ſich die Beſchaffenheit und Verhältniſſe der Sprachen wenig beſtimmen laſſen, um deſto mehr von den ausgebreiteten oder bekannten Nationen anzuführen. Die *Fulah's*, ein weitverbreitetes Volk am Senegal, und unter ihm bis zur Sierra Leone, und über ihm am Gülbi (einem groſsen Strome, deſſen Namen bey den Negern *Meer* bedeuten ſoll, wie die Ägypter auch den Nil nennen), und über dem Gülbi zwiſchen den weſtlichen und öſtlichen Reichen bis gegen Fezzan herauf, gehören zu einer Mittelgattung zwiſchen den eigentlichen Negern und den afrikaniſchen Weiſsen. Das Corps der Nation unter dem eigentlichen Namen Fulah ſoll ein groſses Gebiet um die Quellen des Rio grande beſitzen, wo Teambu, eine ſehr volkreiche Stadt, 80 Lieues vom Sierra Leone, die Hauptſtadt iſt. Ein Theil dieſer Fulahnation ſind die ſogenannten Phellâta-Araber, welche ſich in einem groſsen Theile des nördlichen, unter den Namen Belad el Dsjerid (Biledulgerid) und Szahhara (Sahara) bekannten Afrika's aufhalten. Dieſes entdeckte der Vf. unter andern aus dem Zuſammentreffen der von Dr. *Seetzen* und Anderen an weit von einander entfernten Örtern aufgenommenen Wörterverzeichniſſe, wovon das ausführliche Verzeichniſs der Phellâtawörter aus Dr. Seetzens handſchriftlicher Sammlung ſchon im erſten Stücke des königsberger Archivs für Philoſophie, Theologie, Sprachkunde und Geſchichte abgedruckt worden.

Die Nachrichten von den Sprachen eines groſsen Theils der eigentlichen Neger im Mittelafrika verdanken wir Oldendorp's Geſchichte der Miſſion der evangeliſchen Brüder auf den caraibiſchen Inſeln, welcher den glücklichen Einfall hatte, die in jenen Colonieen befindlichen afrikaniſchen Neger über ihre vaterländiſche Gegend und Sprache zu befragen. Die *Yolofs* oder *Jalofs* ſind nicht ſo zahlreich als die Fulah's und Mandingo's, aber immer ein mächtiges, thätiges, kriegeriſches Volk, welches den Strich zwiſchen dem Senegal und dem Mandingoſtaate am Gambia bewohnt. Sie ſollen die ſchönſten Neger in dieſem Theile von Afrika ſeyn, ganz dunkel- und glänzend-ſchwarz, was auch ihr Name Jolof bedeutet, ungeachtet ſie gerade die nördlichſten unter den Negern ſind. So wie die Fulah's ſich für beſſer halten, als alle eingeborenen Neger, und ſich im Gegenſatz anderer Nationen immer zu den Weiſsen rechnen; ſo ſind die Jolof's dagegen ſtolz auf eine ſehr alte Herkunft und auf die Schwärze der Haut, welche, je näher der Linie, deſto weniger dunkel und rein iſt. Ihr Körper iſt wohlgebaut, mit regelmäſsigen Zügen, und ihre Sprache ſehr wohllautend, reich an Vocalen und leicht zu erlernen. Die *Mandingo's* ſind eine der verbreitetſten und angeſehenſten Nationen in dieſem Theile Afrika's, deren Handel und Colonieen ihre Sprache zur bekannteſten im eigentlichen Mittelafrika gemacht haben. Ihr eigentliches Vaterland liegt tiefer in Afrika, an den Quellen des Gambia, welchem ganzen Fluſs entlang die Mandingo's nur Eine Sprache reden. Unter dieſen reden die Männer bey gewiſſen Gelegenheiten eine Sprache, welche die Weiber nicht verſtehen. Wie gering oder beträchtlich aber der Umfang dieſer Männerſprache ſey, läſst ſich aus den Nachrichten nicht beſtimmen. Mehr oder weniger ausgeartete Dialekte der Mandingoſprache ſind die Sprachen von Bambarra und Bembuk: in Bambarra am Gülbi ſpricht man hauptſächlich ein plattes Mandingoiſch, das Mungo-Park ohne Schwierigkeit erlernte; die Sprache von Bembuk ſoll nach Golberry eine ſchwer zu verſtehende Art Patois ſeyn, worin man das Mandingoiſche mit Mühe wieder erkenne, eine grobe Miſchung von verdorbenem Mandingoiſchen, Joloffiſchen, Fuliſchen und Mauriſchen mit vielen portugieſiſchen Wörtern. Mit dem Portugieſiſchen vermiſcht iſt auch die Sprache der Einwohner der cap-verdiſchen Inſeln, welche gleichfalls von Mandingo's abſtammen. Sprachähnlichkeit, aus Stammverwandtſchaft oder aus Verkehr entſtanden, ſchlieſst zwey andere Völker, die *Jalonka* oder *Jallunkan*, und die *Sokko* oder *Afokko*, an die Mandingo's an, wovon die letzteren, fern von den Mandingo's, Nachbarn und Feinde der Amina in den von der Goldküſte einwärts liegenden Ländern ſind, und 6 — 7 Wochen brauchen ſollen, um aus ihrem Lande zur Küſte zu kommen. Oldendorp'en verdanken wir die Nachricht von dieſen, und die Wörter ihrer Sprache, welche ſich in verſchiedenen Gegenden in verſchiedene Dialekte theilen ſoll. Sie ſcheinen mehr Civiliſation zu haben, als andere umliegende Nationen, und ihre Religion ein Gemiſch von Chriſtenthum und Mohammedanismus zu ſeyn. Näher dem eigentlichen Vaterlande der Mandingo's iſt das Land Jallonkadoo, deſſen Sprache bey aller Verſchiedenheit doch eine groſse Verwandtſchaft mit der mandingoiſchen hat.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

BERLIN, b. Vofs: *Mithridates, oder allgemeine Sprachkunde. mit dem Vater Unſer als Sprachprobe in beynahe fünfhundert Sprachen und Mundarten*, von *Joh. Chriſt. Adelung*, Hofr. u. Ober-Biblioth. zu Dresden. Bearbeitet von *Joh. Severin Vater*, Prof. der Theol. und Bibliothekar zu Königsberg. Dritter Th. Erſte Abtheil. u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Die *Sufu's* bilden die nächſte Sufoumgebung der intereſſanten engliſchen Niederlaſſung Sierra Leone; durch die engliſchen Miſſionaire unter ihnen ſind uns die Örter ihres Landes eben ſo wie ihre Sprache bekannter geworden. In dieſer giebt es einen ſehr tiefen Kehllaut, der ſehr häufig vorkömmt, und mit dem Laute verglichen wird, welchen man in der northumberländiſchen Volksſprache dem *r* giebt. Die Vocale ſind von ſehr vielfacher Ausſprache. Die Adjective erfahren keine Veränderung der Endung, und ſtehen immer hinter dem Subſtantive, deſſen Caſus durch hinten angehängte Laute ausgedrückt werden. Abgeleitete Subſtantive werden durch Setzung der Sylbe *fe* nach der Wurzel des Verbum gebildet, und auf ähnliche Weiſe andere Abſtracta, ſo wie die Diminutiva durch *di*, welches *Kind* bedeutet. Das Verbum hat neun Formen, um die verſchiedenen Tempora auszudrücken, und bey jeder Perſon ſtehen die Pronomina vor dem Verballaute. Im Aoriſt der Erzählung ſteht allein die Wurzel; im Präſens, welches auch in der Bedeutung des Futurum ſteht, wird *ma* hinten angehängt; im Präteritum *banta* vorgeſetzt und im Futurum *fama*. Durch Vorſetzung der Sylbe *na* entſteht aus dem Präſens das Imperfectum, aus dem Aoriſt oder dem Präteritum das Plusquamperfectum, aus dem Futurum ein Futurum in praterito, ſo wie durch Vorſetzung von *fama gei* ein Präteritum in futuro oder ſogenanntes Futurum exactum. Kurz die Sprache iſt ausgebildet genug, um die mancherley Verhältniſſe und Modificationen der Begriffe gehörig zu bezeichnen. Die Ähnlichkeit mancher Wörter mit der Mandingoſprache rührt wohl mehr von dem Verkehre mit den Mandingo's, welche zahlreich in jenen Gegenden wohnen, als von Abſtammungs-Verwandſchaft her.

Die Pfeffer- oder Körner-Küſte ſowohl als die Zahn- oder Elfenbein-Küſte von *Guinea* iſt auſser den Nachrichten von den Iſſineien, von welchen man ihr tägliches Morgengebet aufbehalten hat, bisher ohne Ausbeute für linguiſtiſche Forſchungen geblieben, da auf beiden Küſten keine Niederlaſſungen der Europäer ſind. Man lieſt nur, daſs auf erſterer Küſte eine ſehr ſchwere Sprache geredet werde, und auf letzterer die Quaqua ihren Namen daher haben, weil ſie die Kommenden mit dem Zurufe Quaqua begrüſsen, welcher vielleicht Sclaven bedeutet. Mehr läſst ſich aus den Nachrichten über die Goldküſte ſchöpfen, worüber wir das Meiſte und Genaueſte den Dänen verdanken. Am bekannteſten ſind hier die gröſstentheils an der Küſte wohnenden Fanteer, aber alle Völker dieſer Gegend hängen durch das Band einer gemeinſamen, dialektiſch mehr oder weniger verſchiedenen Sprache mit den Amina zuſammen, einer groſsen Nation, die ſo weit verbreitet iſt, daſs ein Theil 14, andere nur 1 Tagereiſe von der Küſte entfernt wohnen. Daher heiſst es in der Vorrede vor Chriſt. Prottens Schrift, welche das einzige Hülfsmittel der eigentlichen Fanteſprache iſt, die *Fante-* oder *Amina-*Sprache ſey weit verbreitet, und ſo allgemein, daſs man ſagen dürfe, ſie werde von allen auf der ganzen Goldküſte, 60 Meilen längſt dem Meere, verſtanden, und erſtrecke ſich auch viele Meilen in das Land hinein und über mehrere, nach der Art dieſes Landes mächtige Königreiche. Die Präpoſitionen dieſer Sprache ſind eigentlich Poſtpoſitionen, da ſie, wie die Adjective, immer hinter den Subſtantiven ſtehen, welche, auch ſelbſt im Plural, ohne alle Flexion ſind. Der Comparativ des unflectirten Adjectivs wird durch bloſse Hinzufügung des verglichenen Gegenſtandes, der Superlativ durch Vergleichung mit Allen ausgedrückt. Die Pronomina ſtehen, das der erſten Perſon ausgenommen, oft abgekürzt vor den Verben, und dieſe haben nur einerley Conjugation, worin das Präſens und der Imperativ ohne die hinzuzuſetzenden Pronomina der Wurzellaut ſind.

Die *Akräer* waren ehemals eine mächtige Nation an der Küſte, in der Nähe von Chriſtiansburg, aber ſie wurden von den Aquamboern beſiegt. Ihre Sprache wird nicht weiter geſprochen, als ſie ſelbſt ſich erſtrecken, d. h. ungefähr in einer Entfernung von höchſtens 9 — 10 Meilen. Sie iſt für Fremde ſehr ſchwer zu erlernen, und man muſs die genaue Ausſprache, zu deren Bezeichnung man oft keinen Buchſtaben finden kann, ſo zu ſagen, mit der Muttermilch bekommen haben. Viele Wörter müſſen nothwendig auf die ganz eigenthümliche Weiſe dieſes Volkes ausgeſprochen werden, wenn ſie nicht etwas anderes oder gar nichts bedeuten ſollen. Alle Akräer verſtehen Fanteiſch, hingegen bekümmern ſich die übrigen Nationen wenig oder gar nicht darum,

Digitized by Google

das Akräiſche zu erlernen. Daſs einige Pronomina und manche andere Wörter und Bezeichnungsarten mit der Fanteſprache zuſammentreffen, kann wohl Folge der Einwirkung im Einzelnen, und kein Gegengrund gegen Prottens ausdrückliche Verſicherung ſeyn, daſs beide Sprachen ſich gänzlich unterſcheiden. Die Tempora werden gröſstentheils nur durch den Accent unterſchieden, wie auch der Infinitiv; doch läſst ſich das Plusquamperfectum, wie im Fanteiſchen, durch ein Adverbium ausdrücken. Auch hat das Präſens in manchen Perſonen *mi*, das Futurum *va*, zwiſchen dem Pronomen und Verballaute Durch einen beſonderen Vorſatz *bani*, der bey allen Verbalformen vor das Pronomen geſtellt werden kann, wird die Bedeutung verſtärkt.

Ein groſser Sprachſtamm mit ziemlich weit von einander entfernten Äſten iſt der *Kongo-Sprachſtamm*, welcher von der Linie bis wenigſtens zum 15° ſüdlicher Breite an der Küſte, und tief ins Innere reicht. Es gehören dazu die Länder Loango, Kakongo, Kongo, Angola, Mandongo uud Camba, zwiſchen deren Namen eine gewiſſe Ähnlichkeit in die Augen fällt, welche dadurch noch gröſser wird, daſs gerade in den Sprachen dieſes Stammes vorn oder hinten angehängte Artikel einen weſentlichen Theil der Sprachformen ausmachen. Die Artikel drücken bey den Subſtantiven Numerus und Caſus aus, und ſind der ſchwerſte Theil der Sprache, weil nicht jeder Artikel bey jedem Subſtantive ſtehen kann. In dieſen Artikeln liegen zum Theile die Präpoſitionen; die Adverbien werden meiſtens durch Verba umſchrieben; Conjunctionen ſind wenig oder gar keine vorhanden, ſelbſt *und* wird durch die Präpoſition *mit* oder durch Wiederholung des Subjects oder Prädicats umgangen. Die Adjective werden häufig durch Subſtantive umſchrieben, z. B. *heiſses Waſſer* durch *Waſſer von Feuer*. Der Comparativ wird durch den Verbalbegriff *übertreffen* bezeichnet, ſo daſs dabey die Zeit und der active oder paſſive Zuſtand der geſteigerten Eigenſchaft mit ausgedrückt werden kann. Diminutiva bilden ſich in der Loangoſprache durch Verdoppelung des Wortes mit Vorſetzung der Sylbe *qui* im Singular, und *i* im Plural. Verdoppelung des Adjectivs bezeichnet den Superlativ, Verdoppelung des Verballautes übermäſsige Wiederholung. Einen groſsen Reichthum dieſer Sprache machen die abgeleiteten Verba aus, wodurch die Wurzeln allerley Modificationen erleiden, welche man zum Theil nur in den amerikaniſchen Sprachen wiederfindet. Auſserdem iſt die Sprache reich an Modal- und Temporal-Formen, da ſie nicht nur alle bekannten Tempora hat, ſondern auch unterſcheidet, ob man etwas vor einer unbeſtimmten, oder vor einiger, langer, oder ſehr langer Zeit that. Sie iſt auſserordentlich ſanft, flieſsend und biegſam, nicht ſehr ſchwer, aber angenehm, für Heftigkeit und weiche Darſtellungen gleich geſchickt. Mehrere harte Laute, wie h, r, x, fehlen, und das den Anfangsconſonanten häufig vorgeſchlagene m', n' wird ſo leile geſprochen, daſs man es kaum bemerkt. Sonſt ſind die Sylben meiſtens einfach, und enden oft mit *a* und *o*, den gewöhnlichſten Vocalen.

Unterhalb Angola wiſſen wir ſehr wenig von dortigen Völkern, noch weniger von ihren Sprachen. Hinter der Küſte, nach dem Inneren zu, bemerken wir nur die *Anziquen*, welche bis an Nubien grenzen ſollen. Sie werden als tapfere Krieger und geſchickte Bogenſchützen geſchildert, bey denen Menſchenfleiſch wie anderes Fleiſch öffentlich verkauft wird, ihre Sprache aber als gänzlich verſchieden von der kongoiſchen, und ſo rauh und hart, daſs die Kongoer ſie ſchwer erlernen, ſtatt daſs die Anziquen ſich leicht der Kenntniſs der kongoiſchen Sprache bemächtigen. Eine fürchterlich wilde, kriegeriſche Nation ſind die *Schaggaer* oder *Agagi*, wie ſie ſich ſelbſt nennen, welche, ohne feſte Wohnſitze, durch ihre Einfälle und Streifzüge über ganz Nieder-Guinea und noch weiter ſüdwärts Schrecken und Verheerung verbreiten, und, wie es ſcheint, einſt durch das ganze innere Afrika ihre Züge erſtreckt haben. Unmenſchlich grauſam, immer gierig nach Menſchenfleiſch und Menſchenblut, faſt keines ihrer Kinder erziehend, ſondern aus geraubten Knaben und Mädchen ſich immer von neuem zuſammenſetzend, verdienen ſie kaum den Namen einer für ſich beſtehenden Nation.

Das ganze ſüdliche Afrika von Benguela auf der einen, und Quiloa auf der anderen Seite, bis zu der Südſpitze der Hottentotten, wird nach Dr. Lichtenſteins Entdeckungen von Völkern Eines Stammes, den *Kaffern*, bewohnt, deren ganz charakteriſtiſche Geſichtszüge nicht geſtatten, daſs man ſie ausſchlieſslich zu einer der angenommenen Hauptracen des Menſchengeſchlechts zählt. Sie unterſcheiden ſich bey manchen Ähnlichkeiten auf der einen Seite eben ſo ſcharf von den Negern und Mohammedanern, als auf der anderen Seite von den Hottentotten; in ihren Mienen liegt etwas eigenthümlich Nationales, was ſie ſchon für ſich allein, auf den erſten Blick, von dem Europäer unterſcheidet, mit dem ſie nur in den feſten Lineamenten, den Geſichtsknochen und der Schädelbildung einige Ähnlichkeit haben. Ihre Sprache iſt volltönend, weich, wohlklingend, und aus einfachen, ſelten mehr als zweyſylbigen Wörtern gebildet. Die bekannt gewordenen Dialekte haben wenig Naſaltöne, und ſehr wenig Kehllaute; unter den Ziſchlauten haben ſie einige eigene, den europäiſchen Sprachen völlig fremde Modulationen. Den Dialekten der Beetjuanen und Kooſſa gemeinſchaftlich iſt ein gewiſſes Lallen, welches durch ein leiſes Andrücken der Zungenſpitze gegen den Gaumen hervorgebracht wird, und mit Sch, Sj, Tj, Sl ausgeſprochen, jene eigenthümlichen Ziſchlaute bewirkt. Durch die langſame bedeutende Ausrede, durch den Reichthum an einfachen offenen Selbſtlautern (die Diphthongen fehlen ganz, auſser daſs die Beetjuanas in manchen Wörtern *ö*, die Kooſſa noch ſeltener *ü* haben) und die deutliche Betonung der vorletzten Sylbe bekömmt die Sprache ihren eigenthümlichen Wohlklang. Die Sprache hat mancherley regelmäſsig und angemeſſen

Digitized by Google

gebrauchte Formen der Ableitung, zum Theil auch der Flexion; das Verbum Subſtantivum aber hat bey den Kooſſa keine Bezeichnung, und wird immer ausgelaſſen, ſo wie auch andere leicht hinzuzudenkende Verben, wie *kommen*, *haben*. Dagegen haben die Pronomina dreyerley verſchiedene Formen zur Biegung der Verben, deren jede ein anderes Tempus bezeichnet, ſo daſs jede Perſon ihren eigenen charakteriſtiſchen Buchſtaben und jedes Tempus ſeinen eigenen charakteriſtiſchen Vocal hat, nach einer ähnlichen Beziehungsart, welche Grotefend in ſeiner Paſigraphie vorſchlug. Bey den Beetjuanas werden die Perſonen der Verben zwar auch durch die vorgeſetzten Perſonal-Pronomina unterſchieden, die Tempora aber durch die Hülfsverben *acho*, haben, *rata*, wollen. Die Verben enden faſt alle auf *a*, und ſind, die abgeleiteten Verben ausgenommen, meiſtens zweyſylbig, ein mit dem Pronomen zuſammengeſtelltes Subſtantiv oder Adjectiv, z. B. *lamba*, Hunger; *di lamba*, ich habe Hunger; *tſala*, vergnügt; *di tſala*, ich freue mich, *do tſala*, ich werde mich freuen, *ſo tſala*, wir werden uns freuen. Der Imperativ hat keine beſondere Form, und wird durch eine andere Wendung ausgedrückt, z. B. *do uſehle* (von *uſehla*, braten), ich will gebraten haben, für *brate mir*. Der Conjunctionen ſcheinen die Kaffern ganz zu entbehren, und ſehr oft auch der Präpoſitionen. Indeſſen iſt *né*, *na*, *n'* der Verbindungslaut zweyer Subſtantive für *und*, wofür oft auch *nin* (*mit*) ſteht. Durch *héla* (*nur, nichts weiter*) werden bey den Beetjuanas eine Menge Gedanken kurz ausgedrückt, indem man überhaupt eine Menge leicht hinzuzudenkender Verben ausläſst, und Verbindungen ſowohl zwiſchen den hinzutretenden Beſtimmungen, als zwiſchen den Sätzen in der kurzen abgebrochenen Rede übergeht. Die Verſtärkung des Verbalbegriffs wird bey ihnen beſonders durch Wiederholung der Adverbien, welche immer, auch in der Frage, am Ende der Phraſe ſtehen, und durch ſchnelles Zuſammenſprechen derſelben bewirkt, vorzüglich durch das Adverbium oder Adjectiv *tatta* (*heftig, ſehr, ſtark, hart, ſchwer*) und *itzinzi* (*viel*), z. B. *tſama tatta tatta, tatta*, ſehr ſchnell laufen; *itzin-zin-zinzi*, ſehr viel.

An der Südſpitze von Afrika haben die Europäer einen dort hinabgedrängten Völkerſtamm gefunden, den auſser anderen Eigenthümlichkeiten eine ganz beſondere Sprache auszeichnet, welche bald mit der Ausrede Stammelnder, oder der Alpen-Anwohner mit Kröpfen, bald mit dem Geſchrey der Truthähne und deren Hervorholen der Töne aus der Kehle, oder mit dem Geſchrey der Affern und dem Geheule der Eulen verglichen worden iſt. Dieſs ſind die *Hottentotten*, die ſeit der Niederlaſſung der Europäer an einer ſo wichtigen und ſo beſuchten Küſte, faſt alle Selbſtſtändigkeit verloren, und viele Eigenthümlichkeiten ihrer Lebensweiſe abgelegt haben. Die noch übrigen ſelbſtſtändigen Hottentotten zerfallen in zwey Hauptſtämme, den der Buſchmänner, welche auf die niedrigſte Stufe des phyſiſchen Lebens herabgeſunken ſind, und der übrigen Hottentotten, welche ſich wieder in mehrerley Äſte zertheilen. Die Sprache Aller hat vieles gemein, und muſs um ſo mehr für Eine Sprache gelten, je begreiflicher ihre Abweichungen von einander bey Völkern von dieſer Lebensart und auf dieſer Stufe der Cultur ſind. Eine der auszeichnendſten Beſonderheiten dieſer Sprache iſt das Schnalzen mit der Zunge, wovon es mehrerley Arten giebt, und deſſen Nachahmung kaum irgend einem Fremden gelingt, weil nur die Sprachwerkzeuge der Hottentotten den ganz eigenthümlichen Bau dafür haben. Der hottentottiſchen Sprache fehlen ganz die Ziſchlaute, und *l*, *f*, *v*, *w*; dagegen iſt ſie reich an allen Nuançen der Kehllaute. *P* und *b*, *b* und *d*, *d* und *g*, *t* und *s* werden oft verwechſelt; auffallend groſs iſt aber die Menge ähnlicher Laute mit ganz verſchiedenen Bedeutungen. Die Verben ſind ohne Biegungen, die Wendungen zu willkührlich, und für einerley Begriff zu mannichfaltig, als daſs ſich irgend eine Regel darüber aufſtellen lieſse. Das Verbum Subſtantivum fehlt dieſen Sprachen ganz, gleichwohl iſt keine Spur eines Beyſatzes des Pronomen als Perſon des Verbum ſichtbar, ſondern in der kurzen abgebrochenen, eine Menge von Beſtimmungen überſpringenden Rede muſs dieſs alles hinzuverſtanden werden, und die Verſtändlichkeit iſt deſto erſchwerter, je weniger aus dem Zuſammenhange zu entnehmen iſt. Sie haben ein Heer von Partikeln, willkührlich zwiſchen die Wörter eingeſchobenen Verbindungen, welche bey dem einen Stamme anders als bey dem anderen ſind, auf den erſten Anſchein für eine Art von Biegung gehalten werden könnten, ohne es zu ſeyn, und die Analyſe des Geſprochenen faſt unmöglich machen. Kein Hottentott verſteht ein Wort des Bosjesmaniſchen, welches ſich im Auſseren vom Coraniſchen durch häufiger und ſtärker vorkommendes Schnalzen, hellere Naſaltöne, und ein beſonderes Singen unterſcheidet, womit manche ihrer Reden ſchlieſsen. Beſonders iſt dieſs den Buſchmännern, jenſeits des Aranje-Revieres eigen, und klingt in der Ferne, als ob man laut jauchzen hörte, indem ein hoher Ton 5 — 6 Secunden angehalten wird, und endlich in einem leiſeren und tieferen verhallt.

So viel und noch mehr intereſſante Bemerkungen und Nachrichten findet man in dieſer Abtheilung geſammelt und mit Beyſpielen belegt; ihr ſollen noch zwey Abtheilungen folgen, von welchen die eine die amerikaniſchen Sprachen, die andere Zuſätze und Verbeſſerungen von Hn. *Adelung* ſelbſt, nebſt den Berichtigungen und Zuſätzen über die baskiſche Sprache von Hn. *von Humboldt* enthalten wird.

VI — VII.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *Erklärende Anmerkungen zu Anakreons Liedern, nebſt den vorzüglichſten Nachahmungen und Überſetzungen derſelben,*

Digitized by Google

zum Schulgebrauch und Selbstunterricht von *Johann David Büchling*. 1803. VIII u. 426 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bey den mancherley Bearbeitungen und Ausgaben des Sängers der Freude und des Scherzes fehlt uns doch immer noch eine Ausgabe, die dem Geist und der Weise dieses Dichters eigentlich entspreche. Bey einer solchen müsste durchaus alle unnöthige gelehrte Verzierung wegbleiben; der Dichter blofs als Dichter behandelt; seine Art zu denken, zu empfinden und zu sprechen entwickelt; seine Darstellungsweise mit der bey anderen Dichtern hin und wieder kurz verglichen, und mit einem Worte von ihm und besonders über ihn nicht mehr und nicht weniger gesagt werden, als zum reinen Anschauen und zum leichteren Verständnifs seiner Gesangsweise nothwendig wäre. Dieses sah und sagte schon vor mehreren Jahren ein ungenannter Gelehrter in der *würzb. gel. Zeit.*, und dem Wunsche desselben gedachte Hr. *B.* mit vorliegender Arbeit zu begegnen. Allein er scheint den Unbekannten weder von innen noch von aufsen richtig gefafst zu haben, da er in einer gewissen Art von mufivischer Arbeit sehr gewandt und thätig, einen starken Band von mancherley fremden Anmerkungen zusammenordnet, während der Ungenannte ohne Zweifel eine eigene *Ausgabe* mit eigenen und vielleicht mit fremdem Gute nur wenig versetzten Anmerkungen erwartet hatte. Wir verkennen zwar die gute Absicht des Hn. *B.* nicht; allein auf diese Art wurde die Literatur des Anakreon um nichts als blofs um 426 *gedruckte* Seiten vermehrt, indem auch hier der Vf., wie sonst, die verschiedenen über den Dichter vorhandenen Arbeiten z. B. von *Paw*, *Brunck*, *Fischer*, *Zeune*, *Degen*, *Brieger*, *Schneider* u. s. w. nebst den Übersetzungen von *Meinecke*, *Ramler*, *Degen*, *Catel*, *Overbeck* u. A. in Ansehung des Inhalts, der Anmerkungen und der Nachbildung vergleicht, und für dieselben, was ihm gut däucht, aus den vorliegenden Hülfsmitteln ausliebt und zusammenstellt. Auf solche Art haben wir eigentlich nichts Neues erhalten, sondern das Alte nur unter veränderter Ansicht. Der einzige Gewinn möchte ungefähr seyn, dafs man über jedes anakreontische Gedicht jetzt ein eigenes Magazin hat, in welchem man das, was seit funfzig und mehr Jahren über dasselbe gedacht und gesagt wurde, mit einiger Auswahl beysammen finden kann. Allein wer den Dichter aufs Neue bearbeiten will, wird doch wohl lieber zu den einzelnen Quellen selbst zurückkehren, um mit eigenen Augen zu sehen, als blofs fremden zu trauen; und auf diese Weise wird vorliegendes Buch in jeder Hinsicht überflüssig bleiben, der Käufer aber sein Geld für eine sehr entbehrliche Waare ausgegeben haben.

Gleichwohl scheint der Vf. dieser Zusammentragung einen Werth beyzulegen, welchen man gewöhnlich nur bey eigenen Arbeiten zu finden glaubt. Denn er sagt in der Vorrede S. VI.: „Vorzüglich befrebte ich mich, die wichtigsten Erläuterungen der vorzüglichsten Erklärer herauszulesen, den Text zu berichtigen (!!), das Wahre und Falsche der verschiedenen Lesarten, und wäre es auch von allgemein gepriesenen Gelehrten behauptet worden, einer unparteyischen Prüfung zu unterwerfen, und *so* dem wifsbegierigen Jünglinge einen Vorschmack von der *höheren Kritik* (wie kommt doch diese zur *Wort*kritik!) beyzubringen. — Auch die Schönheiten des Dichters suchte ich zu entwickeln. Doch auch dieses nur ganz kurz, weil ich es für zweckwidrig fand, *ästhetische Brühe* über diesen Schriftsteller zu giefsen." (!!) Übrigens sollte man nach obiger Äufserung des Vfs. vermuthen, er habe wirklich geprüft und berichtiget, und selbst alles das gethan, was wir oben aus ihm bemerkt haben. Allein wir bitten Jeden, der die anakreontische Literatur kennt, dafs er das *büchlingische* Buch lesen möge, und wir sind überzeugt, er werde fast auf jeder Seite mehrere Männer mit eigenem Munde sprechen hören. Wer das freylich nicht weifs, glaubt wirklich, der Vf. rede selbst. Aber nur sehr wenig, ob wir gleich diese Sammlung beynahe Seite vor Seite durchzulesen uns die Mühe nahmen, glauben wir aus seinem eigenen Munde vernommen zu haben. Und auch das ist dann, wie gewöhnlich, nicht von besonderem Belang, wenn gleich von der Sache ein grofses Aufheben gemacht wird. So wird gegen die Lesart 17, 8 ἅμαξαν, welche, anstatt ἁμάξας, *Zeune*, *Brunck*, *Degen* und *Born* annehmen, viel Unnützes geplaudert, und gesagt, es müsse wohl ἁμάξας heifsen, weil ja auch ἄστρα vorangehe, da man doch mit weit mehr Recht sagen könnte, es müsse ἅμαξαν gelesen werden, weil στυγνον Ωρίωνα folge, und weil der Dichter den Wagen und Orion als einzelne Theile der Gestirne anführt, welche der Künstler auf dem verlangten Becher nicht abbilden soll. Indefs die vaticanische Handschrift sowohl, als der gewöhnliche Redegebrauch, nach welchem ἅμαξα im Singular gleichsam vorzugsweise von dem grofsen Bärgestirn gebraucht wird, sind hier wichtiger als alles eitle Gerede, das bey jener Stelle der Vf. wollte hören lassen. Welch fades Geschwätz befindet sich 3, 26 über βλαβεται, das der Vf. in das Perf. βλαπται für βεβλαπται verwandeln will, weil diese Lesart den Sinn erleichtere, dem Sylbenmafs nicht entgegen sey, und das Augment ja doch leicht vermifst werden könne, ohne zu bedenken, dafs in der bereits begonnenen und als fortgesetzt vorgestellten Handlung gerade das Dichterische liege (ob die Sehne vom Regen *nicht noch immer schlaff ist?*), dafs unter gewissen Umständen, wie eben hier, auf ein Augment mehr oder weniger allerdings viel ankomme, und dafs der in diesem Liede durchgehends sich gleich bleibende zweysylbige Versfall gerade um eine Sylbe verstümmelt werden würde. Was also Hr. *B.* mit dieser Arbeit erreichen wollte, ist nicht geschehen, und eine Ausgabe in obigem Sinne bleibt noch jetzt zu erwarten. ΣΦ.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

GIESSEN, b. Heyer: *Ausführliches Handbuch über den Code Napoleon.* Zum Gebrauche wiſſenſchaftlich gebildeter deutſcher Geſchäftsmänner, entworfen vom Oberappellationsgerichtsrathe D. *Grolman*. Dritter Band. 1812. VI u. 528 S. gr. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Die Fortſetzung dieſes Werkes (vergl. J. A. L. Z. 1812. No. 2 ff.) entſpricht ganz den Erwartungen, welche man von dem Plane des Vfs. haben muſs, und die Worte der Vorrede: „es dürfe dieſer Band auf gröſsere Verdienſtlichkeit Anſpruch machen, als die beiden vorhergehenden," — enthalten nichts weniger als eine ungerechte Anmaſsung. Indem der Vf. bey einer Bearbeitung der Lehre von der *Eheſcheidung* (mit welcher allein ſich dieſer Band beſchäftigt) noch weniger als bey den früheren Materien umfaſſende gründliche Vorarbeiten vor ſich hatte, und die eigenthümlichen Schwierigkeiten eines Gegenſtandes, welcher in den franzöſiſchen Proceſs auf ungewöhnliche Weiſe eingreift, und welcher in ſo mancher Hinſicht ſelbſt für franzöſiſche Jurisprudenz etwas Neues iſt, ſelbſtſtändig bekämpfen muſste: durfte er, ohne Verletzung der Beſcheidenheit, für jeden Beytrag zur Überwindung jener Schwierigkeiten auf einen beſonderen Dank des Publicums Anſpruch machen. In ſofern dem Rec. zuſteht, in einer gerecht ſcheinenden Erwartung der Zuſtimmung des gröſsten Theiles deutſcher Juriſten dem Vf. jenen Dank abzuſtatten: thut er es mit reinem Vergnügen. Welchen Grund er dazu habe, wird das Folgende, ſo weit es die Grenzen der Recenſion erlauben, zu zeigen ſuchen.

Die Einleitung beſtimmt zuvörderſt den Geſichtspunct, welchen man bey der Frage von der Zuläſſigkeit einer Eheſcheidung, nach der Natur der Sache, nach dem moraliſchen Weſen der Ehe, nehmen müſſe. Ohne damit über die Art der Entſcheidung (ob ſie vollſtändig oder unvollſtändig, eine Trennung vom Bande, oder nur eine Trennung vom Tiſche und Bette ſeyn müſſe) abzuſprechen, — findet der Vf. den Hauptgeſichtspunct darin, daſs man einem Ehegatten, welcher während der Dauer der Ehe die Erfahrung mache, daſs wahre Liebe nicht in dem Herzen des anderen Gatten wohne, oder wohnen könne, daſs ihm das Gelübde gebrochen ſey, um deſſen willen er das ſeinige gab, nicht zumuthen dürfe, den Schein eines Verhältniſſes fortzuſetzen, welches zu ſeyn aufgehört habe, und in welchem fortan das Zuſammenleben nur als ein ſündhaftes, am Ende alles Edle in dem Menſchen vernichtendes, betrachtet werden könne. Die durch dieſe Idee angedeutete Grenze der Zuläſſigkeit und Unzuläſſigkeit der Eheſcheidungen zu ergreifen, entſpreche im Allgemeinen auch der Politik des Staates, der bürgerlichen Legislation. — Daſs die gehörige Betrachtung einer ſolchen natürlichen oder moraliſchen Anſicht ſchon als Verwahrungsmittel gegen Einſeitigkeit ihren groſsen Nutzen haben könne, bedarf keiner Ausführung, insbeſondere in unſeren Zeiten, wo auch dem praktiſchen Juriſten die Erweiterung des Blickes gar ſehr nöthig iſt. Man wird indeſs auch danach fragen, ob und auf welche Weiſe von jener Betrachtung ein unmittelbarer beſtimmter Nutzen für die Dogmatik des C. N. erwartet werden könne. Hier wird ſich dann freylich nicht verkennen laſſen, daſs es der Legislation unmöglich geweſen, das Ideale jener Anſicht mit allen Folgen poſitiv zu ſanciren; daſs zwar die geſetzlich angenommenen Fälle der Zuläſſigkeit der Eheſcheidung auch auſser der Sanction des Geſetzes auf jene Idee zurückgeführt werden können, daſs es aber im menſchlichen Leben gar viele Fälle geben werde, für welche, wenn auch jene moraliſche Anſicht, doch nicht das Geſetz die Zuläſſigkeit der Scheidung ausgeſprochen habe, das Geſetz auch der Sicherheit des Privatrechts wegen dieſelbe nicht habe ausſprechen können. Man wird alſo freylich jene Anſicht nicht gebrauchen dürfen, um die Fälle der geſetzlich erlaubten Eheſcheidung in der Dogmatik des C. N. zu vermehren. Man wird aber, in ſofern man jenen Geſichtspunct auch für eine richtige Folgerung aus dem Weſen der durch das Geſetz ſancirten Ehe hält, in anderer Hinſicht allerdings einen, den Anſichten unſerer Legislation entſprechenden Gebrauch davon zu machen haben; man wird bey der von der Jurisprudenz zu erwartenden näheren Beſtimmung der Zuläſſigkeit der Eheſcheidungen, ſobald nicht näher liegende Gründe das Gegentheil fodern, keine Supplirung vornehmen dürfen, welche jenem Geſichtspuncte widerſpricht; man wird in den Fällen, wo die Legislation das vernünftige Ermeſſen der Gerichte eintreten läſst, ſich nach dem Maſsſtabe jener Idee richten müſſen. Daſs das nicht leere Worte ſeyen, wird in dem Folgenden ſich wenigſtens in einem Beyſpiele zeigen laſſen. — Den gröſsten Theil ſeiner Einleitung hat der Vf. der hiſtoriſchen Darſtellung des Ganges der franzöſiſchen Legislation bey der vorliegenden Materie gewidmet. Man findet insbeſondere eine lichtvolle Überſicht der Gründe, welche in der neueſten Geſetzgebung das

Digitized by Google

Inſtitut der Eheſcheidung im Ganzen ſo werden lieſsen, wie es jetzt vor uns liegt. Wer die Debatten über den Gegenſtand auch nur einigermafsen kennt, wird der Zuſammenſtellung, welche er hier findet, ſeinen Dank nicht verſagen dürfen. (Die bekannte Schwierigkeit, dafs die Scheidung vom Tiſche und Bette nicht den ſämmtlichen Arten der vollſtändigen Eheſcheidung zur Seite ſteht, — eine Schwierigkeit, welche nicht blofs für die Beurtheilung der Legislation, oder für das Syſtematiſiren der Dogmatik in Betracht kömmt, — wird man freylich auch hier nicht ganz gelöſt finden; doch darüber dem Vf. einen Vorwurf zu machen, kann Rec. am wenigſten bey dieſer Gegenheit einfallen.)

Die dogmatiſche Abhandlung der ganzen Materie zerfällt in fünf Capitel, der Haupteintheilung folgend, welche das Geſetzbuch ſelbſt im 6ten Tit. d. 1ſten Buches gemacht hat. Demnach handelt das 1 Cap. von den *Urſachen der Eheſcheidung*. Indeſs werden hier nur die *beſtimmten* Urſachen erörtert, da der Fall der Eheſcheidung wegen *unbeſtimmter* (aus fortdauernder Übereinſtimmung der Ehegatten ſich als hinreichend ergebender) Gründe ſchon in der hiſtoriſchen Darſtellung der Einleitung ſo weit betrachtet werden mufste, als ſonſt hieher gehört haben würde. Dafs es bey dieſem erſten Capitel darauf ankam, diejenigen Eheſcheidungsgründe, welche in den Art. 229 — 232 des C. N. genannt ſind, aus den Debatten der jetzigen Legislation und aus der, hier allerdings in Betracht kommenden, früheren franzöſiſchen Jurisprudenz zu entwickeln, dabey zu beſtimmen, wo ſich feſte Grenzen finden, und wo auf der anderen Seite nach der Abſicht der Legislation dem Ermeſſen der Gerichte Freyheit gelaſſen iſt; dafs es aber ferner auch darauf ankam, die Weglaſſung der ehemals bekannten und ſelbſt in der neuen Legislation vorgeſchlagenen Eheſcheidungsgründe ſo zu erörtern, dafs die künftige Jurisprudenz keine falſche Richtung nehme — das Alles iſt bekannter, als die dabey obwaltenden Schwierigkeiten. Dieſe mit Scharfſinn beachtet und mit Glücke bekämpft zu haben, iſt eins der gröfsten Verdienſte der ganzen Bearbeitung. Rec. will nur *einen* Punct berühren, über welchen auch in der Kürze zu ſprechen, von Intereſſe ſeyn wird. Es iſt die Beantwortung der Frage, ob nach dem C. N. die Einrede der *Compenſation* wegen gleicher oder gröberer Pflichtverletzung dem auf Eheſcheidung Klagenden wirkſam entgegengeſtellt werden könne. Der Vf. iſt der Meinung, dafs dieſe Einrede in der gewöhnlichen Bedeutung unſerer bisherigen Jurisprudenz unzuläſſig ſey — (wenn gleich bey einer Eheſcheidungsklage wegen Beleidigungen das Unrecht des Beklagten in einem milderen Lichte erſcheinen, und derſelbe von dem Geſuche des Klägers freygeſprochen werden könne, ſobald ſich zeigen laſſe, dafs ſeine Handlung als Zurechtweiſung des anderen Theiles vorgenommen, oder in einer durch die Schuld dieſes letzteren bewirkten leidenſchaftlichen Aufwallung begangen ſey). — Geht man davon aus, dafs das Geſetz jene Einrede der Compenſation nicht anführt, dafs die Legislation ſogar einen gethanen Vorſchlag (zur Annahme derſelben) nicht berückſichtigt hat, dafs es an dem Beweiſe der Nothwendigkeit, auf die ehemalige, jene Einrede zulaſſende Jurisprudenz zurückzugehen, gänzlich mangelt, und dafs überhaupt ein unmittelbar über dieſen Punct entſcheidendes Argument in dem neuen Civilrechte nicht enthalten iſt: ſo bleibt in der That nichts anderes übrig, als die Zuläſſigkeit und Unzuläſſigkeit jener Einrede wo möglich aus dem Grundſatze herzuleiten, welchen man bey dem Inſtitute der Eheſcheidung als den höchſten anerkannt hat. Bleibt man dabey für's Erſte ſtehen: ſo iſt es unverkennbare Conſequenz des Vfs., dafs er aus ſeinem obengedachten Hauptprincipe der Eheſcheidung die Folgerung herleitet: man werde wider den Zweck und wider das Weſen der Ehe verfahren, wenn man die fortdauernde Vereinigung zweyer, gleicher Weiſe zur Eheſcheidungsklage berechtigter Ehegatten blofs aus dem Grunde erzwingen wolle, weil ſie in ihren Wünſchen über die Fortſetzung oder Aufhebung im Widerſpruche ſeyen. Beſondere Wichtigkeit erlangt aber dieſe Conſequenz, wenn man damit eine Beſtimmung des franzöſiſchen Strafrechts vergleicht, welche beym erſten Anblicke zu einem entgegenſtehenden Reſultate zu führen ſcheint. Der *Code des délits et des peines* verfügt im Art. 336, dafs der Ehemann, welcher wegen ſeiner Ausſchweifungen zu einer Strafe verurtheilt ſey, die Befugniſs verlieren ſolle, auf eine correctionelle Beſtrafung ſeiner Frau wegen deren Ausſchweifungen anzutragen. Allerdings konnte es danach ſcheinen, als gehe die Anſicht der Legislation in dem vorliegenden Falle dahin, den Begriff der Widerrechtlichkeit bey dem einen Ehegatten wegen der Schlechtigkeit des anderen Theiles fallen zu laſſen; als müſſe man daher conſequenter Weiſe annehmen, dafs der wegen ſeiner Ausſchweifungen geſtrafte, oder überhaupt der ausſchweifende Mann wegen Ausſchweifungen ſeiner Frau keine Eheſcheidung fodern könne u. ſ. w. Hier iſt alſo zugleich ein Fall, wo es darauf ankömmt, unter zwey widerſprechenden Conſequenzen zu wählen — keine geringe Unbequemlichkeit für viele unſerer Juriſten, welche mit ihrer ſ. g. Conſequenz ſo ſchnell an Ort und Stelle kommen. Rec. weifs wohl, dafs dem letztgedachten Argumente von Mehreren das gröſsere Gewicht beygelegt wird; doch in der That folgt man dann einer Analogie ohne bewieſene Gleichheit des Grundes, hintanſetzend eine Conſequenz, welche zwar entfernter zu ſeyn ſcheint, aber den Vorzug der Sicherheit für ſich hat. —

Das 2 Cap., *von der Eheſcheidung aus beſtimmter Urſache*, folgt in den Haupteintheilungen wieder der Ordnung des Geſetzbuches Art. 234 ff. — Man weifs, wie ſchwierig hier vorzüglich der Abſchnitt iſt, welcher das Verfahren im Eheſcheidungsproceſſe betrifft, wie ſchwierig es iſt, theils eine allgemeine genau beſtimmte Anſicht über das Verhältniſs jenes Verfahrens zu dem gewöhnlichen franzöſiſchen Civilproceſſe zu beweiſen, theils die einzelnen hier in Betracht kommenden, ſo äuſserſt mannichfaltigen Fragen befriedigend zu beantworten. Dafs man den Grundſatz als Regel aufſtellen müſſe: der *Code de proc. civ.* kann zur Ergänzung jenes Verfahrens nicht gebraucht werden, iſt, wie Rec. glaubt, völlig richtige Behauptung. Er

Digitized by Google

tritt in dieſer Hinſicht dem Vf. vorzüglich um deſswillen bey, weil in den Debatten über den vorliegenden Theil des Geſetzbuches mehr als ein Zuſatz vorgeſchlagen und gemacht iſt, an welchen man gewiſs nicht gedacht haben würde, wenn es Abſicht geweſen wäre, die allgemeinen Vorſchriften einer damaligen oder bald zu erwartenden Proceſsordnung als regelmäſsig ſubſidiäre Vorſchriften zu betrachten. Daſs es übrigens von jener Regel Ausnahmen gebe, hat das Geſetzbuch zum Theil ſelbſt anerkannt, muſs aber in einigen anderen weniger bedeutenden Hinſichten auch ohne Geſetz angenommen werden. Bey der ſpeciellen Erörterung des Verfahrens hat der Vf. faſt ohne Ausnahme die Fragen, welche für die Anwendung wichtig werden können, zu beantworten geſucht und den Grundſatz, daſs man die Lehre von dieſer Procedur der Regel nach nur aus ſich ſelbſt und nicht aus dem gewöhnlichen Civilproceſſe ergänzen müſſe, mit den wichtigeren theils wahren theils ſcheinbaren Ausnahmen ſehr conſequent durchgeführt. Rec. macht insbeſondere auf dasjenige aufmerkſam, was über die verſchiedenen Arten der Urtheile im Eheſcheidungsproceſſe und über die dagegen Statt findenden Rechtsmittel geſagt iſt. — Bey der Lehre von den *Einreden gegen die Eheſcheidungsklage*, welche den Beſchluſs des 2 Capitels macht, verdient beſonders die Ausführung des Grundſatzes, — daſs, wenn der klagende Ehegatte vor gänzlicher Beendigung des Verfahrens mit Tode abgehe, die Erben deſſelben den Proceſs zum Zwecke der zu erlangenden Vermögensvortheile nicht fortſetzen können, — beherzigt zu werden. Es iſt denn doch wirklich meiſtens nur ein Vorurtheil aus dem bisherigen Rechte, wenn man das Gegentheil behauptet. Hätte man ſich immer mit Beſtimmtheit an die Grundſätze des C. N. gehalten: ſo dürfte hier die Idee, daſs die Vermögensanſprüche nach allgemeiner Regel transmiſſibel ſeyn müſſen, nicht lange verfolgt ſeyn, da es ſo augenſcheinlich iſt, daſs das Verfahren der Eheſcheidung bis auf den letzten Augenblick an die Perſon des Klägers gebunden ſeyn ſoll, und alſo die Erben keine Vortheile in Anſpruch nehmen können, welche an die Beendigung eines Verfahrens gebunden ſind, welches nicht rechtlich beendigt iſt, und nun nicht mehr beendigt werden kann. Was übrigens die Meinung betrifft, daſs die Erben wenigſtens dann eintreten dürfen, wenn der Erblaſſer nach erlangter Sentenz, aber vor geſchehener Eintragung in die Regiſter des Perſonenſtandes geſtorben iſt: ſo konnte ſie vielleicht ihren Grund darin finden, daſs bey anderen Gelegenheiten der C. N. Fälle kennt, wo die Eintragung einer rechtskräftigen Sentenz in jene Regiſter vorgeſchrieben wird, aber dennoch volle Wirkung eines ſolchen Urtheils vor jener Eintragung und ohne dieſelbe angenommen werden muſs (Art. 101); aber ein ſolcher Fall iſt hier ja gar nicht vorhanden (Art. 264 — 266).

Rec. will über das 3 Cap., *von der Eheſcheidung mit beiderſeitiger Einwilligung*, obgleich man auch bey dieſem gern verweilen wird, hinausgehen, und aus dem 4 Cap., *von den Wirkungen der Eheſcheidung*, eine Behauptung des Vfs. hervorheben, welche theils ihres Reſultates wegen, theils wegen der Behandlung der dabey in Betracht kommenden Momente von ſehr groſsem Intereſſe iſt. Rec. meint den Grundſatz, daſs durch die Eheſcheidung die Verhältniſſe des Älternrechtes dergeſtalt verändert werden, daſs das Recht der unmittelbaren Erziehung, das Recht, das Domicil der Kinder zu beſtimmen, das Recht, dieſelben in Anſehung ihrer Vermögensverhältniſſe zu repräſentiren, und das Recht des Nieſsbrauches dem unſchuldigen Ehegatten (bey der Eheſcheidung aus beſtimmter Urſache) oder demjenigen Ehegatten, für welchen jene Befugniſſe bey einer freywilligen Eheſcheidung verabredet worden, zuſtehen müſſen; daſs alſo nicht von einem beſonderen Vorrechte des Ehemannes in Anſehung jener Befugniſſe die Rede ſeyn dürfe; daſs man übrigens auch jene Veränderung nicht als den Übergang in eine einfache Vormundſchaft betrachten könne. Die letzte Verneinung lieſs ſich am leichteſten beweiſen; um aber das Übrige darzuthun, war es vor allen Dingen nöthig, in das eigenthümliche Weſen des älterlichen Verhältniſſes nach dem C. N. einzudringen, mit gänzlicher Entfernung von der Idee des römiſchen Rechts. Hätte der Vf. auch nicht ſchon vorher, bey der Bearbeitung des Geſetzbuches, ſo manchen anderen Beweis einer vorurtheilsfreyen Selbſtſtändigkeit gegeben: ſo würde man doch aus dieſer einen Darſtellung mit Sicherheit beſtimmen können, was man in dieſer Hinſicht noch in der Folge zu erwarten hat. Rec. darf zwar wohl nicht mehr die ganze Argumentation im Auszuge mittheilen; aber es wird ihm vergönnt ſeyn, einige Puncte derſelben zur Beſtätigung des eben Geſagten hervorzuheben. „Man müſſe von der Hauptidee ausgehen, daſs die älterliche Gewalt über minderjährige nicht emancipirte Kinder ein Recht beider Ältern ſey; daſs zwar deſſen Ausübung (in den vorhin gedachten Rückſichten) dem Ehemanne *während der Dauer der Ehe* gegeben werde (C. N. Art. 372. 373); daſs aber, ſobald die Ehe durch Scheidung aufgehoben und dadurch (wie die Legislation in ſo mancher Beziehung namentlich anerkennt) der Grund des Zurückſtehens der Ehefrau hinter der Autorität des Ehemannes weggefallen ſey, conſequenter Weiſe kein anderer Grundſatz eintreten könne, als das Princip gleicher Anſprüche auf jene Befugniſſe, und daſs, da dieſes Princip nicht, ohne beſtändige Colliſionen unter den Ehegatten hervorzubringen, habe durchgeführt werden können, von der Legislation der paſſende Ausweg getroffen ſey, dem unſchuldigen Ehegatten den oben erwähnten Vorzug zu geben.“ Um dieſe Behauptung im hohen Grade wahrſcheinlich zu finden, kann ſchon das Geſagte hinreichen, und Rec. glaubt, daſs auch diejenigen, welche anderer Meinung ſeyn werden, dennoch ſo viel geſtehen müſſen, daſs aus jenem Grundſatze ſich das conſequenteſte Syſtem entwickeln laſſe, das bey der Frage möglich iſt. Keine Schwierigkeit macht es, daſs bey dem Rechte der Ältern, über die Eheſchlieſsungen der Kinder zu entſcheiden, eine beſondere Beſtimmung angenommen werden muſs, — wenigſtens nur die Schwierigkeit, daſs hier Eine Abweichung von einem allgemeinen Grundſatze abzunehmen iſt, welche durch anderweitige Anſichten der Legislation (Art. 150 u. folg.) nothwendig

Digitized by Google

herbeygeführt wird, während die der Meinung des Vfs. entgegenſtehenden Darſtellungen gar viele Singularitäten nach ſich ziehen. Freylich ſieht Rec. voraus, daſs dem Vf. Einwendungen aus den Worten des Geſetzes (z. B. Art. 581 vergl. mit d. vorhergehenden — ja ſogar Rubr. des C. N. L. 1 Tit. 9) und aus mehreren unbeſtimmten Äuſserungen der Debatten entgegengeſtellt werden können; er zweifelt aber daran, daſs man eine glücklichere Löſung des Problems finden werde. — Das 5 und letzte Cap. behandelt die Lehre von der *Scheidung von Tiſch und Bette*.

Die bekannten Vorzüge der Darſtellungsart des Vfs. in Hinſicht auf Diction hervorzuheben, findet zwar Rec. nicht nöthig; aber er kann die Beſorgniſs nicht unterdrücken, daſs es unbefugte Nachahmer geben werde, welche, wohl gar den Ton des Vfs. mit dem Tone mancher franzöſiſcher Juriſten verſchmelzend, ungenieſsbare Gerichte liefern möchten.

Recht erfreuend iſt es, daſs der Vf. die Hoffnung, das Werk von ihm ſelbſt vollendet zu ſehen, durch Wort und That unterhält. M. D. S. M.

STUTTGARDT, b. Metzler: *Caroli Chriſtophori Hofacker*, olim Profeſſoris Tubingenſis, *Opuscula juridica collecta*, edidit *Ludovicus Guilielmus Hofacker*, auctoris filius. Pars prior. 1804. 274 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

In der Vorrede entſchuldigt Hr. Secretär *Hofacker* ſeinen Entſchluſs, die kleinen Schriften ſeines ſel. Vaters zuſammen drucken zu laſſen. Sein Zweck war ein doppelter, theils ſeinem Vater ein Denkmal zu ſtiften, theils den Freunden der hofackeriſchen Geiſtesproducte eine Sammlung davon in die Hände zu liefern. Dabey aber hat er ſich zwey Obliegenheiten auferlegt, nämlich *einmal*, nur die ſeinem Vater eigenen Arbeiten zu ſammeln, und *dann* unter dieſen nur die beſonders nützlichen Schriften zu wählen. In letzter Rückſicht hat Hr. *H.* die von ſeinem Vater über die Methode, das ungemiſchte römiſche Recht vorzutragen, herausgegebenen Schriften: *Entwurf einer ſyſtematiſchen Methode im Vortrage des ungemiſchten römiſchen Rechts*, Göttingen 1771, und *tabulae ſynopticae juris Romani, daſelbſt* 1771, aus dem Grunde, weil bereits die Vortrefflichkeit der ſyſtematiſchen Methode allgemein anerkannt und entſchieden iſt, um ſo mehr aus der Sammlung weggelaſſen, als deren Vf. ſolche in ſeinen Compendien über die Inſtitutionen und Pandekten wirklich realiſirt hat. In dieſem *erſten* Theil werden die bekannten 4 Diſſertationen: *de originibus et fatis ſucceſſionis ex jure primogeniturae in familiis illuſtribus; de jure conſuetudinis ſecundum doctrinam juris naturalis et Romani; de efficacia ſtatutorum in res extra territorium ſitas*, und *de praerogativa pignorum*, wovon die erſte zu Göttingen 1771, die drey anderen aber zu Tübingen 1774, 1778 und 1780 im Druck erſchienen ſind, geliefert. Der *zweyte*, noch jetzt nicht erſchienene, Theil ſoll die übrigen zum Theil noch ungedruckten kleinen Schriften begreifen. Da aber noch die Abhandlungen: *de exheredatione*, *de origine judiciorum curiae*, *de negotiis geſtis* und *ad fragmenta Alfeni Vari* zurück ſind: ſo beſorgt Rec., daſs entweder die noch ungedruckten und in die Sammlung aufzunehmenden Aufſätze nicht zahlreich und ausführlich ſeyn, oder der zu erwartende zweyte Band unverhältnifsmäſsig gröſser ausfallen werde. Eine Beurtheilung der in dieſem erſten Theil befindlichen Abhandlungen würde zu ſpät kommen, da ſolche längſt nach Verdienſt gewürdigt worden ſind. Wir bemerken blofs, daſs in deren Abdruck keine Verbeſſerungen, Zuſätze und Nachträge der Literatur zu finden ſind.

M.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Dresden*, b. Meinhold: *Diſſ. quaeſtiones nonnullas ad jus Lottariarum pertinentes ſiſtens.* Scripſit et praeſ. D. *Chriſt. Gottl. Hauboldo* — — ad disputandum propoſuit *Joannes Gotthelf Beſchorner*, procur. aerarii provinc. Saxon. et cauſar. patron. Dresdenſis. 1806. 34 S. 4. Die Abſicht des Vfs. geht nicht dahin, die bedeutenden Schwierigkeiten, die das rechtliche Verhältniſs der Lotterieen drücken, zu heben, ſondern er will, wie er S. 2 ff. einleitungsweiſe ſagt, nur einige in jenem Verhältniſſe liegende *obſervationes forenſes*, *rerum judicatarum auctoritate plerumque munitas*, zum Beſten, und dadurch Sachverſtändigen Veranlaſſung zu weiteren Unterſuchungen geben. Cap. I. *de natura et indole Lottariae, quatenus in facto conſiſtit*, beſonders *de cauſa ambiguitatis eorum, quae circa Lottariam geruntur* §. 1, *de ipſa Conſtitutione Lottariae, citra nexum cum his, qui ſortium diſtributionem curant, aut de iis participant, conſideratae* §. 2; *de ratione, quae intercedit inter rei teſſerariae curatores et collectores, quatenus facti eſt* §. 3, und endlich *de ratione, quae tum inter collectorem et participes, tum inter curatores aleae teſſerariae et participes locum habet* §. 4. Bey dem, was der Vf. von der Conſtitution der Lotterieen ſagt, hatte derſelbe die dresdener, leipziger, weimariſche, merſeburger, gothaiſche und hannöveriſche Lotterie beſonders vor Augen. Im Cap. II wird die Frage unterſucht: *Quinam contractus inter directorium et collectores locum habeat?* In dieſer Hinſicht werden beſonders der *Contractus emtionis et venditionis* §. 2, der *Contractus aeſtimatorius* §. 3, und der *contractus mandati* §. 4. mit dem unterliegenden Verhältniſſe verglichen, und zum Schluſſe noch *obſervationes quaedam generales ſuper finibus contractus collectionis regundis et uſu principiorum juris ſupra* (§. 2 — 4) *expoſitorum* §. 5 gegeben. Cap. III. *Num poſſeſſio ſchedulae lucri ad legitimationem ejus, qui lucrum a collectore petit, omni modo ſufficiat?* Hier wird zuerſt §. 1 die bejahende, dann §. 2 die verneinende Meinung vorgetragen, und endlich §. 3 die Controvers in einer dritten unter einer Bedingung bejahenden und verneinenden Mittelmeinung vom Vf ausgeglichen, und dieſe letzte durch ein Präjudiz erläutert. Im Cap. IV beantwortet der Vf. die Fragen: *Num collectore non ſolvente ſtatim regreſſus contra directores pateat? an collector proximus, a quo quis ſortem emit, prius excutiendus ſit, antequam a collectore principali vel directorio lucrum exigi poſſit?* Cap. V. *de modo lucrum a fortuna oblatum in foro perſequendi.* Die Perſon des Beklagten und die Eigenthümlichkeiten der Klage ſelbſt machen den Inhalt dieſes Capitels aus. — Dieſe Anzeige rechtfertigt die Behauptung des Rec., daſs dieſe Abhandlung nicht ohne Intereſſe iſt. Sie bleibt immer empfehlungswerth, wenn man auch nicht allenthalben befriedigt wird. Gewinn für die Literatur in dem Fache, das der Vf. hier wählte, würde es unſtreitig ſeyn, wenn er bey dem Vertrauen, das man zu ihm hegen darf, die unter Bedingungen verſprochene weitere Ausführung deſſen geben könnte, was er hier nur mit wenigen Zügen angedeutet hat. ρ — ζ — τ.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

ÖKONOMIE.

Grätz, b. Ferstl: *Praktisches Lehr- und Lese-Buch der gesammten auf jeden Boden anwendbaren Landwirthschaft.* Für Gutsbesitzer, Pächter, Geistliche, Bürger und Bauern, und für Alle, die der Ökonomie theils schon kundig sind, oder darin Unterricht bedürfen. Nach den neuesten und besten ökonomischen Werken herausgegeben von Dr. *Seiler* und Pfarrer *Mayer* zu Kupferzell u. s. w. 1805. 326 S. ohne die Inhaltanzeige. 8. (1 Rthlr.)

Wenn man dem einladenden Titel dieser Schrift trauen dürfte: so hätte man Ursache, sehr viel Nützliches und Belehrendes zu erwarten. Allein diese Prämisse fällt, sobald man den Inhalt als Consequenz derselben durchgeht. Rec. ist es unbegreiflich, wie die Vff. glauben konnten, dass aus diesem buntschäckigen Producte Gutsbesitzer, Pächter, Geistliche u. A. Belehrung und Nutzen ziehen könnten. Wenigstens würde es dann um unsere vaterländische Ökonomie sehr traurig aussehen: das Ganze gleicht beynahe einer Satire auf deutsche Literatur. Damit man dieses Urtheil nicht zu hart finde: so legt Rec. hier die gedrängte Inhaltsanzeige vor, und begleitet sie mit einigen Bemerkungen.

Von S. 3 bis 21 handeln die Vff. in ziemlich katechetischer Form I) von den ersten Grundsätzen des Ackerbaues im Allgemeinen, und von der Cultur der verschiedenen Getreidearten, der mancherley Handelsgewächse und zum Viehfutter dienenden Wurzelgewächse insbesondere, d. h. von der Beschaffenheit der landwirthschaftlichen Erdkrume, von den Verbesserungsmitteln derselben, von dem Säen des Getreides, von dem Anbau des Raps oder Rübsamens, des Krapps, der Burgunderrüben, des Flachses, des Tabacks, des Mais, der Möhre, der Hirse, der Pferdebohnen und der Kartoffeln. Das heisst doch auf nicht gar 10 Octavblättern viel geleistet! — II. Von dem natürlichen und künstlichen Futtergewächs- oder Wiesen-Bau, und dann noch kurz vom Austrocknen der Seen und Teiche und Benutzung derselben zu Wiesen. III. Vom Obstgarten. IV. Vom Küchengarten. V. Vom Kohl- und Kraut-Garten. VI. Von der Zucht und Wartung der ökonomischen Thiere, und zwar von dem Nutzen der Thier- oder Vieh-Zucht, mit Übergehung der Pferdezucht, von der Beurtheilung der Ausmastungsempfänglichkeit und dem Mästen des Rindviehes, von den Krankheiten desselben, von dem Einkaufe der Kühe und Erziehung der Kälber, und von der Wahl des Farren oder des Stammochsens. Dann von der Mästung der Schweine, von den Krankheiten und der Zucht derselben, und von der Wahl des Ebers. Endlich von der Zucht und den Krankheiten der Schaafe; von der Wartung und Pflege des Federviehes; von den Bienen und Seidenwürmern. VII. Vom natürlichen und künstlichen Dünger, dessen Zubereitung und Anwendung. Von der Ärndte der mancherley vegetabilischen Erzeugnisse und vom Dörren des Obstes, von dem Reinigen, Aufbewahren und der Verwendung der eingeärnteten Früchte. VIII. Von den Eigenschaften der landwirthschaftlichen Werkzeuge. Von dem Antritte oder Ankaufe eines Landgutes oder Bauernhofes, der Urbarmachung öde gelegener Plätze und Wüsteneyen. Vom Weinbau, und zwar von der Behandlung des Weines im Berge und im Keller. Von der Bienenzucht. Von den Seidenwürmern. Von der wilden Baumzucht. Von der Pferdezucht, der Wartung und Pflege dieser Thiere und den Krankheiten derselben. Endlich folgen gute Rathschläge, mancherley Vortheile zu erhalten, Schaden zu entfernen und in Noth sich zu helfen. Sie betreffen: 1. den Gebrauch und das Dörren des Obstes; 2. den Obstmost; 3. den Nutzen des Essigs, so wie 4. das Ansetzen und die Bereitungsart eines guten Essigs; 5. den Nutzen und Schaden des Brantweins; 6. die beste Art, gutes und gesundes Brod zu backen; 7. Mittel wider die Kornwürmer; 8. Mittel wider anderes Ungeziefer, das schädlich werden kann, als wider die Maykäfer, den Reutwurm, die Schnecken, die Heuschrecken, die Kohl- und Kraut-Raupen, den Frostschmetterling, den Brand im Waizen (das ist also auch ein Ungeziefer?), den Pfeifer im Sommerrübsen, die Erdflöhe, die Feldmäuse. 9. Ein leichtes Mittel wider die Wanzen in den Wohnungen der Menschen; 10. die Reinigung des Getreides von schädlichem Gesäme; 11. Merkmale, woraus man gesundes und ungesundes Vieh erkennen kann; 12. Vorsichtsregeln in Ansehung des kranken Viehes und der Fische; 13. Mittel wider den Biss wüthender Thiere; 14. Mittel wider Brandschäden; 15. Mittel wider den Dohl- oder Finger-Wurm; 16. die Bereitung und den Gebrauch des weissen Wundbalsams; 17. Mittel wider erfrorne Glieder; 18. Mittel bey Quetschungen und Insectenstichen; 19. Mittel, das Blut zu stillen; 20. Rettungsmittel eines Ertrunkenen; 21. Rettungsmittel eines Erhenkten; 22. die Behandlung derjenigen, die von Kohlendampf oder durch andere schädliche Dünste erstickt sind; 23. die Mittel, einen Erfrornen

Digitized by Google

wieder zum Leben zu bringen; 24. die Verletzung der Luftröhre und die hiebey dienlichen Hülfsmittel; 25. die Hülfsmittel bey vorgegangener Vergiftung; 26. Vorsichtigkeitsregeln beym Gebrauch des Schwefels, und der Metalle, die leicht gefährlich werden können; 27. Vorsichtigkeitsregeln beym Gebrauch des Zuckers, einiger Gewürze u. s. w.; 28. Kennzeichen von dem wirklichen Todtseyn eines Menschen; 29. Gesundheitsregeln; 30. das Verhalten bey den Pocken; 31. das Verhalten bey der Ruhr; 32. die Nothwendigkeit schweifstreibender Mittel in gewissen Fällen; 33. die erfoderliche Behutsamkeit beym Gebrauch der Brech- und Laxir-Mittel; 34. Vorsichtigkeitsmittel in Ansehung der Medicin, der Winkelärzte und Pfuscher; 35. Regeln beym Krankenbesuch; 36. nöthige Vorsichtigkeit beym Schiefsgewehr; 37. Löschungsmafsregeln beym auskommenden Feuer; 38. Nutzen der Wetterableiter (? Blitzableiter); 39. Vorsichtsregeln und Hülfsmittel bey Überschwemmungen, und wenn das Wasser in die Häuser dringt. Endlich noch die Lehre von dem Aberglauben und das Nöthigste aus der Himmelskunde und der Zeitrechnung, und zum Beschlufs eine kurze Anleitung zum Briefschreiben und anderen kleinen Aufsätzen.

Alles dieses ist auf 326 S. chaotisch durch einander geworfen, so dafs der Leser schon bey einem flüchtigen Anblicke des Machwerks zurückschrecken mufs. Um nun auch ein paar Pröbchen von der Beschaffenheit des Vortrags zu geben, mag Folgendes hinreichend seyn. S. 17 heifst es im Betreff des Runkelrübenbaues: *Burgunderrüben oder Turnips* werden in das Kraut gebaut. Rec. möchte wissen, wer dieses vegetabilische Erzeugnifs zu *Turnips* gemacht hätte. Das, was die Engländer Turnips nennen, sind unsere bekannten langen weifsen Rüben, *Brassica rapa oblonga*, von unseren Landwirthen Guckelrüben genannt. Überdiefs werden auch die Burgunderrüben, die man bekanntlich auch Runkeln und Dickrüben nennt, weder in dem Kraute noch wie dasselbe gebaut, sondern entweder erst auf ein besonderes Beet gesäet, und hernach auf den Feldacker gepflanzt, oder, noch besser, gleich auf den Feldacker gesäet, und dann die Pflänzchen durchs Verziehen verdünnt. S. 24, wo von Vertilgung der Wiesenfeinde gehandelt wird, heifst es No. 4: *Engerlinge* oder *Mayenkäferwürmer*, Seifensiederasche oder sonst etwas Scharfes und Ätzendes aufgestreuet, vertreibt sie zum Theil." — Das ist viel! Rec. glaubt, ein Aufgufs, der so ätzend wäre, dafs er die in der Erde liegende Larve des Maykäfers beleidigen könnte, möchte noch eher das Gras und seine Wurzeln zerstören. Seifensiederasche wird wohl auf feuchten Wiesen als Verbesserungsmittel, nicht aber zum Vertreiben der Engerlinge gebraucht. — „Sind die Wiesen durch sie — die Engerlinge — zerstört, heifst es weiter: so warte man die Zeit ab, und bestreue die wüsten Plätze mit dreyblätterichten oder Lucerner-Klee, auch Heublumen!" Heublumen kennt Rec. nicht. S. 25 No. 7 sagen die Vff.: „Es schadet endlich den Wiesen das Weiden auf den Wiesen mit Rindvieh und Schaafen." Das ist wohl im Allgemeinen nicht richtig; denn eine richtige Wahl der Jahreszeit und der Witterung ändert hierin aufserordentlich viel. Im Leimgrunde treibt man sehr bald im Frühjahre, und im Herbst nach der Grummtärndte, freylich bey trockner Witterung, die Heerden auf die Wiesen, und diese sowohl wie jene befinden sich recht gut dabey. „Die vortreffliche Stallfütterung — fahren die Vff. fort — und die Abschaffung der auf angebauten Ländern schädlichen Schäfereyen haben diesen Fehler." Was haben denn diese für einen Fehler? Sie könnten wohl den angeführten Weidgang entbehrlich machen, wenn die Stallfütterung der Schaafe mit Nutzen eingeführt werden könnte.

Dieses wird genug seyn, um dem beginnenden und vollendeten Ökonomen einen Wink zu geben, was er zu seiner Belehrung hier zu erwarten habe.

Eur.

München, b. Strobel: *Baierischer neuer Volkskalender für den Bürger und Bauersmann auf das Jahr* 1803. Worin die wichtigsten landesherrlichen Verordnungen zum Besten der Landleute, nebst noch vielen anderen gemeinnützigen und zweckmäfsigen Aufsätzen enthalten sind. Herausgegeben von *Johann Baptist Strobel*, Prof. und Buchhändler. — Auf das Jahr 1804; auf 1805 mit dem Bildnisse des Kurfürsten Maximilian Joseph IV, jetzigen Königs von Baiern, und auf das Jahr 1806. Jeder Jahrgang 16 bis 18 Bogen geheftet. 4 (24 kr.)

Volkskalender sind immer der einzige und beste Weg, auf welchem dem gemeinen Manne, besonders dem Landmanne, nützliche Kenntnisse und Aufklärung beygebracht werden können. Aufser den gewöhnlichen Andachtsbüchern kennt er kein Buch als den Kalender, und eben deswegen wählte man in den neueren Zeiten diesen Weg, Aberglauben, Vorurtheile zu verbannen, und den Landmann vernünftiger zu machen. Hiezu hat Hr. *St.* durch seinen Volkskalender kräftig mitgewirkt, und in der That sich durch denselben bey seinem Vaterlande sehr verdient gemacht. Man findet keine Himmelszeichen, Drachenschwänze und Planetenscheine bey seinen Monatstagen, auch nichts vom guten Einnehmen, Aderlassen, Schröpfen und Haarschneiden, sondern blofs die gewöhnlichen Namen der Heiligen, und bey jedem Monat einen offen gelassenen Raum, zum Eintragen der täglichen Einnahme und Ausgabe. Dann folgen die im Jahre zuvor ergangenen landesherrlichen Verordnungen, in sofern sie den Landmann betreffen, die in einem Kalender sehr zweckmäfsig angebracht sind, weil sie auf diese Weise dem Landmanne immer im frischen Gedächtnifs bleiben. Hierauf werden mancherley nutzbare, theils moralische, theils ökonomische Aufsätze mitgetheilt, die alle sehr gut gewählt sind, um den gemeinen Mann gebildeter und aufmerksamer auf sein häusliches Wohl zu

Digitized by Google

machen. Beyſpiele hinterlaſſen immer den ſtärkſten Eindruck; bloſs trockne Moral ermüdet, und bleibt dem Bauer dunkel. — Hr. *St.* hüllt daher ſeine guten Lehren in theils wirkliche, theils erdichtete Geſchichten, und eben das iſt der rechte Weg, Nutzen zu ſtiften. Dabey iſt ſein Vortrag populär, ungekünſtelt, deutlich. Den Beſchluſs macht abwechſelnd das Verzeichniſs der Jahrmärkte in Baiern, der kommenden und abgehenden Poſten und der ordin. Landboten in München, und ein Verzeichniſs nützlicher Schriften für den gebildeteren Ökonomen. Ein Beweis, daſs dieſer Pflugkalender (wie ihn der Bauer in Baiern, wegen des auf dem farbigen Umſchlage abgebildeten Pflugs, nennt), obſchon der Preis von 24 Kr. für einen Bauer immer hoch iſt, groſsen Beyfall gefunden hat, iſt der, daſs die ganze Auflage des erſten Jahrganges in 5 Monaten vergriffen war, und der Herausgeber ſelbigen noch einmal drucken laſſen muſste.

Auf das Jahr 1807 und 1808 ſollen von obigem *Volkskalender* Fortſetzungen in einem anderen Verlage herausgekommen ſeyn, welche uns aber nicht zugekommen ſind.

Alx.

Leipzig, b. Weigel: *Neuer Bauernkalender oder Taſchenbuch für deutſche Landwirthe*, auf das Jahr 1804. 78 S. Auf das Jahr 1805. 69 S. Auf das Jahr 1806. 70 S. 8. (Jeder Jahrgang 5 gr.)

Der nach dem Vorbericht *K—r* in F—g unterzeichnete Vf. hat bereits für die Jahre 1801, 1802 und 1803 dergleichen Kalender unter dem nämlichen Titel herausgegeben, die Rec. aber nicht zu Geſicht gekommen ſind. Zufolge der Buchhändleranzeige auf dem Umſchlage des Jahrganges 1804 enthielt der erſte: *Bemerkungen über die Pferde- und Rindvieh-Zucht, über die Behandlung dieſer Thiere im geſunden und kranken Zuſtande, über die Viehſeuche* u. ſ. w. Der zweyte: *Bemerkungen, die Viehzucht überhaupt betreffend, nebſt einem Unterricht über die Schafzucht.* Der dritte: *Von der Schweine- und Ziegen-Zucht.* Der vorliegende *vierte Jahrgang*, bey dem ſich kein aſtronomiſcher Kalender befindet, handelt: *Von der Federviehzucht*, nämlich zuerſt *über die Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit derſelben*, welche jedoch nur auf groſsen Landgütern Statt finden kann, wo man wenigſtens den Sommer durch nicht nöthig hat, das Federvieh mit Körnern zu füttern, und gleichwohl ein nicht geringer Nutzen an Eyern, Federn, Miſt u. ſ. w. zu hoffen iſt. Dann insbeſondere *von der Gänſezucht, Entenzucht, Hühnerzucht*, wo alle bekannten Arten der Hühner beſchrieben werden; *von der Zucht der Truthühner, der Tauben;* ferner, *von den Feinden und allgemeinen Krankheiten des Federviehes;* und den Beſchluſs macht als Anhang ein *Bienenkalender* auf jeden Monat. — Der Jahrgang auf 1805 handelt vom *natürlichen Wieſenbau*, wo man Alles angezeigt findet, was darüber zu ſagen nöthig iſt. Im Jahrgange auf 1806 endlich wird der *künſtliche Futterkräuterbau* beſchrieben, und beſonders vom gemeinen rothen Klee, von der Luzerne, Eſparſette, Pimpinelle, dem gelben Hopfenklee, weiſsen Klee, Schneckenklee, Sumpfklee, Geisklee, Steinklee, vom Ackerſperk, von der groſsen Brenneſſel, vom franzöſ. Raygras, vom Honiggras, vom Timotheusgras, von der Futtertreſpe und vom eſsbaren Cypergras (*Cyperus eſculentus*), das jährlich zweymal geſchnitten werden kann, ausführlich gehandelt. Den Trokar, den der Vf. beym Überfreſſen und Aufſchwellen des Rindviehes vom friſchen Klee, nebſt einigen anderen Mitteln, empfiehlt, wünſcht Rec., als ein Deſperationsmittel und in den Händen eines Unerfahrnen höchſt gefährliches Inſtrument, ganz verbannt zu ſehen. Weit ſicherer und eben ſo ſchnell Hülfe leiſtend iſt dagegen das von den Franzoſen erfundene und bereits in mehreren Schriften, unter anderen in *Riems Halbjahr-Beyträgen* auf das J. 1803. 2 Lief. S. 207, empfohlene Mittel mit *ungelöſchtem Kalke*, das der Vf. nicht vergeſſen haben würde beyzubringen, wenn es ihm bekannt geweſen wäre. Darauf handelt er vom Anbau des Gemengefutters, vom Roggen als Futterkraut mit Klee, was doch immer ein bedenkliches Verfahren bleibt, vom Johannisroggen, vom Anbau der Kartoffeln als Viehfutter, von den Erdäpfeln (*Helianthus tuberoſus*), von den Möhren, von weiſsen Rüben, von Kohlrüben, endlich von den Runkelrüben. — Alle 3 Jahrgänge ſind übrigens bloſs Auszüge aus anderen bewährten Schriftſtellern, z. B. *Weber* von der Wirthſchaft der Bauern, *Leopolds* Agrikola, welchen letzteren der Vf. vorzüglich benutzt hat, ſo wie auch den beygefügten Wieſenkalender. Seine Abſicht, dem Landmanne gute ökonomiſche Regeln um einen geringen Preis in die Hände zu geben, iſt lobenswerth, wird aber doch nie ganz erreicht, wenn zu den nun ſchon vorhandenen 6 Jahrgängen noch mehrere hinzukommen ſollten, weil dann der Preis für den gemeinen Landmann noch immer zu hoch ſeyn würde.

Alx.

Hamburg u. Altona, b. Vollmer: *Allgemeines und vollſtändiges Wörterbuch der geſammten Stadt-Land- und Haus-Wirthſchaft*, nach den vorzüglichſten Quellen des In- und Auslandes in alphabetiſcher Ordnung bearbeitet von *Friedr. Wilh. von Schüz*, kurfürſtl. ſächſ. Hofrath. Siebenter Band. O bis R. 525 S. 8. (1 Rthlr.)

Jeder Band dieſes Werkes fällt ſchlechter aus, und der vorliegende iſt ſo elend, daſs ihn Rec. nicht einmal einer Kritik würdig findet. Daſs er bloſs eine Compilation iſt, würde Rec. dem Vf. noch gern verzeihen, wenn er nur zu dieſer Abſicht die beſten Werke gewählt, und aus dieſen das Beſte herausgehoben hätte. Allein unglücklicher Weiſe traf ſeine Wahl gröſstentheils elende Machwerke, und aus dieſen nahm er ohne alle Auswahl, Beurtheilung und Prüfung dasjenige heraus, was ihm vor die Fauſt kam, ſchrieb es nieder, übergab es der Preſſe, und — betrog auf dieſe Art das ökonomiſche Publicum und ſeinen Verleger. Es bedarf nur einiger Proben von den ökonomiſchen Kenntniſſen des Vfs., um dieſs harte Urtheil zu rechtfertigen.

Digitized by Google

S. 4. *Oberbaum* — sagt der Vf. — nennt man einen ausgewachsenen oder überständigen Baum (?) S. 2. *Oblate*, ein dünnes Gebackenes, welches die Confectbecker gewöhnlich zu den Böden ihres Backwerkes gebrauchen. Von einem bereits so bändereichen Werke fodert Rec. eine vollständigere Erklärung; denn gerade die allerwenigsten Oblaten werden zu der angegebenen Benutzung verwendet. Ein grosser Theil wird theils roh, theils mit Butter bestrichen, sowohl zum Frühstück, als beym Desert verspeist. Eben so bedient man sich derselben auch beym Siegeln, und giebt ihnen dann — um die verlangte Farbe herauszubringen — einen Zusatz z. B. von Zinnober u. s. w. Auch gebraucht man sie beym heiligen Abendmahle. Dass sie zwischen zwey Eisen auf einem nicht gar zu starken Feuer ausgebacken werden, sucht man hier vergebens. Eben so auch, woraus man sie macht. Das *Obst* theilt der Vf. in Frühling-, Sommer- und Lager-Obst. Welcher Pomolog theilt es so ein? Rec. kennt blos Sommer-, Herbst- und Winter-Obst. „Kernobst — sagt der Vf. — nennt man, dessen Kerne eine weiche Schale haben, als Äpfel, Birnen u. s. w. (?). S. 9. „Wenn der Baum einen guten Wuchs hat: so zieht man solchen zu einem Oberbaum u. s. w.." Was versteht der Vf. unter Oberbaum? Giebt es denn etwa auch Unterbäume? S. 11. „Zum Begiessen muss man Regenwasser gebrauchen, oder sonst ein stille stehendes Teichwasser, so von der Sonne beschienen worden, denn Quell- und Brunnen-Wasser sind den Bäumen schädlich." Also Flusswasser taugt zu dieser Absicht auch wohl nicht? „*Obstdarre* nennt man bey einem Landgute (warum gerade bey einem Landgute?) denjenigen Ort, wo vermittelst eines Ofens und angebrachten Gerüstes, auf welche sich Horden oder Bretter befinden, das Obst gebacken wird (?)." S. 16. „*Ocher* oder *Ocker*, ist eine gelbe Erde, die sowohl in eigenen Adern als auch um und bey Metallen gefunden wird (?)." Auf diese Art definirt und beschreibt der Vf. fort, so dass der noch nicht unterrichtete Leser von diesem Werke unbelehrter zurückkehrt als er vorher war.

Eur.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Halle*, b. Vf., u. *Leipzig*, b. Steinacker: *Wirthschaftliche Vermächtnisse für das neue Jahrhundert, mit Vorschlägen und Bitten an gute Landesväter und Obrigkeiten um Abstellung der aus den vorigen* (Jahrhunderten) *hergebrachten Misbräuche*, von *J. C. C. Rüdiger's*. Erstes Stück. 1805. 35 S. 8. (4 gr.) In der halb in Versen, halb in Prosa, halb launig, halb missmuthig geschriebenen Zuschrift (an sein Vaterland), Vorrede und Einleitung, versichert der Vf., der ohne Furcht derbe Wahrheiten zu sagen gewohnt ist, dass er mit dieser Schrift, von welcher dieses erste Stück nur als Probe gelten soll, ein Werk anfange, das, so viel seine Kräfte, Kenntnisse, Erfahrungen, Fleis und Mühe vermögen, unvergleichlich besser und wichtiger seyn werde, als Alles, was er sonst je hervorgebracht habe. — Seine Absicht ist, die gereiftesten Früchte seiner Bemühungen in allen Theilen der Wirthschaftslehre zu liefern; zum Titel des Werkes veranlasste ihn *Mercier*, welcher in seinem Jahr 2440 bey dem Begräbniss eines jeden Bürgers die besten Gedanken seines Lebens als ein Vermächtniss eröffnen liess. Das erste Stück hat zum Gegenstand: *die Ersparniss des Staats durch einfachere Einrichtung der Schreiberey und des Rechnungswesens.* In den ihm eigenen festen Ton eifert der Vf. — mit Recht — über die unendliche Weitläuftigkeit in den Geschäften der Rechtspflege, Gewerbeleitung, Polizey und Finanzen, und zeigt ihren Nachtheil. Diesen wegzuräumen, giebt er Vorschläge, die er besonders auf den Geschäftsgang bey Kammern anwendet, die sich aber meistens und mit wenigen Veränderungen auch auf höhere und niedere Collegia, Magistrate, Ämter und einzelne Diener der Staatswirthschaft, auf Polizey und Finanzen, selbst auf die Rechtspflege, übertragen lassen. Diese Verbesserungen betreffen den Kanzleystil, der freylich bey manchem Gerichtshofe noch barbarisch klingt; die sogenannten Curialien, die doch nun schon hie und da abgeschafft sind; besonders aber rügt der Vf. den Gebrauch des höchsten Titels des Landesherrn, den manche Landescollegia annehmen, indem sie im Namen des Landesherrn Befehle geben, Urtheile sprechen, da doch der Unterthan wider diese an noch höhere Collegia appelliren kann, wodurch die Appellation das Ansehen einer Auflehnung und Beschwerde wider die höchste Gewalt gewinne, also bey dieser Gerichtsform ein wirklicher Widerspruch entstehe. Ferner, die Abkürzung mancher Geschäftsaufsätze, die so viele Schreiberey verursachenden Duplicate, die mündlichen Verhöre, Anfragen, Bescheide u. s. w., die Abkürzung des Geschäftsganges selbst, besonders bey den Landes-Collegien, das Rechnungswesen, wo er die vom Handel in manche näher damit verwandte Fächer der Staatswirthschaft übergetragene doppelte Buchhaltung verwirft, weil sie nur unnöthige Weitläuftigkeit, mehr Geschäfte, Beamte und Gehalte zur Folge habe; endlich die Tilgung aller aufgesammelten unnützen Registraturen in allen Departements, die immer mehr Leute, Raum und Kosten bedürfen. — Diese sehr gut gemeinten Vorschläge des Vfs. verdienen die Beherzigung der Grossen, so wie der hohen Landesbehörden.

Alx.

Ökonomie. *Nürnberg*, b. Lechner: *Über die Viehweide und ihre Vorzüge vor der Stallfütterung* von Dr. *G. B. Behmer*. Aus dem Lateinischen frey übersetzt, von Dr. *Tob. Fr. Lochner*. 1804. IV u. 56 S. 8. (4 gr.) Wenn das Original dieser Übersetzung nicht, aller Wahrscheinlichkeit nach, volle dreyssig Jahre überlebt hätte: so würde eine Lobschrift der Viehweiden, und eine Anpreisung ihrer Vorzüge vor der Stallfütterung, die der Geh. Rath *Thaer* den Triumph der deutschen Landwirthschaft nennt, in unseren Tagen gewiss eine unerwartete Erscheinung seyn. In jenen Zeiten zweifelten viele Ökonomen, ob die Aufhebung der Brache und Hutung, und die dagegen einzuführende Stallfütterung den grossen Nutzen gewähren könne, welchen ihre Vertheidiger davon anrühmten, und damals mochte es sehr sachdienlich seyn, die Gegenpartey mit ihren Einwürfen zu hören. Jetzt aber, nachdem die Erfahrung schon lange darüber abgeurtheilt hat, jetzt, da man mit Stallfütterung ganz andere Begriffe, als bey ihrer Entstehung, verbindet, jetzt, da alle um den Flor ihrer Länder besorgten Regierungen die Schwierigkeiten, welche der Aufhebung der Gemeinheiten hie und da noch im Wege stehen, auf das thätigste zu beseitigen suchen, die höchst schädliche Frühlingshut auf den Wiesen aber ohne Weiteres abschaffen: jetzt müssen wir es allerdings für eine sehr überflüssige Arbeit erklären, eine Abhandlung, die nicht einmal sehr scharfsinnige Gründe zur Vertheidigung ihres Satzes vorträgt, ins Deutsche zu übersetzen, und auch nur wenige Bogen Papier damit zu verschwenden.

S. H.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GIESSEN, b. Heyer: *Germanien*, eine Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistik von Deutschland, herausgegeben von Dr. *Aug. Fried. Wilh. Crome*, grosh. hess. Geheimen-Regierungsrathe und Prof. der Staats- und Cameral-Wissenschaften u. s. w., und von Dr. *Carl Jaup*, ord. Prof. d. Staatsrechts auf der Ludwigs-Universität zu Giessen. I Bandes 2 u. 3 Heft. 1808. S. 197 — 566; II Bd. 1 — 3 Heft. 1809. 526 S. III Bd. 1 — 3 Heft. 1810. 538 S. IV Bd. 1 — 3 Heft. 1811. 546 S. 8. (Jeder Band 2 Rthlr. 12 gr. sächs.)

Die Erwartungen, zu welchen das erste, Jen. A. L. Z. 1808 No. 69 von einem anderen Rec. beurtheilte Heft berechtigte, sind durch den Inhalt der folgenden sehr wohl befriedigt. Der Freund des deutschen neueren Staatsrechts sowohl, als der Statistiker, und überhaupt der deutsche Politiker erhalten hier manches sehr Interessante, durch dessen Mittheilung sich die Herausgeber gewiss gerechte Ansprüche auf den Dank des Publicums erworben haben. Man findet hier nicht nur die wichtigsten Actenstücke zur Geschichte der Constitution, Organisation und Verwaltung, und des inneren und äusseren Verhältnisses unserer seit dem merkwürdigen Jahre 1806 in einer ganz anderen Gestalt, wie vordem, erscheinenden deutschen Staaten, z. B. den Vertrag zwischen den *Königen von Sachsen und Westphalen wegen Abtretung des Amtes Gommern, der Grafschaft Barby* u. s. w. vom 19 März 1808 (Bd. II. No. IV); *den wiener Friedensschluss zwischen Frankreich und Österreich*, vom 14 October 1809 (Bd. III. No. XIII); *den Vertrag zwischen Frankreich und dem ehemaligen Königreiche Holland über die Abtretung von Vlissingen u. s. w. gegen Ostfriesland, Jever u. s. w.*, v. 11 Nov. 1807 (Bd. II. No. XV. S. 308 ff.); *den Staatsvertrag zwischen dem Kaiser Napoleon und dem Grossherzoge von Frankfurt, die Erhebung der fürstl. primatischen Staaten zu dem Grossherzogthume Frankfurt betreffend*, vom 16 Februar 1810 (Bd. IV. No. X); *den Staatsvertrag zwischen Hessen und Baden, die darin bestimmten Länderabtretungen von Baden an Hessen betreffend*, v. 15 Septemb. 1810; *die grossherzogl. hessische Verordnung über die Verhältnisse der unmittelbaren Reichsritter und der übrigen adelichen Gerichtsherrn in dem Grossherzogthume*, v. 1 Dec. 1807 (Bd. I. No. IX), nebst einer *historischen Übersicht der seit dem August 1806 in diesem Staate überhaupt erschienenen Verordnungen in staatsrechtlicher Beziehung* (Bd. I. No. XXI); den bekannten *Exposé de la situation du Royaume de Westphalie*, v. 7 Julius 1808, für die versammelten Reichsstände (Bd. II. No. I S. 6 ff.); *die Vorstellung von acht und zwanzig* (der angesehensten und begütertsten) *Individuen des Ritter- und Adel-Standes in Baiern über das momentane Steuerprovisorium* v. 14 Januar 1808 (Bd. II. No. XX); *den Bericht der königl. baierischen Landesdirection zu München* v. 3 May 1808, und *die königl. Resolution hierauf* v. 10 May 1808 (Bd. III. No. V): sondern die vor uns liegenden eilf Hefte enthalten auch manche treffliche statistische Aufsätze zur Beförderung einer genauen Kenntniss dieser Länder, und nächstdem noch mehrere sehr schätzenswerthe Abhandlungen über einzelne Puncte und Fragen des Staatsrechts und der Gesetzgebung, erzeugt durch die neue Gestalt unseres deutschen Vaterlandes und seiner einzelnen Staaten. Die *statistischen* Aufsätze sind beynahe allesammt von *Crome*, und mit der Genauigkeit und Gründlichkeit verfasst, welche das Publicum schon seit lange an den Arbeiten dieses berühmten Statistikers zu schätzen gewohnt ist. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen die *statistische Schilderung der Bestandtheile des Königreichs Westphalen in staatswirthschaftlicher Hinsicht* (Bd. I. No. XII u. XX, Bd. II. No. XXIII, Bd. III. No. XII, u. Bd. IV. No. V u. XI); dann *Deutschlands neuester Länderverlust an den Küsten der Nordsee und an der westlichen Seite des Rheines* (Bd. I. No. XV); die *statistischen Bemerkungen über den wiener Friedensschluss v. J.* 1809 (Bd. III. No. XIV. u. Bd. IV. No. VI), und *über die Mündungen der Elbe, Weser und Trave, nach ihrer Wichtigkeit für den Seehandel, als integrirende Theile von Frankreich* (Bd. IV. No. XXIII). Unter den *Abhandlungen* aber zeichnen sich nach unserem Urtheil vorzüglich folgende aus: *Steht den Standesherren das Fiscusrecht zu?* von *Jaup* (Bd. I. No. XIII). Der Vf. beantwortet diese praktisch wichtige Frage weder allgemein bejahend, noch allgemein verneinend, sondern er unterscheidet mit Recht Berechtigungen des Fiscus, die ihm aus solchen Zweigen der höchsten Gewalt zustehen, welche die rheinische Bundesacte den Souverains nur ausschliesslich zugetheilt hat, und solche, welche aus den den Standesherren gelassenen Hoheitsrechten entspringen. In Beziehung auf Rechte der ersten Art haben die Standesherren auf das Fiscusrecht keinen Anspruch; wohl Anspruch aber haben sie auf das Fiscusrecht bey Rechten der letzteren Classe. Dies vorausgesetzt, wird den Standesherren das Recht auf

Digitized by Google

Geldſtrafen zu-, das Recht auf *Einziehung confiſcirter erb-* oder *herrenloſer Güter* aber abgeſprochen. — *Das Staatsnothrecht — fälſchlich dominium eminens genannt — involvirt kein Obereigenthum*; von *Friedr. Hoppe* zu Darmſtadt (Bd. I. No. XVI); enthält zwar keine neue, aber doch eine gute und richtige, und vorzüglich in unſeren Tagen beherzigenswerthe Zuſammenſtellung der Gründe der Nichtigkeit des *Dominium eminens*, von deſſen Idee ſich unſere Staatsmänner und Staatsrechtsgelehrte noch nicht ganz haben losreiſsen können. Wie der Vf. ſehr gut zeigt, iſt dieſs *dominium eminens* weder in der Natur der Sache, noch in dem römiſchen oder deutſchen Rechte, noch auch in der rheiniſchen Bundesacte, und dem hier, bey der Überweiſung einzelner Länder an einzelne Bundesglieder gemachten Unterſchied zwiſchen *en toute propriété* und *en souveraineté* überwieſenen Ländern, gegründet. Doch können wir es keineswegs billigen, daſs der Vf. die mediatiſirten ehemaligen Reichsſtände *Exlandesherren* nennt, und die Ausdrücke *en toute propriété et souveraineté* durch *Souverainetät des Begriffs* überſetzt wiſſen will. Nach unſerer Anſicht möchte ſich der Ausdruck *propriété* am richtigſten durch *Landesherrlichkeit* und *souveraineté* durch *Landeshoheit* (Regentengewalt) bezeichnen laſſen. Doch man überſetze dieſe Ausdrücke wie man will: immer iſt ihr Sinn ſehr klar. Der Ausdruck *en toute propriété* will weiter nichts ſagen, als daſs die Souverains die den mediatiſirten Ständen zugehörigen Domainen und die dazu gehörigen grundherrlichen Rechte nicht erhalten, ſondern daſs dieſe ihren vorigen Herren verbleiben ſollen. — *In wie fern gelten ältere poſitive Rechtsquellen nach geſchehener Einführung des Code Napoléon in einem deutſchen Lande?* vom Prof. *Schrader* zu Helmſtädt (Bd. II No. V und Bd. III No. XX), mit den dagegen gemachten *Bemerkungen* von Dr. *Pfeiffer*, Subſtit. d. k. Gen. Procur. beym Appell. Ger. zu Caſſel (Bd. II No. XIII). Hr. *Schrader* ſucht hier durch eine Vergleichung des Zuſtandes unſerer alten deutſchen Legislation mit dem Zuſtande der älteren franzöſiſchen zu zeigen, daſs bey einer allgemeinen Einführung des *Code Napoléon*, und wenn durch beſondere Geſetze hierüber nicht etwas der Art beſtimmt iſt, was in Frankreich durch den bekannten 7 Art des Geſ. v. 30 Ventoſe d. J. XII, und in Weſtphalen durch das königl. Decret vom 21 Sept. 1808 verordnet wurde, „in allen den Fällen, wofür der C. N., oder andere neue Geſetze, keine Entſcheidung an die Hand geben, die älteren Rechte, *als wahre Geſetze*, in demſelben Verhältniſſe, wie bisher, eintreten müſſen, und gegen Erkenntniſſe, welche dieſen älteren Geſetzen widerſtreben, eben ſo gut die Caſſation Statt finde, wie gegen Erkenntniſſe gegen die im C. N. enthaltenen Verordnungen;“ — und wir müſſen geſtehen, daſs er, nach unſerer Überzeugung, die Richtigkeit dieſer Behauptungen mit vielem Scharfſinne nachgewieſen hat. Doch können wir Hn. *Schrader* darin nicht beyſtimmen, daſs der Ausdruck des königl. weſtphäl. Decrets: *dans toutes les matières, qui font l'objet des dispositions contenues dans le C. N.*, ſo eingeſchränkt zu deuten ſey, wie er (Bd. III S. 515) will, daſs nämlich das ältere Recht nur in den *einzelnen Fällen* abgeſchafft ſey, welche das napoleoniſche Geſetzbuch entſcheidet, in *allen übrigen* aber ferner *ganz wie vorhin*, alſo auch zum Zwecke der Caſſation, gelte. Wir unſeres Orts können wenigſtens in den angeführten Worten nichts weiter und nichts anderes finden, als was die franzöſiſche Geſetzgebung in dem Art. 7 des angeführten Geſetzes v. 30 Vent. XII durch die Worte ſagt: *dans toutes les matières, qui font l'objet desdites lois*; ſie ſind wirklich — wie Hr. *Pf.* will — mit den angeführten Worten des k. weſtph. Decrets ganz gleichbedeutend. Die von Hn. *Sch.* angenommene Deutung widerſtrebt offenbar dem Geiſte der ganzen Legislation, welche für alle die Gegenſtände, worüber ſich der C. N. verbreitet, dieſem ſeine freye, von jeder anderen Geſetzgebung unabhängige Wirkſamkeit ſichern will. Und auch darin können wir Hn. *Sch.* nicht beypflichten, daſs in Frankreich und Weſtphalen, und überall, wo ähnliche Verordnungen über die Geſetzeskraft des C. N. wie hier ergehen mögen, in den im C. N. zwar nicht entſchiedenen, aber doch in den Umfang irgend eines ſeiner Titel gehörigen Fällen, die Verordnungen des alten Rechts, *zwar nicht mehr als Geſetze*, doch *als Regeln* gelten ſollen, nach denen ſich der Richter zu achten habe, ſo daſs, wenn er es nicht thut, der Appellationsrichter ſein Erkenntniſs reformiren *müſſe*, und daſs nächſtdem gegen einen dieſe älteren Geſetze nicht achtenden Richter die Syndicatsklage Statt finde, wiewohl durch jene Nichtachtung nie gegen ein ſolches Erkenntniſs die Nichtigkeitsklage Statt finden könne. Was Hr. *Pf.* hiegegen (Bd. II S. 285 ff.) erinnert hat, iſt allerdings richtig. Der Unterſchied, welchen Hr. *Sch.* hier zwiſchen *Geſetz* und *Regel* macht, iſt offenbar nicht in der Natur der Sache gegründet. — *Verſuch über die erſten Grundſätze von der authentiſchen Interpretation ſtaats- und völkerrechtlicher Normen, zunächſt in Anwendung auf die den rheiniſchen Bund betreffenden Staatsacten*, von *E(rnſt) A(uguſt) H(aus)* zu W(ürzburg) (Bd. II No. VIII). Ein ſchätzbarer Beytrag zur Berichtigung dieſer ſchwierigen Lehre. Der Vf. geht von dem in der Natur der Sache liegenden, allgemeinen Grundſatze aus: „Diejenige Staatsrechtsnorm, welche auf einen Vertrag ſich gründet, kann nur von den Vertragsſtiftern, diejenige hingegen, welche auf einem Geſetze oder einer Declaration deſſen, der die höchſte Gewalt hat, beruht, kann nur von ihrem Urheber, dem Geſetzgeber, authentiſch interpretirt werden;“ woraus denn die Folgeſätze gezogen werden: „Die Acte des rheiniſchen Bundes kann nur von den contrahirenden Theilen, dem Kaiſer von Frankreich, und den deutſchen Souverainen, die Declarationen der Souveraine aber können nur von dieſen allein ihre authentiſche Interpretation erhalten.“ Doch kann, nach der Theorie, die Concurrenz des Bundes zur Deutung der Bundesacte im Verhältniſſe gegen Frankreich nicht weiter ausdehnt

Digitized by Google

werden, als auf ſolche Dispoſitionen der Acte, welche die Allianz der Conföderation mit der Krone Frankreich betreffen; die Deutung derjenigen Stellen der Acte hingegen, welche das Innere des Bundes und die Verhältniſſe der Bundesglieder unter ſich betreffen, kann, *wenn die Bundesglieder deſsfalls nicht unter ſich einig zu werden vermögen*, nach dem Weſen des Protectorats und dem Zwecke des Bundes, von Niemand anderem gegeben und eingeholt werden, als von dem Protector, der hier gleichſam als ſupplirender Geſetzgeber erſcheint. Befaſſen ſich die Bundesglieder ſelbſt mit der Interpretation: ſo iſt jedoch nicht Übereinſtimmung *aller* einzelnen Bundesglieder zur Gültigkeit und Verbindlichkeit der gegebenen Deutung nöthig, ſondern es entſcheidet ſchon die Majorität. Entſtehen übrigens Streitigkeiten über den Sinn der Conföderationsacte zwiſchen den dadurch ſouverain gewordenen Bundesgliedern und den ihnen unterworfenen *ehemaligen Reichsſtänden*: ſo können zwar dieſe letzteren, ungeachtet ſie *vor der Errichtung des Bundes* für ſouveraine Fürſten, im Verhältniſſe gegen die jetzigen Souveraine zu achten waren, und ungeachtet bey Völkerverträgen, worin Stipulationen für dritte Souveraine vorkommen, dieſen Dritten allerdings ein Recht zur Theilnahme an der authentiſchen Interpretation jener Verträge zugeſtanden werden muſs, dennoch um deſswillen an der Interpretation der Bundesacte keinen Theil nehmen, weil ſie *ſeit der Errichtung der Acte* nicht mehr als Souveraine ſich betrachten laſſen; allein ſie ſind keineswegs verbunden, die Declarationen der Souveraine als die *einzige* und *letzte* Entſcheidungsnorm ihrer auf der Bundesacte beruhenden Rechte anzuerkennen, ſondern, wenn keine entweder in Worten ausgedrückte oder ſtillſchweigende, z. B. aus der Annahme jener Declarationen zu folgende, Vereinigung zwiſchen ihnen und den Souverainen Statt findet: ſo muſs die nöthige Interpretation entweder durch eine einhellige, unter den Auſpicien und der Beywirkung des Protectors, von dem Bundestage zu gebende Entſcheidung ertheilt werden, oder wenn auch auf dieſem Wege keine Entſcheidung erlangt werden könnte, von dem Protector allein. Den der Souverainetät unterworfenen Gliedern der ehemaligen *Reichsritterſchaft* aber gebührt nicht einmal eine ſolche Einwirkung auf die Deutung der Bundesacte, ſondern als Privatperſonen, welche ſchon vermöge des bekannten kaiſerl. franzöſiſchen Tagesbefehls vom 19 Dec. 1805 der Souverainetät unterworfen waren, haben ſie ſich unbedingt in die ihre Rechte beſtimmenden Declarationen ihrer Souveraine und in die von dieſen angegebenen Deutungen jener Declarationen zu fügen; und eben ſo können auch diejenigen Beſtimmungen, durch welche die Souveraine die Verhältniſſe der ehemaligen Reichsſtände beſtimmten (vorausgeſetzt, daſs ſie ausdrücklich oder ſtillſchweigend von den Letzteren anerkannt worden ſind), bedürfenden Falls auch nur von den Souverainen, welche ſie gaben, allein authentiſch interpretirt werden. Was in allen dieſen Fällen von der authentiſchen Interpretation ſelbſt gilt, gilt auch von der Entſcheidung der Frage, ob in einzelnen Fällen eine authentiſche Interpretation dieſer oder jener, hier oder dort enthaltenen Beſtimmung nöthig und zuläſſig ſey. — *Über die Rechtskraft eines in einer Civilſache von einem auswärtigen Gerichte geſprochenen Urtheils, nach den Grundſätzen des Staatsrechts der rheiniſchen Bundesſtaaten*, vom Hofrath *Zachariae* zu Heidelberg (Bd. II No. X). Der Vf. unterſcheidet *öffentliches* und *Privat-Völkerrecht*. Das Letzte ſoll die Rechte der Völker im Stande der Natur, alſo in demjenigen Zuſtande, wo ſie keinen Oberherrn über ſich anerkennen, zu ſeinem Gegenſtande haben; das Erſte aber ſoll die Grundſätze des Staatsrechts auf die Idee eines Völkerſtaats anwenden. Nach Jenem ſoll (S. 237) das von dem Richter des einen Staats gefällte Urtheil in jedem anderen Staate ſo zu betrachten ſeyn, als ob es überall nicht gefällt wäre; alſo von ſeiner Rechtskraft in einem anderen Staate kann hier gar nicht die Rede ſeyn. Nach dieſem, dem öffentlichen Völkerrechte, aber ſoll ein in dem einen Staate geſprochenes Urtheil auch in allen den anderen Staaten, welche zu demſelben Völkerſtaate gehören, ſchlechthin als rechtskräftig zu betrachten ſeyn, weil (S. 242) die Gerichte der einzelnen Staaten hier nur als verſchiedene Behörden eines und deſſelben Staates anzuſehen ſeyn würden. Da nun der rheiniſche Bund beſtimmt zu ſeyn ſcheine, eine der Idee eines Völkerſtaats analoge Verbindung zu begründen: ſo wünſcht und empfiehlt der Vf. in den Staaten des Bundes eine mit den Principien des öffentlichen Völkerrechts übereinſtimmende Geſetzgebung; und in dieſen Wunſch ſtimmen auch wir mit ein, wiewohl nicht aus Überzeugung der Statthaftigkeit der Gründe, durch welche der Vf. ihn zu rechtfertigen ſucht. Denn wir können uns nicht überzeugen, daſs in den Principien des öffentlichen Völkerrechts das enthalten ſey, was der Vf. hier findet; eben ſo wenig als uns die rechtlichen Gründe genügen, durch welche Hr. geh. Legationsrath *v. Kamptz* in ſeiner Abhandlung über dieſe Frage (Bd. III No. X) die *rechtliche* Nothwendigkeit der Rechtskraft eines von auswärtigen Gerichten gefällten Urtheils unbedingt, und auch im privatvölkerrechtlichen Zuſtande, nachzuweiſen geſucht hat. Uns ſcheint die ganze Frage überhaupt nicht dem Rechte anzugehören, ſondern lediglich der Politik, nach welcher jedoch mehr *für* die Rechtskraft ſolcher Erkenntniſſe zu ſagen ſeyn möchte, als *gegen* ſie. Das Iſolirungsſyſtem, zu welchem die verneinende Meinung führt, iſt den Foderungen einer richtigen Politik gewiſs mehr abhold als zulagend. Was das natürliche Band zwiſchen Völkern und Völkern zerreiſst, kann die Politik nie billigen, auſser im Falle des offenbaren Krieges, den man jedoch bey völkerrechtlichen Beſtimmungen nie als Regel, ſondern immer nur als Ausnahme annehmen muſs. — *Über den Maſsſtab zur Vertheilung der Kreisſchulden*, von *Jaup* (Bd. II No. XVI). Der Vf. ſucht zu zeigen, daſs das ehemalige Matricularverhältniſs zur Norm der Kreisſchuldenvertheilung angenommen werden müſſe, keineswegs aber, wie

Digitized by Google

Brauer und *Behr* wollen, das Verhältniss der natürlichen Staatskräfte, und die Gründe, durch welche diese Behauptung gerechtfertiget werden soll, sind allerdings nicht ohne Gewicht. — *Über die Art der Promulgation des Code Napoléon in den Staaten des Rheinbundes* (Bd. II No. XVIII), und *über die Organisation der Gerichtsbehörden bey der Einführung des C. N.* (Bd. II No. XXI u. Bd. III No. I). Zwey lesenswerthe Abhandlungen. Der Vf. der Ersten sucht mit trefflichen Gründen zu zeigen, dass unter den verschiedenen Wegen, den C. N. in Deutschland einzuführen, der bessere wohl der sey, ihn unverändert in seiner Ursprache als Gesetzbuch anzunehmen, und die etwa nöthig scheinenden Abänderungen in der Form organischer Gesetze zugleich mit dem C. N. zu promulgiren. Der Vf. der Zweyten hingegen beschäftiget sich mit der Frage, ob die Einführung des C. N. auch zugleich eine Umwandlung der Administration und der Gerichtsbehörden in unseren deutschen Staaten so unumgänglich nothwendig mache, wie man gewöhnlich glaubt, und ob eine solche Umwandlung räthlich sey. Und seine sehr gut motivirte Meinung geht (S. 36 u. 37 Bd. III) dahin, dass die französische Gerichtsverfassung sich in keiner ihrem Urbilde ähnlichen Gestalt auf deutschen Boden verpflanzen lasse; dass sie vielmehr, für einen grossen Staat berechnet, nur innerhalb der Grenzen eines solchen anwendbar sey, und sich nur da von ihr dasjenige erwarten lasse, was sie zu leisten bestimmt ist; eine Übertragung derselben in verjüngtem Massstabe auf kleinere Staaten sey ein vergebliches Unternehmen; übrigens aber sey diese Übertragung auch keineswegs nothwendig, und durch sie die Einführung des C. N. keineswegs bedingt; statt des Versuches, einzelne Bruchstücke der französischen Gerichtsverfassung in deutschen Staaten einzuführen, sey es besser, eine passende Verbesserung unserer vaterländischen Institute vorzunehmen, wozu beherzenswerthe Winke und Vorschläge gegeben werden. — *Von den Steuerfreyheiten und von der Entschädigungsberechtigung bey Aufhebung derselben* (Bd. III No. II). Mit Recht werden hier die, einzelnen Ständen bisher zugestandenen Steuerbefreyungen als mit den Foderungen des Rechts und der Politik nicht vereinbarlich, und die Einziehung aller solcher Privilegien als schlechthin nothwendig dargestellt. Und zwar soll die Letzere ohne alle Entschädigung geschehen, „indem es sich selbst widersprechend seyn würde, diejenigen, denen man einen, ungerechter Weise, und zum Nachtheil der übrigen Staatsbürger genossenen Vortheil entzieht, für den dadurch erlittenen Verlust zu entschädigen.“ Entschädigung für aufgehobene Steuerbefreyungen mag in der Regel nie gefodert werden, selbst von dem gegenwärtigen Besitzer nicht, der das Gut, dem sie anklebt, um dieser Berechtigung willen höher gekauft hat, als er es ausserdem gekauft haben würde. Denn (S. 71) „von Seiten des Käufers unterstellt die Erwerbung der Steuerfreyheit immer etwas Zweytes; er musste sich den Fall denken, dass der Staat einst jene Privilegien, aus Überzeugung ihrer Ungerechtigkeit, zurücknehmen werde, und auf diesen Fall musste er sich sicher stellen. An ihm war es also, die Fortdauer des auf dem erworbenen Gute haftenden Vorzugs sich garantiren zu lassen; that er diess nicht: so trägt er mit Recht die Folgen seines Mangels an Vorsicht.“ Nur dann kann ausnahmsweise der bisher Befreyete Entschädigung fodern, wenn er seine Befreyung als Lohn ausserordentlicher dem Staate geleisteter Dienste erhielt, oder solche vom Staate erkauft hat; doch erstreckt sich auch hier die Entschädigungspflicht des Staats (S. 82) auf weiter nichts, als auf Herausgabe dessen, was er von dem für die Bewilligung der Steuerfreyheit Gegebenen wirklich noch in seinem Eigenthume besitzt. — *Über das Recht der Souveraine, die Domainen und Güter der Standesherrn zu besteuern, nach der Vorschrift der rheinischen Bundesacte* (Bd. III No. III). Der Vf. zeigt zwar etwas weitläuftig, aber doch nicht ohne Gründlichkeit, dass der Art. 27 d. rh. B. A. die Steuerfreyheit der Besitzungen der mediatisirten Reichsstände nicht unbedingt begründe, sondern nur dann, wenn der Souverain diese die Prinzen seines Hauses, oder irgend eine Classe seiner Unterthanen geniessen lässt; und dass diess der einzige Punct sey, auf den es hier ankömmt, keineswegs aber, wie *Brauer* und *Behr* wollen, der Steuerstand des Prinzen oder Freyguts zur Zeit der Errichtung des rheinischen Bundes. „Sobald (S. 98) der Souverain die diesen früherhin bewilligt gewesenen Steuerprivilegien einzuziehen für gut findet, hört auch der den Standesherrn eingeräumte Vorzug auf, ohne Object zu seyn: denn nur Gleichheit mit jenen Subjecten ist es, worauf die Standesherrn Anspruch zu machen berechtiget sind.“ Etwas hart scheint diese Theorie für die Standesherren zu seyn: allein in den Worten des Art. 27 d. rh. B. A. liegt sie allerdings, wiewohl wir gern zugeben, dass die Absicht der Bundesstifter milder für die Standesherren spreche, als sich die Worte jener Stelle deuten lassen, und dass, diese Absicht ins Auge gefasst, sich die Deutungen von *Brauer* und *Behr* sehr wohl rechtfertigen lassen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

FORTSETZUNGEN.

Berlin, b. Dieterici u. d. Gebr. Gädicke: *Neue berlinische Zeitschrift.* Von einem gesellschaftlichen Vereine. Herausgegeben von *Th. Heinius.* 1812. December. S. 373—408. 4. (S. d. Rec. Ergänzungsbl. 1813. No. 20.)

Berlin, b. Maurer: *Nützliches und unterhaltendes Wochenblatt für den gebildeten Bürger und den denkenden Landmann.* Herausgegeben von *Friedrich Wadzeck.* Fünftes Vierteljahr. 1812. S. 1457 — 1572. 4. (16 gr.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GIESSEN, b. Heyer: *Germanien*, eine Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistik von Deutschland, herausgegeben von Dr. *Aug. Friedr. Wilh. Crome*, und von Dr. *Carl Jaup.* I Bd. 2—3 H. II—IV Bd.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Über die Errichtung eines obersten Landestribunals für die Staaten des rheinischen Bundes, von Hn. *v. Kampz* (Bd. I No. IX) und *Reflexionen* über diesen Gegenstand (Bd. III No. VIII). Zwey wegen des darin behandelten Gegenstandes sehr interessante Abhandlungen. Aus einer leicht verzeihlichen zu starken Anhänglichkeit an die ehemalige deutsche Reichsverfassung und ihre Formen hält Hr. *v. K.* die Errichtung eines Bundestribunals nach dem Vorbilde der ehemaligen Reichsgerichte zur Consistenz des Bundeswesens für wesentlich nothwendig. Dass aber dem nicht so sey, zeigt der Vf. der Reflexionen mit sehr überwiegenden Gründen. Er hält, mit *Behr*, das von Hn. *v. K.* in Vorschlag gebrachte Bundestribunal nicht nur für nicht nothwendig, sondern auch für dem Geiste des Bundes ganz widerstrebend; und sehr richtig ist gewiss die Bemerkung (Bd. III S. 199); „Schwerlich dürfte, wenn mit dem Zusammentreten der conföderirten Staaten sogleich die Errichtung eines Bundesgerichts (nach den Ideen des Hn. *v. K.*) verbunden worden wäre, in irgend einem derselben die Organisation der inneren Landesverhältnisse so weit gediehen seyen, als sie es gegenwärtig wirklich ist; schwerlich dürften die herrlichen, trefflichen organischen Verfügungen, in deren Erlassung unsere Souverains wetteifern, zur Ausführung gekommen seyn. Man braucht diese nur mit einem Blicke anzusehen, um sich zu überzeugen, dass über viele, sehr viele Artikel derselben bey dem Bundestribunal unentschiedene Processe schweben, und dass die höheren Landesstellen die Hände voll zu thun haben würden, um die erlassenen Verfügungen wider die mannichfaltigen dagegen erhobenen Ansprüche im Wege Rechtens zu rechtfertigen." Bey Veränderungen von so durchgreifender Allgemeinheit, wie diejenigen, deren Zeugen wir sind, kann und darf es schlechthin nicht Princip seyn, Einrichtungen um desswillen bestehen zu lassen, weil sie während Jahrhunderten bestanden haben. Höhere Rücksichten des allgemeinen Wohls müssen da entscheidend wirken. Jeder Staat hat dergleichen Epochen gehabt, so weit die Geschichte reicht, und wird sie haben, so lange der Faden derselben fortspinnt. Sollte jener Grundsatz gelten: so würde jedes Fortschreiten mit dem Geiste der Zeit, jede Anwendung besserer und geläuterter Überzeugung, zur Unmöglichkeit werden; wir würden zu einem Stillstande verurtheilt, der weder in der physischen noch in der moralischen Welt vorhanden ist. Die Unterthanen der rheinischen Bundesstaaten werden sich gewiss sehr wohl beruhigen können über das Entbehren eines Gerichtshofes, der nicht zu ihrer Verfassung passt; sie werden nicht nöthig haben, voll trauriger Besorgnisse einer Zukunft entgegen zu blicken, in welcher Gesetzlosigkeit, Willkühr und verkehrte Administrationsmaximen ihren bürgerlichen Rechten den Untergang drohen. Die dermalige neue Ordnung der Dinge kettet das Schicksal der Regierungen bey weitem inniger an das Wohl der Unterthanen, als der Geist der Oppositionen und Zwietracht zwischen Herrn und Land, den die ehemalige Reichsverfassung und die fortwährende eifersüchtige Controlle der Reichsgerichte über die Verwaltung deutscher Länder so sehr nährte, und diese Verkettung, welche die Gouvernements *um ihres eigenen Besten willen* zur Förderung des Wohls der Unterthanen nöthiget, sichert gewiss Jedem eine frohere und heiterere Aussicht in die Zukunft, als ihnen die Gebrechen der ehemaligen Reichsverfassung je gewähren konnte: — Gebrechen, welche dem Despotismus genau genommen nur in der Theorie Grenzen setzten, ohne der Weisheit aufgeklärter Gouvernements, und ihrem Streben nach Verbesserungen, ausreichenden Spielraum zu lassen. — *Über die Anwendung des Code Napoléon auf früher begründete Rechtsverhältnisse*, auf Veranlassung des grossherzoglich badenschen Publications-Edicts vom 3 Febr. 1809, v. Dr. *Pfeiffer* zu Cassel (Bd. III No. XVI). Eine auf richtigen Principien beruhende, ziemlich genaue Aufzählung der Fälle und einzelnen Verordnungen des C. N., wo die hier behandelte Frage zur Sprache kommen kann, mit prüfender Rücksicht auf das angeführte badensche Edict, und auf die neuere Praxis der französischen Gerichtshöfe. — *Über die Souverainetät der rheinischen Bundesfürsten in Beziehung auf ihre alten und die ihnen durch die Bundesacte unterworfenen Länder* (Bd. IV No. I). Eine der Hauptfragen, mit deren Erörterung sich der Vf. beschäftiget, ist die: *Sind die neuen Souverains zur Achtung und Aufrechthaltung der ehemaligen Verfassung ihrer Länder, und insbesondere zur Erhaltung der Landstände verbunden?* Dabey hat er es vorzüglich mit Hn.

Digitized by Google

v. Berg (Abhandl. z. Erläut. d. rh. B. A. S. 210 ff.) zu thun, und ſpricht die Souverains von der angeführten Verbindlichkeit frey. Seiner Meinung nach (S. 12) läſst ſich die Frage: *welche Rechte und Befugniſſe gewährt die Souverainetät den rheiniſchen Bundesfürſten?* in Hinſicht auf ihre ehemaligen Reichslande nur nach den Grundſätzen des allgemeinen Staatsrechts, in Beziehung auf die Standesherren und deren Beſitzungen aber nur nach den Vorſchriften der Bundesacte beantworten. Der vormals durch Reichsverfaſſung und Reichsgeſetze, durch Landesverträge und Herkommen beſchränkte Reichsfürſt iſt — nach ihm (S. 26) — *für ſeine Unterthanen* (die alten ſowohl als die neuen, welche ihm durch die Errichtung des Bundes zugefallen ſind) *ein neuer Landesfürſt*, und zwar eben dadurch geworden, daſs der Grund und die Grenzen ſeiner Gewalt ganz verändert, oder mit anderen Worten, daſs die höchſte Staatsgewalt auf eine ganz andere Weiſe, wie vorhin, organiſirt worden iſt. Wenn er daher zuvor in der Eigenſchaft, als Reichsfürſt, ſeinen und des Reichs Unterthanen die Landesverfaſſung beyzubehalten, und *verfaſſungsmäſsig* zu regieren, zugeſagt hat: ſo kann doch dieſe Zuſage nicht länger gelten, als das Verhältniſs beſtand, für welches ſie gegeben und berechnet war, und auf das ſie allein paſste. Mit der Aufhebung dieſes Verhältniſſes kann darauf um ſo weniger auch nur die entfernteſte Rückſicht genommen werden, und es müſſen die dem jetzigen Verhältniſſe angemeſſenen Grundſätze um ſo mehr eintreten, als gegenfalls ein unauflöslicher Widerſpruch entſtehen, und der Souverain, welcher im Sinne der vorigen Verfaſſung verfaſſungsmäſsig zu regieren genöthigt werden ſollte, eben dadurch im Sinne der jetzigen, verfaſſungsmäſsig zu regieren gehindert ſeyn würde. — Ob dieſe Argumentation Wahrheit enthalte, wollen wir hier nicht unterſuchen. Daſs die meiſten Gouvernements ſich zu den Anſichten des Vfs. bekennen, und daſs man von Seiten der Unterthanen dieſs ruhig geſchehen läſst, beides iſt eine bekannte Sache. Nur das Einzige müſſen wir bemerken, daſs die Anſicht des Vfs., wenn man ſie conſequent verfolgt, auf manche Behauptung hinführen möchte, aus der ſich gerade das Entgegengeſetzte von dem folgern lieſse, was er hier zu erweiſen ſucht. Der Rechtfertigungsgrund für die Behauptungen des Vfs. liegt gewiſs weniger in den von ihm aufgeſtellten Gründen, als in der Unzulänglichkeit unſerer ehemaligen Staatsverfaſſungen für die dabey beabſichtigten Zwecke, und in der Unverträglichkeit jener veralteten Formen mit dem Geiſte unſerer Zeit, und unſeren öffentlichen Bedürfniſſen. Sprächen dieſe nicht den Vorſchritten unſerer Gouvernements das Wort, und hätten die letzteren nicht dadurch die Billigung des Volkes erhalten: zuverläſſig dieſs würde feſter an jenen alten Verfaſſungen gehalten haben, als wir es wirklich halten ſehen. Was man in unſeren Staaten Verfaſſung nannte, waren oft und gewöhnlich nichts weiter, als höchſt ſchädliche Auswüchſe des Feudalariſtokratismus und einer heilloſen Anarchie, deren Ende jeder Gutgeſinnte ſchon längſt wünſchte, und da es jetzt einmal erſchienen iſt, mit Vergnügen ſieht. — *Über die Aufhebung der verſchiedenen Arten des Retracts*, vom ehemal. K. G. A. Freyherrn *v. Stein* (Bd IV. No. VI); enthält beherzigenswerthe Bemerkungen über den nachtheiligen Einfluſs dieſer Inſtitution auf den Volkswohlſtand, und über die Nothwendigkeit, ſie aufzuheben. — *Über die neueſten Schickſale des Lehen-Inſtituts* (Bd. IV. No. XIII). Der Vf. ſucht das Leheninſtitut gegen die Vorwürfe zu vertheidigen, die man ihm in unſeren Tagen zu machen pflegt. Er wünſcht es als ein Mittel zur Befeſtigung des Bandes zwiſchen Regenten und Unterthanen beybehalten zu ſehen. Soll es jedoch aufgelöſt werden: ſo glaubt er, nach der Natur der Sache müſſe hier bey *gegebenen* Lehen das Recht zur Conſolidation des oberen und nutzbaren Eigenthums dem *Lehenherrn*, bey *aufgetragenen* Lehen hingegen dem *Lehenmanne* zugeſprochen werden. Ob dieſe Ideen die Kritik aushalten, laſſen wir an ſeinen Ort geſtellt ſeyn; jedoch würden wir mehr für die Negative als für die Affirmative zu ſtimmen geneigt ſeyn. Der Krücke, welche das Leheninſtitut zur Zeit der Geneſis des bürgerlichen Vereines für den Staat war, bedarf er jetzt nicht mehr in der Periode ſeiner völligen Ausbildung. — *Etwas über die Grenzen der geiſtlichen und weltlichen Gewalt überhaupt, ſodann über die Ehegeſetze des Code Napoléon insbeſondere*, vom Geh. Reg. Rath *Schue* zu Gieſsen (Bd. IV. No. XX). Eine gründliche, nur etwas zu breite und weitſchweifige, und ſelbſt hie und da mit Plattheiten angefüllte Darſtellung der Gerechtſamen des Staats im Verhältniſſe gegen die Kirche überhaupt, und die katholiſche insbeſondere. Doch ſcheint der Vf. hie und da zu weit zu gehen, und dem Staate mehr zu vindiciren, als ihm mit Recht zugeſprochen werden kann; z. B. die Berechtigung, der Kirche Alles wieder abzunehmen, was ihr der Staat gegeben hat, Güter und Steuerprivilegien (S. 397), das Recht zu Dismembrationen (S. 402) und zur Nomination der kirchlichen Beamten, beſonders der Biſchöfe (S. 403), ſo wie die Befugniſs, den Reichthum der Geiſtlichkeit, *wenn er ihn dem Staate ſchädlich findet*, an ſich zu ziehen, ohne ſich im Geringſten mit der Geiſtlichkeit in Rechtfertigung einzulaſſen (S. 415). Iſt die Kirche eine vom Staate unabhängige, und nur unter dem Schutze des Staates beſtehende Geſellſchaft, wofür ſie ſelbſt der Vf. darſtellt: ſo möchten dieſe dem Staate gegebenen Berechtigungen wohl ſchwerlich nachzuweiſen ſeyn. Die Kirche, aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, kann auf dieſelben Rechte Anſprüche machen, auf welche jede phyſiſche und moraliſche Perſon im Staate Anſpruch machen kann, auf Schutz ihres Eigenthums und ihrer Perſönlichkeit und der davon abhängenden Rechte; und kann ſie dieſs: ſo laſſen ſich jene dem Staate zugeſprochenen Berechtigungen gewiſs nicht rechtfertigen. Mit der vom Vf. am Schluſſe gegebenen Rechtfertigung der neueſten franzöſiſchen Geſetze mag man zufrieden ſeyn, wiewohl auch die hier erörterte Frage etwas zu einſeitig und

Digitized by Google

hie und da etwas trivial behandelt, und bey weitem nicht ganz erschöpft ist. — *Abhandlung über die drey gewöhnlichen Testamentsformen des Code Napoléon*, vom D. *Seyfried* zu Würzburg (Bd. IV. No. XXII); eine gutgerathene Umarbeitung der Diss. des Vfs.: *de jure testamentorum secundum Codicem Nap.* (Heidelberg 1809. 4).

Diese Zeitschrift haben die Vff., nach einem erweiterten Plane, unter folgendem Titel fortgesetzt.

GIESSEN, b. Müller: *Germanien und Europa* von Dr. *Crome*, grosherz. hessisch. geh. Regierungsrathe u. Prof. d. Staatswissenschaften, u. Dr. *Jaup*, ord. Prof. d. Staatsrechts. Ersten Bandes erstes Heft. 1812. 118 S. 8.

Über die Gründe der Titelveränderung und der Erweiterung des Plans haben sich die Vff. nirgends erklärt; — wahrscheinlich, weil sich die Gründe davon Jedem von selbst aufdringen, der die dermalige Lage unserer europäischen Continentalstaaten, und den universalistischen Zweck aller Bearbeitungen der Staatswissenschaften und ihrer einzelnen Zweige kennt. — Das vor uns liegende Heft enthält Folgendes: I. *Übersicht der europäischen Staaten, in Hinsicht auf ihre physischen Staatskräfte*, von Dr. *Crome*. Die erste Parthie des Gemäldes, das der Vf. nach und nach aufstellen will; blos ein möglichst gedrängt zusammengestelltes statistisches Gemälde von Frankreich und den zu dem französischen Kaiserstaate zunächst gehörigen Haupt- und Neben-Ländern, nach den neuesten Nachrichten. Da die meisten Notizen aus mehreren öffentlichen Blättern bekannt sind: so wird man uns deren Aushebung erlassen. Das Einzige glauben wir bemerken zu müssen, dass die zu dem französischen Kaiserstaate *zunächst* gehörigen Länder (Frankreich an sich, die ionischen Inseln, die illyrischen Provinzen, und die vier kleinen Fürstenthümer Lucca und Piombino, Neufchatel, Benevent, und Ponte-Corvo) zusammen enthalten an 15000 Quadr. Meilen, mit 44,780,000 Einwohnern, 966,000,000 Fr. jährlicher Staatseinkünfte, und 802,600 Mann Linientruppen. Rechnet man hiezu noch das (wenn auch nicht formell, doch materiell) dem französischen Kaiserstaate noch angehörige Königreich Italien: so giebt diess zusammen eine Masse von 16,646 Quadr. Meilen an Land, mit 57,460,000 Einwohnern, 1,071,500,000 Fr. Einkünfte und 874,600 Mann Linientruppen. II. *Die Industrieschulen im Herzogthum Westphalen*, vom Consistorialrath *Sauer* in Arensberg. Eine sehr interessante Darstellung der allmahlichen Ausbildung und des dermaligen Zustandes des Industrieschulenwesens im Herz. Westphalen. Die Grundsätze, welche man hier bey dem Zweige der Volksbildung befolgt, verdienen überall befolgt zu werden. Durch ihre Befolgung wird den Industrieschulen ihr eigenthümlicher Charakter, Volks-Erziehung und Bildung bewahrt, der verloren geht, wenn man solche Institute, wie leider so oft geschieht, als Fabriken behandelt, wo der mercantilische Punct, die Geldrente, die Hauptrolle spielt, ungeachtet sie bey solchen Anstalten nach der Natur der Sache nur ein sehr unbedeutender Nebenpunct seyn kann. Die Bildung zur Industrie, welche die mit den Elementarschulen verbundenen Industrieschulen gewähren sollen, kann nach der sehr richtigen Bemerkung des Vfs. (S. 34) ebenfalls nur elementar seyn. Der Zweck solcher Institute kann nicht etwa mercantilischer Gewinn, durch Beschäftigung ausserdem unbeschäftigt gewesener und gebliebener Hände seyn, sondern blos die frühe Weckung und Leitung des Thätigkeitstriebes, Schärfung des Sinnes für das richtige Verhältniss der Dinge zu einander, für Ebenmass und Schönheit, und Gewöhnung, mit körperlicher Beschäftigung Thätigkeit des Geistes zu verbinden. Die Schulindustrie in den westphälischen Schulen theilt sich in *weibliche Handarbeit*, in *Garten-* und *Local-Industrie*, und den Unterricht giebt entweder der Schullehrer, oder bey weiblichen Arbeiten dessen Frau, selbst, oder man hat dazu eigends bestellte Lehrer. Die Manipulation beym Unterrichte ist nach der Darstellung des Vfs. äusserst leicht. Es ist mehr Benutzung des Nachahmungstriebes, auf den die ganze Unterrichtsmanipulation gebaut ist, als eigentlich förmlich organisirter Unterricht. Entfernung des Zwangs ist leitendes Princip; man sucht ein oder etliche Kinder für einen Unterrichtsgegenstand, mit welchem man die Kinder beschäftigen will, zu gewinnen, und die übrigen folgen dann von selbst nach; und — was den Unterricht so sehr erleichtert — die gröfseren Schüler und Schülerinnen dienen sehr häufig als Aufseher und Lehrer der kleineren. Von 271 Schulen, welche das Herzogthum am Ende des Schuljahres 1810 zählte, hatten 218 solche Industrieschulen, und bey weitem die wenigsten haben eigene Industrieschul-Lehrer oder Lehrerinnen. Nach einer beygelegten Tabelle, welche den progressiven Wachsthum der Schulen vom Jahre 1797 — 1810 zeigt, vermehrten sich die Schulen von Jahr zu Jahre; 1798 waren solcher nicht mehr als *zehen*, und noch 1809 nur 170. Die Zahl der im Jahre 1810 in den damals vorhandenen 218 Industrieschulen unterrichteten und beschäftigten Kinder war 2019 männlichen und 5400 weiblichen Geschlechts; und der Geldbetrag ihrer verschiedenen Arbeitserzeugnisse betrug 17,577 Rthlr. 21 Stüb. III. *Die sämmtlichen Landesbesitzungen des Fürsten von der Leyen, von einem sachkundigen Geschäftsmanne an Ort und Stelle topographisch-statistisch geschildert.* Eine sehr detaillirte, man könnte beynahe sagen, mikrologische Beschreibung der leyenschen souverainen Grafschaft Hohengeroldseck, und der unter nassauischer Hoheit stehenden Herrschaften Ahrenfels und Nievera. Nach den hier enthaltenen Angaben soll der Flächeninhalt der Grafschaft Hohengeroldseck ungefähr sechs Q. Meilen, die Volksmenge aber 4460 Einwohner betragen, vertheilt in 7 Gerichtsstäbe, 5 Pfarreyen und 560 Häuser, mit 3600 Morgen Acker, 700 M. Wiesen und Weide, 120 M. Weinberge, 14000 M. Waldungen, 206 Stück Pferde und 3000 Stück Rindvieh u. s. w. Bisher wurde der Flächengehalt von Hohengeroldseck gewöhnlich nur zu

Digitized by Google

drittehalb Q. Meilen angegeben, m. f. *Steins* Handbuch der Geographie u. f. w. Bd. I. S. 568, und *Pölitz* Handbuch der Gesch. der souverainen Staaten des Rheinbundes Bd. II. S. 501; die Volkszahl giebt der *Almanach impérial* f. d. Jahr 1810 zu 5000 Einwohnern an. IV. *Über die Aufhebung wohlerworbener Rechte*, von D. *Jaup*. Der hier behandelte Gegenstand ist, vorzüglich in unseren Tagen, von hoher Wichtigkeit, und um deswillen verdient diese Abhandlung unsere ausgezeichnete Aufmerksamkeit. Die Grundsätze, zu welchen sich der Vf. bekennt, sind im Ganzen genommen richtig, aber nur nicht umfassend genug entwickelt, und — was die Hauptsache ist — nicht zurückgeführt auf die letzten hier zu berücksichtigenden Momente. Statt alle erworbenen Rechte, von deren Aufhebung die Rede seyn kann, und wirklich in unseren Tagen auch sehr oft die Rede ist, ins Auge zu fassen, beschränkt der Vf. seine Untersuchungen nur auf die Nachweisung der Rechtlichkeit der Aufhebung solcher Rechtsinstitute, welche das Eigenthum beschränken, wie guts- und lehensherrliche und Agnaten-Rechte sind. Die Rechtlichkeit dieser Aufhebung selbst sucht er aus dem Wesen der positiven Gesetzgebung zu erweisen. Er geht nämlich von dem Grundsatze (S. 94) aus: „die Gesetzgebung muss mit der Cultur und der Entwickelung der Nation fortschreiten, muss mit den Foderungen des Zeitgeistes übereinstimmen, und die Unterthanen haben kein Recht auf Fortdauer der Gesetze, diese bleiben vielmehr stets nur Resultate der äusseren Umstände und Verhältnisse, nothwendig veränderlich stets, gleich diesen." Wahr ist dieser Grundsatz allerdings, aber nur zum Theil ist er wahr, nur in gewissen Beziehungen, nicht in allen Verhältnissen, wo die Gesetzgebung sich wirksam äussern, und worüber sie sich verbreiten mag. Es giebt Gesetze für die menschliche Gesetzgebung selbst, und Puncte des bürgerlichen Rechts, welche über diese Gesetzgebung und über die Willkühr des Gesetzgebers erhaben sind. Was die Idee des Rechts, deren Realisirung der bürgerliche Verein gewähren soll, unbedingt und an sich fodert, — diess muss von jeder Gesetzgebung geachtet werden, unbedingt, und unabhängig von Zeit und Ort, und den wechselnden Verhältnissen des menschlichen Lebens. Sanctionen der positiven Gesetzgebung, welche jene Idee dictirt hat, und worin sie sich ganz rein ausspricht, — solche Sanctionen sind unwandelbar, wie jene Idee selbst. In Rücksicht auf solche Sanctionen ist der Grundsatz des Vfs. also offenbar falsch. Nur richtig ist er in Rücksicht auf rein positive Bestimmungen und Aussprüche der Gesetzgebung, auf jene Erfindungen und Aussprüche des menschlichen Verstandes, durch welche er die von der Vernunft gegebenen Gesetze des absoluten Rechts ins wirkliche Leben einzuführen, ihnen praktische Realität zu geben, und die Herrschaft der Idee des Rechts zu befestigen und zu sichern sucht. Die positive Gesetzgebung kann nur ändern und bestimmen, was sie gegeben hat, und als positive Gesetzgebung geben konnte. Aber, was sie geben kann, hängt, in Beziehung auf ihre eben angedeutete eigene Gesetzunterwürfigkeit, ab von der Qualität der Rechte, deren Anerkenntniss und Schutz sie in ihren Sanctionen ausgesprochen hat; — davon, ob ein Recht, von welchem die Frage ist, dem Bürger *als Bürger*, bedingt durch bürgerliche Verhältnisse und bürgerliches Wesen zusteht, oder ob es ihm zusteht als *Menschen*, ohne Rücksicht auf jene Verhältnisse und jenes Wesen. Was der Staat und die bürgerliche Gesetzgebung dem Menschen, der in der bürgerlichen Gesellschaft lebt, nicht gab, kann er ihm auch nicht nehmen. Eigenthumsrechte, welche der Bürger als Mensch erwerben konnte, und welche von ihm als Mensch erworben betrachtet werden müssen, kann keine Gesetzgebung vernichten. Solche Rechte muss sie überall achten, wenn sie im Bürger nicht den Menschen opfern will, und wenn — wider die Natur der Sache — nicht das Menschenthum dem Bürgerthume untergeordnet seyn soll. Es mag freylich seyn, dass das Eigenthum an Besitzungen der eben angegebenen Classe, und alle dahin gehörigen Rechte erst durch den Staat ihr wahres Wesen und praktische Realität erhalten; allein diess thut hiegegen nichts zur Sache. Der Staat giebt diese Rechte nicht, sondern er schützt sie nur; und Geben und Schutz sind nicht identisch. Was der Staat dem Bürger materiell gewährt, gewährt der aussergesellschaftliche Zustand dem Menschen formell; und dass diess formelle Besitzthum auch materiell werden möge, ist ja einer der ersten Zwecke des bürgerlichen Vereins.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *München*, b. Fleischmann: *Das Laster in seinen schrecklichen Folgen; zur väterlichen Warnung für die Jugend.* Mit 9 mettenleiterischen Kupfern. (Ohne Jahrzahl) 264 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr., illum. 1 Rthlr. 8 gr.) Diess Büchelchen kann allerdings dazu dienen, der Jugend das Laster in seinen traurigen Folgen darzustellen, und sie davon abzuhalten. Die Erzählungen und Beschreibungen sind lebhaft und erregen Interesse. Indessen ist nicht zu leugnen, dass die Farben bisweilen zu grell aufgetragen, und die Bilder zu gehäuft sind. Auch ist der Vortrag nicht selten zu gedehnt, und Rec. glaubt, das auf einer Seite eben so eindringend sagen zu können, was der Vf. auf vier Seiten sagt. Für welche Art von Lesern er sein Buch bestimmt hat, sagt er nicht, denn es hat keine Vorrede. Für Kinder passt es nicht, sondern für die erwachsenere Jugend, und ob es gleich Vieles enthält, was von jenen beherzigt werden könnte: so würde Rec. es doch nicht den Kindern in die Hände geben, weil es Erzählungen enthält, die dem Alter der Kinder von acht bis zehn Jahren und darüber anstössig seyn möchten. Erwachsenen aus den gebildeten Ständen genügt es schwerlich; aber es würde eine recht nützliche Lectüre für den gebildeten Landmann und Bürger abgeben, wenn der Vf. nicht oft ins Schwülstige und Dunkle fiele, und wenn er sich solcher Wörter und Redensarten enthielte, die dem gemeinen Manne unverständlich sind. Auch müsste es als Volksbuch wohlfeiler seyn. Die Kupfer sind nicht sonderlich.

7. 4. 5.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GIESSEN, b. Müller: *Germanien und Europa*, von Dr. *Crome* und Dr. *Jaup*. Ersten Bandes erstes Heft u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Was von Eigenthumsrechten der angegebenen Art gilt, gilt jedoch nicht von Rechten, die der Bürger nur als Bürger besitzt. Sein Eigenthum an diesen Rechten hat er sowohl formell als materiell nur vom und durch den Staat, der es ihm gab; und dass diese Gaben der Staat wieder zurücknehmen kann, wenn er ihr Fortbestehen der dermaligen Lage der bürgerlichen Verhältnisse und des öffentlichen Wesens nicht mehr angemessen findet, — wer möchte dies wohl bezweifeln? Alle solche Rechte (wohin insbesondere Privilegien aller Art gehören, so wie alle Gerechtsamen, welche aus, für diesen oder jenen Zweck, errichteten bürgerlichen Institutionen entspringen,) kann — wie der Vf. sehr richtig bemerkt (S. 95) — der Staatsbürger nie anders erwerben, als unter der Bedingung, sie nicht länger auszuüben, als bis das sie gestattende Gesetz, den veränderten Verhältnissen des Staats und den Principien des Zeitgeistes nicht mehr entsprechend, von der Staatsgewalt geändert oder aufgehoben wird. Die Befugniss der Unterthanen, nach den bestehenden — *wahrhaft positiven* — Gesetzen Rechte zu erwerben und auszuüben, ist stets durch die Dauer und Sanction der Gesetze, durch ihr Bestehen, bedingt; und werden die Gesetze, welche solchen Rechten ihr Daseyn geben, aufgehoben: so ist es ohne Weiteres um diese geschehen, ohne dass dem Berechtigten die Befugniss zugestanden werden kann, von der Gesetzgebung um seines Vortheils willen, auf den Grund eines vermeintlich unbedingt wohlerworbenen Rechts, deren fernere Aufrechterhaltung zu fodern. Wollte man dem Berechtigten eine solche Befugniss zugestehen: so würde der Staat mit sich selbst in Widerspruch kommen. Nicht der Gesetzgeber wäre *Gesetzgeber*, sondern jener Berechtigte. Der Unterthan würde mehr seyn, als der Staat und die Regierung, und die Regierung würde keinen ihrer Zwecke je verfolgen können: denn wo mag sie wohl je etwas thun, ohne diesen oder jenen in seinem bisherigen Treiben zu beeinträchtigen? Findet ein Gouvernement gewisse bisher bestandene, durch wahrhaft positive Gesetze geschaffene Institutionen, die diesem oder jenem Individuum gewisse Rechte gegeben haben mögen, dem Staatszwecke nicht mehr angemessen: so ist es nicht blos berechtigt, jene Institutionen, ohne Rücksicht auf das Geschrey des berechtigten Individuums, aufzuheben, sondern es ist zu dieser Aufhebung sogar verbunden. Seiner Pflicht widerstrebt es, im Staate etwas zu dulden, was der Realisirung des Staatszwecks hinderlich ist. Das berechtigte Individuum kann auch bey solchen Aufhebungen, rechtlicher Weise, keinen Ersatz fodern, sondern der Schade, den es durch die Aufhebung leiden mag, ist ein Werk des natürlichen Ganges der Dinge, eine Folge der Construction des Gebäudes seiner Rechtsmasse auf den landigen Boden der positiven Gesetzgebung, und der Wandelbarkeit der Basis, worauf es ruhte. — So viel über das allgemeine Princip, von welchem der Vf. bey seinen hier gegebenen Untersuchungen ausgegangen ist. Nimmt man die Bemerkungen, welche wir über die von ihm aufgestellten Grundsätze hier gemacht haben, als richtig an: so müsste sich gegen die von ihm behauptete Rechtlichkeit der Aufhebung derjenigen erworbenen Rechte, von welchen *er* spricht, wohl noch Eins und das Andere erinnern lassen. Die das Eigenthum beschränkenden Rechtsinstitute, welche er als aufhebbar darzustellen sucht, scheinen uns nur zum Theil unter die Kategorie der rein bürgerlichen Berechtigungen zu gehören, welche das Wesen der positiven Gesetzgebung als aufhebbar darstellt. Die gutsherrlichen Rechte scheinen uns keine Schöpfung der positiven bürgerlichen Gesetzgebung zu seyn, sondern mehr eine Schöpfung des dem Bürger als Menschen zukommenden Rechts, über sein Eigenthum zu verfügen; also, was ihr Bestehen an sich betrifft, unabhängig von den Verfügungen der bürgerlichen Gesetzgebung und keineswegs bedingt durch diese. Diese Gesetzgebung kann ihnen zwar den besonderen Schutz, den sie ihnen bisher angedeihen liess, versagen, und Verträge, durch welche solche Rechte constituirt wurden, künftighin für ungültig und unverbindlich erklären, oder, ganz genau genommen, vor solchen Verträgen *warnen*; aber die Rechte, welche der eine oder der andere Theil daraus wirklich erlangt hat, aufzuheben, dies vermag sie keineswegs. Und wenn dies der *Code Napoléon* thut: so rechtfertiget sich dies nur durch die ganz eigenen Verhältnisse des französischen Reichs zu der Zeit, wo dies Gesetzbuch erschien. Die Revolution hatte diese Rechte aufgehoben, und die desfallsigen Sanctionen der neuen Gesetzgebung thaten im Grunde weiter nichts, als dass sie das, was die Revolution vernichtet hatte, und einmal bereits vernichtet war, nicht wieder herstellten. Aber was in Frankreich geschah, und nach der Lage dieses Staates in-

Digitized by Google

der Periode der neuen Gesetzgebung rechtlicher Weise sehr wohl geschehen konnte, sollte dieß auch ohne Weiteres in anderen Staaten geschehen können, welche sich nicht in derselben Lage befinden, in der sich Frankreich befand? Wenn der für *Baden* eingerichtete *Code Napoléon* die jetzt bestehenden Grundgerechtigkeiten aufrecht erhalten wissen will, aber keine neue Einführung derselben duldet: so ist dieß wohl ganz in der Ordnung, wiewohl wir darüber mit dem Vf. (S. 101) einverstanden sind, dass es nicht völlig consequent sey, wenn solche Gerechtigkeiten für ablösbar erklärt werden, da sie nach der bisherigen Lage der Dinge unablösbar waren. Auch glauben wir nicht, dass die *eventuellen Erbrechte der Agnaten, Mitbelehnten* u. s. w. so *geradezu* und *ohne Ersatz* aufgehoben werden können, wie der Vf. (S. 100) will. Die Rechte der Erbfolge sind zwar allerdings Berechtigungen, welche einer rein positiven bürgerlichen Institution ihr Daseyn verdanken. Allein in den meisten Fällen stützen sie sich nächstdem noch auf Verträge unter den Gliedern der Familie, und in sofern sie sich auf solche Verträge stützen, liegen sie offenbar ausser dem Kreise der bloss bürgerlichen Berechtigungen. Es sind Rechte, die dem Bürger als Menschen zustehen, deren Schutz er also mit Grund von der Gesetzgebung fodern kann. Und wenn sich auch der *gesetzliche* Notherbe nicht beklagen kann, wenn ihn die Gesetzgebung durch neue Bestimmungen seinen, noch nicht angefallenen, Pflichttheil vermindert: so kann sich doch sehr wohl der Agnat beschweren, dem die Gesetzgebung seine *durch Vertrag erworbene* Hoffnung vernichtet, und auf diese Weise etwas nimmt, was sie ihm nicht gegeben hat, sondern was er sich selbst, unabhängig von ihr, erworben hat, statt dass der Notherbe die Hoffnung, welche *er* hat, nur der Gesetzgebung verdankt. V. *Einige Bemerkungen über das Cameralrechnungswesen in verschiedenen Staaten.* Unbedeutend. Die Ideen des Vfs. sind zwar im Allgemeinen, und in Bezug auf die Verrechnung und den Eingang der öffentlichen Gefälle, nicht ganz unrichtig, aber sie widerstreben den Grundsätzen einer richtigen Finanzverwaltung. Sie hindern die genaue Etatirung der öffentlichen Einnahme und Ausgabe, erschweren die richtige und leichte Übersicht der öffentlichen Wirthschaft, und entfernen die ganze Finanzverwaltung sehr leicht von der hier so nöthigen Regelmäßigkeit und Ordnung. VI. *Miscellen.* Kurze Anzeigen und Kritiken von einigen neuen Schriften, aus dem Gebiete der Staatswissenschaften. VII. *Statistische Übersicht des Königreichs Baiern;* eine Tabelle, von *Höck.* Sie zählt den Flächeninhalt der einzelnen Bestandtheile des Königreichs nach Kreisen und Landgerichten auf, giebt die Städte-, Dörfer-, Häuser- und Einwohner-Zahl und die Producte jedes Landbezirks an, und scheint ziemlich genau zu seyn. Den Flächengehalt des ganzen Königreichs giebt der Vf. zu 1681¼ Q. Meilen an, und die Einwohnerzahl zu 3,164,225 Seelen. Nach *Dayfenbergers* Lexicon beträgt jener 1770 Q. Meilen, diese aber 3,565,000 Seelen. Wer von beiden Recht habe, wollen wir nicht entscheiden; dazu bedarf es Nachzählens und Nachmessens, wozu wir keinen Beruf haben.

Z.

Barby, b. Schilling: *Erzählungen aus der alten und neuen Geschichte der Brüderkirche.* Der Jugend in den Brüdergemeinen gewidmet. Erster Theil. 142 S. Zweyter Theil, erster Abschnitt. 200 S. Zweyter Abschnitt. 214 S. 1805. 8. (18 gr.)

Hr. *Risler* ist der zwar nicht genannte, aber doch bekannte Vf. dieser Erzählungen, die nicht hie und da bloss ausgehoben, sondern in geschichtlicher Ordnung vorgetragen sind. Sie werden nicht allein der Jugend in den Brüdergemeinen, sondern auch anderen Classen von Lesern sehr nützlich seyn. Man wird allenthalben den thätigen und betriebsamen Geist der Brüdermissionare gewahr: Bewunderung erregt ihre ausharrende Geduld. Kaum giebt es in der griechischen und römischen Geschichte solche Beyspiele von Ruhe und Gelassenheit, dabey zugleich wieder von Anstrengung und Kraft. In den grössten Gefahren, und selbst im Angesicht jeder Todesart bemerkt man einen hohen und zufriedenen Muth, wovon ausserhalb der Brüdergemeine die Beyspiele selten seyn werden. Die Geschichte der Missionen in den westindischen Inseln und in Grönland haben sehr viel Interesse, und wer auch aus *Oldendorp* und *Kranz* sie studirt hat, wird sie gern hier wieder einmal lesen, wo gerade die vortheilhaftesten Ereignisse zusammengereiht sind. Mitunter stößt man denn auch wohl auf einzelne Bemerkungen, die man sonstwo nützen kann. Ein Frauenzimmer war das vornehmste Werkzeug für die allgemeine Annahme des Christenthums unter den Slaven, Th. I. S. 9, wogegen eine andere Dame contrastirt, durch ihre Verdunkelung von Rom aus, S. 20. Luther selbst bezeugte, dass von der Apostelzeit an keine Gemeine das Christenthum so gemeinschaftlich und lauterlich besessen hätte, wie die Brüder in Böhmen und Mähren, Th. II. S. 10. Seit 1731 werden in Herrenhut die täglichen *Losungen* für das ganze Jahr vorausgedruckt; es sind biblische Sprüche, über welchen jeder in der Stille denken soll. Es kann nicht fehlen, diese Gewohnheit muss eine gewisse Gemeinschaftlichkeit unterhalten, die man an den Brüdern bemerkt. Th. II. Absch. I. S. 70. Merkwürdig ist es, dass die Weissen (Blanken) auf St. Thomas einen besonderen Widerwillen gegen das Missionswerk hatten, und sie glaubten, die Neger wären Geschöpfe des Teufels. Die Brüder behaupteten dagegen, dass Gott die Schwarzen eben sowohl geschaffen und zur Seligkeit bestimmt habe, als die Weissen. S. 80. Man kennt diese entsetzliche Vorurtheil auch aus anderen Schriften an allerley Menschen. Kein Wunder, wenn nunmehr die Neger sich so grausam rächen an den Weissen. Heil den Brüdern, die zeitig genug hie und da zur Zerstörung desselben gewirkt haben! Kaum sollte man es glauben, dass sie so viel Muth und Glück am Ende in Grönland gehabt hätten, aber sie triumphirten über alle Gefahren, nichts schlug sie nieder, auch dann

Digitized by Google

fuhren ſie fort, wenn aller Amtsſegen, obſchon ſauer errungen, doch wieder verloren war. Die Weſtküſte Grönlands hat überall kein Stammholz. Es verdient geleſen zu werden, was S. 99 vom *Treibholz* bemerkt wird; das ſind Stämme von Kiefern, Espen u. dergl., die durch den Strom daſelbſt abgeſetzt werden. „Ohne dieſe Vorſorge Gottes, heifst es, hätten die Grönländer kein Holz, ihre Häuſer und Boote zu bauen, ihre Zelte aufzurichten," u. ſ. w. Schon *Kant* hat irgendwo bemerkt, dafs dieſs eine Vorſorge ſey, die über die Natur hinaus gebiete, und durchaus wolle, dafs noch die entfernteſten Eisküſten bewohnt werden ſollen. Übrigens iſt die Sprache, wie man ſie an den Brüdern gewohnt iſt. *Heimberufen* werden, *heimgehen*, für *ſterben*, wird auch Niemand miſsfallen. Mächtig *angefaſst* werden, für *den Eindruck fühlen*. Er unterrichtete ſie *von dem Wege* zur Seligkeit. Scheint es, dafs es mit den Brüdern aus ſeyn ſollte: ſo wird doch für die Übrigen eine Errettung kommen. Gerade der feſte Gebrauch der apoſtoliſchen und prophetiſchen Idiotismen für ihre Angelegenheit macht, dafs der Geiſt allenthalben gleich iſt, und nicht mehr und nicht weniger denkt, als er denken ſoll. Man wird *bewegt* und *angethan*, ſo gerührt und *hingenommen*, dafs es ganz anders im Herzen wird. Die Gemeinde nimmt zu an Anzahl und *Gnade*. Wenn einige Perſonen ein unbeſchreibliches Wohlſeyn empfinden, und andere in der Entfernung ähnliche Empfindungen um dieſelbe Stunde gehabt haben: ſo wird das dem Heilande zugeſchrieben. So was alles mufs man den Brüdern gönnen und laſſen. Rec. freut ſich, dafs das Lob *Zinzendorfs* nicht zur Ungebühr übertrieben worden, und man hoffen kann, dafs der Lehrbegriff der Brüdergemeine nach und nach reiner und mündiger werde.

Tg.

Berlin, b. Dieterici, u. Leipzig, b. Mittler: *In welche Verhältniſſe müſſen die Geiſtlichen bey der neuen Organiſation des preuſſiſchen Staates geſetzt werden?* Ein Aufruf an die edelſten meiner Amtsbrüder, ſich in einigen dringenden Bitten an unſeren gerechten König zu vereinigen, von *L. C. H. Neumann*, Prediger zu Loſſow (bey Frankfurt an der Oder). 1808. 122 S. 8. (9 gr.)

Bey den Veränderungen, welche in unſeren Tagen in manchen Theilen der Staatsverwaltung des preuſſiſchen Staates gemacht worden, bot ſich ſehr natürlich auch die Frage dar, ob nicht auch Manches in den bisherigen Verhältniſſen der Religionslehrer werde und müſſe geändert werden. Einen ſolchen Zweck hat vorliegende Schrift. Dem Vf. derſelben iſt es jedoch blofs um die Beförderung der gröfseren Nützlichkeit des Predigerſtandes zu thun, und es ſind nur wenige, und ziemlich leicht ausführbare, dabey aber allerdings ſehr weit eingreifende Vorſchläge, die er thut, und die mehrentheils dahin abzwecken, die Denkungsart und Geſchicklichkeit der Geiſtlichen im Lande ſelbſt zu verbeſſern, und eben dadurch auch ihren Einfluſs auf Beförderung wahrer Religioſität zu erweitern. So will er, nachdem er nach einer etwas zu weitläuftigen Einleitung zur Sache kömmt, die Prediger ſollen bey ihrer Anſtellung ſtrenger geprüft werden, und wie viel wäre ſchon dadurch gewonnen! Er will ſie unter eine genauere Aufſicht geſetzt wiſſen, und beſtimmt die Grenzen derſelben ziemlich gut. Er wünſcht, dafs Synoden zu reingeiſtlichen Zwecken unter den Predigern einer Superintendentur, Verſammlungen der Superintendenten jeder Provinz unter Vorſitz des Provincialconſiſtoriums und Zuſammenkünfte der Candidaten jeder Inſpection jährlich gehalten werden ſollen, und beſtimmt etwas von dem, was mit grofsem Nutzen bey ſolchen Veranlaſſungen geſchehen könnte. Er ſchlägt vor, dafs das Conſiſtorium eine Liſte aller bey demſelben tentirten Candidaten halten, die älteſten von Zeit zu Zeit zu einem *Examen pro miniſterio* aufrufen, und dann von denen, die bey einer ſolchen Prüfung wohl beſtanden haben, entweder ſelbſt, wo es das Patronatrecht hat, den zu jeder erledigten Stelle ſich am beſten Paſſenden auswählen, oder, wo es nicht Patronus iſt, den Patronen drey vorſchlagen möchte, unter welchen dieſe, wenn ſie wollten, wählen könnten, dafs aber kein Magiſtrat oder Gutsherr einen anderen, der nicht in dieſer Dreyzahl ſey, dem Conſiſtorium präſentiren dürfe. Er räth, dafs den Geiſtlichen die Sorge für die Benutzung der Pfarrländereyen genommen, und ihnen nicht mehr als höchſtens ein Garten und ſechs Morgen Landes zur Bewirthſchaftung gelaſſen, wie endlich, dafs die Accidenzien abgeſchafft, und durch fixirte Äquivalente erſetzt werden möchten. Von dem, was von aufsen her geſchehen ſollte, um den Religionslehrern zur Erreichung ihres heiligen Zweckes zu helfen, führt der Vf. nichts weiter an, als, dafs Verordnungen zu religiöſerer Feyer des Sonntags möchten gegeben werden.

Man wird wenig oder nichts Gegründetes wider die Rathſamkeit und Ausführbarkeit dieſer Vorſchläge einwenden können. Höchſtens möchte man ſagen, dafs der Vf. überhaupt von der Ausführung aller, beſonders aber davon, wenn den Pfarrern die Benutzung der Pfarrländereyen abgenommen würde, zu viel erwarte. Wie dem aber auch ſey: etwas und ſehr viel wird immer durch die Befolgung der Rathſchläge gewonnen werden, und Hr. *N.* verdient Dank, dafs er ſie jetzo ertheilt, und ſeine Amtsbrüder aufgerufen hat, Bitten zu ihrer Ausführung vor den Thron des Königs zu bringen. Beſonders empfiehlt ſich aber der Vf. durch die Wärme, mit der er für die heilige Sache der Religion und ſeines Amts eingenommen iſt, ob ſie ihn gleich in dieſer Schrift zu ſehr zu dem verleitet hat, was man den Predigerton zu nennen pflegt. Sie wird ihm um ſo mehr die Herzen ſeiner Leſer, auch derer vielleicht, welche zur Realiſirung ſeiner Wünſche beytragen können, gewinnen, als er ſelbſt dabey ganz uneigennützig erſcheint, und ſeine Amtsbrüder ermuntert, auch dabey nicht das Ihre, ſondern den Zweck ihres Amts zu ſuchen. Auch wird die Beſcheidenheit, mit der er auftritt, für ihn und ſeine Angelegenheit einnehmen. In derſelben räth er noch,

Digitized by Google

dafs zehn würdigen Predigern des Landes aufgetragen werden möchte, in Verbindung mit dem königl. Oberconsistorium diese Vorschläge zu prüfen, die Art der Ausführung auszudenken und zu betreiben, und alles Übrige auszusinnen und anordnen zu helfen, wodurch Erkenntnifs der Wahrheit, Tugend, Religiosität, die der Vf. gern als heilige überirdische, himmlische Gesinnung beschreibt, noch weiter im Lande befördert werden könnte. Wer wird nicht wenigstens wünschen, dafs dazu bald in den preussischen Staaten recht Viel geschehen möge? Wer nicht hoffen, dafs auch der Vf. dazu etwas beygetragen habe? Ganz kann und wird er nicht vergeblich geredet haben.

Dfr.

Münster, b. Waldeck: *Eos*, Zeitschrift für Gebildete. Erster Jahrgang. 1810. Erstes bis sechstes Heft, April — September. 78 St. 312 S. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

Zufolge der Nachschrift in einem Extrablatte wird die Eos, nach dem günstigen Urtheile mehrerer achtungswerther Gelehrten, als ein wirksames Beförderungsmittel des Ideen-Umlaufs, der wissenschaftlichen und artistischen Cultur, und besonders als ein wohlthätiges Vereinigungsband vaterländischer Literatur- und Kunst-Freunde angesehen und geschätzt. Wir erkennen den Eifer und guten Willen der Mitarbeiter gern an, müssen aber gestehen, dafs sich unter ihnen bisher noch zu viele kraftlose Hände befinden. Vorzüglich arm scheint uns besonders der Geist derer zu seyn, die auf Witz Anspruch machen, und durch muntere Einfälle ergötzen wollen, die am Ende auf matte Wortspiele auslaufen. Wir führen nur ein paar Beyspiele aus den *Stecknadeln* an: „Weiber, die viel herumreisen, sind gemeiniglich viel herumgerissen. Sie können das Fahren nicht vertragen, und pflegen sich demnach leicht zu übergeben. Die Wechsel auf baare Sicht machen sich in jetzigen Zeiten unsichtbar. Der Abgerissene an Kleidungsstücken ist es meistentheils auch von der Welt. Verläfst uns diese: so reissen wir ab; sind wir abgerissen: so verläfst sie uns." Und unter den Epigrammen folgendes: *Adelsinn der Frau von X.*

Im Ehstand sich noch treu zu seyn
Bis in den Tod, — mein Lieber, sprich,
Ist das nicht zu gemein
Und bürgerlich?

Wir könnten eine reiche Dornenlese halten, wenn wir alle unbedeutenden, schwachen Aufsätze rügen wollten. Doch wollen wir lieber nach edlen Metallen graben, als uns an den Schlacken beludeln. Viel reines Gold an den Tag zu fördern, dazu machen wir uns nicht anheischig. Am merkwürdigsten sind verschiedene historische, biographische und antiquarische Untersuchungen und Nachrichten aus dem Gebiete des ehemaligen Westphalens, besonders des Münsterlandes. Die wichtigeren Aufsätze dieser Art müssen wir nennen. Es sind: Die noch nicht beendigten Forschungen nach den *Hunenbetten* oder Hünengräbern, die, wie hier behauptet wird, nur in Westphalen und Skandinavien gesehen werden. Uns wundert, dafs man die in Mecklenburg häufig vorkommenden Hünengräber nicht zu kennen scheint. Reise eines Franzosen nach Münster während der Unterhandlungen des westphälischen Friedens, von *Depping*. Es war ein pariser Canonicus als Begleiter der Herzogin von Longueville, Gemahlin des bevollmächtigten franz. Abgeordneten. Die Rheinenge bey Andernach, von *Flensberg*. Nicolaus Kindlinger, eine Schilderung von *Niesert*. Moritz v. Donep. Der wahre Erfinder des Telegraphen soll *Christ. Lud. Hoffmann*, Arzt zu Münster, gewesen seyn. Die Römerschanze bey Vechte, von *Flensberg*. Die Karthause bey Dülmen, von *Niesert*. Der Externstein. Ursprung des Hauses Steinfurt, v. Fr. *v. Raet*. Andreas und Bernhard Romberg, eine biographische Skizze. Lamberti Abendfeyer. Dodo von In- und Knyphausen. *Depping* theilt Allerley mit aus Paris, unter andern Briefe von *Winkelmann*, und seine nicht lobreiche Meinung über die celtische Akademie. *Kutscher* liefert Erzählungen, unter welchen Abu Giafar Almanzor hervorsticht; die Erfindung kam Rec. nicht neu vor. Von *Schlüter* haben wir Proben einer neuen Übersetzung des Terenz in Prosa, aus der Andria und dem Eunuch, angetroffen. *Carl Mählers* und *Moriz Bachmann* machen die besten Verse, nicht so gute *Goldmann*, *Rafsmann* u. A. Die längste Abhandlung bilden *Martyni Laguna's* Züge aus der Lebens- und Regierungs-Geschichte Kaiser *Ferdinands des Zweyten* Gegen ihn erhebt sich ein Hr. *B.* als Katholik, der, mit den Religionsbegriffen des Darstellers nicht zufrieden, seine Glaubwürdigkeit stark anficht. Es würde eine längere Untersuchung erfodern, als Rec. jetzt anzustellen Mufse hat, um genau zu bestimmen, wie viel Unrecht Hr. *M. L.* dem Kaiser gethan haben mag. Wie tief aber derselbe, und wie schülerhaft er unter der Ruthe der Jesuiten gestanden haben mufs, davon überzeugt man sich hinlänglich durch das Billet, das er 5 Wochen vor seinem Tode zu Straubingen an seinen Beichtvater schrieb, da er bey seinen Gebetsübungen einzuschlafen pflegte, und dieses für eine Sünde hielt. Es heifst so: *Reverende in Christo Pater! Hactenus semper in usu habui meas orationes, antequam me induerem, per horam dicere: quod me satis difficile erit in hoc itinere* (von Regensburg nach Wien) *continuare; cum quotidie horâ quartâ surgere debeam; et licet in illa re plane nullum votum habeam: peto tamen a Reverentiâ Vestrâ consilium, an in aliquo dispensari possim. Straubingae, d. 24 Januarii* 1637.

Cht.

Druckfehler: E. B. S. 188. Z. 2. v. u. sind nach fodert, folgende Worte einzuschalten: und auf der anderen zu viel nachsieht. Auch ist ebendas. Z. 11 v. o. statt seinem zu lesen: jenem.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

Französisches Criminal-Recht.

1) Paris, b. Garnery: *Manuel d'instruction criminelle*, contenant le Code d'instruction criminelle, le Code pénal, la loi et le réglement sur l'organisation judiciaire, des notes explicatives puisées dans les principes du Droit et de la Jurisprudence de la Cour de Cassation, les formules des principaux actes de la procédure criminelle, et une table raisonnée des matières. Par M. *Bourguignon*, magistrat du parquet de la haute-cour impériale, juge en la cour de justice criminelle de Paris. 1810. Tom. I. II. XVI u. 876 S. gr. 8.

2) Paris, b. Arthus-Bertrand: *Code criminel avec instructions et formules*, où sont établis les différences et les rapports du Code criminel avec les lois précédentes et anciennes, les rapports des articles du Code entre eux et entre ceux des autres Codes; où sont données des formules tant des procès-verbaux que des autres actes à faire par les juges des Cours impériales, des Cours d'assises et des Cours spéciales, par les Procureurs généraux, les Procureurs impériaux, Juges d'instruction, Chambres du conseil, par les Greffiers, Juges de paix, les Préfets, Sousprefets, Commissaires généraux de police, Officiers de Gendarmerie, Maires, Adjoints, Concierges, Huissiers, Gendarmes, Gardes champêtres et Gardes forestiers; où sont aussi données des définitions des mots textuels, des observations propres à resoudre les difficultés, que l'exécution de tels ou tels articles pourrait faire naître, et des décisions corrélatives des auteurs; terminé par une table alphabétique et analytique formant le dictionnaire criminel; ouvrage utile aux Fonctionnaires cidessus désignés, aux Avocats, Avoués, Gens de loi, à ceux qui se livrent à l'étude des lois, à tous les citoyens qui peuvent être appelés aux fonctions des jurés, et aux militaires qui peuvent être appelés à composer les Cours spéciales. Par *Julien Michel Dufour*, ancien Avocat, Ex-Juge au tribunal du département de la Seine, auteur d'instructions sur les trois Codes précédents, etc. 1809. Tome I. 400 S. Tome II. 466 S. 8.

3) Paris, b. Garnery: *Dictionnaire raisonné des lois pénales de France*, contenant les dispositions des Codes, Lois, ordonnances et réglemens actuellement en vigueur, qui fixent les caractères des crimes et délits communs, des crimes et des délits militaires et maritimes, des délits ruraux et forestiers, des contraventions aux taxes et contributions directes ou indirectes, aux réglemens sur les douanes, sur les droits réunis, aux ordonnances de police et, qui déterminent les peines applicables à chaque fait réputé crime, délit ou contravention; précédé *d'une dissertation sur les règles qui doivent être observées dans l'application des lois pénales*, par M. *Bourguignon*, magistrat, officier du parquet de la haute-cour, conseiller en la cour impériale de Paris. Tome I. A—D. 1811. LVI u. 478 S. Tome II. E—O. 518 S. Tome III. P—V. 539 S. gr. 8.

Das hohe Interesse, welches das neue peinliche Verfahren in Frankreich dem Publicum, da dasselbe zu den öffentlichen Verhandlungen zugelassen wird, so wie jedem gebildeten Manne einflösst, hat bewirkt, dass über den *Code d'instruction criminelle* schon mehrere Handbücher und Commentare erschienen sind, während der *Code pénal* sich auch nicht eines einzigen Erklärers bis jetzt zu erfreuen hat. Unter den Commentatoren des gedachten Code zeichnen sich nun unser Vf.*), *Dufour* (No. 2), und *Carnot* aus, denn *Daubentons* u. A. flüchtig geschriebene Werke halten nicht die Vergleichung mit ihnen aus, und verdienen fast keiner Erwähnung. Unser Vf. nimmt unter jenen den zweyten Rang ein; *Carnots* Werk verdient wegen seiner Gründlichkeit und Vollkommenheit den ersten Platz; *Dufour* steht dagegen dem Vf. in Hinsicht auf praktische Brauchbarkeit und Gründlichkeit weit nach. Auch der erste Band des *Manuel* unseres Vfs. ist bey weitem gründlicher abgefasst, der zweyte dagegen beeilt, und man sieht es ihm deutlich an, dass er schnell im Publicum erscheinen sollte. Über den Plan des Werks sagt der Vf. in der Vorrede S. VII: „*le Manuel — contiendra le Code d'instruction criminelle, le Code pénal, la loi et le réglement sur l'organisation judiciaire, des notes explicatives sur la concordance et*

*) Von demselben Vf. ist noch ein drittes Werk erschienen, dessen Titel wir hier vorläufig nur in der deutschen Übersetzung aufführen:

Cöln, b. Keil: *Commentar über das Criminalgesetzbuch* von *Bourguignon*, Rath Sr. k. k. Majestät bey dem kaiserlichen Justizhofe zu Paris. Aus dem Französischen übersetzt von *Carl Zum Bach*, Richter beym Bezirks-Gerichte zu Cöln. Erster Theil. 1811. X u. 672 S. Zweyter Theil. 622 S. 8. (5 Rthlr.)

Digitized by Google

l'application de ces différentes lois, les formules des principaux actes de la procédure criminelle, etc." Die ausgezeichneten Worte beziehen sich jedoch eigentlich nur auf den *Code d'instruction criminelle*; der *Code pénal* ist dagegen, so wie die Organisationsdecrete fast mit keiner einzigen Erklärung ausgestattet, vielmehr findet man in den sparsamen Anmerkungen nur dürftige Zurückweisungen auf die entsprechenden Artikel des Gesetzes. Auch die Formulare beziehen sich, der Natur der Sache nach, nur auf den ersteren Code.

„*Je sais*, fährt der Vf. fort, *que les notes, les gloses, les commentaires ont bien souvent obscurci le sens, ou dénaturé l'esprit des lois, que l'on cherchait à rendre plus intelligibles, surtout lorsque des légistes sans expérience ont osé donner leurs conjectures et leurs bévues comme des vérités constantes, ou que des juristes, entraînés par un esprit systématique, ont voulu, par de fausses interprétations faire céder le texte à leur propre système. Le nombre de mauvais commentateurs est devenu si considérable que l'on serait tenté de proscrire en masse ce genre d'ouvrages comme inutile et même dangereux, si l'on n'étoit rassuré par les savantes commentaires des Godefroi, des Cujas, des Dumoulin, des Valin et de tant d'autres, qui ont porté la lumière dans les parties les plus abstraites et les plus compliquées de la législation. Encouragé par ces grands modèles, j'ai pensé qu'avec une longue expérience, beaucoup d'étude, les secours de la jurisprudence et des bons auteurs, je pourrais faire sur les nouvelles lois criminelles, si non un commentaire complet, du moins des notes utiles à ceux qui ont besoin de les connaître ou qui sont dans le cas de les appliquer.*" Was nun diese „*notes*" selbst anlangt: so sind die Verdienste des Vfs. gewiss überall anerkannt, und Rec. kann das Werk als sicheren Leitfaden bey Anwendung des Gesetzes einem jeden Rechtsgelehrten empfehlen; nur suche man in demselben keine langen Abhandlungen, keine umfassenden historischen Notizen über die vornapoleonische Legislation, und keine gelehrten Ausführungen. Den Text eines jeden Artikels begleitet vielmehr eine Erläuterung, die die wichtigsten Streitfragen und die Anwendung genau und mit fester Hand bestimmt, und welche sowohl aus Folgerungen, die aus den correspondirenden Artikeln des Gesetzbuches, so wie aus den allgemeinen Grundsätzen der Criminalrechtswissenschaft fliessen, geschöpft ist. Überdiess ist die Praxis des Cassationshofes sorgfältig benutzt, die Erkenntnisse desselben, bey jedem der Artikel, den sie erläutern, wörtlich angeführt, und mit einer kurzen Analyse versehen; endlich sowohl die Discussion (*Motifs, Rapports, Discours des orateurs du Gouvernement*) als auch *Merlins* grosse Werke (*Répertoire universel*, und *Récueil alphabétique des questions de droit*,) genutzt, so dass man allerdings alle mögliche Vollständigkeit in Herbeyschaffung der Hülfsmittel zur Erklärung erwarten darf. Über einzelne Ansichten mag Rec. nicht mit dem Vf. rechten; das Gesetz ist noch zu neu, als dass sich nicht in dieser Hinsicht manche Verschiedenheiten darbieten sollten; aber auch diesen wird durch die rastlos fortschreitende Praxis des Cassationshofs, die sich gerade bey diesem Gesetzbuche am schnellsten und häufigsten bildet, bald abgeholfen werden. Immer wird das Werk eines der brauchbarsten für das Studium dieses Theils der französischen Legislation, selbst nach *Carnots* vortrefflichem Commentare, bleiben, und es wäre zu wünschen, dass wir über die verschiedenen *Codes* des Reichs eine so kurze und doch so gründliche und zweckmässige Erläuterung besässen. Die vorgeschlagenen Formulare sind äusserst zweckmässig entworfen, und frey von den unnützen Weitläuftigkeiten, von denen die in anderen Werken mitgetheilten strotzen. So gram Rec. den Formularen an und für sich ist, und so sehr er glaubt, dass Jeder sich dieselben eben so zweckmässig selbst entwerfen könne: so macht er doch gern bey dem peinlichen Verfahren eine Ausnahme, wo dieselben, wegen der vielen durch das Gesetz angedrohten Nichtigkeiten, die sichere Anwendung des Gesetzes ausnehmend erleichtern, ja sogar dem *angehenden* Beamten nicht allein als nützlich, sondern auch als unentbehrlich erscheinen.

Noch einige Worte über die Form des Buchs. Schon oben ist erwähnt worden, dass der Vf. genau die Artikelfolge des Textes der angezogenen Gesetze befolgt, und sowohl den *Code d'instruction criminelle*, als den *Code pénal*, und die Organisationsgesetze in sein Werk hat eindrucken lassen: ein Verfahren, das, obwohl so häufig von den französischen Schriftstellern gemissbraucht, dennoch hier, wo blosse erklärende Anmerkungen, und kein fortlaufender Commentar gegeben werden sollte, recht an seinem Platze war. So verbreitet sich denn der *Code d'instruction criminelle* von S. 1 bis S. 574; der *Code pénal* von S. 575 bis S. 729, und die Organisationsgesetze von S. 730 — 770; endlich der *Index* von S. 771 — 876. Druck und Papier sind, wie bey den französischen Werken in der Regel, sehr schön. Übrigens ist das Werk auch in Quartformat, und zwar in einem einzigen Bande erschienen.

Mit demselben ist, vermöge seines Inhalts, *Dufours* Werk zu verbinden, dessen weitläuftiger Titel (No. 2) den Inhalt genau angiebt. Es enthält weiter nichts als den *Code d'instruction criminelle*, mit erklärenden hie und da sehr seichten und überflüssigen Anmerkungen, und zahllose Formulare, die jedoch denen, die sich in dem bourguignonschen Handbuche befinden, weit nachstehen. Brauchbar sind dagegen die Notizen über die älteren Criminalgesetze, welche mit dem neuen *Code* in dem vorliegenden Werke verglichen worden sind, obgleich auch diese Vergleichung keineswegs als vollständig betrachtet werden kann; doch verdient das Werk in dieser Hinsicht um so mehr einige Aufmerksamkeit, als *Bourguignon* auf die historische Seite des neuen Criminalverfahrens zu wenig Rücksicht genommen hat. Auf die Jurisprudenz des Cassationshofes verweist der Vf. gar nicht; freylich war auch das ganze Verfahren damals zu neu, als dass

Digitized by Google

ſchon viele Proceſſe, die demſelben gemäſs verhandelt waren, an dieſen Gerichtshof gebracht ſeyn konnten. Die *Motifs*, *Rapports* und *Discours* ſind dagegen excerpirt, und dieſe Excerpte an den gehörigen Orten nachgetragen. Das Werk trägt den Stempel aller Schriften des Vfs., welche ſehr zahlreich, und deſshalb ſehr beeilt ſind.

Dagegen iſt das Werk von *Bourguignon* (No. 3) wieder ſehr vollſtändig und brauchbar. Denn obgleich das neue Strafgeſetzbuch Frankreichs durch die Reichhaltigkeit ſeiner Verfügungen alle bis jetzt bekannten Strafgeſetzbücher übertrifft: ſo konnten in denſelben dennoch nicht diejenigen Strafverfügungen aufgenommen werden, welche der Natur der Sache nach ſich nur auf eine beſtimmte Zeit, oder auf manche durch dieſelbe herbeygeführte, aber veränderliche Umſtände, beſchränken. Das Geſetzbuch verfügte daher eines Theils im Art. 5, dafs ſeine Verfügungen ſich nicht auf Militärverbrechen erſtreckten, und befahl anderen Theils im Art. 484, dafs bey allen Materien, über welche nicht in demſelben verfügt ſey, ſondern die durch beſondere Geſetze und Verordnungen regulirt wären, die Gerichtshöfe und Tribunäle dieſe letzteren zur Anwendung bringen ſollten. Dieſer Geſetze und Verordnungen iſt nun eine groſse Anzahl, wie aus dem von dem Redner des Staatsraths gehaltenen *Exposé des motifs* erhellt, worin ausdrücklich geſagt wird: *Ainsi cette dernière disposition maintient les lois et réglemens actuellement en vigueur, relatifs* 1. *aux dispositions du Code rural, qui ne sont point entrées dans ce Code*; 2. *aux taxes, contributions directes et indirectes, droits réunis, de douanes et d'octrois*; 3. *aux tarifs pour les prix de certaines denrées ou de certains salaires*; 4. *aux calamités publiques, comme épidémies, épizooties, contagions, disettes, inondations*; 5. *aux entreprises de service public, comme coches, messageries, voitures publiques de terre et d'eau, voitures de places, numéros ou indications de noms sur voitures, postes aux lettres et postes aux chevaux*; 6. *à la formation et conservation des rues, chemins, voies publiques, ponts et canaux*; 7. *à la mer, à ses rades, rivages et ports, et aux pêcheries maritimes*; 8. *à la navigation intérieure, à la police des eaux, et aux pêcheries*; 9. *à la chasse, aux bois, aux forêts*; 10. *aux matières générales de commerce, affaires et expéditions maritimes, bourses ou rassemblemens commerciaux; police des foires et marchés*; 11. *aux commerces particuliers d'orfévrerie, bijouterie, joaillerie, de serrurerie et de gens de marteaux, de pharmacie ou apothicairerie, de poudre et salpêtre, des arquebusiers et artificiers, des cafetiers, restaurateurs, marchands et débitans de boissons, cabaretiers et aubergistes*; 14. *à la police des fêtes, cérémonies et spectacles*; 15. *à la construction, entretien, solidité, alignement des édifices, et aux matières de voirie*; 16. *aux lieux d'inhumation et sépulture*; 17. *à l'administration, police, et discipline des hospices, maisons sanitaires et lazareths*; 18. *aux écoles, aux maisons de dépôt, d'arrêt, de justice et de peine, de détention correctionnelle et de police; aux maisons ou lieux de fabriques, manufactures ou ateliers, à l'exploitation des mines et usines*; 19. *au port d'armes*; 20. *au service des gardes nationales*; 21. *à l'état civil etc. etc.* Nur die hauptſächlichſten Verordnungen ſind hier genannt, ihre Zahl lieſse ſich gewifs noch verdreyfachen. Man ſieht alſo, wie äuſserſt ſchwierig es für jeden Beamten iſt, für den vorliegenden Fall das paſſende Strafgeſetz zu finden, und wieviel Zeit die Aufſuchung deſſelben in dem hundertbändigen, und jedes Jahr noch anſchwellenden *Bulletin des lois* koſtet. Noch gröſser erſcheint die Schwierigkeit, wenn man bedenkt, dafs es gerade dieſe Verordnungen ſind, welche ſo oft und faſt bey jeder Regierungsveränderung Frankreichs durch neue zahlloſe andere verdrängt wurden, dafs ſo mancher einzelne Artikel noch gilt, während dafs der Reſt aufgehoben, und durch andere Verfügungen erſetzt iſt, und dafs man oft aus vier und mehreren derſelben das Syſtem zuſammenſuchen mufs, welches die jetzt gültige Strafandrohung enthält. Der Vf. hat daher allen franzöſiſchen Beamten, ſo wie jedem Bearbeiter des franzöſiſchen peinlichen Geſetzbuchs, einen groſsen Dienſt dadurch erwieſen, dafs er die einzelnen noch jetzt Geſetzeskraft habenden Verfügungen aus der ganzen Maſſe der peinlichen Legislation aushob, und in Form eines Wörterbuchs alphabetiſch claſſificirte. Dieſes iſt denn in dem vorliegenden Werke auf das ſorgfältigſte und genaueſte geſchehen; überall iſt der Text wörtlich eingerückt, ohne jedoch ihn mit ausführlichen Anmerkungen zu verſehen, die das vorliegende Werk nur zu ſehr angeſchwellt, und dadurch die Nutzbarkeit deſſelben bedeutend verringert haben würden. Nur wenige erklärende Bemerkungen findet man, welche den Zuſammenhang der alten mit der gültigen Verfügung andeuten; einen Commentar verſpricht der Vf. in ſeinen *Lois criminelles de l'Empire français*, deſſen Herausgabe Rec. mit Verlangen entgegenſieht, zu liefern. Ein Repertorium von der Art des vorliegenden *Dictionnaire* hat auch nicht zu fürchten, durch das allgemeine *officielle* Geſetzrepertorium, womit man ſich gegenwärtig in Paris beſchäftiget, verdrängt oder überflüſſig gemacht zu werden. Denn dieſes officielle Werk, welches inſonderheit auch dem Auslande ſehr willkommen ſeyn, und von Neuem zur ſcheinbaren Rückkehr jener Zeiten beytragen wird, als die *Litera Pariſina*, neben der *Litera Bononienſis*, ein wichtiger Handelsartikel war, kommt in dem Gutachten des Staatsraths vom 7 Januar 1813 nur vor als ein „*Recueil qui, sous le nom d'Extrait ou Abrégé du Bulletin (des lois), ne renfermerait que les dispositions réputées encore en vigueur, et d'une application usuelle, recueil qui se ferait sous l'autorité et surveillance du grand-juge par des magistrats ou jurisconsultes de son choix, par ordre de matières, dans leur correspondance avec les diverses branches de l'administration publique, et en rappelant l'ère vulgaire à coté de l'ère républicaine, pour les lois qui se rapportent à cette dernière époque.*“ Es fehlt aber

Digitized by Google

nicht an einer Menge anderer Dictionnaire und Repertorien, welche durch jene officielle Arbeit, wenn sie zu Stande kommt, fallen werden.

Die dem ersten Theile von Hn. *B's.* Werk vorausgeschickte *Dissertation sur les règles qui doivent être observées dans l'application des lois pénales* enthält treffliche Winke zur richtigen Anwendung der Verfügungen des *Code pénal*, ob sie gleich diese Materie wenigstens für uns, an eine ganz heterogene Criminallegislation gewöhnte Deutschen, keineswegs erschöpft. Nachdem der Vf. sich darüber erklärt hat, dafs es nach dem neuen *Code pénal* nur eine Criminal-*Legislation*, aber keine Criminal-*Jurisprudenz* gebe, geht er zu einer anderen Maxime über, dafs jedes Verbrechen *einen Vorsatz*, dasselbe zu begehen, voraussetze, um rechtlich zu existiren, und beweist, dafs, obgleich dieser Grundsatz im *Code pénal* nicht formell ausgedrückt sey, er doch unumgänglich in dem Begriff *eines Verbrechens* liege, und deshalb nothwendig, als in der Natur der Sache liegend, vorausgesetzt werden müsse: so wie denn auch auf der anderen Seite es der Beurtheilung der Geschwornen überlassen bleiben müsse, ob ein solcher Vorsatz aus den in der Anklagurkunde enthaltenen Umständen zu erschliefsen sey. *La question intentionelle* — sehr verschieden von den gesetzlichen Milderungsgründen, *ne doit plus être, à la vérité, proposée isolément au jury, ou du moins elle ne peut l'être, que dans un très-petit nombre de cas; mais il ne s'ensuit pas que le jury ne doive pas avoir égard à l'intention.* Wohl nicht ganz consequent ist es aber, wenn der Vf. auf der anderen Seite behauptet, dafs der Vorsatz allein berücksichtiget werden müsse, wenn der Erfolg gröfser werde, wie z. B. in den Fällen des *dolus indirectus:* denn der *Code pénal* beurtheilt den *Grad des Vorsatzes* aus dem *Erfolge* des Verbrechens, und nicht den Erfolg nach dem Grade des Vorsatzes. Hat z. B. Jemand einen Menschen vorsätzlich verwunden wollen, ihn aber getödtet: so wird er mit der Strafe des Mords belegt, wie ausdrücklich aus dem *Code pénal* Art. 316. 351 erhellt. — Nur bey Polizeyvergehen wird die Entschuldigung des fehlenden Vorsatzes nicht angenommen, „*en méditant sur les lois de police, forestières et fiscales, on se convaincra facilement qu'elles seraient sans cesse éludées, si les peines légères qu'elles prononcent n'étaient appliquées que lorsque la mauvaise foi des contrevenans aurait été légalement constatée.*" — Von dem Vorsatz sind die *excuses atténuantes* wesentlich unterschieden; sie können, obgleich das Verbrechen rechtlich existirt, mithin ein vorsätzliches Verbrechen vorhanden war, noch vorgeschützt werden, um eine Milderung der Strafe zu erwirken. Zwar verfügt der *Code pénal*, dafs eine Strafe nur in den gesetzlichen Fällen, und unter den von dem Gesetze selbst aufgezählten Entschuldigungsgründen gemildert werden könne: doch bezieht sich dieses im strengen Verstande nur auf die wirklichen Verbrechen, und auch hier hat der Gesetzgeber ein *Maximum* und ein *Minimum* der Strafe gesetzt, welches die Richter nach ihrer Überzeugung auswählen können. Was dagegen die Vergehen (*délits*) anlangt, die nur mit einer correctionellen Ahndung bedroht sind: so giebt die allgemeine Verfügung des Artikels 463 dem Gerichte einen noch bey weitem gröfseren Spielraum, und sie können sich lediglich dem Eindrucke überlassen, welchen die Umstände eines concreten Falls herbeyführen. Dennoch wirft der Vf. eine Frage auf, die Rec. mit voller Überzeugung unterschreibt: *N'est-il pas à craindre, que les motifs d'excuse et d'atténuation qui peuvent autoriser cette réduction (sc. de la peine) et qui étaient abandonnés à la sagacité des juges et des jurés par les Codes de 1791 et de l'an 4, n'aient été beaucoup trop restreints dans ce nouveau Code? . . . . C'est ce que l'expérience apprendra. Il me reste à parler d'une institution à l'aide de laquelle les condamnations erronées peuvent encore être en partie réparées,*" und so geht er zum Begnadigungsrecht, welches durch den Code von 1791 abgeschafft war, nun aber durch die Constitutionen des Reichs dem Kaiser von neuem übertragen ist, über, und beweist dessen Vortrefflichkeit.

Der dritte Band schliefst mit dem Texte des *Code pénal*, dem mittelst einer gespaltenen Columne die correspondirenden Verfügungen des *Code pénal* von 1791, und der übrigen supplementarischen Gesetze zur Seite gesetzt ist, so dafs man mit einem Male das alte und neue französische Criminalrecht übersehen kann. Merkwürdig bleibt es denn doch immer, dafs eine der policirtesten Nationen des Erdballs vor 1791 keinen zusammenhängenden *Code criminel* hatte. Der Nationalversammlung gebührt das grofse Verdienst, einen solchen veranlafst zu haben, so wie denn auch einige Jahre darauf der *Code du 3 Brumaire an IV* den neuen Criminalprocefs schuf, der noch bis jetzt dem *Code d'instruction criminelle* zur Grundlage dient; ja sogar sind viele Verfügungen dieses Code wörtlich in den letzteren übergegangen. M. E.

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Nürnberg*, b. Campe: *Erzählungen für Kinder zur Erweckung eines feineren moralischen Gefühls und zur Bildung milderer Sitten*, von Dr. *Johann Heinrich Meynier*. 1812. VIII u. 232 S. 12. (mit Kupfern 1 Rthlr. 8 gr.) Der Erzählungen sind zwey und vierzig. Rec. findet sie dem Alter der Kinder, für die sie der Vf. zunächst bestimmte, (nämlich für Kinder von 8 bis 10 Jahren) angemessen, und glaubt, dafs sie ihre Absicht nicht verfehlen werden. Die Sprache ist rein und fliefsend, und der Vortrag weder steif, noch kindisch und spielend, die Geschichten selbst weder zu kurz, noch zu ermüdend lang. Was aber Rec. nicht an diesen Erzählungen gefällt, ist die Aufnahme mehrerer Feen- und Zauber-Geschichten, denen er nie hold gewesen ist, weil sie die Köpfe der Jugend mit allerley chimärischen Ideen erfüllen und die Phantasie erhitzen. Zwar ist an den hier aufgenommenen der praktische Zweck deutlich genug ausgedrückt, dennoch aber liefse sich die Hauptsache in einem solideren und einfacheren Gewande vortragen. Die 8 Kupfer sind nicht gerade schlecht, aber auch nicht vorzüglich.

7. 4. 5.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

Französisches Criminal-Recht.
(*Fortsetzung.*)

1) Hamburg, b. Perthes: *Handbuch des französischen Criminal-Processes vor den Assisengerichten mit Formularen auf einen wirklichen Criminalfall angewendet*, verfasst von *G. S. Müller*, kaiserlichem Rathe in dem Gerichtshofe zu Hamburg, vormals in dem Haag (jetzt erstem Generaladvocaten in Hamburg). 1812. XXII, 232 u. LXXVI S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Hamburg, b. Bohn: *Darstellung des öffentlichen Verfahrens vor den Assisen- und Special-Gerichtshöfen*, als ein genauer Leitfaden für Geschäftsmänner von *Johann Wilhelm August Rosenthal*, kaiserlichem (Gerichtshofs-) Rathe zu Hamburg. 1812. 178 S. 8. (1 Rthlr.)

3) Ebendaselbst: *Wesentliche Grundsätze des Strafgesetzbuches Frankreichs, übersichtlich und systematisch dargestellt, und mit einem möglichst vollständigen Sachregister versehen*, nebst einem die besonderen Gesetze und Decrete in alphabetischer Ordnung enthaltenden Anhange, von *Johann Wilhelm August Rosenthal*. 1812. XII u. 318 S. kl. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. von No. 1 hatte die Absicht, „das Auffassen des Geistes der französischen Criminalgesetzgebung zu erleichtern, die Geschwornen über ihre wichtigen Pflichten zu belehren, einige praktische Erfahrungen, wodurch die Gesetze am besten erläutert werden, aus seinen bisherigen Dienstverhältnissen mitzutheilen, und die Aufmerksamkeit auf verschiedene Gegenstände zu richten, ohne welche es keinen hinlänglichen Schutz für die Rechte der Gesellschaft giebt.“ Diese Absicht spricht sich in seinem ganzen Werke aus; aber es enthält auch noch mehr, als es verspricht, einen genauen, mit vieler Gründlichkeit ausgearbeiteten, mit Benutzung alles desjenigen, was berühmte französische Schriftsteller über das Gesetzbuch gesagt haben, trefflich ausgestatteten Commentar über den *Code d'instruction criminelle*. Das Werk beginnt im ersten Abschnitte mit einer Einleitung, und einigen allgemeinen Begriffen von den Assisen und ihrer Zusammensetzung, geht dann in der zweyten Abtheilung auf die Instruction der Untersuchung und die vorbereitenden Handlungen über, welche der Haltung der Assisen vorausgehen (hier von der *Mise en accusation*, und der Competenz, ein Capitel, welches vollständig und musterhaft ausgearbeitet ist), beschäftigt sich dann in der dritten Abtheilung mit dem Gange der Untersuchung, nachdem die Sache an die Assisen verwiesen worden ist (von den zu den Assisen gehörigen Personen, ihren Pflichten und Verrichtungen im Allgemeinen, von dem Präsidenten, Beysitzern, Greffier, dem *Procureur criminel*, Vertheidiger, Zeugen und Geschwornen; von den einzelnen Handlungen, welche bey der Hegung des Gerichts vor der *Cour d'assises* vorkommen, welche in drey Epochen eingetheilt werden, je nachdem sie nicht in der öffentlichen Sitzung, oder in derselben, jedoch vor Abgebung der Erklärung der Geschwornen, oder in derselben nach Abgabe dieser Erklärung vorkommen; von dem Processe wider flüchtige Verbrecher), und schliefst in der vierten Abtheilung mit der Execution der Criminalurtheile, und der Begnadigung. Einen Wunsch kann Rec. nicht unterdrücken, nämlich dafs der Vf. bey Aufzählung der Geschäfte des *Procureur criminel* doch die Wahrheit recht ausgehoben hätte, dafs sich derselbe nie als zu sehr eingenommen gegen den Verbrecher zeigen möge, was seiner Würde, und der guten Meinung so aufserordentlichen Eintrag thut. Wie viele dieser sonst so achtungswerthen Beamten versehen es damit, dafs sie in der öffentlichen Sitzung leidenschaftliche Äufserungen sowohl gegen den Inquisiten, als die Geschwornen ausstofsen, und dafs sie alle mögliche Beredtsamkeit anwenden, um das Verbrechen, dessen der Angeklagte beschuldigt ist, so wie die Schuld desselben selbst, mit den schwärzesten Farben ausmalen, und der Umstände, die für denselben sprechen entweder gar nicht, oder doch mit solchen bitteren Bemerkungen gedenken, dafs sich aus denselben nur eine neue Schuld über den Angeklagten herabzuwälzen scheint. Ein solches Verfahren empört nicht nur das Publicum, welches einen *Enragé* vor sich stehen glaubt; es macht die Geschwornen mifstrauisch gegen die von dem *ministère public* vorgetragenen Thatumstände und Entwickelungen, ja, falls es sogar mit Bitterkeiten gegen die Geschwornen begleitet seyn sollte, letztere auch erbittert und aufgebracht, so dafs die Geschwornen oft nur aus Ärger, und um sich dem öffentlichen Ankläger zu widersetzen, einen Schuldigen frey sprechen, der bey einem gemäfsigten Betragen gewifs der gerechten Ahndung nicht entgangen seyn würde. Möchten diese Beamten doch bedenken, dafs daraus, dafs gegen Jemanden Gründe der Anklage vorhanden sind, noch keinesweges folge, dafs er auch wirklich der Anklage schuldig sey, und dafs sie nur im Namen der

Digitized by Google

beleidigten Gesellschaft gegen ein Mitglied derselben auftreten, der also Erforschung der Wahrheit bey diesem öffentlichen Verfahren der einzige Wunsch und Zweck ist. Wie schön und wahr sagt ein geachteter französischer Beamter über diesen Gegenstand: „Es ist nicht recht, wenn der öffentliche Ankläger, und der Vertheidiger wechselseitig Romane, Voraussetzungen und Darstellungen vortragen, um ihre Erfindungsgabe zu zeigen, und gleichsam einen Wettstreit zu halten, ob man leichter die Rechte der Gesellschaft, oder die des Angeklagten verletzen könne. Der öffentliche Ankläger sowohl, als der Vertheidiger, hören durch ihre Verrichtungen nicht auf, Bürger zu seyn, ihr Interesse soll und darf kein anderes seyn, als die Vollziehung des Gesetzes; nicht Entstellung, sondern vielmehr Entdeckung der Wahrheit ist der Zweck der Anklage, so wie der der Vertheidigung; es ist um keine öffentliche Redeübung zu thun, wo Einer den Anderen zu überschreyen, oder zu überlisten sucht; und ein unrechtlicher Sieg des Einem oder des Anderen kann nur auf Kosten der öffentlichen Sicherheit, der Unschuld, der Würde des Gerichts und des *Gewissens* der Kämpfenden erfochten werden.“ — Sehr glücklich war der Gedanke des Vfs. statt der sonst so unverständlichen Formulare einen wirklichen Criminalfall vorzutragen, der durch die Formulare, wo nun jedes auf seiner gehörigen Stelle steht, vortrefflich erläutert wird. Im Ganzen ist zwar Rec. gegen alle und jede Formulare; indessen waren sie bey einem Verfahren, wo jede Vernachlässigung der Form Nichtigkeiten des Verfahrens nach sich zieht, unumgänglich nöthig, und der Vf. verdient durch die Mittheilung derselben unseren grösten Dank. Eine kleine Übereilung hat jedoch verursacht, dass das mitgetheilte Definitivurtheil *gegen* die Gesetze gesprochen ist, denn es verurtheilt einen Dieb, der einen inneren Einbruch begangen, in Gemäfsheit der Artikel 381 No. 4. 384. 396, zu einer Zuchthausstrafe, da die angezogenen Artikel jedoch die Strafe der temporairen Zwangsarbeiten verfügen. — Als Anhang hat der Vf. noch eine willkommene Zugabe gegeben, nämlich eine Übersetzung des Decrets vom 27 Februar 1811, über den Empfang und das Quartier des Präsidenten des Assisenhofes, und des Reglements vom 18ten Junius 1811, über die Verwaltung der Justiz in Criminal-, Corrections- und Polizey-Sachen, und den Tarif der Kosten; ingleichen zweckmäfsige Erläuterungen desselben durch die älteren Gesetze über diesen Gegenstand, sowie durch die von dem Justizministerium vorgeschriebenen Formulare. Auch in diesen ist ein Übersetzungsfehler zu verbessern. Nach dem Art. 117 und dem Art. 491 des *Code Napoléon* kann das *ministère public* nicht von Amtswegen auf Interdiction einer Person antragen, als in dem Falle der Raserey, mag der Unglückliche Verwandte haben oder nicht; im Falle des Blödsinns jedoch nur dann, wenn er weder einen Ehegatten, noch *bekannte Verwandte* (nicht blofs Ältern, wie *parens* irrig übersetzt ist) hat. — Ein Register, wenigstens eine Nachweisung, wo die einzelnen erklärten Artikel des Gesetzbuchs der Reihefolge nach in dem Werke sich commentirt befinden, vermifst man schmerzlich.

Der Vf. von No. 2 hatte dagegen einen ganz anderen Plan. Er wollte nämlich den Geschäftsmännern nur einen genauen Leitfaden in die Hand geben, welchen sie bey der Haltung eines Assisen- oder Special-Gerichts vor sich haben, um danach die Reihefolge der vorzunehmenden oder leitenden Handlungen kennen zu lernen. Deshalb findet man in dem Werke fast gar keine Erklärungen, noch sonstige Bemerkungen, sondern nur einen Auszug aus den verschiedenen Artikeln des Gesetzes, nach der Reihenfolge der gedachten Handlungen geordnet, und in Rubriken eingetheilt. So mager nun auch das Buch an sich ist: so zweifelt dennoch Rec. keineswegs, dass es nicht, besonders dem Schwachen, von grofsem Nutzen seyn könne, und dass der Vf. in dieser Hinsicht seinen Zweck vollkommen erreicht habe. — Das mitgetheilte Cassationserkenntnifs verfügt, dass in der *öffentlichen* Audienz jeder Zeuge, sey er so jung wie er wolle, bey Strafe der Nichtigkeit zu beeidigen sey.

Überhaupt aber dürfen wir nicht bergen, dass es uns scheint, Hr. *Rosenthal* sey allzu rasch, die neue Gesetzgebung durch schnell auf einander folgende Werke zu erläutern. Binnen einem Jahre sind, aufser den beiden unter No. 2 und 3 oben aufgeführten, noch zwey erschienen, seine Grundlinien des französischen Civilprocesses und seine Darstellung der Gerichtsverfassung. Wenn dieselben auch einen Beweis seines rühmlichen Eifers, die einzelnen Parthieen einer ewig merkwürdigen Gesetzgebung kennen zu lernen, abgeben, und der Vf. deshalb Aufmunterung verdient: so tragen sie denn doch auf der anderen Seite die unverkennbaren Spuren der Eilfertigkeit an ihrer Stirne, die eine so schnelle Bearbeitung, die ohnedies wenig durch die Untersuchungen früherer Vorgänger unterstützt wird, nothwendiger Weise veranlassen mufs. Rec. kann überhaupt die Bemerkung nicht unterdrücken, die sich ihm beym Lesen aller *rosenthalischen* Werke aufgedrungen hat, nämlich, dass dieselben nur das Ansehen von Auszügen aus den Gesetzen, zum Privatgebrauch des Vfs. eingerichtet, haben, um als Instruction oder Directorium bey seinen Dienstgeschäften zu dienen, so oft kömmt in denselben vor, es sey noch dieser und jener Artikel zu bemerken, ohne dass eine Sylbe von dessen Inhalt angegeben ist: man mufs immer das Gesetz selbst vor sich haben, um die einzelnen Bemerkungen zu verstehen; jedes Werk trägt nur das Gepräge einer hin und wieder sehr ungeordneten Materialiensammlung, so dass gerade diese Individualität, welche lediglich dem persönlichen Bedürfnisse des Vfs. angemessen seyn konnte, das Werk für jeden Anderen, der eine von dem Vf. verschiedene Mnemonik sich zu eigen gemacht hat, unbrauchbar macht, und verwirrte Ansichten hervorbringt.

Dasselbe ist auch der Fall bey No. 3. Nicht zu

Digitized by Google

gedenken, dafs der Titel; der eine Entwickelung der wefentlichen Grundfätze des *Code pénal* verfpricht, gar nicht paſst, da in dem allgemeinen Theile, nur auf vier Seiten, einige höchſt dürftige und unvollkommene Sätze über den Begriff der Strafe und des Verbrechens, über den Zweck der erſteren, und über die verſchiedenen Arten beider, angegeben ſind: ſo ſcheint auch die Anordnung des beſonderen Theils nach der Schwere der Strafen Rec. von ſehr wenig praktiſchem Nutzen zu ſeyn. Sollte nämlich das Werk, welches keine Anſprüche auf eine theoretiſche und philoſophiſche Entwickelung des franz. Strafrechts macht, blofs für den praktiſchen Juriſten und den Geſchäftsmann beſtimmt ſeyn, um ihm einen Führer in daſſelbe abzugeben: ſo war es weit natürlicher, die Verſchiedenheit der Verbrechen ſyſtematiſch oder alphabetiſch zum Grunde zu legen, und bey jedem die paſſende Strafe anzugeben, als die Strafen zur Grundlage zu machen, und hienach die Verbrechen zu claſſificiren. Jeder Geſchäftsmann, dem der Inhalt des *Code pénal* noch nicht geläufig iſt, wird gewifs vor allen Dingen zu erforſchen ſuchen, welche Strafe auf das vorliegende Vergehen anzuwenden ſey, und ein Handbuch, welches ihm dieſelbe anzeigt, ohne dafs er das ganze Geſetzbuch deſshalb durchzuleſen genöthiget iſt, wünſchen; ſtatt dafs er ein Werk zur Hand nehmen ſollte, welches die Strafen zu ſeinem Hauptgegenſtande macht, und demnach das Vergehen mit ſeiner paſſenden Strafe weit ſchwerer aufſuchen läſst, als das nach den Vergehen geordnete Geſetzbuch ſelbſt. Der Vf. ſucht S. 23 das von ihm gewählte Syſtem (?!) dadurch zu rechtfertigen, dafs er angiebt, es habe ihm nothwendig geſchienen, dieſe Lehre nach der Schwere der Strafe abzuhandeln, weil das franzöſiſche Recht ausdrücklich verordne, dafs der Richter unter mehreren Statt findenden Strafen nur die ſchwerſte erkennen ſolle, damit man dadurch gleich in den Stand geſetzt werden möchte, in vorkommenden Fällen die eine der anderen vorzuziehen. Wer ſieht nicht die Schwäche dieſes Arguments, da der Grundſatz, ſo wie er hier dargeſtellt iſt, die gröſste Albernheit überall enthalten würde. Das Geſetz ſagt nur: wenn von einem Verbrecher mehrere Verbrechen begangen worden ſind: ſo ſoll er nur mit der Strafe des ſchwerſten Verbrechens belegt werden. Und dieſe Strafe ausfindig zu machen, dazu iſt das Werk eben ſo unbrauchbar, als um die Strafen jedes einzelnen Verbrechens ſchnell und ſicher aufzufinden. Der Vf. ſcheint ſelbſt zu fühlen, wie unzweckmäſsig eine ſolche Claſſification der Verbrechen nach den Strafen ſeyn, und hat deſshalb „ein vollſtändiges Sachregiſter hinzufügen zu müſſen geglaubt,“ wodurch man denn auch allein nur in den Stand geſetzt werden kann, aus dieſem Buche einigen Nutzen zu ziehen, ſo wie dieſs ebenfalls bey einem anderen Werke des Vfs. über die weſtphäliſche Proceſsordnung der Fall iſt, welches ohne Sachregiſter, ungeachtet des vielen darin befindlichen Guten, ein völlig unleſbares und unbrauchbares Buch ſeyn würde.

Soviel von dem Plane! Das Werk ſelbſt zerfällt in einen allgemeinen, und in einen beſonderen Theil. Der allgemeine Theil giebt in 2 Abſchnitten dürftige Notizen von Strafen und Verbrechen überhaupt, der beſondere ebenfalls in 2 Abſchnitten die allgemeinen Grundſätze bey Anwendung der Strafen, und die gedachte Claſſification der Verbrechen nach den Strafen. Beſ. Theil. Abſchn. I. Tit. 1. Von der Competenz, und Anwendung der Strafe. Irrig ſteht unter der erſten Rubrik die Anklagekammer des Gerichtshofes unter den Strafgerichten; ſie gehört eben ſo wenig dahin, als die Berathſchlagungskammer des Tribunals erſter Inſtanz, welche eine ähnliche Function hat, dahin gehören würde. Dagegen iſt aber ein wirkliches Strafgericht ausgelaſſen, nämlich der Specialhof des Seinedepartements, welcher über einige *Crimina excepta*, ſeyen ſie auch im ganzen Reiche begangen, erkennt. S. kaiſ. Decret vom 17 Sept. 1807. Geſetz vom 20 April 1810. Art. 33. — Irrig iſt es, wenn es S. 10 heifst, dafs die im Art. 484 des *Code pénal* bey Kraft erhaltenen beſonderen Geſetze nur allein von den vor dem *Code pénal* in Frankreich exiſtirenden Geſetzen verſtanden werden müſſen, da mehrere Arrêts des Caſſationshofs den Artikel ausdrücklich auf die auch in den vereinigten Provinzen exiſtirenden Localverordnungen, in ſofern ſie durch kein neueres Geſetz erſetzt ſind, beziehen. Irrig iſt wenigſtens S. 12 der Grundſatz ausgedrückt, dafs ohne völlige Freyheit des Geiſtes und des Willens es weder ein Verbrechen, noch eine ſtrafbare Handlung gebe, denn der Grundſatz bezieht ſich blofs auf einen unverſchuldeten Zuſtand des Mangels der Freyheit des Geiſtes; ein Betrunkener würde ihn nie verſchützen können, um Strafloſigkeit zu erwirken. — Von den vielfachen Lücken in dieſem Titel ſchweigt Rec. Man findet durchaus nichts über die Nothwehr (*C. p.* 327), Competenz des Geſetzbuches über Fremde, Competenz des beſonderen Gerichts über ſeiner Macht nicht unterworfene Complizen, *Socius delicti* (*C. p.* 103 — 108. *Code d'instr.* 29. 30. *C. N.* 728), Vorſatz, Nachläſſigkeit (*C. p.* 316. 351), Milderungsgründe, Verzeihung, Rehabilitation u. ſ. w. geſagt. — Kraus und bunt liegen die Dispoſitionen des Geſetzbuches in dem Tit. II über die Grundſätze, die nur gewiſſe Gerichte zu beobachten haben, durch einander; ſie ſind auch nicht einmal namentlich aufgeführt, ſondern man findet nur Verweiſungen auf die Artikel des Geſetzbuchs, gleichſam als habe man ein Brouillon vor ſich, auf welches Jemand die zu einer Materie einſchlagenden Artikel kurz und fragmentariſch aufgezeichnet habe, um als Denkzettel zu einer künftigen Bearbeitung zu dienen. — Abſchnitt II. Von beſonderen Grundſätzen mit Rückſicht auf einzelne Verbrechen, Vergehen und Contraventionen, wie auch deren Strafen. Dieſer Abſchnitt iſt nach der Stufenfolge der Strafen, wie oben bemerkt iſt, geordnet, und zwar ſo, dafs dieſelbe folgendermafsen, und mit Recht beſtimmt iſt: Todes-

Digitized by Google

ſtrafe, lebenslängliche Zwangsarbeiten, Deportation, Zwangsarbeiten auf eine beſtimmte Zeit, Einſperrung in ein Arbeitshaus, Landesverweiſung, Pranger, Verluſt der ſtaatsbürgerlichen Rechte, Suspenſion vom Amte, Gefängnifsſtrafe, Verweiſung unter die Aufſicht der hohen Polizey, Geldſtrafe und Verweis. Der Form nach, zerfällt jede Seite in vier Columnen, von denen die erſte eine kurze Bezeichnung des Verbrechens, die zweyte die näheren Umſtände des Verbrechens, die dritte den Artikel des Strafgeſetzbuchs, welcher die Strafe androht, und die vierte die Competenz des Gerichts enthält. Schon oben iſt bemerkt worden, dafs der Vf. die Competenz des Specialhofes zu Paris über einige *crimina excepta* nicht kennt; defshalb findet ſich denn auch S. 71. 72 der Irrthum, dafs das Verbrechen der Verfälſchung des Nationalſtempels, und der Bankozettel vor den Aſſiſenhof gehöre, da vielmehr der gedachte Specialhof ausdrücklich binnen 5 Jahren, vom 20 April 1810 an gerechnet, hierüber zu erkennen hat. Der Anhang enthält die in den beſonderen Geſetzen und Decreten verordneten, nach Art. 484 des *C. p.* anzuwendenden Strafen in alphabetiſcher Ordnung, und iſt weit zweckmäfsiger abgefafst, als das ganze Werk.

M. E.

Paris, b. Longchamps: *De la juridiction des maires de village; ou traité des contraventions de police, d'après le Code d'instruction criminelle*, avec des formules claires et faciles, basées sur ce Code. Par *Victor J. Loiseau*, Avocat et Maire d'une commune rurale (?). 1812. 280 S. 8.

Auffallend war Rec. gleich der Titel dieſes Werks, welcher einen Advocaten, der zugleich Maire iſt, welches nach dem bekannten kaiſerl. Decrete über die Advocatenordnung durchaus unverträglich iſt, als Verfaſſer nennt. Aufgelöſt iſt demſelben jedoch dieſes Räthſel durch die Nachricht, die er von einem Bekannten des Vfs. erhielt: nämlich, dafs der bekannte Advocat beym Caſſationshofe in Paris, Hr. *Loiseau*, Vf. der *Jurisprudence sur le Code Napoléon*, und anderer juriſtiſcher Werke, wirklich auch dieſes Buch geſchrieben, demſelben aber den Namen ſeines Bruders, der die Verrichtungen eines Maire bekleidet, vorgeſetzt habe, um dem Buche bey den Beamten, für welche es geſchrieben iſt, einen deſto leichteren Eingang zu verſchaffen. Geſchieht dieſes öfter: wie ungewifs und unzuverläſſig wird dereinſt die franzöſiſche Literairgeſchichte werden!

Das Werk ſelbſt iſt äufserſt nützlich, und gewifs um ſo verdienſtlicher, als es den mehrentheils ſo unwiſſenden Maires einen guten und ſicheren Leitfaden darbietet, um ihre Geſchäfte als gerichtliche Polizeybeamten zu verſehen; es wäre ſehr zu wünſchen, dafs es in die deutſche Sprache überſetzt werden möge, um einen gleichen Nutzen bey den Maires in den deutſchen Departements des groſsen Kaiſerthums zu bewirken. Bekannt iſt es, dafs der neue *Code d'instruction criminelle* den Maires eine eigentliche Jurisdiction in Polizeyſachen wieder übertragen hat, die eine Ausnahme von dem Grundſatze der Trennung der Juſtiz von der Adminiſtration begründet. Dieſe Jurisdiction iſt aber ſehr beſchränkt, und zwar theils in Hinſicht auf die Perſon des Maire, indem nur diejenigen Maires als Polizeyrichter handeln können, deren Gemeinde nicht Hauptort eines Cantons iſt, theils in Hinſicht auf das Object, da einige Sachen ausſchliefslich dem Erkenntniſſe des Friedensrichters deſſenungeachtet übertragen ſind. Die Maires der Gemeinden, welche nicht Hauptörter des Cantons ſind, ſagt der Art. 166 des *Code d'instruction criminelle*, erkennen in Concurrenz mit dem Friedensrichter über die in dem Umfange ihrer Gemeinde begangenen Polizeyübertretungen, wenn der Thäter und die Zeugen in der Gemeinde wohnten oder gegenwärtig ſind, und der Beſchädigte eine Schadenserſatzfoderung unter 15 Franken macht. Aufserdem zählt der Art. 139 die beſonderen Fälle auf, wo deſſenungeachtet der Friedensrichter *excluſive* competent iſt. Auf die Inſtruction und Entſcheidung der im Art. 166 gedachten Fälle bezieht ſich das Werk, welches in 16 Capiteln von der Gerechtigkeitspflege überhaupt, der Competonz der Maires, der Citation, den aufzunehmenden Unterſuchungsprotocollen, der Audienz, dem Zeugenverhör, den Debatten, der Intervention, den Anträgen des *miniſtère public*, dem Bekenntniſſe, der Oppoſition, *tierce-opposition*, der Appellation, und der Caſſation, ſo wie von der Vollſtreckung der Erkenntniſſe, und von den alten durch den neuen *Code pénal* nicht abrogirten Geſetzen, in einem ſehr klaren und deutlichen, ja populären Stile handelt, auch mit einer Auswahl ſehr guter Formulare, und endlich mit einem Abdrucke des *Projet de code rural* ſchliefst. Neue Ideen ſind freylich in dem Buche nicht enthalten; aber was der *Code d'instruction criminelle* in Bezug auf die Gerichtsbarkeit der Maires, und auf das Verfahren, welches dieſelben befolgen müſſen, ſo wie, was der *Code pénal* im vierten Buche über die einzelnen Polizeyübertretungen ſagt, iſt deutlich und analytiſch abgehandelt, alle juriſtiſchen Kunſtwörter erklärt, und mit Formularen erläutert, ſo dafs man dem Vf. die etwas ruhmredige Vorrede gern verzeiht.

M. E.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Dunker u. Humblot: *Kleine theoretiſch-praktiſche Deutſche Sprachlehre* für Schulen und Gymnaſien. Von *Theodor Heinſius*. Dritte, genau durchgeſehene und verbeſſerte Ausgabe. 1812. XVI u. 288 S. 8. (12 gr.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Paris, b. Eberhart: ΠΛΟΥΤΑΡΧΟΥ *βίοι παράλληλοι, οἷς προσετέθησαν σημειώσεις, καὶ τῶν αὐτοσχεδίων στοχασμῶν περὶ τῆς Ἑλληνικῆς παιδείας καὶ γλώσσης ἀπολογία. Φιλοτίμῳ δαπάνῃ τῶν ἀδελφῶν* ΖΩΣΙΜΑΔΩΝ, *παιδείας ἕνεκα τῶν τὴν Ἑλλάδα φωνὴν διδασκομένων Ἑλλήνων. Μέρος δεύτερον.* 1810. λά u. 488 S. *Μέρος τρίτον.* 1811. πζ u. 466 S. *Μέρος τέταρτον.* 1812. μς u. 526 S. 8.

Auch unter dem Titel: *Ἑλληνικῆς βιβλιοθήκης τόμος τέταρτος — πέμπτος — ἕκτος.*

In einer ausführlichen Anzeige von den erſten Theilen der griechiſchen Bibliothek (Jen. A. L. Z. 1810. No. 185 f.) haben wir uns bemüht, die Art und den Geiſt kenntlich zu machen, worin dieſe treffliche Handausgabe meiſt recht wichtiger Werke der alten Literatur gearbeitet iſt. Wir haben anerkannt, wie der verdienſtvolle Herausgeber, ausgerüſtet mit lebendiger und umfaſſender Kenntniſs ſeiner eigenen und mancher fremden Sprache, und mit einer Beleſenheit, deren man nicht gewohnt iſt an Neugriechen, ſeinen Zweck ſo unabläſſig verfolgt als glücklich erreicht; wie er, durch eine Menge von einleuchtenden Berichtigungen, von prüfenswerthen Muthmaſsungen, von überraſchenden Zuſammenſtellungen, die Aufmerkſamkeit des Gelehrten feſthält, ohne darum das Maſs zu überſchreiten, das ihm die urſprüngliche und nächſte Beſtimmung, für die Jugend, bey der Auswahl wie bey dem Vortrage ſetzt; wir haben den Eifer und Fleiſs bewundert, wodurch er in ſo kurzer Zeit ſo Vieles und Nützliches leiſtet. Bedauert aber haben wir, daſs die Eile hin und wieder zur Übereilung wird, und vornehmlich, daſs der raſche und ununterbrochene Fortgang des Druckes nicht verſtattet, die anſehnlichen handſchriftlichen Hülfsmittel zu benutzen, die wir auf der pariſer Bibliothek vermutheten.

Unſere Vermuthung war gegründet. Zu den, im gedruckten Kataloge der königl. Bibliothek verzeichneten Handſchriften der Biographieen des Plutarchs ſind noch 6 aus Italien gekommen, alle von ehrwürdigem Alter, und durchgängiger Vergleichung wohl werth. Wir geben eine kurze Notiz von denſelben, aus eigener Anſicht: denn Verzeichniſſe über dergleichen Zuwüchſe der Bibliothek ſind entweder gar nicht oder nur an Ort und Stelle vorhanden. *)

*) So giebt es über alle aus der venediger Bibliothek genommenen Handſchriften kein anderes Verzeichniſs, als die höchſt dürftige und ſummariſche *Liste des Manuscrits que la commission des sciences et arts a choisis dans la bibliothèque de S. Marc de Venise pour faire partie des 500 volumes dès à la République Française* (nämlich 241 Handſchriften, 120 Drucke vom 15 Jahrhundert, 59 Aldinen, 50 Muſikbücher, und ein, für 30 Bände angerechneter, Camee des Zeus Aegiochos). Die vaticaniſchen hat Hr. Dr. *Haſe* verzeichnet, mit einer Genauigkeit und Sachkenntniſs, die nichts zu wünſchen übrig läſst: aber ſeine ſchätzbare, auch durch die Aufnahme vieler *Inedita* intereſſante Arbeit dürfen wir nicht hoffen bald gedruckt zu ſehen.

Die St. Marcusbibliothek hat zwey geſteuert, No. 72 und 386, beide auf Pergament, jene von 294 Blättern in Folio, dieſe von 221 in Quart. Jene enthält den Demetrius und Antonius (bis fol. 39), den Pyrrhus und Marius (bis fol. 68), den Aratus und Artaxerxes (fol. 90), Agis und Kleomenes und die Gracchen (fol. 118), Phokion und Cato (fol. 146), Dion und Brutus (fol. 174), Aemilius und Timoleon (fol. 197), Sertorius und Eumenes (fol. 213), Philopoemen und T. Quinctius (fol. 227), Pelopidas und Marcellus (fol. 250), Alexander und Cäſar (fol. 294). Am Ende finden ſich dieſe Verſe, die wir, nicht eben ihres dichteriſchen Verdienſtes willen, herſetzen:

ὦ Φρὴν μία, πόσων Φρενῶν Φρένας Φέρεις!
χανδὸν πόσων πέπωκας ἐν βραχεῖ λόγῳ!
οὐκ ἔστιν οὐδείς, ὃς πρὸς ἴσην σοι λόγου
ἐλθεῖν δυνηθῇ, κἂν Θρασύνηται λίαν: —

ἡ σὴ βίβλος πάρεστι τοῖς αἴροντι νέοις
λόγους ἀπαντλεῖν καὶ καταρδεύειν Φρένας
βρύουσα πηγῇ ἁψιλέστατον νάμα: —

σειρὴν λόγων σῶν θελκτικωτάτη λίαν
οὐ θῆρας αἴρει καὶ λίθους, νεμὰν Φύσει,
ὡς μῦθος Ἕλλην ἱστορεῖ τὸν Ὀρφέα,
κακῶς διδάσκων, οὐκ ἀλήθειαν λόγων·
ἃ γὰρ στέργονται καὶ νοὸς καὶ τοῦ λέγειν,
ποίαν ἔχουσιν ἡδονὴν ἐν τοῖς λόγοις;
ψυχὴν δὲ μᾶλλον, τὴν γέμουσαν τῶν λόγων,
τέρπουσα θέλγει τῇ μέλει τῶν σῶν λόγων. *)

Sodann das Epigramm des Agathias, womit der Herausgeber das Titelkupfer ſeines erſten Bandes geziert hat; endlich, nach einigen leeren, ein Blatt aus dem erſten Buche des Herodotus, von noch älterer Hand als der übrige Codex.

Cod. 386 enthält den Aemilius und Timoleon (fol. 29), den Sertorius und Eumenes (fol. 49), den Philopoemen und T. Quinctius (fol. 69), den Pelopidas und

*) Ähnlich ein Epigramm in dem ebenfalls veneb. Cod. 250, der, wie auch 249, einen Theil der Moralia enthält:

Πλουτάρχου σοφοῦ μελιηδέα δόρκεο βίβλον,
ἥδεα κοσμοῦσαν, νέον ὀξύνουσαν ἀεργόν.

Digitized by Google

Marcellus (fol. 101), den Demetrius und Antonius (fol. 167), den Pyrrhus und Marius.

Unter den vier vaticaniſchen ſind zwey heidelbergiſche, No. 168 und 169, eigentlich nur Ein Codex in zwey Bänden, von denen der erſte, auf 251 Blättern, enthält den Phokion und Cato, den Dion und Brutus, den Aemilius und Timoleon, den Sertorius und Eumenes; der zweyte, auf 195, den Philopoemen und T. Quinctius, den Pelopidas und Marcellus, den Alexander und Cäſar. Die übrigen ſind No. 138, von 273 Blättern (Theſeus und Romulus, Solon und Publicola, Themiſtokles und Camillus, Ariſtides und Cato, Kimon und Lucullus, Perikles und Fabius, Nikias und Craſſus, Alkibiades und Coriolanus, Demoſthenes und Cicero); und No. 283, von 217 Blättern (Demetrius und Antonius, Pyrrhus und Marius, Aratus und Artaxerxes, Agis und Kleomenes und die Gracchen). Alle in Folio und auf Pergament, auſser daſs in No. 138 die letzten 15 Blätter von Papier und von jüngerer Hand ſind. No. 169 und 283 ſind am Ende defect.

Es leidet keinen Zweifel, daſs der Herausgeber aus einem ſo reichen Vorrathe recht viel Brauchbares und Schönes hätte mittheilen können. Doch wir wenden uns von dem, was er gekonnt hätte, zu dem, was er gethan hat.

Die, wie gewöhnlich, neugriechiſch geſchriebenen *αὐτοσχέδιοι στοχασμοὶ* zum zweyten Bande heben an mit einer Gedächtniſsfeyer des am 1 Juli 1809 in Livorno geſtorbenen Michael Zoſimas, des freygebigen Beförderers der griechiſchen Bibliothek, der ſeinen Eifer für die Verbreitung des Lichts vererbt hat auf ſeine Brüder und auf manche andere Reiche in Griechenland und vornehmlich in Smyrna, der Vaterſtadt des Herausgebers, wo ein neues Gymnaſium geſtiftet worden, ſobald ſich ein tüchtiger Lehrer gefunden. Dieſen geliebten Mitbürgern wird ſodann gerathen, wie ſie, gemeinſchaftlich mit ihren Nachbarn, den Chiern und Kydoniern, das groſse Werk der Wiedergeburt ihrer Nation immer mehr und mehr vorbereiten mögen; ſie werden angewieſen, die wahren und die falſchen Freunde der Aufklärung zu unterſcheiden, und aufmerkſam gemacht einer Seits auf die Heilſamkeit der Philoſophie, die ſogar auf Künſte und Gewerbe wohlthätig einwirkt, dergeſtalt, daſs nirgends beſſeres Brod gebacken wird, als wo die Philoſophie am meiſten vervollkommnet iſt, d. h. im Alterthume zu Athen und in neueren Zeiten zu Paris, allenfalls auch auf Chios; anderer Seits auf die unbedingte Nothwendigkeit einer guten Erziehung, ohne welche die Philoſophie ſo wenig vermögen würde über die dermalige Jugend, als ſie zu des Sokrates Zeiten vermocht hat über den Alkibiades. Als ein Haupthülfsmittel zur Erziehung wird eine Bibliothek empfohlen, die alle bedeutenden Ausgaben der griechiſchen Dichter und Proſaiker, nebſt allen darauf bezüglichen Schriften der Kritiker, enthielte.

Vor dem dritten Bande werden die im erſten angefangenen Beyträge zu einem künftigen Wörterbuche des Neugriechiſchen fortgeſetzt. Die gewöhnlich ſehr ausführlich behandelten, und durch eingeſtreute Erläuterungen oder Berichtigungen zu Claſſikern, durch Zurechtweiſungen des Ducange und anderer Lexikographen, durch Vergleichungen mit anderen Sprachen allgemein intereſſanten Artikel ſind folgende: *Ἄβια*, in der Bedeutung *στεῖρα*. *Ἀγαπῶ* (wobey von den Bedingungen gehandelt wird, unter denen die Liebe zwiſchen jungen Leuten beiderley Geſchlechts ein Segen Gottes werde). *Ἄγγειον*, in der Bedeutung *λάσανον*; dabey ein Ausfall gegen die *κακὰ ἀγγεῖα* (*mauvais sujets*), die ſich unter allen Völkern finden, am meiſten aber unter den ungebildeten, und da wieder *πλειότερα εἰς τοὺς ὀνομαζομένους καὶ νομιζομένους Γραμματισμένους παρὰ εἰς τὰ ὁλότελα Ἀγραμμάτους*. *Ἀγάλια*, für *ἥσυχα*. *Ἀγιόκλημα*, für *κισσόφυλλον*. *Ἀγκάλη*. *Ἀγκωνή*. *Ἀδανά*, für *τώρα*, vielleicht von dem doriſch geſprochenen *ἤδη*. *Ἀλευρικόν*, für *κόσκινον*. *Ἀλήθεια*, mit moraliſcher Nutzanwendung. *Ἀλωπού* oder *ἀλεπού*, für *ἀλώπηξ*; wobey vermuthet wird, daſs Nominativen auf *ου* auch im Altgriechiſchen vorhanden geweſen, da ja der Accuſativus *Ἰοῦν* einen Nominativus auf *ου* vorausſetze. *Ἄμβων*; bey der Gelegenheit über die mögliche Nützlichkeit der Kanzelvorträge. *Ἄμεστος*. *Ἀμετάθετος*. *Ἀνυδρία*. *Ἀποδοσίδιον πρᾶγμα*. *Ἀπολιφάδιον*, vielleicht von *νίπτω*; daher Beyſpiele von der Verwandlung des *ν* in *λ* und des *λ* in *ν*. *Ἀράθυμος*. *Ἀργία*, mit Strafreden gegen die Faulheit und beſonders gegen das Gebet der Faulen. *Ἀσκάθαρος*, für *κάνθαρος*. *Ἀσκαντσόχοιρος*, für *χερσαῖος ἐχῖνος*. *Ἀστραπελέκιον*, für *κεραυνός* (zu vergleichen ſcheint unſer *Donnerkeil*). *Ἀστίδα*, für *ἰκτὶς*. *Αὐτίον*, für *οὖς*; Beſtreitung des Aberglaubens, der das Gellen der Ohren (*ταυτία μου βοΐζουσιν* für das *βομβεῦσιν δ'ἀκουαί μοι* der Sappho) für eine Vorbedeutung nimmt. *Ἀφίνω*, für *ἐῶ*, von *ἀφίημι*, aus deſſen Imperative *ἄφες* die Partikel *ἂς* entſtanden ſeyn ſoll, die im Neugriechiſchen den Imperativen vorangeſetzt zu werden pflegt, wie im Altgriechiſchen *ἄγε*; die Entſtehung wird erläutert durch den deutſchen Gebrauch von *laſſen* zur Bildung mehrerer Perſonen des Imperativus. *Ἄχυρον* und *ὄχερον*. *Βαβίζω*. *Βάτος*. *Βελόνα*. *Βίος*; daſs man *κακόβιος* ſey, ſo lange man *ἀπαίδευτος*; nebenher daſs das deutſche Subſtantivum *die Habe* (nicht, wie Gottſched ſchrieb, *die Haabe*) eine Verderbniſs ſey aus dem Infinitive *das Haben*, gleich wie *τὸ ἔχει*, das die Neugriechen im gleichen Sinne gebrauchen, aus *τὸ ἔχειν*. *Βλάτα* (ſcheint verwandt mit dem Deutſchen *Blatter*). *Βώδιον* oder *Βῶδιν* oder *Βοῦδιν*. *Γ*, das im Neugriechiſchen ein *ν* vertritt (*ἔγνοια*, *τυραγνία* für *ἔννοια*, *τυραννία*), bald ein *υ* (*Ἔγριπος* für *Εὔριπος*), oft auch zu Anfang vorgeſchlagen wird, ſowohl vor Conſonanten (*γλαρός* für *λαρός*) als vor Vocalen (*γυάλιον* für *ὕαλος*, *γεράκι* für *ἱέραξ*). *Γάδαρος*, für *ὄνος*, von *κάνθαρος* in der Bedeutung *κάνθων*. (Die bekannte Stelle im Pindarus, von der Hyperboreer Eſeln, an denen Apollo ſeine Luſt hat, iſt dem Herausgeber eine artige Allegorie, worin der Dichter ſeinen Landsleuten ihre Ungeſchlachtheit vorrücke.)

Digitized by Google

Vor dem vierten Bande endlich erzählt der Herausgeber, der λόγιος Ἑρμῆς des Archimandriten Gazes habe ihn überzeugt, dafs die Griechen, zurückgekommen von dem Bettelftolz (πτωχαλαζονεία) ihrer unmittelbaren Vorfahren, die fich, noch im vorigen Jahrhundert, im Vergleich mit den übrigen Europäern, für das krätzige Kameel hielten, das vieler Efel Laften trägt, anfangen zu fühlen, wie tief fie gefunken find, und nachzudenken, wie fie wieder emporkommen mögen. Das billigt er von Herzen; nur fcheint ihm Vorficht nöthig, zumal in fofern Reinigung der Sprache bezweckt wird. Zu Belegen für feine Warnungen und Rathfchläge wählt er gewöhnlich Stellen aus der bekannten Preisfchrift. *De l'influence des opinions sur le langage et du langage sur les opinions.* Dann fpricht er aufs Neue von der Nothwendigkeit eines Wörterbuchs, von den Eigenfchaften eines guten Lehrers, von dem Einflufs der Humanitätsftudien auf die Sänftigung und Regelung der Sitten. Πόθεν γὰρ ἄλλοθεν, ὅτι καὶ εἰς αὐτὸ τὸ ταλαίπωρον ἡμῶν γένος τώρα μόνον πρὸ μικροῦ ἄρχισαν νὰ φαίνωνται ὀλίγοι τινὲς κόσμιοι; Einer von diefen Wenigen verdankte die Bewahrung feiner Keufchheit, mitten in Paris, allein dem wiederholten Lefen des Euripides. Den Lehrern werden endlich Pfephismen verheifsen, wie das atheniſche zu Ehren des Zenon. Diefs wird *in extenſo* mitgetheilt, begleitet mit dem Bildniſſe des Philofophen. Sonft enthalten diefe drey Bände Bildniſſe des Alkibiades, des Sokrates, des Perfeus von Makedonien, des Marcellus, des Miltiades, des älteren Scipio, des Kleomenes, des letzten Philippus von Makedonien, des Pyrrhus, des Marius, des Sylla, des Sophokles, des Mithridates, des Euripides, des Artabasdes von Armenien, des Juba, des Ptolemäus Soter, des Pompejus, des Alexander und des Cäfar: fämmtlich nach authentifchen Monumenten, und ausgeführt mit einer Sauberkeit und Zierlichkeit, die felten aufgewandt wird für Schulausgaben. Auch der Druck ift im Ganzen fehr correct.

Von der Geftaltung des Textes, fo wie von dem Gehalt und dem Umfang der Anmerkungen haben wir im Allgemeinen fchon geredet. Unfer Urtheil im Einzelnen zu begründen, wollen wir das Leben des Alexander durchgehen, mit Rückficht auf die Lesarten von wenigftens Einem der vorerwähnten Codices.

Cap. I. (B. 4. S. 185) ἐὰν μὴ πάντα, μηδὲ καθ' ἓν ἐξειργασμένως τι τῶν περιβοήτων ἀπαγγέλλωμεν] Für die Lesart der meiften Handfchriften, ἐξειργασμένως, nimmt der Herausgeber ἐπεξειργασμένως auf, weil das Verbum ἐξεργάζομαι mit den zwey Präpofitionen die höchfte Genauigkeit bezeichne, mit der Einen aber nur blofse Genauigkeit (δύναται τὸ διὰ δυοῖν προθέσεων τὸ Ἀκριβέστατα, ὥσπερ τὸ διὰ μιᾶς τὸ Ἀκριβῶς). Wir zweifeln fowohl an der Richtigkeit des Unterfchiedes, als an der Nothwendigkeit des Superlatives für diefe Stelle. — Im Verlauf der Note bemerkt der Herausgeber, dafs ἐξεργάζομαι auch, wie im Neugriechifchen ἐκτελεύω, für φονεύω gebraucht werde, und corrigirt in des Aefchylus Agamemnon V. 1390 (Schütz 1371)

ἑστηκα δ' ἔνθ' ἔπεισ' ἐκ' ἐξειργασμένους:

richtig, aber nicht zuerft. — Οὔτε ταῖς ἐπιφανεστάτως πράξεσι πάντως ἔνεστι δήλωσις ἀρετῆς] Entweder foll μόναις hinzugedacht, oder πάντως für πάντοτε genommen werden. Beides wird unnöthig, fobald wir dem Adverbium feine ganz gemeine Bedeutung laffen, *durchaus, auf jeden Fall.* Ein ähnliches Adverbium giebt ähnlichen Anftofs Cap. XXXIX (S. 228, 1): für ἄλλως εὖ ποίει τοὺς φίλους καὶ ἐνδόξως ἄγε· νῦν δὲ... möchte der Herausgeber lefen ἄλλοτε εὖ ἐποίεις τοὺς φίλους καὶ ἐνδόξως ἦγες. Aber νῦν verträgt fich ganz wohl mit ἄλλως, in dem Sinne, den *Van Heusde* zum Plato S. 7 entwickelt hat. — Ἐκ δὲ τῆς πληγῆς, πολὺ πῦρ ἀναφθὲν, εἶτα ῥηγνύμενον εἰς φλόγας πάντη φερομένας, διαλυθῆναι] Dafs ἐκ zu ἀναφθέν, εἰς zu διαλυθῆναι gehört, wird der Schüler, bey diefer Interpunction, Mühe haben zu entdecken. Überall fetzt der Herausgeber gar zu viele Commata. Es ift ein vergebliches Unternehmen, jedes Innehalten der Stimme durch eine Interpunction fixiren zu wollen; geradezu nachtheilig, wenn dadurch die Überficht der Conftruction geftört wird. — Ὡς ἀκριβεστέρας φυλακῆς δεομένῳ τῷ Φιλίππῳ τῶν περὶ τὸν γάμον] So geſchrieben zu haben für δεομένων bereut der Herausgeber ſelbſt, und mit vollem Rechte. Gleich nachher hat er, nach dem Beyſpiele ſeiner Vorgänger, für das Τελμησεύς der Handſchriften Τελμισσεύς geſetzt. Die Verdoppelung des σ war ſchwerlich nöthig, da ſonſt Κηφισόν (S. 192, 6 von unten), τιθασεῦσαι (S. 195, 2), Κάσανδρος (S. 260, 2 von unten, und überall, wo der Name vorkommt) geſchrieben iſt. Cod. Palat. 169 hat auch σάρισαν, σαρίσι und Μεσήνιος (S. 254, 6 v. u.; 255, 3 v. u.; 260, 11 v. u.). Und wenn uns dergleichen Schreibart befremdet: ſo rührt das wohl groſsentheils von der verkehrten Ausſprache her, die den ſanften Laut des neugriechiſchen ζ an die Stelle des immer ſcharfen σ ſetzt. — Cap. III (S. 187). Das Wort des Hegeſias, über den Tempelbrand zu Epheſus am Geburtstage Alexanders, und des Plutarchus Urtheil über dieſes Wort, wird, wie ſchon von Anderen geſchehen war, gerügt, und hinzugeſetzt: Ἡγησίαν μὲν οὐδὲν θαυμαστὸν ὄντα ψυχρὸν ψυχρῶς γράφειν· Πλούταρχον δὲ, ἥκιστα ψυχρὸν ὄντα, οὐκ ἐχρῆν ψυχρῶς τῆς ἑτέρων ψυχρίας καθάπτεσθαι. Wir vermiſſen alle Strenge und Bündigkeit in der Gedankenfolge, die ſich im Kreiſe dreht, wofern nicht der Herausgeber den Hegeſias aus anderweitigen, ganz beſonderen Quellen kennt. — Zu Ende des Capitels berichtigt der Herausgeber τὸν παῖδα τρισὶ νίκαις συγγεγεννημένον für συγγεγενημένον. — Zu Cap. IV eine ausführliche Note über die ῥαβδομαχία, die wahrſcheinlich ein Fechten mit Rappieren geweſen. Daſſelbe vermuthet ſchon *Schneider.* — Cap. V. Für Βουκέφαλον ſetzt der Herausgeber hier und überall die makedoniſche Form Βουκεφάλαν. — Dafs ὁρισμός eine Wette bedeute,

Digitized by Google

hätten wir belegt gewünſcht. — Αὐτὸς προσδραμὼν τῷ ἵππῳ, für εὐθὺς oder οὗτος προσδραμών, iſt eine Emendation des Herausgebers, die unſer Codex beſtätigt. — ἡσυχῇ ſehen wir hier mit dem untergeſchriebenen Jota, zwey Seiten vorher ohne daſſelbe, wie κομιδῇ immer. Es wäre nicht übel, auch in ſolchen Kleinigkeiten genau zu ſeyn, damit doch endlich nicht mehr die Rede davon ſeyn dürfte. — Zu παρακαλπάσας wird das neugriechiſche Synonymum von καλπάζω, σακτῶ, beygebracht, und darin das bisher unerklärliche σακκάζειν erkannt, womit Heſychius καλπάζειν erklärt. — Der Urſprung des Worts bleibt jedoch unaufgeklärt. — Treffend iſt die nächſte Änderung, ἐφεὶς ἐδίωκε für ἀφεὶς ἐδίωκε. — Cap. VI (S. 191) für Ἀριστοτέλῃ hat der angeführte Cod. beſtändig Ἀριστοτέλην, gleichwie weiter unten beſtändig Καλλισθένην für Καλλισθένη (cf. Philemon bey Boiſſonade zu Philoſtratus Her. S. 475), auſser Cap. VIII. Denn anſtatt Ἀριστοτέλῃ δὲ θαυμάζων ἐν ἀρχῇ .... ὕστερον ὑποπτότερον ἔσχε hat er da Ἀριστοτέλει, im Dativus, conſtruirt zu dem Verbum finitum. — Ἤδη γὰρ εἰς Ἀσίαν διαβεβηκώς. Cod. μεταβεβηκώς. — Ἀπολογεῖται περὶ τῶν λόγων ἐκείνων, ὡς ἐκδεδομένων καὶ μὴ ἐκδεδομένων. Cod. ὡς καὶ ἐκδεδομένων καὶ μὴ ἐκδεδομένων, was wir ohne Bedenken aufnehmen würden, um den Gegenſatz hervorzuheben. Auch ſchon Cap. II (Ἀρίστανδρος κύειν ἔφη τὴν γυναῖκα ... καὶ κύειν παῖδα θυμοειδῆ) möchten wir κύειν τε ἔφη. — Cap. VIII. ἦν δὲ καὶ φύσει φιλολόγος καὶ φιλομαθὴς καὶ φιλαναγνώστης. In unſerem Palatinus fehlt καὶ φιλομαθής, und allerdings kann es überflüſſig ſcheinen, als enthalten in den umgebenden Wörtern. — Cap. IX. Die Vermuthung Μαίδων für Μεδάρων wird beſtätigt durch die Lesart des Cod. Μέδων. — Τοὺς μὲν βαρβάρους ἐξαπήλασε] Die meiſten Codd., und ſo auch der unſerige, geben ἐξήλασε, was der Herausgeber für beſſer erkennt, ohne jedoch darum ἐξαπήλασε verwerfen zu wollen. Denn ἐξαπελαύνειν, das auch *Schneider* als zweifelhaft aufführt, ſey nicht unrichtiger zuſammengeſetzt als ἐξαπολλύναι. Gegen dieſe Vergleichung läſst ſich einwenden, daſs ἀπολλύναι im proſaiſchen Gebrauche ſo ziemlich daſſelbe iſt mit ὀλλύναι, wie ungefähr ἀποθνήσκειν mit θνήσκειν und ἀποκτείνειν mit κτείνειν; ἀπελαύνειν aber nicht leicht zuſammenfällt mit ἐλαύνειν. — Λέγεται πρῶτος ἐνσεῖσαι τῷ ἱερῷ λόγῳ τῶν Θηβαίων] Verſtehe hinzu ἑαυτόν, ermahnt der Herausg. Wir fürchten, das Pronomen paſst nicht beſſer zu ἐνσεῖσαι als zu dem deutſchen *einbrechen*. Auch darein können wir nicht einſtimmen, was zu Cap. XXXVIII (S. 226, 11) — εἰς μέθην τινὰ καὶ παιδιὰν τοῖς ἑταίροις ἑαυτὸν δεδωκώς — erinnert wird, dieſes εἰς μέθην ἑαυτὸν δεδωκώς ſey der vollſtändige Ausdruck für den elliptiſchen des Euripides ὁ δ' ἡδονῇ δούς (Phoeniſſ. 21). Daſs eben daſelbſt vorgeſchlagen wird, σὺν τοῖς ἑταίροις, und behauptet, die Phraſe bedeute doch eins und daſſelbe mit oder ohne Präpoſition, das kann dem Anfänger wohl nur verwirren. — Δρῦς, πρὸς ἣν τότε κατεσκήνωσε. Cod. πρὸς ἥν, wie derſelbe Cap. XVI (S. 200, 8 v. u.) für συστάντες πρός τινι λόφῳ hat συστάντες πρός τινα λόγον. Und ſo leſen wir Cap. XXIV (S. 210, 14) κρήνην ... πρὸς ἣν κατὰ τοὺς ὕπνους ἰδεῖν ἔδοξε τὸν Σάτυρον. Gleich zweifelhaft bleibt der Caſus nach ἐπί. Cap. XVII. τῆς ἐπὶ θαλάσσῃ τῶν βαρβάρων ἡγεμονίας und τοῖς ἐπὶ θαλάσσῃ πράγμασιν: dagegen Cap. XXII. ὁ τῶν ἐπὶ θαλάττης στρατηγός. Auch in der zuerſt angeführten Stelle hat unſer Cod. den Genitivus. Deſsgleichen Cap. LXXI ἐβάδιζον ἀνοπλοι καὶ μονοχίτωνες ἐπὶ τῆς σκηνῆς, für das gewöhnliche ἐπὶ τὴν σκηνήν. — Ἀναλαβὼν τὴν Ὀλυμπιάδα καὶ καταστήσας εἰς Ἤπειρον.] Ein deutſcher Kritiker (zur leipziger Ausgabe des Aelopus, S. 102) hat vermuthet μεταστήσας: der Herausg. führt die Vermuthung an, ohne darüber zu urtheilen. Uns ſcheint καταστήσας nicht befremdlicher als καθιδρύσει Cap. XXXI (S. 219, 1) ἐνταῦθα καθίδρυσεν αὐτήν, ἀποτάξας τινὰς κώμας καὶ προσόδους εἰς τὴν ἐπιμέλειαν. Daſs im nächſten Capitel geſagt wird Φρύγιον καὶ Πτολεμαῖον ἐκ Μακεδονίας μετέστησαν, kann nichts beweiſen für die vorliegende Stelle. — Cap. X. Ἀρριδαῖον. Unſer Cod. durchaus Ἀρρίδαιον. Deſsgleichen Cap. XVI Γρανίκου und τὸ Γράνικον für Γρανικοῦ und τὸν Γρανικόν. — Ὁ δὲ Φίλιππος, αἰσθόμενος ὄντα τὸν Ἀλέξανδρον εἰς τὸ δωμάτιον. Wir begreifen kaum, wie der Herausgeber dieſe Lesart hat beybehalten können, nachdem unleugbar beſſere theils errathen, theils aus Handſchriften vorgebracht ſind. Er erklärt ſie folgendermaſsen: αἰσθόμενος ὁ Φίλιππος διατρίβοντα τὸν Ἀλέξανδρον ἐν τῷ δωματίῳ, τουτέστιν ἐν τῷ κοιτῶνι, οὗπερ εἰώθει αὐτὸς Φίλιππος Ὀλυμπιάδι συναναπαύεσθαι. Alſo nimmt er erſtlich εἰς für ἐν, was doch gewiſs nicht zuläſſig iſt, ſo lange nur noch irgend ein anderer Ausweg ſich aufthut: und zweytens ſetzt er αἰσθόμενος in eine Verbindung, wodurch etwas gar Geringfügiges, das ſich eigentlich ungeſagt von ſelber verſteht, dargeſtellt wird als Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit und Wahrnehmung. Sodann ſehen wir auch keinen Grund, warum das δωμάτιον gerade für das Schlafzimmer des Philippus und der Olympias genommen werden müſste; die beygeſetzte Stelle des Ariſtophanes beſagt dergleichen nicht. — Τὸν δὲ Θετταλὸν ἔγραψε Κορινθίοις ὅπως ἀναπέμψωσιν.] Der Herausgeber bemerkt nichts über den Modus, aber weiter unten, Cap. XLI. S. 230, 5 (ἔγραψε δὲ ... ὅπως χρήσηται τῷ Φαρμάκῃ, wo er χρήσεται corrigirt), macht er den ſchon anderwärts aufgeſtellten, aber nicht eben erwieſenen, Unterſchied geltend, nach welchem ὅπως den Conjunctivus erfodern ſoll, wann es ἵνα, den Indicativus, wann es τίνι τρόπῳ bedeutet. Auch Cap. LVI: τοῖς ἡγεμόσι διελέχθη .... ὅπως κατασταθήσωσι δοκιμάσαντες.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

GRIECHISCHE LITERATUR.

PARIS. b. Eberhart: ΠΛΟΥΤΑΡΧΟΥ *βίοι παράλληλοι, οἷς προσετέθησαν σημειώσεις, καὶ τῶν αὐτοσχεδίων στοχασμῶν περὶ τῆς Ἑλληνικῆς παιδείας καὶ γλώσσης ἀκολουθία. Μέρος β, γ, δ.* u. f. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Cap. XI. *οὔτε τὴν Ἑλλάδα κρατήσας τοῖς ὅπλοις ὁ Φίλιππος οἷον καταζεῦξαι καὶ τιθασεῦσαι χρόνον ἔσχεν.*] Der Herausgeber vermuthet *ὅσον* für *οἷον*, denn der Zusammenhang sey: *οὐκ ἔσχε χρόνου [τοσοῦτον] ὅσον καταζεῦξαι καὶ τιθασεῦσαι τοὺς Ἕλληνας.* Ohne Noth, dünkt uns. *οἷον* dient zur Milderung der etwas harten Metapher, gerade wie Cap. XIX (S. 204, 11): *τὸ γὰρ φάρμακον, ἐν ἀρχῇ κρατῆσαν τοῦ σώματος, οἷον ἀπέωσε καὶ κατέδυσεν εἰς βάθος τὴν δύναμιν.* — *Ἠγωνίσθη μὲν οὖν ὑπὲρ δύναμιν ἀρετῇ καὶ προθυμίᾳ τὰ παρὰ τῶν Θηβαίων*] Wir haben nichts dawider, dafs der Herausgeber, nach dem Vorgang Anderer, *τὰ* streicht: dafs er aber zu *ἠγωνίσθη* ergänzt *ὁ ἀγών*, und gleichermafsen zu *πέπαισται μετρίως ἡμῖν, ἡ παιδία*, scheint durchaus willkührlich und irrig. Denn *ῥήματα ἀπρόσωπα* mag man freylich immerhin aus der Grammatik verbannen: *ἀοριστοπρόσωπα* werden sich sicherlich behaupten. — *Ἄλλως δὲ καλλωπισαμένου*] Cod. *ἄλλως δὲ καὶ καλλωπισαμένου*, Nicht unpassend. — Cap. XII. (S. 196) *πρὸς τὸν Ἀλέξανδρον*] Den Artikel, den der Herausgeber aus einer Variante aufgenommen, hat auch unser Cod. Derselbe hat Cap. V *αὐτοῦ τοῦ βασιλέως* statt des allerdings üblicheren *αὐτοῦ βασιλέως*, Cap. VI *τῶν περὶ Φίλιππον* statt *τῶν περὶ τὸν Φίλιππον*, Cap. IX *ἦν μὲν ἑκκαιδεκέτης Ἀλέξανδρος* statt *ὁ Ἀλέξανδρος*, Cap. X extr. *καὶ Κλεοπάτραν* statt *καὶ τὴν Κλεοπάτραν*, Cap. XI *τοῖς ψηφισαμένοις ἀπόστασιν* statt *τὴν ἀπόστασιν*, Cap. XII *θαυμάσας οὖν Ἀλέξανδρος* statt *οὖν ὁ Ἀλέξανδρος*, Cap. XIII *τὴν στρατείαν καὶ τὴν δόξαν* statt *τὴν στρατείαν καὶ δόξαν*, wie auch Cap. XXXV *τὴν φύσιν καὶ τὴν δύναμιν αὐτοῦ* statt *τὴν δύναμιν αὐτοῦ καὶ φύσιν*, und im Gegentheil Cap. LXIX *ἐν νῷ λαβόντες τὴν ἀδηλότητα καὶ μεταβολήν* statt *καὶ τὴν μεταβολήν*, Cap. XIV *τοῦτ' ἀκούσας Ὁ Ἀλέξανδρος*, Cap. XXI *ἐν στρατοπέδῳ ΤΩΝ πολεμίων*, Cap. XXIV *τὸν ΤΩΝ Περσῶν πλοῦτον*, Cap. XXVII *ὅτι πάντες ΟΙ ἄνθρωποι βασιλεύονται ὑπὸ θεοῦ*, Cap. XXXII *ὡς δ' ἤκουσε τὰ παρὰ Παρμενίωνος*, Cap. XXXV *πυρὶ κατεφλέχθη ΤΟ πᾶν*, Cap. XXXIX *εἰς τὸ σφαιρίζειν παραγενόμενος Ὁ Σεραπίων*, Cap. LXIII *πληγεὶς ὑπέρω κατὰ τραχήλου*, Cap. LXIV *μέχρι νῦν*, Cap. LXXIII *τοῦ στρατηγοῦ Βαβυλῶνος.* Je weniger bisher der Gebrauch des Artikels, zumal vor Eigennamen, gründlich erkannt scheint: um so mehr wäre zu wünschen, dafs Männer wie *Coray* ihm eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmeten. — Cap. XIV *ὥστε .... εἰπεῖν.* Die Handschriften haben alle *εἶπεν*; der Herausgeber nimmt den Infinitivus aus der Conjectur seiner Vorgänger auf. Denselben Modus stellt er, nach derselben Conjunction, Cap. XXXV her, *ὥστε συνεκκαίειν* statt des gewöhnlichen und freylich wunderlichen *ὥστε συνεκκαίοι.* Unser Cod. hat auch an dieser Stelle den Indicativus, *συνεκκαίει.* — Cap. XV. Für *τετρακισχιλίους καὶ τρισμυρίους* hat auch unser Cod., wie mehrere andere, *τετρακισμυρίους καὶ τρισχιλίους.* Und wir wären geneigt, diese Lesart vorzuziehen, damit die Abweichung der höchsten Angabe von der niedrigsten nicht so ganz unerheblich ausfalle. — Für *κατηνηλωμένων* Cod. *κατανηλωμένον.* — Zu *ἁπάντων τῶν βασιλικῶν* hinzuzudenken *κτημάτων* räth man wohl nur, wenn man sich in eine Sprache hineingewöhnt hat, die kein Neutrum kennt. — *Οὐκοῦν, ἔφη, καὶ ἡμεῖς τούτων κοινωνήσομεν.* Des Cod. *κοινωνήσωμεν* liefse sich vielleicht vertheidigen. — *Τοιαύτῃ μὲν ὁρμῇ .... διεπέρασεν.* Der Herausgeber schaltet nach *μὲν* ein *οὖν* ein, und freut sich, dafs er in der Übersetzung von *Amyot* ein entsprechendes *doncques* findet. Aber was der Franzose schicklich gefunden in seiner Sprache, ist nicht unerläfslich in der griechischen. Oder es müfsten der *οὖν* noch eine Anzahl eingeschaltet werden. So gleich Cap. XIII extr. *ταῦτα μὲν περὶ Θήβης.* Und Cap. XXXVIII extr. *οἱ μὲν οὕτω ταῦτα γενέσθαι φασίν.* Und da bringt es der Herausgeber wirklich wieder in Vorschlag. — Cap. XVI. Für das von dem Herausgeber aufgenommene, und in der Anmerkung wieder verworfene *γενέσθαι* hat auch unser Cod. *γίνεσθαι.* Gleich nachher wünschten wir Aufschlufs über die Construction des Verbum *φυλάξασθαι* mit dem Genitivus: *ἐνίων δὲ καὶ τῶν περὶ τῶν μῆνα νενομισμένων οἰομένων δεῖν φυλάξασθαι.* — Bey Gelegenheit des Monats Däsios wird eine Vergleichung der makedonischen Monatsnamen mit den atheniischen mitgetheilt, nach Corsini. — Der Ausdruck *φύρδην μάχεσθαι* veranlafst eine umständliche Note über *φύρω* und *φυρῶ*, und, aus dem neugriechischen Gebrauch des mit *φυρῶ* synonymen *ζυμόνω* für *ἐπιτρίβω*, eine treffliche Berichtigung des Hesychius, Art. *Φύραμα.* Hesychius ist der Lexikograph, auf welchen der Herausgeber am häufigsten zurückkommt, und fast nie,

Digitized by Google

ohne Licht in ſeine Dunkelheit und Balſam für ſeine Wunden zu bringen. Die Kenntniſs vom gegenwärtigen Zuſtande der Sprache erſcheint dabey als ein unſchätzbares Hülfsmittel zum Verſtändniſs der Gloſſen. — *Ἰδία μὲν τοῖς Ἀθηναίοις ἔπεμψε τῶν αἰχμαλώτων τριακοσίας ἀσπίδας· κοινῇ δὲ τοῖς ἄλλοις λαφύροις ἐκέλευσεν ἐπιγράψαι Φιλοτιμοτάτην ἐπιγραφήν.* Wenn Plutarchus in Übereinſtimmung gebracht werden muſs mit dem Arrianus, der dieſelbige Inſchrift auf die nach Athen geſchickten Schilde ſetzt: ſo ſind die Wörter *τοῖς ἄλλοις λαφύροις* allerdings anſtöſsig. Aber zu ändern, wie der Herausgeber vorſchlägt, *τοῖς ἄλλοις τοῖς λαφύροις*, und unter *ἄλλοις* die Griechen, unter *τοῖς λαφύροις* die nämlichen dreyhundert Schilde zu verſtehen, kommt uns doch auch ſehr hart vor. — Cap. XVII. *σπανίως δὲ . . .* Cod. *σπανίως δέ ΠΟΤΕ.* — *Λεπτοὺς καὶ προσεχεῖς . . . πάγους.* Unſer Cod., wie auch andere, *προσηχεῖς*. Der Herausgeber ſpricht ausführlich über die eine, wie über die andere Lesart, und zieht beiden vor *προεχεῖς* in der Bedeutung des homeriſchen *προβλῆτες*,

ἀλλ' ἀκταὶ προβλῆτες ἔσαν στιλάδες τε πάγοι τε.

Eine Conjectur, die groſse Wahrſcheinlichkeit hat. — Cap. XVIII. *λαμπρὰ γενέσθαι καὶ περιφανῆ τὰ τῶν Μακεδόνων, Ἀλέξανδρον δὲ . . . .*] So die gewöhnliche Lesart. Der Cod. *λαμπρὰ μὲν*, wie das folgende *δέ* zu erfodern ſcheint, und *γενήσεσθαι*, was der Herausgeber *ex conjectura* aufgenommen. Dagegen, in ganz ähnlicher Fügung, Cap. XVII. *ἐδηλοῦτο παύσασθαι τὴν Περσῶν ἀρχήν*, und Cap. XXXI extr. *οὐδὲ σωμάτων ἀπορίᾳ παύσασθαι πολεμοῦντα Δαρεῖον* für *παύσεσθαι*, und Cap. LXXII *μοιμώτατον ἀγαλμάτων αὐτῷ καὶ περιφανέστατον ἐξεργάσασθαι τὸν Ἄθων* für *ἐξεργάσεσθαι*. Vergl. Weſſeling zu Diodor. Sic. 14, 14 und 15, 8. Brunck zu Aeſchylus Perſ. 738. Schäfer zu Longus S. 372 und 406. — Cap. XIX. *ὑπὸ τὸ προσκεφάλαιον ὑπέθηκεν.* Cod. *ἔθηκεν.* — *Λειποθυμίας.*] Cod. *λιποθυμίας*, wie auch Cap. LXIII *λιποθυμίαις*: dieſe Form würden wir für die richtige halten. — Cap. XX (S. 205, 15). *ὅτι δὲ τρωθείη τὸν μηρὸν ἐγχειριδίῳ, δυσχερὲς δ' οὐδὲν ἀπὸ τοῦ τραύματος συμβαίη, γέγραφεν.* Cod. *συμβάν*, ſo daſs *ὅτι δὲ τρωθ. τὸν μ. ἐγχ.* noch von dem vorhergehenden *εἴρηκεν* abhinge, und durch eine gröſsere Interpunction von dem folgenden abgeſondert werden müſste. — *Ἡδώδει δὲ θεσπέσιον.* Allerdings nach dem homeriſchen

. . . ἐδμὴ δ' ἡδεῖα ἀπὸ κρητῆρος ὀδώδει
θεσπεσίη:

aber daſs darum *ὀδώδει* zu ſchreiben ſey, wie der Herausgeber folgert, folgt wohl nicht ſtreng. — Cap. XXI. *ἐμπαθὴς γενόμενος.* Der Herausgeber führt an, daſs man habe *συμπαθὴς* ändern wollen. Er konnte hinzufügen, daſs *ἐμπαθὴς* weiter unten in ganz gleicher Bedeutung vorkommt (*ταῦτα μὲν οὖν ἐμπαθῆ σφόδρα τὸν Ἀλέξανδρον ἐποίησεν* Cap. LXIX. S. 256, 15), und da Niemanden aufgefallen iſt. — *Ἔτι μᾶλλον γενομέναις αἰχμαλώτοις τὰ ἀπὸ τῶν ἔργων ἀπήντα φιλάνθρωπα.* Cod. *ἔτι δὲ μᾶλλον τῶν ἔργων ἀπήντα φιλάνθρωπα*, mit vollkommener Auslaſſung der Wörter *γενομέναις αἰχμαλώτοις*, die auch der Herausgeber, wo nicht zu ſtreichen, doch zu verſetzen räth, und die ſich offenbar aus dem Folgenden, *γυναιξὶ γενναίαις γενομέναις αἰχμαλώτοις καὶ σώφροσι*, hieher verirrt haben. Auch die Präpoſition *ἀπό* deucht uns entbehrlich. — *Συντάξεις δὲ καὶ μείζονας.* Das aus Vermuthung aufgenommene *καὶ* hat unſer Codex. Dieſelbe Conjunction hat er, gegen Ende des Capitels, vor *καλῆς*: *καὶ καλῆς καὶ γενναίας.* — Cap. XXII. *τί πώποτε* (Cod. *τί ποτε*) *Φιλόξενος αἰσχρὸν αὐτῷ συνεγνωκὼς, τοιαῦτα ὀνείδη προξενῶν κάθηται.*] Der Herausgeber miſsbilligt die lateiniſche Überſetzung des *κάθηται*, *defidens*, ſo wie die franzöſiſche, *pendant qu'il ne fait rien*, und meint, die Phraſe ſey einzig und allein aus dem Neugriechiſchen zu erklären, wo *καθῆσθαι* beſtändig gebraucht werde für *περί τι ἀσχολεῖσθαι καὶ διατρίβειν*, franz. *s'amuser à quelque chose*, z. B. *τί κάθηται καὶ μὲ κακολογεῖ*; Ausgehen möchte dieſe Bedeutung doch wohl immer von dem Begriffe, den die Überſetzungen ausdrücken. — *Ἀλλ' οὔτε τῶν λεγόντων περὶ τῆς εὐμορφίας αὐτῆς προσδεδεγμένος τὸν λόγον.* Richtig hat der Herausgeber *οὐδέ* geſetzt für *οὔτε*. Aber auch umgekehrt hätte er Cap. IV (*οὐδὲ γὰρ ἀπὸ παντός, οὐδὲ πᾶσαν ἠγάπα δόξαν*) *οὔτε* für *οὐδέ* ſetzen können und ſollen. — *Ἔφη τούτων μηδὲν δεῖσθαι.* Cod. *μηδενός.* — *Τοῖς εὐτυχήμασι τῆς δαπάνης ἅμα συναυξανομένης.* Cod. *συναυξομένης*, wie Cap. XXIX (S. 227, 5) *αὐξουμένων* für *αὐξανομένων*. (*αὐξουμένοις* für *αὐξομένοις* auch Cap. V. S. 189, 10.) — Cap. XXV. *καθαγίσαντα.* Cod. *καθ' ἁγίασαντα.* Wie er denn faſt immer in zuſammengeſetzten Verben die Präpoſition beſonders ſchreibt. — Cap. XXIX. *χορῶν ἐγκυκλίων.* Der Herausgeber bedauert, nicht *κυκλίων* geſetzt zu haben. — Cap. XXX. *ὁ κύριος Ῥωμάσδης.* Die Erwähnung des Gottes des Lichts wird benutzt, um aus deſſen Schöpfung der Liebe, der Wahrheit, der Rechtlichkeit, der Weisheit, des Reichthums und des Vergnügens am Schönen herzuleiten, daſs nur die Philoſophen gottesfürchtig ſeyen, dieweil nur die Philoſophie zur Liebe, zur Wahrheit, zur Rechtlichkeit, zur Weisheit, zum Reichthum und zum Vergnügen am Schönen verhelfe, während die Widerſacher der Philoſophie, die ihr den Eingang nach Griechenland zu verſperren trachten, finſtere Diener des Gottes der Finſterniſs verbleiben. — Cap. XXXI. *πολλοὺς δυσκαταπαύστους γεγονότας.* Cod. *πολλοὺς καὶ δυσκατασπάστους γεγονότας.* — Cap. XXXII. *καὶ διεγερθέντος, οὕτως ἐρωτᾶν.* Vielleicht, ſagt der Herausgeber, muſs *οὕτως* geſtrichen werden. Aber warum wohl? Mag man es mit *διεγερθέντος* zuſammennehmen, und auf die, unmittelbar vorher angegebene Art der Weckung beziehen, oder mag man darin jenes *οὕτως* erkennen, das auf Participien, den Inhalt derſelben recapitulirend, gerade ſo folgt, wie im Deutſchen *ſo* auf den Vorderſatz; immer verdient es ſeine Stelle. — *Ἔσχε γὰρ ὁ ἀγὼν ἀποτροπὴν καὶ σάλον.* Unſer Codex beſtätigt die Emendation des Herausgebers *ὑποτροπήν*. Wie leicht *ὑπό* und *ἀπό*

Digitized by Google

verwechſelt werden, beweiſt derſelbe, indem er gleich nachher ὑποσκευάς hat für ἀποσκευάς. Vergl. Weſſeling zu Diodor. Sic. 4, 46 S. 289. Schäfer Meletem. crit. S. 83. — Cap. XXXIII. ὁ δὲ μάντις Ἀρίστανδρος . . . . ἐπεδείκνυτο παριπτεύων ἀετόν. Der Herausgeber corrigirt ἐπεδείκνυ, ohne einen Grund anzugeben. Daſs es einen ſolchen gebe, bezweifeln wir faſt, wenn wir vergleichen Cap. XXXV. S. 223, 17: ἐπιδεικνύμενοι δὲ τὴν δύναμιν αὐτοῦ. Cap. XXXIX. S. 227, 8: τὴν κεφαλὴν ἐπιδειξάμενος αὐτῷ. Cap. LX. S. 248, 2 v. u.. σύνεσιν δὲ θαυμαστὴν ἐπεδείκνυτο. Cap. LXXI. S. 257, 1 v. u.: κουφότητα θαυμαστὴν ἐπιδειξαμένων. Denn zu bedeuten ſcheint uns das Verbum an allen dieſen Stellen daſſelbige. — Cap. XXXV. τὴν Βαβυλινίων. Der Herausgeber corrigirt τὴν Βαβυλωνίαν, und das hat der Cod. — ἅμα νοήματι διῆκτο πρὸς θάτερον πέρας. Cod. διῖκτο. — Τὸν μῦθον ἀνασώζοντες πρὸς τὴν ἀλήθειαν.] Um die ſonſt richtige Erklärung, die der Herausgeber giebt, zu rechtfertigen und zu vervollſtändigen, muſste an das platoniſche οὐκ ἀπώλετο ὁ μῦθος erinnert werden. — Cap. XXXVI. τὸ τὴν βαφὴν διὰ μέλιτος γίνεσθαι τῶν ἀλουργῶν.] Der Herausgeber widerlegt die beckmanniſche Erklärung dieſer Stelle, die einzige, die er vorgefunden: aber er giebt keine eigene. — Τὸν ἀπὸ τοῦ Νείλου καὶ τοῦ Ἴστρου.] Cod. ἀπό ΤΕ τοῦ Νείλου. — Cap. XXXVII. τὴν Πυθίαν προειπεῖν, ὡς Λύκιος ἔσται καθηγεμών (Cod. καθ' ἡμῶν) τῆς ἐπὶ Πέρσας πορείας.] Der Herausgeber Λύκος, aus dem Polyänus: εἰ γὰρ καὶ ἐκ Λυκίας ἦν ὁ δίγλωσσος τὰ πρὸς πατρός, καθὰ Φθᾶς ὁ Πλούταρχος εἴρηκεν, ἐνθάδε μέντοι μᾶλλον οἰκεῖον ἂν εἴη τῷ Λοξίᾳ Ἀπόλλωνι τὸ λοξὸν καὶ αἰνιγματῶδες ὄνομα τοῦ ζώου. — Cap. XXXIX. πρόσθες ἔτι τὴν λοιπὴν ὁδόν, ἐπὶ τὴν σκηνὴν σεαυτῷ τοῦτο κομίσας.] Cod. ἑαυτοῦ. Und bald nachher ἑαυτὸν δ' ἐρημοῖς für σεαυτόν. Ferner Cap. LIII. ἀλλ' ἔνδειξαι, Φάναι, τὴν αὐτοῦ δύναμιν ἡμῖν, für τὴν σαυτοῦ. Eine Verwechſelung, die beym Plutarchus gar wohl zu ertragen iſt, wiewohl ſie aus den Schriftſtellern der beſſeren Zeit hoffentlich ganz verſchwindet, wann erſt einmal die erfoderliche Zahl von Handſchriften verglichen ſeyn wird. Vergl. Porſon zu Euripides Oreſt. 626. Boiſſonade zu Philoſtrat. Her. S. 326. — Ὡς οὖν εἰς τὸ σφαιρίζειν παραγενόμενος Σεραπίων, ἄλλοις ἔβαλλε τὴν σφαῖραν] So der Herausgeber und unſer Codex; ſonſt ἔβαλε. — Περὶ δὲ τῶν τοῖς φίλοις καὶ τοῖς σωματοφύλαξι νεμομένων πλούτων, ἠλίκον εἶχον ὄγκον. So der Herausgeber und unſer Cod., für εἶχεν, was ſehr unbequem auf den Alexander bezogen wurde. — Cap. XLI. Κρατερός.] Zum Eingang des Eumenes erinnert der Herausgeber, wie auch ſchon früher, an die Regel, daſs Appellativa, wenn ſie zu Eigennamen werden, ihren Accent ändern, und ſchreibt demnach, die ganze Biographie durch, nicht Εὐμενής, wie gewöhnlich war, ſondern Εὐμένης. Darum fällt es auf, daſs er nichts anmerkt über den Accent von Κρατερός und, weiter oben, von Θεσσαλός, die jener Regel eben ſo zuwider laufen, als ſich Κλεῖτος und Κοῖνος ihr fügen. — Εὐρύλοχος Αἰγαῖος ἀνέγραψεν ἑαυτὸν εἰς τοὺς νοσοῦντας. Cod. ἐνέγραψεν, was wir nicht anſtehen vorzuziehen. — ὅπως πείθωμεν ἢ δώροις ἢ λόγοις. Cod. ἢ λόγοις ἢ δώροις. Und dieſe Folge dürfte natürlicher ſeyn. — Cap. XLII. ἀργαλέαν καὶ μακρὰν γενομένης. Unſer Cod., wie manche andere, γινομένην. Der Herausgeber giebt zu, daſs die Änderung unnöthig war, — Σοῦ ζῶντος. Cod. σοῦ σώζοντος. — Cap. XLIV. πολλοῖς ἔτεσιν ἔμπροσθεν. Cod. ἔμπροσθε, welche Schreibart überhaupt weit häufiger in Handſchriften gefunden wird, als in unſeren Ausgaben. — Cap. XLV. οὐ μὴν τήν γε Μηδικὴν προσήκατο. Cod. τήν γε Μηδικὴν ΕΚΕΙΝΗΝ προσήκατο. — Ἀναξυρίδας. Der Herausgeber wiederholt die, ſchon zur franzöſiſchen Ausgabe des Strabon (Band 2. S. 62 f.) gemachte Bemerkung, daſs ἀναξυρίς nicht von ἀνασύρω herzuleiten, ſondern ein orientaliſches Wort ſey, gleich wie das ſynonyme σαράβαρα oder σαράβαλλα; den Griechen wäre beſſer geweſen, weder die Sache noch den Namen kennen zu lernen. — Ἐν μέσῳ τινὰ τῆς Περσικῆς καὶ τῆς Μηδικῆς.] Der Herausgeber erwähnt und billigt die Vermuthung von Schmieder, Μακεδονικῆς für Μηδικῆς. — Cap. XLVII. Οὐ μὴν ἀλλ' ἀπιέναι γε τοῖς βουλομένοις ἔφηκε, μαρτυράμενος —] Eine Verbeſſerung des Herausgebers von augenſcheinlicher Wahrheit, für das gewöhnliche τοὺς βουλομένους ἔφη. καὶ μαρτυράμενος. Wenn er aber gleich nachher: ἐθελοντῶν aufnimmt für ἐθελόντων (ἐγκαταλέλειπται μετὰ τῶν φίλων καὶ τῶν ἐθελόντων στρατεύειν): ſo wiſſen wir nicht mit dem Infinitivus zurecht zu kommen. — Cap. XLVIII. λέγεται δ'οὖν] Der Herausgeber λέγεται γοῦν, und das ſtehe für γάρ. Die Änderung ſagt uns mehr zu als die Erklärung. — Cap. XLIX. κατὰ τοῦ βασιλέως ῥήματα καὶ λόγους.] Cod. ῥήματα καὶ λόγους κατὰ τοῦ βασιλέως. Und mit ſeltſamer Verwirrung, bald nachher, ἐκέλευσεν εἰσάγειν αὐτοὺς ὅτι δὴ παθών. ἄδηλον γάρ ἐστι. πρὸς Ἀλέξανδρον, περὶ ἀναγκαίων ἔχοντος (sic) ἐντυχεῖν καὶ μεγάλων. ὁ δὲ Φιλώτας οὐ παρῆγεν αὐτούς, ſtatt ἐκέλευσεν εἰσάγειν αὐτοὺς πρὸς Ἀλέξανδρον, ὡς περὶ ἀναγκαίων ἔχοντας ἐντυχεῖν καὶ μεγάλων. ὁ δὲ ὅτι δὴ παθών (ἄδηλον γάρ ἐστιν) οὐ παρῆγεν αὐτούς. — Ἀποθανόντος δὲ τοῦ Φιλώτα.] Den Herausgeber verwundert dieſe Form des Genitivus, indem 3 Zeilen vorher τοῦ Φιλώτου ſteht. Unſer Cod. hat an beiden Stellen τοῦ Φιλώτου. — Cap. L. τῶν κατὰ Φιλώταν. Gewöhnlich τῶν κατὰ Φιλώτα. Die Verbeſſerung des Herausgebers finden wir auch in unſerem Cod. — Ποιήματα Πρανίχου τινός.] Cod. Παννίχου. Vielleicht alſo Πανίχου. — Τραχὺς ὢν καὶ αὐθάδης.] Cod. τραχὺς ὢν ΕΙC ΟΡΓΗΝ καὶ αὐθάδης. — Cap. LI. ῥάβδοις ξαινομένους.] ξαίνειν, bemerkt der Herausgeber, ſey ſinnverwandt mit κτενίζειν (daher Ξάνια· τὰ κτένια bey Heſychius), und werde für δέρειν oder μαστιγοῦν gebraucht, wie das franzöſiſche *peigner* in der Redensart *peigner quelqu'un à la Turque*: Τουρκικὰ γὰρ παρ' αὐτοῖς (den Franzoſen) καλεῖται πάντα τὰ βίαια καὶ ἄνομα. — Cap. LII. οὐκ οἶσθα] Cod. οὐκ οἶδας. — Δαπίδας.] Cod. τάπητας. Beiden Formen legt der Herausgeber einen aſiatiſchen Urſprung bey, und die bekannten Etymologieen der Grammatiker bedünken ihn unendlich lächerlich, und nur inſofern

Digitized by Google

nützlich, als sie zeigen, dafs ohne Philosophie auch keine Grammatik gedeiht. — Cap. LIII. ἐν δὲ τῷ συνεῖναι ... δοκῶν οὐκ ἐπαινεῖν] Cod. ἐν τε τῷ συνεῖναι. Was nothwendig scheint, da vorhergeht τάς τε κλήσεις τὰ πολλὰ διωθούμενος. — Cap. LIV. ἐπανίοντα] Cod. ἀπιόντα. — Ἀ κρύφα πάντες ἠγανάκτουν. Es sey möglich, sagt der Herausgeber, dafs Plutarchus geschrieben δι' ἃ ἠγανάκτουν, aber auch möglich, dafs er ἀγαναχτῶ mit dem Accusativus verbunden. Uns scheint diese Verbindung nothwendig, so oft ἀγαναχτεῖν so viel ist als ἀγαναχτοῦντα διέρχεσθαι, ἀγαναχτοῦντα λέγειν. Eben so wird es sich mit δυσχεραίνειν verhalten. — Cap. LVIII. ἀγωνιζόμενος ὁ νεανίας] ὁ νεανίας ἀγωνιζόμενος. — Σὲ μὲν αὐτὸν ἄρχοντα καταστήσαντας αὐτῶν] Der Cod. läfst αὐτὸν weg, und wir entbehren es leicht, ja wegen der Nähe von αὐτῶν gern. — Cap. LIX. μοῖραν ... καλλίκαρπον ἐν τοῖς μάλιστα] Cod. ἐν ταῖς μάλιστα, ungefähr wie der Herausgeber selbst, zu S. 242, 16, eine Conjectur von Schäfer rühmend als οὖσαν πιθανὴν καὶ παραινέτην ἔχουσαν τὸν ἐν τοῖς μάλιστα πιθανωτάτοις τῶν κριτικῶν, anstatt τὸν ἐν τοῖς μάλιστα πιθανόν. — Κατὰ πολλὰ τὸν Ἀλέξανδρον ἐκακοποίουν. Die Präposition fehlt im Cod., und ohne allen Nachtheil. — Τοῖς πολεμικοῖς ἔργοις αὐτοῦ] Cod. τοῖς πολεμικοῖς αὐτοῦ ἔργοις, damit οις nicht dreymal hinter einander töne. — Ὡς κηλίς] Cod. ὥσπερ κηλίς. —

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Jena*, b. Mauke: *Vocabelbuch zu Bröders kleiner lateinischer Grammatik, nach der Folge der Paragraphen geordnet.* 1807. XVI u. 72 S. gr. 8. (6 gr.) Der Vf. dieser Schrift, der nun verstorbene D. *Carl Christian Erhard Schmid*, Prof. zu Jena, betrachtet mit Recht die unzeitigen und voreiligen Präparationen aus Lexicis, wie er sie sich denkt, als ein mechanisches Hin- und Herblättern und als eine leidige Geduldsübung, welche des Menschen unwürdig sey, so nöthig es immer scheine und seyn möge, gewisse Thiere dazu abzurichten, deren blofs passive und mechanische Geduld sogar zum Sprichwort geworden sey. Aber höchst unwahr, einseitig und schief ist sein Urtheil, wenn er, um sein Vocabelbuch nach der Ordnung der bröderschen Lesestücke gegen den Vorwurf der Unnützlichkeit, Entbehrlichkeit oder Schädlichkeit sicher zu stellen, alle alphabetischen Wörterbücher für angehende Lateiner für so unnütz erklärt, dafs sich aufser der leidigen Gewohnheit und dem Herkommen aus den Zeiten des Pedantismus und der Sprachquälerey kaum irgend eine vernünftige Ursache entdecken lasse, wodurch viele selbst würdige Männer zu der unnützen und verdienstlosen Bemühung bewogen wurden, ihre sonst vortrefflichen Lesebücher für die Anfänger in der lateinischen, griechischen oder französischen Sprache mit einem entweder so unbrauchbaren, oder zu einem so verderblichen Mifsbrauche verleitenden Anhange, als in diesem Falle ein alphabetischer Index offenbar sey, zu begleiten. Wenn man um eines unzweckmäfsigen Gebrauches willen, der auch nach des Vfs. eigenem Geständnisse bey seinem Wörterverzeichnisse leicht möglich, und bey einer solchen Eselsbrücke noch weit mehr zu befürchten ist, sogleich die ganze Sache verwirft: so heifst das offenbar, das Kind mit dem Bade ausschütten. Zugegeben, dafs ein alphabetisches Wörterbuch, wenn es auch noch so klein und auf ein einzelnes Lesebuch beschränkt seyn sollte, dem Gebrauche des ersten Anfängers nicht durchaus angemessen sey, und dafs des Vfs. Vater aus triftigen Gründen die leidige Zumuthung an den Anfänger vermied, blofs aus einem alphabetischen Wörterbuche auf seine Lection sich vorzubereiten: mufste denn gleich ein so vortreffliches Lesebuch, als das bröderschе ist, jedem öffentlichen Schullehrer durch gedruckte Eselsbrücken verleidet werden? und handelte nicht der Vater des Vfs. weit vernunftiger, der mit unverdrossener Mühe selbst für alle ersten Lesebücher in jeder Sprache, welche er seinen Sohn lehrte, dergleichen Wörterbücher entwarf, ohne darin Anderen vorzugreifen, welche bey dem Gebrauche derselben Lesebücher andere Plane und eine andere Methode befolgen? Wenn es bey dem Elementarunterrichte hauptsächlich auf kluge Auswahl des Passenden, und auf einen gewissen Takt des Schicklichen ankömmt, worin sich das Talent des Pädagogen zeigt: warum will denn der Vf. jedem Lehrer durch die Herausgabe seines Vocabelbuchs vorgreifen, und das, was der Lehrer nach seinen Zwecken und nach den Bedürfnissen seiner Schüler selbst erinnern möchte, wider seinen Willen und wider seine Methode durch ein gedrucktes Vocabelbuch verleiden? Verlangt nicht selbst der Vf., dafs die schon gelesenen Pensa des Lesebuchs, womit der allererste Anfang gemacht war, nach dem Durchgehen der Syntaxis wiederholt werden sollen? Soll in diesem Falle dasselbe Wörterverzeichnifs als eine bequeme Eselsbrücke den Schüler in seiner Faulheit stärken, und ihm die Lust zu aller Selbstthätigkeit rauben? Sagt der Vf. nicht selbst, dafs der Schüler sich nicht immer und bey aller fortgesetzten Lectüre eines solchen, Anfangs unentbehrlichen, Noth- und Hülfs-Büchleins bedienen dürfe, welches allerdings zur Faulheit, Einseitigkeit und Oberflächlichkeit führe? Wenn denn doch einmal der Schüler anfangen mufs, sich durch den Gebrauch eines alphabetischen Wörterbuchs zu eigener Erforschung des Sinnes in einem aufgegebenen Lesestücke zu üben: warum soll er diese Übung so spät und auf einmal beginnen? Ist es nicht rathsamer, dafs der Lehrer gleich vom Anfange an die Schüler allmählich dazu leite, indem er immer den Bedürfnissen seiner Schüler gemäfs und nach einer Methode, die er selbst für gut befindet, die nöthigen Vocabeln angiebt, und Anfangs nur wenige und die leichtesten Wörter, dann nach der steigenden Kenntnifs seiner Schüler, immer mehr und immer schwerere Wörter dem eigenen Aufschlagen überlafst? Wie kann ein solches Wörterverzeichnifs, als der Vf. geliefert hat, den Privatfleifs der Schüler befördern, ohne dafs sie zugleich zum Nachschlagen vergessener Wörter in einem alphabetischen Wörterbuche geführt werden? Ein und dasselbe Wort ist in derselben Bedeutung nur ein oder zweymal aufgeführt: wie nun, wenn es wieder im Lesen vorkömmt, und indessen, was von einer solchen Vorarbeit die unausbleibliche Folge seyn mufs, wieder vergessen ist? Mögen des Vfs. psychologische Grundsätze der Mnemonik noch so richtig seyn: der Schüler wird in diesem durch nichts zu vermeidenden Falle nicht ohne Hülfe des Lehrers fortkommen, wenn er sich selbst nicht zu helfen weifs. Darf sich der Schüler, wenn er nach dem Gebrauche des Vocabelnverzeichnisses zu dem neuen Geschäfte des Aufschlagens in einem alphabetischen Wörterbuche fähig gemacht werden soll, noch nicht ganz und gar selbst überlassen und hülflos bleiben, wenn er nicht Zeit verderben, sich an geistlosen Mechanismus gewöhnen, und die Lust zum Sprachstudium verlieren soll: warum will ihn der Vf. nicht gleich an eine heuristische Methode gewöhnen, dafs ihm das, was ihm durch das ewige Memoriren vorgekauter Vocabeln zur Qual und zum Ekel wird, eine fröhliche Übung werde, wobey er seine wachsenden Kräfte selbst fühlt, und der sich ankündigenden Unabhängigkeit seines Sprachstudiums von mündlicher und unmittelbarer Leitung seines Lehrers immer freudiger bewufst wird? Mag der Vf. immerhin die Kunst verstehen, in seiner Lehranstalt für Knaben, Studirende mit verschiedenen älteren und neueren, namentlich auch mit den pestalozzischen, olivierschen und tillichschen Lehrweisen anschaulich bekannt zu machen: einen Beytrag zur Methodik des Elementarunterrichts in der lateinischen Sprache, wie er seine von falschen, schiefen und einseitigen Urtheilen strotzende und stolz absprechende Vorrede beutet, war Er, der sonst als trefflicher Philosoph mit Recht geschätzt wird, nach der gelieferten Probe zu geben nicht im Stande. F — G.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

GRIECHISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Eberhart: ΠΛΟΤΤΑΡΧΟΥ *βίοι παράλληλοι, οἷς προσετέθησαν σημειώσεις, καὶ τῶν αὐτοσχεδίων στοχασμῶν περὶ τῆς Ἑλληνικῆς παιδείας καὶ γλώσσης ἀκολουθία. Μέρος β, γ, δ.* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Cap. LX. *ἀντιπρώρους ἱστάντα τοὺς ἐλέφαντας*] Cod. *ἀντιπόρους*. Ein Wort, das *Schneider* als zweifelhaft aufführt, das aber in dieser Stelle höchst zweckmäfsig scheint. — *Ἠρώτα πῶς αὐτῷ χρήσεται.* Cod. *χρήσηται*. Defsgl. Cap. LXXVI extr. *ἠρώτων εἰ κομίσωσιν ἐκεῖ τὸν Ἀλέξανδρον*, für *κομίσουσιν*. Vgl. *Hermann de praeceptis quibusdam Atticistarum p. XII sq.* — Cap. LXI. *Ποταμῶνος ἀκοῦσαι τοῦ Λεσβίου*] Cod. *τοῦ τελεσαίου*. — Cap. LXIII. *τοῖς περὶ τὸν μασθὸν ὀστέοις*] *μασθὸς*, vermuthet der Herausg., sey vielleicht gar kein griechisches Wort, wiewohl es bey vielen Schriftstellern gefunden werde. Denn es gebe auch solche Schreibfehler, die, einmal ohne Kritik aufgenommen, nunmehr so allgemein für Griechisch gölten, dafs nicht weiter erlaubt sey, sie aus der Stelle zu rücken, die sie wider Fug und Recht eingenommen. Wir gestehen, dafs uns die Vermuthung damit nichts weniger als begründet scheint. — Cap. LXIV. *καὶ προσεῖπεν οὕτος*] Cod. *καὶ προσεπεῖπεν οὕτως*. Woraus wir *ἐπεῖπεν* nehmen würden. — *Τῶν δὲ λοιπῶν.* Der Cod. vollständiger *τῶν δὲ λοιπῶν τριῶν.* — *Μέχρι τίνος ἀνθρώπῳ καλῶς ἔχοι ζῆν.* Was der Herausg. für *ἄνθρωπον* eigenmächtig gesetzt hat; das in dergleichen Construction üblichere *ἀνθρώπῳ* würde er auch in unserem Cod. gefunden haben. Für *ἔχοι* aber hat derselbe *ἔχων*. — *Μέχρις οὗ.* Cod. *μέχρι οὗ*. Und eben so im folgenden Capitel *ἄχρι οὗ*. für *ἄχρις οὗ*. Überall ist die Form ohne *σ* auch vor Vocalen die gewöhnliche in den Handschriften. — Cap. LXV. *Καλανόν*] Der Herausgeber rückt den Accent dieses Namens von der letzten Sylbe, auf der ihn hier alle Codices haben, auf die erste, weil er sich so bey anderen Schriftstellern und auch an einigen Stellen im Plutarchus selber findet. Mit Unrecht, glauben wir. Wenn der Name nicht fremden Ursprungs ist, sondern, wie Plutarchus gleich nachher erzählt, von den Griechen gebildet: so wird er auch betont worden seyn, wie die übrigen griechischen Namen auf *ανος* oder *ηνος*, d. h. auf der letzten. — *Τὸν δὲ Δάνδαμιν, πραότερον, *καὶ* διακούσαντα ... ἀπεῖν.* Cod. *πραότερον ΕΙ ΝΑΙ καὶ διακούσαντα .... ἀπεῖν.* So wird das *καὶ* gerettet, das der Herausgeber streicht. — *Τίνος χάριν ὁ Ἀλέξανδρος ὁδὸν τοσαύτην δεῦρ' ἦλθε.* Cod. *τοσαύτην διῆλθε.* — *Ξηρὰν κατεσκληκυῖαν.* Cod. *ξηρὰν ΚΑΙ κατεσκληκυῖαν*. Auch scheint die Conjunction nur durch einen Druckfehler ausgefallen. — Cap. LXVI. *ἀνήλωσεν*] Cod. *ἀνάλωσεν*. — Cap. LXVII. *τὸν δ' ἐρώμενον Βαγόαν χορηγοῦντα νικῆσαι*] Cod. *Βαγῶαν χορεύοντα νικῆσαι*. — Cap. LXVIII. *αὐτὸς δὲ καταβαίνων ἐκόλασε τοὺς πονηροὺς τῶν στρατηγῶν*] Cod. *ἐκόλαζε*. — Cap. LXIX. *ὄνομα Πολύμαχος.* Cod. *ὄνομά που Λάμαχος*. — Cap. LXX. *ἀπέθανον πίνοντες, ἰσχυροῦ τῷ μέθυ κρούσαντος ἐπιγενομένου*] Cod. *πιόντες*, wie auch ohne Cod. zu corrigiren war. — *Στάτειραν*] Cod. hier und wo sonst der Name vorkömmt, *Στατήραν*. — Cap. LXXIII. *λέοντα τῶν τρεφομένων μέγιστον*] Cod. *λέοντα τρεφόμενον μέγιστον*. — Cap. LXXIV. *ἀναγελάσας ὁ Ἀλέξανδρος*] Der Herausgeber merkt an, *ἀναγελᾶν* bedeute hier nicht schlechthin *γελᾶν*, sondern *καταγελᾶν*. Freylich nicht *γελᾶν*: aber dafs *ἀνά* gerade so viel sey als sein Gegentheil *κατά*, sollte doch auch nicht behauptet werden. Wenn im Neugriechischen *ἀναγελῶ* zusammenfällt mit *περιγελῶ*: so ist das eben Neuerung und Verderbnifs. — *Ὁ Ἀλέξανδρος· ταῦτ' ἐκεῖνα (ἔφη) σοφίσματα τῶν Ἀριστοτέλους εἰς ἑκάτερον τῶν λόγων, οἰμωξομένου γ', ἂν μικρὸν ἀδικοῦντες φανῆτε τοὺς ἀνθρώπους.* Cod. *ἔφη ὁ Ἀλέξανδρος· ταῦτ' ἐκεῖνα σοφίσματα τῶν Ἀριστοτέλους εἰς ἑκάτερον τὸν λόγον, οἰμωζομένων ἂν καὶ μικρὸν* u. s. w. Dafs *οἰμωξομένων* (die Lesart vieler Handschriften, die auch, nach der beständigen Verwechslung von *ζ* und *ξ*, in der unserigen gemeint ist) die Construction störte, sehen wir nicht: warum sollte es nicht zu *τῶν* construirt seyn? Die Häufung von Genitiven, die dadurch entstehen könnte, umgeht der Cod., indem er *τὸν λόγον* bietet für *τῶν λόγων*; und dafs *οἰμώζειν* von Sachen gebraucht werde, zweifeln wir nicht, eingedenk des aristophaneischen *κλαυσιᾷ τὸ θύριον*. Gegen eine andere Lesart, *οἰμώξει μὲν οὖν*, scheint wenigstens der Einwand nicht triftig, dafs *οἰμώξεται* üblich sey, und nicht die active Form *οἰμώξει*. Wie, wenn Jemand *οἰμώξει* für die zweyte Person erklärte? Mit dem allen wollen wir nicht die Lesart des Herausgebers angreifen, sondern nur die Gründe, worauf er sie zu stützen meint. Aus dem Cod. würden wir *ἂν ΚΑΙ μικρόν* aufnehmen. — Cap. LXXV. *δεινὴ δ' αὖθις ἡ δεισιδαιμονία, δίκην ὕδατος ἀεὶ πρὸς τὸ ταπεινούμενον καὶ ἀναπληροῦν ἀβελτερίας καὶ φόβου τὸν Ἀλέξανδρον γενόμενον.* Der Herausgeber führt vier Versuche an, dieser offenbar verderbten und von allen Handschriften aufgegebenen

Digitized by Google

Stelle aufzuhelfen; der am wenigſten gewaltſame iſt der fünfte, ſein eigener: ἢ δεισιδαιμονία, ἢ δίκην ὕδατος πρὸς τὸ ταπεινούμενον καταῤῥέοντος, ἀνεπλήρου ἀβελτερίας κατάφοβον τὸν Ἀλέξανδρον γενόμενον. — Cap. LXXVI. οὕτως γέγραπται. Das Übliche iſt, wie bekannt, οὕτω γέγραπται. Aber der Herausgeber bemerkt zu S. 110, 17, nur aus Unwiſſenheit ſcheine das ō an dieſem Adverbium vor einem Conſonanten weggelaſſen zu werden. Denn ſonſt würde das ō der übrigen Adverbien, αὕτως und ὡσαύτως und σοφῶς und ἀληθῶς, ebenfalls wandelbar ſeyn. — Cap. LXXVII αὐτίκα] Cod. παραυτίκα. — Καὶ τεκμήριον αὐτοῖς οὐ μικρόν] Cod. αὐτοῖς ἔστιν οὐ μικρόν. — Ἡ δὲ Ῥωξάνη . . . τὴν Στάτειραν . . προσαγαγοῦσα μετὰ τῆς ἀδελφῆς ἀπέκτεινε. Der Ausdruck ſey undeutlich, erinnert der Herausgeber, indem er zweifelhaft laſſe, ob Roxane und ihre Schweſter die Statira getödtet haben, oder ob Roxane die Statira und deren Schweſter getödtet habe. Uns ſcheint aller Zweifel gehoben, da unverzüglich folgt καὶ τοὺς νεκροὺς εἰς τὸ φρέαρ κατέβαλεν, wodurch die erſte Anſicht unmöglich wird. Aber wohl gethan iſt es, daſs der Herausgeber, auf dieſen Anlaſs, eine Menge von Stellen zuſammengetragen, die, wegen nachläſſigen Gebrauchs der Präpoſitionen μετά und σύν, allerdings miſsverſtanden werden können. — Ἀτελῆ δὲ τῷ φρονεῖν ὄντα] Cod. τὸ φρονεῖν. RMP.

LITERATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Unger: *Chriſtian Thomaſius nach ſeinen Schickſalen und Schriften*, dargeſtellt von *H. Luden*. Mit einer Vorrede von *Johann von Müller*. 1805. XVI u. 511 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Vorrede führt das Werk auf eine würdige Weiſe in das Publicum ein. Mit der dem ſeligen *Müller* eigenen lebendigen Kraft wird die Wahrheit ausgeführt, daſs die Denkungsart und Wirkſamkeit eines Gelehrten, der wie *Thomaſius*, an Geiſt und Art ausgezeichnet, mit nicht geringerer Weisheit als Wiſſenſchaft auf die Bildung der Menſchheit ſeines und der folgenden Zeitalter einflufsreiche Kraft geäufsert, neben der Heldenbahn der Eroberer und dem öffentlichen Leben der Häupter und oberſten Diener des Staats, vorzügliche Anſprüche auf ein hiſtoriſches Denkmal habe. Mit dem ſcharfen Blicke, den uns ſeine hiſtoriſchen Werke bekannt gemacht haben, ſtellt er in wenigen, aber kräftigen Zügen die Hauptſeiten des vielſeitigen und einflufsreichen Mannes dar, was zur Empfehlung eines biographiſchen Verſuchs, weil ſie von einem Meiſter kam, auf den Deutſchland und die Schweiz mit Recht ſtolz ſind, hinreichend war.

Hr. *Luden* giebt in dieſem Werke eine einfache hiſtoriſche Darſtellung von *Chriſtian Thomaſius* Schickſalen und Schriften. Bey den letzten iſt die Entſtehung, der Geiſt und die Denkart des Mannes, wodurch er den Gegenſtand gerade von der Seite auffaſste, und auf eine eigenthümliche Weiſe bearbeitete, die Wirkung auf die Zeitgenoſſen, der Hauptgeſichtspunct, welchen der Vf. feſthält; und er hat daher hauptſächlich über diejenigen Schriften des *Thomaſius* ſich verbreitet, worin er zur Verbeſſerung der Methode des Studirens, zur Vervollkommnung der Wiſſenſchaften, zur Beſtreitung des Aberglaubens, der Vorurtheile, der verkehrten Denkart kräftig mitwirkte, wodurch er eben in die Händel und Streitigkeiten verwickelt wurde, welche den gröfsten Theil ſeines Lebens ausmachen. Man kann daher mit Recht ſagen, daſs dieſer Antagonismus zwiſchen *Thomaſius* Denkart und ſeinem Zeitalter, dieſe Wechſelwirkung, welche für *Thomaſius* Leben anfänglich ſo ungünſtig, für die Menſchheit aber ſo wohlthätig war, den eigentlichen Gegenſtand ſeiner hiſtoriſchen Darſtellung ausmache. Es iſt dieſes unſtreitig diejenige Seite, von welcher *Thomaſius* auch ein allgemeines Intereſſe in Anſpruch nimmt. Die Wahl dieſes Gegenſtandes macht den Einſichten und der Urtheilskraft des jungen Gelehrten um ſo mehr Ehre, als auſser *Schröckh* in dem fünften Theile der allgemeinen Biographie noch kein deutſcher Gelehrter die Verdienſte dieſes Mannes durch ein ſeiner würdiges Denkmal geehrt hat; und wenn auch jene ſchröckhiſche Biographie mehr iſt als ein Verſuch, wofür es die Beſcheidenheit des groſsen Gelehrten nur gab, doch eine Darſtellung jenes Antagonismus aus den Schriften des *Thomaſius* keineswegs überflüſſig war. Ganz erſchöpfend iſt das Bild, das von dieſem Gelehrten gegeben wird, nicht. Zwar lernen wir ihn auch als Philoſophen und als Juriſten kennen; aber die Darſtellung ſeiner Geiſtesthätigkeit von dieſen beiden Seiten erfodert doch noch eine eigene Bearbeitung: denn nur in ſofern ſeine Philoſophie und Rechtsgelehrſamkeit zunächſt auf die Welt wirkte, iſt ſie von Hn. *L.* hauptſächlich in Betrachtung gezogen worden. Über *Thomaſius* Philoſophie haben wir einen ſchätzbaren Aufſatz von Hn. *Fülleborn* in dem 4 St. ſeiner Beyträge. Die letzten hiſtoriſchen Schriften werden nur im Allgemeinen charakteriſirt, weil ſie ſich in der Form nicht auszeichnen, und keine neue Anſicht enthalten, als welche ſchon in anderen früher charakteriſirten Schriften vorgekommen ſind; von den Schriften über das poſitive Recht aber wird nur das Verzeichniſs gegeben, ohne weiteres Urtheil, weil ſich der Vf. beſcheidet, nichts davon zu verſtehen.

Der Vf. hält ſich, nachdem er die Jugendgeſchichte und erſte gelehrte Bildung des *Th.* auf wenigen Seiten geſchildert hat, hauptſächlich an die Zeitfolge ſeiner Schriften; er entwickelt auf dieſe Art aus der einzigen zugänglichen und ächten Quelle die durch eigene Selbſtthätigkeit fortgeſetzte Bildung ſeines Geiſtes, die Anſichten, welche er ſich von der Gelehrſamkeit und ihren einzelnen Zweigen, von ihrer damaligen Beſchaffenheit und nothwendigen Verbeſſerung gebildet, die Begriffe von dem Gelehrten, was er ſeyn, und wie er auf die Menſchheit wirken ſolle, die Kenntniſſe von dem damaligen Zuſtande der Menſchheit und von der Beſchaffenheit der damaligen Cultur, als dem Schauplatze und Objecte ſeines geiſtigen Wirkens, welche er nach und nach in ſich aufnahm und zu eigen machte. Hier, glauben wir, hätte der Geſchichtſchreiber dem Leſer etwas vorarbeiten und durch eine Schilderung der Lage der Wiſſenſchaften, der akademiſchen Studien, der herrſchenden Vorurtheile, beſonders aber durch ein Gemälde von der Univerſität Leipzig und

Digitized by Google

Charakteriſirung der vorzüglichen Gelehrten derſelben, dieſen Schauplatz im Voraus beſchreiben, und die Leſer etwas beſſer orientiren ſollen, daſs ſie im Stande geweſen wären, ſich durch Hinzufügung der einzelnen Züge, wie ſie ſich entfalteten, ein vollſtändiges Bild von dem Manne zu entwerfen. Darauf hat der Vf. allerdings ſein Werk angelegt, und darin beſteht der Hauptvorzug deſſelben; allein es fehlt immer dabey an einer vorläufigen Kenntniſs der Ort- und Zeit-Verhältniſſe. So wie wir wünſchen, der Vf. möchte den Faden ſeiner hiſtoriſchen Darſtellung etwas weiter zurückgeführt haben: ſo hätte er ihn, wie uns dünkt, auch vorwärts noch etwas mehr ausdehnen ſollen. Die unmittelbaren und nächſten Folgen von dem freyen Selbſtdenken dieſes Gelehrten werden zwar immer mit hiſtoriſcher Treue erzählt, und man erhält dadurch allerdings eine wahrhafte und lebendige Kunde von ſeinen Schickſalen, aber nicht von ſeinem ganzen Leben, welches der innere Titel verſpricht. *Th.* Einfluſs reichte weiter als auf ſeine Gegenwart. Nachdem die Polemik ſeiner Feinde erſchöpft war, wirkte ſein Geiſt noch auf eine geräuſchloſe Weiſe fort, und manche Verbeſſerung, mancher Fortſchritt erfolgte ohne Widerſtand, wozu er den Grund gelegt hatte. Dieſe entfernteren Wirkungen gehören mit zu ſeinem Wirken und Leben, und wir kennen den Mann ohne dieſe und würdigen ſein Verdienſt nicht vollſtändig. Wir können zwar nicht ſagen, was eigentlich der Vf. zu geben und zu leiſten ſich vorgeſetzt hatte, weil kein Vorbericht uns ſeinen Plan enthüllt. Allein wenn dieſes auch auſser dem urſprünglichen Plane lag, worüber wir nicht entſcheiden mögen, da der innere Titel das Leben und die Schriften des *Th.* ankündigt: ſo iſt doch der Wunſch ſehr natürlich, daſs er möchte dahin ausgedehnt worden ſeyn, daſs nicht allein *Th.* Wirkſamkeit, ſein Kampf mit dem Schlechteren, ſeine Polemik mit dem neuen Papſtthume und der alten philoſophiſchen Pedanterey, ſondern auch die mittelbaren Folgen von dem allen, woraus erſt die Bedeutſamkeit deſſelben einleuchtend werden kann, ſeine Stelle darin gefunden hätten. Nur zuweilen kommen einige Hinweiſungen darauf vor.

Nächſt der Reinheit der Sprache und Fügſamkeit des Ausdrucks, welche nur an wenig Stellen etwas zu wünſchen übrig laſſen, iſt, da von hiſtoriſcher Kunſt nicht die Rede ſeyn kann, noch die ſtrenge Beobachtung der hiſtoriſchen Wahrheit zu rühmen. Der Vf. iſt keineswegs unparteyiſch, wenn dieſes ſo viel iſt als indifferent in Anſehung des Mannes, welchem die Darſtellung gewidmet iſt; und welcher Hiſtoriker könnte auch einen Gegenſtand, wie *Th.*, bearbeiten ohne innige Theilnahme und Sympathie? Dieſes ſtreitet mit der menſchlichen Natur. Darin zeigt ſich vielmehr die Unparteylichkeit und Wahrheitsliebe, daſs er die Verirrungen und Schwächen des Mannes, ſeine einſeitigen Urtheile, die Übereilungen ſeines Affects nicht verſchweigt, nicht beſchöniget, ſondern mit eben der Unbefangenheit, wie das Edle und Lobenswürdige in ſeinen Beſtrebungen, darſtellt. Dahin gehört z. B. der Gebrauch, den *Th.* von der Satire machte, wodurch er zwar Irrthümer einleuchtender darſtellte, aber auch erbitterte, und die Ergreifung des Beſſeren verhinderte; ſeine Anſichten von der Philoſophie überhaupt, und insbeſondere von der Ethik, Logik und Metaphyſik; und beſonders ſein Pietismus und Verirrung zur Schwärmerey, wobey es dem *Th.* aber Ehre macht, daſs er ſeinen Irrthum ſogleich einſah und verbeſſerte, ſobald er inne wurde, daſs der Myſticismus auf Unvernunft hinausgehe (S. 155). Lehrreich iſt S. 291 f. die Geſchichte ſeiner Denkart in Anſehung des religiöſen Myſticismus, wie er durch ſeine religiöſe Stimmung und den Pietismus in denſelben hineingezogen wurde, aber denſelben verlieſs und beſtritt, ſobald er die ſchlimme Wendung und die Folgen der Schwärmerey einſah. Intereſſant ſind die Bemerkungen, welche der Vf. bey Gelegenheit der thomaſiſchen Schrift von dem *Weſen des Geiſtes* (S. 262) macht, worin er die Grundidee, welche nichts anders iſt, als ein Verſuch einer Naturphiloſophie, und die Entſtehungsart derſelben ins Licht ſetzt. Wir beſchlieſsen unſere Anzeige mit einigen dieſer Bemerkungen. „Schon in den früheren Jahren hatte *Th.* das Verfahren der Phyſiker verlacht, welche die wunderbaren Erſchütterungen der Natur, die vielleicht unerklärbar ſind, nicht nur zu erklären ſich bemüheten — welches er ihnen gern erlauben wollte —, ſondern auch erklärt zu haben meinten, wenn ſie an ein Wort, das eben ſo dunkel war, als die Urſache der Erſcheinungen, und nur ihr Unvermögen beglaubigte, ihre Erklärung anknüpften. Die Wörter: Kraft, verborgene Qualität, Anlagen u. ſ. w., nannte er ſchon damals Zufluchtsörter der Unwiſſenheit; und weil er ſich nicht getrauen mochte, weiter zu kommen als die Anderen: ſo hatte er das Studium der Phyſik ganz aufgegeben, die Philoſophie in engeren Grenzen gehalten, und ſich mit Dingen beſchäftigt, die unverkennbar eingreifen in das Leben der Menſchen. Als er ſpäterhin, wie erzählt iſt, mit den Pietiſten in Verbindung kam, und ſeine Verhältniſſe es nothwendig machten, dieſe Verbindung zu erhalten: ſo wurde er von dieſen, indem im Widerſtreite der Welt ihre offene Frömmigkeit nach und nach zur gutgemeinten, aber ausſchweifenden Schwärmerey getrieben war, in die Schriften der genannten (Fluad, Comenius und d'Espagnet, wobey wir um mancher Leſer willen erinnern, daſs S. 262 des Letzteren Schrift dem Erſteren und umgekehrt beygelegt worden iſt) und anderer Myſtiker eingeweiht, wie er durch die Herausgabe von Poirets Buch an den Tag legte. Bey der Ausarbeitung der Ausübung der Sittenlehre hatte er nun ferner gefunden, daſs ſie den Grund ihrer Möglichkeit nicht in ſich ſelbſt habe; und da er ſich durch die Kraft des klaren Denkens das, was ihm dort unbegreiflich war, nicht auflöſen konnte: ſo muſste die göttliche Gnade, eingreifend, wo die natürliche Kraft aufhört, ihm das Fehlende erſetzen. Und als er dieſes Eingreifen der Gottheit in die Natur bey den Myſtikern ſo weit durchgeführt fand: ſo konnte ihm Hoffmanns Experimentalphyſik nicht genügen. Er hatte ſich an dieſen gewandt, um zu erfahren, ob er jetzt mehr aus den Experimenten erkennen möchte, als ehemals; aber bey ſeiner Vertraulichkeit mit dem Sinn der Myſtiker, der deſto göttlicher erſcheint, je mehr er die Natur als ein Gan-

Digitized by Google

ses umfafst, und sich nicht auf das Einzelne, welches er für kleinlich hält, einläfst, konnte er mit der Langsamkeit der Experimentirkunst, welche aus den Erscheinungen die Regel herleitet, sich nicht versöhnen, sondern er meinte, die Regel müsse zuvor aufgestellt seyn, und die Experimente, die sonst die Kosten nicht verdienten, müfsten sie nur bestätigen. Daher gerieth er auf den Gedanken, die Natur *a priori* zu construiren, und er beredete sich leicht, dafs es geschehen sey, da er nur so lange vereinigen und trennen, drehen und wenden durfte, bis das herausgebracht war, was, wie er ja vorher wufste, herausgebracht werden sollte: die Welt, wie sie ihm gegeben war." CT.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Werkmeister: *Die Blumen und der Schmetterling.* Zehn Lieder von *Karl Müchler.* In Musik gesetzt mit Begleitung des Pianoforte und eines willkührlichen Violoncells von *Friedrich Heinrich Himmel.* Mit 10 Kupfertafeln. 7 Bog. gr. Fol. (1 Rthlr. 8 gr.) Wohl steht es mit der Kunst, wenn selbst ihre Koryphäen, die beschränkte Form nicht verschmähend, im kleinen Gefäfse Köstliches einfassen, und jedem Reinen fleifsig spenden, damit er's lege, ein hochwillkommenes Opfer, auf den Altar der Grazien. Seit Künstler wie Reichardt, Himmel, Righini u. s. w. sich des *Liedes* annahmen, ist nicht nur diese musikalische Form zu einer einzigen Blüthe im Kranze unserer Tonkunst geworden, sondern die Liebe zum Gesang, und durch ihn die Liebe zur Musik überhaupt, hat sich allgemeiner verbreitet, und herrlicher zur Bildung des Gemüthes mitgewirkt. Einen neuen Kranz hat sich der vielgeliebte Künstler, in diesen gesangreichen Liedern, zu seinem Ruhme gewunden, den freylich der Dichter nicht mit ihm theilen kann. Dieser schildert, nach einer Zueignung an *Deutschlands Töchter*, jede Blume in einem eigenen Liede (das Schneeglöckchen, das Veilchen, die Myrthe, die Narzisse, das Vergifsmeinnicht, die Nelke und die Rose). Nicht wohl mit dem Lyrischen verschmilzt sich die didaktische Tendenz, welche, besonders am Ende jedes Stücks, in einer Nutzanwendung etwas prosaisch hervortritt. Z. B. beym Schneeglöckchen:

Bleibe diesem Blümchen gleich,
Such' in truben rauhen Zeiten
Fried' und Freude zu verbreiten,
schaff' um dich ein Himmelreich.
Es steht ganz in deiner Macht,
wenn du im Verborgnen blühest u. s. w.

Bey der Myrthe:

Ihr Töchter Teuts!
den höchsten *Reiz*
verleiht euch die Krone der Myrthen,
wenn froh und frey
Euch Lieb' und Treu
die Stirne der Unschuld umgürten!

In dem Liede: die Narzisse, wird die Geschichte des Narziss ziemlich matt erzählt, und geschlossen:

So der Eitelkeit zum Raube,
schliefst sich ungeliebt sein Lauf,
und es sprieſst aus seinem Staube
eine Blume *warnend* auf.

Wie verhält sich dieses mit den Worten der Zueignung:

„*Deutsche Mädchen*, jedes werde
diesen holden Blumen gleich!"

Darauf kömmt der Wechselgesang der Blumen. Jede sagt wieder einzeln, was sie schon vorher gesungen hatte, und alle verbinden sich, „der Schönheit zu dienen, der Unschuld zur Freude."

Himmel hat, wie ein ächter Tonkünstler, an das Einzelne des Taktes sich nicht kehrend, den Charakter der Blumen mit ungemeiner Zartheit, Innigkeit und Mannichfaltigkeit in diesen Melodieen ausgesprochen. *Schneeglöckchen, Veilchen, Narzisse. Vergifsmeinnicht*, jedes in eigener Tonart, sind die schönsten dieser Blumen. Die *Palme* hat etwas Gewöhnlicheres, und erinnert an manches andere Stück. In dem Wechselgesang sind die einzelnen herrlich zu einem Rundgesange verbunden, jedes mit einer kleinen Abänderung. Der *Schmetterling*, mit welchem sich auch der Dichter höher geschwungen hat, ist voll einer herrlichen, freyen Beweglichkeit, und beschliefst das Ganze sehr schön. Das *Aufsere* ist einer solchen Gabe würdig; der scharfe und dunkele, auf starkem und weifsem Schweizerpapiere in die Augen fallende Druck gereicht der Officin und dem Verleger zur Ehre. Die von *Nölker* lebendig gezeichneten, von *Jugel* fein und fleifsig gestochenen Blätter sind, besonders der erste Kranz, Myrthe, Narciss, Rose, der letztere Kranz mit dem Schmetterling in der Mitte meisterhaft, und geben dem Werke einen ausgezeichneten Werth. M.....s.

Leipzig, b. Göschen: *Bruis und Palaprat, oder die zwey Verfasser eines Stucks*, ein Spiel in Versen aus und nach d. Franz. des Hn. *Etienne*. 1809. 6o 8. gr. 8. Das deutsche Theater ist an kleinen interessanten und unterhaltenden Nachspielen am ärmsten; jeder nicht mifslungene Versuch, diesem Mangel abzuhelfen, mufs also willkommen seyn. Bruis und Palaprat wird auf den franz. Theatern gern gesehen und wird auch in der Übersetzung auf deutschen mit Vergnügen gesehen werden. Bruis und Palaprat, zwey verdienstvolle Schauspieler und interessante Menschen, lebten unter Ludwig dem Vierzehnten, und schrieben gemeinschaftlich verschiedene Theaterstücke. Das geschätzteste davon ist *le grondeur*, das noch immer auf dem Repertoire der pariser Bühne ist. (Bruis allein arbeitete das alte Stück, der Advocat Patelin, um, das man immer noch eben so gern wie die molier'schen sieht.) Sie waren die herzlichsten Freunde bis zum Tode. Der Stoff dieses kleinen Nachspiels ist gröfstentheils von der Erfindung des Verfassers, doch die Züge, die er Bruis und Palaprat leihet, sind ganz mit dem übereinstimmend, was uns von Beider Charakter bekannt ist. Da Rec. das Original nicht hat: so kann er nicht bestimmen, wie weit die Übersetzung demselben treu geblieben ist. Der Übersetzer ist ein achtungswerther Kaufmann, der von allen mercantilischen Geschäften sich zurückgezogen hat, und seine Mufse solchen kleinen Arbeiten ehrenvoll widmet. Er hat, nach dem Vorbilde mehrerer neuerer Dichter solcher kleiner Spiele, in Versen übertragen, und diese Verse sind ihm im Ganzen sehr gut gerathen. Stofst man hie und da auch auf Härten: so mufs man bedenken, dafs weit geübtere Dichter von solchen nicht frey sind. Mehrere derselben machen sich kein Gewissen daraus, *Leid* und *Zeit*, *Freude* und *heute* zu reimen, ein Übelklang, der hier gröfstentheils vermieden ist. Uns scheint die Übersetzung weit vorzüglicher zu seyn, als die eines sonst verdienstvollen Gelehrten, der Bruis und Palaprat ganz neuerlich in Prosa übertragen hat. Zur Probe von der hier angezeigten Übersetzung möge folgende Stelle stehen, die wir nicht mühsam ausgewählt haben:

Studire lange Zeit, und zeichne Charaktere,
bring Wahrheit, Leben, Geist und offne Laun' hinein,
mifsfällig wirst du bald dem feinen Cirkel seyn.
Mit Treue wolltest Du der Zeiten Sitten schildern,
Dir fehlt der gute Ton, man gähnt bey deinen Bildern.
Doch male ohne Kraft und licht- und schattenlos,
sieh' auf das Liebliche, auf das Gefäll'ge blofs,
besonders zeige uns recht niedliche Figuren,
recht zarte Formen in ächt griechischen Conturen,
sprich schöne Sentiments in prächtgen Worten aus,
und man beklatschet Dich bey einem vollen Haus'.
So wahr ist's, lieber Freund, dafs in der heut'gen Welt,
man durch Ein Mittel nur, durch Schmeicheley, gefällt.

Die Übersetzung würde dadurch an Interesse für Deutsche sehr viel gewonnen haben, wenn ein Paar deutsche Dichter dem franz. substituirt waren, und der Übersetzer, wie in der angeführten Stelle, so überall auf deutsche Eigenheiten, Vorfälle in der Welt, in welcher sich das Stück bewegt, Rücksicht genommen hätte. Die Stelle des Herzogs von Verdome hätte ein deutscher Mäcen dann vertreten müssen. Das Äufsere dieser Übersetzung ist, wie man von Hn. Göschen gewohnt ist, sehr elegant. J. J.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hildburghausen, b. Hanisch's W.: *Der Musikus, oder von der gründlichen Erlernung der Musik.* Von *C. G. J. Hummel.* 1803. VI u. 164 S. 8. (14 gr.)

Dem Titel zufolge glaubte Rec. ein Werk zu finden, in welchem der Vf. nicht allein die Summe der zur Erlernung der Musik unmittelbar nothwendigen Kenntnisse und Kunstfertigkeiten bestimmt angegeben, und gezeigt hätte, auf welche Art der angehende Tonkünstler sich dieselben zu erwerben suchen müsse, sondern in welchem auch von dem dazu erfoderlichen Talent, von den Nebenkenntnissen und Hülfswissenschaften gehandelt worden wäre. Ein ausführliches Werk dieser Art würde ein wichtiges Geschenk nicht nur für diejenigen gewesen seyn, die sich der Tonkunst ausschliessend widmen wollen, und die gewöhnlich mit dem Umfange dessen, was zur zweckmäfsigen und guten Ausübung der Kunst erfoderlich ist, noch ganz unbekannt sind, es würde nicht nur für manchen Musiklehrer, der gewohnt ist, bey dem Unterrichte von einem Gegenstande ohne Ordnung und Zusammenhang zu dem anderen überzugehen, einen nützlichen Leitfaden abgegeben haben, sondern es würden sich auch aus demselben die nachtheiligen Folgen ergeben haben, die am Ende daraus hervorgehen müssen, wenn ein förmlicher Cursus der Musik gänzlich vernachlässigt, und blosse Empirie, auf uncultivirtes Talent erbaut, immer mehr zur Ordnung des Tages wird. Zu einem solchen Werke fehlt es in den Schriften über die Musik nicht an brauchbaren Materialien. Die kritischen Zeitschriften, die Lehrbücher über einzelne Zweige der Kunst u. s. w. enthalten für denjenigen, der mit kritischem Geiste zu wählen weifs, einen reichen Schatz von Bemerkungen über das gründliche Studium der Musik. In *Forkels* Einladungsschrift: *Über die Theorie der Musik* u. s. w., und in der Einleitung zu seiner *allgemeinen Geschichte der Musik*, findet man eine vollständige Übersicht aller Theile der Kunst und ihrer Hülfswissenschaften auf eine genügende Art entwickelt und geordnet; und *Klein* hat in der Einleitung seines Versuchs eines Lehrbuchs der praktischen Musik eine Skizze von der gründlichen Erlernung der Musik gegeben, die, um ein Werk von der oben angezeigten Art zu erhalten, nur weiter ausgeführt zu werden brauchte. Alle diese Vortheile hat der Vf., dem es nicht an Belesenheit mangelt, der sie aber oft am unrechten Orte zeigt, nicht benutzt; ja er ist, genau genommen, nicht einmal völlig in seinen Gegenstand eingedrungen. Und dennoch sagt er in der Vorrede, dieses Werk sey von verschiedenen grofsen und bewährten Tonkünstlern durchgesehen, und des besten Beyfalls gewürdigt worden. Rec. sieht sich genöthigt, an diesen Beyfallsbezeigungen zu zweifeln; der Vf. müfste denn unter diejenigen gehören, die ihre Producte Männern von Kenntnissen zur Durchsicht anfnöthigen, sich aber dabey deutlich genug merken lassen, dafs sie darüber nicht belehrt, sondern blofs gelobt seyn wollen.

Gleich zu Anfange der Vorrede sagt der Vf.: „Das, was man hier auf diesen wenigen Bogen von der Tonkunst überhaupt, und von der gründlichen Erlernung derselben, gesagt findet, waren gröfstentheils Gedanken meines Vaters, die er sowohl gegen verschiedene Tonkünstler und Musikfreunde, als auch besonders gegen seine Schüler von verschiedenem Alter, Fähigkeiten und Erziehung zum öftern geäufsert hat." Der Vf. hätte bedenken sollen, dafs einzelne im Gespräche mit Tonkünstlern, oder bey dem Unterrichte gegen Anfänger, geäufserte Gedanken als einzelne Gedanken sehr richtig und beyfallswerth seyn können, ohne dafs sie dazu geeignet sind, hinreichenden Stoff zu einem Werke über die gründliche Erlernung der Kunst abzugeben.

Das Werk ist in 4 Capitel abgetheilt. I. *Von der Musik überhaupt.* Schon die Herleitung des Wortes *Musik* aus dem Griechischen ist höchst weitschweifig. Wozu in einem solchen Werke die längst veraltete Herleitung dieses Wortes aus dem Hebräischen, nach *Mayers* neueröffnetem theoretischen und praktischen Musiksaale? Wozu hier die in Noten beygefügte Geschichte des Orpheus und Homers? Ehe der Vf. §. 2 zu dem Begriffe des Wortes Musik übergeht, theilt er einige Gedanken über die Bemerkung mit, dafs Jünglinge oft nicht wissen, zu was sie sich entschliefsen sollen, um künftig ihren Unterhalt zu finden u. s. w. Wenn auch der Vf. Ursache hatte, diesen Gegenstand gerade hier abzuhandeln, und seinen Bemerkungen über den Vorsatz junger Leute, die Musik zu ihrem Geschäfte zu machen, keinen besonderen Abschnitt zu widmen: so hätte er dennoch tiefer in den Gegenstand eindringen, und zugleich zeigen sollen, welche Schul- oder Vor-Kenntnisse man von dem Jünglinge, der die Tonkunst gründlich studiren will, mit Recht fodern müsse. Was den Begriff des Wortes Musik selbst angeht: so wäre der aus *Bachmanns* Entwurf zu Vorlesungen angeführte,

Digitized by Google

jetzt gewöhnliche Begriff zum Zwecke des Werkes vollkommen hinreichend gewesen. Statt dessen aber giebt der Vf., ausser drey anderen ähnlichen Begriffen, auch noch den von *Walther* zum Besten, die Musik sey die Wissenschaft, wohl zu singen, zu spielen und zu componiren, und bey dieser Gelegenheit erhalten wir zugleich in einer Note Walthers kurze Biographie. Doch auch das ist ihm noch nicht genug, er findet für gut, auch *Werkmeisters* Begriff, aus dessen musikalischem Wegweiser wieder aufzuwärmen, die Musik sey eine mathematische Wissenschaft, welche uns durch die Zahlen zeigt den rechten Unterschied und Abtheilung des Klanges, woraus wir eine geschickte und natürliche Harmonie setzen können. Wer sieht hieraus nicht, wie bequem sich es der Vf. zu machen weiss, einige Blätter seines Buches anzufüllen! — Auch bey der Eintheilung der Musik (§. 3) verfährt der Vf. ganz zweckwidrig. Anstatt uns mit allen zur modernen Musik gehörigen Theilen und Hülfswissenschaften bekannt zu machen, giebt er die alte bey den Griechen gewöhnliche Eintheilung nach dem Aristides, die eigentlich in die Geschichte der Musik der Griechen gehört, wahrscheinlich blos, um Gelegenheit zu bekommen, dem Leser in einer Note berichten zu können, in welchem Zeitraume dieser alte griechische Schriftsteller gelebt, und welche Schriften er uns hinterlassen hat. In Ansehung einer vollendeten Darstellung des Umfanges der modernen Musik verweiset er auf *Forkels* Einladungsschrift. — „Um aber doch (heisst es S. 15) die Eintheilung der Neueren nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen: so will ich nur das Nöthigste ausheben." — — Wäre es nicht weit zweckmäsiger gewesen, den Gegenstand vollständig darzustellen, und dagegen die alten abgeschmackten Eintheilungen der Musik in *musica antiqua, arithmetica etc.*, die der Vf. aus *Walthers* Lexikon Note 22 anführt, wegzulassen? Überhaupt hätte der Vf., nach der Darstellung aller Theile der Kunst und ihrer Hülfswissenschaften, zeigen sollen, in wie weit der Artist, der Tonsetzer, oder der Theorist, und zwar jeder nach seinem verschiedenen Zwecke, in jeden dieser Theile einzudringen habe, und in welcher Ordnung er die ihm nothwendigen Kenntnisse sich zu erwerben suchen müsse. Statt dessen hat der Vf. eine Zergliederung der musikalischen Zeichenlehre eingerückt, die nicht hieher gehört, weil er nicht als Lehrer aller verschiedenen Zweige der Kunst auftritt, und, die so wie er sie hier abgehandelt hat, für den Anfänger völlig unzureichend ist. Am Ende dieses Capitels kömmt der Vf. noch auf die Frage, ob denn auch die Musik unter den Menschen nothwendig sey, oder ob wir sie nicht vielmehr als etwas Überflüssiges, Lächerliches, Kostspieliges oder gar Schädliches betrachten können. Die Beantwortung derselben beginnt folgendergestalt: „Der Bauer, der oft gefühlloser als das Vieh, mit dem er täglich Umgang hat, urtheilt nicht allein zuweilen so von der edlen Tonkunst, sondern oft auch der, der mit seinem Verstande so manche Dunkelheit erhellt u. s. w." — Ohne Zweifel haben unsere Leser weiter kein Verlangen, die Resultate dieser Betrachtung kennen zu lernen.

Cap. II, *von dem Ursprunge und Fortgange der Musik*, nimmt über die Hälfte des ganzen Werkes ein. Da der Vf. blos von der gründlichen Erlernung der Kunst überhaupt handeln wollte: so wäre es zu seinem Zwecke hinreichend gewesen, theils die Gründe anzuzeigen, warum sowohl dem Artisten als dem Theoristen Kenntnisse der Geschichte der Kunst nothwendig sind, theils die Schriften namhaft zu machen, aus welchen man diese Kenntnisse schöpfen kann. Allein er hat für gut gefunden, seinem Werke eine Einleitung in die Geschichte der Kunst, und einen ganz kurzen und unvollständigen Abriss der Geschichte der Musik einzuverleiben. In Ansehung des Ursprungs der Musik sucht der Vf. die veraltete, im 17 Jahrhunderte besonders von Salomon van Til verbreitete Meinung zu unterstützen, dass der Gesang der Vögel den Menschen die nächste Veranlassung zur Erfindung der Musik gegeben habe, und glaubt, diese Meinung mit allen übrigen Meinungen über den Ursprung dieser Kunst auf eine befriedigende Art vereinigen zu können.

Cap. III. *Von dem Missbrauche des Wortes Musikus.* „Unter einem wahren Musikus (heisst es S. 104) darf nicht verstanden werden: 1) der jedes vorgelegte Stück zur Noth mit allen verschiedenen Zeichen, Pausen u. s. w. abspielen oder absingen kann; selbst der nicht, der einen Generalbass auf der Orgel, ohne ihn vorher erst durchgesehen zu haben, nach allen Regeln trifft, und auch noch verschiedene musikalische Instrumente zu spielen versteht." — „2) Noch weit weniger verdient den ehrenvollen Namen, der von der Musik als von einem Handwerke spricht u. s. w." „Auch der ist 3) kein wahrer Musikus, der zuweilen eine Musik aufführen muss, und dann dabey unaufhörlich mit dem Kopfe nickt, — — oder der an öffentlichen Örtern, wie z. B. in Wirths-, Brantewein- und Becken-Häusern, mit seiner musikalischen Geschicklichkeit pralet u. s. w." „Auch der verdient 4) nicht Musikus genannt zu werden, der nach dem Gehör, sollte es auch nach Noten seyn, auf der Harfe, Cyther, Querpfeife, Leyer, Strohfiedel u. s. w., ein bekanntes Liedchen herleyert, wo Kinder, und vielleicht auch nur der dumme Bauer, den Wunsch laut äussert, auch dies können zu mögen." Welch ein erbärmliches Gewäsch! — In der Folge wird der längst veraltete Streit über den Gebrauch des Wortes Musikant wieder aufgewärmt, wozu vor ungefähr 70 Jahren der Kapellmeister *Scheibe* in seinem kritischen Musikus die erste Veranlassung gab.

Mit dem IV Cap.: *was zu einem wirklichen Musikus erfodert wird*, scheint endlich der Vf., beynahe am Schlusse seines Buches, dem eigentlichen Zwecke desselben näher zu rücken. Allein es scheint auch nur so; denn Alles, was er hier von der gründlichen Erlernung der Musik sagt, ist auf S. 160 enthalten, und besteht in folgenden Worten: „Zum praktischen Theile der Musik wird aber vorzüglich erfodert: die Singekunst, als der Anfang von allen. Sodann: der

Digitized by Google

Generalbafs; der Choral, nebft dem, was dazu gehört; die Setzkunft; das Phantafiren, und endlich die Mufik zu lehren und Andere darin auf eine faslliche und gründliche Weife zu unterrichten." — Alles Übrige betrifft blofs einige Hülfswiffenfchaften derfelben. Der Vf. verlangt von demjenigen, der die Mufik gründlich erlernen will, 1) feines menfchliches Gefühl, worunter er das äfthetifche Gefühl verfteht. In Rückficht der Urfachen, warum der Künftler diefes Gefühl befitzen mufs, hat der Vf. fehr weit ausgeholt, dennoch aber nur oberflächlich gefchöpft. Warum er hier blofs von dem Chorale, mit Ausfchliefsung aller übrigen Arten und Gattungen der Kunftproducte, fo weitläuftig gehandelt hat, ift nicht einzufehen. 2) Dafs er die Gefchichte und befonders die Gefchichte der Mufik kenne. „Will er aber die Gefchichte der Mufik gründlich ftudiren (S. 131): fo mufs er auch nicht verabfäumen, alles das zu lernen, was als Hülfsmittel dazu durchaus erfodert wird." Zu diefen Hülfsmitteln rechnet der Vf. mit Recht die Kenntnifs der zu dem gründlichen Studium der Gefchichte der Kunft nöthigen Sprachen. Nur hätte dabey nicht unbemerkt bleiben follen, dafs ein folches Studium der Gefchichte der Mufik, wie der Vf. es hier vorausfetzt, nicht die Sache jeder Tonkünftlers überhaupt, fondern blofs desjenigen fey, der fich insbefondere mit Aufklärungen über die Gegenftände der Gefchichte der Tonkunft befchäftigt. Eben fo urtheilt der Vf. auch ohne alle Rückfichten über die von dem Tonkünftler zu erlernenden fremden Sprachen. Er ift fogar mit fich nicht einig, ob dem Tonkünftler die Kenntnifs der griechifchen oder der englifchen Sprache nothwendiger fey, und zwar theils, weil in Deutfchland anjetzt viel Englifch gefprochen werde, theils weil Burney das Tagebuch feiner Reife in diefer Sprache gefchrieben habe. Von der lateinifchen heifst es S. 136: „Zufrieden wollen oder müffen wir vielmehr feyn, wenn er (der Mufikus) nur die lateinifche Sprache gründlich erlernt hat, ohne welche er fich immer nur einen Stümper, wenigftens keinen gelehrten Mufikus zu nennen, fich im Sinne (in den Sinn) kommen laffen darf." In Anfehung der italiänifchen Sprache, von welcher Vf. unter allen am meiften zu fagen Gelegenheit gehabt hätte, weifs er felbft nicht recht, was er will, denn am Ende kömmt er darauf hinaus, dafs fie einftweilen nebft der franzöfifchen für den Tonkünftler als Aushelfer zu betrachten fey, um nur die Über- und Unter-Schriften der Tonftücke zu verftehen. „Doch darf (fügt er abermal hinzu) ein folcher fich nicht unter die gelehrten Mufiker fetzen wollen."

Gänzliche Vernachläffigung der Mutterfprache fcheint der Vf. einem gründlichen und gelehrten Tonkünftler nach feinem Ideal gern zu verzeihen, denn bey aller Weitfchweifigkeit gedenkt er der Nothwendigkeit, fich in der Mutterfprache richtig ausdrücken zu können, mit keinem Worte. Zum Schluffe mag folgende Stelle beweifen, wie weit es der Vf. felbft in diefem Stücke gebracht hat. Nachdem er S. 131 bemerkt hat, dafs Sprachen die nöthigften Erfoderniffe find, die Gefchichte zu ftudiren, fährt er in der Periode unmittelbar folgendergeftalt fort: „weil man ohne Sprachen, nicht alle diejenigen Schriften verftehen kann, die über die Mufik fchreiben oder fchon gefchrieben worden find, welche Letztere fich gröfstentheils nicht der deutfchen Sprache bedient haben." o —

Leipzig, b. Hoffmeifter u. Kühnel: *Grand Concerto pour Violon*, avec accompagnement de deux Violons, Alto, Basse, deux Hautbois, deux Cors et Flûte, composé par *R. Kreutzer*, membre du Conservatoire de Musique. Oeuv. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

Obgleich bey dem Streben unferer Concert-Geiger, fich mit Concerten von *Kreutzer* und *Rode* hören zu laffen, die flüchtige Spielart derfelben mit dem wahren Vortrage diefer Concerte noch bis jetzt fehr contraftirt, und ob es gleich den mehreften Violiniften, die fich nach diefer einfeitigen Spielart gebildet haben, nach welcher die Allegrofätze in einem fehr gefchwinden Zeitmafse vorgetragen, und alle Paffagen derfelben ohne Unterfchied mit kurzer Strichart und fpringendem Bogen abgefertigt werden, mifslingen möchte, ihren Bogenftrich fo umzubilden, wie es zum Vortrage diefer Concerte nöthig ift: fo läfst fich dennoch von diefem faft allgemein zu bemerkenden Streben, mit Productionen aus der neueren franzöfifchen Schule aufzutreten, nicht ohne Grund fehr viel für die Veredlung des Violinfpiels, oder richtiger für das Wiederaufleben des guten Violinfpiels, nach dem Gefchmacke der Zeit modificirt, hoffen. Freylich wird es den meiften Violinfpielern nicht wenig Mühe koften, die Allegrofätze in einem gemäfsigten Zeitmafse, ohne unnöthige und kleinliche Verzierungen, und mit der nöthigen Ruhe fpielen zu lernen, ihren blofs zum kurzen Abftofsen der Noten gewöhnten Bogen langfam, kräftig, mit völliger Gleichheit und ohne alles Schwanken, in feiner ganzen Länge zu gebrauchen, und dabey die feineren Modificationen der Stärke und Schwäche des Tones heraus zu heben, nächft diefem aber auch fich Sicherheit in denjenigen fchwierigen Applicaturen zu erwerben, die theils zum Vortrage der ungewöhnlicheren Stellen, theils um den Geift diefer oder jener fangbaren Phrafe lebendig auszuhauchen, nothwendig find. Lauter Eigenfchaften, ohne deren Befitz es keinem Violinfpieler anzurathen ift, fich in Concerte von *Kreutzer* einfpielen zu wollen.

Das angezeigte Concert ift in *A dur* gefetzt, und in der bekannten Manier des Vfs.. Das erfte Allegro trägt den Charakter des Prachtvollen, und ift der hervorftechendfte Satz diefes Concerts, fowohl in Hinficht auf Anlage und Ausführung, als auf die Wirkung. Das Adagio in *E dur* ift fehr kurz; es gleicht mehr einer Skizze, als einem ausgeführten Satze. Seine Wirkung mufs es vorzüglich durch gute Haltung und Tragen des Tones erlangen. Am wenigften wird dem Kenner das Rondo in $\frac{2}{4}$ Takt zufagen. Das wenig Intereffe erregende Thema, die faft unzählige Menge der Noten mit kurzen Trillern, die allzulange Ausführung der Couplets, und die, wie gewöhnlich, immer Mangel an innerem Gehalte leidenden Octa-

Digitized by Google

ven-Paſſagen ermüden das Ohr in dieſem Satze um ſo mehr, je mehr es durch das Prachtvolle des erſten Allegro afficirt worden iſt. Von ſehr guter Wirkung iſt jedoch der Eintritt des zweyten Couplets in der harten Tonart der kleinen Sexte, nämlich in *F dur*, auf welche dieſer Zwiſchenſatz begründet iſt.

Bey dem Vorzuge, welchen die Concerte des Vfs. vor vielen anderen Producten dieſer Art in Hinſicht auf die höheren Erfoderniſſe der Kunſt mit Recht behaupten, wäre zu wünſchen, daſs Hr. *K.* mehr Rückſicht auf die Reinheit des Satzes nähme, denn mit der Befolgung der harmoniſchen Regeln nimmt er es ſo genau nicht. Octavenfolgen der ſchlimmſten Art, nämlich ſolche, wobey die beiden Octaven in den äuſserſten Stimmen mittelſt der Verdoppelung eines Leittons zum Vorſcheine kommen, finden ſich hin und wieder. Auch würde dieſes Concert einen weit höheren Grad der Vollkommenheit haben, wenn der Vf. mehr Fleiſs auf die Bearbeitung des Accompagnements verwendet hätte, welches ſich hie und da bald zu überladen, bald zu mager, mit der Hauptſtimme vereinigt. —o—

Leipzig, b. Breitkopf und Härtel: *Cantate für vier Singſtimmen mit Begleitung des Orcheſters*, in Muſik geſetzt von *J. R. Zumſteg*, Partitur. No. I. II. III. IV. (Jede No. 18 gr.)

Hr Z. hatte ſo viel gutes natürliches Gefühl und eine ſo glückliche Anlage zum angenehmen gefälligen Geſange, dabey ſo gute Kenntniſs von der Behandlung des Orcheſters, und ſelbſt ſo viel harmoniſches Studium, daſs er, was er auch vornahm, mit einer gewiſſen Sicherheit ausführte; daher es denn auch nie ſeine gute Wirkung aufs Ohr und ſelten die aufs Herz verfehlen konnte. Aber an Tiefe und Charakter fehlt es den meiſten ſeiner Arbeiten, und dieſs gilt auch, bis auf einige brav gearbeitete Chöre, von dieſer Cantate. Sehr angenehme und rührende Melodieen, glänzende und gefällige Inſtrumentaleffecte kommen hier häufig vor. Allein von dem wahren heiligen Charakter und der hohen Ruhe und Würde, die ihn doch eigentlich charakteriſirt, findet man wenig darin. Von ſeiner oft nachläſſigen Behandlung der Verſe findet ſich in der Arie der erſten Cantate ein Beyſpiel, das wir in Rückſicht auf junge Künſtler, denen beliebte Componiſten mit ihren Fehlern ſo leicht gefährlich werden, unmöglich ungerügt laſſen können. Die Verſe, die kein Componiſt von Sinn und Urtheil hätte componiren müſſen, heiſsen:

Wenn ich dieſs Ganze! Weſſen Macht
Am erſten aller Tage
Es aus dem Nichts hervorgebracht?
Voll Durſt nach Weisheit frage:
So nennt es mir, Du Erſter, Dich,
Du Weſen aller Weſen.
Gott, Deinen Namen nur kann ich
Auf allen Dingen leſen
Und keines Andern Namen.

Dieſe an ſich undeutlichen Verſe macht Hr. *Z.* durch ganz unvorzeihliche und in jeder Rückſicht unzweckmäſsige Dehnungen noch unverſtändlicher. Er läſst erſt die Singſtimme mit dem erſten *Wenn* in die Schluſstakte des Ritornells einfallen, und dieſe unbedeutende Sylbe bis in den vierten Takt aushalten; dann kommen die Worte *ich dieſs Ganze* kurz nach; nun wiederholt er die Worte *wenn ich dieſs Ganze* noch einmal, wieder mit einer Dehnung von anderthalb Takten auf dem Wörtlein *Wenn*, und mit einem melodiſchen und halben harmoniſchen Schluſs auf das Wort *Ganze*. Nach zwey halben Takt Pauſen fängt nun ganz neu an: *weſſen Macht*, mit zwey Takt langer Dehnung auf *Macht*, dann *am erſten*, mit einer krauſen Paſſage von drey Takten auf der erſten Sylbe des Wörtleins *erſten*; darauf gehts zum förmlichen Schluſs mit einem kräftigen Uniſonus bis *hervorgebracht*; der Schluſs wird durch ein Inganno aufgehalten, um das Fragezeichen (das hier nicht einmal eine eigentliche Frage bezeichnet) auszudrücken. Nun hebt eine neue Melodie an, zu den Worten: *voll Durſt nach Weisheit frage*, und wieder eine ganz verſchiedene, faſt klagende Melodie zu den Worten: *ſo nennt es mir Du Erſter dich, Du Weſen*; auf der erſten Sylbe dieſes letzten Wortes verweilt Hr. Z. wieder vier Takte, und bringt darauf eine Correlatur an. Dann wiederholt er den Vers, um eine eben ſo lange und noch buntere Correlatur auf die erſte Sylbe von *aller* anzubringen; zum Schluſs erhält die erſte Sylbe des Wortes *andern* im letzten Verſe noch eine Correlatur von zehn Takten. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob der Componiſt ſich über die Verſe oder über die Zuhörer habe luſtig machen wollen, da die letzteren nur zu geneigt ſind, von einem einmal beliebten Componiſten Alles hinzunehmen, und für ſchön gelten zu laſſen.

Die Verlagshandlung verdient indeſs, beſonders von Cantoren, vielen Dank, daſs ſie dieſe im Ganzen braven Arbeiten um ſo billigen Preis in vollſtändiger Partitur bekannt gemacht hat. Möge ſie doch fortfahren, dem groſsen Bedürfniſs unſerer Kirchen auf ſo gute Weiſe ferner abzuhelfen! f.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Hannover*, b. Gebr. Hahn: *Lieder der Religion, der Freundſchaft und Liebe*, mit Clavierbegleitung von *F. B. Benneken*. 54 S. gr. Quer-Folio (2 Rthlr.) Etwas Kälteres und Unbedeutenderes als dieſe, mit dem herrlichen Drillings-Titel prangenden Lieder, iſt Rec. ſo leicht nicht vorgekommen. Die Melodieen beſtehen aus den alltäglichſten Reminiſcenzen, und ſcheinen den Worten nur nothgedrungen, dieſe den Melodieen oft wohl erſt, hinterdrein angepaſst zu ſeyn; den meiſten könnte man ganz andere Verſe, von ganz verſchiedenem Inhalt, ja ſelbſt von anderen Sylbenmaſsen unterlegen. Die harmoniſche Begleitung iſt nur nothdürftig ſchulgerecht und auch das nicht überall. Daſs dabey an richtige rhythmiſche Behandlung gar nicht, und noch weniger an Charakter und Eigenheit zu denken iſt, wird man leicht vermuthen. Indeſſen werden ſich Liebhaber des Geſanges genug finden, die dieſe Lieder gerade ihrer Mittelmäſsigkeit wegen vielleicht lieber ſingen werden, als manches tiefgefühlte, feingedachte und ſorgfältig ausgearbeitete Lied, das auch, um beym Vortrage ſeine eigene Wirkung zu thun, wieder tief gefühlt, durchdacht und ſorgfältig vorgetragen ſeyn will. Tr.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

THEOLOGIE.

HARDERWYK, b. Tyhoff: *Nahumi vaticinium, philologice et critice expoſitum*, ſ. ſpecimen academicum, quod praeſide *J. H. Pareau*, Theol. Doct. etc., publicae disputationi committit *Everardus Kreenen*, auctor. 1808. 131 S. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieſe Erklärung des Prophethen Nahum, dem unter den hebräiſchen Dichtern ein vorzüglicher Platz gebührt, empfiehlt ſich durch eine treffliche Benutzung der wichtigſten Vorarbeiten gründlicher, namentlich holländiſcher, Philologen und durch manchen ſchätzbaren eigenen Verſuch allen lernbegierigen Bibelauslegern zu einer dankbaren Aufnahme und einem ſorgfältigen Studium. Keinen geringen Werth verleihen dieſer Arbeit die zahlreichen, gröſstentheils befriedigenden handſchriftlichen Bemerkungen des verſtorbenen berühmten Orientaliſten *N. W. Schröder*. Um von dieſen zuerſt unſeren Leſern einen Vorſchmack zu geben, wollen wir zunächſt über die ſehr dunkele erſte Hälfte des 10 V. Cap. 1, deren Aufhellung auch Hn. *Frähn* und Hn. *Juſti* in ſeiner neueſten Überſetzung des Nahum miſslungen iſt, die neuen und ſcharfſinnigen Anſichten deſſelben mittheilen. Der ſehr wahren Bemerkung zufolge, daſs man das von unſerem Dichter gebrauchte Bild von *Dornen* keinen Augenblick bey unſerer Stelle aus den Augen verlieren dürfe, fährt Hr. *S.* S. 66 alſo fort:

„Thema סבא in ſua origine notavit *radere, deradere*, et ſpeciatim uſurpatum eſt de deraſione tegumenti, ut quando pellis animalis *deglubitur*, vel cortex arboris *deraditur* atque *deſtringitur*. Idem illud סבא uſurpatum eſt de ſpinis, quae ſuis aculeis cutem *deradunt, deſtringunt* et *lacerant*, prouti Arabes in verbo, quod huic cognatum eſt, شبك, notionem habent *aculei cutem deſtringentis*. Hinc itaque interpretor illud כסבאם ſecundum *deſtringere ipſorum* ſc. Aſſyriorum i. e. *quemadmodum ipſi deſtrinxerunt ad inſtar ſpinarum, quae infeſtis aculeis radentes et cutem deſtringentes vulnerant et lacerant*. Alteram vocem מכאים *deſtricti* ſc. ſunt *Aſſyrii* per figuram elegantem ανταναλλαγης alia accipio notione, nempe de *deraſione* ſ. *deſtrictione* qualis eſt *ſpinarum*, quando ferro *deſtringitur* earum cortex cum ſuis aculeis, ut laedere et pungere amplius non poſſint. Tota itaque phraſis: *quemadmodum ipſi deſtrinxerunt, ipſi deſtricti ſunt*, in hunc ſenſum exit: *quemadmodum Aſſyrii ſpinarum ad inſtar infeſtis aculeis alios hominet et populos laeſerunt et quaſi deſtrinxerunt, ita nunc ipſi viciſſim deſtringentur et deglubentur inſtar earumdem ſpinarum, quarum cortex et aculei ferro deſtringuntur*, ne laedere amplius poſſint.“

Dieſer Deutung gemäſs überſetzt nun Hr. *K.* unſere Stelle ganz paſſend: „*Profecto, ſpinarum inſtar intractabiles ſint: et, uti alios laeſerunt, ita ipſi laedentur.*“ Eben ſo ſehr als die vorgetragene empfiehlt ſich eine andere Erklärung deſſelben Gelehrten von dem V. 12 vorkommenden Worte שְׁלֵמִים durch „*integri, qui hactenus integras et illibatas vires habuere, quas nullus hoſtis frangere aut debilitare potuerit.*“ Denn in derſelben Bedeutung treffen wir das chald. Wort שְׁרִים in d. Targum des Onkelos 2 B. Moſ. XII, 5, in dem Ausdrucke אֲשֶׁר שָׁלִים, und das arab. سَلِيم in *S. de Sacy Chreſtom. Arabe* T. III p. 561 an. Über die Worte בּוּקָה וּמְבוּקָה Cap. 2, 11. wird die lehrreiche Bemerkung mitgetheilt:

„Verbum בוק in toto Hebr. Codice non occurrit, ſed ex dialecto Arabica apparet id cognatum eſſe verbo بقق i. e. *crepare* et hinc *crepitu diſtrumpi* ac *lacerari*. Eadem proprietas noſtri בוק, quod apud Arabes ſpeciatim uſurpatur de *crepitu* et *fragore bellico*, cum hoſtes omnia *perrumpunt* et *diſtrumpunt*, ut nullis clauſtris aut obicibus coerceri ſemet patiantur, quin caedibus et rapinis paſſim graſſentur etc.“

Eine nicht minder treffliche Aufklärung gewährt über das Wort סֹחֵר die Erinnerung:

„ex uſu participiali per ellipſin accepit notionem ſubſtantivam, atque cum hic agatur de urbis obſidione, videtur notare *teſtudinem* vel aliam id genus machinam bellicam, qua oppugnatores ſemet protegebant contra tela, quae ex muris vibrabantur.“

Weniger natürlich und zuläſſig hat uns die neue ſinnreiche Deutung von den dunkelen Worten מְגֻרִים und מְטֻמָּרִים Cap. III, 17 geſchienen. Durch das erſte ſollen vermöge der Abſtammung von גור *milites obſtricti ſacramento ad militiam certa eorum mercede conſtituta*, gleichſam *auctorati*, durch das andere nach dem arab. دسس *phalanges denſius conſtipatae* bezeichnet werden. Denn an unſerer Stelle, wo die in Üppigkeit ſchwelgenden Kaufleute und die Groſsen Ninives nach ihrer zahlreichen Menge, aber zugleich auch nach ihrer ohnmächtigen Feigheit, in charakteriſtiſchen Bildern vergegenwärtigt werden, haben wir offenbar bey den genannten Wörtern an *hohe aſſyriſche Staatswürden* zu denken, deren Bezeichnung der in der Nähe lebende Prophet Nahum oft genug gehört haben mochte, als daſs es ihm irgend auffallend ſcheinen konnte, den eigenthümlichen Namen mit der möglichſten Genauigkeit in die hebr. Sprache überzutragen.

Wenden wir jetzt uns von den gehaltvollen *ſchröderſchen* Anmerkungen, denen wir, wenn es der Raum geſtattete, mehrere gelungene Erläuterungen des Hn. Prof. *Pareau*, die z. B. S. 62 und 125 aufgenommen worden ſind, beyfügen könnten, zu den

Digitized by Google

Hn. *Kreenen* eigenthümlichen Verdienſten um die Aufhellung dieſes Buchs.

Recht wackere Spracherläuterungen, wohin Rec. vorzüglich diejenigen rechnet, die aus dem arabiſchen Sprachgebrauch und zwar aus arabiſchen Dichtern glücklich beygebracht ſind, wechſeln mit mehreren recht guten geſchichtlichen Anmerkungen ab. Aus der erſteren Claſſe empfehlen ſich die Erinnerungen über die Redensart לֹא חָקוּם בָּעֲמִים Cap. 1, 9 S. 63 u. 64; über das Wort בְּרוֹשִׁים, Cap. 2, 4 S. 84; über das Wort בְּרָקִים ebend. V. 5, S. 85. 86; über den Ausdruck בְּקוֹל יְתֵרִים ebend. V. 8, S. 90; über das Wort דהר Cap. 3, 2. S. 100. 101; über die Redensart לָרֹב חֶרֶב ebend. V. 2. S. 102. 103. Aus der letzteren Claſſe wählt Rec. die über den geographiſchen Namen נא אָמוֹן Cap. 3, 8 und über den 9 V. geſammelten Nachrichten. Auch ſind zuweilen treffende Parallelſtellen, wie S. 109 und 120, aus griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern dem Commentar eingefügt worden. Aber dieſes günſtige Urtheil darf nicht dahin gedeutet werden, als wenn die kühne Bilderſprache unſeres erhabenen hebräiſchen Sängers überall befriedigend aufgeklärt, alle Dunkelheiten des Textes glücklich zerſtreuet worden ſeyen. Vielmehr ſind manche unnöthige kritiſche Änderungen beliebt, manche unrichtige Auslegungen verſucht worden, ſo wie mehrere Schwierigkeiten unberührt geblieben. Z. B. C. 1, 14 ſchlägt Hr. *K.* vor, ſtatt עָבִיט zu leſen גָּבִיחַ und אֲבָרִיחַ zu verwandeln in אֲכָרִיחֵךְ ohne Grund. Pſ. 109, 8 findet dieſelbe Conſtruction Statt, und der gewöhnliche Text giebt einen ſehr guten Sinn, wenn man nur überſetzt: „aus deines Gottes Tempel weg will ich vertilgen, nämlich שִׁמְךָ, d. h. ſelbſt an dieſer geweihten Stätte wird Untergang dich treffen; ja zwiſchen gegoſſenen und geſchnitzten Götzen — fährt dann der Dichter im zweyten Gliede fort — wirſt dein Grab du finden, אָשִׂים קִבְרְךָ, eigentlich: will ich die Stelle deines Grabes vertreten laſſen.“ Eben ſo wenig darf Cap. 2, 14 die Lesart רִבְצָה verdrängt werden, wie der Vf. zu thun geneigt iſt. Denn das Wort רֶבֶד bezeichnet nicht bloſs *Wagen*, ſondern *jeden Sitz*, worauf man ruht, jeden *Aufenthaltsort*, als Lager u. ſ. w., wie man theils aus der Grundbedeutung des Wortes רכב (ſ. *Sylloge Diſſertat. ſub A. Schultens cet. deff.* T. I. S. 558), theils aus mehreren abgeleiteten Wörtern, die in der Bibel vorkommen, deutlich entwickeln kann. Und will man auch die gewöhnliche Bedeutung hier beybehalten: wer erinnert ſich nicht, daſs die hebräiſchen Dichter bildliche und eigentliche Bezeichnungen, häufig mit einander abwechſeln laſſen? Sehr gezwungen, und im Widerſpruch mit dem hebräiſchen Sprachgebrauche, iſt die Überſetzung des Wortes נָאוֹן יַעֲקֹב Cap. 2, 3 durch *faſtum Judaeis inimicum*, indem dieſes Wort, welches eine prachtvolle Fülle, eine ſtolzirende Pracht bedeutet, nie in paſſiver Bedeutung vorkommt, und gerade in der Verbindung, worin wir daſſelbe hier erblicken, unzählige Mal den Prunkglanz des israelitiſchen Volks umfaſst. Eben ſo ſehr ſcheint uns der Sinn der Worte בְּקָקִים בְּקָקִים ebend. verfehlt zu ſeyn. Wir müſſen in dem Worte בָּקַק eine doppelte Bedeutung unterſcheiden: die eine umſchrieb eine *mit einem heftigen Krachen, einer gewaltſamen Anſtrengung bewirkte gänzliche Zerſtörung*, und muſs dem erſteren Worte בְּקָקִים beygelegt werden; die andere drückte ein *Beſchneiteln des Weinſtocks* aus. So wie alſo von dem Hauptworte סקל ein Zeitwort gebildet ward, welches z. B. Jeſ. 5, 2 *ein Reinigen von Steinen bezeichnete*: eben ſo ſcheint aus dem Worte בקק, welches Hoſ. 10, 1 von einem *üppigen Schöſslinge treibenden Weinſtocke* vorkommt, ein Zeitwort hervorgegangen zu ſeyn, wodurch ein *Wegnehmen*, ein *Abſchneiden* der wuchernden Ranken dargelegt werde. Schreibt man dieſe letztere Bedeutung der Form בְּקָקִים bey: ſo erſcheinen die Worte בְּקָקוּם und שָׁחֲתוּ, ſo wie בְּקָקִים und וְטֹרְפִים in dem ſchönſten Einklang. Über die *Quadriliter. vocc.* Cap. 2, 3. יְשַׁחֲקְשְׁקוּן und חֲלָחֲלָה ebend. V. 11 vermiſste Rec. eine aufklärende Anmerkung, die aus dem Geiſt der hebr. Sprache geſchöpft viel Licht verbreitet haben würde.

Der ſchwächſte Theil der *kreeneniſchen* Arbeit iſt die einleitende, in 4 Capitel eingetheilte *Diſſertatio de Nahumi vaticinio*. Das erſte Capitel iſt überſchrieben *de hiſtoria Aſſyriaca cum Nahumi vaticinio conjuncta*. Zuerſt beſchäftiget den Vf. die Ausgleichung der herodotiſchen Angaben mit den des Diodor von Sicilien, der, dem Anſehen des Cteſias folgend, dem aſſyriſchen Reiche eine mehr als 1500 Jahre umfaſſende Dauer zuſchreibt, indeſs jener dieſelbe nur auf einen Zeitraum von 520 Jahren beſchränkt. Um dieſen Streit zu ſchlichten, nimmt er mit Larcher an, daſs Diodor von der allgemeinen Dauer des aſſyriſchen Reichs, von ſeiner allmählichen Entſtehung bis zu ſeinem gänzlichen Untergange, Herodot aber bloſs von der Zeit der Blüthe ſpreche. Aber aus den Trümmern des alten aſſyriſchen Reichs ſey (S. 7) ein neues hervorgegangen, deſſen das alte Teſtament häufig erwähne, indem es einen *Phul*, einen *Tiglatpileſar*, einen *Salmanaſſar* u. ſ. w., lauter Könige aus dieſer zweyten Periode (S. 8. 9), aufführe. Hierauf ſucht Hr. *Kr.* wahrſcheinlich zu machen, daſs der verheerende Einfall der Aſſyrer in Ägypten, worauf die Bibel ſo oft anſpiele, unter Sanherib erfolgt ſey; ſo wie die Niederlage des aſſyriſchen Heeres vor Jeruſalem, als die Haupturſache des bald darauf eintretenden Unterganges des aſſyriſchen Reichs betrachtet werden müſſe (S. 10 bis 13). *Cyaxares*, König der Meder, habe, unterſtützt von Nabopolaſſar, Ninive belagert, erobert und zerſtört. Rec., der hier nicht alle irrigen Vorſtellungen berichtigen kann, erlaubt ſich bloſs folgende Gegenbemerkungen. 1) Die Annahme eines neu-aſſyriſchen Reichs, als eines für ſich beſtehenden Staats, der mehrere unabhängige Könige gezählt habe, beruht auf einem bloſsen, durch den vieldeutigen Namen *Aſſyrien*, wovon auch in der Bibel einige Beyſpiele vorkommen, veranlaſsten Irrthum, und dieſe Rubrik muſs aus unſeren Compendien der allgemeinen Welt- und Völker-Geſchichte ausgeſtrichen werden. Denn die Zerſtörung Ninives unter Sardanapal, nach der eine zweyte erfolgt ſeyn

Digitized by Google

ſoll, deren die Bibel gedenke, iſt keine andere, als die, welche Nahum und Zephania zum Gegenſtande ihrer Orakel gemacht haben. Vergleichen wir die Beſchreibung, welche Herodot, Cteſias und Andere von dieſer denkwürdigen Begebenheit uns geliefert haben, unbefangen: ſo werden wir uns überzeugen, daſs die von den griechiſchen Schriftſtellern gemeldeten Nachrichten und Umſtände bis auf das unglückliche Schickſal der Königin (Nahum II, 8) mit der in der Bibel befindlichen Schilderung von der unter Eſarhaddon durch Nebucadnezar's Beyhülfe (Tobi 14, 15) erfolgten Zerſtörung, die von Hn. *K.* für die zweyte gehalten wird, von einer und derſelben Begebenheit ſprechen. 2) Macht alſo das gänzliche Stillſchweigen der Bibel von einem neuaſſyriſchen Reiche, deren Stimme wir bey allen Unterſuchungen über die älteſte aſiatiſche Geſchichte nicht hoch genug ehren können, den Forſcher mit Recht gegen das Vorgeben ſpäterer griechiſcher Schriftſteller mifstrauiſch: ſo müſſen wir um ſo mehr Hn. *K's.* und anderer Gelehrten Vorſtellung als ungegründet aufgeben, da über der Entſtehung dieſes neuaſſyriſchen Reichs ein verwirrendes Dunkel liegt, wie unſer Vf. S. 7 ſelbſt nicht ableugnen kann, daher auch *Larcher* Tome VII (1802. 4) der *Histoire d'Herodote trad. du Grec.* S. 144, das Daſeyn deſſelben zu bezweifeln ſcheint. Und doch ſoll das furchtbare, mächtige Aſſyrien, deſſen Gröſse und Glanz zu ſchildern, bibliſche Schriftſteller nicht Worte genug finden können, nach Hn. *K's.* Dafürhalten einerley mit dem zweifelhaften neuaſſyriſchen Reiche geweſen ſeyn! 3) Wenn aus den Trümmern Ninive's, welches nur ein Mal zerſtört worden iſt, ein neues aſſyriſches Reich hervorgegangen ſeyn ſoll, welches den Ausſagen der Bibel zufolge, die Hr. *K.* auf dieſe zweyte Periode deutet, ſehr mächtig und gläuzend geweſen ſeyn muſs: wie löſen wir alsdann *den* Widerſpruch, daſs von eben denſelben hebräiſchen Propheten die Zerſtörung Ninives als das *Grab* der ſtolzen aſſyriſchen Macht und als die *Wiege* des noch mächtigeren Chaldäer-Reichs dargeſtellt wird? 4) Wie retten wir alsdann die Ehre der Bibel, die Ninive einer dürren Wüſte vergleicht, die forthin der Aufenthalt wilder Thiere ſeyn würde, und den Schlag, der Ninive betroffen, als *unheilbar*, als *tödtlich* bezeichnet? 5) Werden die Zerſtörer Ninives von Nahum 3, 2. 3 Zug für Zug genau ſo geſchildert, wie die Chaldäer an ſo vielen Stellen des A. T. erſcheinen. Aber, wird Hr. *K.* einwenden, wie reimen wir mit dieſer Anſicht die von griechiſchen Schriftſtellern uns aufbewahrte Nachricht, daſs die *Meder*, und nicht die Chaldäer, Ninive zerſtört haben? Dieſer Einwurf läſst ſich leicht beſeitigen. Die Meder, die bekanntlich dem aſſyriſchen Scepter unterworfen waren, haben wahrſcheinlich zuerſt die Fahne des Aufruhrs aufgeſteckt, und das kühne Unternehmen, den aſſyriſchen Coloſs umzuſtürzen, vorzüglich thätig geleitet. Die Empörung ſcheint bald nach Sanheribs Ermordung, die eben ſowohl (denn die Mörder flohen nach Ararat, wo vermuthlich der Aufſtand ſchon ausgebrochen war) als ſeine plötzliche Rückkehr nach Ninive mit dem aufrühreriſchen Treiben der dem aſſyriſchen Reiche einverleibten mannichfaltigen Völker in einem natürlichen Zuſammenhange ſich darſtellt, zu hellen Flammen aufgelodert zu ſeyn, aber ſich zugleich, weil ſonſt das Beginnen der Meder Tollheit geweſen ſeyn würde, über eine Menge anderer nordaſiatiſcher Nationen verbreitet zu haben. Und dieſe Vermuthung unterſtützen wirklich mehrere wichtige Data aus der älteſten aſiatiſchen Geſchichte. Die beiden Söhne Sanheribs, die ihren Vater im Tempel tödteten, dürfen wir als Mitverſchworene betrachten, und der Umſtand, daſs ſie nach dieſer That ſchleunig nach Armenien ſich gerettet, ſcheint nicht undeutlich zu verrathen, daſs ſie dort gleichſam im Schoofs der übrigen Vaterlandsverräther ſich ſicher geglaubt haben. Nach dem apokryphiſchen Buche Tobi's, welches manche wichtige Sagen aufbewahrt hat, lieſs Sanherib (Cap. 1, 18) bald nach ſeiner Rückkehr aus Paläſtina viele ſeiner Unterthanen in Ninive hinrichten; ja nach V. 16 ebend. waren ſelbſt unter Sanheribs Regierung ſchon die Wege nach Medien, welches wahrſcheinlich den Gehorſam bereits aufgekündigt hatte, unſicher, wenn man nicht lieber dieſe Stelle von einem wirklich erfolgten Abfalle der Meder deuten will. Sogar der Unterkönig oder Statthalter zu Babylon, der an den König Hiskias eine ſchmeichelhafte Geſandſchaft ſchickte, ſcheint an der groſsen Verſchwörung gegen Aſſyrien einen weſentlichen Antheil genommen zu haben, mit welcher Vorſtellung ſich auch theils die Berichte mehrerer älterer griechiſcher Schriftſteller und eines Joſephus Jud. Ant. X, 5. 11, theils die Andeutungen ſpäterer armeniſcher Jahrbücher (ſ. *Recherches curieuses sur l'Asie cet. Paris* 1806. *p.* 56 *suivv.*) trefflich vereinigen laſſen. Die Chaldäer nun, denen wir, als einem rauhen, unternehmenden Volke, unter den Verbündeten eine Hauptſtelle anweiſen können, mögen (wie einſt die Perſer bey der Gründung der neuen durch Alexander zerſtörten Monarchie), nachdem ſie bey der Unterſtützung der Meder ihre Stärke kennen gelernt hatten, von dem Muthe eines kühnen Eroberers geleitet, auch das Joch über die Meder geworfen, und ſich zu unumſchränkten Herrſchern Aſiens aufgeworfen haben.

Das 2 Cap. handelt *de argumento vaticinii, quod Nahumo adſcribitur.* Hier ſtellt der Vf. die nicht unerwartete Behauptung auf, daſs unſer bibliſches Buch eine wahre Weiſſagung enthalte, indem er ſich auf nichts ſagende Beweiſe ſtützt. Rec. muſs von neuem widerſprechen, da ſich ihm nach oft wiederholten Unterſuchungen alle die geſchichtlichen Gemälde, welche wir den hebr. Propheten verdanken, als bloſse Erzeugniſſe wirklicher Begebenheiten, dichteriſch eingekleidet, dargeſtellt haben. Und warum ſollte nicht Nahum, geſetzt, daſs er weder Zeitgenoſſe noch Augenzeuge geweſen ſey, einen treuen Bericht von den einzelnen ſchrecklichen Ereigniſſen haben leicht erhalten können, da doch viele ſeiner Landsleute, die von aſſyriſchen Königen weggeführt worden waren, als Gefangene theils in Ninive, theils in der Nähe dieſer üppigen Stadt lebten? Der Zweck, den Nahum zu erreichen geſtrebt hat,

Digitized by Google

war wohl kein anderer, als seinem seufzenden Volke unter einer ganz natürlich sich darbietenden Vergegenwärtigung der schrecklichen Leiden, die sie unter den Assyrern erduldet hatten, den grausenvollen Untergang, den die stolze Monarchie durch die gänzliche Zerstörung der übermüthigen Hauptstadt getroffen hatte, in ergreifenden Zügen als ein gerechtes Strafgericht Jehovas zu schildern. Mehrere Zwecke aufzusuchen und mehrere Abtheilungen, wie Hr. *K.* S. 18 f. zu thun geneigt ist, zerstört willkührlich den schön angelegten Plan unseres hebr. Dichters. In dem 3 Cap. *de Nahumi aetate et patria*, prüft der Vf. mehr nach vorgefafsten Meinungen, als gründlich, und nicht ohne gehäffige Seitenblicke auf deutsche Philologen (z. B. S. 24) mehrere abweichende Vorstellungsarten über das Zeitalter des Propheten Nahum, und bekennt sich zuletzt zu der Meinung, dafs er ein Zeitgenosse des Königs Hiskias gewesen, aber *vor* der Niederlage des assyrischen Heeres bey Jerusalem geweissagt habe (S. 25, 26). Den Ort *Elkosch*, den die Überschrift nennt, setzt er mit Hieronymus in Galiläa. Die beiden hier abgehandelten Fragen lassen sich nach Rec. Einsichten ziemlich wahrscheinlich noch jetzt beantworten. Hat Nahum die schrecklichen Ereignisse, die das unglückliche Ninive in einen Schutthaufen verwandelten, selbst erlebt, wie man, wenn man nicht ohne Noth Wunder häufen will, aus der überraschenden Ähnlichkeit, die sich zwischen den Schilderungen der hebr. Propheten und den Nachrichten griechischer Schriftsteller offen darlegt, zu schliefsen befugt ist: so müssen wir in der ersten Hälfte der Regierung ihn blühen lassen. Und da ein Ort Elkosch auf der Ostseite des Tigris, nicht weit vom heutigen Mosul, einst vorhanden gewesen: so darf uns, da mehrere andere hebr. Exulanten ebenfalls in der Nähe von Ninive gelebt haben, nichts abhalten, diesen Ort zum Aufenthalt für unseren hebr. Dichter zu wählen. Die kraftvolle, blühende und gebildete Sprache, die Nahum redet, zwingt nicht, wie Hr. *Jahn* und mit ihm Hr. *K.* glaubt, einen ähnlichen Ort in Galiläa vorzuziehen: denn haben nicht mehrere der erhabensten hebräischen Dichter während und nach dem babylonischen Exil ihre köstlichen Lieder gesungen? Im 4 Cap. endlich, *de stilo Nahumi et ratione poetica, quae in ejus vaticinio observatur*, ist Rec. am meisten befriedigt worden.

Ac. Hg.

KURZE ANZEIGEN.

Homiletik. *Leipzig*, b. Vogel: *Taschenbuch für Prediger und Candidaten des Predigtamts.* 1806. VI u. 230 S. 8. (21 gr.) Dieses Taschenbuch (von welchem keine Fortsetzung erfolgt ist) gehört zu den unzähligen Erleichterungsmitteln für die Arbeiten des Predigers, welche man schon unter mancherley Firmen in die Welt geschickt hat. Es trägt eine Abhandlung als Kranz an der Stirne, deren Überschrift: *Über das Ideal einer guten Predigt*, ein recht gutes Vorurtheil für das Buch selbst erwecken kann. Aber man darf nur ein paar Seiten lesen, um sogleich zu sehen, dafs der Vf. von dem, was er abhandeln will, selbst sich noch keine Idee gebildet hat. Ein Ideal einer guten Predigt soll ein durch Vernunft und Phantasie zusammengesetztes Urbild von allen den Vollkommenheiten seyn, die eine gute Predigt haben soll. Von den Vollkommenheiten selbst aber erfährt man nichts. Es wird blofs gesagt, das Schaffen eines solchen Ideals sey als Übung der denkenden Vernunft schon wichtig, indem es Anlafs zum Denken über das wichtigste Geschäft des Religionslehrers gebe. (Was das für Dinge sind! Nicht das Schaffen eines solchen Ideals giebt erst Anlafs zum Denken über das wichtigste Geschäft des Religionslehrers. Wer sich ein solches Ideal schafft, der mufs doch schon längst Anlafs zum Denken über das wichtigste Geschäft des Religionslehrers gehabt haben.) Sodann hätten Ideale eine ermunternde und erweckende Kraft, dienten bey Beurtheilung des Wirklichen zum Mafsstabe, und erleichterten die Verfertigung eigener Arbeiten. Zugegeben diefs alles: aber wo bleibt denn das Ideal selbst? Der Vf. mufs es gefühlt haben, dafs er nun eigentlich davon handeln sollte, und giebt nun, da er es selbst nicht zu finden und zu entwickeln weifs, zwey Mittel an, wodurch es Andere finden könnten. Vor allen Dingen, sagt der Vf., mufs man über den Zweck der Predigten, über die Materialien dazu und die Form derselben nachdenken, und sodenn damit das Lesen und Studiren guter Anweisungen zum Predigen und guter Muster verbinden. Aber mufs nicht schon jeder angehende Prediger, wenn er nur predigen lernen will, von diesen Mitteln Gebrauch machen, auch wenn er gar nicht zum Schaffen eines Ideals emporstrebt? — In einer anderen Abhandlung S. 158: Was sollen vorzüglich Prediger thun, um die an sich nützliche (an sich? auch ohne zweckmäfsigen Gebrauch?) kirchliche Anstalt der Beichte auch wirklich nützlich für ihre Beichtkinder zu machen? täuscht der Vf. die Erwartung eben so, wie in der obigen. Wenn man hofft, es werde nun die Art angegeben werden, wie das geschehen könne: so heifst es S. 177: „Doch es ist nicht der Ort, hier ausführlicher anzugeben, was und wie man bey solchen Reden sprechen mufs. Suchet, so werdet ihr finden, heifst es auch hier.“ Der Leser glaubte es aber bey dem Vf. zu finden, weil dieser ihn suchen liefs. Die Materialien zu Leichenpredigten, Traureden, Tauf-, Confirmations-, Beicht-Reden, zu Anreden bey Krankencommunionen, zu Predigten bey Feuersbrünsten, Überschwemmungen, Hagelschlag, welche man hier findet, können für Manchen, der sich gern helfen lafst, hülfreich seyn. Aber etwas Ausgezeichnetes hat Rec. wenigstens nach seinem Gefühle nicht gefunden. Er schlage die erste beste Seite auf, S. 66. Über die gehörige Liebe zu unseren rechtschaffenen Verwandten nach ihrem Tode. (Wer hat je von *gehöriger* statt von rechter Liebe, von Liebe rechter Art, gesprochen?) 1. Nach ihren Äufserungen. Sie äufsert sich durch Sehnsucht nach dem Verstorbenen (dafs diese Sehnsucht da ist in einem liebenden Herzen, ist natürlich; aber warum etwas als Pflicht aufstellen, was einmal vergeblich ist?), durch den Wunsch, dafs es ihnen in der Ewigkeit wohl gehen möge (braucht man das erst zu wünschen, wenn sie rechtschaffen waren?), durch dankbares Andenken an sie mit Achtung und verbunden, durch ein anständiges Betragen gegen sie (sollte heifsen: gegen ihre Leiche und ihre Verordnungen). 2) Nach ihrer Beschaffenheit. Sie darf nicht übertrieben, sondern mufs gemäfsigt, nicht einseitig, sondern vernünftig, nicht parteyisch, sondern gerecht seyn. (Fällt aber nicht alles hier zusammen? Als ob sie, wenn sie vernünftig ist, nicht auch gerecht und mäfsig wäre! Und ist sie nicht schon damit auch parteyisch, wenn sie übertrieben und einseitig ist?) —R—

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

MATHEMATIK.

Bern, b. Walthard: *Allgemeines faſsliches und vollſtändiges Rechenbuch, oder Verſuch einer leichten Art, den Kindern die ganze Rechenkunſt gründlich beyzubringen, ſo daſs ſie ohne groſse Anſtrengung tüchtig werden, alles auszurechnen, was je im gemeinen Leben, und beſonders in der Waaren- und Wechſel-Handlung vorkommen kann.* Von *Peter Witz*, Pfarrer zu Biel. 1 Th. 1808. 384 S. 2 Th. 1809. 480 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Daſs der Vf. ſeine Aufgaben in Geſchichten, beſonders bibliſche, einkleidet, dieſs mag ſeyn, weil Geſchichten nur zu oft das alleinige Mittel ſind, auf den Verſtand eigentlicher, wie längſt erwachſener Kinder zu wirken; wir wollen auch geſtatten, daſs die 3 erſten Beyſpiele beſtändig fragweiſe aufgeſtellt, und, ohne Antworten der Kinder abzuwarten, in dieſer Manier beantwortet werden. Alsdann ſollte man aber das Kind gewöhnen, ſich aus und an dieſen Beyſpielen die Regeln des Rechnens ſelbſt auszuſcheiden, und beſtimmt zu entwickeln. Und nichts ſollte zu früh noch zu ſpät vorgebracht werden, jedes an ſeinem Platz und in der Zeit, wie ſich gleichſam der Baum der Rechenkunſt aus ſeinem Kern *genetiſch* und *folgerecht* entwickelt, Äſte, Zweige, Blätter, Blüthen, Früchte treibt und reift. Dieſe Methode allein kann der Vernunft zuſagen, iſt natürlich, und erweckt gründliches Selbſtdenken; dann bedarf man keiner Definitionen, und das Erkannte und durch folgerechte Entwickelung ſchon Bewieſene faſst der Lehrling mit Hülfe des Lehrers ſich ſelbſt unter einfache Begriffe und Geſetze. Man kann nicht früh genug die Jugend zum ernſthaften und ſtrengen Denken und Handeln gewöhnen, — eben wenn es Anſtrengung koſtet, werden die Kräfte gereizt und geſtärkt. Wird in der Jugend immer und in Allem getändelt und geſpielt: ſo erwarten die Menſchen, daſs es auch im Alter ſo fortgehen müſſe. Zerſtreuung, wie ernſtes Geſchäft, hat ſeine Zeit; iſt dieſes an der Ordnung: ſo muſs jeder Anlaſs zu jener vermieden werden, und dazu können beſtändige Geſchichtchen durch Ideenaſſociationen leicht führen. — Bey ſchwachen und zerſtreuten Köpfen kann der Lehrer aus dieſem Rechenbuche die Einkleidung der Aufgaben ſich aneignen, jedoch nicht die darin beliebte oft unordentliche Ordnung. Wir wenden uns von dieſem allgemeinen Urtheil zu einigen beſonderen Bemerkungen.

§. 4. Aus den Zeiten der allgemeinen Finſterniſs und des Mönchsthums ſchreibt es ſich her, daſs wir nach Zehn zu zählen gewohnt ſind; unſere Stammväter pflegten ſchon Alles nach Dutzenden zu zählen; ſchreiben konnten ſie nicht. Deſto unverzeihlicher iſt es, wenn ein Lehrer der Rechenkunſt eingeſteht, „*daſs wir gern nach Dutzenden zählen*“, und doch ſich und ſeine Schüler nicht gewöhnt, auch alles nach Dutzenden zu ſchreiben und zu rechnen. Aus *Grüſons* enthüllten Zaubereyen und Geheimniſſen der Arithmetik, *Horſtigs* Duodecimal-Syſtem und aus *Werneburgs* Teleoſadik oder Taunadik hätte er dieſes ſeit 1800 lernen können. Daraus würde er erkannt haben, daſs das Rechnenlehren der Jugend nach wenigſtens zwey Zahlenſyſtemen dieſe zum eigentlichen logiſchen Selbſtdenken führt, wozu er doch vorzüglich ſie anzuleiten ſich beſtrebt. Eben ſo hätte Hr. *W.* in der Einleitung vom Numeriren leicht auf das Geſetz aufmerkſam machen können, daſs jede Ziffer einen 10 (*zehn* oder zwölf, *taun*)- mal gröſseren oder kleineren Werth bedeute, ſo wie ſie nur um eine Stelle von der Rechten gegen die Linke oder umgekehrt fortrückt; dann würde die Baſis der Syſtembrüche (der Zehntel- und der Zwölftel-Brüche) um ſo einleuchtender ſeyn, und kürzer gefaſst werden.

Der Vf. fängt im 1 Abſchnitte mit Addition benannter Zahlen an, und bedient ſich nicht der Anfangs erleichternden, zwar weitläuftigeren Additionsformen *F. Gl. Buſſe's* und Anderer, welche Formen doch der Jugend die Additionsgeſetze recht anſchaulich machen. Vor der Addition hätte ein Abſchnitt vorangehen ſollen, vom ſtetigen Fortzählen nach einer gleichen beſtimmten Menge, z. B. zu 3, als 3, 6, 9, 12 u. ſ. w., 1, 4, 7, 10, 13 u. ſ. w; oder zu 4, als 4, 8, 12, 16 u. ſ. f., oder 1, 5, 9, 13, 17 u. ſ. f. Solche Übungen ſind der Jugend keineswegs zu erlaſſen, ſie überheben ſie beynahe der Erlernung des Einmaleins. Erfahrung muſs den Vf. bald darauf führen. Im 2 Abſchnitt, von der Subtraction, redet der Vf. noch vom *Borgen*, wenn gröſsere Einheiten von kleineren derſelben Ordnung abgezogen werden ſollen, und man 1 Einheit höherer Ordnung nehmen, und ſie in die niederer Ordnung *verwechſeln* muſs. Borgen ſodert Zurückgeben; allein Nehmen und Verwechſeln iſt etwas anderes. Nach §. 20 ſcheint der Vf. mit den beſſeren, in der Vorrede vollſtändig angeführten Rechenbüchern nicht durch eigenes Studium vertraut zu ſeyn, z. B. mit *Buſſe*, ſonſt würde er nicht noch Multiplication und Diviſion als *Vermehrung* und *Verminderung* oder wohl gar als wiederholte Addition und Subtraction erläutern. Daſs das Multipliciren ein Ver-

Digitized by Google

mehren und das Dividiren ein Vermindern seyn soll, bringt die verwirrendsten Begriffe bey der Multiplication und Division der Brüche hervor, und erschwert das richtige Auffassen dieser Materie selbst bey der erwachsenen Jugend nicht wenig. Doch Rec. stöfst nur zu oft auf die Verwirrungen dieses *falschen* Jugendunterrichts. Multipliciren ist *ein Vereinen zweyer Factoren zu einem Factum, worin der eine Factor den anderen so vielmal nimmt, als die Einheit in ihm selbst genommen ist.* Auf diese Weise hat es mit der Multiplication ganzer, wie gebrochener Zahlen keinen Anstofs, man mag das Factum aus 3 mal 4 oder 4 mal 3, aus $\frac{2}{3}$ mal $\frac{4}{5}$ oder aus $\frac{4}{5}$ mal $\frac{2}{3}$, oder aus $\frac{3}{7}$ mal $\frac{5}{11}$ verlangen. Eben so beym Dividiren, welches kein Vermindern ist, sondern *ein Ausscheiden, Suchen des anderen Factors durch den ersten aus dem Factum, worin jeder den anderen so vielmal genommen hat, als die Einheit in ihm selbst genommen ist*, z. B. 4 in 20 ist 5 mal, $\frac{2}{3}$ in $\frac{5}{12}$ ist $\frac{5}{8}$ mal, $\frac{3}{4}$ in $\frac{5}{11}$ ist $\frac{5}{11}$ mal genommen. Rec. ist aus Erfahrung ganz gegen die gebräuchliche Ordnung beym Multipliciren, dafs stets die kleinere Ziffer zuerst gesagt wird, als thätiger Factor, z. B. in 7×96482, 2 mal 7 sind 14, 7×8 sind 56, 4×7 sind 28, 6×7 sind 42, 7 mal 9 sind 63, weil dieses zu Verwechselungen veranlafst. Er läfst die jungen Rechner sagen: 7 mal 2 sind 14, 7 mal 8 sind 56, 7 mal 4 sind 28, 7 mal 6 sind 42, 7 mal 9 sind 63, d. i. *sechzigdrey* und nicht drey und sechzig, welches gar leicht 36 geschrieben wird. Daher fodert er z. B. folgende Ordnung *auf-* und *abwärts* in Erlernung der Sätze des Einmaleins:

Rec.		Hr. *W.*	
7 mal 1	sind 7	1 mal 7	sind 7
7 — 2	— 14	2 — 7	— 14
7 — 3	— 21	3 — 7	— 21
7 — 4	— 28	4 — 7	— 28
7 — 5	— 35	5 — 7	— 35
7 — 6	— 42	6 — 7	— 42
7 — 7	— 49	7 — 7	— 49
7 — 8	— 56	8 — 7	— 56
7 — 9	— 63	9 — 7	— 63.

In der Division kann man die Frage unter dreyerley Formen fassen: 1) Wie vielmal ist die Zahl 3 oder $\frac{4}{5}$ in der oder der enthalten? 2) Welche Zahl ist 3 mal oder $\frac{4}{5}$ mal in der Zahl n enthalten? 3) Welches ist der 3 oder $\frac{4}{5}$ Theil von der Zahl n? Diese drey Fragen reichen aus, um das scheinbar Widersprechendste in jeder folgenden Fortschreitung zum Höheren der Rechenlehre zu erläutern. — So wie man der Jugend die Sätze eines *Einmal eins ist eins* lernen läfst: so mufs man ihr auch die *Eins in eins ist einmal* lernen lassen. Ungern vermissen wir die Schlufssätze, dafs ein 2, 3 oder 4 mal, oder 10, 100, 1000 mal gröfserer oder kleinerer Factor auch ein eben so vielmal gröfseres oder kleineres Factum giebt; ferner dafs ein 2, 3, 4 mal oder 10, 100, 1000 mal gröfserer oder kleinerer Divisor gegentheils einen eben so vielmal kleineren oder gröfseren Quotienten geben müsse; dafs ein 2, 3, 4 oder 10, 100, 1000 mal gröfserer oder kleinerer Dividend auch einen eben so vielmal gröfseren oder kleineren Quotienten ergebe. — Wir finden nichts über die verschiedenen Kennzeichen der Theilbarkeit der Zahlen. Die Untereintheilungen der verschiedenen Mafs-, Gewichts- und Münz-Einheiten verschiedener Orte und Länder hätten nicht blofs an Ort und Stelle, wie sie eben vorkommen, erläutert werden sollen; sondern sie waren, vorher tabellarisch aufzuführen, zum leichteren Nachsehen und Memoriren. Auch für die beständige oder zu häufige Erläuterung der bleibenden Reste bey Divisionen in lauter fortlaufenden benannten Untereintheilungen, wie im 5 und 6 Abschnitte, können wir nicht stimmen. Die Jugend mufs bald den Begriff fassen lernen, dafs jede der Z-Einheiten noch in n-gleiche Theile getheilt werden soll, wie der Bruch $\frac{z}{n}$ besagt, und defswegen hätte die Materie des 9 Abschnittes gleich in den 5ten gehört. Wir können die Gründe nicht auffinden, welche den Vf. bewogen haben, im 5 bis 8 Abschnitte die Materien in umgekehrter Ordnung vorzutragen, nämlich von der Division, Multiplication, Addition und Subtraction ungleich benannter Zahlen, d. h. der benannten oder benamten Zahlen nach gewöhnlichem Sprachgebrauch. Man „*verkleinert*" die Brüche nicht, wenn man sie *ohne* Veränderung ihres Werthes durch 2, 3, 4 oder n mal kleinere oder gröfsere Zahlen, im Zähler und Nenner zugleich, ausdrückt, wie S. 162 steht. Brüche werden nur durch gröfseren Nenner, oder durch kleineren Zähler *verkleinert*. S. 187 „Ihr könnt ja nach und nach nur zwey Brüche *zu gleichen Nennern machen*;" soll wohl heifsen: auf gleiche Nenner bringen. Von methodischer Zerfällung der Nenner der zu addirenden Brüche in ihre kleinsten Factoren, woraus dann der *kleinste* Generalnenner sich leichter bestimmen läfst, ist nichts gesagt. Im 10 Abschnitte findet man unter der Aufschrift: von Zergliederungsvermehrung, oder Multiplication *par parties aliquotes*, eigentlich die Kunstgriffe der sogenannten welschen Praktik sehr weitläuftig. Die Verwirrung der Begriffe, wenn man das Multipliciren oder Vereinen zweyer Factoren als ein *Vermehren*, das Dividiren oder Theilen aber als ein *Vermindern* erklärt, giebt der Jugend und dem Lehrer stets zu kämpfen. Die Zweifel sitzen natürlich fest, und der Vf. vermag sie S. 256 u. 257 nicht zu heben. „Brüche mit Brüchen vermehren heifst eigentlich Brüche vermindern," bleibt Widerspruch, gleich wie bey der Division der Brüche, wo man mit einem Bruch vermindern soll, und doch etwas Vermehrtes erhält. Der 11 Abschnitt beschäftigt sich mit dem *französischen Decimalsystem* und mit Aufgaben danach. Wir vermissen dabey eine tabellarische Übersicht und Zusammenstellung der einzelnen Theile desselben. Wie kann aber der denkende Vf. mit in die Posaune für die allgemeine Einführung dieses formal täuschenden, praktisch wie theoretisch höchst unvollkommenen Decimalsystems einstofsen? — Ist er denn nie auf die so nahe liegende viel leichtere und anschaulichere Form der Zwölftelbrüche (Tauntelbrüche), ähnlich den Decimalbrüchen, gestofsen? — Die Bauleute mit ihrem eigensinnig bey-

Digitized by Google

behaltenen Duodecimalmafs hätten ihn über den Schein der Feldmafse belehren können. Mit dem 11 Abfchnitt habe eigentlich die Rechenkunft ein Ende, und nun gehe die Anwendung des Erlernten an. Der 12 Abfchnitt handelt daher von der Regel *de tri* oder Dreyfatzrechnung; der 13 von der Gewinn- und Verlurft-Rechnung. Hr. *W.* fchreibt überall *Verlurft* ftatt *Verluft*, *Einfer* ftatt Einer.

Der *zweyte Theil*, welchem eine kurze Empfehlung des Hn. Prof. *Trechfel* in Bern vorgedruckt ift, beginnt im 14 Abfchnitt mit der Gefellfchaftsrechnung, nebft der Falcidien- und Haberey-Rechnung. 15 Abfchnitt. Vermifchungs- und Alligations-Rechnung. Bey den Vermifchungen follte man bedenken, dafs die Rechnungen in jedem Falle nur beftimmt find, wenn blofs zweyerley Dinge von verfchiedenem Werthe und von unterfchiedlicher Menge vermifcht werden; bey 3 und mehreren werden fie meiftens unbeftimmt, weil dann fchon, wie bekannt, Mannichfaltigkeit der Verhältniffe Statt finden kann. Bey den Regeln der Vermifchung der Metalle findet Rec. §. 111 wie in den meiften Rechenbüchern, ausgenommen in *Brodhagens* Algebra, die falfche Regel das *Archimedes*, deren Unrichtigkeit Rec. bey Gelegenheit einer Disputation gezeigt hat. Die richtige mag hier ein für allemal folgen. In einer Mifchung follen fich nach Archimedes die Gewichtsverhältniffe der beiden gemifchten Metalle, d. h. des *dichteren* zum *dünneren*, verhalten, wie die Differenz der Gewichtsverlufte im Waffer des mittleren und dünneren Metalls zur Differenz der Gewichtsverlufte des dichteren und mittleren Metalls. Z. B. die Menge Gold fey $= G$, die des Silbers $= S$, der Verluft des Goldes $= V$, des Silbers $= v$, der Mifchung $= \varphi$: fo ift, wenn die Mifchung nichts an Gewicht oder Maffe verliert, die bekannte Formel $GV + Sv = (G + S)\varphi$, daraus $G : S = (v - \varphi) : (\varphi - V)$ oder $(G + S) . S = (v - V) : (\varphi - V)$ $(G + S) : G = (v - V) : (v - \varphi)$. Die Krone (aus gemifchtem Metall) foll, wie Hr. *W.* berichtet, nach dem einen Schriftfteller von 18 ℔ Gewicht $1\frac{1}{2}$ ℔ Verluft, das erhaltene reine Gold 1 ℔ Verluft bey 18 ℔ Gewicht, das Silber $1\frac{1}{2}$ ℔ bey 18 ℔ Gewicht gehabt haben; daher fey der Antheil des Goldes zu dem des Silbers wie $(1\frac{1}{2} - 1\frac{1}{3}) : (1\frac{1}{2} - 1) = \frac{1}{6} : \frac{1}{3} = 1 : 2$; oder in der Krone zu 18 ℔ wären nur 6 ℔ Gold, aber 12 ℔ Silber gewefen. Nach der Annahme eines anderen Schriftftellers habe die Krone im Waffer 1 ℔, das Goldftück $\frac{8}{9}$ ℔ und das Silberftück $1\frac{1}{8}$ ℔ Verluft gehabt; daher verhielte fich das Gold zum Silber wie $(1\frac{1}{8} - 1) : (1 - \frac{7}{8}) = \frac{1}{8} : \frac{1}{8} = 5 : 1$, und des Goldes wären 15 ℔, des Silbers 3 ℔ in den 18 ℔ gewefen. Nach *Käftners* angewandter Mathematik 3 Aufl. 1 Abth. S. 140 — 142, *v. Crells* chem. Ann., nach *Ritter* u. A. behalten die meiften Metallmifchungen die Summe der Volumina der beiden einzelnen Metalle nicht. Nach Verhältnifs der *Anziehung* oder *Abftofsung* ihrer Theilchen während dem Schmelzen und Erkalten nimmt die Mifchung *weniger* oder *mehr* Raum ein, daher obige Formeln nicht die wahren Verhältniffe geben. Chemiker und Phyfiker ftimmen dann für die folgende, welche fich auf folgende Betrachtungen gründet. Bey Zufammenfchmelzung der Metalle ift Folgendes zu berückfichtigen. Sollen fie fich vereinen: fo müffen fie flüffig werden. Dann aber wirken fie auf einander wie Flüffigkeiten von verfchiedener Dichtigkeit, und die Dichtigkeit der Mifchung wird eine mittlere, welche mit durch das Verhältnifs der Menge *in* die Dichtigkeit jedes Metalls additiv beftimmt wird. Die Quantität des Goldes fey $= G$, feine Dichtigkeit (fpecififche Schwere) $= D$, die des Silbers $= S$, deffen Dichtigkeit $= d$, die Dichtigkeit der Mifchung $= \Delta$: fo ift, bey gleichbleibender Menge oder gleichem Gewicht in der Mifchung, $M = G + S$; $GD + Sd = (G + S)\Delta$, daher $G : S = (\Delta - d) : (D - \Delta)$; $G + S) : S = (D - d) : (D - \Delta)$; $(G + S) : G = (D - d) : (\Delta - d)$. Die Dichtigkeiten verhalten fich aber bey gleicher Quantität oder bey gleichem Gewichte wie die negativen Potenzen der Gewichtsverlufte, folglich $G : S = (\varphi^{-1} - V^{-1}) : (V^{-1} - \varphi^{-1}) = (\frac{v - \varphi}{\varphi . v}) : (\frac{\varphi - V}{\varphi . V})$, $G : S = (v - \varphi) V : (\varphi - V) v$. Dann erhält man im *erften* Fall $G : S = (1\frac{1}{2} - 1\frac{1}{3}) . 1 : (1\frac{1}{3} - 1) . 1\frac{1}{3} = \frac{1}{6} : \frac{1}{3} . \frac{4}{3} = 1 : 3$; d. i. des Goldes war unter den 18 ℔ an $4\frac{1}{2}$ ℔, des Silbers $13\frac{1}{2}$ ℔, ftatt 6 ℔ u. 12 ℔. Im zweyten Fall giebt die Formel das Verhältnifs $G : S = (1\frac{7}{8} - 1) \frac{7}{8} : (1 - \frac{7}{8}) . 1\frac{7}{8} = \frac{7}{8} \times \frac{7}{8} : \frac{1}{8} \times \frac{15}{8} = 35 : 15$, $G = \frac{35}{48}$, $S = \frac{15}{48}$; daher Gold $15\frac{3}{7}$ ℔ und Silber $4\frac{4}{7}$ ℔, ftatt 15 ℔ und 3 ℔. Beides fehr wefentliche Unterfchiede! Und fomit erfuhr der König Hiero vom Archimedes doch nicht das Wahre. — Aus denfelben Gründen ift auch das in demfelben § gegebene Beyfpiel unrichtig aufgelöft oder berechnet. Die 120 ℔ Mifchung aus Zinn und Bley befteht nicht aus 74 ℔ Zinn und 46 ℔ Bley; fondern des Bleyes ift $\frac{3}{7}$ und des Zinnes $\frac{4}{7}$ des Ganzen, daher Bley $34\frac{2}{7}$ ℔ und Zinn $85\frac{5}{7}$ ℔, zufammen 120 ℔ Mifchung. Gold- und Silber- und fonftige Metall-Arbeiter, auch Münzmeifter, mögen fich das Alles wohl merken!

Wir haben uns gefreut, einmal eine deutliche und klare Abhandlung der Skonto- und Abzugs-Rechnung, der Tara- oder Abgangs-Rechnung nach Procenten *von* oder *auf* Hundert im 16 und 17 Abfchnitt zu finden, ferner der Zins- und der Taufch- oder Stich-Rechnung im 18 und 19 Abfchnitt. Auch die Wechfelrechnung im 20 Abfchnitt ift gut abgehandelt; man findet darunter den Gewinn und Verluft beym Wechfelhandel, die Berechnung der Waaren, die durch Wechfelbriefe bezahlt werden; ferner die Parirechnung, und befonders die Arbitrage oder Wechfelwahrh Allein im 21 — 23 Abfchnitt, wo von der fogenannten verkehrten Dreyfatzrechnung, von den Wechfel-Aufträgen, nebft der Zeitrechnung, von der Fünf- und Vielfatzrechnung oder Regel *quinque* und *multiplex*, von Erklärung der recfifchen Rechnungsart oder des fogenannten Kettenfatzes gehandelt wird, hätten wir gewünfcht, dafs Hr. *W.* die einfache bafedowfche

Digitized by Google

Regel nach *F. Gl. Busse's* Rechenbuch in seiner Manier vorgetragen hätte, weil sie in allen diesen Materien so kurz und leicht zurechtweist. Sie ruhet auf der einzigen Frage: wenn ein Gegebenes 2 mal so gros oder so klein wird, muss dann auch beym Gleichbleiben alles anderen Gegebenen das Gesuchte 2 mal so gros oder so klein, oder muss es das Umgekehrte 2 mal so klein oder so gros werden? Im 23 Abschnitt treten diese Urtheile bestimmter heraus. Übrigens kömmt man in allen Rechnungen viel kürzer davon, wenn man alle Verhältnisse in Form der Gleichungen behandelt. Denn indem man sagt: b ℔ kosten a Rthlr., was kosten B ℔: so setzt man b ℔ den a Rthlr. gleich, und sucht eine Zahl A Rthlr., welche den B ℔ im gleichen Verhältniss gleich seyn soll, und das gilt von allen noch so sehr in Verhältnissen zusammengesetzten Aufgaben. Im 24 Abschnitt ist auch die Lehre von den Verhältnissen, Proportionen und Progressionen *durch* und *an* Beyspielen erläutert; durch Algebra läfst sie sich kürzer und gründlicher vortragen. Im 25 Abschnitt wird die Ausziehung der sogannten Quadrat- und Cubik-Wurzel gelehrt. Die Regel über die Operation der Ausziehung der Quadrat- und Cubik-Wurzeln läfst sich viel kürzer fassen. Doch die Recension ist schon zu lang geworden, als dass wir uns hiebey aufhalten könnten. Das Werk beschliefst ein Anhang über die Heu-Stockrechnung. Wir wünschen Hn. *W.* die Unterstützung des Publicums zu einer neuen Auflage; er sehe in unserem Tadel nicht Tadelsucht, sondern den Eifer, womit wir ihn zu neuer gründlicher Prüfung auffodern wollten. Die Abschnitte sollten ihre Aufschriften haben, und auf jeder Seite sie fortführen, zur bequemen Nachschlagung. Der Verleger hat für besseres und weisseres Papier zu sorgen.

V.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Gotha*, i. d. beckerschen Buchh.: *Astronomische Tafeln der mittleren graden Aufsteigungen der Sonne in Zeit, und ihrer mittleren Bewegungen für Monate und Tage, zur Verwandlung der Sternzeit in mittlere Sonnenzeit, und umgekehrt;* aus des Obersten Freyherrn *von Zach* verbesserten Sonnentafeln gezogen, und auf den Mittagskreis der seeberger Sternwarte berechnet. 1804. 16 S. 8. (6 gr.) In dem Vorberichte wird mit Grund erinnert, dass bey der immer allgemeiner werdenden Einrichtung, die Uhren auf Sternwarten nach Sternzeit gehen zu lassen, zur Reduction derselben auf mittlere Sonnenzeit, und umgekehrt, dergleichen Verwandlungstafeln immer nothwendiger, und unentbehrlicher, besonders für diejenigen werden, die z. B. des Freyherrn *von Zach* Sonnentafeln nicht besitzen, oder nicht füglich gebrauchen können. Der Freyherr *von Zach* hatte daher, um dieser Bequemlichkeit willen, diese auf sein gröfseres Werk sich gründenden Tafeln unter etwas veränderter Gestalt in einer geschmeidigen Form von 3 Tafeln auf 3 Seiten in dem berlinischen Jahrbuche 1792 bekannt gemacht.

Da indefs die Epochen derselben erst mit 1780 anfingen, und schon mit 1800 endigten, also für frühere und spätere Reductionen nicht so brauchbar wären: so entschlofs sich ein (erhabener) Liebhaber der Astronomie, denselben, mit Benutzung von Verbesserungen, und Abkürzungen für Rechner eine gröfsere Ausdehnung (von 1751 bis 1882) zu geben. Unter dieser Gestalt wurden sie für Freunde gedruckt, und durch Hn. *Voigts* Lehrbuch einer populären Sternkunde S. 436 öffentlich bekannt. Um die Nachfrage dieser Tafeln zu befriedigen, und den Gebrauch derselben noch allgemeiner zu machen, ist diese neue vermehrte und verbesserte Ausgabe dieser bequemen Tafeln veranstaltet worden, bey welchen die neuen Verbesserungen der Sonnentafeln des Freyherrn *von Zach* benutzt worden sind.

Das Ganze besteht aus 9 Tafeln auf 10 Seiten; die 1ste dient zur Reduction der Epochen für einige der vorzüglichsten Sternwarten Europens. Die 2 enthält die mittlere Bewegung der Sonne für ganze Jahre, mit beygefügtem Argumente des Mondes ☊. Die dritte stellt die Epochen der mittleren graden Aufsteigung der Sonne für den Mittagskreis der seeberger Sternwarte von 1751 bis 1836 mit Angabe des Argumentes ☾ ☊ dar. In der 4 und 5 sind die mittleren Bewegungen der Sonne in Zeit nach einzelnen Monaten, und in Tagen, sammt dem Argumente ☾ ☊ angegeben. Die 6 Tafel enthält die Gleichung der Aequinoctialpuncte in grader Aufsteigung in Zeit, und ist beständig additiv. Die 7 giebt die Voreilung der Fixsterne in mittler Sonnenzeit auf Stunden, Minuten, und Secunden des Tages an. Die 8 dient zur Verwandlung der Sternzeit in Aequatorstheile, und die 9 zur Verwandlung der Sternzeit in Aequatorstheile in Sternzeit. Die Auflösung der Probleme, Sternenzeit in mittlere Sonnenzeit, und umgekehrt die mittlere Sonnenzeit in Sternzeit zu verwandeln, lehrt in drey Beyspielen den Gebrauch dieser nützlichen und bequemen Tafeln, die für jeden Freund der praktischen Astronomie ein angenehmes Geschenk sind. ♂

Berlin, i. d. Realschulbuchh.: *Versuch einer Reduction der Acker- und Getreide-Masse auf Tausend-Theile*, aus den Annalen des Ackerbaues besonders abgedruckt. 2 Bogen 4. (4 gr.) Hr. Staatsrath *Thaer*, die Schwierigkeiten erwägend, welche bey Lesung landwirthschaftlicher Schriften durch die Verschiedenheit der Acker- und Getreide-Masse entstehen, hat in dem ersten Bande seiner Annalen den Versuch gemacht, diesem Übel dadurch abzuhelfen, dass er 46 Acker- und 100 Getreide-Masse auf den berliner Scheffel reducirte. Zu diesem Ende nahm er denselben (der nach Eytelwein's Angabe 2758 franz. Cubikzolle enthält) als tausendtheilig an, und reducirte so die übrigen deutschen Masse auf dieses. Nach diesem angenommenen Muttermass beträgt also z. B. das coburger Simmer (das 4200 französische Cubikzolle fasst) 1523 solcher Tausendtheile, folglich wenig mehr, als 1½ berliner Scheffel. Eben so verfuhr er mit den Ackermassen. — Gewiss hat er sich dadurch alle Liebhaber ökonomischer Schriften sehr verpflichtet, da oft der beste Aufsatz für den Leser, der mit den Massen, die der Vf. angab, unbekannt war, ganz unbrauchbar und unverständlich wurde. Die Bequemlichkeit, die diese Tabelle darbietet, hat ohne Zweifel die Realschulbuchhandlung in Berlin bewogen, sie besonders abdrucken zu lassen. Jeder Leser landwirthschaftlicher Schriften kann sie vor sich hinlegen, und mit einem Blick auf solche das Mass, von dem der Vf. spricht, auf das Seinige reduciren. Es wird ihm auf diese Weise alles deutlich, was ihm ausserdem unverständlich geblieben wäre. Wünschenswerth bleibt es indessen, dass sich ganz Deutschland über ein und dasselbe, und zwar über ein Decimalmass vergleichen möchte.

S. H.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wien, i. d. camefinaſchen Buchh.: *Deutſches Muſeum*, herausgegeben von *Friedrich Schlegel.* 1812. Erſtes bis ſechſtes Heft. 541 S. Siebentes bis zwölftes Heft. 553 S. 8. (Der Jahrg. 8 Rthlr.)

Der Rec. einer Zeitſchrift, vor allem, wenn dieſe nicht mehr im Entſtehen iſt, kann ſich nicht damit beſchäftigen, jeden einzelnen Beytrag zu beurtheilen. Er muſs ſich begnügen, den Geiſt des Ganzen darzulegen; welches hier wohl nicht beſſer geſchehen kann, als indem er den Plan des Herausgebers angiebt, und durch Charakteriſirung einzelner Stücke darthut, in wiefern dieſer Plan zur Wirklichkeit geworden iſt.

„Geſchichte, Philoſophie, Literatur und Kunſt, ſagt der Herausgeber in der Vorrede, ſind die Gegenſtände, denen dieſe Zeitſchrift ſich widmen wird.“ Nehmen wir hiezu folgende Stellen: „Jede Literatur muſs und ſoll national ſeyn,“ und: „die deutſche Literatur leidet vorzüglich an zwey entgegengeſetzten Übeln, an einer gewiſſen äſthetiſch-philoſophiſchen Gleichgültigkeit, welche nur keine moraliſchen und religiöſen Bande duldet, ſonſt aber jede andere Feſſel leicht erträgt, wenn es ihr nur vergönnt bleibt, alles, was des Menſchen Hirn faſst, durch einander zu würfeln und ein wiſſenſchaftlich-poetiſches Spiel damit zu treiben, und an einem immer noch von neuem ſich regenden Provincialgeiſt“ —: ſo haben wir genug für unſeren nächſten Zweck. Viel und Wichtiges iſt verheiſsen. Denn wenn auch, was das erſte der ebengenannten Übel betrifft, die Beſſeren unſerer Zeit von jener jammervollen Charakterloſigkeit und Ungründlichkeit rein und unangetaſtet geblieben ſind: ſo liegt doch noch Stoff und Anlaſs genug in der Zeit, die den unerfahrnen, leicht geblendeten Sinn der Heranwachſenden irre leiten können; das Rechte, Wahre wird oft nur zu ſpät erkannt.

Um nun auf den Inhalt der Zeitſchrift zu kommen, ſo werfen wir zuerſt einen Blick auf den literariſchen Beſtandtheil. — Einem geiſtvollen, in Ton und Haltung anmuthigen Gedichte „*die Sprache*,“ von *Steigentesch*, welches als ſchickliche Einleitung betrachtet werden kann, folgen *Bruchſtücke aus einer noch ungedruckten hiſtoriſchen Unterſuchung über das Lied der Nibelungen*, von *A. W. Schlegel.* Mit Recht, und wie eine gute Vorbedeutung ſtehen dieſe Bruchſtücke in dem deutſchen Muſeum oben an; ſie dürften leicht unter manchem Bedeutenden das Bedeutendſte ſeyn. Es hat Rec., und gewiſs einen jeden Deutſchen, der das vaterländiſche Kleinod zu ſchätzen weiſs, mit der innigſten Freude erfüllt, dafs daſſelbe der Bearbeitung eines Mannes zugefallen iſt, der alle Kräfte, erfoderlich, einen Dichtergeiſt früherer Jahrhunderte zu lebendiger Rede hervorzurufen, in ſo reichem Maſse beſitzt. Wie in dieſen Fragmenten probenweiſe der Text alter Gedichte behandelt, wie die Zeit des Liedes der Nibelungen feſtgeſetzt, wie über den muthmaſslichen Vf. deſſelben geſprochen iſt (wenn auch dieſer letztere Punct noch genauere geographiſche Erörterungen und Scheidungen deſſen, was der letzte Bearbeiter als Gefundenes beſtehen lieſs, und deſſen, was er von dem Seinen gab, erfodert), läſst Gründliches, dem Bedürfniſs Entſprechendes erwarten, und jeder Freund des einzigen Gedichtes, die nicht ausgenommen, die für daſſelbe ſchon Vieles und Ehrenwerthes gethan, wird ſein Kleinod ruhig in ſolchen Händen bewahrt ſehen, und ungeduldig der Zeit harren, wo es in würdiger Form, und mit dem zum Verſtändniſs Nothwendigen ausgeſtattet, an das Licht treten wird. Zürnen wird vielleicht Hr. *v. d. Hagen*, wenn es ſcheint, als ſollte ſeinem Ruhme, der Erſte geweſen zu ſeyn, der das Lied der Nibelungen einer gröſseren Maſſe der deutſchen Nation lebendig gemacht, etwas entzogen werden (Heft 1, S. 16). — Rec. hat dieſe Stelle *Schlegels* unwürdig geſchienen. Mögen über dieſen Punct die Zeit und die deutſchen Leſer richten! — Hr. *v. d. Hagen* war gewiſs der Erſte, der mit bedeutender Anſtrengung Hand anlegte; und was ſeine Begeiſterung und Arbeit gefruchtet, liegt klar am Tage. — Diele Bruchſtücke nehmen einen nicht kleinen Raum des erſten, ſechſten und ſiebenten Heftes ein.

Führen wir zu ihnen den Aufſatz von *F. Schlegel über nordiſche Dichtung* (im 2 Heft), verbunden mit dem *Nachtrag über Shakspeare* (im 5 Heft), auf: ſo haben wir genug gethan, um zu zeigen, wie Bedeutendes der literariſche Beſtandtheil des Muſeums enthalte.

Eine Zeitſchrift iſt nicht geeignet für Darlegung gröſserer Werke der Kunſt, oder umfaſſende wiſſenſchaftliche Unterſuchungen. Es iſt dankenswerth, wenn ſie Proben giebt, genug, wenn ſie auf geſchickte Weiſe anregt, und Gebildeten und Kennern, was im Geiſte empfangen, aber noch nicht geboren iſt, ſkizzenweiſe vorhält. So werden, in dem letztgenannten Aufſatz, des Herausgebers Gedanken über die Zeit Oſſian's machen Literator anregen, und ſie bieten einen herrlichen Stoff gründlichen Forſchens. Nur zu loſe ſollten von einem Denker und Kenner

Digitized by Google

solche Gedanken nicht hingeworfen seyn; wie denn der Gang, den Shakspeare's Geist genommen, durch die Stufen, *Locrine* (dessen Schätzung uns übrigens sehr erfreut hat), *Romeo*, *die historischen Dramen* und *Lear*, gar zu unbestimmt angegeben ist. Des grossen Unterschiedes, der zwischen den einzelnen historischen Dramen Statt findet, nicht zu gedenken: so hätte nothwendig auf die grosse Kluft Rücksicht genommen seyn müssen, die zwischen Stücken, wie *die Veroneser*, und dem *Kaufmann von Venedig*, oder dem *Sturm* Statt findet. Rec. ist der Meinung, diese Kluft und was zwischen ihnen liegt, sey für das Erheben des shakspearischen Genius bedeutender, als eine Reihe, aus den sogenannten Tragödien aufgestellt. — So können wir es auch nicht unbemerkt lassen, dass der Vf. dieses Aufsatzes bey seiner Schätzung der dichterischen Productionen, die er momentane Blüthe, oder Modewaare des täglichen Marktes, oder Felsenquell der Sage und Heldendichtung nennt, ungerecht ist gegen unsere Zeit, wenn er in ihr nur „die empfindliche Kälte wahrnimmt, welche in der Morgenluft dem Aufgang des Lichtes voranzugehen pflegt." — Jener Felsenquell fliesst freylich nicht mehr lebendig; aber in dem freyen, hohen Geiste des Menschen ist eine Quelle, die sich immer frisch ergiessen kann. Auch Shakspeare hat nicht aus jener Felsenquelle geschöpft.

Sind wir nun durch so bedeutende Aufsätze, wie die genannten, freudig und hoffnungsvoll aufgeregt: so wird diese Stimmung durch manches Andere nur zu bald getrübt. — In der That, sehr schlimm muss jedem Leser von Gefühl zu Muthe seyn, wenn er, nach jenen Bruchstücken über die Nibelungen, in dem *deutschen Museum* das Wort *über deutsche Literatur und Sprache* von *Steigentesch* liest (3 Heft). Man glaubt kaum, dass man Deutsch vor Augen hat; zu der Seele, nur zum Verstande kann dieses Wort unmöglich sprechen. — Was soll man zu Äusserungen sagen, wie die folgende? „Auf den Geist des deutschen Volkes hat die Reformation wenigstens nicht vortheilhaft gewirkt. Wir standen damals auf der nämlichen Höhe der Bildung mit anderen Völkern, und von diesem Zeitpuncte aus eilten uns Italien, und später Frankreich voran." — Und um so vieles Anderen nicht zu gedenken, dieser herzlichere, innigere, fromme Familiensinn, den die Reformation so sichtbar gepflegt hat, der wiederum so viel Schönes erzeugte, dessen Spuren auch in unserer traurigen Zeit nicht verschwunden sind, wäre gar nichts? — Und was mag das für eine Bildung seyn, die Hn. *S.* so ruhmwürdig dünkt, zu der Italien *von der Zeit der Reformation an* hineilte? — Und weiter, *J. Müller* wegen seines Stils getadelt, wie etwa ein Schulmeister seinen Schüler corrigiren würde, ohne dass auch nur geahndet ist, welche Kraft und Einfalt, welches seelenvolle Auffassen der Welt hinter diesem Stile, dieser Darstellung liegt, worüber man einige Härten leicht vergisst; und, da doch vom Theater, vom Roman die Rede war, *Schiller* und *Goethe* nicht genannt; und zum Schluss eine Jeremiade, wie wenn Deutschlands Literatur ein wild aufschiessender, ungepfropfter Baum wäre, ohne schmackhafte Frucht. Sie ist aber vielmehr ein edler Baum, der festgewurzelt, köstliche Früchte getragen hat und noch trägt, der nur der Aufsicht eines verständigen Gärtners bedarf, damit die Fülle des Safts nicht zuviel üppiges Gezweige treibe, oder Schmarotzerpflanzen seine eigenthümliche Schönheit entstellen. — Doch genug von jenem eitlen Klageliede, das wir gar nicht berührt haben würden, wenn nicht der Herausgeber des Museums es gleichsam adoptirt, und dem deutschen Publicum vorgelegt hätte. — Auch die Schattenseite der Zeitschrift muss dargelegt werden; und leider muss Rec. bekennen, dass er oft genug so ins Dunkle geführt worden ist. In dem neunten Hefte der Zeitschrift finden wir einen *Brief über die deutsche Literatur*, von *Körner*, in Beziehung auf den letztgenannten Aufsatz geschrieben, nebst einer *Antwort des Herausgebers*. — Rec. hatte nicht gezweifelt, dass jene Klagen Widersprüche erwecken würden und edle Entrüstung. Hr. *S.* antwortet hier solchem Widerspruch. „Er würde noch ganz anders reden, als jener Autor," äussert er. Rec. wünscht, dies wäre geschehen. Seine Reden und Klagen würden sich zu jenen etwa verhalten wie der Tadel und die Erinnerung, die ein Lehrer an einen Zögling richtet, dessen Natur er schätzt und nach Kräften pflegt, zu den Klagen eines anderen, der seinen Schüler durchaus anders will, und eine Frucht weder gesehen noch gehofft hat.

Jetzt war nur von dem literarischen Bestandtheile der Zeitschrift die Rede; in Beziehung auf den wir nur noch zufügen, dass noch interessante Aufsätze: *über altdeutsche Lieder auf Rudolph von Habsburg*, von *A. W. Schlegel*, *über den ältesten Reinecke Fuchs*, von *Grimm*, *über ein Bruchstück aus einer altdeutschen Chronik, das von Kaiser Karl dem Grossen handelt*, von *B. J. Docen*, *über den Doctor Faust*, von *Stieglitz*, *über Opiz* u. a. m. vorkommen.

Zu dem philosophischen Theile der Zeitschrift müssen wir vor allem des Herausgebers *Recension von Jacobi's Schrift über die göttlichen Dinge* rechnen (1 Heft). Da indess Hr. *S.* hier, wohl deutlich ausgesprochen, aber nicht gründlich dargestellt hat, in wiefern in unserer Zeit die künstliche, wissenschaftliche Vernunft und das Denken eben so verderbt sey, als die kunstlose, und in wiefern die Vernunft der Offenbarung unterthan seyn müsse (S. 91 und 95): so begnügt sich Rec., hierauf blos aufmerksam zu machen. Wir glaubten Anfangs, was vor zehn Jahren *Vernunft* hiess, sey nun *Verstand* geworden, und was *Verstand*, *Vernunft*; allein dieser Tausch übers Kreuz wird hier nicht zum Verständniss ausreichen, da, was die Wissenschaft, die Kunst, das Denken beschäftigt, doch das Höchste seyn muss, nenne man es nun Verstand oder Vernunft. — Mit dem Aufsatz *über den Werth der positiven Offenbarung von einem Ungenannten* (12 Heft) ist uns nicht viel geholfen. Darum, dass so verschiedene Definitionen von der *Vernunft* gegeben worden sind, ist sie selbst im Werth nicht gesunken. Sie lebt in den Werken, in den Aussprüchen aller ächt-

Digitized by Google

ten Denker. Hat denn schon Jemand *Schönheit* vollkommen definirt? — Wir machen hier weiter aufmerksam, wie unpassend und ungeschickt es sey, einen schlichten, wackeren Mann, wie *Claudius*, den wir mit aufrichtiger Achtung nennen, in die Gesellschaft des Museums einzuführen (*Über den Glauben*, von *M. Claudius*; 4 Heft). Jener Herr, der so eitel über die deutsche Literatur sich ergoss, wird sich mit dem ehrlichen Boten nicht gut zurecht finden, wie er diesem ein Anstoss und Ärgerniss seyn muss; und denen, die mit wahrer Kraft, Einsicht nnd Begeisterung reden, wird er das Evangelium nicht verkündigen. — Rec. möchte nicht missverstanden werden. Religiöse, göttliche Dinge klar und würdig vorzutragen, ist gewiss eine edle, grosse Kunst. Den einfachen, guten Sinn eines Menschen zu betrachten, ist immer erfreulich. Aber Hr. *S.* frage sich selbst und antworte redlich, ob, in Beziehung auf das Erstere, hier etwas Bedeutendes geleistet ist, und in Rücksicht auf das Zweyte, ob dies der Ort war, das, woran man sich im Stillen wohl erfreut, dem Betrachten Vieler hinzustellen? — So hätte auch das Gedicht von Claudius, *die Sonne* (2 Heft), wegbleiben mögen. Auf diese Weise würde man bald dahin kommen, statt sich zu bemühen, etwas in Ausdruck und Darstellung Neues, Bedeutendes zu geben, in Schriften, die solchem gewidmet sind, den ersten Glaubensartikel unverändert abzudrucken.

Wir nennen hier noch, um einigermafsen vollständig zu seyn, *die agronomischen Briefe* von *A. Müller*, nebst einem *Sendschreiben über dieselben* von *W. v. Schütz*, einen wackeren Aufsatz *über das Studium der Kriegsgeschichte* von *C. v. Pfuel*, einen anderen minder bedeutenden *über die Übungen der Soldaten* von *v. Steigentesch*; endlich *zerstreute Blätter* von *H. v. Collin*, welche letzteren manche interessante Bemerkungen enthalten, zu interessanteren Anlass geben, wie das letzte Fragment, worin *Collin* erzählt, auf welche Weise er zur dramatischen Dichtung gekommen. — Aus den *Einfällen eines Dilettanten über historische Gegenstände* (7 Heft) macht Rec. ebenfalls auf den letzten Einfall aufmerksam, der in der That mehr als Einfall ist, und in seinen beiden Theilen wohl werth wäre, weiter verfolgt zu werden. Erlaubte es der der Recension angewiesene Raum, wir würden gern zeigen, wie so manche Historiker in einem unerfreulichen Helldunkel tappen, und unbegreifliche, wenn auch begreiflich scheinende Dinge vorbringen, indem sie von dem Ursprung menschlicher Cultur reden.

Zu dem eigentlich Historischen können wir wenig zählen, nur dass der Aufsatz *über die skandinavische Halbinsel und ihre Bewohner*, von *J. W. Ridler* (2 Heft), als interessant aufzuführen ist, um so mehr, da er eine verheissene Geschichte der Normannen eröffnet, die dem Freunde der Geschichte höchst willkommen seyn wird. So müssen wir auch aufmerksam machen auf eine Ankündigung einer Schrift *über die vaskische Sprache und Nation* von *W. v. Humboldt* (12 Heft). Schon der Name verheisst Bedeutendes.

Nicht vergessen dürfen wir eine *Vorlesung über das Mittelalter*, von *A. W. Schlegel*, gehalten 1803. — Beschränkte Zeit und die Versammlung, vor der diese Vorlesung gehalten ward, gestatteten wohl kein tieferes Eindringen in den Gegenstand, als wir hier finden. — Das Wort *Geschichte* ist, wie der Herausgeber des Museums in der Vorrede sagt, in dem umfassendsten Sinne des Worts genommen, dem zufolge in der Literatur, Philosophie und Kunst die historische Ansicht diejenige ist, welche alle anderen Ansichten vereinigt.

Das *Fragment aus den Vorlesungen über die Geschichte der Literatur*, von *F. Schlegel* (6 Heft), hätte dem Titel zufolge schon oben aufgeführt werden sollen; indess findet es auch hier seinen Ort, da es von bedeutenden Puncten in der Kunstlehre des Vfs. Ansicht ausspricht. Dieser klagt über den Mangel einer Theorie des der Dichtkunst eignenden Stoffes; er habe in seinen Vorlesungen diesem Mangel abzuhelfen gesucht. Gewiss ist dieses dankenswerth, und muss, mit Einsicht und mit Kenntniss der bedeutendsten Kunstwerke ausgeführt, dem angehenden Künstler sehr belehrend seyn. — Was aber das Verhältniss der Poesie zu der Zeit betrifft: so kann Rec. seiner Ansicht durchaus nicht beystimmen. Das einzige Verhältniss, das hier als feststehend ausgesprochen werden kann, dünkt uns das zu seyn, dass der Dichter die zeitlichen Dinge so darzustellen und zu ordnen wisse, dass aus ihnen ein Gedanke hervorgehe. In den höheren Regionen der Dichtkunst wird dieses ein eigentlicher Gedanke, eine Idee seyn, die eben als Idee eine ewige, über aller Zeit waltende Wahrheit ist. Ob diese Idee nun an einem Stoffe, der in der Vergangenheit, oder in der Gegenwart liegt, ausgedrückt werde, dünkt Rec. zufällig, und Hr. *S.* hatte wohl keinen Grund, die „indirecte Darstellung der Wirksamkeit und Gegenwart" als die der Poesie angemessenste aufzustellen. „Die Poesie, sagt er (S. 463), findet ihre eigentliche Sphäre in den nationalen Sagen, in der *Vergangenheit*. In diese trägt sie den ganzen Reichthum der *Gegenwart*, und indem sie das Räthsel der Welterscheinung löst, greift sie selbst in die *Zukunft* ein; und so bewährt sie sich als wahrhaft sinnliche Darstellung des Ewigen, oder der vollendeten Zeit." — Es fällt wohl in die Augen, wie zufällig, willkührlich, wir möchten sagen mechanisch, durch keinen Grundgedanken der Kunst zu rechtfertigen dieses Einschieben der Gegenwart in die Vergangenheit ist. — Dazu hindert es in manchen Fällen etwas wahrhaft Grosses, im Geist des Künstlers Begründetes. Der wahre Dichter ist gleichsam die Blüthe und zugleich die Frucht seiner Zeit; das Bedeutende, Grosse, Schöne derselben wohnt in seiner Brust. Er stellt sie gern dar, und erscheint als ächter begeisterter Lehrer, wenn er aus der Wirklichkeit zum Wahren, Idealen führen kann. Dies ist besonders bey dem Dichter des Romans der Fall; was Rec. hier um so eher anführt, weil eben bey Gelegenheit des Romans Hr. *S.* jene Bemerkung macht. — Rec. hat es niemals weniger angemessen, wielmehr sehr gross gefunden, dass in den *Wahlverwandschaften*

Digitized by Google

dieſem unerforſchlich tiefen Werke, die modernſte Gegenwart geſchildert wird; und, als beytragend zur charakteriſtiſchen Schilderung der Gegenwart, haben ihn das vornehme Leben, die Parkanlagen, die franzöſiſche Converſation, ja die modiſchen Taillen und kurzen Weſten nie geſtört.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Dresden-Friedrichsſtadt*, b. Ramming: *Kalender für Prediger und Schullehrer der kurſächſiſchen Lande*, zur leichteren Überſicht ihrer Amtsgeſchäfte, auf das Jahr 1807. 112 S. 8. (6 gr.) Der auf dem Titel bemerkte *C. L. F. Ramming*, Factor der gerlachſchen Druckerey in Dresden-Friedrichsſtadt, nennt ſich im Vorberichte als Herausgeber dieſer kleinen Schrift. Er liefert zuerſt den gewöhnlichen Kalender, der 56 Seiten, alſo gerade die Hälfte des ganzen Buchs in ſich faſst. Für jede Woche iſt eine Seite beſtimmt. Die darunter geſetzten Anmerkungen ſind aus dem Hn. Superint. *Starke* Amtskalender entlehnt, und eigentlich nur für angehende Prediger beſtimmt. Auch bey mehreren Wochentagen ſtehen kurze Bemerkungen, die man entweder ſchon aus anderen Kalendern kennt, z. B. wenn die Meſſen in Leipzig, Braunſchweig, Breslau, Frankfurt an der Oder, und die Märkte in Dresden gehalten werden, oder die zunächſt nicht alle Prediger und Schullehrer intereſſiren. Dahin rechnet Rec. die Ausſtellung der Kunſtwerke in Dresden, die Verſammlung der ökonomiſchen, Weinbau- und Bienen-Geſellſchaften u. ſ. w. Statt deſſen konnten die ſpecielleren Feſte in Sachſen bemerkt werden, z. B. Brandfeſte in Biſchofswerda, Kirchhayn, Oſchatz, Querfurt, Budiſſin, Zittau etc., die Bergfeſte im Gebirge und zu Döhlen bey Dresden, das 1762 geſtiftete Weinbergafeſt zu Loſchwitz, das Reformationsfeſt zu Forchheim und Ringethal, das Ablaſsfeſt zu Wickershain, Memleben und an anderen Orten. — Das Feſt Mariä Verkündigung iſt in Sachſen nicht, wie S. 16 angegeben iſt, am Sonntage Palmarum, ſondern die darauf folgende Mittwoche gefeyert worden. Die Verlegung auf gedachten Sonntag war ſeit den bekannten Vorfällen im J. 1794 nicht zu erwarten. Nach S. 47 ſoll das *Reformationsfeſt*, wenn es, wie in dieſem Jahre, auf einen Sonnabend fällt, *der unverbrüchlichen Obſervanz gemäſs*, den folgenden Sonntag gefeyert werden. Dieſe Obſervenz ſtreitet mit dem kurfürſtl. Befehl von 1668: „daſs forthin der 31 Oct., *er falle, auf welchen Tag es in der Woche ſey* — — feyerlich begangen werden ſolle," und iſt nur in den Kirchen gewöhnlich, die nicht unter dem Conſiſtorio zu Leipzig ſtehen. — Das angehängte Verzeichniſs der Prediger und Schullehrer umfaſst nur die Inſpection Dresden, Annaberg, Biſchofswerda, Chemnitz, Colditz, Dobrilugk, Freyberg, und wird fortgeſetzt. Der Herausg. giebt es für höchſt zuverläſſig aus, weil es aus eigenhändigen Angaben bearbeitet worden iſt. Wenn es Rec. mit dem *kurſächſ. Kirchen- und Prediger-Almanach* (Chemnitz 1801. 8.) vergleicht: ſo findet er ſehr oft Abweichungen in Abſicht auf die Jahre des Amtsantritts. Das kommt daher, weil mehrere Prediger von ihrer in den letzten Monaten eines Jahres erfolgten Ernennung an zählen, da doch, wie im Almanach, von dem Jahre des Anzugs an gezählt werden ſollte. Daſs ſelbſt bey eigenhändigen Angaben noch Berichtigungen und Zuſätze übrig bleiben, ergiebt ſich aus folgenden Beyſpielen, die, wenn es der Raum zuließe, leicht vermehrt werden könnten: S. 31 Neubert in Ehrenfriedersdorf ward 1800 Diac. an ſeines Vaters Stelle und 1802 Paſt. S. 84 Herrmann ward nicht 1791, ſondern 1799 P. in Schlettau. S. 85, Rect. Sieber in Schwarzenberg ſtarb im July 1806. Hier ſollte alſo der Nachfolger, Fr. Günther Richter, ſtehen. Kreyſig war zuvor v. 1797 Rect. in Wolkenſtein, S. 92. Tippmann zuvor P. in Tanneberg. S. 93 Der P. in Krumhermersdorf heiſst nicht Weiner, ſondern Wimmer, iſt ſeit 1797 (nicht ſeit 1756) P. daſelbſt. S. 94 Trübenbach, v. 1797 zweyter, v. 1801 erſter Diac. in Mitweyda. S. 95 P. Müller in Röhrsdorf war zuvor v. 1789 P. in Memleben. Bey Roſſau fehlt der Subſtit. Chriſt. Sal. Rieſchel v. 1801, zuvor ſubſtit. Rect. in Roswein. Der Senior Fix war Anfangs v. 1754 P. in Schweikertahsin bey Waldheim. Schilling, P. in Stolberg, war zuvor v. 1762 P. in Schlettau, und Diac. Kloz zuvor ſächſ. Feldprediger. S. 96 Steinmann, zuvor von 1792 Rect. in Oederan. Roſt, Diac. in Zſchopau, ſtarb im Nov. 1806. Ihm folgte M. Joh. Gottlob Kindermann, aus Wittenberg. S. 99 Züchner, v. 1763 P. in Friedersdorf, zuvor v. 1759 Diac. ſubſt. in Kirchhayn. S. 101 von Breuſe ward 1788 vierter Diac. in Wittenberg, 1796 Superint. in Eccartsberga. Kieſe war nicht an der Univerſitäts-, ſondern an der Petri-Kirche in Leipzig ſeit 1798 angeſtellt. (Allg. Predigergeſch. I S. 565). S. 105 Niedner war P. in Zagelsdorf, nicht Jagelsdorf. — Wenn der Herausgeber bey der Fortſetzung den an ſich entbehrlichen Kalender auf 12 Seiten reducirt, Bemerkungen über allbekannte Dinge, z. B. über das Abkündigen und Einläuten der Feſte, wegläſst, in den Verzeichniſſen der Prediger *Orte und Jahre der Geburt* mit angiebt, wichtige Amtsvorfälle mittheilt, oder einzelne Parochieen näher beſchreibt —: ſo möchte ſeine Arbeit Allen, welchen ſie gewidmet iſt, ein eben ſo nützliches, als angenehmes Geſchenk ſeyn.

Erfurt, b. Müller: *Don Emanuel, oder die ſchrecklichſten Jahre meines Lebens; meine Verfolgungen und Qualen durch die ſpaniſche Inquiſition; meine Flucht aus dem Kloſter der Jacobitinnen in Arragonien; mein Aufenthalt unter den Räuberbanden in Siera Morena und mein Ende in Deutſchland.* Aus den Papieren des Markeſe Mendoza herausgegeben von *Ferdinand Cruſius*, Doctor der Philoſophie. 1811. Drey Theile v. 220, 233 u. 248 S. kl. 8. (3 Rthlr.) Rec. glaubt, daſs dieſe ſchreckliche Lebensgeſchichte wirklich aus dem Spaniſchen übergetragen ſey; denn ſie iſt ihm ſelbſt ganz ſpaniſch vorgekommen. Hr. *Ferdinand Cruſius* verdient den herzlichſten Dank der ganzen auf Bildung Anſpruch machenden Leſewelt, daſs er ein ſo vortreffliches Product dem Dunkel der Vergeſſenheit entzogen und daſſelbe zur weiteren Kunde des Publicums gebracht hat. Wo iſt ein Erdenſohn, dem es gelungen, ſein eigenes Ende beſchreiben zu können? Wo ein Markeſe, der mit der gemeinen deutſchen Romanenſprache ſo vertraut iſt, als unſer Hr. *Mendoza*? Wo ein Menſchenleben, das ſo viel Unglaubliches, Abenteuerliches, Widerſprechendes in ſich vereinigt, als das Leben dieſes Verfolgten? Wo ein Nachdenker, dem die herrlichſten Reflexionen über Alles, worüber reflectirt werden kann, wie Piſe und Unkraut in der Seele erwachſen? Wo eine Schrift, die den Leſer leichter um alle Beſinnung brächte, als eben dieſe? — Nur ein paar Zeilen vergönne Hr. *Mendoza* und Hr. *Cruſius* dem Rec., um mit ihnen vorzuleuchten und die Luſt zum Leſen mächtig anzuregen! S. 166 im zweyten Theile beginnt der 32 Abſchn. alſo: „Paulinens Vermächtniſs zweyen Seelen, die gleich mit ihr empfinden, Adelbert und Mimi *allein* gewidmet. — Dieſe Blätter ſind *wirklich* dem Baume meines Lebens *entſproſſen* und zeugen von *ſeiner beſten Kraft*, *denn* ſie ſind jedesmal in denſelben Momenten *entſtanden*, wo mich mein Gefühl trieb, mit ſelbſt mein heiliges Innere in die *Schriftſprache* zu überſetzen. Sie tragen die Schuld ihrer *Geburtsſtunden*, und ihre glückliche oder unglückliche Vorſtellung hat ſich ihnen lebendig aufgeprägt. Für Viele ſind ſie nicht, aber für eine Seele — oder für zwey, in denen ſich nur eine ausſpricht, wie die vereinte Magnetkraft in verſchiedenen Polen, *die ſich fliehen, um ſich zu vereinigen*, oder wie *Weltfunken* in *Electricität* und Galvanismus mit gleicher Kraft belebend und tödend. Empfangt ihr beiden Seelen — *empfangt Paulinens Gefühle, und heiligt ſie dadurch, indem ihr ihnen jene Wirklichkeit gebt, die Pauline nicht geben durfte.*" Ch.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WIEN, i. d. cameſinaſchen Buchh.: *Deutſches Muſeum*, herausgegeben von *Friedrich Schlegel*. Erſtes bis zwölftes Heft u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Hr. *S.* ſtellt darauf, „ſeiner eigenthümlichen Anſicht zufolge," drey Stufen der dramatiſchen Kunſt auf, eine unterſte, die bloſs die Erſcheinung des Lebens wiedergiebt, eine mittlere, die auch den tieferen Sinn des Lebens erfaſst, doch das Räthſel des menſchlichen Daſeyns noch ungelöſt läſst, eine höchſte, die das Leben in ſeiner Verklärung darſtellt. Sehr richtig; nur herrſcht eine groſse Verwirrung in den Beyſpielen. Denn wie hier Wallenſtein, Macbeth und Fauſt aufgeführt werden, weiſs man in der That nicht, ob ſie zu der erſten oder zweyten Claſſe gerechnet ſind. Auch iſt Shakspeare'n ſehr Unrecht geſchehen, wenn er als auf der zweyten Stufe ſtehend geſchildert wird. Hinter ſeiner tragiſchen Darſtellung der Welt, hinter dem Untergang derſelben erblicken wir immer die ewige, ſittliche Welt jener Geſetze, „die nicht von heute ſind, oder von geſtern"; immer zerſtört das Böſe ſich ſelbſt, und die Tugend triumphirt, und erſcheint verklärt auch im Tode derer, die ſie übten. Daſs dieſer Untergang, allein und für ſich betrachtet, herbe empfunden wird von den Betrachtenden, iſt nicht zu leugnen; Calderon's Heiterkeit iſt nicht in Shakspeare; aber die trübe Welt in dieſem verdunkelt nicht des Himmels Herrlichkeit.

Die Verwirrung ſteigt, wenn wir weiter leſen, wie das Romantiſche „auf dem *in dem Chriſtenthume und durch daſſelbe auch in der Poeſie* herrſchenden Liebegefühl" beruht. Rec. ſtimmt vollkommen bey, daſs Liebe durch alle Poeſie gehaucht ſeyn müſſe; wo keine Wärme, da iſt kein Leben. Aber verwirrend iſt es immer, wenn dieſes dem wahren Dichter natürliche Gefühl auf eine poſitive Religion bezogen und ſo wieder in die Kunſt hineingetragen wird. So klingt es ſonderbar, wenn man, beſonders nach dem früher über Romantik Gehörten, lieſt, wie die Sage von Troja und die homeriſchen Geſänge durchaus romantiſch ſeyen. —

Aber wunderbarer iſt einem zu Muthe, wenn man einige Seiten weiter lieſt: „die Poeſie der ſüdlichen und katholiſch gebliebenen Völker ſtand im 16 und noch im 17 Jahrhundert in genauem Zuſammenhang; in den anderen Ländern machte der Proteſtantismus eine merkliche Unterbrechung. So wie aber unter den proteſtantiſchen Ländern England in der Verfaſſung der geiſtlichen Gewalt und in den äuſseren Gebräuchen und Einrichtungen noch am meiſten von der alten Kirche beybehielt: ſo blühte auch hier die Poeſie zuerſt wieder in kunſtreicher Geſtalt empor, und zwar ganz ſich anſchlieſsend an die romantiſche Weiſe der ſüdlichen, katholiſchen Völker. Spenſer, Shakspeare, Milton beſtätigen dieſs." — Wir geben gern zu, daſs ein äuſserer Cultus auf die künſtleriſche Phantaſie wirken könne. Aber ſollte man es denken, daſs Shakspeare, in deſſen Welt eine poſitive Religion durchaus kein Grundelement iſt, ja kaum genannt wird, und Milton, der Puritaner, dem Katholicismus ſo viel zu verdanken haben? — Etwas von ihm müſste ſich doch wohl in ihren Werken zeigen.

Wir danken dem Himmel, daſs nach einem ſolchen zurückgelegten Wege ein Calderon dem Wanderer begegnete. —

Denn in Wahrheit, der Weg, den wir gemacht, war nicht erfreulich; und zufällig ward Rec. dieſe unerquickliche Empfindung geſteigert, da er nach jenem Aufſatze in *Leſſings Laokoon* las. Welche Klarheit und Gediegenheit! — Wahrlich, wenn die Kritiker des Tages nicht einerſeits ſich wiederum dieſe faſt verkannte Gediegenheit und groſsartige Kritik zu eigen machen, und auf der anderen Seite nicht den Faden aufnehmen, wo Leſſing ihn liegen lieſs: ſo wird unſere Kritik nicht aus dem Traume erwachen, in welchem ſie liegt. Bunte, phantaſtiſche Bilder mag der Traum geben; aber der erſte Sonnenſtrahl vernichtet ihn.

Gehaltreicher, vorurtheilsfreyer erſcheint der Aufſatz *über das hiſtoriſche Schauſpiel* von *Collin* (9 Heft). Ein ſchätzbares Stück aus dem Nachlaſs des wackeren Mannes, der im Denken über die Kunſt gröſser erſcheint, als in Übung derſelben.

Mit wenigem führt Rec. noch auf, was unter der Rubrik der Kunſt in dieſer Zeitſchrift zu nennen iſt. Als das Intereſſanteſte nennt er zuerſt ein *Bruchſtück aus dem romantiſchen Schauſpiele Kunegunde* von *Werner* (7 Heft). *Die Sphinxe* von *J. Paul* (5 Heft) ſind ein angenehmes Geſchenk des geiſtvollen Schriftſtellers, als kleine Gabe faſt willkommener, da die bekannte Manier des Vfs. in gröſseren Werken ſo leicht ermüdet. — *Olafs Ausfahrt* von *Fouqué* (8 Heft), nicht ohne Geiſt und Leben, kommt uns doch faſt wie eins der Holzſchnitte, nur einigermaſsen ver-

Digitized by Google

ede't, vor, womit die alten Völkerbücher geziert ſind. — Dem *Marius* aus *Collin's Nachlaſs*, wovon das 3 Heft ein Bruchſtück giebt, und dem *Hannibal* des *Hn. v. Rothkirch* (5 Heft) wünſchten wir etwas von der Kraft des Olaf, der doch in der That ganz enorm kräftig iſt. Gar zu klein ſind die Bruchſtücke *aus dem Trauerſpiele Zrini* von *T. Körner*, und *Rudolf von Habsburg* von *M. H. Mynart* (12 Heft), als daſs man mit Sicherheit eine Bemerkung oder Hoffnung in Beziehung auf die Verfaſſer ausſprechen könnte. — *Die Abendunterhaltungen der Wiedergekehrten* von *Caroline v. Fouqué* (11 Heft) ſind nur noch ein Fragment, über das weitläuftiger zu reden, wie es wohl auffodert, der Raum, der der Recenſion angewieſen iſt, nicht geſtattet. — Unter den kleineren poetiſchen Producten nennen wir *den Abſchied* von *A. W. Schlegel* (8 Heft), als ein zartgefühltes, mit zartem Ausdrucke geſungenes Lied.

Endlich dürfen wir nicht anzuführen vergeſſen, daſs das deutſche Muſeum auch Aufſätze artiſtiſchen Inhalts enthält. Mehrere Hefte verdanken dem *Maler Müller Kunſtnachrichten aus Rom*; intereſſant iſt *die Beſchreibung altdeutſcher Gemälde* von *A. v. Hellwig*, wie die *des Schloſſes Karlſtein* vom *Herausgeber*.

Werfen wir nun einen prüfenden Blick auf die vor uns liegende Zeitſchrift, und fragen wir, in wiefern ſie dem obenangegebenen Zwecke des Vfs. und ſeinen Verheiſsungen Genüge geleiſtet: ſo finden wir, was wir in der Welt ſo oft finden, Erfreuliches und Unerfreuliches hier in ſeltenem Gemiſch. Von dem beſchränkenden Provincialgeiſte, deſſen in der Vorrede gedacht wird, hat ſich die Zeitſchrift frey erhalten. Wir finden einen über die engen Grenzen einer Provinz weit hinausblickenden Geiſt, und der wird bleiben, ſo lange jene genannte hiſtoriſche Anſicht die herrſchende im deutſchen Muſeum bleibt. Aber eine andere Feſſel iſt dieſem Geiſte auferlegt, eine religiöſe, die ihn zwar nicht unterworfen hat, aber getrübt. Wir verweiſen hier bloſs auf das Fragment aus den Vorleſungen über Literatur, und werden uns ſo verſtändlich genug gemacht haben. Schwerlich möchte auf dem von Hn. *S.* eingeſchlagenen Wege der in der Vorrede mit Recht gerügten äſthetiſch-philoſophiſchen Gleichgültigkeit entgegengewirkt werden. — Wir bedürfen Gedanken und Grundſätze, nicht Dogmen der vergangenen Zeit. Die einen können belebt werden; ſie ſind im Grunde nicht todt; die anderen ſchwerlich. Oft iſt uns, wenn das Religiöſe, wie hier, in das Gebiet der Kunſt gezogen ward, *Schillers* ſchönes Wort eingefallen:

> Du feſſelſt den Geiſt in ein tönend Wort;
> Doch der Freye wandelt im Sturme fort.

Und ſo hat des Herausgebers Anſicht und Lage der Zeitſchrift manches Thörichte, Unbedeutende zugewendet; das Beſſere ſteht ſelbſtſtändig da, unangehaucht von jener trüben Luft. Dieſes Beſſeren wegen, deſſen viel iſt, wünſchen wir dem deutſchen Muſeum eine lange Dauer.

α. β. γ.

BERLIN, b. Unger: *Italien*, eine Zeitſchrift, herausgegeben von zween (zwey) reiſenden Deutſchen, *P. J. Rehfues* und *J. F. Tſcharner*. Zweyter Band (oder V — XI Heft.) 1804 u. 1805. 8. (Jedes Heft 12 gr.)

Der erſte Band dieſer Zeitſchrift iſt bereits in Jen. A. L. Z. 1804. No. 36 angezeigt worden. Die Fortſetzung erſchien langſam, und im J. 1805 hörte die Zeitſchrift auf. Wiewohl man dem Inhalt des Ganzen mehr Intereſſe und Mannichfaltigkeit, ſo wie der Darſtellung mehr Lebhaftigkeit hätte wünſchen mögen: ſo bedauern wir doch, daſs dieſe ſonſt nützliche Zeitſchrift ſo ſchnell ihr Ende erreichte, und wollen das Andenken an ihr Daſeyn in unſeren Annalen wenigſtens durch Aufführung der bedeutendſten Aufſätze aus einigen Heften zu erhalten ſuchen.

Eintritt in Italien, oder Bemerkungen auf einer Reiſe von der Grenze Graubündtens bis Mailand. Der dritte Brief enthält Bemerkungen über Chiavenna oder Cleven, über die Lage, den Handel und die ehemalige und jetzige Regierung dieſer Stadt und ihres Gebietes, welche ehemals zu Graubündten gehörten, und in der letzten Zeit nebſt dem Veltlin der cisalpiniſchen Republik einverleibt wurden; dieſen folgen Nachrichten über den Handel und die Beſchaffenheit des Landes, die manches Intereſſante enthalten. Im vierten Briefe iſt die Reiſe über den Comerſee bis Mailand beſchrieben. *Briefe über die Sitten, den Charakter und das häusliche Leben der Italiäner; vierter Brief*, handelt beſonders über Kirchen und Theater, in ſofern beide von den Italiänern als öffentliche Örter für die Converſation, die Kirche am Tage, die Theater am Abend, benutzt werden. Der 5 Brief beſchreibt die Nationaltänze des toſcaniſchen Landvolks, beſonders den, welcher *il Trescone* heiſst, und mit der römiſchen *Saltarella* Ähnlichkeit hat. Der Grund, worauf der Vf. die Vermuthung ſtützt, daſs dieſer Tanz ſchon bey den alten Hetruriern üblich geweſen ſey: daſs nämlich *Trescone* ſich aus *Etruscone* durch Corruption gebildet habe, iſt irrig; denn *trescone* iſt von *tresca*, und dieſes von *trescare* gebildet, und beide ſind höchſt wahrſcheinlich griechiſchen Urſprungs; auch finden ſich *tresca* und *trescar* in der Bedeutung von *tanzen* im Provenzaliſchen. Die Muſik, wonach der *trescone* getanzt wird, iſt dieſem Hefte beygefügt. *Sechſter Brief: über das italiäniſche Theater*, enthält eine Charakteriſtik der Schauſpieler, Sänger und Tänzer, welcher in den künftigen Briefen Bemerkungen über die Oper ſelbſt folgen. *Über den Handel von Italien*, 3 — 5 *Brief*. Man findet in denſelben die Fortſetzung der Nachrichten über den Handel von Livorno und namentlich über den *Lumpenhandel*, den *Corallenhandel* und die *Geld-* und *Wechſel-Geſchäfte* jener Stadt. 6 und 7 Brief: Die Bergamaſken in Genua, welche als Laſtträger eine eigene Innung daſelbſt ausmachen, die ihre eigenen Geſetze und Vorrechte hat. Ähnliche Einrichtungen finden ſich auch in anderen italiäniſchen Handelsſtädten, z. B. in Livorno und

Digitized by Google

in Venedig, in welcher letzteren Stadt die Veltliner und Friulaner eine ähnliche Corporation haben, ſo wie in Mailand die Luccheſen, und in Rom die Neapolitaner aus Abruzzo das Gewerbe der Fachini oder Laſtträger treiben. So intereſſant dieſe Handelsnachrichten für den Kaufmann und Statiſtiker ſeyn mögen: ſo nehmen ſie doch in einem für ein gemiſchtes Publicum beſtimmten Journale vielleicht zu vielen Platz ein. Dieſes, dem die Literatur und Kunſt Italiens immer intereſſanter ſeyn werden, als der unbedeutende Geld- und Lumpen-Handel jenes Landes, wird daher mit Vergnügen zu No. III im 5 H. hineilen, welche unter der Überſchrift: *Verſuch über den Satiriker Parini*, eine Abhandlung über die ſcherzhafte Satire der Italiäner enthält. Der Anfang dieſes Aufſatzes, des vorzüglichſten in dieſem Bande, iſt im letzten Hefte des erſten Bandes, und der Schluſs deſſelben im folgenden Hefte enthalten. *Geiſt des italiäniſchen Volkswitzes.* Unter dieſer Aufſchrift geben die Vff. Nachrichten von einigen berühmten Spaſsvögeln, deren witzige Einfälle und Schwänke, die denen unſeres Eulenſpiegels ſehr ähnlich ſind, man geſammelt hat, und die ſeit einigen Jahrhunderten die Lieblingslectüre des gemeinen Volks ſind, nämlich vom Piovano (Pfarrer) Arlotto, und dem ſchlauen Bauern Bertoldo. *Parinis Satire.* Von dieſem neueſten Satiriker Italiens, der ſich durch ſeine *vier Tageszeiten aus dem Leben eines jungen Stutzers*, wovon die beiden erſten Geſänge, *il mattino* und *il mezzogiorno*, bereits vor vierzig Jahren, *il vespro* und *la notte* aber erſt nach dem Tode des Dichters erſchienen ſind, unſterblich gemacht hat, wird hier eine ausführliche Nachricht und eine beurtheilende Anzeige des eben genannten Werkes und ſeiner übrigen Poeſieen geliefert, denen Proben derſelben in deutſcher Überſetzung beygefügt ſind. Es wäre wohl zweckmäſsiger geweſen, dieſe Proben in der Sprache des Originals mitzutheilen. Denn aus jenen Überſetzungen wird man von der eleganten Schreibart und eigenthümlichen Manier Parinis keinen Begriff erhalten. Dieſer Dichter war zu Boſiſio, einem Dorfe im Mailändiſchen, 1729 geboren, und ſtarb in Mailand 1799. *Der Luftballon des Zambeccari*, eine Neuigkeit des Tages, die zu ihrer Zeit durch die Zeitungen bekannt geworden iſt. *Probe der geſellſchaftlichen Unterhaltung in Italien, zu den Zeiten Julius II und Leo X.* Fragment aus einer in jenem Jahrhundert gemachten Reiſe durch Italien. Man wird dieſes kleine Stück mit Vergnügen leſen und mit dem Wunſche, daſs dergleichen geiſtreiche Unterhaltungen und Spiele auch in unſeren feinen Cirkeln Mode werden möchten. *Nachfeyer des Johannistages in Florenz, und Feyerlichkeiten bey der Huldigung des florentiniſchen Senats im Aug.* 1803. Dieſe beſtanden in einem Wagenrennen, deſſen Einführung noch von Coſimo I herrührt, in einem mittelmäſsigen Feuerwerke in der Huldigungsſcene ſelbſt und einem gewöhnlichen Wettrennen von Pferden. *Die öffentlichen Vergnügungsörter in Florenz; als Bruchſtück aus einem Gemälde dieſer Stadt*, handelt von den Spaziergängen und Plätzen, wo ſich das Volk zu verſammeln pflegt; die vorzüglichſten ſind die Caſcine, der Garten Boboli, die Brücken und Uferſtraſsen des Arno, und die Stufen der Domkirche *i marmi* genannt, welche durch ihr Alter und durch die Sage, daſs Dante gewöhnlich jeden Abend dorthin kam, und auf einem Steine, der noch jetzt *il sasso di Dante* heiſst, zu ſitzen pflegte, claſſiſch geworden ſind. *Bruchſtücke einer Reiſe* (von Livorno) *nach Corſica* im Winter 1802. Der hier mitgetheilte Abſchnitt geht nur bis zur Ankunft in Baſtia; man erfährt aus demſelben, daſs häufig arme luccheſiſche Landleute, aus Mangel an Erwerb in ihrem Vaterlande, nach Corſica hinüberſetzen, um dort durch Holzfällen und Ackerbau ihren Unterhalt zu finden. *Cäſar Borgia, ein hiſtoriſches Gemälde; erſtes Buch.* Ein gut geſchriebener Auszug aus dem Leben dieſes in der Geſchichte berühmten Böſewichts und ſeines eben ſo ſchändlichen Vaters, der unter dem Namen Alexander VI Oberhaupt der Kirche war. Dieſes erſte Buch geht bis auf Cäſars Reiſe nach Frankreich zu ſeiner Vermählung mit der Tochter König Friedrichs von Neapel. *Brief des Ritters Canova über die Zuſammenſtellung der Coloſſen auf Monte Cavallo.* Des Künſtlers Meinung iſt, daſs in jeder Gruppe Held und Pferd ſo gegen einander zu ſtellen ſeyen, daſs beide aus einem Geſichtspuncte ganz geſehen werden können; er belegt dieſe Meinung durch Gründe, die an dem Werke ſelbſt ſichtbar ſind, und es auch wahrſcheinlich machen, daſs ſie urſprünglich wirklich ſo geſtanden haben. *Zweytes Fragment zu einem Gemälde von Florenz*, enthält eine Vergleichung der jetzigen Florentiner mit den älteren.

Es iſt auffallend, daſs die Vff. dieſer Zeitſchrift, mitten im Sitze der bildenden Kunſt, und umgeben von ſo vielen Kunſtwerken und Künſtlern in Florenz und Rom, verhältniſsmäſsig ſo wenig über dieſelben mitgetheilt haben, da doch dergleichen Nachrichten, mit Sachkenntniſs abgefaſst, dieſſeits der Alpen ein ſo groſses Intereſſe finden muſsten. Überhaupt vermiſst man in den meiſten Aufſätzen dieſer Zeitſchrift die Gabe, das Eigenthümliche und Charakteriſtiſche zu ergreifen, und in treffender Individualität darzuſtellen, wodurch allein Nachrichten über fremde Länder für Leſer, die nicht dort geweſen ſind, unterhaltend ſeyn können. Rs.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Italiäniſche Miſcellen.* Erſten Bandes 1 — 7 Stück. 1804 — 1806. (Jedes Heft 12 gr.)

Durch die Induſtrie unſerer Journaliſten iſt die Neugier des leſenden Publicums in ſolche Thätigkeit geſetzt worden, daſs es, nicht zufrieden, die Nationen, die uns von allen Seiten umgeben, aus ihren Geiſtesproducten und aus Reiſebeſchreibungen näher zu kennen, auch aus jedem Lande monatlich das Neueſte, das ſich im Gebiete der Mode, der Literatur und Kunſt ereignet, zu wiſſen verlangt. Der betriebſame Ver-

Digitized by Google

leger der engliſchen und franzöſiſchen Miſcellen kam daher auch in Hinſicht auf Italien dieſem Bedürfniſſe der Lesewelt durch die Herausgabe italiäniſcher Miſcellen entgegen, aber auch dieſes Journal hat ſich nicht erhalten können. Da Italien eben ſo wie Deutſchland keinen Mittelpunct hat, in dem ſich, ſo wie in Paris und London, Alles, was Cultur und Luxus, Wiſſenſchaft und Kunſt täglich Merkwürdiges zu Tage fördern, vereinigte: ſo iſt auch die glückliche Ausführung einer ſolchen Unternehmung von gröſseren Schwierigkeiten begleitet, die nur durch Vereinigung mehrerer Kräfte zu heben ſind. Wer in Frankreich oder England deutſche Miſcellen herausgeben wollte, würde den Stoff dazu weder allein in Wien, noch allein in Berlin oder in Hamburg, München, Dresden, Leipzig etc., ſondern in allen dieſen und anderen Hauptſtädten Deutſchlands zugleich ſammeln müſſen. Eben dieſs gilt für Italien. Nicht aus Rom oder Neapel allein, oder aus Florenz, Venedig, Mailand, Livorno, Genua etc., ſondern aus allen dieſen und anderen Hauptſtädten Italiens muſs die Maſſe der Materialien geſammelt ſeyn, deren Vereinigung den Namen *italiäniſcher Miſcellen* führen, und deren Inhalt an Reichthum und Mannichfaltigkeit des Intereſſe dem Inhalte der engliſchen oder franzöſiſchen Miſcellen gleich kommen ſoll. Der Herausgeber muſste alſo zu dieſem Zwecke in jeder der genannten Städte Italiens einen Correſpondenten, und in Deutſchland einen Redacteur der von jenen ihm gelieferten Nachrichten haben; denn ſelbſt in Italien verbreitet ſich das Neue ſo ſpät von einer Provinz zur anderen, daſs man oft erſt nach Monaten in Rom oder Neapel das Merkwürdige erfährt, was ſich in Venedig oder Mailand ereignet hat, und umgekehrt, beſonders wenn es Producte der Kunſt und Literatur betrifft. Wir hoften von der Thätigkeit des Verlegers, daſs er Alles thun würde, was in ſeinen Kräften ſteht, um dieſem neuen Journale einen Reiz der Neuheit und Mannichfaltigkeit zu geben; aber der Erfolg hat der Erwartung nicht entſprochen. Wir wollen aus den erſchienenen Heften Einiges anzeigen.

Reiſe nach dem Crater des Veſuv, im Auguſt 1804. Ausführlich und gut erzählt. Hr. v. Kotzebue, der das Glück hatte, bey jener Eruption des Veſuv in Neapel gegenwärtig zu ſeyn, hat bekanntlich damals allen übrigen Beſchreibern jenes Ereigniſſes den Rang der Neuheit abgelaufen. *Gemälde von Neapel. Erſtes Gemälde: Il Molo grande.* Züge neapolitaniſcher Volksnatur, aus dem Leben ergriffen, und lebendig wieder aufs Papier geworfen, ſo wie Scenen der Art ſkizzirt werden müſſen. In ſolchen Zügen erſcheint der eigenthümliche Charakter eines Volks treuer und anſchaulicher, als in den ausführlichſten Schilderungen des Ganzen, ohne individuelle Belege, und es wäre zu wünſchen, daſs die Vff. in dieſen Miſcellen mehrere ſolcher nachder Natur entworfenen Skizzen mitgetheilt haben möchten. *Olympia Maldachini;* ein wohlgezeichnetes hiſtoriſches Portrait, der in der ſkandalöſen Chronik des heiligen Stuhles ſo berühmten *Donna Olympia*, der Vertrauten und Gebieterin Pabſts Innocenz X aus dem Hauſe Pamfili. *Kunſtnovellen*; unter dieſer Überſchrift werden eine Reihe wenig bekannter Anekdoten aus der Kunſtgeſchichte geliefert. Den Anfang macht eine von Leonardo da Vinci und ſeinem berühmten Gemälde des Abendmahls in Mailand, welche von Vaſari im Leben des Künſtlers erzählt iſt. *Über das italiäniſche Theater.* Ein Aufſatz, worin der Vf. die Reſultate ſeiner Bemerkungen über dieſen Gegenſtand darlegt; er fand nämlich: *daſs in Italien die dramatiſche Darſtellungsart keinen beſtimmten Charakter habe, ſondern ſich meiſt der zufälligen Geſchmacksrichtung eines einzelnen Publicums, oder einer beſtimmten Zeit anpaſſe*, woraus denn als zweytes Reſultat folgt: *daſs es auf dem Theater jener Nation keinen Stil, ſondern höchſtens gewiſſe Regeln gebe, und dieſes nicht in Beziehung auf die Kunſt, ſondern nur auf den Zuſchauer. Plato in Italien.* Anzeige eines hiſtoriſchen Romanes der den Titel führt: *Platone in Italia.* Dieſer Roman gehört zu der Gattung von Kunſtwerken, in der *Wielands Agathon* und *Ariſtipp* in der deutſchen, und *Barthelemy's Reiſen des jungen Anacharſis* in der franzöſiſchen Literatur, als die vorzüglichſten Muſter zu betrachten ſind, und enthält eine Darſtellung der Philoſophie des Pythagoras und Parmenidas, eine Charakteriſtik des Archytas, Philolaus Ocellus und anderer vorzüglicher Männer jener Zeit, und eine Schilderung des Zuſtandes jener Nation in politiſcher und moraliſcher Hinſicht, alles auf hiſtoriſche Data geſtützt, in einer durch Handlung belebten dichteriſchen Einkleidung. Die Vff. theilen einige Stellen des Werkes in einer Überſetzung mit, die an ſich recht gut iſt, aber von den Vorzügen des Stils doch keinen Begriff giebt, da man weiſs, wie leicht dieſe in jeder Überſetzung, auch der beſten, verwiſcht werden. Wer z. B. des Grafen Verri *Leben der Sappho* und die *römiſchen Nächte in den Gräbern der Scipionen* von demſelben Vf., zwey Werke in derſelben Gattung, in der Urſchrift kennt, wird ſich überzeugen können, daſs die hohe Eleganz und Schönheit der Schreibart dieſer Werke in keiner Überſetzung erreichbar iſt. Rs.

FORTSETZUNGEN.

Berlin, b. Maurer: *Nützliches und unterhaltendes Wochenblatt für den gebildeten Burger und den denkenden Landmann.* Herausgegeben von *Friedrich Wadzeck.* Sechzehntes Vierteljahr. 1812. S. 1573 — 1702. 4. (16 gr.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Görlitz. b. Anton: *Neue lauſitziſche Monatsſchrift*, von der oberlauſitziſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften auf das Jahr 1803. 1 — 12 St.; aufs Jahr 1804. 1 — 12 St.; aufs Jahr 1805. 1 — 12 St. 8. (Jeder Jahrgang 1 Rthlr. 12 gr.)

2) Luckau, i. d. Exped. des lauſitziſchen Wochenblatts: *Wochenblatt für die Lauſitz und den cottbuſer Kreis.* Herausgegeben von D. *Friedrich Gottlieb Heinrich Fieliz.* Erſter Jahrgang. 1811. 49 Stücke. 436 S. 4.

Ungern ſahen wir die oberlauſitziſche Monatsſchrift (No. 1) ihr Ende erreichen; mit deſto gröſserer Theilnahme begrüſsen wir die neue (No. 2), welche in der Niederlauſitz begonnen hat. Es iſt dem Plan unſeres Inſtituts gemäſs, ſowohl von jener an dasjenige, was in die Periode unſerer Blätter fällt, kürzlich zu erinnern, als auf die Erſcheinung von dieſer aufmerkſam zu machen.

Dem Meſskatalog zufolge iſt die oberlauſitziſche Monatsſchrift mit dem J. 1806 geſchloſſen worden; allein wir vermuthen, dafs dieſem Jahrgange die damaligen Kriegsunruhen in den Weg getreten ſind, wenigſtens iſt er uns nie zu Geſicht gekommen. Was die früheren Jahrgänge von 1803 an betrifft: ſo will Rec. nur die vorzüglichſten Abhandlungen daraus namhaft machen. Eine Beurtheilung derſelben würde jetzt zu ſpät kommen; nur zur Nachweiſung ſind folgende Notizen beſtimmt: 1803. 1 St. Ein Aufſatz vom Diac. *Käufer* in Reichenbach: Etwas über die Lage des ehemaligen Schloſſes Meer in Syrbien, als dem Zufluchtsorte des ſeiner Würde entſetzten Herzogs in Böhmen, Wladislaus II; dazu im 4 Stück des Paſtor *Worbs* zu Priebus Anmerkungen und im 2 St. des verſt. Landſteuerſecretair *Crudelius* Bemerkungen über vorſtehenden Aufſatz. 2 St. D. *Struve* Bemerkungen über die Erhaltung der Augen und über den Gebrauch der Augengläſer. 3 St. (verſt. Advoc.) *Tamm* in Görlitz: Kann der Lehrer einer öffentlichen Schulanſtalt die Errichtung einer Privatſchule verwehren oder nicht? 5 St. Paſt. *Heydrich* in Oppach, Zuſammenſtellung einiger bey vorzunehmenden politiſchen und kirchlichen Verbeſſerungen zu befolgenden Regeln, beſonders in Hinſicht auf Landgemeinden. Paſt. *Müller*, kurze hiſtoriſche Aufſätze, verſchiedenen Inhalts, enthält eine kurze Nachricht von der oberlauſitziſchen Bundesfahne, wozu im 9 Stück S. 284 Hr. *Schulze* einen Beytrag geliefert hat. D. *Struve*, Verdienſte der Geiſtlichen um die wohlthätige Schutzpockenimpfung in der Oberlauſitz. 7 St. Paſt. *Otto*, einige Geſchlechtsnachrichten von den Herren von Schindel, beſonders dem oberlauſ. Zweige, mit Geſchlechtstabelle. Schreiben an Hn. D. Anton, Meran und die alten Schanzen in der Oberlauſitz betreffend. 8 St. *v. Gersdorf* auf Meffersdorf, merkwürdige Wirkung des Blitzes am Ableiter auf der Kirche zu Nieder-Wieſa bey Greifenberg, mit einem Kupfer. Paſt. *Worbs* kritiſche Prüfung der älteſten Nachrichten von Görlitz. 9 St. *Karl Friedr. Emil Behrnauer*, einige Bemerkungen, die in der budiſſiner Gegend gefundenen ſerbiſchen Alterthümer betreffend. *Ebenderſ.* Gedächtnifsſchrift auf Hertwig von Noſtitz. 10 St. D. *Struve*, über den Zweck der Erziehung, eine Skizze. Zu welcher Zeit, auf weſſen Veranlaſſung, wem zum Nutzen und mit welchem Rechte iſt die Theilung der Spree bey Nieder-Gürick unternommen worden? Dieſe Frage iſt noch nicht hinlänglich beantwortet.

1804. 1 Stück. 2) Über Theurung, von D. *Anton*. Die Urſachen ſind innere und äuſsere: die erſteren mehrere Bevölkerung und Abſatz der Producte ins Ausland; die anderen das ſogenannte ſchlechte Geld und der Aufſchlag des Holzes. Sehr praktiſch iſt dieſes erwieſen. 3) Miſcellen: 1) Die Ausſichten auf der Lauſche, ein Berg an der böhmiſchen Grenze, deſſen Schilderungen in den Anmerkungen verbeſſert werden. Der Aufſatz iſt aus des Widerſprechers 2 Bd. 4 St. S. 355 — 360. 4) Über den Leinewandhandel in der Lauſitz, aus *Hildts* Magaz. der Handel- und Gewerbs-Kunde, 1803. S. 428. 2 Stück. 1) Rede, gehalten am Abend vor dem Neujahr 1804 im Humanitätsverein zu Budiſſin, als am Stiftungstage dieſer Geſellſchaft. Der Inhalt iſt über das geheime Sehnen des Menſchen nach unveränderlichen Freuden, in einer ſehr edlen Schreibart und mit den trefflichſten Gründen ausgeführt. 2) Von dem muskauiſchen Alaunwerk, vom Superint. *Vogel* daſelbſt. 3) Miſcellen, und zwar von D. *Knebel* über die Irrenanſtalt zu Luckau in der Niederlauſitz; über die vortheilhafte Benutzung des Wergs, nach Berthollets Angabe; eine Berichtigung, Fichtes Geburtsort und Vaterland betreffend. Er iſt zu Stammenau bey Biſchofswerda geboren. 5) Statiſtiſche Nachricht von Löbau. Sie iſt genau. 3 und 4 Stück. 2) Nachricht von einem Wetterſchlag in der Gegend von Meffersdorf 1803, von *A. T. von Gersdorf* daſelbſt. 3) Was heifst die Oſtmark? Vom Pf. *Worbs*. Mit aller hiſtoriſchen Genauigkeit wird erwieſen, dafs nach dem

Digitized by Google

Jahre 930 Alles darunter verstanden worden, was Kaiser Heinrich I den nördlichen Slawen und den Serben abgenommen. Im Jahre 1180 aber bezeichnete sie nur die Niederlausitz. 3) Miscellen. Diese enthalten: das Barden- und Druiden-Wesen von D. *Anton*; ferner statistische Nachrichten von Zittau und D. *Knebels* Berichtigungen der neuesten geographisch-statistischen Handbücher, im Betreff der Oberlausitz und besonders von Görlitz. 5) Ein Wort über die Puppenkomödien. Sie werden mit Recht als höchst schädlich verworfen. 6) D. *Struvens* Anzeige seiner mit glücklichem Erfolg verrichteten Schutzpockenimpfungen. Die Anzahl war 1416. 5 St. 1) Bericht über die Versammlung der Gesellschaft zur Feyer ihrer Errichtung vor 25 Jahren. Die Rede des Hn. M. *Janke* S. 281 enthält die nähere Geschichte der gesellschaftlichen Verbindung und ist der Feyer angemessen. Eben so gewährt die Rede des D. *Anton* S. 310 von der Landwirthschaft in der Oberlausitz ein grosses Interesse. 6 St. 2) Liebwerda, ein kleiner Beytrag zur Berichtigung der Vorurtheile in Betreff der Benutzung dieses Badeorts, vom D. *Knebel*. 3) Noch ein Wort über die im nostitzischen Gesellschaftsarchive aufbewahrte Bundesfahne, vom Past. *Müller*. S. 1803. S. 284. 4) Die Miscellen enthalten literarische Nachrichten und besonders auch Ernteertrag der Niederlausitz von 1803. *Zweyter Theil.* 7 und 8 St. 1) Vorarbeiten zu einer vollständigeren Biographie und Charakteristik des M. *Karl Traugott Thieme*, Rectors zu Löbau, von D. *Imm. Gottlieb Knebel*. Mit Wahrheit und kraftvoll entworfen; auch Fehler sind nicht verschwiegen. Der Stil ist bisweilen zu pompös. 2) Denkschrift auf *Gottfried Erdmann Petri*, Scabinus zu Görlitz, vom Landsyndikus *Behrnauer*. Ebenfalls ohne Schminke und in geschmeidigerem Stil. 3) Etwas vom Mutterkorn und dessen Einfluss auf die menschliche Gesundheit, von D. *Knebel*. Der Nachtheil wird ihm nicht ganz abgesprochen, doch sey es im Verhältnifs weniger schädlich. 4) Miscellen. Unter denselben 1) Nachricht von Errichtung der neuen Parochie zu Oberfriedersdorf bey Ebersbach. Dieses geschah 1798. 4) Statistische Nachrichten von Budissin und Görlitz, von 1803. Sie sind sehr genau und aus Quellen. 5) Nachrichten von ungewöhnlichen Ergiefsungen der Neisse bey Görlitz. Sind aus den Chroniken dieser Stadt gezogen. 7) Ernteertrag in der Oberlausitz. 1803. 9 St. Über Abschätzung der Forsten, vom Forstinspector *Riesche*. Sehr praktisch, mit Prüfung der verschiedenen Meinungen über diesen Gegenstand. 2) Von den milden Stiftungen in Lauban. Ist Fortsetzung der ehemaligen *becherischen* Lieferungen. 10 St. 1) Über philosophische Inconsequenzen, ein Fragment vom Hofprediger M. *Brescius*. Selbst gedacht, ohne irgend eine fremde Meinung zu befolgen. 2) Neue Untersuchungen über die Natur und Entstehungsart der Perlen, besonders in den Muscheln des Queisses, vom Rector M. *Schwarz*. Der Vf. hat sie genau untersucht, und eine ziemliche Anzahl zusammengebracht. 3) Nachtrag zu D. *Antons* Rede über die oberl. Landwirthschaft, mit D. *Antons* Bemerkungen. 11 St. 2) Wie und wodurch ist das Heufutter, beym Abgange des Brantweinspühligs, zu ersetzen? Man soll die Körner kochen, und dadurch eine völlige Auflösung des Getreides bewirken. 3) Superint. *Vogels* Beschreibung eines Quells in der Neisse bey Grofsstärchen in der Niederlausitz. 12 St. D. *Anton* ökonomische Betrachtungen in Rücksicht auf die Zukunft. Wenn schon traurig, doch sehr wahr. Er räth jedem Landmanne an, fleifsig die zeitig reifwerdende Sorte Erdbirnen zu legen, um die Monate vor der Erndte erträglicher zu machen.

1805. 1 St. 1) Muthmafsliche Erklärung der Frage: was ist unter dem *Rennen nach dem Semper*, welches den Frauen in Budissin in den Jahrbüchern des 15 Jahrhunderts zur Last gelegt wird, zu verstehen? vom Oberamtsadv. *Köpping*. Es soll so viel heifsen, als dafs sie, wie an anderen Orten, wenn etwas Neues auf der Gasse zu sehen gewesen; nachgelaufen. S. 19. Von den alten Schanzen in der Oberlausitz, mit einer Charte. S. 44. Beytrag zur Geschichte der Eisenhämmer und Hüttenwerke in der Oberlausitz. 2 St. 1) Von *Ahnentafeln* oder sogenannten Stammbäumen des Adels. S. 82. Bruchstücke aus meinem entomologischen Tagebuch. Vom Lieut. *von Tischer*. S. 92. Verzeichnifs der öffentlichen Säcularfeyern in Görlitz und den dadurch veranlafsten Schriften im 18 Jahrhundert von *M. J. C. Janke*. Fortsetzung im folgenden Hefte. 3 St. S. 145. Die Lebensbeschreibung des kursächs. Cabinetsministers Grafens *von Löben*. 4 und 5 St. S. 193. Entwurf zu einer *rumfordischen* Suppenanstalt für die Armen in mittleren Städten, von D. *Struve*. S. 211. Von *Vermessung* und Aufnehmung der Landgüter, in Bezug auf die Oberlausitz. S. 241 Oryktognostische Beschreibung verschiedener oberlausitzischer *Fossilien*, von D. *Treutler*. S. 252. Friedrich Hartwich, Graf von *Nostitz*, vom Pastor *Müller* zu Jänkendorf. S. 280. Einige Nachrichten von denen *von mollerstein*ischen Vermächtnissen für Kirche, Pfarre, Schule und Gemeinde in Mittel- und Nieder-Sohra, von D. *Rothe*. 6 St. S. 305. Die *Riedgräser* in der Oberlausitz, von *Ottel*. S. 347. Anempfehlung des Bluts von unserem sämmtlichen Schlachtvieh zum häufigeren Gebrauch in der Küche und auf dem Tische, besonders in Armenanstalten, von D. *Knebel*. 7 St. Nachricht von einer ganz neuen Bemerkung über die verschiedenen Arten der *Elektricität*, welche feingepulverte färbende Substanzen durchs Durchpudern für sich, so wie auch in Verbindung mit einander, als Gemenge annehmen, von Hn. *von Gersdorf*, auf Meffersdorf. S. 7. Bemerkungen zu dem Fragment über philosophische Inconsequenzen 1804. S. 202, von *C. A. Kähler*. S. 18. Bemerkungen eines Reisenden durch Leipzig und Altenburg, im Sommer 1804. S. 36. Glaubensbekenntnifs über die Kuhpocken von D. *Knebel*. S. 49. Erneuertes Andenken eines ehedem allgemein geschätzten, jetzt aber beynahe ganz vergessenen zittauischen Geschichts-

Digitized by Google

forſchers, vom Conrector *Kneſchke*. Es iſt *Gottfried Mönch*. S. 63. Von milden Stiftungen in Lauban. Vom Diac. *Leonhard*. S. 75. Vom Weinbau in der Oberlauſitz, vom Bürgermeiſter *Hering* in Budiſſin. 9 St. Hiſtor. Nachrichten von den Burggrafen *von Wettin*, ehemaligen Herren auf Golſen in der Nieder- und auf Pulsnitz in der Oberlauſitz, vom Paſt. *Worbs*. S. 133. Über einige Hinderniſſe der moraliſchen *Erziehung*. Von Hn. *v. Thielefeld*. 10 St. S. 165. Zerſtreute Bemerkungen über einige die *Brüdergemeine* angehende Dinge, oder kritiſche Beleuchtung der Reiſe eines Ungenannten durch Kurſachſen. S. 190. Die *Armenanſtalt* in Kottbus. S. 206. Einige Bemerkungen über das verſchiedene Klima einiger Orte in Deutſchland und der Lauſitz insbeſondere. Von D. *Quandt* in Herrnhut. 11 St. S. 210. Über den Namen des oberlauſitz. Kreiſes *v. der Eigen*. Vom Paſt. *Worbs*. S. 213. Die natürlichſte Ableitung des Namens *Owin*. Von *Grabowsky*. 12 St. Etwas über die *Pelzmützen*. Schon dieſe kurze Inhaltsanzeige bewährt die Reichhaltigkeit dieſer Zeitſchrift. W.

Daſs der Herausgeber von No. 2 mit den Eigenſchaften einer guten provinciellen Zeitſchrift bekannt ſey, zeigt deſſen Einleitung „über den Nutzen guter provincieller Zeitſchriften überhaupt, und dieſes Wochenblatts insbeſondere"; noch mehr aber die Zeitſchrift ſelbſt. Sie verdient auch auſser der Lauſitz Beachtung. Wir wollen einige der intereſſanteſten Aufſätze kürzlich anzeigen. *Statiſtiſche Nachrichten von dem cottbuſser Kreiſe* vom Grafen *Fr. v. Beuſt*. Dieſer Kreis enthält über 16 □ Meilen und 34106 Einwohner in 2 Städten, 112 Dörfern, 7 Vorwerken, 6 Colonieen und 2 Plantagen. Die Stadt Cottbus ſelbſt enthielt im Jahre 1807 5503 Einwohner. Die fruchtbarſte Gegend deſſelben iſt gegen den Spreewald hin. Im Jahre 1807 baute man in Getreide und Hülſenfrüchten nicht ganz das dritte Korn, von Kartoffeln aber über das vierte. Die Roggenernte gab von 47019 Scheffel Ausſaat 113273 berliner Scheffel. Die Schafzucht iſt beſonders auf den Rittergütern ſehr ſtark. Von 28199 Schafen überhaupt haben die Rittergüter allein 17060 Stück. *Etwas über die wendiſche Sprache* von *Kähler*. Der Vf. will die wendiſche Sprache vertilgt wiſſen, und macht es Jedem zur heiligen Pflicht, ihren Untergang zu befördern. Der Hauptgrund zu dieſer Auffoderung iſt, daſs die Wenden kein Volk mehr ſind, und die Sprache auch nicht mehr cultivirt werden könne. Ein anderer Aufſatz. *Wie ſollte man die Wenden ihre Sprache vergeſſen laſſen?* ſchlägt als Mittel, die Wenden mit ihrer Sprache auszurotten, vor, ſie aus dem Deutſchen ins Wendiſche überſetzen zu laſſen. *Auguſt Wilhelm von Tresky*, eine biographiſche Skizze vom Herausgeber. Ein würdiges Denkmal dem verdienten Manne. *Javina oder Gerousſtadt* von *Bohuslaus Luſiki*. Der Vf. hat es wahrſcheinlich gemacht, daſs die alte Stadt Javina, welche den Geſchichtsforſchern ſo viel Mühe gemacht, nichts anderes als das Dorf *Gehren* ſey. M. *Chriſtian Gotthelf Greiſel*, Generalſuperintendent in Lübben, eine biographiſche Skizze von M. *Meuſer*. Man lernt durch dieſelbe einen ſehr achtungswerthen Religionslehrer kennen. Zwar hat er ſich als Schriftſteller nur durch einige Gelegenheitsſchriften und einzelne Predigten auch auſser ſeiner nächſten Umgebung bekannt gemacht; aber was er in ſeinem Berufskreiſe war und geleiſtet, iſt von dauernden Folgen. *Ein Vorſchlag, die hölzernen Röhrenfahrten zur Leitung der Trinkwaſſer betreffend*, vom Herausgeber. Der Vorſchlag beſteht darin, die hölzernen Röhren inwendig und auswendig ſo ſtark als möglich zu verkohlen. Die *Nachrichten über den Charakter der Krankheiten in der Lauſitz in den Monaten März und April d. J.*, von mehreren Ärzten, mögen der Arzneywiſſenſchaft nicht unwillkommen ſeyn. Bey den *Vorarbeiten zu einem künftigen niederlauſitziſchen Idiotikon* ſind beſonders die vielen Wörter, welche *ſchimpfen* und *ſchlagen* bedeuten, merkwürdig. Für das erſte haben die Niederlauſitzer die Wörter: anfautzen, anhauchen, angrinzen, anranzen, anſchnautzen, ausheiſsen etc., für das zweyte die Wörter: dolchen, karbatſchen, knüllen, Koberlied ſingen, kobern, kolben, kuffen, laſchen, ledern etc. — Es iſt zu wünſchen, daſs dieſes Wochenblatt einen begünſtigten Fortgang habe.

Ed.

Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Magazin für die mittelrheiniſchen Rechte und (?) Geſchichte, oder Sammlung von Abhandlungen und Materialien zur Erläuterung der Geſchichte und Verfaſſung, des Staats- und Privat-Rechts der mittelrheiniſchen Länder und Staaten*, von *Joh. Anton Moritz*, b. R. Doctor. 1 Heft. 1803. 76 S. ohne Vorrede. 4. (1 Rthlr.)

Über die Ausführung dieſes an ſich löblichen und erfreulichen Unternehmens glaubten wir erſt dann ſicher urtheilen zu können, wenn mehrere Hefte erſchienen ſeyn würden. Allein da uns keine Fortſetzung bekannt worden iſt: ſo dürfen wir nunmehr nicht verhehlen, daſs das erſte Erſcheinen nicht ſo einladend war, und der im Ganzen ziemlich unbedeutende und magere Inhalt des erſten Hefts nicht die angenehmſten Ausſichten gewährte. Es ſcheint dem Unternehmer an guten Materialien und an Unterſtützung gefehlt zu haben; ein Beweis, daſs er ſich etwas zu unvorbereitet an dieſes Unternehmen wagte. Der Inhalt des 1 Heftes iſt folgender: 1) *Über die Benennung Rheinland und deſſen Abtheilung, insbeſondere von dem Bezirk des mittleren Rheinlandes.* Etwas unbefriedigend und bisweilen unnöthig weitläuftig. Daſs die Gegend am Rhein rheiniſch genannt wurde, und das lange Thal in Unterabtheilungen zerfiel, iſt beides ſo natürlich, daſs es darüber nicht vieler Worte bedarf; auch hat der Vf. vergeſſen, daſs alle dieſe Benennungen und Eintheilungen aus dem gemeinen Leben entlehnt, alſo nicht beſtändig, noch feſt abgemarkt waren. 2) *Die oberrheiniſche Kreismilitärverfaſſung vor Ausbruch des jüngſten franz. Krieges.* Mager! Das Kreismilitär war 1788 in 5 Corps getheilt.

Digitized by Google

Kurpfalz hätte ein Kreiseſcadron, H. Caſſel ein Kreisinfanterieregiment (ſtellte aber zwey!), H. Darmſtadt ein dergleichen, zwey andere Infanterieregimenter wurden von den übrigen Ständen des Kreiſes zuſammengeſetzt. In dem Verzeichniſs der Concurrenz dazu fehlen aber mehrere Stände, z. B. Stolberg-Ortenberg; überhaupt iſt Alles weit richtiger und umſtändlicher in Häberlins St. A. 32, 437 aus einander geſetzt. 3) *Auszug des wetterauiſchen Grafentagsprotocolls vom Jahre* 1751. 4) *Gnadenbrief K. Joſeph II, dem von kronſtedtiſchen Stift zu Frankfurt* 1767 *ertheilt.* Bekanntlich von einem Fräulein von Kronſtedt für 12 Lutheranerinnen geſtiftet. 5) *Verzeichniſs der hanauiſchen, das alldaſige bürgerliche Privatrecht betreffenden Landesverordnungen.* Noch unbeendigt. 6) *Letzte Periode der geweſenen freyen Reichsſtadt Friedberg.* Sie enthielt 270 Häuſer, 281 Bürger- und 105 Juden-*Familien*, auſser den Ringmauern weder Hof, noch Waldung, noch Territorium, auſser 1580 Morgen Feld und 50 Morgen Weide. Der volle Rath beſtand aus 30 Perſonen. Die Stadtrente trug in den Jahren von 1747 — 1756 (denn neuere Nachrichten ſind nicht mitgetheilt) jährlich zwiſchen 3461 und 2456 Gulden, darauf lagen aber über 22000 Gulden Schulden. Die Schatzeinnahme betrug von 1740 — 1769 ungefähr 5000 Gulden jährlich, und war mit 17000 Gulden Schulden belaſtet. 7) *Beyträge zu dem frankfurter und mittelrheiniſchen Wechſelrecht.* 8) *Von dem unter den mittelrheiniſchen Staaten geltenden Nachſteuer- und Abzugs-Recht.* Zur Geſchichte dieſes Rechts brauchbar; ſeit dem 15 Jahrhundert kam daſſelbe mehr in Gang, und ſeit dem Ende des 17 breitete ſich daſſelbe immer mehr aus. 9) *Verordnung des Fürſten zu Solms-Braunfels vom Jahr* 1791, *wodurch derſelbe ſeinen Unterthanen die freye Benutzung der Brachfelder erlaubt, hingegen die Schäfereyen beſchränkt.* 10) *Einige neue reichshofräthliche Erkenntniſſe, die Dörfer Sulzbach und Soden betreffend.* Dem Kurf. von Mainz und der Stadt Frankfurt wird unterſagt, ſich „Landesherrſchaft“, und den Bewohnern der Dörfer, ſich „unmittelbare reichsfreye Bürger“ zu nennen. Die neueſten Vorfälle haben allen Streit dieſer Art bekanntlich geſchlichtet. 11) *Auszug des zwiſchen Oranien-Naſſau und Naſſau-Uſingen im Jahr* 1777 *errichteten Vergleichs über die Gemeinſchaft Kirberg.* 12) *Mittelrheiniſche Polizeyverfaſſung überhaupt. Wetzlarer Convention vom Jahr* 1801. Enthält das Protocoll vom 28 Januar. 13) *Literatur der folſiſchen Geſchichte und Verfaſſung etc.* Nicht vollſtändig; ſo fehlen z. B. alle Nachweiſungen auf den Abdruck, der in gröſseren Sammlungen, z. B. Faber's Staatskanzley, ſich findet, manche Urkunden und Aufſätze fehlen ganz. 14) *Beyträge zur Geſchichte des frankfurter Theaters.*

H. St. F.

Gmünd, b. Ritter: *Der literariſche Eilbote für Deutſchland*, eine Materialienſammlung für die Geſchichte der deutſchen Literatur und Kunſt, herausgegeben von *J. G. Pahl.* 1810. 413 S. 4. (3 fl. rhn.)

Dieſe nunmehr geſchloſſene Zeitſchrift, von welcher in jeder Woche regelmäſsig ein Bogen erſchien, und die zuſammen aus 52 Numern beſteht, hat bereits im Jahre 1809 begonnen, iſt aber damals nicht ganz fortgeführt worden, weil ſie keine eigenen Aufſätze, ſondern bloſs geſammelte Notizen aus anderen Blättern, und wenige Avertiſſements enthielt, welche nicht anlockend genug waren, viele Leſer zu erhalten. In dem Jahrgang 1810 findet man in jeder Numer einen eigenen Aufſatz zum Eingang, welcher 3 bis 4 Seiten füllt, und auf welchen erſt die Anzeigen neu herausgekommener, oder auch erſt erwarteter Schriften folgen. Die eigenen Arbeiten ſind gröſstentheils aus der Feder des verdienten Herausgebers, Hn. *Pahl*, gefloſſen. Der gute Stil darin, und die Beugſamkeit in Sprachwendungen, charakteriſiren dieſen geübten Schriftſteller auch hier, und meiſtentheils zu ſeinem Vortheile. Seine Äuſserungen über die Organiſation gelehrter Inſtitute in Deutſchland, über die Änderungen ehemaliger Akademieen, über die (ſeltenen) Verſuche, das Alte aufrecht zu erhalten, ſind immer vieler Beachtung werth. — Die Fehden mit Hn. *von Aretin*, die philoſophiſchen Fehden über *fichtiſche* und *ſchellingiſche* Philoſophie, und Anregung mancher Irrungen in Literatur intereſſiren gewiſs keine kleine Anzahl von Gelehrten. Die Biographieen oder vielmehr Skizzen dazu von kürzlich verſtorbenen Männern, welche auf das Publicum gewirkt haben, wie Klüpfel, Spittler, Meiners, Eberhard, Seume, Pikel, Sautier und Anderer, ſind recht wohl in dieſem Blatt angebracht. Den *Zuſätzen* und *Berichtigungen* zu Meuſels gelehrtem Deutſchland in No. 12 iſt beſonders zu wünſchen, daſs ſie nicht verſteckt bleiben, oder gar vergeſſen werden!

Ar.

KURZE ANZEIGEN.

Vermiſchte Schriften. *Quedlinburg*, b. Baſſe: *Neueſter theatraliſcher Naſtknacker.* Sammlung von Schnacken, Schnurren, Anekdoten und Lächerlichkeiten noch lebender und verſtorbener Schauſpieler und Schauſpielerinnen. Nebſt einer Weihe an Auguſt von Kotzebue. Allen Mitgliedern und Freunden der Schauſpielkunſt ans Herz gelegt von *Gabriel Schlegel.* Mit 1 Kupfer. 1813. 136 S. kl. 8. (12 gr.) In der Weihe an Hn. v. Kotzebue wird geſagt, daſs ihm bey dem Druck der Zeiten mit Anderen auch das Lachen vergangen ſey, und der Hypochonder ſich einzuwurzeln anfange. Damit er nun endlich einmal wieder lachen könne, gebe ihm Hr. *G. Schlegel* dieſe Nüſſe aufzumachen. Wir zweifeln, daſs dieſe löſchpapierne Arzney ihre beabſichtigte Wirkung thun werde. Viele der hier mitgetheilten Anekdoten ſind zu bekannt, und die meiſten der übrigen zu ſchlecht, als daſs ſie zum Lachen reizen könnten.

md.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

KIRCHENGESCHICHTE.

Leipzig, b. Schwickert: *Joh. Math. Schröckhs*, ehemal. ord. Lehrers der Geſchichte auf der Univerſität Wittenberg, *chriſtliche Kirchengeſchichte ſeit der Reformation*, fortgeſetzt und beendigt von D. *H. G. Tzſchirner*, ordentl. Lehrer der Kirchen- und Dogmen-Geſch. auf der Univ. Leipzig. Zehnter und letzter Theil. 1812. LXXX u. 324 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Gelehrte, welcher *Schröckhs* neuere Kirchengeſchichte (von welcher die erſten 9 Bände in unſerer A. L. Z. 1805 No. 131, 1807 No. 22, 1810 No. 143 und 1811 No. 120 beurtheilt worden ſind) hiedurch beendigt, ſetzt ihm zugleich noch ein Denkmal. In einem Aufſatze, welcher dieſen Band eröffnet, erzählt er ſein Leben, ſchildert ihn als Menſchen, Gelehrten, Lehrer, und vorzüglich als Hiſtoriker, beſonders als Kirchenhiſtoriker. Er benutzt dabey mehrere gedruckte Aufſätze, aber auch mündliche Berichte und eigene Beobachtung. Zwar iſt er *Schröckhs* Schüler nicht geweſen, ſtand auch nicht in einem Verhältniſſe der Freundſchaft mit ihm: allein er hat doch theils als Cuſtos der Univerſitätsbibliothek zu Wittenberg, welcher *Schröckh* vorſtand, theils nachher als College Gelegenheit gehabt, ihn kennen zu lernen, auch ſich eine vertraute Bekanntſchaft mit deſſen Schriften erworben. Der Aufſatz vereinigt wirklich mehr als irgend ein anderer vorher erſchienener. Es iſt auch keine bloſse Lobrede; eher möchte man wünſchen, daſs der Vf. hie und da ſich weniger darauf eingelaſſen hätte, zu zeigen, was *Schröckh nicht* war, daſs er ihn nicht durch gewiſſe Parallelen in Schatten geſtellt, und daſs er in gewiſſen Stücken ſein Verdienſt noch mehr hervorgehoben hätte. Sein Verdienſt als Vorbereiters des Beſſeren in der Geſchichtſchreibung in Deutſchland, ja ſelbſt in gewiſſen Puncten als Muſters darin, kann kaum hoch genug angeſchlagen werden, und dadurch erſetzt ſich ſo ziemlich das, worin ihm nachher Andere überlegen waren. Wir möchten nicht ſagen, daſs er in den *Biographieen nur Plutarchs Nachahmer geweſen*, S. LIII; wir möchten es nicht zur Verminderung des Werthes derſelben anführen, daſs ſich unter ihnen keine Originalbiographie finde, daſs keine aus eigener Wahrnehmung und Beobachtung eines merkwürdigen Mannes gefloſſen, daſs ſie alle nur aus Büchern geſchöpft ſeyen, und daher weder den Werth hiſtoriſcher Quellen, noch die Wahrheit und Anſchaulichkeit haben, welche der Biograph, der in der Nähe des Helden lebte, ſeiner Erzählung geben könne, S. LXVII; daſs ſeine Biographieen nicht den Werth der plutarchiſchen haben, daſs es ein Miſsgriff geweſen, ſein Werk mit dem Leben des *Hannibal* zu eröffnen, da er den Kennern des Alterthums doch nicht mehr ſagen konnte, als was ſie längſt aus dem Polybius und Livius wuſsten, und ein Feldherr unter einem längſt erloſchenen Volke nicht der Mann zu ſeyn ſcheine, der vor allen verdient hätte, dem deutſchen Publicum bekannt zu werden, S. LXXIII; daſs endlich das Urtheil dieſes Biographen über das Verdienſt und den Charakter ſeiner Helden oft ſchwanke, S. LXXIV. Kenner werden wohl nicht beſtreiten, daſs dieſe Biographieen mehr als Nachahmungen der plutarchiſchen, und daſs gewiſſe *ſchröckhiſche* Biographieen gewiſſen plutarchiſchen überlegen ſind. Mit dem Leben *Hannibals* anzufangen, war nicht unzweckmäſsig, da das Werk Männer aus allen Zeiten umfaſſen ſollte, da es nicht bloſs für ein gelehrtes, ſondern für ein gröſseres Publicum beſtimmt, und da *Hannibal* unſtreitig einer der merkwürdigſten und in ſeiner Art einzigen Männer des Alterthums war. Was das Schwanken im Urtheile über Verdienſt und Charakter gewiſſer Männer betrifft: ſo erfodert es die Gerechtigkeit, Beſcheidenheit und Wahrhaftigkeit, wo man zu einem entſcheidenden Urtheile keine hinreichenden Gründe findet; es läſst dem eigenen Nachdenken und Urtheile des Leſers freyen Raum, und iſt der Gewohnheit mancher neueren Geſchichtſchreiber weit vorzuziehen, welche über Alles entſcheiden, nicht anders ſchreiben, als wenn ſie allwiſſend und untrüglich wären, alle Urſachen und Triebfedern der Begebenheiten erforſcht, und die Herzen durchſchaut hätten, und welche dadurch zwar vielen Leſern imponiren, aber verſtändige, einſichtsvolle und vernünftige Leſer keineswegs täuſchen können. Daſs *Schröckh* in die ſächſiſche Geſchichte nicht tief eingedrungen, folgt wenigſtens daraus nicht, daſs er *Ritters* meiſsniſche Geſchichte ohne mannichfaltige Zuſätze und Berichtigungen aus der Handſchrift herausgab, S. LXV. Die Geſchichte der Geſellſchaftsverfaſſung der chriſtlichen Kirche iſt zwar in ſeiner *Kirchengeſchichte* nicht ſo gut geordnet, als in gewiſſen anderen, ſpäter erſchienenen Werken: allein bey genauerer Unterſuchung findet man doch, daſs alles Weſentliche, was dahin gehört, darin vorkommt, und daſs ſelbſt Spätere ihn benutzt haben; wir können daher auch nicht zugeben, daſs *Schröckh* die Anleitung zu der Kenntniſs dieſes Theils der Kirchengeſchichte, welche die Schriften der Kirchenrechtsleh-

Digitized by Google

rer geben, entbehrt habe, S. LXXVIII. Doch durch dieſe Bemerkungen ſoll dem anderweitigen Werthe dieſes Denkmals nichts entzogen und nicht zu verſtehen gegeben werden, als wenn nicht ſonſt dem Verdienſte des Verewigten volle Gerechtigkeit widerführe. Beſonders gründlich und ausführlich wird die *Kirchengeſchichte* gewürdigt, und behauptet, daſs weder in unſerer, noch in einer anderen Kirche ein Werk über die Geſchichte des Chriſtenthums erſchienen ſey, welches ſo viele Vorzüge wie das *ſchröckhiſche* in ſich vereinigte.

Sonſt enthält dieſer Band noch ein Regiſter über die neun Theile, welche die Kirchengeſchichte ſeit der Reformation begreifen, und die zu dieſer Geſchichte gehörigen Zeittafeln. Bey dem Regiſter ſind die Specialregiſter in den einzelnen Bänden zum Grunde gelegt, doch mehr Artikel eingerückt, auch iſt mancher kleine Irrthum ſtillſchweigend berichtiget und eine ſtrengere Ordnung beobachtet. Gern würden wir es geſehen haben, wenn auch hier, wie in dem *ſchröckhiſchen* Regiſter über die 34 Theile der älteren Kirchengeſchichte, bey gewiſſen Artikeln Zuſätze und Berichtigungen zum Texte hinzugekommen wären, wozu in der That Veranlaſſungen genug waren. Bey der Verfertigung der Zeittafeln iſt Hr. *Tzſchirner* ſo zu Werke gegangen, daſs er zuerſt aus dem *ſchröckhiſchen* Werke die einzelnen Data ſammelte, und ſie unter ihre Jahre eintrug, darauf einige bewährte Werke über die Kirchengeſchichte der drey letzten Jahrhunderte zu gleichem Zwecke benutzte, und bey der Ausarbeitung ſelbſt die ſchon vorhandenen Zeittafeln, namentlich die *vateriſchen*, zu Rathe zog. Dadurch iſt es geſchehen, daſs manche in der Erzählung und dem Regiſter nicht vorkommende Perſonen und Begebenheiten in den Zeittafeln aufgeführt ſind.

M. H.

Freyberg, b. Craz und Gerlach: *Der kurſächſiſche Kirchenſtaat vor der Reformation.* Ein Beytrag zum Abriſs der kurſächſiſchen Kirchenverfaſſung und zur näheren Erkenntniſs der Reformation Lutheri. Zum Gebrauch für Prediger und Candidaten, für Schul- und Rechts-Gelehrte, auch für Freunde der ſächſiſchen Statiſtik bearbeitet, von *Chriſtian Gotthelf Fix.* Erſter Theil. 1806. VIII u. 148 S. gr. 8. (16 gr.) *)

Rec. freute ſich, als er die Ankündigung dieſes Werkes las, weil ihm die ältere Kirchenverfaſſung in Sachſen — ein bisher in mehreren Schriften nur theilweiſe behandelter Gegenſtand — einer ausführlichen Bearbeitung werth zu ſeyn ſchien. Nach ſeiner Meinung ſollte der Vf. von der Stiftung des Erzbisthums Magdeburg ausgehen, dann die Geſchichte der zu gleicher Zeit geſtifteten Bisthümer, Meiſſen, Merſeburg und Zeitz, abhandeln, die von den Biſchöfen in ihren Sprengeln getroffenen kirchlichen Einrichtungen bemerken, und mit dieſen allgemeinen Angaben die ſpecielle Geſchichte, wo nicht aller, doch der vorzüglichſten Parochieen und der daſelbſt vorgefallenen kirchlichen Veränderungen verbinden. Eine Arbeit, die freylich ein langes mühſames Studium und eine genaue Bekanntſchaft mit den hiehergehörigen Urkunden und anderen Hülfsmitteln erfodert. Auch die zahlreichen Klöſter müſsten, da ſie gröſstentheils mehr religiöſe, als literariſche Inſtitute waren, nach ihren Stiftungsjahren geordnet, einen weſentlichen Theil in einem dem Kirchenſtaate vor der Reformation gewidmeten Werke ausmachen. Hr. *Fix*, Privatgelehrter in Chemnitz, bekannt durch ähnliche Arbeiten, z. B. durch einen unvollendeten Abriſs der kurſächſiſchen Kirchen- und Conſiſtorial-Verfaſſung, von welchem 1795 zwey Theile erſchienen ſind; Specialtabellen von der jetzigen Eintheilung der kurſächſiſchen Conſiſtorien, Chemnitz 1800 etc., hielt es für rathſam, ſich einen in der Ausführung weniger ſchwierigen Plan vorzuzeichnen. Er behandelt in der Einleitung die Geſchichte der Sorben, liefert von S. 19 ein Verzeichniſs der Biſchöfe zu Meiſſen, und verbreitet ſich zugleich, nach der Zeitfolge der ſächſiſchen Regenten, ſo ausführlich über die Landesgeſchichte, daſs man hier nicht eine Darſtellung der älteren ſächſiſchen Kirchenverfaſſung, ſondern den Entwurf einer ſächſiſchen Regenten-, Cultur- und Handels-Geſchichte vor ſich zu haben glaubt. Wer erwartet wohl in einem dem ſächſiſchen Kirchenſtaate gewidmeten Werke eine ſo detaillirte Angabe der in Sachſen geführten Kriege, S. 30—62, eine ſo weitläuftige Beſchreibung der Univerſitätsſtiftung in Leipzig, S. 72—82, oder Nachrichten von gehaltenen Landtagen, aufgelegten Steuern, ausgeprägten Münzen, Beförderung des leipziger Handels, Streit mit der Stadt Halle wegen der Neujahrmeſſe, Anordnung der Stadtpfeifer S. 102 u. ſ. w.? Wer ſucht hier die Bemerkung S. 50, daſs man im 13 Jahrhunderte mit Heringen, Heringsfett, Kermes, Waid, franzöſiſchen und ungariſchen Weinen, Pfeffer u. ſ. w. gehandelt, daſs die Böhmen ſelbſtgefertigte Meſſer, Sicheln und Degen verkauft, daſs, nach S. 56, die Kaiſerlichen ein betheertes und befiedertes Weib im Lager bey Erfurt herumgeführt, und die Meiſſner mehrere Liebesritter caſtrirt haben? Leſer, die nur auf Unterhaltung ausgehen, und es mit der Behandlung des auf dem Titel angegebenen Gegenſtandes nicht ſo genau nehmen, werden dieſe und andere Anekdoten vielleicht ſehr genuſsreich finden.

Zum Beweis, daſs Rec. vorliegende Schrift nicht obenhin geleſen hat, mögen hier folgende Bemerkungen ſtehen: Nach S. 2 ſollen die *Hermunduren* ausgewandert ſeyn, um den Sorben Platz zu machen. Dieſs iſt nicht wohl glaublich, wenn man auch nicht weiſs, wohin ſie eigentlich gekommen ſind. Höchſt wahrſcheinlich wurden ſie von den Sorben überwältigt, und ihr Name verſchwand. Dieſs iſt *Schöttgens* Meinung, in der Hiſtorie der Sorbenwenden, diplom. Nachleſe II, 177. Ebendaſelbſt ſagt der Vf.: die Sorben befanden ſich auf einer weit höheren Stufe der

*) Wir halten uns verpflichtet, die Recenſion des erſten Theils eines Werkes hier nachzuholen, deſſen zweyter und dritter Theil bereits in unſerer A. L. Z. 1808. No. 249 beurtheilt worden iſt.

Digitized by Google

Cultur, als die Deutſchen, und S. 4 rühmt er ſie wegen ihrer Klugheit und Lebensweisheit. So ſtellen auch andere Neuere die Sorben in einem zu günſtigen Lichte dar, und *Leonhardi* zählt ſie in der Geſchichte der Stadt Leipzig S. 3 ff. aus einer beſonderen Vorliebe unter die gebildetſten Völker der Erde. Daſs dieſe Darſtellung der Geſchichte durchaus widerſpricht, beweiſet *Helmolds Chronicon Slavorum*. *Adelung* ſagt daher (Director. der ſüdſächſ. Geſch. Einleit. S. XXX f.) mit allem Recht: „Die Slaven waren eines der ungebildetſten Völker, wie unter andern auch aus den Menſchenopfern erhellt — —. Ihr Handel war groſsentheils, wo nicht durchaus, auf Raub gegründet. Mehr als ein Schriftſteller nennt ſie *foediſſimum hominum genus*.“ Daſs die S. 16 genannten ſlaviſchen Gottheiten in Sachſen verehret worden ſind, kann nicht beſtimmt geſagt werden; wenigſtens wird *Radegaſtus* von Helmold am angeführten Orte *Obotritorum numen*, und *Zwante wit* von Ebendemſelben *deus terrae Rugiorum* genannt. So ward *Prono* in Niederſachſen und Holſtein, *Trigla* gröſstentheils in Pommern (in Sachſen unter dem Namen *Dziwanna*) verehrt. Auch fehlen einige ſlaviſche Götter, z. B. *Zuttiber*, *Morzana*, wovon der Pagus *Morizani* in der Gegend von Magdeburg und das Dorf *Marzahne* in der Gegend von Wittenberg den Namen führen, *Luariſci*, nach Dithmar eine Gottheit der Liuticier Slaven u. ſ. w. Den lehrreichen Aufſatz über die Bekehrung der Sorbenwenden in Sachſen, in *Kreyſigs* Beyträgen VI, 52 — 121, hätte der Vf. zum Grunde ſeiner Arbeit legen ſollen. Er verbreitet ſich ausführlich über die Entſtehung und Ausbildung der ſächſ. Kirchenverfaſſung, und ſtellt die nach und nach geſtifteten Klöſter in chronologiſcher Ordnung auf. — Wenn es S. 12 heiſst: Karl der Groſse zwang die Sorben zur Erbauung zweyer feſten Schlöſſer im Anhaltiſchen unweit Halle, und zu *Magdebron*, einem Dorfe unweit Leipzig: ſo iſt dieſs eine ganz irrige Auslegung des Chronic. Moiſſiacenſ. ad ann. 806: „*Mandavit eis rex Karolus aedificare civitates duas, unam in aquilone parte Albiae contra Magadabourg, alteram vero in orientalem partem Salae ad locum, qui vocatur Halla.*“ Hier iſt nicht von einfachen Schlöſſern, ſondern von befeſtigten Städten die Rede; die eine ward nicht zu *Magdeborn* bey Leipzig, ſondern in der Gegend von *Magdeburg* an der Elbe errichtet. Daſs nach S. 15 K. Heinrich I um das Jahr 922 die alte Burg bey Leipzig angelegt, und angefangen habe, den Ort in eine Stadt umzuſchaffen, iſt aus der Geſchichte nicht erweislich. Nur von der Stadt Meiſſen kann dieſs geſagt werden. — S. 19 beginnt der erſte Theil: *Von dem Bisthume Meiſſen, und der damit verbundenen Zeit- und Kirchen-Geſchichte vor der Reformation.* Eigentlich endet dieſe Geſchichte mit dem J. 1595, da der letzte Biſchof zu Meiſſen, Johann von Haugwitz, ſtarb. Die Worte: *vor der Reformation*, ſind alſo nicht genau zu nehmen. Billig hätte hier zuerſt die Stiftung des Erzbisthums Magdeburg bemerkt werden ſollen; denn dieſem waren nicht nur urſprünglich die Bisthümer *Meiſſen*, *Merſeburg* und *Zeitz* unterworfen, ob ſich gleich der meiſſner Biſchof für exemt hielt, ſondern es ſtanden auch mehrere ſächſiſche Parochieen, z. B. Eilenburg, die Gegend von Halle, Delitzſch und Bitterfeld, bis zur Reformation unter dem Erzbisthum Magdeburg. Dieſer Stiftung iſt aber mit keinem Worte gedacht. Eben ſo ſollte im zweyten Theile der Biſchof zu Brandenburg nicht übergangen werden, deſſen Sprengel die Gegend um Wittenberg bis Jüterbogk unterworfen war; der Vf. redet aber in der Vorrede S. VI nur von den Bisthümern Merſeburg und Zeitz, von welchen er im II Theil mehrere Nachricht ertheilt hat. — Daſs, nach S. 28, der böſe Feind dem Biſchof *Kraft* den Hals gebrochen haben ſoll, folgt nicht aus Fabricius Erzählung. Dieſer ſagt nur: Man habe ihn, nach gewaltſam geöffneter Thüre, *fractis cervicibus colore tetro exanimem* gefunden. Vom Teufel iſt hier gar nicht die Rede. In einem alten Verhältniſſe der Biſchöfe zu Meiſſen heiſst es freylich: *A diabolo ſtrangulatur.* Allein man weiſs, wie damals Einfalt oder Bosheit Verſtorbenen, welchen man nicht wohl wollte, durch teufliſche Kraft den Hals verdrehen oder brechen lieſs, wenn ſie plötzlich, vom Schlage gerührt, dahinſtarben. — Von dem in der katholiſchen Kirche ſo berühmten, über 400 Jahre nach ſeinem Tode unter die Heiligen aufgenommenen Biſchof *Benno* iſt S. 29 viel zu wenig geſagt, und nicht einmal die Hauptſchrift: *Seyffarths Oſſilegium Bennonis*, Monach. 1765. 4, bemerkt. Nach Seyffarth iſt er nicht 1016 ſondern 1010 geboren, nicht 1106 d. 16 Jul., ſondern 1107 d. 16 Jun. geſtorben. Von einer ſeiner Schriften: *Expoſitiones breves ſuper evangelia dominicalia*, woraus man die damalige allegoriſche Art zu predigen beurtheilen kann, hat *Leibnitz* in der Vorrede zum II B. der *Script. Rerum Brunsvic.* eine Probe mitgetheilt. — Die dem Markgraf *Conrad* S. 36 Not. beygelegten Titel waren damals nicht gewöhnlich. Conrad ſchrieb ſich Anfangs, wie die von ihm vorhandenen Urkunden bezeugen, ganz einfach: *Marchio Misnenſis*, und in den letzten Jahren: *Marchio Misnenſis et Luſicenſis.* — S. 48. *Wittigo II*, nicht Graf (eigentlich Burggraf) von Leisnig, ſondern wie *Urſinus* aus dem auf ſeinem Grabſteine befindlichen Wappen erwieſen hat, Herr von *Colditz*, brachte, auſser Noſſen, mehrere Beſitzungen, Stadt und Schloſs Pirna, Schloſs Liebethal an ſich, hatte ſelbſt über Dresden die Lehnshoheit, trieb die ſchwärmeriſche Secte der Kreuzträger aus ſeinem Gebiete, ſtarb, wie ſein Grabmal beweiſet, 1342, alſo nicht 1347, wie hier angegeben iſt. S. *Urſinus* Geſchichte der Domkirche zu Meiſſen S. 73 — 79. Dieſes an gründlichen hiſtoriſchen Unterſuchungen reichhaltige Werk, das beſonders in den beygefügten Urkunden viel zur Erläuterung der ſächſiſchen Kirchenverfaſſung beyträgt, hätte der Vf. billig benutzen ſollen. — S. 57 *Diezmanns* durch einen Meuchelmörder bewirkten gewaltſamen Tod verwirft *Adelung*, am angeführten Orte, weil ſich gleichzeitige Geſchichtſchreiber bey der Anzeige ſeines Todes des Ausdrucks: *obiit*, be-

Digitized by Google

dienen. Offenbar aber liegt bey diesen unbestimmten Angaben eine gewisse zu weit getriebene Furchtsamkeit zum Grunde. Selbst der altzellische Annalist getraut sich nicht mehr zu schreiben, als: *Fertur innocenter et improvise occisus.* Wenn man aber die bis auf kleinliche Umstände ausführliche Erzählung in *Rohtens* thüring. Chronik (Menk. S. R. G. II, 1769) liest: so fällt *Adelungs* Meinung von selbst, die auch von dem neuesten sächs. Geschichtschreiber *Weisse* in der Gesch. der kursächs. Staaten II, 35 verworfen wird. Die Grabschrift auf Diezmann ist nicht von *Dante Aligheri.* Sie ist 200 Jahre später, wahrscheinlich von dem bekannten histor. Fabeldichter, *Erasmus Stella*, geschmiedet worden. — S. 62. *Joh. von Eisenberg* ward 1342 (nicht 1347) Bischof, widersetzte sich dem Papste, der ihn dem Erzbischofe zu Prag unterwerfen wollte, feyerte 1350 das römische Jubeljahr, und vertrieb die noch übrigen Flagellanten. *Urfin.* S. 80 ff. Bischof Conrad II (nicht der Dritte) war aus dem Geschlechte der Burggrafen von Kirchberg, schrieb sich zuerst: *Von Gottes und des apostolischen Stuhls Gnaden.* Also hat diesen Titel nicht Thimo von Colditz zuerst gebraucht, wie der Vf. S. 64 angiebt. — S. 63. *Nicolaus de Misna*, aus Meissen (nicht aus Lübeck). Der ihm beygelegte Name *Ziegenbock*, ist Erfindung der Neueren. Sein Grabmal ist nicht im Kloster heil. Kreuz, sondern in der Domkirche zu Meissen. *Urfin.* S. 89. Dass er zur Erhaltung des Andenkens seiner über den Erzbischof zu Magdeburg erfochtenen Siege, das Fest des heiligen Victor in seinem Sprengel zu feyern verordnet hat, hätte billig bemerkt werden sollen. Die Nachrichten vom Bischof *Johann Hofmann* S. 65 — 71 sind gröstentheils aus den Fragm. zur Geschichte der Stadt und Universität Leipzig (L. 1787. 8) S. 76 — 80 wörtlich entlehnt. Doch fehlt der Umstand, dass gedachter Bischof 1442 das jährlich vor Fastnachten übliche unvernünftige und unsittliche *Semperrennen* der Weiber abgeschafft hat. (Lausitz. Monatschr. 1805. St. 1). Einige bisher unbekannte Nachrichten von ihm findet man in Hn. Prof. *Ecks* Symbol. ad hist. lit. Lipsi. P. IV. (Lipsi. 1804. 4). — S. 97. *Johann von Weissenbach* führte den Tag und Nacht fortdauernden Gottesdienst in der Domkirche zu Meissen ein, ordnete wegen der Theurung feyerliche Processionen in seinem Sprengel an, und erhob die Frauenkirche zu Freyberg zur Collegiatkirche des meissner Stifts. S. 119 folgt aus *Calles* die Eintheilung des bischöflichen Sprengels in Probsteyen, Archidiaconate u. s. w. — Einige nicht von aller Härte freyzusprechende Urtheile möchte Rec. in der Ausdehnung, wie sie hier stehen, nicht unterschreiben, z. B. Vorrede S. V: „Die meisten Mitglieder des katholischen Clerus sind *vor der Welt Heuchler, und im Stillen die unmoralischsten Menschen.*" S. 11: „Der herrschsüchtige, despotische, alles unterdrückende — — scheinheilige und treulose Karl der Grosse." S. 147: „Selbst würdige Männer müssen ihrem Gewissen Sklavenketten anlegen, und zwecklose und ärgerliche Ceremonieen gaukeln." Diese letztere Bemerkung ist der Erfahrung ganz entgegen. Beynahe in allen Gemeinden hat man bey den öffentlichen Gottesverehrungen neue Gesänge und passendere Formulare eingeführt. Zwecklose und ärgerliche Gebräuche finden kaum noch in unaufgeklärten Gegenden Statt. Wenn also Prediger noch Sklavenketten tragen, oder, dass Rec. sich des vom Vf. in einer wichtigen Angelegenheit unschicklich gewählten Ausdrucks bediene, zu *gaukeln* sich gedrungen fühlen: so ist es ihre Schuld. Weise Regenten, selbst in gebildeten katholischen Staaten, verlangen dies nicht. — Noch bemerkt Rec. einige Druckfehler — beynahe die einzigen, die ihm bey einer genauern Durchsicht aufgestossen sind. S. 51 st. Pruch l. *Pouch*; S. 58 not. st. Cubanitz, *Lubanitz*; S. 59 st. Jakeyn, *Jokrim*; S. 62 st. 1270, 1370. — S. 65 not. ist das Citat aus Menk. S. R. G. unrichtig angegeben. Es muss heissen: S. 676.

F. K.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Dürr: *Predigt am zweyten Bußtage des Jahres* 1806, in der Thomaskirche zu Leipzig gehalten, und auf ausdrückliches Verlangen dem Druck überlassen, von D. *Joh. Georg Rosenmuller*, Superintendent. 24 S. gr. 8. (Zum Besten der Armen im Erzgebirge. 3 gr.) Nach dem vorgeschriebenen Texte: Klagel. Jerem. 3, 23 ff., hat der würdige Greis, der noch mit jugendlicher Kraft für's Gute thätig ist, die Wahrheit abgehandelt: *Wozu uns die Erfahrung der göttlichen Hülfe bey den gegenwärtigen Zeitläuften ermuntern soll. 1. zum demüthigen Dank gegen Gott; 2. zur ernstlichen Besserung unseres Sinnes und Wandels; 3. zum Vertrauen auf Gott wegen der Zukunft.* Plan, väterlich und herzlich, in einer kunstlosen, aber eben weil das Herz, das so liebevolle, wohlwollende Herz eines der ehrwürdigsten Männer unserer Zeiten, spricht, sehr beredten Sprache, trägt er zwar nicht etwas auffallend Neues, aber besonders für unsere Zeiten etwas sehr Beherzigenswerthes vor. Die Tage der Noth, unter der das Vaterland seufzte, die Hülfe, die Gott durch eine reichliche Erndte, durch die Abwendung des dem Vaterlande so nahen Krieges sandte: diess und Mehreres wird hier sehr gut zu dem angegebenen Zweck benutzt. Derjenige besonders, der Zeuge jener Noth und dieser Hülfe war, wird nicht ohne die innigste Rührung diese Predigt lesen, und jeder Gutdenkende wird sich freuen, wenn er hier so lebhaft, aber sehr wahr, von den herrschenden Fehlern unseres Zeitalters, besonders von der empörenden Selbstsucht und von dem schändlichen Eigennutz, sprechen hört. Zwar ist es diesem würdigen Manne, so wie dem edlen *Reinhard*, zum Vorwurfe gemacht worden, dass sie in ihren Vorträgen gelegentlich diesen Eigennutz und besonders den Wuchergeist kräftig angreifen. Man ist sogar so weit gegangen, zu sagen: diess hiesse das Volk zum Misvergnügen aufreizen. Aber nur Wucherer können die vernünftigsten, zweckmässigsten Belehrungen und Ermahnungen so schief deuten.

J. J.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Über den altdeutschen Meistergesang.* Von *Jacob Grimm.* 1811. 194 S. 8. (21 gr.)

Der Streit zwischen Hn. *Jac. Grimm* in Cassel und Hn. *Docen* in München, zwey sehr schätzbaren und bereits um die Geschichte der älteren deutschen Poesie mehrfach verdienten Forschern, ist bekannt. Es würde die Grenzen eines kritischen Instituts überschreiten, das die gesammte Literatur umfassen soll, wenn wir uns auch nur von fern auf das Umständliche der Geschichte dieses Streites einlassen wollten. Der Gegenstand desselben aber ist folgender: Hr. *G.* stellte in dem N. lit. Anzeiger die Meinung auf, „es sey falsch, wenn man die Meistersänger von den *früheren* Minnedichtern trenne, für welche Trennung man nicht einmal eine bestimmte Zeit anzugeben wisse; beide seyen identisch, ihrem Grundwesen nach, das er, Hr. *G.*, in nichts anderes, als in die bisher mehr an den Meistersängern verachtete, wie an den Minneliedern bewunderte, in keinen von beiden aber recht verstandene Künstlichkeit legen könne." Hr. *Docen* dagegen erklärte in demselben Blatte, was übrigens Hr. *G.* für „*eigens unklar* geschrieben" hält, doch nach dem eigenen Bekenntnifs des Letzteren, im Wesentlichen Folgendes: „man müsse auf die Verschiedenheit der Gegenstände des Meister- und Minne-Gesanges Acht geben, eine Form habe am Ende jeder Sang, allein das Lied für seine Gefühle, verlange eine ganz andere, wie (als) die ernsthafte Betrachtung; und wenn in den Minneliedern Wohllaut herrsche: so sey in den Meistergesängen strenges Bauwerk wahrzunehmen, daher die Form anlangend, jene sich in harmonischen Weisen darstellen, diese in beschlossenen Strophen. Hr. *G.* möge einmal für seine Meinung in der ganzen Sammlung der Minnedichter von Veldeck an ein Lied aufweisen, das mit den Meistersängen eines Frauenlob oder Folz *formell* übereinkomme; und finde sich etwa Ähnlichkeit: so sey sie gewifs zufällig, und was später Verabredung und Regel, früherhin nur eine Zierde der Kunst." Auf diese Einwendungen, die unseres Erachtens mit dem einzigen Beweis, dafs auch die süfsesten Minnelieder, die wir besitzen, keinesweges *Producte der freyen Natur und des ritterlichen Sinnes*, sondern nichts mehr und nichts minder als *Schularbeiten eines nach Regeln gelehrten und an sie gebundenen Meistersängers* sind, wären niedergeschlagen worden, zieht hier nun Hr. *G.* in einem eigenen, enggedruckten und reichhaltigen Buche mit allen Waffen *a priori* und *a posteriori* zu Felde, und beweist ungemein Viel, und ungemein viel Neues und der Literatur Ersprieslsliches; nur das einzige, was er beweisen sollte, und worauf Alles ankommt, beweist er nicht, und freylich scheint auch ein solcher Beweis ein für allemal unmöglich zu seyn. Denn man vergleiche nur (was der Vf. für sich ohne Zweifel auch gethan hat, aber dessen Unterlassung er in seinem Werke aus polemischer Klugheit mit, wo wir nicht irren, Mangel an Zeit oder Raum entschuldigt) die abgeschmackten Producte der Meistersänger mit den jedes zartfühlende Herz mit einem leisen Zauber ergreifenden Aushauchungen der Minne, einer Art von Liebe, die jetzt bey ganz veränderten Verhältnissen und Sitten gar nicht mehr gedenkbar ist, und wodurch der deutsche Jüngling eben so in ein deutsches, wie durch Gefsners Idyllen in ein griechisches, Arkadien hineingewiegt wird! Wer kann noch einen Augenblick anstehen, von *diesen* Minnesingern *diese* Meistersänger in keinem Falle abstammen zu lassen? Wir wollen hier nicht die zum Lachen reizenden sogenannten Pausen der Letzteren zum Beweise anführen, wie z. B.:

Ach!
Was hab' ich, o Herr, begangen!
Meine Sünden sind zu grofs,
Meine Glieder liegen blos,
Herr! nach dir steht mein Verlangen!
Wach!
Du, mein Gott, und hilf nun mir,
Dafs ich bleibe stets bey dir,
Lindre du mir meine Schmerzen,
Denn ich bin von ganzem Herzen
Schwach!

Ja wohl, von ganzem Herzen schwach! Es ist hinlänglich, einen einzigen *Bar*, in welchem es wahrlich der Meistersänger mit seiner Gottesfurcht gewifs eben so ernstlich gemeint hat, wie der Minnesinger mit der zarten hohen Treue zu der Dame seines Herzens, mit dem Liede eines wahren Minnesingers zusammenzustellen. Hier also zuerst der *Bar* des Meistersängers, welchen uns der sel. *Häfslein* (vermuthlich aus Hanns Sachsens eigener Tabulatur) in *Bragur* III S. 65 und 66 mitgetheilt hat:

Erstes Gesätz.

Wer seine Hoffnung hat auf Gott gesetzet,
Derselbige wird nicht zu Spott,
Ja, dessen Glaub niemalen wird verletzet,
Dem hilft der fromm und liebe Gott. †
Hingegen aber der, so sein Vertrauen
Nicht setzen will in Gottes Macht,

Digitized by Google

Der kann nicht anders, als er mufs auf Sande bauen,
Und wird von jedermann verlacht. †

Abgefang.

Dann, weilen er hat feinen Gott verlaffen,
Und feinen Abgott fucht,
So bleibt er fort verflucht
Und will ihn Gott auch hier mit nichten faffen,
Ja läfst ihn billig finken,
Auch für fich felbft ertrinken.
Darum, o Chriſt,
So klug du bift;

Schlufsfoll.

Befleifse dich auf Gott allein zu hoffen,
So gehts dir hier und dorten wohl,
Und wirſt es haben ewig wohl getroffen,
Und fey des Himmels Freuden voll. †

Iſt in dieſem ganzen Weſen wohl nur ein Gran Geiſt und Gefühl? geſchweige ein ſo zartes, und ein ſo tiefes Gefühl, wie in den erſten beſten Strophen eines tugendlichen Ritters, der *„das Cruze dur Got an ſich hat genommen“*, oder der *„ſo gar herzeclichen minnet, und die ſueſſe ane Wenken zallen Ziten, beide in herze und ouch in ſinne tregt,“* und wenn er auch Kaiſer wäre, wie *Heinrich*, ſich erklärt,

ich mich ir verzige, ich verzige mich è der crone!

Das ſind Gedanken und Worte, aus treuer, zarter, liebender Seele gefloſſen, und ſchön, und jedes menſchliche Herz anſprechend, ſie mögen in Proſa, oder in irgend einem Modell alter proſodiſcher Form eingedrückt ſeyn! Nimmt man noch dazu die Heiligkeit dieſer Liebe, denn

Minne wart nie bi den ſünden vunden!

ſingt *Margrave Otto von Brandenburg mit dem Pfile:* ſo hat man den vollſtändigen Schlüſſel und die Grenzlinie, wo jeder andere Dichter von dem *wahren Minneſinger* abzuſcheiden iſt. Es wäre freylich höchſt abgewandelt von jeder richtigen Anſicht, wenn man unter *ſolchen* Minneſingern alle diejenigen begreifen wollte, die der pariſer Codex enthält, und die uns die ehrwürdigen Deutſchen, *Bodmer* und *Breitinger*, zwar nicht mit der, oft lächerlichen, philologiſchen Mikrologie des 19 Jahrhunderts, aber mit deſto wahrerem Gefühl für das Schöne und für das Deutſche, zuerſt mit hoher patriotiſcher Freude dargereicht haben. Allein — *quandoque bonus dormitat Homerus!* Überſehen iſt es wohl von ihnen, nicht Abſicht, wenn ſie auch ſolchem ſchmutzigen Zeuge, das als wahrer Antipode alles Minnegeſangs anzuſehen iſt, wie den gemeinen Zoten eines *Nithart* und Conſorten, Platz und Eingang geſtattet haben, ſo ſehr es übrigens (denn wie froh wären wir, wenn uns *Ofried*, weniger zartfühlend, auch die *cantilenas obſcoenas* ſeiner Zeit, von denen er ſpricht, gerettet hätte) in Hinſicht der Sprache und Geſchichte mit Dank zu erkennen iſt. Allein kein Codex, er mag Namen haben, wie er will, mithin auch nicht der pariſer, kann uns den Begriff des *Minnegeſangs* für ſich beſtimmen. Sie alle insgeſammt, unter denen Rec. den jenaiſchen, den weingartner und den colmarer ſelbſt an Ort und Stelle eingeſehen hat, ſind nichts anders als willkührliche Sammlungen, ohne hiſtoriſche, ohne philologiſche, und was das Wichtigſte iſt, ohne die mindeſte äſthetiſche Kritik und Anordnung. Dieſes dreyfache Licht hat erſt das gebildetere und ſicherere Gefühl, und die mühſame Forſchung und Vergleichung ihrer deutſchen Nachkommen hineinzubringen. So wollen wir denn auch unſere Pflicht vollſtändig erfüllen, und weder *puri puti Philologi* noch *Hiſtorici* ſeyn, ſondern dem edlen, geiſtreichen, durch ein zartes und heiliges Gefühl emporgetragenen wahren *Minneſinger* gegen den elenden, geiſt- und herzloſen Sylbenzähler von Meiſterſänger, aus welcher Zone und Zeit er immer auch ſey, Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Freylich gehört dazu mehr als bloſse Sprachkenntnifs, die noch überdieſs nicht einmal eine lebendige Kenntnifs iſt, wenn ſie nicht in demſelben Volke, und an derſelben Stelle, wo einſt dieſe merkwürdigen Früchte des ſchwäbiſchen Kaiſerthums aufſproſsten, auf irgend eine Art kann vergegenwärtigt werden. Es gehört dazu auch Kenntnifs des wahren Poetiſch-Schönen, und nicht einmal dieſes *in abſtracto*, ſondern, um es gerade heraus zu bekennen, eines Herzens, das genau für dieſe Gefühle offen iſt, kurz die *Blumenzeit der Liebe*; wer in dieſer nicht die Minneſinger lieſt, oder geleſen hat, der ſoll uns mit allen Commentaren über ſie eben ſo ſehr verſchonen, als ein *Franz Horn* Jeden, der *Geſsners* Idyllen in gleicher Periode las, mit ſeinem kahlen Urtheil über ihn, die Zierde der Nation! —

Wie unübertrefflich ſüfs klingt es in Ohr und Herz, wenn der *Herzoge von Anhalt* in altſchwäbiſcher Mundart ſingt:

Sta bi! la mich den wint anweien,
Der kumt von mines herzens kiuniginne!
Wie mocht ein luft ſo ſueze draien,
Ern wer al uht und uht vil gar ein minne!

Glaubt man freylich *à la Tiek* dem jetzigen Hochdeutſchen dieſen ſchönen Ausfluſs eines liebenden Herzens nur dadurch zu verdollmetſchen, dafs man ihm jedes altgeformte Wort in die heutige Form nach Adelungs Sprachlehre gieſst: dann verfliegt dieſer Geiſt, und mufs verfliegen. Ein *Steh bey!* (im jetzigen Hochdeutſchen baarer Unſinn!) für das alte *Sta bi*, ein *lafs mich* ſtatt *la mich*, oder vielleicht noch beſſer *la mi*, ein *anwehen* ſtatt *anweien*, ein *komm* ſtatt *kumt*, eine *Königin* ſtatt der *Kiuniginne*, *eine Luft* ſtatt *ein luft* u. ſ. w., verderben gerade den ganzen Eindruck, und eine bloſse *Umformung der Worte*, welches dieſe Herren *Überſetzung* nennen, iſt das bitterſte Unrecht, das dieſen herrlichen Antiken widerfahren kann. Sie müſſen gar nicht mehr wiſſen, was Überſetzung iſt, und es wäre wahrlich ein Zeichen, dafs die Deutſchen ſich in einem groſsen Grade von Schwäche und Lächerlichkeit befänden, wenn die Stimme dieſer Helden der Literatur auch wirklich die Stimme der Mehrheit unter den Beſſeren des deutſchen Vaterlands wäre. Allein das Ausland laſſe ſich dadurch doch ja nicht verführen, und fange um einiger Weniger oder um einer temporären Schule willen ja nicht an, eine

Digitized by Google

Nation wieder ihres pedantiſchen Geſchmacks wegen zu verachten, die ſie kaum ſeit einem halben Jahrhundert, um ihres beſſeren und claſſiſchen Geſchmacks willen, ſchätzen gelernt hat! Hr. *G.* gehört nun unter dieſen jungen *Titanen* unſerer Literatur (wie ſie *Joh. v. Müller* nennt) keineswegs zu den Schlimmſten. Zwar ſpricht er in allen ſeinen Schriften ſchneidend ab, äuſsert ohne Rückhalt ſeine Verachtung anderer Meinungen, und zollt Schriftſtellern, die ihm das eine oder das andere Verdienſt ſtreitig machen könnten, ſeine Achtung mit groſser Mäſsigung; zwar ſchweift er in Etymologieen weit über die Grenzen des Zuträglichen hinaus; und wenn er auf das Poetiſch-Schöne geräth: ſo glaubt er davon nicht mehr in ſchlichter verſtändlicher Proſa *ſprechen*, ſondern, nach der Mode der Zeit, in myſtiſchen Bildern und Abſtractionen *ſingen* zu müſſen. Allein deſſenungeachtet iſt nicht zu leugnen, dafs in ihm eine Fülle von Gelehrſamkeit wohnt, und dafs (wenn wir einem anderen Kritiker ein hier ſehr treffendes Gleichniſs abborgen dürfen) dieſer gährende Moſt noch einſt vortrefflich werden kann, wenn er ausgebrauſt hat.

Starke Vermuthung hiezu giebt die gegenwärtige Abhandlung. Obgleich Rec. ihr in der Hauptſache durchaus nicht beyſtimmen kann; obgleich jede Stelle, wo dieſe philoſophiſch erwieſen werden ſoll, eben ſo viele Dunkelheiten als Sprünge in den Schlüſſen hat, und die Anſichten des Vfs. (ſo entzündet er auch von dem Minnegeſang ſcheint) mehr aus einem kalten Formenſtudium und ſtrenger Berechnung des Metrumverhältniſſes, als aus dem Eindruck, den die wahre Poeſie auf ein unbefangenes Gemüth macht, gefloſſen zu ſeyn ſcheinen, auch der Vf. keineswegs (wie es wenigſtens Rec. ſehr deutlich erſcheint), um die *Wahrheit* zu ſuchen, ſondern um ein, nun einmal aufgeſtelltes Thema mit aller Sophiſtik des Geiſtes und der Gelehrſamkeit zu vertheidigen, einen ſo groſsen ſchriftſtelleriſchen Aufwand macht: ſo iſt doch eben dieſe, zu den wahrſcheinlichſten, und wenn nicht den unbefangen forſchenden Kenner *überzeugenden*, doch den Nichtunterrichteten mit Macht *überredenden* Gründen herausfodernde Verlegenheit gerade die Mutter vieler neuer, mit dankverdienendem Fleiſse angeſtellter, literariſcher Nachſuchungen geweſen; und wenn Rec. von dem Gewinn, den der Freund der wahren Poeſie dadurch erhält, abſtrahirt, ſo kann er dieſe ſophiſtiſche Disputirübung in ihrer Art nicht anders als für meiſterhaft erkennen.

Schon die Anlage der ganzen Abhandlung iſt keineswegs rhapſodiſch, ſondern nimmt einen ſtrengen logiſchen, oder, wenn man will, reinwiſſenſchaftlichen Gang. Dieſs iſt ſtets erfreulich, und wenn auch nicht für das Hauptthema, doch für ſeine mannichfaltigen Zweige und Äſte fruchtbar und lehrreich. Nach einer *Einleitung*, worin er den *ſtatus controverſiae* feſtzuſetzen ſucht (aber *anticipirt*, indem er ſchon S. 24 ſagt. „Hiemit hoffe ich gezeigt zu haben, dafs ein Unterſchied zwiſchen den alten Meiſtern und gleichzeitigen Minnedichtern unhiſtoriſch ſey, ja widerſinnig, und noch vielmehr einer zwiſchen gleichzeitigen Meiſter- und Minne-Liedern, nach welchem ſich zweyerley Geſang in einer und derſelben Perſon, und in denſelben Weiſen darthun ſoll. Giebt man mir dieſes zu: ſo habe ich, ſtreng genommen, meinen Gegner widerlegt.“ Was man freylich nicht zugeben kann, weil dieſs alles, ſtreng genommen, in den folgenden Abſchnitten erſt erwieſen werden ſoll), und nach einer ſogenanten *Überſicht der Meiſterkunſt* (Meiſterſängerkunſt) *von Anfang bis zu Ende*, welches aber blofs ein Verſuch iſt, die Geſchichte der Meiſterſängerkunſt in Perioden abzutheilen, nicht eine Überſicht der Kunſt ſelbſt, geht er auf die *inneren Beweiſe* ſeines Satzes, für die er zwey Regeln aufſtellt, und auf die erſte vier Einwendungen beantwortet, dann auf die *äuſseren Beweiſe* über, um darzuthun, dafs einige Minneſinger gleich den Meiſterſängern in einer Schule ſich vereinigt, einerley Namen geführt, einerley Töne gehabt haben, und dafs dafür die Tradition, das Zeugniſs der Schriftſteller und die Einrichtung der Handſchriften ſpreche und beſchlieſst dann dieſe Beweiſe mit einer *geographiſchen* Beſtimmung und Geſchichte des Meiſtergeſangs. Nach einer ſolchen Menge von Argumenten ſollte man, ſcheint es, *ad nauſeam* von der Wahrheit ſeines Satzes, wo nicht überwieſen, doch überwältigt ſeyn; allein dieſs iſt Hn. *G.* noch nicht genug, ſondern es werden nun auch Argumente aus dem Verhältniſs des Meiſtergeſangs zur deutſchen Volkspoeſie, zu den erzählenden und Spruch-Gedichten, ja ſogar zur ausländiſchen, namentlich der Provenzalen, der Nordfranzoſen, der Niederländer, der Skandinavier und der Engländer herbeygeholt, und das Ganze zwar nicht mit einer kurzen Recapitulation der Argumente, aber doch mit einem *zuſammengenommenen Reſultat* beſchloſſen.

Dieſs ſcheint *der Form nach* unſtreitig der Weg der gründlichſten Unterſuchung. Indeſs wenn man die einzelnen Beweiſe ſelbſt durchgeht, und ſich fragt: beweiſt das auch wirklich? — ſo fällt die Antwort gröſstentheils negativ aus. Doch iſt es intereſſant, mit Hn. *G.* zu ſtreiten: er ſetzt in dem erſten Augenblick ſtets in Verlegenheit, und Rec. bewundert den Scharfſinn und (im guten Verſtande genommen) die ſchlaue Kunſt, mit der er ſeine Argumente aufzupflanzen, und erfoderlichen Falls zu verpalliſadiren weifs. Dieſer Kriegskünſte ſind aber durch das ganze Buch ſo viele, dafs es den Leſern unſerer Blätter, die für alle Theile der Literatur belehrt ſeyn wollen, nicht zugemuthet werden kann, über einen ganz ſpeciellen Gegenſtand der deutſchen Alterthumsforſchung eine ſo umſtändliche Recenſion, die alle jene Künſte beleuchtete, ſich aufdringen zu laſſen. Wir müſſen uns daher auf ein einziges Beyſpiel beſchränken, wählen aber hiezu dasjenige, welches gerade das Herz dieſer (wir wiederholen es) meiſterhaft-ſophiſtiſchen Streitſchrift iſt.

S. 40 nämlich und 42 erklärt ſich Hr. *G.* dahin, dafs das *trilogiſche Princip* das *Charakteriſtiſche des Meiſtergeſangs*, und ſeine Abſicht (!) ſey, dieſe *Trilogie* auch in dem Bau der *früheren Meiſterlieder*,

Digitized by Google

alſo (!!) *der Minneſinger* nachzuweiſen.“ Vor allem ſieht man ſchon, daſs das ausgezeichnete *alſo* abermals eine Anticipation des erſt zu beweiſenden Satzes und der ganzen Streitfrage iſt. Allein das darf man ſo genau nicht nehmen. Zu einer öffentlichen Disputation gehört in der That ein wenig Keckheit, und ſo ein dreiſtes Impromptu hat oft den gründlichſten Gegner aus der Faſſung gebracht.

Doch zur Sache. Die *Trilogie*, von der hier geſprochen wird, iſt durchaus nichts anderes als ein Strophenſyſtem, das, wie man aus dem oben angeführten *Bar* eines Meiſterſängers geſehen hat, aus drey verſchiedenartigen Theilen beſteht, nämlich dem *Geſätz* (oder zwey *Vorderſtollen*), dem *Abgeſang* und dem *Schluſsſtollen*. Um nun dieſer meiſterſängeriſchen Erfindung einen Anſtrich von Wichtigkeit zu geben: ſo wird in dieſen drey gezwungenen Theilen der zunftmäſsigen Meiſterlieder die myſtiſche *Trias* mit pythagoriſcher Eingeweihtheit folgendermaſsen gefunden: „Wie ſich in einem Theil der Natur (ſpricht Hr. *G.*), z. B. im Pflanzenreich, die Bildung eines Ganzen meiſtens in und durch einen ungleichen Theil *beſchlieſst*, oder deutlicher *vielleicht*, der zuletzt hinzutretende Schlufsſtein eine ungleiche Zahl macht: ſo entwickelt ſich hier in der Poeſie aus zweyen gleichen Sätzen ein dritter ungleicher *nach einer innerlichen Nothwendigkeit*. Folgte ein zweyter gleicher Satz unmittelbar auf den erſten und weiter nichts: ſo würde das Ganze leer, matt und unfruchtbar erſcheinen; folgte aber in dem zweyten ſelbſt ſchon ein dem erſten ungleicher: ſo würde das Ganze *unempfänglich* ſeyn (!?). In dem erſten Falle wäre keine Ruhe, kein Schluſs, ſondern unendliches Schwanken (?); im zweyten würde der Reiz des letzten als des neuen Satzes immer über den alten ſiegen, und deſſen Wirkung in ſeine hinüberziehen, folglich vernichten (!). Da aber das Weſen der Poeſie auch in ein *gemüthliches Gleichgewicht* geſetzt werden muſs, und weil das Folgende nur in dem Vorausgehenden erklärt werden kann: ſo kommt der erſte Satz zweymal, damit er Stärke gewinne, *den dritten zu zeugen, zu tragen*, und ſelber neben ihm zu bleiben (!). Es iſt auch, als ob mit einem Mal die poetiſche Luſt an dergewonnenen Weiſe noch nicht erſchöpft ſey, als daſs man den Satz ſchon fahren laſſen könne, oder als ob erſt in ſeiner Wiederholung, da das *Anheben* gleichſam zu frey und ſorglos geweſen, das Neue in mehr Bedächtigkeit vorbereitet werden könne.“ Welch ein vornehmer Erklärungsverſuch zu einer gemeinen Sache! Und wie dunkel! Hr. *G.* ſcheint das ſelbſt zu fühlen, indem er fortfährt: „man erkläre *paſſender* und *deutlicher*, was man *leichter fühlen wird*“ (als, ſollte wohl der Gegenſatz ſeyn, zu deutlichen Begriffen bringen kann, an denen es freylich hier ganz allein gelegen iſt, und ohne welche die allergelehrteſte Abhandlung uns durchaus nicht zu einem wahren Reſultat führen wird), „aber *die Wahrheit des Grundſatzes* (der Trilogie, verſteht ſich) ruht auf dem *Element des Volksgeſanges* und *Tanzes*, wo (in welchen) *immer* (?) der erſte Theil wiederholt wird, bevor er ſich in ein *Trio* auflöſen kann.“ Löſen ſich denn alle *Volksgeſänge* in ein *Trio* auf? Das iſt Rec. eine Neuigkeit. Und ſelbſt die Tänze? Welch ein Unterſchied in ihnen! — Ja, Rec. iſt ſogar der Meinung, daſs das Trio nichts weniger als den eigentlichen Volkstänzen angehöre, vielmehr eine ſpäte Erfindung gebildeter Stände ſey, ſo wie die Menuet, der es eigentlich angehört. Auch erfodert das Trio ſelbſt bey weitem zu viele Kunſteinſicht und Kunſtvorſicht, um es der natürlichen Erfindung des Volkes zuzutrauen. Überdieſs ſteht die Menuet, ſo ſehr ſie in den neueſten Zeiten, durch die Macht der Mode, verachtet iſt, in Sinn, Geiſt und Ausführung nicht nur den Reihentänzen, die hieher gar nicht gehören, ſondern den eigentlichen Liebestänzen, ſowohl dem deutſchen κατ' ἐξοχήν, und dem ſchwäbiſchen und fränkiſchen Dreher oder Walzer, deſsgleichen auch dem wiener Langaus, als dem franzöſiſchen ſogenannten Contretanz, der Angloiſe, der Ecoſſoiſe u. ſ. w., bey weitem vor; und es iſt noch eine groſse Frage, ob ſie, die einen ſo ernſten, ſchuldloſen, in allen Schranken der Zucht und der gefühlteſten Achtung gehaltenen Charakter ausſpricht, trotz ihrer franzöſiſchen Benennung, nicht vielmehr eine Erfindung der deutſchen hohen Ritterſtände des 15 oder 16 Jahrhunderts geweſen iſt. Hier nun könnte Rec. Hn. *G.* mit ſeiner Hypotheſe entgegenkommen. Nur fehlt es, ihm wenigſtens, noch an Beweiſen, daſs das Trio *urſprünglich mit der Menuet verbunden war*. Die älteſten Menuette, die Rec. beſitzt oder beſeſſen hat, haben gerade gar kein Trio, ſondern bewegen ſich für ſich ſelbſt. Überhaupt aber hat das Trio, ſo viel Rec. weiſs, ſeine Benennung keineswegs daher, weil es ſich wie ein *dritter* Theil zu der Menuet und ihren zwey muſikaliſchen Perioden verhält, was auch in der That nicht der Fall iſt, ſondern weil darin *drey* Hauptſtimmen oder drey Hauptinſtrumente, wie die Flöte, Violine und Violoncell gegen einander concertiren. Wenn nun dieſes Concertiren zu gleicher Zeit und in demſelben *Trio* geſchieht: ſo kann überhaupt von keinem *Auflöſen in ein Trio* die Rede ſeyn.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

FORTSETZUNGEN.

Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegs-Kunſt.* Dritter Jahrgang 1812. July bis December. 513 — 630 S. 4. (Der Jahrgang 8 Rthlr.) (S. die Rec. J. A. L. Z. 1812. No. 202.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Göttingen, b. Dieterich: *Über den altdeutschen Meistergesang.* Von *Jacob Grimm* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Abgesehen von diesem nicht sehr haltbaren Erklärungsversuch, so ist die Absicht des Vfs., zu beweisen, dass in den Minneliedern so gut wie in den Meistergesängen das von ihm aufgestellte trilogische Princip vorhanden, und dass mithin die *Minne-* und *Meister-Gesänge* ganz identisch seyen, und kein wahrer, sondern nur ein eingebildeter Unterschied zwischen ihnen obwalte. Hier müssen wir vor allen Dingen darauf aufmerksam machen, dass dieser Schluss nur alsdann aus seinen Prämissen erfolgen würde, wenn der Obersatz *Allgemeinheit* hätte. Allein eben daran gebricht es ihm. Denn unmittelbar darauf macht der Vf. schon selbst die merkwürdige Beschränkung, „dass *nur funfzig Liederweisen* (mithin nicht einmal *Lieder*, deren es also noch weit mehrere seyn können) *der manessischen Sammlung* nicht recht unter die aufgestellte Regel (der Trilogie) passen." Wenn also *nur funfzig Liederweisen* (d. h. Versarten) *der Minnesinger* nicht unter die *Versarten der Meistersänger* passen: so ist ja schon *eo ipso* eingestanden, worum sich der ganze Streit dreht, dass *wenigstens* 50 *Formen der Minnesinger* noch vorhanden sind, die ausser dem geist- und herz-reichen Inhalt beweisen, dass es wirklich Minnesinger giebt, die sich auch in der freyeren und geistreichen *Form ihrer Gedichte* von den geisttödtenden Formen der Meistersänger unterscheiden, und dass mithin *diese Minnesinger* ganz gewiss *keine Meistersänger* sind. Diesem Schluss gegen ihn sucht zwar Hr. *G.* kurz darauf dadurch zu begegnen, dass er meint, die Ausnahme hebe die Regel nicht auf, und es gebe auch bey den (spätern) Meistersängern Ausnahmen. Allein hier tritt dieser Fall nicht ein. *Funfzig Ausnahmen* sind etwas anders als *Eine*, und schon im Stande, eine aufgestellte Regel als unstatthaft anzuerkennen. Auch lässt sich bey den *Meistersängern* entgegenhalten, dass, wenn sie andere Lieder und Weisen dichteten, als ihnen die Schule vorschrieb, sie in diesem Falle selbst keine Meistersänger sind; wie denn der berühmteste und fruchtbarste aller Meistersänger, *Hanns Sachs*, gerade seine Meisterlieder ausdrücklich verbot drucken zu lassen, und wir mithin in den fünf Folianten seiner wirklich gedruckten Werke keineswegs den *Meistersänger*, sondern den *freyen Dichter der Natur* hören, um welches willen *Goethe* ohne Zweifel (nicht aber um seiner, des Drucks von ihm selbst nicht werth gehaltenen Meisterlieder willen) ihn einst *unser aller Meister* genannt hat (S. *Gräters Bragur.* III, S. 60).

Übrigens hat Hr. *G.* die 50 Liederweisen nicht aufgezählt, und er giebt es vor der Hand selbst nur für eine *Behauptung* von sich aus, die merkwürdig sey, *wenn* sie erwiesen werden *könne*; ja er setzt noch zu der Zahl ein *vielleicht!* (nur 50) hin. Indess geht er muthig an diesen beschwerlichen Erweis. Rec. ist ihm mit der grössten Aufmerksamkeit, und mit der Feder in der Hand und den Minnesingern zur Seite, Schritt für Schritt gefolgt; allein dadurch sind auch seine Bemerkungen so angewachsen, dass er von der *umständlichen* Beurtheilung dieses Erweises gänzlich abstrahiren muss, so wichtig es auch wäre, den Vf., da er auch diejenigen Minnelieder, die er sich als Einwendung gegen seine Trilogie selbst entgegenstellt, durch manche künstliche Erklärung und Sophismen oder Paralogismen von obiger Art gleichwohl zu Meisterliedern herauszudemonstriren sucht, Schritt für Schritt zu widerlegen. Zum Beyspiel also nur einen Fall, in welchem Hr. *G.* offenbar bekennen muss, dass er die Allgemeinheit seines Satzes schlechterdings aufhebt, und dessen ungeachtet er doch standhaft dabey verbleibt. „Die manessische Sammlung, heisst es S. 49, zählt Lieder, die nur aus *zwey* zugewandten oder sich genau auf einander beziehenden Theilen zu bestehen *scheinen* (?), so dass das Ende des einen an den Anfang des anderen reicht, und nun dieselbe Reimleiter wieder hinauf gestiegen wird; *oder* auch nur so, dass alle in dem ersten Theile *aufgewandte* (?) Töne in dem zweyten ihre Bindung erreichen, sey es nun in welcher Ordnung. *Der Abgesang scheint mithin zu fehlen!*" (Er scheint es nur?? Nein, er fehlt wirklich, man mag diese Lieder mit dem Ohre oder mit dem Auge vernehmen!) Was thut nun aber Hr. *G.*, um gleichwohl, wo möglich, Recht zu behalten? Er behauptet, was wohl noch Niemanden eingefallen ist, dass der *Abgesang* in der *Mitte versteckt* (!) seyn müsse. Nun wenn er das nur wäre! Allein hier bleibt Hr. *G.* mit dem Beweise zum ersten Male im eigentlichen Verstande stecken. Doch weiss er so fein und leicht darüber hinwegzugleiten, und durch eine Berufung auf die, ihm und uns nicht bekannte damalige Musik, welche diesen Beweis, den er jetzt zu geben schuldig ist, *vielleicht liefern könnte* (!), unsere Aufmerksamkeit von einer strengen Foderung abzulenken, dass man eben den Beweis, den man erst erhalten *könnte*, wirklich schon zu haben glaubt, und

Digitized by Google

der bloſsen, ohne Beweis gelaſſenen Behauptung beyzupflichten geneigt iſt. Hiebey dreht Hr. *G.* ein ſehr einfaches Argument um, „indem gerade dergleichen Lieder, die offenbar keine meiſterſängeriſchen *Bars* ſind, ſich doch auch bey *Walthern v. d. Vogelweide* befinden, den Hr. *Docen* ſelber für einen alten *Meiſter auf dem Stuhle* anerkenne.“ „Alſo — läſst er ſtillſchweigend ſchlieſsen — „haben die Meiſterſänger nicht lauter *Bars* gemacht, alſo (ferner) beweiſt eine ſolche Anomalie, d. h. ein ganz natürlich in Gedank' und Reimkunſt ſich bewegendes *Lied eines Minneſingers* nichts dagegen, daſs ſein Vf. gleichwohl in der genaueſten Verbindung mit den Meiſterſängern, und alſo ſelbſt *Meiſterſänger* geweſen ſey.“ Allein wir erinnern Hn. *G.* an das, was er ſelbſt S. 22 anerkannt hat: „es ſey nichts gefährlicher (nämlich für die Wahrheit), als ſolche negative Beweiſe beyzubringen.“ Gerade der umgekehrte Schluſs: *Alſo ſind nicht alle Lieder des Walthers v. d. V. Meiſtergeſänge*, wäre die natürlichſte Folgerung aus Obigem. Denn wenn Hr. *G.* ſchlieſst: „Einige Lieder der Meiſterſänger ſind ſolche, die mit den *Bars* nicht übereinkommen: 1) *Alſo* haben die Meiſterſänger auch andere Lieder als *Bars* verfertigt; 2) *Alſo* ſind auch andere Lieder, die von den Bars abweichen (eben die, welche Hr. *G.* anomale und abnorme Fälle nennt), Beweis für die Meiſterſängerkunſt; 3) *Alſo können* ſogar auch Kaiſer Heinrich, König Wenzel, Conrad der Junge u. ſ. w., kurz die lieblichſten Minneſinger *Meiſterſänger* geweſen ſeyn, wenn ſich gleich keine Spur der Meiſterſängerkunſt bey ihnen befindet“ —: ſo iſt zwar der erſte dieſer Schlüſſe eine unmittelbare Folgerung, der zweyte aber keineswegs, und der dritte führt höchſtens zu einer bloſs abſoluten, ſehr unwahrſcheinlichen *Möglichkeit*, die uns zu hiſtoriſchen Beweiſen durchaus unbrauchbar iſt. Dazu kommt, daſs Hr. *G.* für dieſe ſeynſollende Anomalie gerade in den ſpäteren, d. h. in den wahren eigentlichen und ausgemachten Meiſterſängern *kein einziges Beyſpiel* anzugeben weiſs. Damit vernichtet ſich ſeine Hypotheſe in ſich ſelbſt. Denn es kann nur aus den unleugbaren Datis und Tabulaturen der wahren, bekannten und anerkannten Meiſterſänger *rückwärts auf frühere* (*ceteris paribus*, verſteht ſich) *geſchloſſen*, keineswegs aber aus den nur *ſupponirten älteren Meiſtern derſelben Art* irgend etwas als Zunftregel aufgeſtellt werden, wovon man gar kein Document hat.

Auch in den angeführten Beyſpielen S. 52 findet Rec. keinen *Abgeſang*. In dem Liede *Friedrichs von Huſen: Ich ſihe wol, das Got wunder kan etc.*, ſind die zwey letzten Zeilen in beiden Strophen:

Min frowe ſehe, was ſi mir tuo,
Da ſtat dehein ſcheiden zuo!

nichts als ein Refrain, bey dem wohl Niemand ohne den beſonderen Drang, überall Meiſterlieder zu wittern, nur im mindeſten auf einen meiſterſängeriſchen Abgeſang rathen würde, zumal da ja die *Abgeſänge* durchaus nicht aus einer *geringeren*, ſondern aus einer *gröſseren* Verszahl als die Stollen beſtehen müſſen, der Refrain aber zu den Strophen gerade im umgekehrten Verhältniſs ſteht. Das muſs Hr. *G.* ſelbſt gefühlt haben, und ſucht ihm daher S. 53 zu begegnen, indem er behauptet, der *Refrain* habe *wahrſcheinlich* (!) *manchmal* (!!) den Abgeſang gebildet. — Alſo eine neue *Möglichkeit!* Wir erwarten ja aber keine Möglichkeiten, ſondern Thatbeweiſe. Denn auf dieſe Art läſst ſich aus Allem Alles machen! Aber anſtatt daſs die Begriffe durch dergleichen Unterſuchungen beſtimmter, geſonderter, aufgehellter werden ſollten, wird vielmehr Alles verwirrt und ſo amalgamirt, daſs eine Scheidung am Ende unmöglich ſcheint. Daher iſt es kein Wunder, wenn, nach einer 169 Seiten langen, mit einem unendlichen Aufwand von Gelehrſamkeit und zahlreichen zwar literariſchen und hiſtoriſchen, aber Schein-Beweiſen, das S. 170 — 174 *zuſammengenommene Reſultat*, anſtatt uns ſicher und factiſch zu belehren, aus einer myſtiſchen Theorie der Dichtkunſt aufs Neue diejenige Hypotheſe zu entwickeln verſucht, von der wir uns, wie die bisherigen Beyſpiele erwieſen haben, nicht überzeugen können. Doch man vernehme das ſelbſt: „Was die Natur (ſpricht er) nach ihrer *Unbewuſstheit* (!) *rein und vollendet in ſich giebt* (was heiſst dieſs?), *daſſelbe ſtrebt die Kunſt frey zu erſetzen!*“ (Rec. ſtrebt dieſs zu verſtehen, verſteht aber keine Sylbe davon! In einer Note wird uns noch überdieſs geſagt, daſs die *tiefſinnige* (!!) *Unſchuld* (!) *der Volkspoeſie mit der groſsen indiſchen Sage vom göttlichen Kind Criſchna* (!!) vergleichbar ſey. (Wer ſollte wohl in einer Abhandlung über den Meiſtergeſang das göttliche Kind Criſchna erwarten!!) „Allein *unerreichbar ſteht ihren anfaſſenden Händen der Gipfel alter Herrlichkeit* (und Rec. beynahe die Haare zu Berge!), *dem ſie ſich kaum angenaht hat, als ſie ſchon wieder zurückweichen muſs.*“ (So? alſo die Kunſt kann die Natur nie zum Täuſchen nachahmen? nie ſich gleichſam in ſie ſelbſt verwandeln? Wenn das wahr iſt: dann jage man alle Künſtler zum H**, die *holdſelige* (!) Kunſt der Meiſterſänger aber vor der ganzen Zunft aller Zünfte voraus!) „*Wie es zu den Sagenelementen gehört, die ſich am weiteſten ausgebreitet* (beſäſse man doch über die *Elemente* der Sagen einen Katechismus, der uns die Sache recht verdeutlichte, denn nun kommen unbegreifliche Dinge), *daſs in der erſten und zweyten That* (über dieſe *res geſtas* oder *fortia facta* der Sagenelemente möchten wir uns in der That eine kleine Erklärung ausbitten!) *etwas Ungelöſtes* (!!) *und Unganzes* (!), *hingegen erſt in der dritten* (welches iſt dieſe?) *das Gelingen, gleichſam ein Schluſsſtein liege: ſo iſt die Trilogie* (da haben wirs!), *welche in den meiſten Liedern lebt, in dem Meiſtergeſang aufgegangen* (!!) u. ſ. w. Genug!

Wäre es nicht Schade, wenn ein Mann von ſo viel Gelehrſamkeit und Studium, und von einem ſo thätigen Eifer für die Alterthümer unſerer Vorzeit, wie Hr. *G.*, nicht Kraft genug haben ſollte, ſich ein für allemal von dieſem myſtiſchen Wuſte los zu machen!

W. S.

Digitized by Google

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Violinschule von Rode, Kreutzer und Baillot.* Geordnet von *Baillot*, und von dem Conservatorium der Musik zu Paris zum Unterricht angenommen. 15 Bog. fol. (2 Rthlr.)

2) Ebendas.: *Exercices pour le Violon dans toutes les Positions et 50 Variations sur la Gamme. Supplement de la Méthode du Violon par Rode, Kreutzer et Baillot.* 9 Bog. fol. (1 Rthlr. 8 gr.)

Als sich vor einigen Jahren von Paris aus die Nachricht verbreitet hatte, dass die drey Lehrer der Violine an dem Conservatorium der Musik daselbst gemeinschaftlich ein Lehrbuch für die Violine zum Gebrauche bey diesem Institut ausarbeiteten: so wurde nicht blos in Frankreich, sondern auch in Deutschland die Erwartung der Kenner und Liebhaber, wegen der allgemein anerkannten Virtuosität der Vff., nicht wenig gespannt, und der Erfolg hat gezeigt, dass man sich in der Erwartung einer vorzüglichen Unterrichtsmethode auf diesem Instrument nicht täuschte. Im Jahre 1803 erschien dieses Lehrbuch, nachdem es seiner Bestimmung würdig befunden worden war, zu Paris unter dem Titel: *Méthode de Violon, par les Citoyens Baillot, Rode et Kreutzer, membres au conservatoire de Musique, rédigée le C. Baillot, et adoptée par le conservatoire pour servir à l'étude dans cet établissement.* — Die hoffmeister- und kühnelsche Musikhandlung verdient den Dank des deutschen musikalischen Publicums, dass sie für die allgemeinere Verbreitung dieses nützlichen Werkes in Deutschland, mittelst einer Übersetzung desselben, gesorgt hat.

Der theoretische Theil dieser Violinschule, in welcher die Kenntniss der musikalischen Zeichenlehre (Semeiographie) vorausgesetzt worden ist, ist in gedrängter Kürze dargestellt, dessen ungeachtet aber enthält das Werk alles Nothwendige, welches dem Anfänger in Hinsicht auf die mechanische Behandlung des Instrumentes zu wissen nöthig ist, und überdiess noch treffliche Winke für die höhere Schule der Kunst. Vorzüglich zeichnet es sich dadurch aus, dass die schon in der älteren italiänischen Schule durch lange Erfahrung erprobte Methode zum Grunde gelegt worden ist, nach welcher der Violinschüler, bevor er in Handstücken, oder in anderen Gattungen der Kunstproducte für sein Instrument, geübt wird, so lange die Tonleiter, und zwar in allen Tonarten und in verschiedenen Lagen der Hand, üben muss, bis sein Ohr an Reinheit der Intonation der Töne gewöhnt, und er zugleich im Stande ist, einen vollen markigen Ton aus dem Instrumente zu ziehen. Überhaupt geht das Bestreben der Vff. dahin, dem Schüler zuerst zur Erlangung der nöthigen mechanischen Fertigkeit behülflich zu seyn, bevor er zu den höheren Erfoderniſſen des Ausdrucks hingeleitet wird. „Durch eine Übung (sagen die Vff. S. 3), die auf die Principien dieser Violinschule gebaut ist, werden die Schüler nicht nur alle Schwierigkeiten überwinden, sondern sich auch in den vollen Besitz aller materiellen Hülfsmittel setzen, um ihrem Spiel die ganze Kraft des Ausdrucks zu geben, dessen es fähig ist. Ehe sie sich an den Ausdruck wagen, müssen sie sich gänzlich dem Studium des Mechanischen widmen, um sich mit ihm so vertraut zu machen, dass sie künftig nicht nöthig haben, mehr daran zu denken, oder zu ihm zurückzukommen. Sie müssen eine gute Stellung annehmen, um Anmuth und Sicherheit in der Haltung des Körpers zu gewinnen; sie müssen auf die Bewegung der Finger und des Bogens die gröfste Aufmerksamkeit richten, um Geschwindigkeit und Nettigkeit zu erreichen; sie müssen unermüdet Tonleitern spielen, um rein spielen zu lernen, ein so seltenes und nothwendiges Verdienst, ohne welches man ein Instrument zu spielen aufgeben sollte. Sie müssen die verschiedenen Übungsstücke in allen Lagen (Applicaturen) üben, und mit dem Griffbrete der Violine vertraut zu werden; sie müssen ihre Finger in langen und kurzen Trillern üben, um der linken Hand Fertigkeit zu geben; sie müssen ihr besonderes Studium aus der Führung des Bogens machen, um die drey Hauptbewegungen und Charaktere in der Musik wohl zu bezeichnen; sie müssen die mannichfaltigen Stricharten üben, um Mannichfaltigkeit in den Vortrag zu bringen und die Accente zu vervielfältigen; sie müssen ganze Taktnoten auszuhalten sich bemühen, um den Ton wachsen und abnehmen zu lassen, aus ihrem Instrumente einen vollen und markigen Ton zu ziehen, und sich das *Forte*, *Piano* und *Crescendo*, mit einem Worte alle die Nüancen zu eigen machen, auf welchen der Ausdruck beruht. — Sind diese Schwierigkeiten einmal überwunden: so schreitet das Talent von selbst fort, es kennt weiter keine Schranken, und wird Alles, was es werden kann."

Diese Stelle charakterisirt vollkommen die ganze Einrichtung dieses Werkes und die Grundsätze und Maximen, auf welche die Methode desselben erbaut ist. Und welcher Kenner des Violinspieles wird mit den Vff. nicht gleicher Meinung seyn, wenn ihm auch die näheren Nachrichten über die Fortschritte der Schüler, die nach dieser Methode seither in dem Conservatorium zu Paris unterrichtet worden sind, unbekannt geblieben wären!

In der Einleitung verbreiten sich die Vff. über den Ursprung der Violine, über die verschiedenen Charaktere, welche das Spiel dieses Instruments annehmen kann, über die Fortschritte, welche die Behandlung der Violine gemacht hat, über die Wirkungen des Genies und Geschmacks, und über die Haupteigenschaften des Tonkünstlers. Die Violinschule selbst ist in zwey Theile getheilt, von welchen der erste von dem Mechanischen des Violinspiels, und zwar insbesondere 1) von der Haltung der Violine und des Bogens und von der Stellung überhaupt, 2) von den Bewegungen der Finger und des Bogens, 3) von der Intonation, 4) von der Lage der Töne auf dem Griffbrete, 5) von den wesentlichen Manieren (Vorschlägen und Trillern), 6) von der Bogenführung, 7) von den verschiedenen Stricharten, 8) von dem Tone und seinen Nuancen, und 9) von den Verzierungen, handelt.

Digitized by Google

Der zweyte Theil hat den Ausdruck und die Hülfsmittel deſſelben zum Gegenſtande, und handelt insbeſondere 1) vom Tone, 2) von der Bewegung, 3) vom Stile, 4) vom Geſchmack, 5) vom Takthalten, und 6) vom Genie des Vortrags.

Die vorgeſchriebenen Übungen der Tonleitern aller Tonarten in ganzen Taktnoten, S. 24 — 32, ſind mit einer zweyten Violine begleitet. Die verſchiedenen Arten dieſer Begleitung verrathen einen ſehr durchdachten Plan, und gehören wegen ihrer Zweckmäſsigkeit und wegen des Nutzens, den ſie den Anfängern gewähren müſſen, zu dem Vorzüglichſten dieſes Lehrbuches. Viele Violinſpieler würden ohne Zweifel dieſe Scalen mit einer ſchönen Stimme begleitet haben, aus welcher der Geiſt des Geſchmacks der Zeit ſpricht, um ihre Schüler ſogleich in den Zeitgeſchmack einzuweihen. Nicht ohne Grund aber ſcheinen die Vff. dieſe Einrichtung verſchmäht, und dabey alles vermieden zu haben, was bloſs auf modiſche melodiſche Formeln Bezug hat; denn dieſe Begleitung iſt ſo eingerichtet, daſs ſie auch bey jeder Abänderung des Geſchmacks Stich halten kann. Beſonders hat Rec. gefallen, daſs die mehreſten dieſer Scalen mit einer Gegenſtimme begleitet ſind, die ſich entweder dem Charakter des ſogenannten ſtrengen oder fugenartigen Stils nähert, oder wirklich in denſelben eingeht. Dieſes iſt gleich bey der erſten Übung der Tonleiter, von c dur, geſchehen, und Niemand wird dabey die Abſicht der Vff. verkennen, die durch dieſe in dem ernſthafteren und ſchwerfälligeren Stile geſetzte Begleitung den Anfänger zu nöthigen ſuchen, bey dem Vortrage ſeiner Scala den Ton voll und körnig aus dem Inſtrumente zu ziehen. Überdieſs iſt der Schüler bey dieſer Art der Begleitung zugleich genöthigt, jeden ganzen Schlag in Anſehung des angenommenen Zeitmaſses richtig auszuhalten, ohne ſich dabey aufs Gehör, oder auf die Beſchaffenheit der begleitenden Stimme verlaſſen zu können. Dieſes richtige Aushalten der ganzen Taktnoten haben die Vff. noch insbeſondere durch die Begleitung der Tonleitern von g dur, e moll und d dur beabſichtiget. Kurz, die Begleitung aller dieſer Tonleitern iſt in jeder Hinſicht ſehr überdacht und zweckmäſsig gewählt. — Die folgenden Übungen enthalten Terzen-, Quarten-, Quinten-Sprünge u. ſ. w., die in halben Schlägen vorgeſtellt ſind, und wobey die begleitende Stimme von der angezeigten Beſchaffenheit iſt. — S. 36 beginnen die längeren Übungsſtücke, die ſowohl zum Treffen der Töne und der reinen Intonation überhaupt, als auch zur richtigen Intonation derſelben in allen Lagen der Hand, beſtimmt ſind. Auch dieſe Übungsſtücke ſind durchgehends mit noch einer anderen Violinſtimme begleitet, damit das Ohr des Schülers von ſelbſt entſcheiden könne, ob er bey den verſchiedenen Veränderungen der Lagen der Hand jedesmal richtig eingeſetzt, oder ob er dabey unvermerkt mit der Hand zu wenig oder zu viel fortgerückt habe. Endlich ſuchen die Vff. den Anfänger auch mit den Doppelgriffen bekannt zu machen, und laſſen ihm die Scala theils in Terzen-, Sexten- und Octaven-Griffen, theils auch mit abwechſelnden Quarten-, Quinten-, Terzen- und Sexten-Griffen üben. Unter dieſen Übungsſätzen befindet ſich S. 54 ein Satz, in welchem die Tonleiter von c dur in lauter Decimengriffen, die in ganze Taktnoten eingekleidet ſind, geübt werden ſoll. Dieſer Übung kann Rec. ſeinen Beyfall nicht ertheilen, theils weil die wenigſten Violinſpieler eine ſo groſse Hand haben, um ſolche Decimen in der erſten oder zweyten Lage, zumal auf den tieferen Saiten des Inſtruments, und bey der Dauer ganzer Taktnoten, erſpannen zu können, theils weil die Schwierigkeit der Ausübung dieſer Decimengriffe mit dem Nutzen, den ſie im Ganzen gewähren, in keinem Verhältniſſe ſteht, theils auch weil die Erfahrung lehrt, daſs durch die dabey nöthige ſtarke und anhaltende Ausdehnung der Muſkeln die Hand zuweilen in Gefahr kömmt, Schaden zu leiden, und nach und nach, bey längerer Dauer, eine merkliche Schwäche zu gewinnen. Die drey letzten Übungsſtücke ſind dazu beſtimmt, die geſchwind abwechſelnden höheren Lagen der Hand zu üben, durch welche man in diejenige Lage gelangt, welche die höchſten Töne des Satzes nothwendig machen.

In wiefern die Überſetzung dem Originale treu geblieben ſey, kann Rec. wegen Mangel der Originalausgabe nicht beſtimmen; indeſſen läſst die Schönheit der Überſetzung vermuthen, daſs der Verfertiger derſelben nicht weniger ein Kenner der Sprache als der Kunſt ſey.

Die *Exercices pour le Violon etc.* (No. 2) machen einen Ergänzungsband dieſer Violinſchule aus, und enthalten den Verfolg der Übungsſtücke, welche die Methode der Vff. für den angehenden Violinſpieler nothwendig macht. Sie beſtehen 1) aus verſchiedenen Sätzen, in welchen Rückſicht auf alle Lagen der Hand, und zugleich hin und wieder auf Verſchiedenheit der Strichharten, genommen worden iſt; und 2) aus 50 Veränderungen über die auf- und abſteigende Tonleiter von es dur, die in verſchiedene Taktarten und in alle Arten der Taktbewegung eingekleidet ſind. Mittelſt dieſer Veränderungen wird der Schüler in dem Vortrage aller Arten von Notenfiguren geübt.

Druck und Papier iſt dem inneren Werthe des Werkes völlig gleich.

o —

FORTSETZUNGEN.

Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Vaterländiſche Blätter für den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat auf das Jahr* 1812. Januar bis December. 632 S. 4. (Der Jahrgang 8 Rthlr.) (S. die Rec. des vorigen Jahrgangs J. A. L. Z. 1812. No. 162)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

STATISTIK.

FRANKFURT a. M., b. Wenner: *Allgemeines genealogiſches und Staats-Handbuch.* LXIV Jahrgang. 1811. Erſter Band. 1811. VIII u. 936 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Unter dem Titel: *Genealogiſches Reichs- und Staats-Handbuch*, war dieſes Werk eben ſo allgemein bekannt, als ſeine hohe Brauchbarkeit für einen jeden Geſchäftsmann und für alle ſich um politiſche Verhältniſſe bekümmernden Gelehrten und Männer von Bildung erprobt war, und wir verweiſen in Anſehung ſeiner früheren Geſchichte und ſeiner älteren Einrichtung auf die Recenſion der beiden Jahrgänge 1803 und 1804 (J. A. L. Z. 1805. No. 168 u. 169). Die bekannten politiſchen Veränderungen in Deutſchland hatten veranlaſst, daſs mit dem Jahrgange 1805 (J. A. L. Z. 1807 No. 65) dieſes nützliche Unternehmen unterbrochen wurde. Deſto mehr freuten wir uns, daſs, nach der Verſicherung der jetzigen Vorrede, künftig die jährliche Herausgabe der beiden Theile wieder Statt finden würde, zumal da einige, ſeither erſchienene ähnliche Schriften die gewöhnliche Natur der Surrogate nicht verleugneten, ſondern uns die Entbehrung dieſes Handbuchs fortdauernd ſehr fühlen lieſsen. Aber unſere Hoffnung einer baldigen Fortſetzung iſt wiederum vereitelt worden. Wir wollten die Anzeige dieſes erſten Bandes bis zur Erſcheinung des zweyten verſchieben; allein da dieſer immer noch nicht erſchienen iſt, und wahrſcheinlich nicht erſcheinen wird: ſo ſäumen wir nicht länger, unſern Leſern das Erſchienene bekannt zu machen.

Es iſt natürlich, daſs es bey einem Werke von einem ſolchen Umfange von politiſchen, ſtatiſtiſchen und genealogiſchen und hiſtoriſchen Notizen dem aufmerkſamen Leſer nicht an Gelegenheit zu einzelnen Abänderungen und Zuſätzen fehlen kann. Indeſſen zeugen ſchon die, während des Drucks in Erfahrung gebrachten, und von S. 921 — 928 mit ſehr kleinen Lettern abgedruckten Verbeſſerungen von dem ſtets regen Eifer, dieſs Werk der möglichſten Vollſtändigkeit immer näher zu bringen. Wir übergehen daher die einzelnen Bemerkungen, zu welchen uns eine genaue Durchſicht des ganzen Buchs veranlaſst hat, und begnügen uns hier, auf die bedeutenden Vorzüge dieſes Jahrganges vor ſeinen früheren Brüdern aufmerkſam zu machen.

Vor allem zählen wir dahin die *verbeſſerte*, den neueren Verhältniſſen der europäiſchen Staaten und der verſchiedenartigen Familien des hohen Adels, in Deutſchland und auſserhalb deſſelben angepaſste *Ordnung im Allgemeinen.* Der vorige Jahrgang (1805) hatte, mit beſonderer Rückſicht auf die, damals noch beſtehende deutſche Reichsverfaſſung, folgende Ordnung befolgt: I Abſchnitt, *die in ſelbſtſtändigen Staaten erblich und ſouverain (monarchiſch) regierenden Häuſer*; 1 Abtheilung *die europäiſchen*, und 2 Abtheilung *die auſsereuropäiſchen Regenten.* II Abſchnitt, *die in den einzelnen Territorien des deutſchen Reichs regierenden* (oder reichsſtändiſchen) *Kurfürſten, Fürſten und Grafen*, in drey Capiteln, mit einem *Anhange*, *die depoſſedirten oder reſignirten geiſtlichen Kurfürſten, Fürſten und Prälaten* enthaltend, deren Lande im J. 1803 zur Entſchädigung der weltlichen deutſchen Landesherren waren verwendet worden. Den Beſchluſs machte der III Abſchnitt mit den *nichtreichsſtändiſchen fürſtlichen* und *gräflichen Häuſern*, in zwey Capiteln. — — Statt dieſer Einrichtung zerfällt nunmehr der vorliegende Band in 6 Capitel. In dem *erſten* finden wir die *gekrönten, monarchiſch regierenden Souverains ſämmtlicher Staaten von europäiſcher Cultur* (einſchlieſslich der Türkey und Braſiliens) *auſser jenen des rheiniſchen Bundes.* Das 2 Cap. zählt die vornehmſten *Monarchen der auſsereuropäiſchen Reiche* auf. Für die *Souverains des rheiniſchen Bundes* iſt das 3 Cap. beſtimmt, in welchem zuerſt das Collegium der Könige, ſodann das der Fürſten aufgeführt wird. Das 4 Cap. redet von *ehemaligen Regenten und Fürſten, welche durch die neueren Zeitereigniſſe ihrer*, theils mit Souverainetät, theils mit Landeshoheit beſeſſenen *Staaten und Länder verluſtig geworden ſind*; und zwar 1) von den vormaligen *gekrönten Souverains* (Bourbon, franzöſiſcher und ſpaniſcher Linie, Etrurien und Rom), 2) von den *Kur-* und *anderen* anſehnlichen *weltlichen Fürſten des erloſchenen deutſchen Reichs*, die ihre mit Landeshoheit beſeſſenen Reichslande gänzlich verloren haben (Braunſchweig, Kurheſſen und Oranien-Naſſau), und endlich 3) von den depoſſedirten *geiſtlichen Reichsfürſten und Prälaten.* Das 5 Cap. iſt den *übrigen weltlichen Fürſten* gewidmet, ſowohl den mediatiſirten, zuvor reichsſtändiſchen, als auch anderen in Deutſchland und in benachbarten Staaten blühenden Fürſtenhäuſern ohne Souverainetät und Landeshoheit. Den Beſchluſs machen im 6 Cap. viele *gräfliche Familien*, theils reichsgräfliche ehemals unmittelbare, theils andere, auch ſolche, die den öſterreichiſchen, preuſſiſchen und däniſchen Grafen-

Digitized by Google

ſtand haben. Die *alphabetiſche* Ordnung in den einzelnen Artikeln eines jeden Abſchnittes iſt übrigens beybehalten. — Es iſt nicht zu verkennen, daſs dieſe Ordnung im Ganzen den neueren Verhältniſſen ſehr angemeſſen iſt. Mancher dürfte vielleicht eine Abſonderung der ehemals regierenden, jetzo *ſtandesherrlichen* Familien in den Staaten des rheiniſchen Bundes von den ſchon ehemals mittelbaren fürſtlichen und gräflichen Häuſern wünſchen. Allein wir billigen dieſe Verbindung vollkommen, weil eines Theils die Vorzüge der ſtandesherrlichen Familien zu einer ſolchen Abſonderung nicht bedeutend genug ſind, und ſie auch in anderen Staaten, z. B. bey den Beſitzern der freyen Standesherrſchaften in Schleſien, ſogar in den Staaten des rheiniſchen Bundes ſelbſt, bey den panagiirten Linien regierender Häuſer, auf ähnliche Weiſe vorkommen. Anderen Theils muſs der Umſtand, ob eine erlauchte Familie zu den regierenden, oder zu den nichtregierenden Häuſern gehöre, bey der Anordnung eines ſolchen allgemeinen genealogiſchen Handbuchs allerdings die Hauptrückſicht ſeyn; und je einfacher, je weniger zuſammengeſetzt die Eintheilung iſt: deſto bequemer und brauchbarer iſt ein ſolches Handbuch zu dem ſo häufig nothwendigen Nachſchlagen. Ja wir möchten ſogar, aus denſelben Gründen, noch eine weitere Vereinfachung wünſchen, ſo daſs wenigſtens die weltlichen, im 4 Cap. aufgezählten, *ehemaligen Regenten* mit den im 5 Cap. enthaltenen *ebenfalls nichtregierenden Familien* in Einem Capitel verbunden worden wären.

Einen zweyten Vorzug dieſer Ausgabe ſetzen wir in die *typographiſche Ökonomie*, auf welche man in doppelter Beziehung Bedacht genommen hat. Einmal ſind ſehr zweckmäſsige Abkürzungen für die Andeutung der Ordensdecorationen gebraucht, deren Erklärung dem erſten Capitel vorangeſchickt iſt. Fürs Andere hat man in den Stammtafeln jedesmal, wenn bey den *weiblichen Familiengliedern* ein Gemahl, der ohnedieſs ſchon in der Genealogie ſeines Hauſes vorkommt, angezeigt wird, alle auf ſeine Perſönlichkeit Bezug habenden Prädicate, Titel und andere Notizen an erſterer Stelle weggelaſſen, und nur an letzterer vollſtändig angezeigt. Eben ſo ſind auch in Anſehung der *vermählten* weiblichen Familienglieder in den Genealogieen, zu welchen ſie vermöge ihrer Geburt gehören, bloſs die Geburts- und Vermählungs-Jahre (nicht auch die Tage) kurz bemerkt; dagegen iſt die vollſtändige Anzeige aller auf ihre Perſönlichkeit ſich beziehenden, genealogiſchen und Titular-Attribute in den Stammtafeln derjenigen Familien zu ſuchen, welchen ſie ſeit ihrer Vermählung angehören.

Endlich verdient der *Reichthum neuerer und neueſter Notizen*, welchen man hier antrifft, um ſo mehr eine rühmliche Erwähnung, da manche Zeitumſtände, wie z. B. der Mangel vieler ſonſt regelmäſsig erſchienener Staatskalender, das Sammeln derſelben ſchwieriger machen. Wie viel die Redaction in dieſer Beziehung gethan habe, zeigt ſich daraus, daſs, — ungeachtet der oben angeführten Abkürzungen im Druck, ungeachtet der Weglaſſung des in den früheren Jahrgängen 14 Seiten füllenden Zeitkalenders, obgleich ferner manche ältere Familienglieder, z. B. Grofsvaters Geſchwiſter, wenn ſie ſämmtlich verſtorben ſind, nicht mehr aufgezählt wurden, und endlich ungeachtet der Vermehrung mit vier früherhin nicht aufgeführten gräflichen Familien (Buol-Schauenſtein, Ledebur, Morzin und Voſs), — dieſer Band dennoch um mehr als 8 Bogen ſtärker geworden iſt, als der erſte Band des vorhergehenden Jahrgangs. igt.

Schwerin u. Wismar, b. Bödner: *Mecklenburg, in Hinſicht auf Cultur, Kunſt und Geſchmack*, von *Joh. Chriſt. Friedr. Wundemann*, Pred. zu Wahlkendorf. Zweyter Theil. 1803. VIII u. 384 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. eröffnet dieſen Band mit einigen Berichtigungen und Zuſätzen zum erſten, in welchen er vornehmlich das eingeriſſene Bauernlegen, das er ehemals zu vertheidigen ſuchte, in ſeiner Schädlichkeit darſtellt. Der folgende Abſchnitt: *Religion und Kirchenweſen*, iſt mit Sachkenntniſs, Freymüthigkeit und Wärme geſchrieben; nur enthält er zu viel Allgemeines, welches auf jedes andere Land eben ſo gut paſst, als auf Mecklenburg. Aufmerkſamkeit verdient unter andern, was S. 32 ff. von der Vervielfältigung und Entwürdigung des Eides geſagt wird. Den Landpredigerſtand ſchildert er, nicht ganz treffend, nur von Seiten ſeiner Beſchwerden und Unannehmlichkeiten. Die irrigen Angaben *Nicolai's* (Reiſ. 6 B. S. 514) von der ſogenannten katholiſchen Miſſionsanſtalt zu Schwerin werden S. 54 f. berichtiget. Auch der Aufſatz: *Schul- und Erziehungs-Weſen*, holt im Anfange zu weit aus, und geht nachher faſt zu ſehr ins Einzelne. Wenn unter gelehrten Schulen ſolche verſtanden werden, welche ihre Zöglinge zur Akademie vorbereiten: ſo ſind in beiden Herzogthümern nicht ſechs, ſondern ſieben (denn die ratzeburgiſche Domſchule gehört auch dazu) und, nach der Wiedererlangung Wismars, acht vorhanden. Vom Magiſtrat zu Friedland wird gerühmt, daſs er den drey ordentlichen Lehrern anſehnliche Zulagen gegeben habe. In den Nachrichten von der güſtrowiſchen Schule iſt ſehr viel Irriges. Hätte der Vf. mit dem Lectionsplan von 1789, aus welchem allein er ſchöpfte, die ſpäterhin bekannt gemachten verglichen: ſo würde er ſich manche Erinnerung erſpart haben. So iſt z. B. die Zahl der Religionsſtunden wirklich ſchon längſt vermindert. Niemals hat eine Claſſe, ſo viel wir wiſſen, wöchentlich nur 5 Stunden Unterricht im Lateiniſchen gehabt, ob wir gleich zugeben, daſs der alten Literatur in unſeren Zeiten, da auf Schulen Alles gelehrt werden ſoll, und das Schimmernde dem Gründlichen vorgezogen wird, oft zu wenig Zeit übrig bleibt. Die hebräiſchen Lectionen ſind ſchon ſeit vielen Jahren in Stunden verlegt, wo kein anderer öffentlicher Unterricht Statt hat, und wenigſtens eben ſo lange ſind die Franzöſiſchlernenden nicht in 2, ſondern in 3 Claſſen vertheilt. S. 63 f. wird im Gegenſatze gegen Güſtrow von Schwein erwähnt, daſs hier das ge-

Digitized by Google

ſammte Schulgeld in eine Caſſe geworfen, und nach einem feſtgeſetzten Verhältniſſe unter die Lehrer vertheilt wird; die nämliche Einrichtung aber beſteht auch zu G., und zwar ſo, daſs des Vfs. Tadel wegfällt, weil alle Lehrer gleichen Antheil haben. Was S. 77 von Schwerin gebilligt wird, daſs alle Studirenden an dem Unterrichte im Griechiſchen Theil nehmen müſſen, iſt längſt auch in G. eingeführt. Daſs die Lehrer zu G. ſämmtlich, ſo lange ſie unverheirathet ſind, von ihren Amtseinkünften anſtändig leben können, iſt in der That ſchon zu viel behauptet. Mehr angedeutet, als nach dem Leben geſchildert, iſt der traurige Zuſtand der Volksſchulen in den Städten. Von den Landſchulen wird ausführlicher gehandelt. So leicht man auch auf die Vermuthung gerathen könnte, daſs der Vf. Manches übertrieben habe: ſo würde man ihm doch damit Unrecht thun. Er hätte noch mehr ſagen können, z. B. daſs die ritter- und landſchaftlichen Dorfſchulmeiſter, wenn ſie nicht zugleich Küſter ſind, von der Gutsobrigkeit, ohne Concurrenz der Superintendenten, beliebig angenommen und entlaſſen werden, und daſs manche Gutsbeſitzer, kraft dieſes Rechts, ihre Dorfkinder wohl gar ohne allen Unterricht laſſen; er hätte auch die Zweckmäſsigkeit der Vorbereitung in dem Schulmeiſterſeminarium prüfen können u. dgl. m. Aber wird man auch nur das hinlänglich beherzigen, was er geſagt hat? — Der folgende Abſchnitt betrifft den *Handel*, den die Lage Mecklenburgs und die Landesverfaſſung begünſtigen, der aber auch mit manchen hier angegebenen, jedoch nicht unbeſiegbaren Hinderniſſen zu kämpfen hat. Dahin gehört z. B. Unentſchloſſenheit in Rückſicht auf die Schiffbarmachung der Flüſſe und Mangel an Induſtrie. Den einzigen Erwerb und die weſentlichſte Quelle des Nationalreichthums von Mecklenburg machen die natürlichen Producte des Landes aus. Getreide, deſſen Ausfuhr etwa 15000 Laſten jährlich betragen mag, Butter, Wolle, Pferde (Kenner bedauern, daſs die eigentliche mecklenburgiſche Race, die ſich durch Leichtigkeit und Gedrungenheit empfiehlt, durch fremde Beſchäler mehr verdorben, als verbeſſert, und nur noch an wenigen Orten rein und ächt anzutreffen iſt), Obſt, Hammel und Schweine ſind die vornehmſten Gegenſtände des Activhandels. Minderte ſich nur die Sucht der Reichen, überall das Ausländiſche jeder Art, auch wo es keine Vorzüge hat, dem Inländiſchen vorzuziehen, und ihre Gleichgültigkeit gegen den einheimiſchen Kunſtfleiſs: ſo würde Mecklenburg zu den glücklichſten Ländern gehören, und eine Beſchränkung der Einfuhr, welche der Vf. anräth, ganz unnöthig ſeyn. Unter den Behauptungen, die er zu Gunſten derſelben vorbringt, können wir am wenigſten den Grundſatz billigen, daſs in der Staatsökonomie und in Maſsregeln, die zur Wohlfahrt des eigenen Vaterlandes ergriffen werden, nicht Alles auf der Wage der Moral genau abgewogen werden dürfe, wenn unſere Nachbaren dieſs nicht thun. Hr. *W.* denke nur conſequent: ſo wird er finden, daſs, unter Vorausſetzung dieſes Grundſatzes, die Verbindlichkeit der Moral für den einzelnen Menſchen eben ſo gut wegvernünftelt werden kann. Hier aber iſt, unſeres Bedünkens, gar nicht von Pflichten gegen andere Staaten die Rede, ſondern die Frage muſs aus einem ganz anderen Geſichtspuncte gefaſst werden. Am Ende dieſes Abſchnitts redet der Vf. noch von dem Münzfuſse. Die Nachrichten von den *gemeinnützigen öffentlichen Anſtalten und Stiftungen* betreffen die ſtädtiſche und die ritterſchaftliche Brandverſicherungsgeſellſchaft, die Hagelſchadensſocietät, die Predigerwittwengeſellſchaft, die Gelehrtenwittwengeſellſchaft zu Roſtock, und die Wittwencaſſen der Profeſſoren und des Miniſteriums daſelbſt, die Leichengeſellſchaften, die von der Herzogin Luiſe Friederike fundirte milde Stiftung zur Erziehung junger Töchter, beſonders ſolcher, deren Väter in herzoglichen Dienſten ſtehen, die ſtädtiſche Stiftung zur Erziehung und Unterhaltung unverheiratheter Töchter bürgerlichen Standes, Stipendien für Studirende (die ſaſſiſchen hätten namentlich genannt, und davon ausführlichere Nachricht gegeben werden ſollen), die Convictanſtalt zu Roſtock, die hahnſche Stiftung für Handwerksburſche zu Güſtrow, das Armenrecht, das Hebammeninſtitut, die Verlegung der Begräbniſsplätze auſserhalb der Wohnörter der Lebenden und die Leihbanken. Der Armenverſorgungsinſtitute erwähnt der Vf. bey den einzelnen Städten. An Arbeitsanſtalten, welche damit immer verbunden ſeyn ſollten, fehlt es faſt gänzlich. Den übrigen Raum dieſes Bandes füllen ausführliche Aufſätze über die Städte *Schwerin*, *Güſtrow*, das Reſidenzſchloſs *Ludwigsluſt* und die adeligen Wohnſitze *Wolde* und *Ivenack*. Die Äuſserungen des Vfs. über die Juden, namentlich bey Schwerin (S. 211 f.) hätten wir von einem wahrhaft aufgeklärten Manne nicht erwartet. Wenn Krämergilden ſich beklagen, daſs die Juden ihnen Schaden thun: ſo darf man ſich darüber nicht wundern. Wenn aber Hr. *W.* ſagt: „Zum groſsen Nachtheil des bürgerlichen Betriebes (in Schwerin) gereicht der Umſtand, daſs ein groſser Theil des Handlungsverkehrs in den Händen der Juden iſt: 54 ſolcher Familien genieſsen dort des landesherrlichen Schutzes und unter demſelben eines ſehr bedeutenden Wohlſtandes, indem ſie, mit dem gewöhnlichen Geld- und Schacher-Handel nicht zufrieden, ſich auch oft mit ſolchen Gegenſtänden befaſſen, die andere Bürger in ihrem Gewerbe beeinträchtigen“: ſo fragen wir ihn, ob denn die Juden nicht auch Menſchen und Bürger des Staats ſeyen, und dieſem ihre Abgaben bezahlen, ob ſie nicht eben ſo gut als Andere im Wohlſtand leben dürfen, und ob das, was in ihren Händen iſt, ſchon darum ſo angeſehen werden könne, als ſey es ſolchen entzogen, die mehr Recht dazu haben. — Lobenswerth iſt dagegen die Freymüthigkeit, womit Hr. *W.* die weitgehende Abſonderung der Stände in Schwerin und manche andere Dinge rügt; allein zuweilen iſt ſein Urtheil zu voreilig und zu abſprechend. Was er von Güſtrow's Sitten ſagt, iſt zwar im Ganzen nicht unrichtig, aber mitunter doch übertrieben. Hätte er die übrigen Städte mit gleicher Strenge behandelt: ſo würde er ihnen Vieles mit eben ſo gutem Grunde

Digitized by Google

zur Laſt haben legen können, was jetzt als Eigenthümlichkeit von G. erſcheint. Neigung zum Putz, Titelſucht und Leichtſinn ſind gewiſs in G. nicht gröſser als in Schwerin und Roſtock, wenn ſie hier gleich durch manche Umſtände modificirt werden. Nicht unzweckmäſsig iſt die Ausführlichkeit, womit von der Gemäldegallerie zu Schwerin gehandelt wird, ob ſie gleich dem gröſseren kunſtliebenden Publicum ſchon durch des Hn. *v. Ramdohr* artiſtiſche Nachrichten aus Niederſachſen (im 52 B. der N. Bibl. d. ſch. Wiſſ.) bekannt iſt. Sie iſt merkwürdig wegen des Reichthums an niederländiſchen Cabinetsſtücken. Was ſie aus der italiäniſchen Schule beſitzt, nennt Hr. *W.* eine vorzügliche Zierde der Sammlung. Gewiſs haben auch dieſe Stücke ihren Werth, beſonders für eine Gegend, welche an Kunſtwerken ſo arm iſt; allein Hr. *v. R.* hat aus ſeinem Geſichtspuncte gewiſs ebenfalls Recht, wenn er dieſer Sammlung vorzügliche Stücke aus der italiäniſchen Schule abſpricht. Wenn Hr. *W.* zwar die Ächtheit einer dem *Tizian* zugeſchriebenen Madonna dahin geſtellt ſeyn läſst; aber doch behauptet, daſs „die Schönheit und Delicateſſe in Formen und Tinten, und der Ausdruck des Geiſtes und inneren Zartgefühls, welche dieſem Künſtler ſonſt eigen ſind, ſehr gut aufgefaſst" ſeyen, *v. R.* dagegen, „keine der bekannten Kennzeichen dieſes Meiſters" daran findet; ſo wird man dieſem Kenner wohl beyſtimmen müſſen. Von *Denner* (hier ſteht faſt immer *Donner*) und *Findorf*, die beide in Mecklenburg lebten, werden einige biographiſche Nachrichten gegeben; der g eichen hätte man eben ſo gern von *Matthieu*, *Liſiewsky* u. A., und etwas Ausführlicheres, als S. 302 f. ſteht, von dem zu früh verſtorbenen Hofmaler *Seehaſe* geleſen. Gerecht iſt übrigens der Wunſch, daſs die Gemäldeſammlungen zu Ludwigsluſt und zu Neuſtadt (über welche letztere ſich nichts Näheres findet) mit der ſchweriniſchen vereinigt ſeyn möchten. Zu den vornehmſten Merkwürdigkeiten in Schwerin gehören noch die ungemein vollſtändige muſikaliſche Bibliothek des Organiſten *Weſtphal* und die Steinſchleifmühle. In dem Aufſatze über Ludwigsluſt iſt faſt alles Kunſturtheil ſichtbar aus den *ramdohrſchen* Bemerkungen entlehnt. Die auch in dieſen gerühmte Papparbeit iſt eine Erfindung des Inſpectors *Bachmann*, der lange ein Geheimniſs aus ſeiner Kunſt gemacht hat. Daſs die dortige Capelle noch jetzt eine der vorzüglichſten in Deutſchland ſey, werden Kenner Hn. *W.* ſchwerlich zugeſtehen. Sie hat einzelne vortreffliche Künſtler und Künſtlerinnen, von denen der Vf. immer hätte genauere Nachrichten geben mögen.

Ungeachtet der Erinnerungen, welche wir uns erlaubt haben, und ungeachtet mancher anderer kleiner Unrichtigkeiten, deren Erwähnung hier nicht zweckmäſsig wäre, verdient dieſes Werk im Ganzen Lob, und der Vf. den Dank ſeiner Landsleute. Ungemiſchter würde unſer Beyfall ſeyn, wenn Hr. *W.* nicht bisweilen zu ſehr ins Kleinliche verfallen wäre, und bey Dingen ſich aufgehalten hätte, die zur Kenntniſs der Cultur, der Kunſt und des Geſchmacks in M. nichts beytragen; wenn er ferner mit ſeinen Ausrufungen ſparſamer geweſen, und dem Ganzen eine weniger willkührliche Anordnung und mehr Vollſtändigkeit zu geben geſucht hätte. Αντικλ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Statistik. *Schwerin* u. *Wismar*, b. Bödner: *Mecklenburg. Ein Leſebuch den mecklenburg-ſchweriniſchen Landſchulen vorzüglich gewidmet.* 1803. VIII u. 88 S. 8. (8 gr.) Ein ganz unbrauchbares Product. Der Vf. weiſs von Landſchulen, Statiſtik und Schriftſtellerey gleich wenig, und hat ſelbſt die kleine Bogenzahl nicht füllen können, ohne unter der Aufſchrift: Regeln, wichtig und bemerkenswerth auch für alle diejenigen in Mecklenburg, welche glücklich, froh und zufrieden ihre Tage verleben wollen — allerley Sprichwörter und allgemeine Lehren beyzufügen. Viele andere Abſchnitte ſind mit trivialen aſcetiſchen Floskeln und mit bibliſchen Sprüchen verbrämt. Die Gegenſtände, welche man hier eigentlich erwartet, ſind ſehr kurz abgefertigt, das Wichtigſte iſt zuweilen vergeſſen, die Erklärungen ſind, wie die Sprache überhaupt, verworren, auch an Unrichtigkeiten fehlt es nicht.

Αντικλ.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Breitkopf u. Härtel: *Quartetto pour le Pianoforte avec accompagnement de Violon, Alto et Violoncelle*, composé par *M. G. Fiſcher.* (1 Rthlr. 4 gr.) Bey der eingeriſſenen Vernachläſſigung eines ernſthaften Studiums des Contrapunctes kann es nicht anders kommen, als daſs in den Arbeiten moderner Tonſetzer, auch bey nicht zu verkennenden Talenten, und bey allem Schimmer modiſcher Melodie, dennoch das Waſſerige, aus Mangel an einer zu wenig in einander greifenden und daher zu wenig verwickelten Harmonie, fühlbar durchſticht. Wieviel ein hinlängliches Studium des Contrapunctes, auch bey einem Tonſetzer, dem die Natur mit keinem ſich ganz vorzüglich auszeichnenden Genie begabt hat, bewirken kann, davon giebt das vorliegende Quartett einen hinlänglichen Beweis. Man findet in demſelben zwar keine hervorſtechende Originalität, keine Strahlen eines glänzenden Genies u. ſ. w.: aber man findet, bey nichts weniger als trockner und unbedeutender Melodie, eine harmoniſche Behandlung des Satzes, ein Ineinandergreifen der harmoniſchen Theile, und eine Haltung und Durchführung der einmal gefaſsten Hauptideen, die bey dem Vortrage dieſes Tonſtücks eine Wirkung hervorbringen, welche jedem Kenner nothwendig den Wunſch entlocken muſs, daſs Kunſtwerke dieſer Art von dem muſikaliſchen Publicum nicht ſo ſehr überſehen werden möchten, weil die Namen ihrer Verfaſſer nicht auf jeder Seite der Muſikkatalogen zu finden ſind.

Dieſes Quartett iſt aus F dur geſetzt, und beginnt mit einem Largo in C Takte als Einleitungsſatz, dem ein weit ausgeführtes Allegro ¾ Takt folgt. Der langſame Satz beſteht aus einem Poco adagio aus B dur im ¾ Takte, bey welchem Rec. gewünſcht hätte, daſs ſich der Vf. da, wo die Violine den cantablen Hauptgeſang führt (z. B. von dem 8 bis zum 16 Takte), einer weniger rauſchenden Begleitung in der Clavierſtimme bedient hätte, ſo wie er überhaupt im Verfolge dieſes Satzes der unmittelbar nach einander folgenden Zweyunddreyſsigtheile, die den Charakter der Cantabeln verdunkeln, in der Clavierſtimme zu viel findet. Das letzte Allegro beſteht aus einem Rondo im ⅝ Takte.

— o —

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

MEDICIN.

Wien, b. Camesina: *Zuverläſſiges Prüfungsmittel zur Beſtimmung des wahren vom Scheintode; nebſt neuen phyſiologiſchen Erfahrungen aus der Anwendung der verſtärkten galvaniſchen Elektricität auf den thieriſchen Organismus.* Von *Joh. Ant. Heidmann*, d. Heilk. D. u. ausüb. Arzte in Wien. Mit 1 Kupf. 1804. 156 S. 8. (18 gr.)

Die Materie vom Scheintode und den Mitteln, ihn von dem wahren zu unterſcheiden, iſt bekanntlich in den neueren Zeiten ein Lieblingsthema der Schriftſteller geworden, und ſelbſt die Regierungen haben an den menſchenfreundlichen Verſuchen der Ärzte, das Lebendigbegraben zu verhüten, gleich lebhaften Antheil genommen. Der Vf. gegenwärtiger Schrift glaubt indeſſen, daſs, ſo vortrefflich auch die Vorſchriften ſind, welche zur Rettung der Menſchen nach allen plötzlichen Todesarten ergangen und anbefohlen ſind, dennoch darin noch nicht Alles gethan ſey, indem die Menſchen nach jenen Todesarten, welche auf Krankheiten erfolgen, beynahe auf gleiche Art behandelt würden, unbekümmert, ob der wahre Tod ſchon eingetreten, oder noch eine Möglichkeit zur Wiederbelebung vorhanden ſey.

D. Creve bediente ſich zwar ſchon in ſeiner zu Mainz 1793 öffentlich vertheidigten Streitſchrift: *de metallorum irritamento ad veram mortem explorandam*, des Galvanismus zur Entdeckung des Scheintodes; allein die Theilnahme der Ärzte an einer für die geſammte Menſchheit ſo wichtigen Entdeckung war wider alles Erwarten äuſserſt gering: nur Struve in ſ. Verſuche über die Kunſt, Scheintodte zu beleben, und ein Ungenannter in ſeiner Anweiſung zur Wiederherſtellung leblos ſcheinender Perſonen (Brem. 797) machten vom Galvanismus Gebrauch. Man malte die Gefahr, lebendig begraben zu werden, mit den fürchterlichſten Farben ab; man empfahl, Leichenhäuſer zu bauen; man intereſſirte die Regierungen für dieſen Vorſchlag, und lieſs ein Mittel unbeachtet, dieſe menſchenfreundliche Abſicht auf eine kürzere und eben ſo ſichere Weiſe zu erreichen. Hr. *H.* hält es daher für Pflicht, dieſen Gegenſtand wieder zur Sprache zu bringen, und die Anwendung des verſtärkten Galvanismus theils als Prüfungsmittel des wahren Todes, theils als eins der wirkſamſten Erweckungsmittel im Scheintode vorzuſchlagen.

In der Vorrede begegnet Hr. *H.* noch zwey Einwürfen, welche der Anwendung dieſes Mittels gemacht werden könnten: 1) So wie die Reizbarkeit des Muſkelſyſtems oder die Erregbarkeit eines muſkulöſen Organs für den einfachen Metallreiz oder für ein Metallplattenpaar ſchon todt iſt, und durch mehr Plattenpaare oder durch den verſtärkten Galvanismus noch in Thätigkeit geſetzt wird: eben ſo können in der Folge vielleicht noch andere Reizmittel aufgefunden werden, welche bey der Unwirkſamkeit dieſes Reizes noch Muſkelbewegungen zu erwecken im Stande ſind. 2) Der Verluſt der Reizbarkeit beweiſet noch nicht den Verluſt der thieriſchen Organiſation, oder, mit den chemiſchen Ärzten zu reden, das Aufhören der chemiſchen Verhältniſſe des Lebens im thieriſchen Organismus: denn es kann durch den Zutritt der äuſseren Bedingungen des Lebens, z. B. des in der atmoſphäriſchen Luft enthaltenen Sauerſtoffs, die Erregbarkeit erneuert, und für Reize wieder empfänglich gemacht werden.

Die Abhandlung ſelbſt zerfällt in vier Abſchnitte: I. *Von der Wichtigkeit einer zuverläſſigen Prüfungsart zur Beſtimmung des wahren Todes vom Scheintode.* Die gewöhnlichen Vorkehrungen, das Lebendigbegraben zu verhüten, reichen nicht hin, dieſen Endzweck zu erreichen. Winslow, welcher ſelbſt zwey Mal in Gefahr war, lebendig begraben zu werden, ſchlug vor, den für todt gehaltenen Menſchen an ſehr empfindlichen Theilen des Körpers, z. B. an Händen, Fuſsſohlen u. ſ. w., zu brennen, zu ſtechen und zu ſchneiden. Ja Foubert wollte ſogar eine Öffnung in die Bruſthöhle gemacht wiſſen, wodurch ein Finger eingebracht werden könnte, um damit das Herz zu berühren, und zu fühlen, ob es ſich nicht noch bewege. Allein dieſe Vorſchläge kämpfen mit ſo manchen Schwierigkeiten, daſs man ſich nicht wundern darf, wenn von ihnen wenig oder gar kein Gebrauch gemacht worden iſt. Gemeiniglich nehmen wir die im thieriſchen Organismus entſtehende Fäulniſs als das untrüglichſte Zeichen eines gewiſſen Todes an. Allein es werden mehrere Tage erfodert, ehe ſich dieſes Kennzeichen wahrnehmen läſst: die individuelle Lage der Hinterlaſſenen erlaubt es oft auf keine Weiſe, einen ihnen auch noch ſo lieben Todten ſo lange bey ſich zu behalten, bis ſich jenes Kennzeichen merklich macht, und darum erhielt der Antrag des berühmten Frank und Huſeland, Leichenhäuſer auf öffentliche Koſten zu erbauen, an vielen Orten den erwünſchteſten Eingang. In groſsen Städten, wo folglich auch die Mortalität ſehr groſs iſt, wird indeſſen dieſer Vorſchlag eben

Digitized by Google

auch mit vielen, und vielleicht unüberſteiglichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. (Der Vf. hat acht Einwürfe dagegen vorgebracht, wovon manche von bedeutendem Gewichte ſind.) Es iſt daher für die Menſchheit eine wichtige Sache, ſolche Prüfungsmittel aufzufinden, wodurch wir von dem wahren Tode kurz nach dem ſichtbaren Aufhören der Lebensverrichtungen ſicher überzeugt werden können, und der Vf. erwartet von der gewöhnlichen Menſchenliebe der Ärzte, und von den Gefühlen aller edlen Menſchenfreunde, von deren Willen und Thätigkeit die Ausführung verbeſſerter Einrichtungen in Staaten vorzüglich abhängt, daſs ſie einer ſo wichtigen Angelegenheit alle ihre Aufmerkſamkeit ſchenken und alles beytragen werden, damit dieſes Prüfungsmittel des wahren Todes unter öffentlicher Autorität allgemein eingeführt werde. Möchten doch die Obrigkeiten das rühmliche Beyſpiel des bremer Rathes nachahmen, welcher ſchon im J. 1798 in dem zur Rettung ſcheintodter Perſonen beſtimmten Hülfskaſten den zur Anwendung des Galvanismus nöthigen Apparat mit aufnehmen lieſs!

II. *Von der Unzulänglichkeit der gewöhnlich angenommenen Kennzeichen des Todes.* Was im erſten Abſchnitte beyläufig hierüber erwähnt worden war, das wird hier vollſtändiger aus einander geſetzt. Das Blut, als Reizmittel für die Organe des Kreislaufes, erhält dieſe Eigenſchaft nach dem Vf. theils durch ſeine Menge, Schwere, ſein Volumen, theils aus der Miſchung und Beſchaffenheit ſeiner Beſtandtheile, wovon der Sauerſtoff gewiſs einen der weſentlichſten ausmacht. In den Lungen bekommt das Blut, welches während ſeines Umlaufs durch alle Organe des Körpers und durch den darin fortwährenden Proceſs des Lebens ſeinen Sauerſtoff verloren, einen Überfluſs an Kohlen- und Waſſer-Stoff erhalten habe, und dadurch zum Venenblute und zur Mittheilung und Unterhaltung eines ferneren Lebens untauglich geworden ſey, den Sauerſtoff aus der eingeathmeten atmoſphäriſchen Luft wieder. (Die von angeſehenen Männern neuerdings bekannt gemachten Verſuche beweiſen, daſs das arteriöſe Blut in den Lungen mehr Sauerſtoff enthalte, als das venöſe, und daſs folglich jener Lieblingsſatz der neueren Chemiker nicht ſo ausgemacht feſt ſtehe, als man ſeither geglaubt hat.) Bey Gelegenheit der Behauptung (S. 32), daſs die Irritabilität als Reſultat der Thätigkeit des Nervenſyſtems zu betrachten ſey, beurtheilt der Vf. die Verſuche eines Tourdes und Circaud, nach welchen der Faſerſtoff des Blutes, der Einwirkung der voltaiſchen Säule ausgeſetzt, deutliche Zuſammenziehungen äuſsere, dergleichen die Muſkelfaſern eben erſt getödteter Thiere unter ähnlichen Umſtänden zeigen. Er lieſs, um den Faſerſtoff ſehr ſchnell von den übrigen Theilen getrennt zu bekommen, das Blut aus der Jugularvene eines Pferdes in warmes Waſſer von höherer Temperatur flieſsen, fing den Faſerſtoff mit einem Haarſiebe auf, brachte ihn mit den Endungen einer voltaiſchen Säule von dreyſsig dreyzolligen Plattenpaaren in Verbindung; allein es lieſs ſich nicht die geringſte, von der Einwirkung des galvaniſchen Agens abhängige Einwirkung auf den Faſerſtoff bemerken. Er hält dieſe Bewegungen des Blutes für bloſse Äuſserungen des Gerinnens, welche ohne alle Einwirkung des Galvanismus ſichtbar unter dem Mikroſkop werden. Hr. *H.* hätte die ſcharfſinnige Erklärung des Überſetzers von Sue's Geſch. d. Galvanism. Th. I S. 105 bey dieſer Gelegenheit mit anführen und würdigen können. — Nachdem der Vf. die Wichtigkeit der Reizbarkeit für das thieriſche Leben bewieſen, und gezeigt hat, daſs wir bey Behandlung des Scheintodes vorzüglich darauf zu achten haben, daſs auf die Reizbarkeit der zur Hervorbringung der wichtigſten Lebensverrichtungen beſtimmten Organe gewirkt werde: geht er die gewöhnlich als Zeichen des Todes angegebenen Erſcheinungen im thieriſchen Organismus durch, und prüft ihre Beweiskraft. *Stillſtand des Kreislaufes.* Daſs alle Circulation des Blutes im Herzen und den Gefäſsen durch längere Zeit gänzlich unterbrochen ſeyn könne, ohne die Fähigkeit, wieder in Thätigkeit verſetzt zu werden, auszuſchlieſsen, beweiſt Hr. *H.* aus folgenden Erfahrungen: 1) Bey chroniſchen Nervenleiden kann ein ſo heftiger Krampf die Muſkeln entweder des ganzen Organismus oder einzelner Organe auf längere Zeit befallen, daſs dadurch ihre Empfänglichkeit für die gewöhnlichen Reize und ihre Contractilität gänzlich unterdrückt, und zu aller Bewegung untüchtig gemacht wird. 2) Warm- und kaltblütige Thiere im Winterſchlafe, deren Lebensverrichtungen alle in vollkommener Ruhe ſind, äuſsern auf die Einwirkung des Galvanismus Spuren von noch vorhandener Reizbarkeit. 3) Beyſpiele von Menſchen, bey denen man während eines mehrtägigen Scheintodes auch nach der ſorgfältigſten Unterſuchung keine Spur von Blutumlauf und Athemholen wahrnahm, und die dennoch wieder zu ſich gebracht werden. Dahin gehören auch Ertrunkene und Erfrorene, welche der Vf. unter 4 und 5 (Rec. weiſs nicht warum?) beſonders angeführt hat, von welchen wir wiſſen, daſs ſie aus ihrem aſphyktiſchen Zuſtande nach langer Zeit wieder erweckt werden. Die Geſetze der Reizbarkeit ſind bey warm- und kaltblütigen Thieren die nämlichen; nur in der Dauer und Stärke dieſer Eigenſchaft findet ein auffallender Unterſchied Statt. Derſelbe ſcheint mit dem durch den Lebensproceſs in verſchiedenen Thieren entwickelten Wärmegrade im umgekehrten Verhältniſſe zu ſtehen. — Vorſichtsregeln beym Pulsfühlen an aſphyktiſchen Perſonen. — *Stillſtand des Athemholens.* Unterſuchungsarten des Daſeyns oder der Abweſenheit dieſer Lebensverrichtung durch die Flamme einer Wachskerze, eine Pflaumfeder, einen Flauſch Baumwolle, einen Spiegel, welche bey geſchloſſenem Munde vor die Naſenlöcher, oder bey zugeſtopften Naſenlöchern vor den Mund gehalten werden, oder durch ein Glas mit Waſſer, welches auf die Bruſt des horizontal liegenden Scheintodten geſetzt wird, taugen alle nichts, indem auch dieſe Lebensverrichtung mehrere Stunden, ja Tage lang gänzlich unterdrückt ſeyn kann, ohne daſs dadurch alles

Digitized by Google

Leben und die Fähigkeit zur Wiederbelebung verloren gegangen wäre. — Urſachen, warum ſowohl der Kreislauf, als das Athemholen einige Zeit unterdrückt ſeyn kann, ohne wirklichen Tod, liegen entweder im Körper ſelbſt, oder es fehlen die äuſseren Einflüſſe, welche zur Unterhaltung dieſer Lebensverrichtungen unumgänglich vorausgeſetzt werden, oder es ſind zwar alle Bedingungen des Lebens vorhanden, allein mechaniſche Hinderniſſe treten als Urſachen ein, welche die gehörige Einwirkung der äuſseren Einflüſſe zur Unterhaltung der Lebensthätigkeit auf dieſe Organe hindern. — *Verluſt der thieriſchen Wärme.* Nicht in den Lungen iſt die Quelle der Lebenswärme für den ganzen thieriſchen Körper zu ſuchen. Bey dieſer Gelegenheit kommt der Vf. auf die noch immer unerklärte Erſcheinung, daſs bey kaltblütigen Thieren die Veränderungen, welche das Blut während des Athemholens eben ſo, wie bey warmblütigen erleidet, weder gleich Anfangs mit der Entwickelung fühlbarer Wärme begleitet ſind, noch daſs dieſe durch den Kreislauf, wo das Blut durch die Aſſimilation und Ernährung ſo ſehr in ſeiner Miſchung geändert wird, entwickelt werde. Der Vf. verbindet mit dieſer Erſcheinung auf eine ſehr fruchtbare Art die Beobachtung, daſs die Reizbarkeit bey kaltblütigen Thieren lebhafter und längere Zeit nach dem Tode vorhanden iſt, und glaubt, daſs bey dieſer Thierclaſſe ſtatt jener Veränderungen, wodurch die thieriſche Wärme erzeugt wird, ſolche vorgehen, die mit der Erzeugung jenes materiellen Stoffes verbunden ſind, welcher mit der elektriſchen Flüſſigkeit viel Übereinſtimmendes hat, und ſo wie er von den Nerven als den beſten Leitern für die Elektricität im thieriſchen Körper aufgenommen wird, hier angeſammelt bleibt, und als die Urſache der Muſkelbewegungen und ſelbſt als Mittel zur Hervorbringung aller übrigen Verrichtungen des Nervenſyſtems anzuſehen iſt. Nach dieſer Anſicht läſst ſich erklären, warum die Temperatur des Körpers, auch der warmblütigen Thiere, bey ſtarken, jungen und lebhaften Subjecten ſtets geringer, als bey ſchwachen, kranken und alten ſey, bey denen die Reizbarkeit ſowohl im Leben, als gleich nach dem Tode verhältniſsmäſsig mit mehr Stärke und Dauer zur Thätigkeit gereizt werden kann; warum Nervenfieber, der Typhus, die Phthiſis und alle Krankheiten, in welchen die Verrichtungen des Kreislaufes vorzüglich verändert erſcheinen, und welche offenbar aus Schwäche der Lebensthätigkeit ihren Urſprung nehmen, mit ſo merklich vermehrter Wärmeentwickelung und ſo deutlichem Verluſte der Nervenkraft verbunden ſind; warum endlich bey Unterſuchungen der Leichen nach ſolchen Krankheiten ein ſo ſchnelles Verſchwinden aller Reizbarkeit beobachtet wird. — Auch dieſes Kennzeichen iſt trüglich: denn Scheintodte mit ganz kaltem Körper, z. B. Erfrorene, Ertrunkene, erhielten theils von ſelbſt, theils mit ſchicklicher Behandlung ihr Leben wieder; bey ſtarken hyſteriſchen Anfällen etc. iſt oft ein ausnehmend hoher Grad von Kälte über den ganzen Körper verbreitet, ohne Gefahr des Todes; bey einer noch ziemlich fühlbaren thieriſchen Wärme erfolgt doch auf Anwendung des Galvanismus keine Muſkelzuſammenziehung. — *Steifheit und Unbiegſamkeit der Gelenke.* — *Verluſt der Durchſichtigkeit und des Glanzes der Hornhaut.* Bey Erfrorenen und Ertrunkenen, wenn ſie auch wieder gerettet werden, trifft man dieſes Merkmal faſt immer, hingegen Schlagflüſſige, von vielen chroniſchen Krankheiten und aus Alter geſtorbene Perſonen behalten helle und durchſichtige Augen lange nach dem Tode. — Mangel der Empfindlichkeit oder Erregbarkeit des thieriſchen Organismus für äuſsere Reize, das Verſchwinden des *Turgor vitalis* und die Veränderung in der Farbe und in dem äuſseren Anſehen der Haut, und endlich die Abweſenheit der Ab- und Ausſonderungen ſind zwar weniger entſcheidende Kennzeichen des Todes, verdienen jedoch Aufmerkſamkeit.

III. *Zuverläſſiges Prüfungsmittel, den wahren Tod von dem Scheintode zu unterſcheiden.* Die Stärke und Dauer der Reizbarkeit eines Muſkels ſteht in geradem Verhältniſſe mit der Menge der in ihm verbreiteten Nerven. Nach dieſem Grundſatze entwirft der Vf. folgende Ordnung der Theile in Rückſicht auf die Dauer ihrer Reizbarkeit nach dem Tode: unwillkührliche Muſkeln, Schlagadern, Herz, Magen, Gedärme, Harnblaſe, Muſkeln der Luftröhre, willkührliche Muſkeln, Zwergfell, innere Muſkeln der Bauch- und Bruſt-Höhle, Muſkeln der unteren Extremitäten, des Halſes, des Geſichts, vorzüglich die Schlieſsmuſkeln der Augen und Lippen. Dieſer Unterſchied in der Dauer der Reizbarkeit iſt nicht unbedeutend; eine Stunde, nachdem ſchon die Reizbarkeit des Herzens und der Schlagadern gänzlich erloſchen war, zeigten ſich noch deutliche Bewegungen und Zuſammenziehungen in den willkührlichen Muſkeln, und wieder eine Stunde nachher, als dieſe Muſkeln gegen den galvaniſchen Reiz ganz unempfindlich waren, zuckten doch noch die Geſichtsmuſkeln, ohne daſs die voltaiſche Säule verſtärkt worden wäre. — Beſchreibung des Apparats zum Galvaniſiren. Die Tuch- oder Leinwand-Lappen, welche zur Berührung der freyen ungleichartigen Metalloberflächen beſtimmt ſind, ſollen am beſten von weiſser Farbe ſeyn, weil die verſchiedenen Farben die Wirkung ſchwächen können. Die Tuchſcheiben müſſen, um ſie von allen fetten Theilen zu befreyen, vor ihrer erſten Anwendung in einer ſchwachen Pottaſchenlauge ausgekocht werden. Auſser der voltaiſchen Säule ſind noch ovale Plättchen von Silber zur Belegung der Augen und Lippen, und ſpirale Verbindungsketten, zu denen Draht von ungefähr einer halben Linie im Durchmeſſer genommen werden ſoll, nöthig. — Wenn man nun die Säule in Ordnung gebracht hat: ſo befeuchtet man Lippen und Augen mit Salzwaſſer, verſieht ſodann dieſe Theile mit ihren metallenen Leitern, bringt dieſe durch Ketten in Verbindung mit den Polen der Batterie, hält dieſe mit der linken Hand, mit der rechten aber führt man den Verbindungsdraht abwechſelnd an den Lippen- oder Augen-Leiter, und man wird, wofern nur noch der geringſte Grad von

Digitized by Google

Irritabilität vorhanden ist, im Augenblicke der Berührung Zusammenziehungen, vorzüglich der Schliefsmuskeln der Lippen und der Augen, und bey einer etwas stärkeren Reizbarkeit lebhafte Bewegungen aller Gesichtsmuskeln wahrnehmen. Wenn nun diese Bewegungen ein Zeichen des noch wirklich vorhandenen Lebens sind: so werden sie in gleicher Stärke bleiben, und bey angewendeten schicklichen Rettungsmitteln sogar wachsen, da hingegen, wenn wirklicher Tod zugegen ist, diese schwachen Muskelbewegungen immer schwächer werden, bis sie endlich ganz verschwinden. — Sollten die Gesichtsmuskeln eine organische Veränderung durch Entzündung, Brand, durch äufsere angebrachte Gewaltthätigkeit erlitten haben, oder lange vor dem Tode gelähmt worden seyn: so hat man zur gänzlichen Sicherheit auch noch die Muskeln anderer Theile, z. B. den zweyköpfigen Armmuskel, zu entblöfsen, um ihn dem galvanischen Reize aussetzen zu können. Vor Anwendung dieses Prüfungsmittels müssen die Lippen und Augen von ihrem Schleime, der sich auch im Scheintode anhäuft und nicht selten verdichtet, mit Salzwasser gereinigt und angefeuchtet werden. Bey Erfrorenen und im kalten Wasser Erstarrten darf die Galvanisirung nicht eher vorgenommen werden, als bis der Körper einen gewissen Grad von Beweglichkeit erhalten hat. — Die wichtigsten Vorzüge des vorgeschlagenen Prüfungsmittels sind folgende: 1) Eine voltaische Säule von 20 — 25 Plattenpaaren wirkt schon mit solcher Stärke, dafs jede Entblöfsung und Verletzung eines Theils entbehrlich wird. 2) Die Stärke der Einwirkung des verstärkten galvanischen Reizes auf die belebte Muskelfaser ist weit beträchtlicher. 3) Die Wirkung erstreckt sich auf eine ungleich gröfsere Entfernung und Ausdehnung. 4) Sie dauert länger, d. h. durch die verstärkte galvanische Elektricität können noch Muskelzusammenziehungen bewirkt werden, wenn die einfache gänzlich unwirksam bleibt. 5) Die Anwendung der verstärkten galvanischen Elektricität ist theils mit viel weniger Umständen in Vorbereitung der zur Untersuchung bestimmten Theile verbunden, theils werden dabey alle jene Umstände ausgeschlossen, welche die schwache Wirksamkeit des einfachen Metallreizes aufzuheben im Stande sind. 6) Die verstärkte galvanische Elektricität dient nicht blofs als Prüfungs-, sondern auch als Erweckungs-Mittel. In dieser letzteren Absicht kommt noch folgendes Stück zu dem oben angegebenen Apparate. Eine zweyzollige Metallplatte hat auf der einen Seite einen Ring, worein eine Verbindungskette gehängt wird, auf der anderen verschiedene scharfe Spitzen, womit sie in die Haut eingestochen und festgehalten wird. Eine solche Platte drückt man da, wo der schwerdtförmige Knorpel aufhört, eine zweyte in jene Stelle des Rückgrates am Halse, welche sich oberhalb dem Anfange der Brustwirbelbeine befindet, ein, und an jede befestigt man eine Verbindungskette. Bey jeder bewirkten Verbindung der beiden Pole der voltaischen Säule werden alle Muskeln, die sich zwischen beiden belegten Stellen befinden, in Bewegungen gerathen, die sich auch bis zu den inneren musculösen Theilen der Brust, dem Herzen und den Schlagadern, erstrecken werden. Auch könnte, nach Achards und von Humboldts Versuchen, der Mund und After mit Zink und Silber belegt, und ihre wechselseitige Verbindung versucht werden. Neu ist ein dabey vom Vf. geäufserter Gedanke, dafs eine solche Verbindung zwischen Mund und After, oder zwischen Mund und Herzgrube, mittelst einer voltaischen Säule, ein vorzüglicher und zweckmäfsiger Reiz in verschiedenen abnormen Zuständen des Unterleibes, z. B. im Meteorismus, Ileus, Icterus, in der Cholera u. s. w., seyn könne. — Die gewöhnliche Elektricität, welche Kite zuerst gegen den Scheintod vorgeschlagen hat, wird in Ansehung der Wirksamkeit von der galvanischen Elektricität übertroffen; auch hat die letztere noch folgende Vorzüge vor der ersteren: 1) sie bedarf zu ihrer Erzeugung und Anwendung keines grofsen und leicht zerbrechlichen Apparats; 2) sie geht nicht ruckweise, sondern in einem ununterbrochenen Strome in den thierischen Körper über; 3) sie kann mehr, nach unserer Willkühr, in die Nerven und Muskeln geleitet werden.

IV. *Versuche und Erfahrungen, um die Zuverlässigkeit der verstärkten galvanischen Elektricität als Prüfungsmittel des wahren vom Schein-Tode zu beweisen.* Diese an Menschen und Thieren angestellten Versuche erläutern und bestätigen folgende Puncte: 1) dafs die galvanische Elektricität als der stärkste, uns bekannte Reiz auf die Erregbarkeit der thierischen Organismus, und auf die Irritabilität des Muskelsystems zu betrachten sey; 2) dafs auf die Dauer der Irritabilität von dem Augenblicke an, wo ein vollkommener Stillstand aller Lebensverrichtungen eintritt, verschiedene Umstände, z. B. das Alter der Thiere, die verschiedenen Ursachen des Todes und die Beschaffenheit der Reize, die zuvor auf den Organismus einwirkten, grofsen Einfluss haben. 3) dafs die Irritabilität an den inneren und unwillkührlichen, musculösen Theilen viel früher, als an den äufseren, und am spätesten in den Gesichtsmuskeln verloren gehe. Besonders gegen Nystens Behauptung, dafs die musculösen Organe in Rücksicht der galvanischen Excitabilität so classificirt werden müfsten, dafs das Herz die erste Stelle einnähme, sodann die Muskeln der willkührlichen Bewegung, und endlich die musculösen Organe des Verdauungssystems und der Blase mit Ausnahme der Speiseröhre, folgten.

Opas.

Jena, gedruckt bey Schreiber und Comp.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

ERSTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-ſächſiſchen Zeitungs-Expedition.
1813.

Digitized by Google

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHILOSOPHIE.

1) Leipzig, b. Fleiſcher d. j.: *Friedrich Heinrich Jacobi von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung.* 1811. 222 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Tübingen, b. Cotta: *Fr. W. J. Schellings Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen etc. des Hn. Friedrich Heinrich Jacobi und der ihm in derſelben gemachten Beſchuldigung eines abſichtlich täuſchenden, Lüge redenden Atheismus.* 1812. 215 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

3) Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Von deutſcher Philoſophie, Art und Kunſt. Ein Votum für Fr. Heinr. Jacobi gegen Fr. W. J. Schelling*, gegeben von *Jacob Friedrich Fries.* 1812. 102 S. 8. (10 gr.)

4) Landshut, b. Krüll: *Neuer cosmoaithiologiſcher Beweis von der Exiſtenz Gottes, und daſs Hr. Fr. H. Fries ſich in die Philoſophie unſerer Zeit nicht finden kann*, wird gezeigt von Dr. *Fr. v. P. Gruithuiſen.* Veranlaſst durch des Hn. *Fries* neue Schrift von *deutſcher Philoſophie* (,) *Art und Kunſt etc.* 1812. 24 S. 8. (3 gr.)

5) Stuttgardt u. Tübingen, b. Cotta: *Profeſſor Schaffroths Blicke auf die ſchellingiſch-jacobiſche Streitſache*, veranlaſst durch einen Ausfall des freyburger Wochenblatts vom 8 Julius 1812 gegen die Naturphiloſophie. 1812. 212 S. gr. 8. (12 gr.)

6) Leipzig, b. Vogel: *Von dem lebendigen Gott, und wie der Menſch zu ihm gelange.* Nebſt Beylagen. Von *Chriſtian Weiſs.* 1812. 256 S. 8. (20 gr.)

7) Tübingen, b. Cotta: *Prüfung der ſchellingiſchen Lehren von Gott, Weltſchöpfung, Freyheit, moraliſchem Guten und Böſen.* Von Dr. *Friedr. Gottlieb Süskind*, königl. würtemb. Oberconſiſtorialrath und Oberhofprediger. 1812. 164 S. gr. 8.

Da die Schrift No. 1 die Veranlaſſung geworden iſt zu einem unerfreulichen und nicht ohne Leidenſchaft geführten Streite: ſo hielten wir es dem Zwecke dieſes Inſtituts angemeſſen, die Beurtheilung der hieher gehörigen Schriften ſo lange zu verſchieben, bis man für eine unparteyiſche Würdigung derſelben empfänglichere Gemüther zu erhalten hoffen konnte, als in der Hitze des erſt begonnenen Streites möglich geweſen iſt, wo man nur der einen oder anderen Partey unbedingtes Recht zuzugeſtehen geneigt war. Rec. hofft, jeder parteyloſe Leſer werde ſein Streben, von dieſem Fehler frey zu bleiben, nicht verkennen.

Die Schrift des Hn. *Jacobi* gehört ſowohl wegen ihres Inhalts, als wegen des dadurch angeregten, die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit betreffenden Streites zu den intereſſanteſten philoſophiſchen Werken unſerer Zeit. Hr. *J.*, welcher ſeinen früheren philoſophiſchen und religiöſen Anſichten bey allen Veränderungen auf dem Gebiete der deutſchen Philoſophie mit unwandelbarer Standhaftigkeit treu geblieben iſt, wiederholt hier dieſelben, und ſtellt ſie zum Theil auf eine neue Art und in beſonderer Beziehung zu dem Chriſtenthum und zu der Zeitphiloſophie dar. Die Schrift entbehrt, ungeachtet einer gewiſſen inneren Einheit, im Äuſseren der ſyſtematiſchen Form, und beſteht eigentlich aus 4 Theilen: 1) aus einer als Einleitung dienenden Abhandlung *über eine Weiſſagung Lichtenbergs*; 2) aus einem Fragment einer Recenſion des VI Bandes der ſämmtlichen Werke des wandsbecker Boten, bey welcher Gelegenheit Hr. *J.* ſeinen, aus Vernunftoffenbarung hervorgehenden Religionsglauben vertheidigt gegen den auf die chriſtliche Offenbarung gegründeten des Boten; 3) weil aus dieſer Recenſion mehrere Theile für andere Abhandlungen ſchon genommen waren: ſo entſtand dadurch eine groſse Lücke, welche nun hier mit einer Kritik der neueren deutſchen Philoſophie in Beziehung auf religiöſen Realismus und Idealismus ausgefüllt iſt; dem Ganzen ſind endlich 4) drey Beylagen angehängt, welche ſich auf die Beleuchtung des letzten Theiles der Schrift beziehen.

In der erſten Abhandlung, welche ſchon früher in einem Taſchenbuche abgedruckt war, wird die Unmittelbarkeit und Nothwendigkeit des Glaubens an Gott, welcher höher als alle Sinnes- und Verſtandes-Erkenntniſs liegt, und von allen Beweiſen unabhängig iſt, mit einer hinreiſsenden Wärme dargelegt. Die dazu veranlaſſende Stelle aus *Lichtenberg* heiſst: „Unſere Welt wird noch ſo klein werden, daſs es eben ſo lächerlich ſeyn wird, einen Gott zu glauben, als heutzutage Geſpenſter.“ Hr. *J.* ſetzt bey, es werde noch ſo weit kommen, daſs wir nur noch an Geſpenſter glauben; wir ſelbſt würden ſeyn wie Gott, u. ſ. w. Das alles komme her von dem Verkennen des Vernunftglaubens und dem ausſchlieſslichen Vertrauen zu den Einſichten des Verſtandes, der für ſich nur ein offenbares Nichts der Erkenntniſs hervorbringen könne. Dagegen behauptet Hr. *J.* mit *Lichtenberg*: „der Glaube an einen Gott iſt Inſtinct. Er iſt dem Menſchen natürlich, ſo wie das Gehen auf zwey Beinen, u. ſ. w.“

Digitized by Google

Das ist das Thema dieser ganzen Abhandlung, in welcher der Vf. die unvermittelte Gewifsheit des Daseyns eines vollkommensten persönlichen Gottes mit begeisternder Beredsamkeit dargethan hat. Wie *Malebranche* auf die unbedingte Erkenntnifs Gottes zugleich die aller übrigen Dinge gründete: so auch Hr. *J.*; daher er ganz consequent sagt: „das Wahreste kann nur so wahr seyn, als Gott lebt, nur so wahr, als dafs ein Gott im Himmel, d. h. selbstständig, aufser der Natur und über ihr vorhanden ist." S. 5. „Mit dem Schöpfer geht dem Menschen nothwendig auch die ganze Schöpfung unter." S. 25. „Wenn der Mensch nur einen erdichteten Gott hat: so kann er auch nur eine erdichtete Natur haben. Die sinnlichen Gegenstände haben *vor* jenem Übersinnlichen sogar noch dieses voraus, dafs sie wegen ihres zweyfachen Ursprungs, eines Theils aus der Sinnlichkeit, und anderen Theils aus dem zur Sinnlichkeit gehörigen Verstande, sich als doppelte Erdichtungen bewähren." Allem Wissen liegt daher nach unserem Vf. eitle Täuschung zu Grunde, wenn demselben nicht durch den unmittelbaren, aus reiner Vernunft stammenden Glauben zuvor Realität zugesichert wird, und weder die Sinne noch der Verstand vermögen in uns eine feste Überzeugung von irgend etwas zu begründen. Diese Behauptung der Rechte der Vernunft gegen die Anmafsung des Verstandes gehört zu den gröfsten Verdiensten *Jacobis* um die Philosophie; denn dadurch hat er doch den Grund und Boden für eine ächte philosophische Wissenschaft gerettet. Wir unterschreiben daher Alles, was er zur Bekräftigung seiner Behauptung in dieser Schrift an verschiedenen Stellen vorbringt. *Kant* wollte bekanntlich die Vernunft unter die Herrschaft des Verstandes bringen, was Hr. *J.* mit Recht tadelt. So weit wird jeder unparteyische und denkende Geist mit ihm ganz einverstanden seyn; sobald er aber auf das Besondere eingeht: so vermifst man theils die erfoderliche genaue Bestimmung, theils die Übereinstimmung unter den einzelnen Behauptungen. Um die Vernunft zu erheben, setzt er den Sinn und Verstand zu weit herab, und alle Geisteskräfte zu sehr einander entgegen, gleich als fände ein objectiver Widerstreit unter ihnen Statt. Wir können unmöglich an eine solche Isolirung und Entgegensetzung derselben glauben, dafs jede einzeln für sich, und die eine das Gegentheil der anderen wirken könne; wir sind vielmehr der zuversichtlichen Meinung, die Vernunft sey von allen das Gemeinsame, wodurch möglich ist, dafs alle, jede auf ihre Weise, der Sinn in der Anschauung, der Verstand in Begriffen, das Wahre zu erkennen im Stande sind. Das Eine Licht der Vernunft beleuchtet den ganzen Geist nach allen seinen möglichen Wirkungen.

Der erste Theil der zweyten Abhandlung: *von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung*, ist eine weitere Entwickelung der in der ersten im Allgemeinen dargelegten Ideen, und eine Anwendung derselben auf die Bestimmung des Verhältnisses der vorgeblichen äufseren und positiven göttlichen Offenbarung zu der inneren religiösen Vernunftoffenbarung. Hr. *J.* giebt dieser nicht nur einen entschiedenen Vorzug vor jener, sondern hält sie auch für die einzig wahre. Der tief fühlende und klar denkende *Asmus* zeigt an mehreren Stellen seines Boten, dafs er einer anderen Meinung sey, von welcher ihn nun unser Vf. abbringen will, indem er seine Belehrung an andere Stellen aus dem Boten selbst anknüpft, welche für seine Meinung zu sprechen scheinen. Z. B. in einer S. 48 angeführten sagt *Asmus*: „Der Mensch ist in sich reicher als Himmel und Erde, und hat, was sie nicht geben können; die Weisheit und Ordnung, die er in der sichtbaren Natur findet, legt er mehr in sie hinein, als er sie aus ihr herausnimmt; denn er könnte ihrer ja nicht gewahr werden, wenn er sie nicht auf etwas, das er in ihm hat, beziehen könnte, so wie man ohne Mafs nicht messen kann. Himmel und Erde sind für ihn nur die Bestätigung von einem Wissen, des er sich in sich bewufst ist, und das ihm die Kühnheit und den Muth giebt, alles zu meistern und aus sich zu rectificiren. Und mitten in der Herrlichkeit der Schöpfung ist und fühlt er sich gröfser, als Alles, was ihn umgiebt, und sehnt sich nach etwas Anderem." Von dieser und ähnlichen Äufserungen des *Asmus* geht der Vf. aus, um ihn zu überzeugen, dafs alle Kunde von Gott und göttlichen Dingen dem Menschen einzig aus seinem Geiste komme, nicht aber von Aufsen. Wir wissen von Gott und seinem Willen, weil wir aus Gott geboren, nach seinem Bilde geschaffen, seine Art und Geschlecht sind. Eine Offenbarung durch äufserliche Erscheinungen, sie mag heifsen wie sie wolle, kann sich höchstens zu einer *ursprünglichen* verhalten, wie sich Sprache zur Vernunft verhält. So wenig ein *falscher* Gott aufser der menschlichen für sich da seyn kann: so wenig kann der *wahre* aufser ihr *erscheinen*. Den Gott also haben wir, der *in uns Mensch* wurde. Weil nun *Asmus* an Christus glaubt, als sey durch ihn dem Menschen eine göttliche Offenbarung zu Theile geworden: so sieht Hr. *J.* in diesen Vorstellungen einen religiösen Materialismus, und sucht ihn auf die schonendste Weise von seinem Irrthume zu überzeugen, der eigentlich darin liege, dafs *Asmus* alles innerlich angeschaute Göttliche auf Christus übertrage, während dieis doch nur eine Idee in ihm wäre; er setze so das Wesentliche, die Idee, dem Unwesentlichen, ihrer Einkleidung nach, und lasse die Sache aus ihrer Gestalt entspringen. Denn was Christus aufser ihm, für sich gewesen, ob seinem Begriffe in der Wirklichkeit entsprechend, oder nicht, ja, ob nur in dieser je vorhanden, sey in Absicht der *wesentlichen* Wahrheit seiner Vorstellung und der Eigenschaft der daraus entspringenden Gesinnungen gleichgültig. Siehe S. 62 u. ff. — Dafs *Asmus* mit dieser Erklärung nicht zufrieden seyn könne, sieht Hr. *J.* selbst ein S. 65, 66, noch weniger kann er sich begnügen mit der S. 68 fortgesetzten Erörterung, die mit der ersten im Grunde auf Eins hinausgeht; er bleibt dabey, dafs der Bote in einem, obgleich unschädlichen Irrthume befangen sey; übrigens hält er ihm denselben als eine natürliche Täuschung zu gute, und ist zufrieden, dafs sie

Digitized by Google

in dem Wesen einig sind. Rec. ehrt die religiösen Ansichten des Vfs. sehr, und gesteht, dass er den subjectiven Idealismus in Beziehung auf religiöse Gegenstände nirgends in der Reinheit und mit der Innigkeit ausgedrückt gefunden habe, als in dieser Abhandlung; dessen ungeachtet findet er ihn höchst einseitig, und nur halb wahr, und zweifelt sehr, ob Hr. *J.* unparteyische und ihn verstehende Leser für sich gewinnen werde. Sie werden in gewisser Beziehung mit ihm einverstanden seyn, dass die höheren Ansichten und Begriffe, deren Besitz das Wesen und den Vorzug der Menschheit ausmacht, weder von der Aussenwelt gegeben, noch von uns selbst in unserem Inneren durch Absondern und Verbinden künstlich erschaffen werden; dass man, um Gott und sein Wohlgefallen zu suchen, schon ihn und was ihm gefalle, voraus im Herzen und Geist haben müsse: das alles werden sie ihm zugeben, ohne in seine Folgerung daraus einzustimmen, dass eine wirkliche äussere Offenbarung Gottes nicht eben so gewiss und mit derselben Wahrheit, als die innere, von dem Menschen könne oder müsse angenommen werden. Der natürliche Mensch glaubt eben so zuversichtlich an das Daseyn der Aussenwelt, als an seinen eigenen Geist; warum sollte er denn nicht auch an die göttliche Offenbarung durch jene und in ihr nicht eben so zweifellos glauben, als an die seines Geistes? Hr. *J.* sagt selbst S. 7: „Wie auf dem Angesichte des Menschen die verborgene unsichtbare Seele sichtbar sich ausdrückt, hervordringt: .... so drückt auf dem Angesichte der Natur Gott unmittelbar sich aus, u. s. f." Gott wirkt also in der Natur, wie die Seele im menschlichen Körper: ist denn das nicht auch eine ausser dem Menschen seyende göttliche Offenbarung? In der Menschheit wirkt aber Gott noch vollkommener als in der bewusstlosen und unfreyen Natur, und in dem unvernünftigen Thiere (obgleich nach S. 18 auch im Thiere Weissagung ist, und nur eine höhere im Menschen): irren denn also diejenigen, welche an besondere Offenbarungen Gottes, z. B. in besonderen Menschen, glauben? Allerdings liegt der *Erkenntnissgrund* aller Offenbarungen in der Göttlichkeit des menschlichen Geistes selbst; das aber berechtigt nicht zu der Folgerung, dass ausser ihm nichts Göttliches mit Wahrheit angenommen werden könne. Dieser Idealismus ist und bleibt einseitig, und widerstrebt dem durch keine Speculation geleiteten Denken eben so sehr, als es dieses ganz unbefriedigt lässt. Aus diesem Grunde wird Hn. *J's.* Ansicht der positiven Offenbarung, und ihres Verhältnisses zu der inneren Stimme des durch das Gewissen geleiteten Gefühls bey den meisten Denkern einen starken Widerspruch finden; er hat unserem Dafürhalten nach diesen wichtigen Gegenstand zu einseitig genommen, nämlich blos in der Beziehung zu der inneren Gewissheit, zu der lebendigen uns angestammten Idee alles Göttlichen. Diese wird freylich zur Erkenntniss der äusseren Offenbarung vorausgesetzt; allein über die Möglichkeit und Nothwendigkeit, oder über das Gegentheil, kann dadurch schlechterdings nichts entschieden werden. Zur Schlichtung dieses Streites sind noch andere Seiten zu berücksichtigen, welche hier sämmtlich übergangen sind. Überhaupt glaubt Rec., das Factum einer göttlichen Offenbarung müsse zugegeben werden, indem sich alle unsere die Schicksale der Menschheit betreffenden Kenntnisse nicht nur ungezwungen und natürlich daran anschliessen, sondern auch die ganze Geschichte der Menschheit, ihr Anfang und Fortgang, ohne sie ein unauflösliches Räthsel bleibt. Die Offenbarung ist nicht ein blosses Vehikel für die Schwachen; sie ist mit der innigsten Überzeugung des über die Welt und den Menschen vorurtheilsfrey denkenden Geistes unauflöslich verbunden. Es ist nur zu bedauern, dass hiebey Abwege so schwer zu vermeiden sind: entweder ist man ganz unempfänglich für solche höhere Mittheilungen, und ungläubig, oder der fromme Glaube wird Aberglaube, und vermengt das Wahre mit unreinen Zusätzen. Die göttliche Offenbarung, so wie sie an sich ist, dargestellt, müsste alle gesunden und unbefangenen Gemüther für sich gewinnen.

Der zweyte Theil dieser Abhandlung ist ganz neu hinzugekommen, und geht einen polemisch-wissenschaftlichen Gang. Hr. *J.* stellt seine philosophischen Ansichten über Gott und göttliche Dinge den Lehren unserer Zeit gegenüber, und nimmt sie gegen diese mit aller ihm möglichen Stärke in Schutz. Da dieser Theil der Schrift die Veranlassung eigentlich gegeben hat zu den folgenden Schriften: so ist es nothwendig, die Hn. *J.* eigenthümliche Überzeugung, und die seiner Gegner, so wie er sie aufgefasst und gedeutet hat, vorzüglich herauszuheben. Es ist schon an sich interessant, über die höchsten Angelegenheiten des menschlicheu Geistes die aufrichtige Denkart eines Mannes zu vernehmen, der bey allen neueren Veränderungen auf dem Gebiete der deutschen Philosophie nicht einen müssigen Zuschauer gemacht, sondern thätigeh Antheil daran genommen hat; es ist dies aber um so mehr hier der Fall, als Hr. *J.* sich zu den Philosophen, welchen er sich in dieser Schrift gegenüberstellt, niemals als Schüler, sondern immer als polemisirender Kritiker verhalten hat.

Von S. 112 — 146 würdigt der Vf. die *kantische* Lehre von Gott und den übersinnlichen Ideen, sowohl an sich als in ihrer Beziehung zu den darauf folgenden Lehren *Fichtes* und *Schellings*. Von *Kant* sagt er dasselbe, was von mehreren Anderen schon früher nachgewiesen ward, dass seine Behauptungen zwiespaltig und zweydeutig seyen, und sich nicht entschieden auf die eine oder andere Seite gewendet hätten; er habe das Wesen der Vernunft verkannt, alle Gewissheit von Beweisen abhängig gemacht, und nicht eingesehen, dass die Vernunftwahrheiten über alle Beweise erhaben, durch sich einleuchtend und unmittelbar gewiss seyn müssen. Da er sie aber als Mensch nicht habe aufgeben, und als Philosoph für die Wissenschaft nicht objectiv gelten lassen können: so sey daher die Inconsequenz entstanden, dass er im theoretischen Theile seiner Philosophie die Vernunft dem Verstande unterworfen, und im praktischen wie-

Digitized by Google

der über den Verſtand geſetzt, und ſo die Ideen, als die Vernunft ſelbſt bedingende Grundwahrheiten, auf einem Umwege in die Philoſophie eingeführt habe. Hr. *J.* hat ganz Recht, den Grundirrthum *Kants* rückſichtlich ſeiner Ideenlehre in dem Verkennen der unmittelbaren Vernunfterkenntniſſe, und in der Meinung, daſs alles Wiſſen durch Beweiſe vermittelt ſey, zu ſuchen; er hat aber Unrecht, zu glauben, S. 121, *Kant* habe bis zur vollkommenſten Evidenz die Wahrheit dargethan, daſs wir einen Gegenſtand nur in ſo weit begreifen, als wir ihn in Gedanken vor uns werden laſſen, woraus Hr. *J.* folgert, daſs es nur zwey Wiſſenſchaften im eigentlichen und ſtrengen Verſtande geben könne, Mathematik und allgemeine Logik, demnach alle anderen Erkenntniſſe nur in dem Maſse wiſſenſchaftliche Eigenſchaft erwerben können, als ſich ihre Gegenſtände durch eine Art von Transſubſtantiation in mathematiſche und logiſche Weſen verwandeln laſſen. Denn wäre das wirklich eine evidente Wahrheit: ſo hätte *Kant* auch gegen Hn. *J.* Recht, daſs die vorgegebene unmittelbare Vernunftwiſſenſchaft ein Phantom ſeyn müſſe, indem dieſe durchaus kein ſelbſt erſchaffenes Wiſſen iſt. Hr. *J.* kömmt dadurch in einen offenbaren Widerſpruch mit ſich ſelbſt, da er der kantiſchen Behauptung beypflichtet, und doch das Wiſſen über die überſinnlichen Gegenſtände, Gott, Freyheit und Unſterblichkeit, für das Allergewiſſeſte hält; ja S. 35 ſagt er ausdrücklich, daſs der unmittelbare Vernunftglaube auch eine Wiſſenſchaft für den Verſtand werden könne. Eben ſo wenig können wir die andere aus *Kants* Lehre von ihm S. 124 und 145 gezogene Folgerung zugeben, daſs der mit ſtrenger Conſequenz durchgeführte Kriticismus die *Wiſſenſchaftslehre*, dieſe wiederum ſtreng durchgeführt die *Alleinheitslehre*, einen umgekehrten oder verklärten Spinozismus, *Idealmaterialismus*, zur Folge haben müſſe. Rückſichtlich der Wiſſenſchaftslehre hat er es nicht nachgewieſen, und in Anſehung der Alleinheitslehre hat er dieſe Behauptung S. 139 zwar zu beweiſen geſucht, ſie aber auch auf demſelben Blatte wieder zurückgenommen, und gezeigt, daſs dem conſequenten Kriticismus die bisher für objectiv gehaltene Natur mit allen ihren Werken verſchwinden und zu Nichts werden muſste, ſo daſs auch nicht einmal eine *Naturlehre*, *Naturphiloſophie* bleiben konnte. Man ſieht wohl, daſs Hr. *J.* hierüber mit ſich ſelbſt nicht einig iſt; Rec. aber glaubt nicht nur mit *Bouterweck*, daſs die Identitätslehre der kantiſchen Philoſophie fremd, ſondern daſs letztere faſt in allen Puncten jener entgegengeſetzt ſey. Wie läſst ſich endlich die erſtere Meinung Hn. *J's.* S. 124 mit der unmittelbar darauf folgenden S. 126 vereinigen, wo er ſagt: „Wie *Platons* Lehre entgegengeſetzt iſt der Lehre des *Spinoza*: ſo iſt der Geiſt der kantiſchen Philoſophie entgegengeſetzt dem Geiſte der Alleinheitslehre.“

Wenn Hr. *J.* bisher den *Theismus* dem Kriticismus und der Naturphiloſophie gemeinſchaftlich entgegenſetzte: ſo führt er nun von S. 146 bis zum Ende ſeine Polemik faſt ausſchlieſslich gegen die letztere, welche er als Naturalismus bezeichnet. Im Allgemeinen muſs Rec. über dieſen Theil der Schrift Folgendes bemerken. 1) Der Inhalt und die Darſtellung laſſen glauben, daſs Hr. *J.* ſich im Gewiſſen gedrungen gefühlt habe, ſeine religioſe Überzeugung, die er natürlich für die einzig wahre hält, mit aller ihm möglichen Kraft auszuſprechen, und ſie gegen den Naturalismus, welchen er, ſo wie er ihn deutet, in jeder Rückſicht für höchſt verderblich halten muſs, geltend zu machen. 2) Alle auf den Naturalismus ſich beziehenden Stellen beweiſen, daſs er, wenn er gleich dieſs nirgends ausdrücklich erklärt, darunter die *ſchellingiſche* Philoſophie ſich gedacht habe. 3) Rec. iſt der Überzeugung, daſs Hr. *J.* die neuere Naturphiloſophie in vielen Hauptpuncten mifsverſtanden habe, ſtimmt aber, ſo weit es bloſs die Sache betrifft, ſeiner Polemik gegen *den* Naturalismus bey, welchen er ſich gröſstentheils ſelbſt als Gegner geſchaffen hat. 4) Hr. *J.* hat ſich in einigen Stellen in einer Art von Leidenſchaftlichkeit hinreiſſen laſſen, die Perſon der Streitſache ſelbſt unterzulegen, und den Urheber der Naturphiloſophie in ein ſehr gehäſſiges Licht zu ſtellen, und das tadelt Rec. unbedingt. Es würde viel beſſer geweſen ſeyn, wenn er bey der achtungswerthen Wärme für ſeine Sache, entweder auch dieſen Gegner als Menſchen gerechtfertigt hätte, wie er es bey *Kant* gethan, oder wenigſtens deſſen Anſichten ſo ſchonend behandelt hätte, wie die des *Asmus* und *Kant*; nirgends aber haben wir gefunden, daſs er ihnen eine möglich beſſere Deutung untergelegt hat; vielmehr interpretirt er ſie nach aller Härte des Buchſtabens. Das Folgende wird dieſe allgemeinen Bemerkungen rechtfertigen.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Ökonomie. *Bretlau*, b. Barth d. J.: *Handbuch für Ökonomen und Landleute von den Seuchen und anderen gewöhnlichen Krankheiten des Hornviehes, der Schafe, Pferde und Schweine*, nebſt einem Anhange von der Hundswuth oder Waſſerſcheu, deren Kennzeichen, Urſachen, Heil- und Vorbauungs-Mitteln, verfaſst von *J. Werner*, der Arzney und Wundarzney Doctor etc. Dritte Auflage. (Ohne Jahrzahl.) XVI u. 367 S. nebſt 3 Tabellen. 8. (1 Rthlr.) Rec. iſt weder die erſte noch die zweyte Auflage dieſes nicht unbrauchbaren Werks zu Geſichte gekommen; er weiſs daher auch nicht, in wiefern die ſe von jener abweicht: allein er glaubt, die dritte möchte ſich wohl in der zweyten, und dieſe in der erſten vereinigen. Denn eines Theils verräth die Schrift ſchon ein ziemliches Alterthum, anderen Theils war der vorige Titel nicht etwa durch-, ſondern ganz herausgeſchnitten, und ein neuer dafür ſubſtituirt, und endlich erſcheinen im Anhange Verlagsartikel angekündigt, die ſpäteſtens in der Oſtermeſſe 1902 herauskommen ſollen! — Eer.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHILOSOPHIE.

Fortsetzung der Recenſion
der jacobiſchen Schrift von den göttlichen Dingen,
der ſchellingiſchen Gegenſchrift und der darauf bezüglichen von Fries, Gruithuiſen, Schaffroth, Weiſs und Süſskind.

Hr. *J.* glaubt, daſs conſequenter Weiſe nur zwey Syſteme möglich ſeyen, das *theiſtiſche* und *antitheiſtiſche*; letzteres nennt er durchaus auch *Naturalismus*, und ſetzt beide einander entgegen wie *Platonismus* und *Epikureismus*. Dieſe unlogiſche Eintheilung iſt nicht weiter gerechtfertigt, und läſst ſich auch nicht rechtfertigen, indem der Naturalismus ſich eben ſo gut mit dem Theismus als Antitheismus vereinigen läſst, demnach von beiden nur ein Artbegriff iſt, nicht aber ein Eintheilungsglied mit dem Theismus ſeyn kann. Doch darauf kömmt es hier nicht an; wichtiger iſt, zu erkennen, wie der Vf. beide Syſteme charakteriſirt, welches er auch ſo umſtändlich gethan hat, daſs darüber dem Leſer kein Zweifel übrig bleiben kann. Er verſteht unter *Naturalismus* die Lehre, welche das Vollkommene aus dem Unvollkommenen hervorgehen, und allmählich ſich entwickeln läſst, kraft welcher der Wille die That nur begleitet, ſo daſs dieſe jenen verurſache, leite und regiere. Nach dem Theismus dagegen iſt das Vollkommenſte zuerſt, und mit ihm und aus ihm beginnt Alles; er läſst nicht vorausgehen als Anbeginn eine *Natur der Dinge*, ſondern nach ihm geht voraus und iſt der Anbeginn von Allem ein ſittliches Principium, eine mit Weisheit wollende und wirkende Intelligenz — ein Schöpfer-Gott. Der Wille iſt ihm das erſte, der die That verurſacht, leitet und regiert. Der Naturaliſt läſst das Unbedingte oder Abſolute nur das Subſtrat des Bedingten ſeyn, das *Eine* des *Alls*; der Theiſt dagegen behauptet, das Unbedingte oder Abſolute ſey eine ſelbſtbewuſste freye, dem vernünftigen Willen analoge Urſache, eine nach Zwecken wirkende abſolute Intelligenz. S. 175. Hr. *J.* iſt nun des feſten Glaubens, zwiſchen den Lehren dieſer beiden Syſteme ſey keine Annäherung, noch weniger eine Vereinigung derſelben zu einer dritten möglich, ohne dieſe ſeine Meinung mit den erfoderlichen Gründen zu unterſtützen. Daſs aber dennoch eine Vereinigung als möglich gedacht werden könne, demnach dieſe Beſtimmungen einſeitig und unvollſtändig ſeyen, hat ihm ſein Gegner in der Antwort darauf darzuthun geſucht; wir übergehen daher hier dieſen Punct.

Gegen den Theismus und Naturalismus hält ſich nach Hn. *J.* die Wiſſenſchaft ganz *neutral*, weil keiner von beiden durch ſie könne bewieſen werden, S. 168. 175; es könne durch ſie weder dargethan werden, daſs die Natur aus ſich ſelbſt begreiflich ſey, noch daſs das Gegentheil Statt finde, S. 121. Die Wiſſenſchaft vermöge nur Bedingtes zu einem Wiſſen zu verbinden, das Urwahre ſey aber erhoben über alles durch den Verſtand Erkennbare; es gebe alſo keine Wiſſenſchaft des Urwahren; dieſes offenbare ſich der Vernunft im Glauben, indem er deſſen innere Offenbarung unbedingt anerkenne; die Vorausſetzung des Unbedingten vor allem Bedingten ſey eine in jedem vernünftigen Bewuſstſeyn nothwendige, aber unbegreifliche Vorausſetzung, weil ſich der wirkliche Zuſammenhang zwiſchen dem Unbedingten und Bedingten nicht nachweiſen laſſe. S. 170. Das *Seyn des Werdens* oder der *Zeitlichkeit* begreife der menſchliche Verſtand eben ſo wenig, als das *Werden des Werdens* oder das *Entſtehen* einer Zeitlichkeit. Der Glaube an einen vernünftigen, perſönlichen und allervollkommenſten Gott iſt die Grundvorausſetzung der Vernunft. S. 160. Denn allein auf jenem Gegenſatze und unvertilgbaren *Dualismus* des *Übernatürlichen* und *Natürlichen*, der *Freyheit* und *Nothwendigkeit*, einer *Vorſehung* und des *blinden Schickſals* beruht die menſchliche Vernunft. Mit der Realität dieſes Gegenſatzes geht auch die Realität der Vernunft ſelbſt verloren, u. ſ. w. Nach dieſem allem ſollte man glauben, es liege in der Natur des Verſtandes, ſich eben ſo neutral gegen den Vernunftglauben zu halten, als es in dieſem liege, ſich gegen jenen zu verhalten; auch hat der Vf. dieſs ausdrücklich geſagt. Allein S. 151 erfahren wir, der Naturalismus ſey zugleich mit der Wiſſenſchaft entſtanden, und die erſte Philoſophie geweſen; S. 152, es wäre daher das Intereſſe der Wiſſenſchaft, daſs kein Gott ſey, kein übernatürliches, auſserweltliches ſupramundanes Weſen, und S. 176 wird der Beweis dazu geliefert, der kürzlich darin beſteht: der Verſtand habe eine unwiderſtehliche Abneigung gegen dieſe Neutralität, und bemühe ſich daher, die Vernunft *unter* ſich zu bringen, und ſo das allerhöchſte Anſehen für ſich zu gewinnen. Denn wie, nach dem pauliniſchen Spruch, das Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt, der Geiſt aber wider das Fleiſch, und beide wider einander ſind: ſo im Menſchen auch ſein Verſtand und ſeine Vernunft. Dieſer in der ſinnlich vernünftigen Natur des Menſchen gegründete Anta-

Digitized by Google

gonismus ſey allein die Urſache, daſs es diametral entgegengeſetzte philoſophiſche Syſteme geben könne, und von je er gegeben habe. Nach dieſer Erörterung ſollte man freylich denken, der jacobiſche Naturalismus ſey ungeachtet ſeiner Gottloſigkeit dem Menſchen ſo natürlich, als der Theismus, und demnach kein Irrthum. Allein wir haben ſchon oben unſeren Unglauben an dieſen realen Gegenſatz unſerer Geiſteskräfte zu erkennen gegeben, und können daher in dieſe Deduction nicht einſtimmen.

Daſs nun dieſer Theil der Schrift vorzüglich gegen die *ſchellingiſche* Philoſophie gerichtet ſey, und Hr. *J.* wahrſcheinlich erſt daraus, wie er dieſe gedeutet, ſich ſeinen Begriff von Naturalismus gebildet, und ſie daher ſehr unfreundlich behandelt habe, erſieht man aus folgenden Stellen. S. 118 heiſst es: „die zweyte Tochter der kritiſchen Philoſophie hob die von der erſten noch ſtehen gelaſſene Unterſcheidung zwiſchen Natur- und Moral-Philoſophie, Nothwendigkeit und Freyheit vollends, d. h. auch namentlich auf, und erklärte ohne Weiteres: *Über der Natur ſey nichts, und ſie allein ſey.*“ — „Sie ſtellte gerade den kantiſchen entgegengeſetzten Begriff von der Philoſophie auf, und behauptete: Philoſophie müſſe mit der Vorausſetzung beginnen, daſs nur Eines ſey, und auſser dieſem Einen Nichts. Befreyung alſo der Natur von einem Übernatürlichen, der Welt von einer Urſache auſser und über ihr, mit einem Wort, *Selbſtſtändigkeit der Natur* wurde die Loſung der neuen Weisheit.“ Wer möchte oder könnte nun leugnen, daſs hier die Naturphiloſophie, deren eigene Worte zum Theil mit ausgezeichnetem Drucke angeführt ſind, gemeint ſey? In der Folge nimmt unſer Vf. noch eine Sprache gegen die Naturphiloſophie an, die wohl kein unparteyiſcher Leſer billigen wird. S. 152 u. ff. leſen wir: „Der Theiſt, als *wiſſenſchaftlicher Naturforſcher*, erkennt als Geſetz der Wiſſenſchaft an, daſs ſie von Gott nicht dürfe wiſſen wollen; — der Theiſt fodert aber auch ein Gleiches von dem Naturaliſten, welcher dogmatiſch behauptet: *Alles ſey Natur, und über der Natur ſey Nichts.* Er fodert von ihm, daſs er ſich gewiſſenhaft enthalte, dem Theismus abgeborgte Ausdrücke bey dem Vortrage ſeiner Lehre zu gebrauchen, ſie dadurch zu verſtellen, und wirklich zu einer *Irrlehre* zu machen, welches ſie bey unverfälſchter Rede nicht ſeyn würde, denn Niemand wird alsdann durch ſie getäuſcht.“ — „Der Materialismus muſs nie reden wollen von Gott und göttlichen Dingen, nicht von Freyheit, von ſittlich Gutem und Böſem, von eigentlicher Moralität; denn nach ſeiner innerſten Überzeugung (!) ſind dieſe Dinge nicht, und von ihnen redend ſagt er, was er in Wahrheit nicht meint. Wer aber ſolches thut, der redet Lüge.“ S. 155. „In Abſicht der Grundbehauptung des Naturalismus findet keine Doppelrede, keine Zweydeutigkeit Statt. Dieſe Grundbehauptung iſt die ſchon angeführte allgemein bekannte, daſs die Natur ſelbſtſtändig, in ſich genügſam, daſs ſie Eines und Alles, und auſser ihr Nichts ſey.“ S. 157 ſteht eine Stelle aus *Schelling*, wo es heiſst: „*die Natur ſey die heilige, ewig ſchaffende Urkraft der Welt, die alle Dinge aus ſich ſelbſt erzeuge, und wohlthätig hervorbringe.*“ Hr. *J.* ſetzt bey: „*ſie ſey der allein wahre Gott, der lebendige.*“ S. 160: „*Der Naturphiloſophie liegt der Ungedanke einer Identität der Vernunft und der Unvernunft, des Guten nnd Böſen, des Dinges und des Undinges zu Grunde.*“ S. 182 und 183: „Vernunft ohne Perſönlichkeit iſt ein Unding, das gleiche Unding mit jener *Grundmaterie*, oder jenem *Urgrunde*, welcher Alles und nicht Eins, oder Eines und Keines, die Vollkommenheit des Unvollkommenen, das abſolut Unbeſtimmte iſt, und *Gott* genennt wird von denen, die nicht wiſſen wollen (!) von dem wahren Gott, aber dennoch ſich ſcheuen, ihn zu leugnen — mit den Lippen.“ S. 186: „Sprich: es iſt kein Gott! aber ſage und lehre nicht, Finſterniſs ſey das Licht, vernünftiges Daſeyn ungöttliches Weſen, und das Inſeln im Meere erzeugende Corallenthier Gott ähnlicher als der denkende, nach Tugend und Heiligkeit ſtrebende, Liebe und Weisheit, das Schöne und Gute offenbarende Menſch. Sage auch nicht, das Ur- und All-Weſen trete hervor im Menſchen verklärt und ohne Abbruch; denn ein ſolcher Anthropomorphismus würde ſich nur ſcheinbar und trügend erheben über den älteren Fetiſchismus, den Pflanzen-, Thier-, Lingam- und Moloch-Dienſt.“ S. 190: „Wenn die Natur allein iſt: dann iſt ſie das *Allmächtige*, und ein heiliger Wille iſt überall nicht; dann ſind *Tibere* und *Nerone*, *Ezeline* und *Borgia* möglich, aber kein Sokrates und Chriſtus.“ Rec. hat dieſe Stellen ſämmtlich deſswegen ausgehoben, weil ſie die Anſichten des Vfs. von der Naturphiloſophie am beſtimmteſten charakteriſiren, gleichſam der Schwerpunct für die übrigen Theile ſind, und weil ſie die unmittelbare Veranlaſſung zu der folgenden Schrift gegeben haben, bey welcher wir uns darauf beziehen werden.

Rec. ehrt nicht nur die religiöſen und ſittlichen Anſichten des Hn. *J.*, und ſtimmt im Weſentlichen mit ihm überein, ſondern er begreift auch, warum derſelbe die ſchellingiſche Philoſophie ſo gedeutet, und daher den von ihm ſo bezeichneten Naturalismus für das aller Sittlichkeit gefährlichſte Syſtem erklären muſste; irren iſt menſchlich, und den Philoſophen ſo gewöhnlich, als vielen Anderen. Die dem Naturalismus gemachten Vorwürfe ſind ihm in ſofern wohl zu verzeihen, und die Erfahrung lehrt, daſs noch Mehrere die Naturphiloſophie in demſelben Sinne nehmen; wegwünſchen muſs aber Rec., um der Ehre des Vfs. willen, alle Stellen, in denen nicht mehr die Lehre, ſondern der Charakter und die Perſon, welche jener huldigt, in ein gehäſſiges Licht geſetzt wird, und ihr beſtimmte und abſolut ſchlechte Abſichten zugedacht werden, wie dieſs in obigen Stellen der Fall iſt. Denn ſagen: „nach der *innerſten Überzeugung* des Naturalismus giebt es keinen Gott, keinen Unterſchied des Guten und Böſen, und von ihnen redend ſagt er, was er in Wahrheit nicht meint, und wer dieſes thut, *der redet Lüge;*“ ferner: „der Naturaliſt *will* nicht wiſſen von Gott, ſcheut

Digitized by Google

ſich aber dennoch, ihn zu leugnen mit den Lippen," das heiſst doch wahrlich über die Geſinnung und Abſicht des Naturaliſten und nicht bloſs über ſeine Lehre das Verdammungsurtheil ſprechen. Da wir bey der Beurtheilung der ſchellingiſchen Schrift ſowohl auf dieſe Stellen, als auf andere, in denen Hr. *J.* die Naturphiloſophie mit theoretiſchen Gründen bekämpft, zurückkommen: ſo verſparen wir bis dahin, was wir in beider Beziehung zu erinnern für nöthig halten. Rückſichtlich des Ganzen bemerken wir nur noch Folgendes.

Jeder der Sache wohlwollende Leſer muſs wünſchen, daſs Hr. *J.* nicht bloſs darauf, ſeine Überzeugung ſchön und kräftig im Einzelnen auszuſprechen, ſondern auch auf die Form und den Zuſammenhang mehr Rückſicht genommen hätte. Denn häufig ſtöſst man auf Inconſequenzen, welche den Schein geben, als ſey der Vf. mit ſich ſelbſt nicht recht einig geweſen. Z. B. die Stellen S. 7, 167 und 189, wo er von dem Verhältniſſe der Natur zu Gott ſpricht, ſtehen in einem offenbaren Gegenſatze. Eben ſo wenig vereinbar ſind die Stellen S. 18, 50, 132, 182, 185 und 189, wo der Vf. bald die Vernunftoffenbarung als das Höchſte im Menſchen annimmt, bald das Gewiſſen und Gefühl, als das, was höher iſt als der Menſch, wieder über die Vernunft ſetzt. — Hr. *J.* nennt ſich einen Philoſophen von Profeſſion, während er S. 82 — 86 den Philoſophen überhaupt und ſich ſelbſt nur trügliche Meinungen ſtatt des evidenten Wiſſens zutraut, und ſeine Überzeugung für nicht mehr, als für eine Meinung ausgiebt. S. 79: „Der etwas Rechtes weiſs, möchte wohl überall unter Menſchen nicht zu finden ſeyn." — „Unſer Wiſſen iſt nur ein Spiel, womit die Zeit vertrieben wird." S. 12: „Immer iſt etwas zwiſchen uns und dem wahren Weſen, Gefühl, Bild oder Wort. Wir ſehen überall nur ein Verborgenes, aber als ein Verborgenes ſehen und ſpüren wir daſſelbe." S. 185: „Die Wiſſenſchaft iſt nur das Echo eines Echo." Dagegen leſen wir wieder S. 38 in der Anmerkung: „Der ungetheilte Menſch glaubt mit einerley Zuverſicht an *Gott*, an die *Natur* und an den *eigenen Geiſt*. Dieſer dreyeinige, allgemein unphiloſophiſche Glaube (Hr. *J.* nennt alſo ſelbſt dieſen unmittelbaren Glauben unphiloſophiſch) muſs auch ein im ſtrengſten Sinne *philoſophiſcher*, in der Reflexion beſtätigter Glaube werden können; ich bin kühn genug zu ſagen, daſs ich weiſs, er kann es werden; daſs ich den Rückweg ſehe, auf dem ein verirrtes *Nach*denken hier wieder ankommen, und dann erſt eine wahre Philoſophie, eine den *ganzen* Menſchen erleuchtende Wiſſenſchaft und Weisheit hervorbringen werde.

Da dieſe Anzeige beynahe ſchon ihre Grenzen überſchritten hat: ſo übergehen wir die 3 Beylagen, welche ohnedieſs keine neuen Ideen enthalten; das in den beiden Abhandlungen ſchon Angeführte wird nur theils weiter ausgeführt, theils mit Stellen aus Platon und Spinoza belegt. —

Nr. 2. Bey der Schrift des Hn. *Schelling* iſt es nöthiger, als bey vielen anderen, den Inhalt und die Einkleidung zu trennen, und jeden Theil einzeln für ſich zu betrachten. Da die meiſten bis jetzt erſchienenen öffentlichen Beurtheilungen gröſstentheils nur die Form und die polemiſchen Ausfälle berückſichtigt haben: ſo hält Rec. es um ſo angemeſſener, die poſitiven und auf die Sache ſich beziehenden Äuſserungen des Vfs. in eine genauere Erwägung zu ziehen, und beſonders bey den Stellen zu verweilen, welche über Hn. *S's.* Lehre und ſeinen Streit mit *Jacobi* Licht verbreiten können, zuletzt aber über die Darſtellung ſich im Allgemeinen zu erklären. Das Werk zerfällt in zwey Hauptheile, wovon der erſte eine vorläufige Erklärung über die in der Schrift des Hn. *J.* dem Vf. gemachten Beſchuldigungen enthält; der andere liefert Beyträge zur Beurtheilung der jacobiſchen Polemik und des Verhältniſſes *J's.* zu Wiſſenſchaft und Theismus, zu Philoſophie und Religion, ſo wie zu Literatur überhaupt. Dieſer zweyte hat wieder drey Unterabtheilungen: 1) das *Geſchichtliche*, 2) das *Wiſſenſchaftliche*, und 3) das *Allgemeine*, eine allegoriſche Viſion.

In der vorläufigen Erklärung S. 1 — 32 vertheidigt ſich Hr. *S.* gegen die von *Jac.* ſeiner Lehre und ſeiner Perſon gemachten Verwürfe; da wir ſie ſchon oben angeführt haben, wiederholen wir ſie hier nicht, ſondern beſchränken uns auf die Erklärung Hn. *S's.* darüber. Nie, verſichert dieſer, habe er die Unterſcheidung von Natur- und Moral-Philoſophie in dem Sinne aufgehoben, in welchem *Jac.* dieſs genommen haben wolle; nie die Natur mit Gott identificirt, ſondern beide ſchon in der urkundlichſten Darſtellung ſeines Syſtems unterſchieden; unwahr ſey es, daſs die Alleinheitslehre nichts als Naturphiloſophie anerkenne, indem jeder Anfänger im Studium der Philoſophie wiſſe, daſs die Naturphiloſophie nur *eine* Seite des ganzen Syſtems ſey; eben ſo verhalte es ſich mit dem Vorwurfe, das abſolute Identitätsſyſtem ſey in der That und Wahrheit Eins mit dem Spinozismus, denn auch dieſs gelte nur von der einen Seite ſeines Syſtems; falſch ſey es, daſs die Naturphiloſophie allen Dualismus aufhebe, alſo auch den Unterſchied der Vernunft und Unvernunft, des Guten und Böſen leugne; ſie gehe zwar von Einem Princip aus, ſetze aber ſelbſt in dieſem einen Dualismus, und unterſcheide dieſen von dem *abgeleiteten* in der phyſiſchen und moraliſchen Erſcheinungswelt, nämlich von dem des Idealen und Realen; *J.* habe endlich, um die Identitätsphiloſophie recht atheiſtiſch zu machen, bey einer aus Hn. *S's.* Rede „*über das Verhältniſs der bildenden Künſte zu der Natur*" genommenen Stelle ſich einen den Sinn ganz entſtellenden Zuſatz erlaubt. Darauf erklärt er S. 22, daſs alle Angaben *J's.*, welche ſeine wiſſenſchaftlichen Überzeugungen betreffen, kecke, durch nichts zu begründende Erdichtungen ihres Vfs. ſeyen, und fodert ihn auf zu beweiſen, daſs die für wörtliche Anführungen aus ſeinen Schriften gegebenen Stellen wirklich in ſeinen Schriften ſich finden; er ſolle ſich aber dabey keiner Conſequenzen bedienen, ſondern die Stellen ſelbſt nachweiſen. Rec. giebt zu, daſs Hr. *J.* die

Digitized by Google

ſchellingiſchen Lehren im Ganzen wie im Einzelnen miſsverſtanden, und meiſtens ganz verkehrt genommen habe, ohne daſs er ihm dieſes ſehr verargt; die Schuld liegt gewiſs nicht allein an ihm, indem viele andere über dieſe Philoſophie bekannt gewordene Stimmen mit Hn. *J.* in der Hauptſache übereinſtimmen. Sehr wahrſcheinlich tragen alſo die Schriften des Hn. *S.* einen Theil der Schuld an dieſen Miſsverſtändniſſen, und Rec. iſt der Meinung, daſs, wenn man aus ihnen Stellen ſammeln wolle, um die jacobiſchen Vorwürfe nach dem Buchſtaben zu rechtfertigen, es daran nicht fehlen werde. Hr. *S.* hat ſeine Lehren nach und nach entwickelt, und war, nur auf die Hauptſachen ſehend, um das Detail und die Ausdrücke im Einzelnen nicht ängſtlich beſorgt; mehrere ſeiner Schriften muſs man wie die jener Meiſter anſehen, von denen er S. 187 ſpricht, die wirklich nur ins Ganze und Groſse denken, und nicht mit peinlicher Sorgfalt auf das Einzelne achten. Seine Philoſophie iſt, ungeachtet der ihr zu Grunde liegenden Einheit, nicht ein Werk aus *einem* Guſſe, und es iſt ſehr zu zweifeln, ob die Idee des Ganzen ihm bey ſeinen früheren Schriften ſchon mit der Deutlichkeit vorgeſchwebt habe, wie bey ſeinen ſpäteren Arbeiten. Wer daher durch Vergleichung einzelner Stellen und Worte die Grundanſichten ſeiner Lehre begreifen will, kann nur durch ein Ungefähr das Rechte treffen; eher aber wird er entweder alle Einheit vermiſſen, oder eine falſche ihr unterſchieben. Von der, eben nicht immer ſehr klar hervorgehobenen Grundidee allein ausgehend, kann man groben Verirrungen entgehen, und die ſcheinbar ſich widerſtrebenden Stellen nach dem Sinne des Ganzen vereinigen. Zu dem Werke, worin Hr. *S.* ſeine Lehre im Zuſammenhange dem Publicum übergeben wird, hat er ſchon früher, und auch in dieſer Schrift wieder Hoffnung gemacht; es iſt zu erwarten, daſs durch daſſelbe viele Miſsverſtändniſſe von Grund aus gehoben werden, welchen bisher nur die tiefer Eingeweihten zu entgehen vermochten. Warum nun aber Hr. *S.* ſich alle Conſequenzmacherey von Hn. *J.* verbittet, davon ſieht Rec. keinen hinlänglichen Grund ein, indem man eine jede Lehre entweder unmittelbar in ihren Principien direct, oder in ihren nothwendigen Folgen angreifen und prüfen kann. Denn aus an ſich wahren Ideen kann auch nur Wahres, ſo wie aus falſchen nur Falſches folgen; es iſt alſo gleichviel, ob man die nothwendigen Folgen einer Lehre, oder ihre Grundbegriffe widerlegt. Miſsbilligen aber muſs Rec. die Sitte des Hn. *J.*, daſs er die von ihm aus den naturphiloſophiſchen Schriften gezogenen Conſequenzen im Drucke auszeichnet, gleich den wörtlich daraus genommenen Stellen, und dadurch den Schein hervorbringt, als ſeyen es die Worte des Hn. *S.* ſelbſt. Eben ſo wenig kann man dieſem den tief empfundenen und ſtark ausgedrückten Unwillen über die perſönlichen Angriffe ſeines Gegners auf ihn verargen; denn von Jemandem ſagen, daſs er durch die Worte: Gott, Freyheit des Willens, Unſterblichkeit, Gut und Böſe, nur zu *täuſchen ſuche*, mit ihnen nur *Betrug und Spiel treibe*, nichts wiſſen *wolle* von dem wahren Gott, nach *ſeiner innigſten Überzeugung* ſeyen dieſe nicht vorhanden, er rede daher *Lügen*, das heiſst doch wahrlich, das Innerſte eines Menſchen, das er nicht kennt, nicht zu kennen vermag, und das nur Gott kennt, antaſten. Ein unparteyiſcher Richter wird ſolche perſönliche Angriffe eben ſo wenig billigen, als die dadurch gereizte Empfindlichkeit des Angegriffenen unnatürlich und überſpannt finden. Den Gründen, welche Hn. *S.* nach S. 121 — 125 beſtimmt haben, dieſe Beſchuldigungen ſo ernſtlich zu nehmen, ſtatt ſie lächerlich zu machen, weiſs Rec. nichts entgegenzuſetzen. Daſs die Schriften Hn. *S.* ſeine Lehre in den Verdacht des Atheism, Pantheism u. ſ. w. bringen konnten, hat Rec. ſchon oben begreiflich gemacht; daſs er in der Abhandlung *über das Weſen der menſchlichen Freyheit etc.* die Begriffe von Perſönlichkeit, Freyheit des Willens, Gutem und Böſem in dem Sinne des gemeinen Verſtandes wiſſenſchaftlich zu begründen geſucht habe, dafür ſprechen mehrere ganz unzweydeutige Äuſserungen. Allein es tritt hier *erſtens* der Fall ein, den Hr. *S.* S. 30 ſelbſt erwähnt, daſs die meiſten Leſer die gegebenen Keime nicht ſelbſtſtändig entwickeln können; *zweytens* hat die eben genannte Abhandlung diejenige Vollkommenheit nicht, die erfoderlich wird, um den unparteyiſchen und nach wiſſenſchaftlicher Überzeugung ſtrebenden Leſer zu befriedigen, und demnach die in den früheren Schriften des Vfs. obwaltenden Dunkelheiten zu zerſtreuen.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Bremen*, b. Seyfert: *Religionsbuch für Kinder von fünf bis ſechs Jahren.* Nach dem Holländiſchen von *J. C. H. Gittermann.* 1804. 24 S. 8. (2 gr.) Rec. ſtimmt mit dem Vf. und Überſetzer dieſer kleinen Schrift darin überein, daſs religiöſe Gefühle ſehr früh in menſchlichen Seelen erregt, und daſs eben darum etwas von der Religion auch ſchon ganz jungen Kindern beygebracht werden muſs; aber er würde rathen, daſs dieſs nur gelegentlich, auf Veranlaſſung gewiſſer Fragen, die die Kinder thun, oder gewiſſer bibliſcher oder nicht bibliſcher Erzählungen, die ſie hören, geſchehe. Er wünſcht daher nicht, daſs dieſe Blätter mit ſolchen kleinen Kindern durchgegangen werden, aber meint, daſs ſie manchem Lehrer die Auswahl deſſen, was ihnen von der Religion Jeſu zu ſagen ſeyn möchte, erleichtern, auch ſie auf Manches, was bey der Methode des Unterrichts beobachtet werden muſs, aufmerkſam machen können. Die beiden Gebete für Kinder, die der Vf. angebracht hat, ſind vortrefflich; die beiden Lieder aber, die vom Überſetzer angehängt ſind, haben nicht genug Simplicität.

Dk

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHILOSOPHIE.

Fortsetzung der Recension.

der jacobischen Schrift von den göttlichen Dingen,
der schellingischen Gegenschrift und der darauf bezüglichen von Fries, Gruithuisen, Schaffroth, Weiss und Süskind.

Von S. 35 bis 62 weist Hr. *Schelling geschichtlich* nach, wie *Jacobi* von jeher zu Wissenschaft und Theismus gestanden habe, und zu diesem Behufe bringt er dessen Ansichten auf die 3 Hauptsätze zurück: 1) Spinozismus ist Atheismus. 2) Die leibnitz-wolfische Philosophie ist nicht minder fatalistisch, als die spinozische, und führt den unabläßigen Forscher zu den Grundsätzen der letzteren zurück. 3) Jeder Weg der Demonstration geht in Fatalismus aus. — Rec. hält diese Sätze gleichfalls für den Inbegriff der Grundmeinungen *Jac.* über die wissenschaftliche Philosophie, so wie er sie in den Briefen über die Lehre des Spinoza, und neuerdings wieder ausgesprochen hat. Eben so wahr ist die S. 38 gemachte Bemerkung über eine Behauptung *Jac.* S. 111 seiner neuesten Schrift: *Kant* habe mit ihm, aber aus anderen Zwecken und durch andere Mittel, die *Nichtigkeit* jeder speculativen Anmaßung, übersinnliche Wahrheiten demonstriren zu können, erwiesen. Denn *Jac.* hat wirklich nicht blos die Nichtigkeit der Versuche, Gottes Daseyn zu *erweisen*, behauptet, sondern der Demonstration deutlich ein Vermögen zugeschrieben, Gottes *Nichtdaseyn* darzuthun. Wie sehr sich *Kant* selbst gegen diese Art zu raisonniren empört, beweist Hr. *S.* mit einer Stelle aus dessen Schriften, worin er sich ausdrücklich gegen *Jac.* erklärt, und die schädlichen Folgen eines solchen Vernunft- und Wissenschaft-Hasses darthut. Darauf tadelt der Vf., dass sein Gegner die wichtigsten Sätze, ohne sie zu erörtern und zu begründen, hingeworfen, die Sprache des gemeinsten Glaubens gesprochen, und statt sich mit seinem Nichtwissen zu begnügen, sich gegen jeden anderen Versuch, wissenschaftliche Philosophie zu Stande zu bringen, feindselig benommen hätte. S. 45 entwickelt er *Jacobi's* Verhältniss zu *Lessing*, den er auch für einen Spinozisten hielt; so wie seinen Streit mit *Mendelsohn*, S. 51, sein Benehmen in der *kantischen* Epoche gegen *Herder*, *Kant* und *Fichte*, worauf wir die Leser selbst verweisen. Rec. hätte bey dieser Gelegenheit über *Jacobi's* literarisches Verhältniss zu *Lessing* und *Mendelsohn* eine genauere geschichtliche Darstellung gewünscht; so wie es hier aus einander gesetzt ist, läßt sich nicht bestimmt darüber urtheilen, und die Ansicht des Vfs. ist nicht frey von dem Scheine der Einseitigkeit; auch die Briefe über die Lehre des Spinoza geben darüber nur einen unvollständigen Aufschluss.

Von S. 63 — 114 prüft Hr. *S.* die von *J.* gegen seine Lehre vorgebrachten theoretischen Gründe, und theilt bey dieser Gelegenheit über einige der wichtigsten wissenschaftlichen Puncte seiner Philosophie Erörterungen mit, zugleich versprechend, sie bald noch ernstlicher zur Sprache zu bringen. Möge er bald sein Wort erfüllen! Hr. *S.* geht von der mit Gründen unterstützten Voraussetzung aus, der Glaube an einen persönlichen Urheber und Lenker der Welt müsse sich in wissenschaftliche Erkenntniss verklären; und wenn dies geschehen: so seyen dadurch auch alle einseitigen Systeme versöhnt. Denn so wenig Gott selbst einen Gegensatz ausser sich zurücklasse, und wie er Natur und Welt gewähren lasse, ohne für seine Existenz von ihnen zu sorgen: so könne auch die ächte Gotteslehre nicht mit der Natur in Zank liegen, noch irgend ein System unterdrücken; der wissenschaftliche Theismus sey daher die höchste Aufgabe für die Philosophie, ohne welche ihr wirklich nichts übrig bleibe, als Gespenster zu erkennen. Gegen diese Behauptung streiten freylich die Resultate der kantischen Vernunftkritik, und die von ihr ausgegangenen, und allgemein verbreiteten Meinungen unserer Philosophen. Allein wer die Grundansichten des Kriticismus nicht anerkennt, kann auch nicht nach ihnen beurtheilt werden; und unser Vf. hat fast ohne alle Ausnahme das gesammte Alterthum für sich, die ältesten orientalischen Religionssysteme, die vorzüglichsten Philosophen des späteren Heidenthums und des Christenthums bis auf die neuesten Zeiten; auch kann die Möglichkeit nie mit überzeugenden Gründen abgeleugnet werden, und so lange dies nicht möglich ist, muss jeder ernste Versuch, den Theismus wissenschaftlich zu begründen, mit Dank und Achtung aufgenommen werden. S. 68 beginnt Hr. *S.* mit der Prüfung des theoretischen Raisonnements *Jacobi's* gegen den Naturalismus; wir wollen blos das Wesentlichste davon berücksichtigen.

Zuerst wird von dem *jacobischen* Satze, dass der Beweisgrund *über* dem sey, was durch ihn bewiesen werden soll, und dieses *unter* sich begreife, das gerade Gegentheil dargethan. Obgleich hier mehr eine Differenz in dem Ausdrucke als in dem Sinne obzuwalten scheint: so ist doch das sehr wichtig, was der Vf. bey

Digitized by Google

dieſer Gelegenheit über die zu einer wiſſenſchaftlichen Methode nöthigen Erfoderniſſe ſagt; es iſt nur zu wünſchen, er möchte es weiter ausgeführt haben. Die in dieſer Philoſophie faſt allgemein miſsverſtandene Conſtructionsmethode würde dadurch viel an Deutlichkeit gewonnen haben. Übrigens hat er klar genug dargethan, wie unnütz alle bloſs logiſch aus allgemeinen Sätzen geführten Beweiſe ſeyen, indem man von jenen nie zu dem Beſonderen als ſolchem gelangen kann, und daſs man, ehe man ſie gebrauchen könne, vorerſt das Allgemeine aus dem Beſonderen müſſe entwickelt haben. Für eine jede Wiſſenſchaft iſt dieſe Evolutionsmethode von der gröſsten Bedeutung; ſie allein gewährt eine vollkommene Einſicht in die Natur eines Gegenſtandes, und bewahrt zugleich vor allem Nachbeten und Miſsbrauche; denn ſie ſetzt empiriſche und rationale Erkenntniſſe und einen geübten Dialektiker voraus, der den Anfang zu finden, und jeden Theil aus dem anderen zu entwickeln verſteht.

J. leugnet, daſs das Daſeyn eines lebendigen Gottes könne bewieſen werden, weil ſonſt Gott ſich ſelbſt aus Etwas, deſſen wir uns als eines Grundes bewuſst werden können, das alſo *vor* und *über* ihm wäre, darthun, ableiten, als aus ſeinem Princip müſſe evolviren laſſen. Hr. *S.* erwiedert dagegen S. 76: „Das Daſeyn eines lebendigen Gottes iſt eben darum erweislich, weil dieſes lebendige Daſeyn aus einem nothwendigen Grunde, deſſen wir uns nothwendig bewuſst werden, und der in ſofern *vor* und *unter* dem lebendigen Daſeyn iſt, ſich ſelbſt entwickelt, alſo auch aus ihm zu entwickeln iſt.“ Dieſe Idee iſt der Grundſtein des ganzen Gebäudes ſeines Theismus, ja man kann ſagen, ſeiner Philoſophie; mit ihr ſteht und fällt alles Andere; auf ihr ruht die Philoſophie der Natur- und der Geiſter-Welt; aus ihr kann auch nur allein die genetiſche oder Evolutions-Methode, die ſeiner Wiſſenſchaft weſentlich iſt, begriffen werden; es thut daher auch Noth, über dieſen Mittelpunct das hellſte Licht zu verbreiten, und ihn gegen alle Miſsverſtändniſſe ſicher zu ſtellen. Daſs der Vf. dieſes bisher, und auch in dieſer Schrift nicht in dem Grade geleiſtet hat, als wir es zum vollkommenen Verſtändniſs ſeines Syſtems, und zur Vermeidung grober Miſsverſtändniſſe für nöthig halten, darüber verdiente er allerdings Vorwürfe, wenn wir nicht zugleich einſähen, daſs eine ausführliche und befriedigende Erörterung dieſes Punctes auch eine ſehr ſchwere Arbeit ſey, die erſt mit der Darſtellung des Ganzen ihre Vollendung erreichen kann. Wie er in dem vorliegenden Werke aus einander geſetzt wird, muſs er von Allen, die nicht die Grundidee des Syſtems inne haben, immer noch ſchief gedeutet werden. Denn daſs Gott ſich aus ſeinem eigenen, wenn gleich auch von ihm verſchiedenen, Grunde zu einem ſeyenden Gott erſt entwickele, und aus dem bewuſstloſen Zuſtande zum bewuſstſeyenden emporarbeite; daſs er nach der Wirklichkeit und Vollkommenheit ſeines Seyns erſt werden, aus einem, wenn gleich ſeinem eigenen, unvollkommeneren Zuſtande zum vollkommenen ſich erheben ſolle, muſs allen Leſern abſurd vorkommen, welche ſich Gott als das von Ewigkeit durch ſich ſelbſt abſolut vollkommenſte Weſen zu denken, ſein Verhältniſs zur Welt aber entweder zu ignoriren, oder nach unwiſſenſchaftlichen und unbeſtimmten Begriffen ſich vorzuſtellen gewohnt ſind. Allein wie Rec. Hn. *S's.* Lehre immer verſtanden hat: ſo ſpricht er hier nur von dem ſich durch die Schöpfung offenbarenden Gott, nicht aber von ihm, ſofern er unabhängig von der Welt abſolut, gleichſam in ſich verſchloſſen, und an ſich iſt; und in dieſem Sinne genommen, fällt alles Widerſinnige und Paradoxe weg. Wohl ſpricht er auch von Gott in der letzteren Beziehung, aber auf eine ganz verſchiedene Weiſe, und die Verwechſelung beider erzeugt die faſt allgemein verbreiteten Miſsverſtändniſſe darüber. So wie die Welt nicht eine zu jeder Zeit vollendete und allezeit fertige Schöpfung, ſondern im Werden und Fortſchreiten begriffen iſt: ſo können auch die durch dieſelbe und mittelſt ihr ſich offenbarenden Vollkommenheiten Gottes ſich nur nach und nach entwickeln. Die ganze Anlage und der Zuſammenhang des Syſtems beweiſen, daſs dieſs der eigenthümliche Sinn der *ſchellingiſchen* Lehre ſey, und was S. 89 und 94 in dieſer Schrift davon geſagt wird, läſst keinen Zweifel mehr übrig. „Gott macht ſich zum Grunde; er macht einen Theil von ſich zum Grunde, damit die Creatur möglich ſey, und wir das Leben haben in ihm.“ Er war alſo zuvor ſchon Gott, und hat jetzt nur die Endlichkeit angenommen. Bloſs in Beziehung auf die Schöpfung alſo kann Hr. *S.* ein Werden, eine ſucceſſive Offenbarung der Vollkommenheiten Gottes behaupten, ſo daſs die phyſiſchen und geiſtigen Eigenſchaften früher als die ſittlichen und intellectuellen zum Vorſchein kommen. In Gott, unabhängig von der Welt, ſind alle Vollkommenheiten zumal, nicht aber in der durch ihn und aus ihm ſtammenden Welt, in welcher das Geſetz des *Werdens* durchaus herrſchend iſt. Hr. *J.* ſagt auch in ſeiner letzten Schrift S. 86: „Gott muſs im Menſchen ſelbſt geboren werden, wenn der Menſch einen lebendigen Gott haben ſoll.“ Und gleich darauf behauptet er, von einem Gott auſser dem Menſchen könne nichts gewuſst werden. Mit anderen Worten heiſst doch das auch ein Perſönlichwerden Gottes, was Hr. *S.* nur in einer noch höheren Bedeutung, in Beziehung auf das ganze All, auf die Natur- und Geiſter-Welt ſtatuirt.

Auf *Jacobi's* Behauptung, daſs es nur zwey Syſteme gebe, den *Naturalismus* und *Theismus*, beide ſeyen unverträglich, und können auf keine Weiſe zuſammenbeſtehen, oder ſich ausgleichen, erwiedert Hr. *S.* daſſelbe, was er ſchon früher dagegen vorbrachte, nämlich, der wahre Theismus müſſe alle Gegenſätze verſöhnen, nichts ausſchlieſsen, und nichts unterdrücken; mit dem Naturalismus könne er aber nicht dadurch verſöhnt werden, daſs beide *Einerley* werden, ſondern durch eine Verknüpfung, der nicht unähnlich zwiſchen Leib und Seele, Niederem und Höherem. Der Naturalismus könne eher ohne den Theismus beſtehen, als dieſer ohne jenen; jener könne

Digitized by Google

doch anfangen, wenn gleich nicht enden; dieſer aber nicht einmal anfangen. *Jac.* legt eine beſondere Wichtigkeit in die Unterſcheidung zwiſchen *Grund* und *Urſache*; dem Naturaliſten ſey das Abſolute ein Grund, dem Theiſten aber eine Urſache. Hr. *S.* dagegen ſagt: das Abſolute müſſe als beides gedacht werden. Nach Rec. Dafürhalten nehmen Beide dieſe Begriffe in ganz verſchiedener Bedeutung und Beziehung. Die Erklärung der Stellen aus Platon und Ariſtoteles über dieſen Streit, ſo wie die Bemerkungen über die aus *J's.* Schrift angeführten Widerſprüche mögen die Leſer ſelbſt von S. 100 — 114 nachſehen.

Von S. 115 — 215 will der Vf., nachdem er das Publicum über ſeinen Gegner ins Klare geſetzt, ihm ſelbſt zu einer richtigeren Selbſtkenntniſs verhelfen, als wenn alles bisher Geſchehene nicht auch ſchon zu dieſem Zwecke zureichend und dienlich wäre. S. 125 erklärt er ſich darüber noch beſtimmter: das Seitherige ſey kein Ganzes, und doch fühle er ſich gedrungen, ein ſolches aufzuſtellen, er wolle daher *Jac.* als einen vielſeitigen Mann, deſſen Weſen durch das Vorige nicht ganz erſchöpft worden ſey, ſelbſt handelnd, dramatiſch darſtellen, ſeine Vielſeitigkeit nach allen jenen Seiten betrachten, die ſie darbiete, und zeigen, wie ſie ſich in dieſer Beziehung verhalte. Das Ganze iſt in eine Viſion eingekleidet, worauf aber Rec. vorläufig keine Rückſicht nehmen, ſondern ſich bloſs an die Sache halten will. Vorerſt weiſt der Vf. auf das Intereſſe hin, den Theismus zum Mittelpunct aller menſchlichen Einſichten zu machen und ihn als Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Forſchung ſo lange zu betrachten, als nicht alle Erkenntniſſe von ihm durchdrungen ſind. Der Theismus könne zu ſeiner allſeitigen Verklärung die Philoſophie nicht entbehren, ſich nicht ihr als Syſtem gegenüberſtellen und von ſich ausſchlieſsen, wie *Jac.* thue, der die Philoſophie für weſentlich atheiſtiſch und demnach den Theismus für weſentlich unphiloſophiſch erkläre; der eben dadurch die Überzeugung von Gott in einen eigenen Zwieſpalt mit dem menſchlichen Verſtande ſetze, und ſo den Menſchen ſelbſt in einen nie aufzuhebenden Widerſpruch mit ſeiner eigenen Natur. S. 131 prüft nun Hr. *S.* den theiſtiſchen Glauben *Jacobi's* genauer, und ſucht ihm zu zeigen, daſs er auch den Begriffen widerſtreite, die alle Welt von einem perſönlichen Gott, und deſſen Verhältniſs zur Welt und dem Menſchen habe, wenn gleich *Jac.* ſich gerade auf dieſe Begriffe berufe; z. B. alle Welt nehme eine anfängliche Schöpfung der Dinge an, die *Jac.* leugne; eine Freyheit des menſchlichen Willens zum Guten und Böſen, während *Jac.* nur die Freyheit zum Guten geſtatte, u. ſ. w. S. 134. Eben ſo irrig ſey es, wenn *Jac.* alles Endliche auſser Gott zur Natur rechne, woraus folgen würde, daſs es keine Geiſterwelt, alſo auch keine Unſterblichkeit gebe. Die Schmähungen auf den Verſtand tadelt er aus verſchiedenen Gründen; unter anderen ſagt er: „Gott als das allervollkommenſte Weſen könne auch nur durch den allervollkommenſten Verſtand erkennbar ſeyn; der Verſtand ſey eine Gabe und ein Werk Gottes, und könne ſo wenig als eine andere Gabe oder ein anderes Werk ſeinen Urheber verleugnen. S. 140 u. ff. ſpricht Hr. *S.* endlich ſeine Anſicht über das Verhältniſs des Verſtandes zur Vernunft im Allgemeinen aus, ohne ſie wiſſenſchaftlich zu erörtern. S. 143: „Die Vernunft iſt das Allgemeinmenſchliche, Unperſönliche; S. 144: erleuchteter Verſtand iſt Geiſt, und Geiſt iſt das Perſönliche, das allein Thätige des Menſchen, was allein auch geiſtliche Dinge verſteht.“ Da der Vf. ehedem gegen den Verſtand und die Reflexionsphiloſophie auf ganz entgegengeſetzte Art ſich erklärt hatte: ſo muſste dieſe Beſtimmung ſehr auffallen, und es kann nicht fehlen, daſs man ſie als einen Beweis von der Veränderlichkeit ſeiner Anſichten geltend machen werde. Rec. erklärt ſich die Sache ſo. So lange Hr. *S.* ſich nach dem *kantiſchen* Sprachgebrauche richtete, muſste er jeder auf den Verſtand gegründeten Philoſophie alle objective Gültigkeit abſprechen, weil *Kant* dieſe Geiſteskraft zu ſehr beſchränkt hatte; nun aber es nicht mehr nöthig iſt, dieſe durch die herrſchend gewordene Denkart abgenöthigte Rückſicht zu beobachten, verbindet Hr. *S.* mit dem Ausdrucke „*Verſtand*“ den Begriff wieder, welchen man zu jeder anderen Zeit damit verbunden hatte. — Die Stelle S. 148 — 158, wo *Jac.* als theologiſch-philoſophiſcher Schriftſteller charakteriſirt wird, iſt eine der treffendſten und ſchönſten im ganzen Buche.

Die Behauptung *Jacobi's*, daſs die Wiſſenſchaft in Anſehung der Lehre von Gott, Freyheit und Unſterblichkeit neutral bleiben müſſe, widerlegt Hr. *S.* 164. „Vor Gott gilt keine Theilung des Menſchen in Kopf und Herz, Verſtand und Vernunft; der Menſch iſt ein ungetheiltes Weſen, er kann nicht mit dem Herzen im Himmel, und mit dem Verſtande bey den Nichtswerthen ſeyn, die neutral bleiben wollen.“ S. 169 beweiſt der Vf., wie ſein Gegner einer Seits die Idee des Chriſtenthums mit ſeinem Allegoriſiren und Moraliſiren vom Grunde aus zerſtöre, und anderer Seits ſie nach ihrer alten Bedeutung zu ſeinem Zwecke gebrauchen wolle, welchen Vorwurf wir ſehr gegründet finden. S. 172 ſtellt der Vf. ihm gegenüber den Satz auf: wer die Natur als göttliches Organ leugnen wolle, müſse auch gleich alle Offenbarung leugnen; ohne jene erſte und älteſte wären alle ſpäteren an den einzelnen Menſchen, oder das ganze Geſchlecht ergehenden oder ergangenen, vornehmlich aber jene höchſte und letzte durch die Fleiſchwerdung des Wortes geſchehene unmöglich.“ Manche Leſer werden dieſe Äuſserung vielleicht für eine Accommodation des Hn. *S.* nach dem poſitiven Religionsglauben halten; ſie iſt es aber nicht, ſondern folgt aus ſeinen Principien nothwendig. Da aber *Jac.* die Offenbarung Gottes durch die Natur leugnet: ſo nennt er auch ganz conſequent den Glauben an die reelle Göttlichkeit der chriſtlichen Offenbarung einen Bilder- und Götzen-Dienſt. — Was S. 188 ff. über die *jacobiſche*

Digitized by Google

Art zu philosophiren vorkommt, über den Mangel an wissenschaftlicher Form und Zusammenhang, und an genauer Bestimmung der Begriffe, wie er aber dessenungeachtet für sich und seine Lehren immer einen unbedingten Glauben gefodert, während er alle Wissenschaftlichkeit für ein leeres Spiel erklärt habe, sind Bemerkungen, die selbst seine warmen Anhänger schon gemacht haben. Was endlich S. 199 u. ff. über seine Polemik gesagt wird, ist zwar auch Rec. Meinung; jedoch misbilligt er sehr die Anspielung auf die überflüssigen Exemplare der *jacobischen* Schriften, so wie den Vorwurf, als sey *Jac.* ein Sykophant mit zwey Larven u. s. f., denn dergleichen Dinge erbittern den Gegner, misfallen dem Unparteyischen, und schaden der guten Sache.

Nur noch einige Worte über den in dieser Schrift herrschenden Ton und die ihr eigenthümliche Form. Hr. *S.* fühlte sich durch die wiederholten Angriffe *Jacobi's* auf seine Lehre und Person schwer beleidigt; mit der Kühnheit eines Mannes, dessen Muth durch das Bewusstseyn seiner gerechten Sache erhöht ist, stellt er sich seinem Gegner entgegen, und sucht nicht blos ihn für den besonderen Fall zu entwaffnen, sondern auch wo möglich für alle Zukunft, durch eine unumwundene Auseinandersetzung ihrer beiderseitigen wissenschaftlichen Verhältnisse, jedem Streite vorzubeugen. Man mus gerecht seyn, zu bekennen, dass Hr. *S.* den Streit nicht suchte, und sich Neckereyen mancherley Art von vielen Seiten gefallen liess, bis er diese immerhin höchst unangenehme Rechtfertigung seiner Philosophie und dadurch auch seiner Persönlichkeit unternahm. So lange man gegen die S. 120 u. folg. aufgeführten Gründe, welche ihm diese ernsthafte Selbstvertheidigung abnöthigten, nichts Wesentliches einwenden kann, hat man auch keine gegründete Ursache, den strengen Ton zu tadeln, dessen er sich vom Anfange bis S. 114 bedient hat, obgleich der parteylose Leser wünschen mus, dass Hr. *S.* mehr Rücksicht genommen hätte auf die unwillkührlichen subjectiven Täuschungen *Jacobi's*, wodurch seine Polemik gewis auch gemildert worden wäre. Dass er aber zuletzt, nachdem er seinen Gegner für hinlänglich widerlegt, und seiner Wissenschaft in jeder Rücksicht eine ehrenvolle Genugthuung verschafft zu haben glauben konnte, ihn doch noch dem Gelächter preis gegeben hat, halten wir mit dem einer persönlichen Vertheidigung und wissenschaftlichen Polemik gebührenden Ernst nicht gut vereinbar. So ungern wir die Vision nach ihrem wissenschaftlichen Inhalte vermissen würden: so wenig können wir die schonungslose Art billigen, mit welcher *Jac.* darin behandelt wird. Das Gefühl der Superiorität trieb ihn zuweilen über die Grenzen der einem solchen Gegner gebührenden Achtung.

No. 3. Wer bey einem so wichtigen wissenschaftlichen Streite, als der *jacobisch-schellingische* ist, ein Votum an das Publicum abgeben will, von dem kann man nicht weniger fodern, als dass er 1) die streitigen Gegenstände und die Lehren der Streitenden kenne; 2) wisse, was in der Sache das Rechte sey, und 3) die zur Fällung eines Urtheils nöthige Unparteylichkeit besitze. Wir trauen Hn. *Fries* zwar mancherley philosophische Kenntnisse zu, halten ihn aber doch nicht hier für einen stimmfähigen Mann, indem er *Jacobi* und *Schelling* vor sein Forum zieht, welches jener nur zum Theil, und dieser gar nicht anerkennt, und ihm die leidenschaftslose Ruhe durchaus fehlt. Wie sehr er dabey die Lehre seiner Gegner verkenne, und wie unbestimmt und einseitig seine eigenen philosophischen Ansichten seyen, beweist auch diese Schrift zu Genüge, so dass die Schlichtung des erwähnten Streites dadurch nicht gefördert, sondern der Handel wo möglich nur noch verwirrter gemacht wird.

Die Schrift ist in folgende Abschnitte getheilt: 1) Einleitung. 2) Das Wesen der deutschen Philosophie. 3) *Kants* Gabe und seine Fehler. 4) *Jacobi's* Gabe und seine Fehler. 5) Neuere Irrungen. 6) Lauterkeit der Religionslehre." — Da die Beurtheilung der beiden vorhergehenden Schriften zum Theil auch diese angeht: so will Rec. nur auf einige Eigenthümlichkeiten der vorliegenden aufmerksam machen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Gotha*, b. Perthes: *Biblische Geschichte für Kinder von reiferem Alter aus den gebildeten Ständen aller christlichen Confessionen.* Von *Ludwig Schlosser*, Pfarrer zu Drackendorf (nunmehr zu Frohburg bey Leipzig). Zweyter Theil. Geschichten d. N. Testaments. 1806. VIII u. 222 S. gr. 8. (12 gr.) Was wir zum Lobe des 1 Th. (J. A. L. Z. 1807. No. 108) gesagt haben, gilt auch von dieser Fortsetzung, womit das brauchbare Werk beschlossen wird. Rec. schätzt den Vf. aufrichtig, aber er kann doch nicht die Bemerkung zurückhalten, dass ihm die Behandlung der Geschichte Jesu zu naturalistisch scheint. Hr. *Sch.* ist zwar weit davon entfernt, in die frivole, alles Heilige entweihende Manier eines *Bahrdt* und Consorten zu verfallen; aber das Bestreben, das Wunderbare in dem Leben des Heilandes zu vermindern, hat ihn doch zu weit geführt. Die Bemerkungen über die Auferstehung und Himmelfahrt, besonders S. 122, 124, 135 u. s. w., können zum Beweis hievon dienen. Wir hoffen, dass eine zweyte Auflage in diesem Puncte keinen Stoff zum Tadel darbieten werde. Der Vf. hat, nach der Vorrede, besonders auch *Prideaux* und *Herder* bey seiner Arbeit (und gewis glücklich) benutzt. Wir dürfen ihm zutrauen, dass er diesen Führern auch noch die höhere Ansicht des Christenthums abgewinnen werde. r.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHILOSOPHIE.

Fortsetzung der Recension
der jacobischen Schrift von den göttlichen Dingen,
der schellingischen Gegenschrift und der darauf bezüglichen von Fries, Gruithuisen, Schaffroth, Weiss und Süskind.

Seite 20 berührt Hr. *Fries* den neuerdings besprochenen Gegensatz zwischen Verstand und Vernunft, und was er darüber sagt, ist dunkler und unbefriedigender, als alles leither darüber Vernommene. „*Vernunft*, heisst es, ist die unmittelbare Kraft des Lebens in unserem erkennenden Geiste; *Verstand* die Kraft des Willens, welche dem Menschen das höhere Selbstbewusstseyn bringt.“ Nach S. 22 u. folg. besteht deutsche Philosophie, Art und Kunst darin, „dass wir unter allen Völkern der Erde zuerst die Mündigkeit des philosophischen Urtheils erreicht haben; dass wir mit sicherem Mass die Schranken des menschlichen Wissens ausmessen können, und genau zu wissen vermögen, welcher Glaube und welche Ahnungen des Ewigen in des Menschen Geiste liegen.“ (Wenn je der Spruch des Dichters: „was man den Geist der Zeiten nennt, das ist der Herren eigener Geist,“ angewendet werden kann: so ist es hier. Denn der Vf. giebt buchstäblich *seine* Denkungsart für das Wesen der deutschen Philosophie aus. Dem geometrisch genauen Ausmessen der Grenzen des menschlichen Wissens, und dem Gegensatze des Glaubens und Wissens haben bis jetzt so Wenige ihr Vertrauen geschenkt, dass man diese Ansichten eben so wenig den Geist deutscher Philosophie nennen kann, als die mährische Brüderschaft das Wesen deutscher Religiosität.) „Dem Christenthume haben wir nach dem Vf. einen uns über alle Wissenschaft erhebenden *Glauben* zu danken, wodurch alle geheime höhere Weisheit der Gottes- und Welt-Kenntniss aufgehoben, und nun eine Religionslehre ohne alle Dogmatik möglich ist.“ Allein nicht zu erwähnen, dass das Christenthum den Deutschen nicht ausschliesslich zukommt, kennt dasselbe auch keinen Gegensatz zwischen Wissen und Glauben; es giebt uns ganz bestimmte Aufschlüsse über das wechselseitige Verhältniss Gottes und der Menschen, über die gegenwärtige und künftige menschliche Bestimmung. Die form- und gestaltlose Religion aber, welche der Vf. für eine Frucht *unserer* Philosophie ansieht, ist weder in dieser noch in der Philosophie überhaupt gegründet, vielmehr ist das Gegentheil das allgemein Nothwendige. Denn wie alles Innere auch äusserlich, das Übersinnliche in sinnlicher Form erscheint, und wie Gott selbst es nicht verschmähte, in einer endlichen Welt sich zu offenbaren: so wird auch die reinste Religiosität nicht durch ihren äusseren und sinnlichen Ausdruck getrübt.

Der Vf. legt einen besonderen Werth in die Trennung des Glaubens vom Wissen, welche er als zwey Überzeugungsweisen mit voller Gewissheit, aber doch von wesentlich verschiedener Art bezeichnet: das Wissen beschränkt er auf die Erkenntniss der sinnlichen Wahrnehmungen; das Anerkennen des Übersinnlichen nennt er Glauben, und findet den Grundfehler aller philosophischen Schulen in dem Verkennen dieser einfachen Lehre; diese Nichtunterscheidung sey vorzüglich der Grund vieler Irrthümer in der neuesten Philosophie, gegen welche der Vf. auch hier alle Vorwürfe wiederholt, die er ihr in anderen Schriften schon sattsam gemacht hat. Dem Urheber der Naturphilosophie spricht er beynahe alle philosophischen Kenntnisse ab, findet in seiner Lehre nichts als Widerspruch und Unsinn, und nennt sie ein kindisches Spiel. Dergleichen leidenschaftliche Ausbrüche charakterisiren sich selbst, und Rec. überhebt sich der fruchtlosen Mühe, auch nur ein Wort gegen sie zu verlieren.

Von der *kantischen* Lehre ist der Vf. bekanntlich ein sehr eifriger Anhänger, und in ihr glaubt er alles Heil für die Philosophie gefunden zu haben; er wiederholt und erörtert auch hier wieder die allgemein bekannnten Sätze derselben. Den theoretischen Theil hält er für ganz vollkommen, weniger aber die Glaubenslehre, rücksichtlich welcher *Kant* Vieles zu verbessern übrig gelassen, das er — Hr. *Fries* — nun auch ganz gut gemacht habe; ja wenn *Kant* die im Praktischen gelassenen Mängel eingesehen hätte: so würde er sie gerade so verbessert haben, wie Hr. *F.* es in seiner Kritik der Vernunft gethan habe. Gemäss dieser Selbstbeurtheilung theilt er also mit *Kant* das Verdienst, welches sich der Kriticismus im Ganzen erworben hat. Rec. hätte wohl Manches dagegen einzuwenden, will aber diese ihm von Anderen schon getrübte Freude hier nicht noch mehr verbittern. Mit *Jacobi* ist unser Vf. soweit zufrieden, als er mit ihm übereinstimmt; wo dies der Fall nicht ist, bekommt auch er Unrecht. — Im letzten Abschnitt, über die Lauterkeit der Religionslehre, eifert er gegen die neuere Mystik, und die positive Religion, und spricht harte Worte über die Brüder *Schlegel* aus, welchen

Digitized by Google

er alle Selbſtſtändigkeit, und alle Verdienſte für das ſchlechthin Wahre abſpricht. Wie mag Hr. *F.* ein ſolches Urtheil über Männer ſich erlauben, deren Arbeiten zu würdigen, ihm gröſstentheils die nöthigen Kenntniſſe fehlen? Er verwirft endlich alle poſitive und äuſsere Offenbarung, und geſtattet allein die innere durch Selbſtkenntniſs. Alles Andere hält er für Lug und Trug; in der Religion ſoll Alles verſtändig, klar und durchſichtig ſeyn, und Geheimniſſe ſind ihm ein Gräuel. Was er S. 90 u. ff. darüber weiter vorbringt, beweiſt zum wenigſten, daſs er die Welt und die Menſchheit nicht kenne, ſo groſs auch ſeine Selbſtkenntniſs ſeyn mag. S. 95 macht er es auch der Gottheit unmöglich, für den Menſchen Wunder zu thun, weil Gott ſich ſelbſt die Schranken geſetzt habe durch die Subjectivität der menſchlichen Erkenntniſs, die nie ein Wunder als ein ſolches anzuerkennen vermöge. Im Grunde meint er daſſelbe, was *Jacobi* gegen *Asmus* behauptete. Der durch die ganze Schrift herrſchende Ton beweiſt, daſs der Vf. mit einem recht lebendigen Glauben an ſeinen Meinungen und Anſichten hänge.

Der Titel von No. 4 bezeichnet zur Genüge den Inhalt des Schriftchens; es drückt eine etwas unfreundliche Aufnahme des Votums von Hn. *Fries* aus, von welchem Hr. *Gruithuiſen* Veranlaſſung nimmt, die neuerdings oft aufgeſtellte Behauptung, daſs ſich das Daſeyn Gottes nicht beweiſen laſſe, factiſch zu widerlegen durch einen ſogenannten *kosmoaitiologiſchen* Beweis. Dieſer ſoll ſich ganz auf Erfahrung gründen; die Einſicht aber in ſeine Kraft und ſeinen Zuſammenhang zugleich bedingt ſeyn durch die Kenntniſs der anderen Schriften des Vfs. Da letztere leider dem Rec. abgeht: ſo kann er den Beweis nur ſo nehmen, wie er hier ausgeführt iſt. Auf 9 (Neun) Stufen wird der Einzuweihende in das Heiligthum geleitet; denn eben ſo viele vorbereitende Beweiſe werden dem Hauptbeweiſe vorangeſchickt. Weſſen Glaube an die Exiſtenz Gottes noch nicht allen Zweifel ausſchlieſst, kann hier auf zwey Blättern dieſe *medicina mentis* verkoſten, und verſuchen, die *materia peccans* aus ſeinem Geiſte damit zu vertreiben, und die blähenden Zweifel niederzuſchlagen. Rec. iſt für die Unmittelbarkeit der Überzeugung von der Exiſtenz Gottes, und hält ein ſolches auf Schrauben geſtelltes Wiſſen für eine unfruchtbare Bemühung. Gegen die 9 vorausgeſchickten Sätze lieſse ſich Manches einwenden, z. B. im II iſt der Gegenſatz „*Erfahrbar* und *Undenkbar*“ logiſch und metaphyſiſch unrichtig, und doch iſt darauf ein Beweis gegründet; der VII Satz iſt nichts anderes, als der von den Philoſophen gebrauchte kosmologiſche Beweis, welcher ſich nicht auf Erfahrung, ſondern lediglich auf das Denken gründet, u. ſ. f. Da wir aber beſorgen, dem Vf. wegen unſerer Unkenntniſs ſeiner anderen Schriften Unrecht zu thun: ſo wollen wir uns begnügen, die Leſer ſeiner Schriften, für die er eigentlich hiehergeſetzt iſt, darauf aufmerkſam gemacht zu haben. — Wenn Hr. *Gr.* ſeinem Gegner vorwirft, daſs er die Macht des Beweiſes nicht kenne und ſchätze: ſo hätten wir gewünſcht, er hätte ihn auf eine gründlichere Art, als durch den erwähnten Beweis geſchehen iſt, eines Beſſeren belehrt. Die Lehre von den Beweiſen iſt eine der wichtigſten Materien in dem dialektiſchen Theile der Philoſophie; das Beweiſen iſt der Wiſſenſchaft nothwendig, und ohne daſſelbe wäre ſie ein Aggregat unzuſammenhängender Sätze; daſs aber alles Beweiſen unbeweisbare Wahrheiten vorausſetze, iſt ſelbſt eine unmittelbar gewiſſe Wahrheit. — Der Vf. weiſt Hn. *Fries* noch mehrere Inconſequenzen und Widerſprüche in ſeiner Schrift nach, und tadelt, daſs er die Beweiſe durch Gefühle, Ahnungen und Glauben erſetzen, und ſo die Wiſſenſchaft um den ihr gebührenden Credit bringen wolle. Wir ſind mit ihm einverſtanden, wenn nur das Gefühl nicht ganz ausgeſchloſſen werden ſoll. Eben ſo billigen wir, daſs der Vf. das Studium der Naturwiſſenſchaften ſehr anempfiehlt, indem man von ihnen ausgehen, und durch ſie ſich erſt erheben müſſe zu dem Allgemeinen. Die Kenntniſs der Natur reicht aber für ſich nicht hin, ſondern muſs ergänzt werden durch das Studium der Geſchichte, die der Philoſophie noch näher ſteht, als die Natur. Der Satz S. III, daſs wir nur ſoweit kommen können, als wir durch unſeren Verſtand mittelſt Erfahrung und Schlüſſe kommen, könnte leicht miſsverſtanden werden; denn es laſſen ſich weder mit bloſsen Schlüſſen für ſich Entdeckungen machen, noch kann das Erfahrene ſich ſelbſt ausſprechen. Die Ideen des Geiſtes bleiben immer die Interpreten in letzter Inſtanz.

Manche unedle Ausdrücke entſtellen dieſe wenigen Blätter, z. B. *verhunzter Kantianismus — philoſophiſches Luder — mit ſpaniſchem Nebel ungeſchoren ſeyn laſſen — dialektiſches Fell u. ſ. w.* —

No. 5. Da ein Freund des Hn. *Jac.* in Freyburg die Gerechtigkeit ſeiner Sache gegen *Schelling* in einem dortigen, populärer Unterhaltung gewidmeten Blatte in Schutz nahm, und der Redacteur bey dieſer Gelegenheit die dortigen Akademiker vor der verderblichen Lehre der Naturphiloſophie warnte: ſo glaubte ſich Hr. Prof. *Schaffroth*, ein Anhänger der *ſchellingiſchen* Lehre, dadurch ſelbſt angegriffen, und foderte den Redacteur zum Widerrufe der Ausfälle auf die naturphiloſophiſchen Lehren auf; und weil dieſer, ſtatt ſeiner Auffoderung zu entſprechen, vielmehr ihm noch mit der Ungnade der Regierung drohte, entſchloſs er ſich, die ganze Sache vor das Publicum zu bringen, woraus die vorliegende Schrift entſtand. Abgeſehen von dem eigentlichen Handel mit dem Stadtamtmann *Schnetzler*, den Hr. *Sch.* ganz nach Gebühr zurechtweiſt, bietet die Schrift wenig Intereſſantes dar; überall leuchtet eine zu groſse Parteylichkeit des Vfs. für *Schelling* und gegen *Jacobi* hervor, welche den Eindruck ſchwächt, den manche recht gut gelungene Stellen machen könnten. Die Anrede an die freyburger Akademiker würde viel mehr gefallen, wenn die unanſtändigen Ausfälle auf *Jacobi* ſie nicht entſtellten. Eine das Herz der Ju-

Digitized by Google

gend unfehlbar ergreifende Begeiſterung ſpricht aus dem Redner, und eben ſo wahr als eindringend empfiehlt er ihr das Studium der Philoſophie an. Möchten alle akademiſchen Lehrer von einer ähnlichen Wärme für ihre Wiſſenſchaft beſeelt ſeyn! Die Gründe, aus welchen der Vf. die 32 Seiten lange *vorläufige Erklärung Schellings* gegen die *jacobiſchen* Beſchuldigungen ſeiner Lehre hier wieder wörtlich hat abdrucken laſſen, ſind ſehr ungenügend; wer ſich für den Streit intereſſirt, iſt auch mit dieſen Actenſtücken bekannt. Der auch hier wieder abgedruckte, in dem freyburger Wochenblatte erſchienene Aufſatz offenbart eine tiefe Verehrung für *Jacobi* und ſeine Lehre, zeugt aber gleichfalls von blinder Eingenommenheit und groſser Unkenntniſs der ſtreitigen Sache. Einige Seiten ſind angefüllt mit Auszügen aus *Schelling's* Schriften, die allen Leſern, welche dieſe nicht ſchon kennen, durchaus unverſtändlich ſind. Dann folgen Jeremiaden über die Gottloſigkeit dieſer Philoſophie und ihren groſsen Anhang. *Jacobi* wird als der competenteſte Richter über die Naturphiloſophie angeprieſen. Dieſe Abhandlung, ſo wie die mit dem Redacteur gewechſelten Briefe, beleuchtet nun der Vf. von S. 77 — 144 auf eine zwar ſcharfſinnige, aber bittere Weiſe. Der Stadtamtmann wird mit einer beiſsenden Lauge übergoſſen, und ſeine unbefugte Einmiſchung in einen ihm ganz fremden gelehrten Streit muſs er hart büſsen. Zuletzt ſucht der Vf. die *ſchellingiſche* Philoſophie mittelſt einzelner Abhandlungen in ein deutliches und ſie empfehlendes Licht zu ſtellen, und gegen mehrere ihr gemachte Vorwürfe in Schutz zu nehmen. Dieſer Theil gehört nicht zu den ſtärkſten der Schrift; man muſs mehr den guten Willen als die That ſelbſt loben. Denn weder die aus *Schellings* früheren Schriften ausgezogenen Stellen, noch die eigenen Erklärungen des Vfs. ſind geeignet, über dieſe Lehren beſtimmte Aufſchlüſſe zu ertheilen, und ſie gegen die ihr ſeither gemachten Vorwürfe ſtatthaft zu rechtfertigen. Die Naturphiloſophie ſelbſt hätte alſo durch dieſe Schrift nichts gewonnen, wenn man nicht das für einen Gewinn halten kann, daſs Menſchen, die ohne Beruf und Recht ſich in dieſen wiſſenſchaftlichen Streit miſchten, um nur die Verwirrung zu vergröſsern, dadurch in ihre Schranken zurückgewieſen wurden, und der freyen Prüfung Raum verſchafft ward.

No. 6. Die Schrift des Hn. *Chriſtian Weiſs* iſt nicht, wie man leicht nach dem Titel ſchlieſsen könnte, in Beziehung auf den *jacobiſch-ſchellingiſchen* Streit geſchrieben; wohl aber hat *Jacobi's* Werk *von den göttlichen Dingen* u. ſ. w. den Vf. beſtimmt, ſeinen ſchon früher gefaſsten Entſchluſs, ſich über das Verhältniſs der Pſychologie zur Philoſophie genauer zu erklären, als in ſeiner früheren Schrift *über das Weſen und Wirken der menſchlichen Seele* geſchehen war, gerade auf dieſe Weiſe auszuführen. Das Ganze war ſchon bis auf die zweyte Beylage vollendet, als *Schellings Denkmal* erſchien, worauf er nur in der Vorrede Rückſicht nimmt, und Hn. *Jacobi*, wie ſich wohl denken lieſs, gegen ſeinen Gegner unbedingt Recht giebt. Rec. fiel es deſſenungeachtet deſswegen auf, weil der Inhalt der Schrift mehrere Spuren davon enthält, daſs der Vf. an *Schellings* Tiſche ſich häufig als Gaſt eingefunden, und das Dargebotene zu ſeinem Zwecke zu benutzen gewuſst habe. Wie *Schelling*, wird auch *Friedr. Schlegel* ab- und zurechtgewieſen.

Nach S. 3 ſoll dieſe Schrift die Wahrheit des *jacobiſchen* Satzes: „den Menſchen erſchaffend theomorphoſirte Gott; nothwendig anthropomorphoſirt darum der Menſch," in das ihm gehörige Licht ſtellen, und gegen mögliche Miſsverſtändniſſe ſichern; ſie ſoll zeigen, wie die menſchliche Vernunft Gott wahrhaft erkennen möge, da ſie ihm nur menſchlich erkennen kann, und wie das Unausſprechliche wahr bleiben möge, auch wenn es ausgeſprochen wird. Zuerſt ſpricht nun der Vf. ſeinen Glauben an einen lebendigen Gott auf eine ſehr verſtändliche Weiſe in der ungezwungenen, aber geordneten Form einer religiös-aſcetiſchen Betrachtung aus, jedoch in ſteter polemiſcher Beziehung auf die Naturphiloſophie, die er beſtreitet und berichtigt, wo ſie ſeiner Anſicht im Wege zu ſtehen ſcheint. Folgende Sätze werden von S. 1 — 47 umſtändlich beſprochen: „Es iſt ein lebendiger Gott; die Welt beſteht durch das Walten allmächtiger Vernunft, Weisheit und Güte. Es iſt eine Vorſehung. Gott iſt der Geiſt, welcher mit Freyheit über Natur und Vernunft mit gleicher Herrlichkeit waltet; er iſt der Gott des Weltalls; aber obgleich höher als die Welt, doch nicht auſser ihr. Er iſt Alles in Allem, ewig derſelbe." Doch dieſes ſind nur negative, nicht poſitive Beſtimmungen von Gott, welche letztere der Menſch nicht zu erkennen vermag. Der Menſch muſs bloſs Gott ſo denken, indem er ihn nach den Eigenſchaften bezeichnet, welche von dem Unendlichen in ihm ſelbſt entlehnt ſind; wiſſenſchaftlich läſst ſich der Glaube an Gott nicht erörtern, weil die Vernunft, aus welcher der Glaube ſtammt, über dem Begriff iſt, und ihr Licht in ihr ſelbſt hat. Wie ſich die Welt in dem gotterfüllten Gemüthe darſtelle, wird nun noch weiter ausgeführt. Nachdem der Vf. ſeinen Glauben an Gott, Freyheit und Unſterblichkeit dargelegt hat, will er ihn auch rechtfertigen, und nachweiſen, durch welche Thätigkeit des menſchlichen Lebens der Menſch dazu gelange. Dieſs iſt ſeiner Überzeugung nach lediglich durch Selbſtkenntniſs, durch die Pſychologie möglich, welche er in einem umfaſſenderen Sinne nimmt, als es gewöhnlich geſchieht. Rec. würde die ihm vorgeſteckten Grenzen überſchreiten, wenn er dem Vf. bey ſeiner Erörterung Schritt für Schritt folgen, und jeden Theil einer beſonderen Prüfung unterwerfen wollte, zumal da mehrere Wiederholungen vorkommen, und das Ganze mit einer unnöthigen Breite abgefaſst iſt. Er beſchränkt ſich daher nur auf die Hauptſachen.

Die ganze Denkweiſe des Vfs. über die groſsen Angelegenheiten der Menſchheit gründet ſich auf die ihm eigene Pſychologie, dieſe aber auf die innere Erfahrung, welche *geglaubt* ſeyn will, S. 117. Durch

Digitized by Google

ſie empfängt er nun vollſtändigen Aufſchluſs über die höchſten und tiefſten von jeder zur Philoſophie gezogenen Gegenſtände, über das Verhältniſs des Verſtandes zur Vernunft, über die Elemente des Geiſtes, und der Vernunft insbeſondere; er erfährt durch ſie, daſs das Wiſſen des Verſtandes nur auf das Sinnliche und Unſinnliche, nicht aber auf das Überſinnliche gehe, die Vernunft dagegen, als das Vermögen der Ideen, eine Einheit ſchlechthin darſtelle, und in der Richtung und Bildung mit Freyheit beſtehe; daſs ſie zwar allen Seelenvermögen gleich und keinem beſonders zukomme, aber für ſich alles Individuelle verſchmähe, und nur nach dem Unendlichen und Formloſen ſtrebe; durch ſie weiſs er mit gröſster Beſtimmtheit, daſs die Elementarkraft der Seele in einem urſprünglichen Doppelacte der geiſtigen Richtung und Bildung beſtehe, daſs durch die Einheit dieſes Actes die einzelnen Verrichtungen der Seele innerlich bedingt ſeyen, welche dann beſonderen Vermögen zugeſchrieben werden, je nachdem ſie unter einem, mehr die Richtung oder mehr die Bildung, oder beide in gleichem Maſse, begünſtigenden Verhältniſſe folgen. Zu dieſen Vermögen gehört die Vernunft nicht. Allein der Menſch beſitzt mehr als einzelne Seelenvermögen; er beſitzt Ausbildungsfähigkeit, die ſich über alle jene Vermögen erſtreckt, und die höchſte Stufe dieſer Perfectibilität iſt die Vernunft; ſie erhebt den Menſchen vom Endlichen und Sinnlichen zum Überſinnlichen mit urſprünglicher Freyheit, und das dadurch, daſs ſie dem Element der Richtung den Primat ertheilt. Dadurch entſteht in ihr der Glaube an den Unendlichen, an den lebendigen Gott, und zwar lediglich durch ſich ſelbſt, unabhängig von jedem Bedürfniſſe, es ſey des Verſtandes oder des ſittlichen Wirkens. Dieſes und noch vieles Andere weiſs der Vf. durch ſeine Pſychologie, und dieſes Wiſſen iſt lediglich ſubjectiv und idealiſtiſch; für ſich vermag auch die Pſychologie nicht die Schranken dieſes Idealismus zu ſprengen, und zu einem objectiven Realismus zu gelangen; ſie kommt nicht weiter als zu einer bloſsen Beziehung zu einem Äuſseren, welches ſie aber nicht erkennen kann; auch die Vernunft kann der Pſychologie nicht aus ihrer vergeiſtigenden Subjectivität alles Seyns und Denkens heraushelfen; ihre Beziehung reicht nicht über ein bloſses *Bezogenwerden* auf ein Unendliches hinweg. Die Pſychologie endet daher mit dem Bekenntniſſe, daſs der alles in ſich findende und ſetzende Geiſt ſelbſt nur ſich finde, ſelbſt nur geſetzt ſey. Nun ſetzt der Vf. hinzu: „Dieſes Reſultat iſt ſonnenklar für den uneingenommenen Beobachter; es iſt kein Reſultat der Philoſophie, welche auf dieſem Puncte noch nicht vorhanden iſt.“ Wenn alle dieſe Behauptungen ſonnenklar ſind: ſo kann Rec. freylich keinen Zweifel dagegen laut werden laſſen, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, für einen Blinden gehalten zu werden. Doch auch auf dieſe Gefahr hin ſcheut er ſich nicht, zu ſagen, daſs ſie ſammt und ſonders willkührliche, durch Nichts weiter als durch eine beliebige Deutung innerer Wahrnehmungen begründete Meinungen des Hn. *Weiſs* ſeyen, die, wie ſie unwiſſenſchaftlich zuſammengedacht ſind, auch keine wiſſenſchaftliche Beurtheilung aushalten, welcher ſich der Vf. ohnedieſs nicht unterwerfen kann, indem ſie aller Philoſophie vorausgehen ſollen. Rec. hegt eine groſse Achtung für die durch die ganze Schrift herrſchende ſittliche und religiöſe Denkweiſe, welche alle Seelenerſcheinungen zu ihrem Zwecke ſammelt, und zu einer ihr wünſchenswerthen Einheit verbindet. Allein man kann der ganzen Erörterung deſswegen nicht eine objective Gültigkeit beylegen; ſie offenbart wohl eine gotterfüllte Seele, welche um ihren Gegenſtand alle möglichen Lichtſtrahlen zu ſammeln ſucht, und ſich einbildet, ihre warme Gemüthsſtimmung müſſe ſich allen Leſern mittheilen; allein da ihnen der reelle Gehalt mangelt: ſo laſſen ſie gewiſs alle uneingenommenen Leſer an und für ſich kalt. Überhaupt können wir nicht recht einſehen, wofür der Vf. dieſe Schrift will angeſehen haben: für eine philoſophiſche Deduction iſt ſie zu unwiſſenſchaftlich und grundlos; für eine aſcetiſche Abhandlung aber wieder zu gelehrt und unverſtändlich durch ihren Ausdruck, ob ſie gleich in Anſehung des Inhaltes ihr am nächſten kommt. Was als Philoſophie gelten will, muſs entweder wiſſenſchaftlich ſeyn, oder es iſt gar nichts; mit einem bloſs willkührlichen Hin- und Her-Reden, und beliebigen Meinungen iſt hier ſchlechterdings nichts ausgerichtet: entweder muſs man auf Philoſophie Verzicht leiſten, oder man muſs wiſſenſchaftlich zu Werke gehen. Der Weg, den der Vf. eingeſchlagen hat, führt zu einem unüberſehbaren Labyrinth von Irrthümern, aus dem nicht mehr herauszukommen iſt. Wer wird leugnen, daſs viele intereſſante und gewiſs auch wahre pſychologiſche Bemerkungen in dieſem Werke vorkommen? Allein die Deutung derſelben iſt willkührlich und unphiloſophiſch; auf die Deutung aber kommt es überall allein an, und ſie iſt in keiner Beziehung ohne Wiſſenſchaft möglich, die aber hier gerade ausdrücklich ausgeſchloſſen iſt. Es iſt nicht genug, zu ſagen: Ich halte die Vernunft, den Verſtand, die Idee und den Begriff u. ſ. w. für das oder jenes; das muſs begründet werden, weil das *Principium rationis ſufficientis* ein allgemeines Geſetz alles Denkens iſt; d. h. es muſs auf die abſolute, unmittelbar und durch ſich ſelbſt gewiſſe Einſicht des Wahren zurückgeführt werden; denn das Reich der Wahrheit bildet, wie die Welt des Seyns, ein zuſammenhängendes Ganzes, das auf ſich ſelbſt ruht, und von der unmittelbaren Geiſteseinſicht getragen wird. Entweder iſt alles Wiſſen ein eitles Spiel, oder es iſt nur ein ſolches.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

PHILOSOPHIE.

Beschluss der Recension
der jacobischen Schrift von den göttlichen Dingen,
der schellingischen Gegenschrift und der darauf bezüglichen von Fries, Gruithuisen, Schaffroth, Weiss und Süskind.

Die von allem philosophischen Wissen entblösste Psychologie soll nun die Philosophie erst begründen; aus jener soll diese hervorgehen. S. 160: „Die Bedürftigkeit treibt, wie der Vf. sagt, den Menschen aus dem Idealismus, und somit aus der Psychologie heraus; denn *im Menschen wurzelt tief das Verlangen nach mehr, als er selbst ist.* Der Charakter der Vernunft ist nicht logisch, theoretisch, idealistisch, sondern postulirend, praktisch, und somit realistisch im höheren Sinne; sie kann ihr Object zwar nicht für den Sinn oder Verstand herbeyschaffen, sondern es bleibt auch hier bey dem Verlangen und Beziehen; die Logik und Psychologie sind also nicht das Höchste für die Vernunft, sonst bliebe es beym Idealismus. Allein das *ideale Meinen der Vernunft ist hier das Wesen.* Der Geist tritt daher kraft seiner Vernunft aus dem Idealismus der Logik und Psychologie mit Freyheit hervor, und wendet sich *dem übersinnlichen Realismus der Philosophie zu.* (Man sieht nicht ein, welches Bedürfniss die Vernunft zur Philosophie treibe, und warum sie nicht sich selbst genug in den Schranken ihrer Subjectivität verharre; der Übergang von dieser zu einem Realismus der Philosophie ist ein wahrer Sprung.) Die Freyheit der Vernunft giebt also das *Princip der Philosophie* her; es wird aber zu einem Princip des *Glaubens*, nicht des Glaubens an einen Gegenstand, sondern an die Wahrhaftigkeit der Beziehung auf das Unendliche über der Vernunft, und dieses Unendliche ist der *lebendige Gott.* (Hier erkennt man noch keinen Realismus, oder, wenn diess einer seyn soll, wie unterscheidet er sich denn von dem subjectiven Idealismus?) Aus der Philosophie entspringt also die Gotteslehre, und ein anderer Anfang der Philosophie ist nicht zu denken. Von Gott wendet sich die Philosophie zur Welt, zur Natur und Freyheit, und lehrt das, was ihrem Glauben, von dem sie abging, gemäss ist. Dadurch wird sie selbst Wissenschaft, und zwar die höchste aller Wissenschaften; ihr Princip aber ist schlechthin unwissenschaftlich, das Fundament des Wissens ist selbst kein Wissen. Die Philosophie hat nur den Beruf, das Wissen durch den Glauben, und den Glauben für das Wissen zu deuten." S. 173 u. ff. sieht man, dass auch die Psychologie, aus welcher die Philosophie sprosst, von dieser wissenschaftlich gedeutet werden könne, es versteht sich aber, nach den einmal in der unphilosophischen Psychologie angenommenen Grundansichten. Dadurch ist die Philosophie sclavisch abhängig von der wissenschaftslosen Seelenlehre, welcher sie unbedingt nachsprechen muss; was diese einmal angenommen hat, das darf nur und muss die Philosophie bestätigen.

Dem Ganzen sind zwey Beylagen zugegeben. In der ersten zeigt Hr. *Weiss* die Übereinstimmung seiner Ansichten mit den *jacobischen*, die er 1) ihrem Wesen nach für wahr, 2) einer systematisch bündigen und die Foderungen der Wissenschaft erfüllenden Darstellung fähig hält; 3) glaubt er, dass diese Darstellung ihnen noch fehle, und 4) dass der Weg, auf welchem Er die Sache der Vernunft zur Sache der Philosophie zu machen sucht, mit *Jacobi's* Philosophie im Wesentlichen übereinstimme. Die zwey letzteren Puncte sucht er nun umständlicher darzuthun in Beziehung auf die neueste Schrift *Jacobi's*. Er wiederholt nun mehreres schon früher Gesagte, z. B. wie alle Philosophie seine Psychologie voraussetze, welche den Glauben an den lebendigen Gott nachweise, auf welchen sich dann die Philosophie gründe; darauf zeigt er, wie Hr. *Jacobi* mit ihm dieselben Ansichten theile, und wo diess der Fall nicht zu seyn scheint, deutet er ihn nach seinem Sinne. Die zweyte Beylage enthält Bemerkungen über einige Misverständnisse, welche in Recensionen seiner Schrift: Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele, vorkommen.

Die Sprache ist durch die ganze Schrift edel und ihrem Inhalte angemessen; nur zu wünschen ist, der Vf. wäre weniger breit und weitschweifig gewesen: die Breite kann nicht den Mangel der Gründlichkeit ersetzen.

No. 7. Hr. *Süskind* beschränkt seine Prüfung lediglich auf die Lehren *Schellings* von Gott, Weltschöpfung, Freyheit, moralischem Guten und Bösen, ohne Rücksicht auf andere ihnen entgegengesetzte oder verwandte zu nehmen. Er hatte schon zu einer anderen Zeit die *schellingischen* Bestimmungen von Gott, und die allgemeinen Principien der absoluten Identitätsphilosophie einer Prüfung unterworfen; die neueren Schriften ihres Urhebers, besonders die *Un-*

Digitized by Google

terſuchung über das Weſen der menſchlichen Freyheit etc., und die darauf ſich beziehenden Lehren in dem *Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen* etc., veranlaſsten ihn, auch dieſe zu prüfen. Es iſt eine erfreuliche Wahrnehmung, daſs die naturphiloſophiſchen Anſichten über die höchſten und wichtigſten Gegenſtände des Menſchen von vielen Seiten her einer ſtrengen Kritik unterworfen werden; es zeugt von dem Intereſſe, welches man an dergleichen Unterſuchungen wieder nimmt, die über drey Decennien beynahe der gänzlichen Vergeſſenheit übergeben waren. Die neuere Philoſophie hatte alle Speculation über Gott und die Welt verabſchiedet, und genügſam ſich zurückgezogen auf die Sphäre der Sinnenwelt. *Schelling* überſchritt zuerſt wieder kühn dieſe willkührlich gezogenen Schranken; ſein Unternehmen zum Trotze der Mitwelt hat eine groſse Uneinigkeit unter den Philoſophen geſtiftet, die ohne ſeine Dazwiſchenkunft ſo ziemlich verträglich unter einander waren, und zum Theil noch ſind. Da die Naturphiloſophie beynahe in jeder Rückſicht das Gegentheil von der Zeitphiloſophie lehrt: ſo muſste ſie einen groſsen Widerſpruch finden; und je heftiger dieſer iſt, deſto mehr entwickelt ſich jene, und dieſes ſehen wir als einen reellen Gewinn an, indem ſich am Ende nothwendig entweder die Feſtigkeit oder Nützlichkeit dieſes Syſtems ergeben muſs. Eine ſtrenge Prüfung iſt alſo immer ein wahres Verdienſt um die gute Sache. Wenn nur ein leidenſchaftloſer und lediglich auf den Gegenſtand gerichteter Wille dieſelbe leitet: ſo verdient ſie ſchon gut aufgenommen zu werden, geſetzt, daſs ſie auch ihren Zweck nicht erreichte. Hr. *Süſskind* verſichert, ohne Nebenrückſichten und Parteylichkeit die Prüfung angeſtellt, und nicht die Perſon, ſondern nur die Lehre berückſichtigt zu haben, und der Inhalt widerſpricht dieſer Verſicherung nicht.

Da die ganze Schrift eine fortlaufende Polemik iſt: ſo können wir dem Vf. nicht Schritt vor Schritt folgen, wenn unſere Prüfung die ſeinige nicht an Umfang übertreffen ſoll. Es iſt dieſs aber auch nicht nothwendig, indem alle Theile ſo zuſammenhängen, daſs ein beſtimmtes Urtheil über das Ganze auch für jene durchaus gültig iſt. Wir wollen zuerſt das Reſultat ſeiner Prüfung angeben, und dann unſere Überzeugung über dieſe ſelbſt mittheilen. Von S. 9 — 92 beurtheilt er die *ſchellingiſche* Lehre von *Gott*, und findet ſie durchaus grundlos, in ſich widerſprechend, ungereimt, und der Gottheit ſelbſt höchſt unwürdig. Von S. 92 — 119 unterſucht er das Syſtem ſeines Gegners in Beziehung auf Gott, als Weltſchöpfer, und deſſen Theorie von der Weltſchöpfung, von der Immanenz der Dinge in Gott, und entdeckt auch hier überall unauflösbare Schwierigkeiten, und Ungereimtheiten, indem *Schelling* die Geſchöpfe mit dem Schöpfer identificire und vermiſche, und das Schändlichſte zur Subſtanz Gottes rechne. S. 120 — 164 wird die Lehre von der Freyheit, und die mit ihr verwandte vom moraliſch Guten und Böſen unterſucht, und das Endurtheil iſt: Nach *Schelling* giebt es keine Freyheit des Willens, alſo auch kein Gutes und Böſes; Alles iſt abſolute, baare Nothwendigkeit; dieſe muſs *Schelling* behaupten, wenn er übereinſtimmend mit ſeinen weſentlichen Grundideen ſprechen will.

Rec. iſt weit entfernt, die *ſchellingiſche* Philoſophie in Bezug auf Gott, Freyheit des Willens, auf Gutes und Böſes als in ſich vollendet gegen alle Vorwürfe in Schutz zu nehmen; vielmehr glaubt er, daſs ſie gerade in dieſer Rückſicht bis jetzt noch unvollſtändig, dunkel, und mancherley Miſsverſtändniſſen ausgeſetzt ſey, und daſs ihre Einheit mehr noch im Geiſte ihres Urhebers, als in den darüber erſchienenen Darſtellungen liege. Ja er giebt zu, daſs *Schelling* ſelbſt manche Theile noch anders, wenigſtens genauer beſtimmen müſſe, wenn ſie mit ſeinen Hauptideen übereinſtimmend ſeyn ſollen. Für deſto nöthiger und erſprieſslicher hält er aber auch eine ſtrenge Prüfung derſelben, wodurch der Urheber gezwungen wird, die möglichſte Deutlichkeit und Einheit in dieſelben zu bringen. Allein eine dieſen Zweck fördernde Kritik müſste von ganz anderer Beſchaffenheit als die gegenwärtige ſeyn, welche vom Anfange bis zum Ende auf jeder Seite beweiſt, daſs ihr Vf. auch keine Ahnung von den Lehren habe, die er beurtheilen will, und die demnach eine fortgehende Reihe von Miſsverſtändniſſen und beliebigen Einfällen bildet. Das Wenigſte, was man von einem Kritiker fodern kann, iſt, vor Allem das zu verſtehen, was er vor ſein Tribunal zieht, und worüber er ſich ein Urtheil anmaſst; geſetzt, daſs er auch nicht fähig ſey, nach einem höheren Maſsſtabe zu würdigen. Unſer Vf. dagegen nimmt die Miene des ſtrengſten Ariſtarchen an, ohne auch nur zu wiſſen, um was es ſich handelt. Dieſer Vorwurf ſcheint zwar hart, aber er iſt nur zu ſehr gegründet, wie wir ſogleich darthun werden, und ein jeder mit der Sache bekannte Leſer ſich aus dem Werke ſelbſt überzeugen kann. Wer nur die erſten Ideen der *ſchellingiſchen* Lehre von Gott kennt, wie er ſie in den dieſer Prüfung zu Grunde gelegten Schriften aus einander geſetzt hat, weiſs, daſs durchaus nur von dem mittelſt der Weltſchöpfung ſich offenbarenden Gott die Rede ſey, nicht aber von dem abſolut und für ſich exiſtirenden, unabhängig von der Schöpfung; und doch weiſs das Hr. *Süſskind* nicht, wie er es ſelbſt ſehr naiv S. 58 geſteht, ob er gleich ſelbſt mehrere Stellen aus *Schellings* Schriften anführt, welche dieſes ausdrücklich ſagen, z. B. §. 4. Der Vf. bezieht nun dagegen alle Behauptungen ſeines Gegners auf den abſolut exiſtirenden Gott, wodurch er natürlich auf lauter Widerſprüche ſtöſst. Dieſe ſeine Unkenntniſs der Grundlehre wird dadurch ſchon ſehr auffallend, daſs er bald dieſen, bald jenen Sinn ihr unterlegt, wie §. III, IV und XIII; ja nachdem er den naturphiloſophiſchen Theismus in jeder Rückſicht geprüft und grundlos befunden hatte, ſagt er S. 58: „Nur Ein Weg bliebe noch übrig, auf dem man ſich etwa dieſen Theismus als begründet durch die neuere Darſtellung denken könnte, wenn

Digitized by Google

nämlich als Aufgabe angenommen würde, das grofse Räthfel der Welt und der Schöpfung zu löfen u. f. w." Kaum aber fcheint er auf dem rechten Wege zu feyn: fo heifst es fchon wieder S. 59. „Auch diefe Theorie hat fo viele Schwierigkeiten, und fo vieles mit fich felbft und mit anderen nicht aufzugebenden Wahrheiten Unvereinbares, dafs ich mich fchlechterdings weder in die eine noch in die andere zu finden weifs," woran Rec. freylich nicht zweifelt. §. XIV zeigt er gleichfalls wieder, dafs er das werdende Seyn Gottes in der Schöpfung verwechfele mit dem abfoluten Seyn deffelben. Rec. ift zwar auch der Meinung, dafs eine Polemik fich vor Allem gegen die *fchellingifchen* Beftimmungen des Wefens Gottes richten müffe, weil fie den Schein von Willkühr haben, und doch in Anfehung der darauf gebauten Lehren von grofser Wichtigkeit find: allein fo blind, wie diefe, dürfen die Angriffe darauf nicht gemacht werden, weil fie fonft nothwendig fruchtlos bleiben.

S. 50 fieht man, dafs Hr. *Süfskind neue Beweife und Gründe* für das Dafeyn Gottes von *Schelling* erwartet hatte; er weifs aber immer noch nicht, dafs von einem doppelten Seyn Gottes die Rede feyn könne, von dem abfoluten, von Ewigkeit in fich vollendeten, und von dem äufserlich gewordenen und geoffenbarten. Jenes zu beweifen, ift unmöglich; es ift unmittelbar gewifs, man mag diefe Gewifsheit nun *Glaube* oder *abfolutes Wiffen* nennen; das Seyn Gottes in der zweyten Bedeutung beweifen, heifst darthun, wie die wirkliche, gefchaffene Welt das äufserlich gewordene Wefen Gottes kund gebe, und dazu gehört eine grofse und umfaffende Kenntnifs der Natur- und Menfchen-Welt. §. XV macht der Vf. aus *Schellings* Lehre Confequenzen, die, wenn fie darin gegründet wären, jene nicht nur als das verruchteffe Syftem, das je in eines Menfchen Kopf ausgebrütet ward, fondern auch *Schelling* als den fchwächften, und von allem fittlichen Gefühl entblöfsten Menfchen darftellen würden. Denn Hr. *Süfskind* bringt durch die ihm eigenen Combinationen mehrerer *fchellingifchen* Stellen heraus, dafs die heidnifchen Götter, Heroen und böfen Geifter mit dem einzig wahren Gott Eins feyen; ja nach S. 73, dafs der wahre Gott Eins fey mit dem *Satan*, aus dem er fich evolvire; zuletzt fetzt er bey: „Keine Dialektik in der Welt ift vermögend, das Anftöfsige diefer Anficht, das fich felbft ausfpricht, zu vertilgen." So fern ift er von dem Gedanken, dafs alle diefe Ungereimtheiten lediglich in feinem Kopfe ausgedacht find. Denn alle diefe Confequenzen ftehen im offenbaren Widerfpruche mit den ausdrücklichen Behauptungen *Schellings*. Z. B. in der Unterfuchung über das Wefen der menfchlichen Freyheit S. 453 heifst es. „das anfängliche Grundwefen kann nie an fich böfe feyn." S. 488: „Aber es kann auch nicht gefagt werden, dafs das Böfe aus dem Grunde komme, oder dafs der Wille des Grundes Urheber deffelben fey. Denn das Böfe kann immer nur entftehen im innerften Willen des eigenen Herzens, und wird nie ohne die eigene That vollbracht." Dafs er §. XVII erft anfängt, *Schellings* Philofophie in Beziehung auf Gott als Weltfchöpfer zu prüfen, ift ein neuer Beweis, dafs er fie ganz verkenne, da der ganze *fchellingifche* Theismus nur in diefer Beziehung kann genommen werden. Das Gleiche könnte Rec. von dem darthun, was der Vf. von der Immanenz der Dinge in Gott, von der Willensfreyheit, vom Guten und Böfen fagt, wenn er nicht fchon über die Gebühr bey diefer Schrift fich verweilt hätte.

Rec. verkennt nicht die gute Abficht des Hn. *Süfskind*; aber er kennt die Lehre *Schellings* nicht, und meint durch Vergleichung der ähnlichen Ausdrücke und durch Zufammenftellung gleichlautender Stellen in fie eindringen zu können. Das ift aber ein vergebliches Bemühen; der Buchftabe für fich ift todt, der Geift allein kann ihn beleben, und zudem gelangt man nicht von Aufsen her. Er legt *feine* Denkart, welche die ganz gemeine ift, und gar kein Philofophiren über das Verhältnifs Gottes zu der Welt zuläfst, feiner Prüfung als *criterium veri* zu Grunde, wodurch diefes fonderbare Gewebe nothwendig entftehen mufste. Das Intereffe, welches Hr. *Süfskind* an dergleichen Unterfuchungen nimmt, läfst hoffen, dafs er felbft noch zur Einficht über feine Mifsgriffe kommen werde, wo dann wenigftens auch für ihn die Gefpenfter verfchwinden werden, die er fich hier felbft gefchaffen hat.

Wir hatten obige Recenfion bereits vollendet und an die Behörde eingefandt, als uns folgende Abhandlung des Hn. Profeffor *Baumgarten-Crufius* in Jena mitgetheilt wurde:

Jena, in d. akad. Buchhandl.: *De homine dei fibi confcio.* Scripfit *Ludov. Frid. Otto Baumgarten-Crufius*, Script. Baccal. et Philof. Doctor, Theologiae apud Jenenfes Prof. publ. extr. 1813. 60 S. 4. (12 gr.)

Auch in diefer akademifchen Schrift ift die jetzt viel befprochene, auf das natürliche Bewufstfeyn gegründete Erkenntnifs Gottes zum Gegenftande gewählt, und darüber fowohl die eigene Überzeugung des Vfs., als auch die Lehren *Kants* und anderer theils früherer theils fpäterer Philofophen mehr oder weniger ausführlich auseinander gefetzt worden. Sie zerfällt daher in zwey Abfchnitte, in einen *philofophifchen* und in einen *hiftorifchen*: in jenem zeigt der Vf., wie wir vermöge unferer reinen und ungetrübten geiftigen Natur unferes Gottes bewufst werden; in dem zweyten aber, wie *Kant* und feine Nachfolger die Materie behandelt haben, und wie befonders die letzteren von *Kant* und von des Vfs. Anfichten abweichen.

Wenn gleich Rec. mit dem Vf. in manchen Puncten nicht übereinftimmt: fo hat doch die Abhandlung im Ganzen feinen Beyfall; denn es offenbart fich in ihr der felbftftändige Denker, welcher mit eben fo uneingenommenem Geifte fremde Philofopheme auffafst, und grofstentheils treu wiedergiebt, als er unabhängig von ihnen feine eigene Überzeugung bil-

Digitized by Google

det und ohne Anmafsung geltend macht. Bey der leidenschaftlichen Polemik unserer Zeit ist es eine sehr erfreuliche Erscheinung, eine mit solcher Ruhe und Unparteylichkeit abgefafste Schrift zu lesen.

S. 7 geht Hr. *BC.* von dem Satze aus: „Alle Menschen fühlen, dafs ein Gott sey, ein über die Welt erhabenes, und alle in ihr begriffenen Dinge beherrschendes Wesen, und dafs die Erkenntnifs desselben zum Wohle des menschlichen Lebens nöthig sey; nur in der Bestimmung seiner Natur und rücksichtlich seines Erkenntnifsgrundes weichen sie von einander ab. Viele glauben, sie kämen durch Beweise zur Überzeugung von dem Daseyn Gottes, vorausetzend, es gebe etwas Gewifseres, als die Erkenntnifs Gottes selbst, woraus denn diese folgerecht abgeleitet werden könne. Das ist aber ein Irrthum, denn was über dieses Weltall hinausliegt, läfst sich weder durch den menschlichen Geist, noch durch die Betrachtung der zu dieser Welt gehörigen Gegenstände erkennen; wir sind Bürger und Theile dieser Welt, deren ganzes Wissen auch auf dieselbe eingeschränkt ist, ihr Verhältnifs zu etwas Anderem, das man sich denkt, ist unerkennbar. Wir können uns das alles nur vorstellen nach den Gesetzen dieser Natur, von denen wir nicht wissen, ob sie auch aufser derselben gelten. Der Mensch hat keine angeborene Idee von Gott, noch irgend ein Gefühl des Göttlichen an sich; er besitzt blofs menschliche Kräfte, und das Bewufstseyn dessen, was er kann und soll; nur die Wirkungen jener Kräfte kann er erkennen, nicht aber was über sie hinausliegt; über sein Gefühl und die darauf gegründeten Begriffe kann er nicht hinaus; er hat kein Bewufstseyn von dem objectiven Seyn Gottes, sondern nur soviel weifs er davon, als zu seinem Leben nothdig ist.“ Dasselbe wiederholt der Vf. S. 59 am Ende, so dafs über seine eigenthümliche Ansicht kein Zweifel obwalten kann. Sie ist zwar auch subjectiv-idealistisch wie bey *Kant* und mehreren Anderen unserer Zeit, jedoch hat sie vor allen diesen voraus, dafs sie nicht auf irgend ein einseitiges Bedürfnifs, sondern auf das Gesammtleben des Menschen gegründet ist; sie ist daher zwar ganz praktisch, überschreitet aber ihre Grenze in sofern, als sie bestimmt behauptet, es lasse sich nichts wissen von dem, was jenseits dieser Erfahrungswelt liegt; sie kann nur sagen, was *sie* von dieser Welt wirklich weifs; ob aber dem Geiste nicht auch die Kraft zukomme, das sogenannte Aufserweltliche zu erkennen, mufs sie, ihrer selbstgewählten Begrenzung gemäfs, dahin gestellt seyn lassen. Man hat seit vielen Jahren die Sätze, dafs die Vorstellungen und Begriffe des menschlichen Geistes die Sinnenwelt nicht zu überschreiten vermögen, und dafs die übersinnliche Natur- und Geister-Welt nicht nach den Gesetzen und Begriffen unseres Geistes dürfen bestimmt werden, so oft wiederholt, dafs sie bereits für Axiome gehalten werden. Man hat aber alles Recht, sie in Zweifel zu ziehen. Denn das Höchste, was der Mensch nur denken kann, das An-sich und Übersinnliche der Welt ist geistiger Beschaffenheit, z. B. die Gesetzmäfsigkeit und das Wirkende in allen Dingen; warum sollte es nun nicht von dem Geiste begriffen werden können? Das Gesetzmäfsige in der Natur und dem Menschenleben kann auch nicht sinnlich wahrgenommen, sondern blofs geistiger Weise in Begriffen und Ideen erkannt werden, und doch zweifelt kein vernünftiger Mensch, dafs unser Geist dasselbe erkennen könne. Dafs die Eigenschaften des höchsten und vollkommensten Geistes, Gottes, und die Beschaffenheiten der Geisterwelt so ganz und gar von der Weise verschieden seyen, wie unser Verstand sie denken müsse, davon läfst sich gar kein Grund einsehen. Die Welt ist Ein Ganzes, ein Werk der göttlichen Liebe und des Wirkens Gottes, und er als Schöpfer sollte nicht von *seinen* Geschöpfen erkannt werden können, denen er den Trieb und das Bedürfnifs dazu so wie den selbstbewufsten und nach seiner (des Gottes) Erkenntnifs strebenden Geist angeboren hat? Es wäre wirklich Zeit, dafs einmal der als unmittelbar gewifs angenommene Gegensatz zwischen dem menschlichen Erkenntnifsvermögen und den aufser ihm existirenden Gegenständen, wenn auch nicht geradezu aufgehoben, doch einer ernstlicheren Prüfung, als es seither geschehen, unterworfen würde.

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Meifsen*, b. Goedsche: *Die Versöhnerin.* Ein Roman von dem Verfasser der Heliodora und des Erato. 1811. 204 S. kl. 8. (21 gr.) Alphons, ein liebenswürdiger Junker, und Klara, ein liebenswürdiges Fräulein, kommen mit einander in Bekanntschaft und Liebe. Hiebey betragen sie sich, wie es Liebenden, die einen Roman spielen wollen, zukömmt; sie drücken sich die Hände, sehen sich in die Augen, wollen reden und schweigen doch, bis sie sich endlich einmal, bey guter Gelegenheit, einander an die Brust sinken und wechselseitig den Schwur treuer Liebe geben und empfangen. Dafs sie in dieser Blüthenzeit der Liebe sehr glücklich seyn müssen, versteht sich von selbst, eben so gut, als ihnen das Schicksal nicht erlauben darf, dieses Blüthenglücks lange zu geniefsen. Es treten Umstände ein, die die Liebenden auf immer trennen zu wollen scheinen; ein bitterer Familienhafs soll auch sie entzweyen. Da entschliefst sich Alphons kurz, und entführt Klara, bey welcher auch die gewöhnlichen Folgen solcher Gewaltstreiche der Liebe nicht ausbleiben. In der Nähe eines Nonnenklosters ist ihr verborgener Aufenthalt, und Klara hält hier ihre Niederkunft. Aber in diesem Nonnenkloster lebt auch die Auflösung der Geschichte in einer Nonne, Namens Apollonia. Die Sache macht sich nun so, dafs sich die entzweyten Familien versöhnen, wobey es denn auch nicht an rührenden Auftritten fehlt. Alphons und Klara werden ein glückliches Paar, dem man nur wünschen mufs, dafs sie es noch lange bleiben mögen. Der Vortrag ist der Sache angemessen.

Bg.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHILOSOPHIE.

JENA, i. d. akad. Buchhandl.: *De homine dei sibi conscio.* Scripsit *Ludov. Frid. Otto Baumgarten-Crusius*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nach jenen Voraussetzungen fährt der Vf. S. 10 u. folg. fort: „Es ergeht vermöge des natürlichen Bewusstseyns an den Menschen die Foderung, sich als ein Geschöpf zu betrachten, das nicht sich allein, sondern dem Ganzen angehört, und eine bestimmte, mit sich übereinstimmende, nach einem gewissen Gesetze geordnete Lebensweise führen soll. Er soll etwas Bestimmtes seyn, und seine Kräfte handelnd und wirkend gebrauchen, und zwar jeder auf seine Weise; in allem sich gleich bleiben, und dem Endzwecke entsprechen, der ihm als einem Theile des Ganzen aufgegeben ist.“ Diese Gedanken sind unter verschiedenen Wendungen wiederholt; darauf heisst es weiter: „Es ist eine Grundfoderung unserer Natur, dass Gesetzmässigkeit und Ordnung im Weltall herrsche; sofern nun unser Leben sich auf die Überzeugung gründet, dass wir für die ganze gesetzmässig geordnete Welt geschaffen seyen: so beruht dasselbe auch auf *Religion*, und wir sind uns des Gottes bewusst, von dessen Daseyn uns unsere Natur vor allem Anderen überzeugt, uns aber nur soviel davon wissen lässt, als zum Leben uns nothwendig ist. Wir wissen wohl, dass dem All der Dinge etwas Höheres einwohne, als die Erscheinungen sind: wir wissen aber nicht, wie dieses sich zu Gott verhalte, und was dieser an sich selbst sey. Die Religion gehört nicht dem Verstande, sondern dem Herzen an, sie besteht nicht in Erkenntnissen aus Begriffen, sondern in einem gewissen Streben der gesammten menschlichen Natur.“ Diese Sätze werden noch beleuchtet und bestätigt durch Stellen aus Clodius, Kleberg, Herder und Lichtenberg u. A. Der Vf. hat hier seine Ansichten sehr allgemein gehalten, so dass sich in dieser Beziehung gegen die meisten wenig einwenden lässt, aber auch eben so wenig unserm Dafürhalten nach dafür gewonnen wird. Nehmen wir auch die Hauptsätze als wahr an: so sind sie doch zu formell, und entbehren der näheren Bestimmung, worauf es doch eigentlich ankommt. Die wichtigsten hieher gehörigen Fragen bleiben dadurch unbeantwortet, z. B. wie und wodurch erreicht der Mensch seine Einheit mit sich und mit dem Ganzen? wie weit soll er seine Besonderheit dem Ganzen unterordnen, um demselben Genüge zu thun, und wie weit soll er sie zu behaupten suchen? Was ist das für eine Gesetzmässigkeit und Ordnung, die dem Ganzen einwohnt? Auch die alten, an ein blind wirkendes Schicksal glaubenden Völker erkannten diese allgemeine Gesetzmässigkeit, und doch ist ihr religiöser Glaube und ihre darauf gegründete Lebensweise unendlich verschieden von dem durch das Christenthum in der Menschheit begründeten Glauben. Überhaupt weiss man nach dem Vf. schlechterdings nichts von Gott und seinem Verhältnisse zu uns, und der feste religiöse Glaube an einen persönlichen, liebevollen, und in jeder Rücksicht vollkommenen Gott, so wie das unerschütterliche Vertrauen auf seine Güte und Liebe gegen uns und auf seine sittliche Weltregierung, die Gewissheit unseres ewigen Seyns u. s. f., alle diese und ihnen ähnliche religiöse Ideen werden zwar durch die Lehre des Hn. *B.* nicht geleugnet, aber auch nicht besonders bekräftigt. Überhaupt wird der Blick des Menschen dadurch weniger nach Oben als nach Unten und auf die für sich den Geist verwirrende Wirklichkeit gerichtet; alles Licht aber, das uns die Pfade des Lebens erleuchten und Sicherheit darauf gewähren kann, kommt von den übersinnlichen religiösen Ideen.

Der zweyte Theil dieser Abhandlung ist historisch, und enthält die religiösen Lehren der vorzüglichsten Denker unserer und früherer Zeit; er ist nicht wohl eines Auszuges fähig, ohne für unseren Zweck zu weitläuftig zu werden. Am längsten verweilt der Vf. bey der Lehre *Kants*, *Fichte's* und *Schellings*, von deren Lehrgebäuden er eine ziemlich ausführliche Übersicht mitgetheilt hat. Die gelegentlich beygesetzten Bemerkungen und vergleichenden Stellen beweisen den selbstständigen Denker und den belesenen Gelehrten. Treffend sind die S. 25 gegen die praktischen Lehren *Kants* vorgebrachten Bedenklichkeiten, ob sie sich gleich mit noch anderen vermehren liessen; dabey ist er so billig, *Kant* nicht nach dem Buchstaben zu verurtheilen, sondern ihn milder zu deuten, und Stellen anzuführen, welche die Härten der anderen ausgleichen. Was er in einer Anmerkung über *Kants* Religion innerhalb den Grenzen der r. V. sagt, ist ganz Rec. Meinung; man irrt sich sehr, wenn man glaubt, *Kant* habe dadurch der positiven Offenbarung eine Stütze verschaffen wollen; er konnte consequenter Weise keine solche annehmen, und jede vorgebliche musste er nach seinen praktischen Vernunftglauben deuten. Bey der *fichteschen* Philosophie unterscheidet der Vf. sehr zweckmässig die verschiedenen Epochen derselben, und zeigt, wie ihr Urheber

Digitized by Google

verſchiedentlich ſeine Lehren veränderte, im Grunde aber doch befangen blieb in ſeinem ſubjectiven Idealismus, und die Erkenntniſs der Dinge in ſeinen drey Umwandlungen auf den Selbſterkenntniſstrieb gründete. Die Grundideen der *ſchellingiſchen* Philoſophie, welche er zwar richtiger beurtheilt als alle ihre ſeitherigen Gegner, hat er doch etwas zu einſeitig aufgefaſst; z. B. die Beſtimmung der Einheit des Subjectiven und Objectiven iſt nur ihre dem Kantianismus zugekehrte Seite, ihre Hauptaufgabe iſt viel allgemeiner und umfaſſender; die Deutung des Abſoluten und der intellectuellen Anſchauung entſpricht zwar der frühen, aber noch ſehr unvollkommenen Darſtellung dieſes Syſtems; eben ſo ſind das Verhältniſs des Abſoluten zu den erſchaffenen Dingen und das Weſen der Freyheit mehr den Worten als der eigentlichen Bedeutung nach auseinandergeſetzt; jedoch iſt im Ganzen mehr auf den Geiſt als auf den bloſsen Ausdruck Rückſicht genommen. Lehrreich iſt die Vergleichung dieſer Lehren mit denen des *Plotinos* und *Spinoza*. S. 42 rechnet er dieſer Philoſophie es zum beſonderen Verdienſte an, daſs ſie den menſchlichen Geiſt wieder auf die Religion zurückgeführt, welche nicht nur das Fundament aller Philoſophie, ſondern auch des ganzen Lebens ſey, dadurch der Philoſophie wieder mehr Einfluſs auf das Leben verſchafft habe, und daſs ſie die Menſchen mehr anleitete, die Natur der Dinge genauer kennen zu lernen. Was die Benennung dieſes Syſtems betrifft: ſo hält Rec. die vom Vf. gewählte Bezeichnung „*als Philoſophie vom Abſoluten*“ immer noch für einſeitig, und glaubt, daſs man ſie nach dem Beyſpiele älterer und neuerer Philoſopheme nach dem Namen ihres Urhebers benennen ſolle. Bey der Erörterung ihres Verhältniſſes zur chriſtlichen Theologie hält der Vf. ſich an Hn. *Daub*; Rec. verweiſt die Leſer über dieſen Punct, ſo wie über die religiöſen Anſichten *Schleiermacher's*, *Jacobi's*, *Fr. Schlegels* und *Eſchenmayers* auf die Abhandlung ſelbſt; überall werden ſie den freymüthigen, ſcharfſinnigen, beſcheidenen und unparteyiſchen Denker finden. Er hatte mit groſsen Schwierigkeiten zu kämpfen, die aus deutſchem Geiſte entſprungenen, und in deutſcher Sprache von ihren Urhebern dargeſtellten Philoſopheme in der römiſchen Sprache treu und beſtimmt auszudrücken, indem ſie für viele hier vorkommende Ideen gar keine Bezeichnungen hat. Der Vf. bediente ſich daher oft des griechiſchen Wortes, und ſuchte durch Parallelſtellen aus alten und neuen Philoſophen der Dunkelheit zu ſteuern; deſſenungeachtet kommen manche harte und dunkele Stellen vor, woran zuweilen auch die Conſtruction Schuld iſt, und welche nur dem verſtändlich ſeyn können, welcher mit der Sache ſchon bekannt iſt. Das Ganze bleibt übrigens eine ſehr lehrreiche philoſophiſche Abhandlung, die noch vieles Treffliche in dieſer Beziehung von dem Vf. erwarten läſst. G. A.

ARCHITEKTONIK.

Eisleben, in Commiſſ. b. Verdion: ***Dr. Martin Luthers Denkmal, oder Entwürfe, Ideen und Vorſchläge zu demſelben, mit vielen Kupfern. Herausgegeben zum Beſten des Denkmals von der königl. preuſſ. vaterländiſch-literariſchen Geſellſchaft der Grafſchaft Mansfeld. 1805. 24 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)***

Die Veranlaſſung zu dieſer Schrift iſt längſt aus öffentlichen Anzeigen hinlänglich bekannt. Sie enthält, nebſt einer kurzen Dedication an Luthers Verehrer, kurze Beſchreibungen der Ideen, welche die Erfinder derſelben mitgetheilt hatten. Aufserdem ſind noch einige Vorſchläge ohne Zeichnung darin enthalten. Bildlich ſind neun verſchiedene Angaben vorgeſtellt. Wiewohl das Unternehmen ſelbſt bekanntlich vereitelt worden iſt: ſo verdienen doch jene Angaben, welche damals der Plan erzeugte, noch jetzt eine nähere Beleuchtung. Wir müſſen aber vorläufig im Allgemeinen bemerken, daſs nur wenige darunter ſind, welche auf den Namen eines Kunſtwerkes Anſpruch machen können. Wenn man freylich überhaupt annehmen kann, daſs unſere moderne Architektur noch auf einer ſehr niedrigen Stufe der Ausbildung ſteht, und daher ſelbſt eine beſtimmte und charakteriſtiſche Aufgabe nicht einmal gehörig zu behandeln im Stande iſt: ſo muſs dieſs vielmehr bey einem Gegenſtande der Fall ſeyn, an dem ſo oft die claſſiſche Architektur ſcheiterte, der eigentlich, rein betrachtet, mehr der Plaſtik, als der Architektur zugehört, wie es die Aufgabe zu einem Monument iſt. No. 1 iſt eine Idee, welche die Aufgabe architektoniſch behandelt hat, von Hn. *Heine*, Architekt zu Dresden. Zweck und Plan von dieſem Gebäude ſind hier nicht weiter angegeben, und ſelbſt erklären ſie ſich leider nicht. Das Ganze enthält von Innen eine auf der hinteren Seite offene Halle, in deren Mitte eine Art von Thurm angelegt iſt, in welchem ſich eine Treppe befindet, vermittelſt welcher man oben nach dem terraſſenförmigen Überbau gelangt. An jenem Thurm iſt auch ein Poſtement angebracht, auf welchem Luthers Büſte ſteht. Der untere Abſatz iſt im doriſchen Stile gehalten, und der Vf. ſcheint bey der hinteren Anſicht einen antiken Tempel *in antis* in Gedanken gehabt zu haben — aber auch nur in Gedanken. — Die beiden doriſchen Säulen über dem Eingang an der vorderen Seite ſind eben ſo plump, als der Aufſatz, den ſie tragen. Zur Ausführung war dieſe Idee wohl nicht geeignet, da ſie, ihre Unvollkommenheit abgerechnet, auch die Summe der Beyträge beträchtlich überſtieg. — No. 2 iſt eine der beſten Ideen, von einem Ungenannten angegeben und von Hn. *Jakiſch* gezeichnet, in ſofern die Pyramide überhaupt die Kritik der Kunſt aushält. Denn die Form der Pyramide gehört eigentlich nicht zu den rein architektoniſchen Formen, indem ſie bey einer beträchtlichen Fläche und Höhe, wegen ihrer Conſtruction, nur ſehr wenig inneren Raum geſtattet, folglich die architektoniſche Zweckmäſsigkeit nicht erfüllt. Da aber bey einem architektoniſchen Denkmal durchaus ein reiner Zweck nicht angegeben werden kann, ſo lange man nicht eine Nebenabſicht damit verbindet: ſo hat die Pyramide, als ein, von der Form aller übrigen zu gewiſſen Zwecken beſtimmten Gebäude abweichendes Werk, allerdings etwas Ori-

Digitized by Google

ginelles, und gewinnt durch das Intereſſe der Reminiſcenz aus dem graueſten Alterthume noch mehr. Der Plan des Ganzen, der ein Quadrat bildet, enthält in der Mitte eine runde Halle auf zwey Seiten mit offenen Durchſichten. Auf den beiden anderen Seiten iſt die Wohnung für den Wächter nebſt einigen anderen Gemächern angebracht. Der Haupteingang iſt vorn durch eine Halle mit 4 doriſchen Säulen charakteriſirt, deren Gebälk aber ganz unrichtig conſtruirt iſt, indem es bloſs aus einer Steinmaſſe ohne Angebung der zum Gebälk nothwendig gehörenden Theile beſteht. Das Innere iſt einfach und geſchmackvoll verziert, und enthält dem Haupteingang gegenüber Luthers Bildniſs ſitzend dargeſtellt. Wenn dieſes Denkmal die dazu vorhandenen Koſten nicht überſtiegen hätte, und in einigen Details mehr von den herrſchenden modiſchen Spielereyen zu einem reinen Geſchmack gebracht worden wäre: ſo würde es ohne Zweifel zu den annehmlichſten Vorſchlägen gehört haben. — No. 3 und 4 ſind eigentlich bloſs ein Gegenſtand der Bildhauerey, und mögen herzlich gut gemeint ſeyn; zur Ausführung aber waren ſie gewiſs nicht geeignet. — No. 5. Eine Zeichnung von Hn. *Schadow*, Bildhauer zu Berlin. Sie ſtellt Luthers Bildſäule in modernem Prieſtergewande auf einem mit gothiſchen Formen und Basreliefs verzierten Poſtemente dar. Luther iſt hier als Dorfpaſtor recht *natürlich* dargeſtellt. Ob dieſs die rechte Behandlung war? Nun ſie iſt natürlich, das wollen wir ja, ſo lange der höchſte Ruhm eines Kunſtwerkes noch einzig darin beſteht, daſs man ausrufe: „*Ey wie er leibt und lebt!*“ — — No. 6. Von Hn. *Genz*, Architekt zu Berlin. Ein einfacher Obeliſk, der ſich aus einer Felſenmaſſe erhebt. An dem Eingange der Grotte, welche unten die Felſen bilden, ein Würfel mit einer Erdkugel, deren nördliche Zone eine Sonne beſtrahlt. Das Ganze iſt von guter Form, und hätte ſeiner Zweckmäſsigkeit wegen wohl am erſten eine gute Ausführung verdient. — No. 7. Von Hn. *Waitſch*, Maler zu Berlin. Da weder Plan noch Beſchreibung dazu iſt: ſo iſt das Ganze ſehr unverſtändlich. Der Eingang in der mittleren terraſſenförmigen Parthie ſcheint von einer Theaterdecoration entlehnt zu ſeyn, wozu ſie ſich auch vorzüglich ſchicken mag. Das Ganze, im gothiſchen Stile gehalten, iſt unſtreitig dasjenige unter den 4 von Berlin eingeſchickten Projecten, welches den wenigſten Werth hat: welches Urtheil freylich die berliner Kunſtakademie nicht fällte, indem *ſie* es, laut Bericht der Herausgeber, für das beſte hielt. — No. 8. Ebenfalls von Berlin eingegangen, und zwar von einem jungen ſehr talentvollen Künſtler, Hn. *Schinckel*. Hr. *S.* hat die Bildſäule Luthers in einer nicht unvortheilhaften Stellung dargeſtellt, und ſich der Architektur bloſs zur Bedeckung über ſelbige bedient. Der Form der Niſche, ſo wie dem Stil der ganzen Architektur, können wir keinen Beyfall geben, ſo ſehr uns auch das Plaſtiſche daran gefällt. Zur Ausführung möchte dieſe Idee auch wohl etwas zu koſtbar geweſen ſeyn. — No. 9 ſtellt eine Art von gothiſcher Capelle vor, ſo wie man ſie in engliſchen Gärten zu Aufſtellung alter Ritterrüſtungen findet.

Die übrigen hier bemerkten Ideen und Vorſchläge ſind theils ſchon bekannt und angezeigt worden, theils keiner beſonderen Anzeige werth, weſshalb wir ſie hier übergehen. Wir bemerken nur noch, daſs es ein groſses Miſsverſtändniſs der poetiſchen Wahrheit anzeige, wenn man der Meinung iſt, ein Denkmal der Art müſſe im gothiſchen Stile erbaut werden, weil der Held in jener Periode handelte. Dieſs kömmt uns eben ſo vor, wie die Behauptung jenes Philoſophen, daſs Wilhelm Tell deſshalb an poetiſcher Wahrheit verliere, weil er nicht im Schweizerdialekt geſchrieben ſey! H. V.

Berlin u. Leipzig: *Verſuch über die Geſchichte der Baukunſt.* Erſter Band. 1807. 352 S. 8.

Da weder eine Vorrede noch eine andere Anzeige über den Plan des Vfs. einige Auskunft giebt: ſo läſst ſich nicht muthmaſsen, wie weit der Vf. in der Geſchichte gehen wollte, indem dieſer Band ſich nur mit Unterſuchungen über die Baukunſt der Ägypter und den Übergang der Baukunſt zu den Griechen beſchäftigt. Es iſt indeſs, ſo viel uns bekannt, ſeit 1807 nichts weiter erſchienen, daher die Fortſetzung aufgegeben zu ſeyn ſcheint. Unſtreitig iſt das Buch kein deutſches Original, ſondern eine Überſetzung, wahrſcheinlich aus dem Italiäniſchen, weil zur deutlicheren Beſtimmung des deutſchen Kunſtausdrucks ſehr oft der italiäniſche hinzugefügt iſt, und immer italiäniſche Maſse gebraucht werden. Auch die Literatur und die darin angeführten und benutzten Schriften der neueren Zeiten geben einen fremden Urſprung zu erkennen.

Den gröſsten Theil des Buches nimmt die Geſchichte der Baukunſt der Ägypter ein, worin erſt die Bildung der Baukunſt dargeſtellt, dann die Werke der Baukunſt in Ägypten beſchrieben ſind, dem ſich einige allgemeine Bemerkungen anſchlieſsen. Das Übrige enthält die Bildung der griechiſchen Baukunſt. Felſenklüfte dienten den Ägyptern zum Vorbilde ihrer Architektur und aus den Höhlen entſtanden die Häuſer. Die Griechen, die ihre Bildung hauptſächlich durch die Ägypter erhielten, entlehnten von dieſen Völkern auch die Architektur, und ihre Baukunſt ging nicht von der Hütte aus. Dieſes ſind die Hauptſätze des Buchs, denen man nicht widerſprechen mag. Allein im Übrigen und in der Ausführung befriedigt das Buch auf keine Weiſe. Es ſtellt bekannte Dinge auf, ohne kritiſche Genauigkeit, und ſowohl in der Geſchichte der Kunſt, als in der Anführung alter Denkmäler, findet ſich ſo viel Unrichtiges und Mangelhaftes, daſs eine Widerlegung und Berichtigung die Grenzen einer Recenſion ſehr überſchreiten würde.

— gl —

M U S I K.

1) Leipzig, b. Hoffmeiſter u. Kühnel: *Drey Gedichte* von *Franz Schütt* für Geſang und Clavier, aus beſonderer Hochachtung demſelben gewidmet, von *J. Brandl.* (Op. 22.) 5 B. (16 gr.)

2) Ebend.: *VI Geſänge für Geſang und Clavier*, componirt von *J. Brandl.* (Op. 24.) 8 Bog. (1 Rthlr.)

Digitized by Google

Beide Sammlungen gehören zu den Liedercompositionen, die man, ungeachtet einzelner guter Stellen, gröfstentheils regelmäfsiger Harmonie und fangbarer Melodie, unbefriedigt wieder hinweglegt. Es fehlt ihnen überhaupt der Geift, der eine klare Dichtung erfüllt. Diefer Mangel äufsert fich fchon in der Wahl ganz unmufikalifcher Verfe, denen nur ein fubjectives Verhältnifs einigen Werth zugeftehen kann. Es find gröfstentheils Apoftrophen ohne Pointe und Nachdruck. Die Mufik folgt ihnen getreu, hebt angenehme Einzelnheiten oft heraus, und führt die matten Sentenzen arienmäfsig durch, indem fie oft in den gewöhnlichen Opernfüll hinüberfchweift. Die Declamation des Einzelnen ift noch eher als die des Ganzen beobachtet, wovon die Schuld jedoch gröfstentheils an den Dichtungen zu liegen fcheint; aber auch darin finden fich mehrere Fehler.

No. 1. Das erfte ift das leidlichfte Gedicht; doch hat der Componift nichts gethan, um die gegebenen Momente wenigftens durch verändertes Tempo zu unterfcheiden. Das zweyte, eine der traurigften allegorifch-moralifchen Romanzen der aufgeklärten Zeit, wird von einer äufserft gewöhnlichen Melodie, die aus dem komifchen Liederton S. 11 in den fchauerlichen Balladenton übergeht, begleitet. Das dritte enthält wieder recht gute einzelne Gedanken, verfchwimmt aber mit feinem Texte. Auch kehrt der Componift zu oft in den Grundaccord zurück, wie S. 14, mit falfcher Declamation.

No. 2. Im erften Gedichte: *An meinen Schutzgeift*, fchmiegt fich die Compofition an die Lauheit des Gedichts an. Beffer ift 2) *der Tag*, deffen Compofition zwar nicht treu, aber doch fehr anmuthig ift. Die ftörenden, unnöthigen Accordveränderungen S. 10 möchten wir wegwünfchen. Daffelbe Lob verdient 3) *die Nacht*, die ein recht angenehmes Ganzes bildet. Die Ausweichung S. 16 nach *des* ift unnatürlich; und die einer einmal gefafsten Melodie wegen oft fichtbare Trennung zufammengehöriger Sätze durch Zwifchenfpiele, fo wie daher entftehende falfche Declamation (als S. 20 zu den Worten *rofne Schwinge deckt*), find Fehler, die des Componiften übrigem Talente für Liedercompofition überhaupt im Wege zu ftehen fcheinen. Zu dem leichten Liede, No. 4, ift das Vorfpiel zu fchwer. Die Pointe ift nicht naiv genug herausgehoben. Dem 5 Gedichte von *la Roche* fehlt es an kräftiger Declamation, befonders S. 27. Der Ausgang im Allegro ift das Ende einer gewöhnlichen Bravourarie. Das letzte Liedchen ift leicht und angenehm. Wir rathen den mufikverftändigen Componiften, fein Talent mit Fleifs auf mufikalifchere Dichtungen zu wenden, und diefe Methode, alles durchzucomponiren, zu verlaffen: dann werden wir vielleicht etwas Gediegneres von ihm zu erwarten haben. Druckfehler find wenige, und unbedeutend. Der Stich felbft ift in der zweyten Sammlung unreiner.

Wir fügen von demfelben Componiften hier noch an:

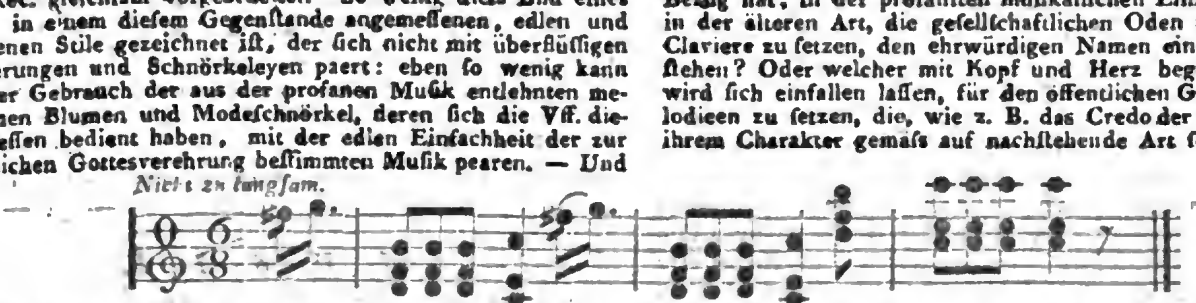
Ebendafelbft: *Duett: Dich Gatten wiederfehen etc.* aus der Oper Herrmann, von *J. Brandl.* 1½ Bg. (6 gr.)

Rec., der die Oper zwar nicht kennt, findet doch für *Hermann* und *Thusnelde* der fchmelzenden Terzen zu viel in diefem Duett. Der Gefang ift flieffend und die Modulation S. 4 fehr paffend und pikant. Der Stich ift fchön, nur S. 5 Takt 7 im Baffe mufs *gis* in *a* verändert werden. M....s.

KLEINE SCHRIFTEN.

Musik. *Landshut*, b. Attenkofer: *Zehn deutfche Meffen mit abwechfelndem Texte.* Zum Gebrauch der Landfchullehrer in Mufik gefetzt von *Ch. P. M.*, D. u. Pf. zu Ovb. 1805. 74 S. Fol. Sey es immer blofs Zufall, dafs der Setzer bey dem Zufammenfchluffe des Titels diefes Werkes eine Vignette ergriff, die einen mit fehr vielen Zierrathen umgebenen Altar vorftellt, auf welchem das Feuer aus einem Bombenkeffel hervorgeht; fo hat er dennoch, fich unbewufst, die Befchaffenheit und Wirkung diefer Meffen trefflich charakterifirt, und dem Rec. gleichfam vorgearbeitet. So wenig diefs Bild eines Altars in einem diefem Gegenftande angemeffenen, edlen und erhabenen Stile gezeichnet ift, der fich nicht mit überflüffigen Verzierungen und Schnörkeleyen paert: eben fo wenig kann fich der Gebrauch der aus der profanen Mufik entlehnten melodifchen Blumen und Modefchnörkel, deren fich die Vff. diefer Meffen bedient haben, mit der edlen Einfachheit der zur öffentlichen Gottesverehrung beftimmten Mufik pearen. — Und die Entzündung des Opfers mittelft des aus dem Bombenkeffel ausgehenden Feuers — ja das Ding knallt wohl, aber das Feuer trifft und entzündet das Opfer nicht. — Von ähnlicher Wirkung ift euch die Mufik dieter Meffen. Sie wirkt blofs Erfchütterung der Gehörnerven, keineswegs eher trifft fie das Herz, und ift zu nichts weniger fähig, als zur Aufregung religiöfer Gefühle und zur Erhebung des Herzens.

Wer mag wohl einer Sammlung von Kirchenliedern, deren Inhalt auf das Staffelgebet, Glorie, Offertorium und Sanctus Bezug hat, in der profanften mufikalifchen Einkleidung, oder in der älteren Art, die gefellfchaftlichen Oden und Lieder am Claviere zu fetzen, den ehrwürdigen Namen einer Meffe zugeftehen? Oder welcher mit Kopf und Herz begabte Tonfetzer wird fich einfallen laffen, für den öffentlichen Gottesdienft Melodieen zu fetzen, die, wie z. B. das Credo der zweyten Meffe, ihrem Charakter gemäfs auf nachftehende Art fchliefsen?



Weil jedoch die Vff. diefer fogenannten Meffen weder von harmonifcher Kenntnifs, noch von aller Anlage zum Setzen der Gefangftücke gänzlich entblöfst find, und fich in diefem Werke nur in Hinficht auf Kirchenmufik fo fehr vergriffen und verfündigt haben: fo würden fie wahrfcheinlich die Kritik mehr befriedigen, wenn fie fich auf profane Gefangftücke einfchränken, fich dabey mehr der jetzt gangbaren Manier bedienen, mehr nach Mannichfaltigkeit in der Form der Melodie ftreben, und die vielen bis zum Ekel angebrachten, nichts bedeutenden Fermaten, die blofs den Flufs des Textes hemmen, und deffen Sinn zerftören, vermeiden wollten.

— e —

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

München, auf Kosten der Akademie: *Denkschriften der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München.*

Für das Jahr 1808 — 1809. LXVIII u. 428 S. 4. mit 12 Kupfertafeln.

Für die Jahre 1809 u. 1810. — 1811. XLIV, 580 u. 71 S. gr. 4. mit 8 Kupfertafeln.

Für die Jahre 1811 u. 1812. — 1812. XLVIII, 521 u. 168 S. gr. 4. mit 13 Kupfertafeln.

Noch nicht lange hatte *Maximilian Joseph I* den königlichen Thron bestiegen, als er den erhabenen Gedanken fasste, den Wissenschaften, vorzüglich mit Berechnung auf Baiern, einen allgemeineren, höheren Umschwung zu geben. Zur Erreichung dieses Endzweckes glaubte er am kräftigsten durch die Errichtung einer *Akademie der Wissenschaften* in München zu wirken; oder vielmehr durch die Vereinigung der mannheimer mit der seit 1758 vorhandenen münchner Akademie, durch Umwandlung der bisher bestehenden Einrichtung, weil, nach dem Ausdrucke der Constitutionsurkunde, die Fortschritte der Wissenschaften nebst der grösseren Ausdehnung des Reichs ein Missverhältniss zwischen dem Zwecke und den Mitteln dieses Instituts hervorgebracht haben; ferner durch die Herbeyrufung ausgezeichneter Gelehrten aus anderen Gegenden Deutschlands, und durch eine reiche Dotirung der viel vergrösserten und erweiterten Anstalt. Der Eifer des dirigirenden Ministers, *Grafen von Montgelas*, förderte die gute Sache so thätig, dass im May 1807 die Constitutionsurkunde erschien, und im Julius die erste Sitzung der versammelten ordentlichen Mitglieder konnte gehalten werden. Die Urkunde spricht eben so rein den Geist des Wohlwollens und Strebens nach Erweiterung der menschlichen Kenntnisse, als der Weisheit in der getroffenen Wahl der Mittel aus. Keine Schranken sollen dem Forschungsgeiste durch bestimmte Weisungen gesetzt werden; man bedingt nicht unmittelbare Anwendbarkeit der wissenschaftlichen Untersuchungen: aber auch diejenigen Mitglieder, welche ihr Nachdenken mehr auf zweckmässige Gegenstände, als auf theoretische Untersuchungen gerichtet haben, und ihre Kräfte und ihren Fleiss dem Vaterlande widmen, sollen ausgezeichneten Dank verdienen, wenn sie zur Verbesserung der Agricultur, zur Belebung der Industrie u. s. w. beytragen. Als wesentliche Gegenstände zum Streben für die Akademie sind angegeben: 1) die *Philologie* und *Philosophie*, 2) die *Mathematik* nebst den sämmtlichen *Naturwissenschaften*, und 3) die *Geschichte* mit ihren Hülfswissenschaften. Nach diesen Gegenständen zerfällt das Ganze in drey Classen, von welchen die mittlere mehrere Sectionen enthält. Der historischen Classe werden vorzüglich Forschungen in der baierischen Geschichte ans Herz gelegt, und ihr insbesondere die Ausfertigung eines vollständigen geographischen Lexikons aufgetragen. In der That, wer vermöchte diese, zweckmässig ausgeführt äusserst nützliche und wichtige Aufgabe richtiger zu lösen, als eine Gesellschaft von Gelehrten, von welchen der grösere Theil Kenner des Vaterlands ist, die sich gegenseitig in einzelnen Fehltritten leicht berichtigen, und an der Quelle richtiger Erkenntniss sitzen? Und doch wird vielleicht die Ausführung zur unmöglichen Sache, ohne die kaum zu hoffende unbeschränkte Mittheilung der Notizen, welche nur die Regierung allein aus den Berichten der Landgerichte und Kreiscommissariate erhält. Gewinnt das nicht leichte Unternehmen ersprieſsliches Gedeihen: so darf die Classe auf ihren Lorbeeren, unbesorgt wegen der Schmälerung ihres Ruhms, den Anstrengungen der übrigen zusehen. — Das Personale der Akademie besteht aus einem Präsidenten (diese Stelle ist aber seit dem Jahre 1812 durch freywilligen Abtritt des Hn. Geheimenraths *Jacobi* eingegangen; seine Geschäfte vertheilen sich), einem Generalsecretär, den Secretären der einzelnen Classen, aus den ordentlichen in München residirenden Mitgliedern, welche kein anderweitiges Amt haben, sondern einzig als Akademiker besoldet werden; aus den Ehrenmitgliedern; aus den auswärtigen wirklichen Mitgliedern, Correspondenten, Adjuncten und Zöglingen; denn auch zur Pflanzschule für das aufkeimende Talent soll die Anstalt dienen, und unter der Leitung von Meistern künftige Gelehrte und Künstler bilden. Zu allen Stellen ernannte Anfangs der König; in Zukunft soll die Wahl der Mitglieder unter allerhöchster Bestätigung der Akademie freygegeben werden: sie hat auch schon durch die Ernennung vieler auswärtiger wirklicher Mitglieder Gebrauch von der ertheilten Befugniss gemacht. Diese werden wie die ordentlichen Mitglieder zur Einsendung freywilliger Arbeiten aufgefodert, und kommen sie nach München: so sitzen sie mit in den Versammlungen. Mit jedem Jahre hält die Akademie eine feyerliche Versammlung (sie hat den 12 October als den Namenstag des Königs dazu bestimmt), in welcher der Generalsecretär über die Arbeiten des verflossenen Jahres Bericht erstattet, wie er denn bis-

Digitized by Google

her mit jedem Jahre erſtattet worden iſt; Auszüge aus den gekrönten Preisſchriften werden öffentlich vorgeleſen, die Namen der neuerwählten oder abgegangenen Mitglieder mit Beyfügung kurzer biographiſcher Notizen angezeigt, gewöhnlich Reden gehalten u. ſ. w. Der Rang unter den Akademikern iſt gleich, in Bezug auf andere Staatsbeamte genieſsen ſie den Rang der höheren adminiſtrativen Stellen, ſie haben auch eine eigene glänzende Uniform erhalten.

In der Verſammlung, wo die Urkunde, deren Hauptzüge hier ausgehoben ſind, vorgeleſen wurde, hielt der Hr. Präſident *Jacobi* eine Rede:

Über gelehrte Geſellſchaften, ihren Geiſt und Zweck, beſonders verlegt b. Fleiſchmann in München. 1807. 78 S. 4.;

aber abgekürzt auch in dieſem Bande der Denkſchriften enthalten. Mit Geiſt, Würde, und der ihm eigenen gediegenen, ſanft dahinflieſsenden Diction führt Hr. *J.* den Hauptſatz durch, daſs, wie die Tugend, auch die Wiſſenſchaft ihren Zweck in ſich ſelbſt haben ſoll; ſie ſoll frey ſeyn, ohne Streben nach auſsen, durch Selbſtgenügſamkeit ihre eigenthümliche Würde und göttliche Abkunft beurkunden. Dieſs iſt ſo gewiſs, daſs in dem Augenblick, wo die Wiſſenſchaft einem anderen Zwecke dienſtbar wird, der nicht aus dem urſprünglichen Triebe nach Erkenntniſs unmittelbar quillt, ſie nicht nur ihre Würde verliert, ſondern auch ſelbſt für jene Zwecke verſiegt. Das Letztere vergeſſen die *Ganzirdiſchen* gern, die ſich keines unmittelbaren Triebes auſser jenem bewuſst ſind, den der Menſch mit den Thieren gemein hat; ſie verlangen bloſs praktiſche Nützlichkeit, Handlangerey für das gemeine Leben, und brauchbare Reſultate. Die Geſchichte der Erfindungen beweiſet indeſſen, daſs die wichtigſten und nützlichſten derſelben ſich erſt hintennach und unvermuthet aus ſolchen Anſtrengungen des Geiſtes ergeben haben, von denen gerade dieſer Gewinn ſich auf keine Weiſe ahnden lieſs. Wollte daher eine Regierung bey der förmlichen Errichtung von gelehrten Geſellſchaften die Beſtrebungen derſelben nur auf Nützlichkeit bedingen, oder ſie durch bloſs nationale und provinciale Zwecke beſchränken, oder wollten die Mitglieder derſelben, unter der Vorausſetzung einer ſolchen Abſicht, über dem bedingten Streben zur praktiſchen Anwendung das freye wiſſenſchaftliche Streben nach Erweiterung der Einſicht vergeſſen, und da als Handlanger dienen, wo ſie als Architekten gebieten könnten: ſo würde dieſs nicht nur ein ſchmähliches Verkennen der Natur der Wiſſenſchaft, ſondern ein unbeſonnenes Zerſtören der eigenen Zwecke ſeyn. Wenn daher eine groſsdenkende und weiſe Regierung Akademieen ſtiftet: ſo kann ſie dabey keine andere Abſicht haben, als durch die Vereinigung zerſtreuter Köpfe eine mächtiger wirkende Geſammtkraft zu bilden. — In der Fortſetzung wird gezeigt, daſs die Weltleute faſt aller Jahrhunderte in dieſer Hinſicht nicht rein genug dachten, daſs bey den Römern das wiſſenſchaftliche Treiben vom Praktiſchen ausging, und ſich immer wieder in das Praktiſche verlor. Wenn unter Marc Aurel die ſchönſten Tage für das römiſche Reich aufgingen: ſo verſchwanden ſie wieder mit ſeinem Tode. Auch auf das neue Licht der Wiſſenſchaften, das ſich um Karls des Groſsen Thron zog, folgten düſtere Zeiten; doch leuchteten mitten in der Nacht helle Geſtirne der Wiſſenſchaft, und zeigten den Pfad nach dem belohnenden Ufer. Die mächtige Anſtrengung des Denkvermögens durch das ſcholaſtiſche Studium bereitete die Befreyung des Geiſtes vor, und die Erweckung der alten Literatur in Italien vollendete ſie. Nach dieſem hiſtoriſchen Ausfluge kehrt der Vf. auf den erſten Gegenſtand zurück, und zeigt aus der Natur des Menſchen, welche Art der Cultur die beſte, und welches Zeitalter das cultivirteſte zu heiſsen verdiene. Dem gegenwärtigen wird kein rühmendes Urtheil geſprochen. Es liegt an ſchlimmen Übeln krank, unter denen auch eine ſeichte Beachtung der Philoſophie eine Rolle ſpielt, vor der ein eben ſo ſeichtes Anſtaunen und Lobpreiſen vorhergegangen war. Aber die Hoffnung ſchwindet nicht, und jedesmal noch ſind Heroen der Humanität erſchienen, wenn es die höchſte Noth erfodert hat. — Gewiſs erkennen denkende Leſer die meiſten der hier meiſterhaft vorgetragenen Gedanken für ihre eigenen; doch vielleicht unterſchreibt nicht Jeder die hoch geſpannte Würdigung der von aller praktiſchen Anwendung ſich losſagenden rein philoſophiſchen Speculation.

In der auf dieſe Inauguration folgenden erſten öffentlichen Verſammlung las Hr. Generalſecretär *Schlichtegroll* eine kurze Biographie des zuletzt verſtorbenen Mitgliedes der Akademie, *Chriſtian Friedrich Pfeffels*, und Hr. Hofrath *Breyer* einen biographiſchen Aufſatz über den Vater der baieriſchen Geſchichte, *Johannes Aventin*, vor. Beide Reden ſind auch beſonders gedruckt; wir ſchalten hier die Anzeige derſelben von einem anderen Recenſenten ein:

München, b. Lentner: *Erſte öffentliche Sitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu München, nach ihrer Erneuung.* Gehalten den 28. September 1807. — Enthaltend *Schlichtegrolls* und *Breyers* Reden über Pfeffel und Aventin. 87 S. 8.

Iſt ein Zeitalter, wie das unſere, zerſtreut durch Getümmel politiſcher Dinge, verloren in müſſigem Verwundern über vielfach in den Büchern der Vorwelt verzeichnete Meteore, verwöhnt durch geſuchte pikante Genüſſe: ſelten vermag dann der gewaltige Redner Sammlung in den Gemüthern zu ſtiften, den Geſchmack der Überſättigten zu reizen. Öfter gelingt dieſs dem hiſtoriſch-biographiſchen Meiſter, der, Gebieter über die Welt der Geſchichte, ausgezeichnete Männer vorführt, ſie werden, handeln, kämpfen läſst, den Genuſs mit Reſultaten der allgemeinen Geſchichte würzt. Ein Reiz, der allmächtig anſpricht. Vortreffliche Wirkungen auf deutſchen Geiſt würden zu den Verdienſten der Akademie gehören, wenn öf-

Digitized by Google

ter biographiſche Redner aufträten, deren Vorträge dem Publicum geſchenkt würden. Die vorliegenden Aufſätze erregen den Wunſch. Glückliche Wahl des Stoffs, angenehme Darſtellung, rührende Äuſserung der Dankbarkeit und Freude, einem Inſtitut anzugehören, an dem ſo ſchöne Hoffnungen eines groſsen deutſchen Landes hängen: vieles vereinigt ſich, den Leſer zu gewinnen. Höchſtens bleibt zu wünſchen übrig, es möchten im erſten Vortrage Gedanken und Rede mehr concentrirt, im zweyten manche Stellen weniger poetiſch ſeyn. In der erſten Biographie iſt das thätige Leben *Chriſtian Friedrich Pfeffels* geſchildert, eines ehrwürdigen Mannes, Mitglieds der vorigen Akademie, Directors der hiſtoriſchen Claſſe, geſtorben zu Paris, einige Monate vor der Feyer ſeines Andenkens. Er war als Geſchäftsmann ein unterrichteter, gewandter Publiciſt und Diplomatiker, als Schriftſteller ein ſachkundiger Hiſtoriker und Statiſtiker. (Was der Biograph S. 17 zum Lobe des pfeffelſchen Hauptwerks: *Abrégé chronologique de l'histoire et du droit public d'Allemagne*, aushebt, iſt nicht dazu geeignet: „Wie trefflich iſt hier, um nur Eins anzuführen, der Übergang der groſsen Reichslehne in *ſouveraine* Staaten, und die ſinkende Macht der deutſchen (?) Kaiſer dargeſtellt!“ Dieſer Theil der pfeffelſchen Schrift iſt gerade der, wo dem Verfaſſer die bedeutendſten hiſtoriſchen und publiciſtiſchen Irrthümer entſchlüpft ſind. Freylich wird Th. I, S. 214. 216, nach der pariſer Octavausgabe von 1766, den Fürſten Deutſchlands Souverainität beygelegt. Als *Reichsſtaatsbürger* aber ſind dieſe nie ſouverain geweſen: ein Begriff, den das vormalige Staatsrecht nicht zuläſst, ſehr verſchieden von Landeshoheit.) — Anziehend iſt im zweyten Vortrage die Darſtellung *Aventins*, des verdienſtvollen erſten Geſchichtſchreibers von Baiern, eines Mannes, ausgezeichnet durch den hellen Blick, mit dem er in der Dämmerung ſeines Zeitalters die Dinge auffaſste, durch überraſchend richtige Begriffe von der Natur und den Quellen einer Landesgeſchichte, durch raſtloſe Thätigkeit, durch liebenswürdige perſönliche Eigenſchaften. — Einige Worte des Präſidenten der Akademie gehen der erſten Rede voran, folgen ihr. Vollwichtige Worte, treffende Andeutung, was männliche Feyer verſtorbener Edlen vermöge. NN.

Andere Reden hielten in ſpäteren Sitzungen Hr. Hofrath *Schelling* über das Verhältniſs der bildenden Künſte zu der Natur; *Freyherr von Aretin* über die früheſten univerſalhiſtoriſchen Folgen der Erfindung der Buchdruckerey; Hr. Hofrath *Jacobs* über einen Vorzug der griechiſchen Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten. In ſpäteren Jahren folgten noch einige andere. Sie ſind beſonders abgedruckt, und gehören nicht zu den Denkſchriften der Akademie. — Alles Bisherige enthält mit der erfoderlichen Ausführlichkeit die dem erſten Bande der Denkſchriften an die Spitze geſetzte Geſchichte der Akademie: ſie nennt uns zugleich als Attribute der Akademie die groſse, mit jedem Jahre beträchtlich wachſende Centralbibliothek, welche ſich nach ihrer völligen, jetzt ſchon ſehr weit gediehenen Einrichtung den gröſsten und wichtigſten getroſt an die Seite ſetzen darf; das ſeit dem Stiftungsjahre vielfach bereicherte Münzkabinet, die Sternwarte, das chemiſche Laboratorium, das anatomiſche Theater (beide erſt noch im Werden), das Naturalien-, das mathematiſch-phyſiſche und das polytechniſche Kabinet, die archäologiſchen Sammlungen, und den, nun neu angelegten, und durch den Eifer des Hn. Directors *Schrank* ſeiner zweckmäſsigen und ſchönen Vollendung ſehr nahen botaniſchen Garten.

Die Ausbeute in den Denkſchriften konnte gleich beym Aufkeimen der Anſtalt unmöglich ſehr ergiebig ſeyn; doch iſt ſie nichts weniger als dürftig, und gleich die erſte Abhandlung nimmt unſer ganzes Intereſſe durch den Enthuſiasmus, in welchem der gelehrte Vf. an dem vorgefaſsten Gegenſtande hängt, durch die ſcharfſinnige Entwicklung der zur Stützung deſſelben aufgeſtellten Gedankenreihe, und endlich durch den reinen, nur bisweilen üppigen Ausdruck des Vortrags.

Über die Erziehung der Griechen zur Sittlichkeit, eine akademiſche Rede von *Friedrich Jacobs.*

Daſs die Griechen in jeder Hinſicht den Neueren ſich weit überlegen zeigen, daſs nach einer Note S. 15 die meiſten von uns auch neben Boeotiern nur Barbaren geweſen wären, wird als allgemein angenommener Grundſatz vorausgeſetzt, und S. 3 nur als zuverläſſige Thatſache in ſchöner Verkettung durchgeführt, daſs ſie auch an Sittlichkeit (der Vf. verſteht unter dieſem Ausdrucke Moralität und Tugend) weit über uns emporragten. Die Frage iſt alſo nur, durch welche Mittel der Erziehung gelangten ſie zu der hohen Stufe, da der Unterricht zur Tugend bey den Griechen äuſserſt mangelhaft war, und die mythiſche Religion ihn vielmehr trübte und verwirrte. Der Knoten iſt (S. 9) leicht zu „*zerſchneiden*“, wenn man auf die Natur und den leichten und heiteren Himmel von Griechenland hinweiſet. In dem ganzen Weſen des Griechen herrſchte eine Elaſticität und Reizbarkeit, die faſt allen Glauben überſteigt — ein unbefangener Kinderſinn voll Vertrauen und Glaubens. — Mit Unrecht zürnen die Geſchichtſchreiber über eine Brennbarkeit, aus welcher eben ſowohl verderbliche als wohlthätige Flammen auflo derten, und über den Kinderſinn, der mit fröhlicher Unbeſonnenheit in die Gefahr ſich ſtürzt, raſch ergreift, ſchnell verwirft, leicht ſündigt, noch leichter bereut, mit ſelbſtſchadender Heftigkeit zürnt, und mit gleicher Heftigkeit liebt, das Spiel mit Ernſt, und das ernſte Geſchäft oft ſpielend betreibt. — Was hat aber (S. 10) der wilden Kraft die erhabene Mäſsigung, der vollen Lebensluſt die kalte Verachtung des Todes, dem blinden Naturtriebe die fromme heilige Scheu ſo ſiegreich gegenüber geſtellt? In dem menſchlichen Gemüthe ſind es die ſanften Zügel der Schönheit, der Charitinnen und der Muſen, welche die ſtreitenden Kräfte lenken

Digitized by Google

und vereinigen. — Hieraus erhellt, dafs, wenn der Menfch zur Sittlichkeit gebildet werden foll, man vor allen Dingen fuchen müffe, einen folchen Mittler zu gewinnen, der in feinem Inneren die ftrenge Gottheit des gebieterifchen Gefetzes mit der Schwachheit der finnlichen Natur ausföhne. — Diefe Wirkung (S. 13) wird fchlechterdings verfehlt, diefe innere fittliche Mufik wird nie hervorgebracht durch Begriff und Lehre, fondern durch folche Mittel, welche den Menfchen in feiner ganzen Natur ergreifen, anregen, in fich felbft zurückführen, und von fich felbft trennen. — Eine jede Erziehung ift daher tadelnswerth, in welche fich der leitende Verftand immer und immer eindrängt, und immer fchaffen will, wo er nur wegfchaffen follte. Von diefer Sünde hat fich wohl kein Volk reiner erhalten als die Griechen. Früh dachten fie darauf, die Heftigkeit der Natur zu zügeln, und das Princip der Mäfsigung war bald von ihnen als der Mittelpunct der Sittlichkeit anerkannt. — Zur Erreichung diefes Endzwecks war (S. 16) im Ganzen die Erziehung auf zwey Dinge gerichtet, auf Gymnaftik und Mufik; jene bildete den Körper, die letztere den Geift. Selbft für das Sittliche wirkte bey den öffentlichen Übungen die Nacktheit der Jünglinge; fie bewahrte die Unfchuld, pflegte die heilige Scheu, und entzündete die freye und zarte Freundfchaft fchöner Jünglinge. Die Gymnafien waren eine Schule rühmliches Wetteifers, die den Ehrgeiz zu „*reinigen*“ dienten. Mächtiger wirkte zur Sittlichkeit die Mufik; nur (S. 26) Mufik mit erhabenen Worten verbunden, erzeugt die richtige Wirkung. Einfach feyerlich war die Mufik; die Worte grofs. Es ift nicht zu bezweifeln, dafs eine Kunft das Gemüth reinigen könne, die fich feiner gänzlich bemächtigt, um es in den Äther der höheren Welt zu erheben. Völlige Feftigkeit bewirkte die Lectüre der alten Dichter, des begeifternden Homer, ob er gleich feine Heroen und Götter nach den Eindrücken roher Sinnlichkeit handelnd einführt. Denn (S. 32) man ift doch wohl jetzt ganz einverftanden, dafs ein Gedicht am beften durch das lehrt, was nicht beftimmt ift zu lehren, und dafs das Weifefte nicht immer das fey, was von Weisheit überfliefst. — Auch auf den Erwachfenen wirkte (S. 36) die Poefie in den Tempeln, im Theater, in der Tragödie, felbft in der Komödie des Ariftophanes, deffen Sittlichkeit hier einen lebhaften Schutzredner findet. Es wirkten ferner auf fie, aufser der geläuterten Religion, die Schulen der Philofophen in den Gärten der Akademie u. f. w. Da gefchah es denn (S. 43), dafs weife Männer, die ihren Glauben an das Göttliche durch begeifterte Worte und ein heiliges Handeln offenbarten, ganze Gefchlechte der mitlebenden Menfchen, wie an Zeus adamantenen Ketten, emporhoben, und dafs Jünglinge, Männer und Weiber, von frommer Begeifterung ergriffen, das Andenken und den Unterricht des dämonifchen Lehrers durch ein würdiges Leben ehrten.

Abfichtlich haben wir den liebenswürdigen Schwärmer durch Aushebung feiner Hauptfätze ohne Unterbrechung fprechen laffen. Auch wir fchätzen die in vieler Hinficht hohen Vorzüge der alten Griechen, find aber deffen ungeachtet überzeugt, dafs das ganze Thema von hervorragender Sittlichkeit bey manchem neueren Volke in reicherem Mafse vorhanden war, als bey dem geprieferen Griechen. Weder die Natur und der heitere Himmel konnte fie geben, wenigftens hätten die öftlichen und weftlichen, unter gleichem Einfluffe des Klima lebenden Nachbarn nicht minder gegründeten Anfpruch auf den göttlichen Hauch; noch weniger liefsen fich durch Gymnaftik und Mufik alle die angegebenen Wunderdinge bewirken, ob wir gleich durch diefe Äufserung das Wohlthätige beider Anftalten nicht in Zweifel zu ziehen gefonnen find. Aber man durchwandere die Hauptperioden der Gefchichte: fo finden wir die Heroen Homers handelnd einzig nach dem rohen finnlichen Eindrucke; in der glänzendften Zeit war das, was der Vf. Sittlichkeit nennt, eine fo wenig alltägliche Tugend, dafs Ariftides, als ein Mufter, dem kein zweytes fich zur Seite ftellen laffe, vorzugsweife den Beynamen des Gerechten erhielt. Jeder Abfchnitt in des Thucydides Gefchichte ftellt Beyfpiele von Unfittlichkeit bey hervorragenden Staatsmännern auf, und nur feltene für das Gegentheil. Wenn Redner von zweydeutigem Charakter, zuweilen offenbar der Beftechlichkeit befchuldigt, ohne Widerrede zur Belehrung für den grofsen Haufen auftreten durften: fo zeugt das von fehr weniger Sittlichkeit von Seiten des Redners und des Volks; und als vollends der Schwarm von Sophiften, die Zahl der Delatoren, mit jedem Jahre lauter ihre Stimme erhoben: wer wird da weiter Sittlichkeit in der Mehrzahl der Nation fuchen wollen? Dafs es einzelne Ausnahmen gab, dafs die Philofophen, aufser ihren theoretifchen Lehrfätzen, mitunter auch Lehrer der Moral für einen auserwählten Cirkel wurden, wie wir diefs namentlich vom Sokrates wiffen, läfst fich als wahrfcheinlicher Fall denken, der aber die fchwere Schale der Gegenfeite nicht zu heben vermag. — Bemerkungen über den einzelnen Gang der Entwicklung mufs fich Rec., fo fehr fie fich aufdrängen, um defto mehr verfagen, da die Darlegung diefer Abhandlung ohnehin ungleich gröfseren Raum wegnimmt, als den einzelnen in der Anzeige eines viele Gegenftände umfaffenden Werks zugetheilt werden darf.

(Die Fortfetzung folgt im nächften Stücke.)

FORTSETZUNGEN.

Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Der Sammler.* Ein Unterhaltungsblatt. Vierter Jahrgang. 1812. July bis December. 315 — 630 S. 4. (Der Jahrgang 8 Rthlr.) S. die Rec. J. A. L. Z. 1812. No. 194.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MÜNCHEN, auf Koſten der Akademie: *Denkſchriften der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu München.* Auf die Jahre 1808 — 1812. u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

In bedeutender Anzahl folgen nun, von S. 55 bis 375, die zur Claſſe der Mathematik und Naturwiſſenſchaften gehörigen Abhandlungen. An ihre Beurtheilung wagt ſich Rec. nicht; er beſchränkt ſich auf die bloſse Anzeige, die nähere Würdigung mehreren anderen Gelehrten aus den verſchiedenen Fächern überlaſſend: 1) *S. Th. Sömmerring academicae annotationes de cerebri adminiſtrationibus anatomicis vaſorumque ejus habitu.* 2) *Bemerkungen über den Bau der Augen verſchiedener Thiere*, von D. *J. A. Albers* in Bremen. 3) *Zwey neue Pflanzengattungen*, beſchrieben vom Director *Schrank.* 4) *Grimaldia, eine neue Pflanzengattung*, nebſt Anmerkungen über Gattungsbildungen und Artencharaktere, vom Director *Schrank.* 5) *Über die Gattungen der Brunia und Staavia*, von D. *Carl Ludwig Willdenow* in Berlin. 6) *Über den ſogenannten Alben in der Gegend von Erding*, vom Commenthur *Petzl.* Dieſer ſogenannte *Alm* oder *Alben* iſt eine im baieriſchen Landgerichte Erding in mächtigen Lagern ſich findende, gelblich-weiſse, zuweilen in das Aſchfarbe ſpielende feine Erdart, welche ihrer gröſseren Maſſe nach ganz los ohne alle Verbindung da liegt, mitunter aber auch kleinere und gröſsere, leicht zerreibliche Stengelchen bildet, die öfters zuſammengebacken ſind. Schon die Herren *Flurl* und *Weſtenrieder* haben ſie beſchrieben, weil der Landmann das Daſeyn dieſer Erdart mit Recht für das Unglück ſeines übrigens äuſserſt ergiebigen Bodens erklärt. Nur einen Fuſs tief verbreitet ſich dieſer Alm in weiter Strecke unter der Dammerde, und man hütet ſich äuſserſt, ihn mit dem Pfluge zu berühren. Denn vermengt er ſich mit der übrigen Erde: ſo verliert ſie auf mehrere Jahre ihre Fruchtbarkeit. Der Vf. erklärt ihn, nach mehreren angeſtellten Verſuchen, für kohlenſaure Kalkerde, und fügt nähere Beſtimmungen bey. 7) *Über ein* (ſeltenes) *Foſſil aus den Thonmergel-Flözen bey Amberg*, vom Commenthur *Petzl.* Der Vf. erkennt an demſelben den bologneſer Spath. 8) *Über das Streichen und Fallen der Grundgebirgsſchichten*, von *J. F. L. Hausmann* in Caſſel. 9) *Beweis der Unzulänglichkeit des von Vauquelin vorgeſchriebenen Verfahrens, das Meſſing oder andere Verbindungen des Kupfers mit Zink auf dem naſſen Wege zu zerlegen*, von *L. C. F. Bucholz* in Erfurt. 10) *Verſuche und Bemerkungen bey Gelegenheit einer erſten Wiederholung von Davy's Verſuchen, über die Darſtellung metallähnlicher Producte aus Kali und Natron durch den negativen Pol der voltaiſchen Säule*, von *J. W. Ritter.* 11) *Fernere Verſuche und Bemerkungen über denſelben Gegenſtand*, von *J. W. Ritter.* 12) *Neue Verſuche über den Einfluſs des Galvanismus auf die Erregbarkeit thieriſcher Nerven*, von *J. W. Ritter.* 13) *Iſt es erfoderlich, eine nach anderen als den allgemeinen Gravitations-Geſetzen wirkende anziehende Kraft anzunehmen, um die Erſcheinungen der Cohäſion zu erklären?* vom Prof. *G. G. Schmidt* in Gieſsen. 14) *Über Grey's Luftſpiegel und einige verwandte Erſcheinungen*, vom Director *Schrank.* 15) *De altitudine ſpeculae aſtronomicae regiae, quae prope Monachium eſt, quam mille quingentis obſervationibus a ſe habitis atque ad calculos revocatis menſus eſt C. F. Seyffer.* Durch 1500 Beobachtungen findet der Vf., daſs die Sternwarte über die Meeresfläche erhaben iſt 525,692 Metres, oder 1618,314 pariſer Fuſs, oder 1801,184 baieriſche Fuſs. 16) *Super longitudine geographica ſpeculae aſtronomicae regiae, quae Monachii eſt, ex occultationibus ſiderum inerrantium a ſe obſervatis et ad calculos revocatis, nunc primum definita, a Carolo Felici Seyffer.* Dieſe mühſame und lange Unterſuchung über die Länge der Sternwarte bey München läuft noch durch die folgenden Bände fort; ſie wird hier beſtimmt auf 29°, 16', 25", 4"', vom erſten Meridian durch Ferro.

Den Schluſs dieſes Bandes macht die zur Claſſe der Geſchichte gehörige Abhandlung:

Verſuch einer Geſchichte des königlichen Münzcabinets in München, von *Franz Ignaz Streber*, Mitglied der hiſtoriſchen Claſſe und Aufſeher des Münzcabinets.

Mit genauer Sachkenntniſs und lobenswürdiger Freymüthigkeit bezeichnet der würdige Vf. die früheren Schickſale dieſes nun glänzenden und gehaltvollen Münzcabinets. Herzog Albrecht V im 16 Jahrhundert darf als der Stifter deſſelben betrachtet werden, da er aus allen Gegenden mit bedeutendem Aufwande alte Münzen zuſammenkaufen lieſs, mitunter ſehr wichtige Stücke, aber auch viele unächte, vorzüglich eine Reihe goldener groſser Conſularmünzen, erhielt, deren durch Italiäner ausgefertigtes Gepräge damals nur wenige Liebhaber von den ächten auszu-

Digitized by Google

ſcheiden wuſsten. Als Kenner erklärt Hr. *St.* dieſe Münzen für das, was ſie ſind, und fügt bey den ſpäteren Schickſalen des Cabinets die Urſachen bey, warum es nur ſelten einen neuen wichtigen Zuwachs erhalten konnte. S. 395. „Man betrachtete die vorhandene Münzſammlung bloſs als ein Fideicommiſs, welches unverändert von Hand in Hand gehen ſollte. Die Hauptſorge ging alſo immer dahin, es ſicher zu bewahren. Man glaubte hiezu keinen ſchicklicheren Ort als die ſogenannte Schatzkammer zu finden, wo es mit den Hausjuwelen, Perlen und anderen Koſtbarkeiten bewacht und bewahrt wurde (weil ſich viele groſse goldene Münzen in der Sammlung befanden). Wer die Aufſicht über dieſe hatte, hatte ſie zugleich auch über die Münzſammlung. Da nun jene der Regel nach allezeit dem erſten oder älteſten Kammerdiener des Fürſten übertragen war: ſo fielen auch die griechiſchen und römiſchen Münzen unter die nämliche Aufſicht.“ Erſt unter dem Kurfürſten Karl Theodor, welcher die bedeutende mannheimer Sammlung von Münzen und geſchnittenen Steinen mit der münchener vereinigte, erhielt das Cabinet neuen wichtigen Zuwachs. Doch die neue Anordnung, ein beſſeres Local, die Vereinigung mit der Akademie der Wiſſenſchaften, zweckmäſsigere Einrichtung und Aufſicht, nebſt dem Ankaufe einer reichen Sammlung baieriſcher Münzen, hat es erſt dem gegenwärtig regierenden Könige zu verdanken, welcher auch den nöthigen Fonds zum weiteren Anſchaffen des Fehlenden anwies, und bey beſonderen Gelegenheiten auſserordentliche Unterſtützung verſprach. Hier endigt ſich der Bericht des Vfs. mit dem Jahre 1809. Aber erſt ſeit dem Jahre 1812 darf ſich das Ganze mit Ehren anderen groſsen Anlagen ähnlicher Art zur Seite ſtellen, weil der König mit beträchtlichem Aufwande die berühmte Sammlung *Couſinery's*, des ehemaligen Handelsconſuls in Theſſalonich und Smyrna, erkaufte, und der letzte Fürſt von S. Emmeran durch ſein ſchätzbares Cabinet von alten Münzen und geſchnittenen Steinen den allgemeinen Schatz ſehr vermehrte, wodurch vorzüglich eine groſse Lücke in den Münzen der griechiſchen Städte, Könige u. ſ. w. ausgefüllt wurde. Als Anhang fügt Hr. *St.* die genaue, mit den erfoderlichen Kupfern ausgeſtattete Beſchreibung von zwölf ſeltenen Münzen bey, die entweder bis jetzt noch unedirt ſind, oder in ihrer Aufzählung doch nicht völlig mit den zu München vorhandenen Exemplaren übereinſtimmen. Sie gehören an den Städten *Larinum Frentanorum, Calatia, Neapolis, Teanum Sidicinum*, zwey Münzen von *Marcianopolis, Abdera, Pimoliſa* in Pontus, *Attalia Pamphiliae, Iſindus*; dann den Kaiſern *Severus Alexander* und *Poſtumus*. Fährt der Vf. in ſeinem bisherigen lobenswürdigen Eifer fort: ſo wird er ungleich mehr zu beſchreiben, doch mitunter auch auszuſondern haben.

In dem *zweyten* Bande der Denkſchriften, für die Jahre 1809 und 1810 folgt nach einer, die Geſchichte der Akademie enthaltenden Einleitung, für das Fach der Philologie, die gelehrte von ausgebreiteter Beleſenheit zeugende Abhandlung des Hn. Hofr. *Friedrich Jacobs, über die Gräber des Memnon, und die Inſchriften an der Bildſäule deſſelben.* Was über dieſen Gegenſtand Gegründetes geſagt werden kann, findet ſich hier in Vereinigung; die abweichenden Angaben über das Vaterland des Memnon, indem er als König und Feldherr von Suſa im Orient, oder nach Anderen in Äthiopien, und wieder nach Anderen in Ägypten, bey den alten Schriftſtellern erſcheint, werden mit ſorgfältiger Prüfung in Vereinigung gebracht, und der ſehr natürliche Schluſs gezogen, Memnon war eine perſonificirte äthiopiſche und ägyptiſche Gottheit, welche man auch im Orient ſuchte, weil die Griechen der frühen Zeit daſelbſt Äthiopier zu finden glaubten. Beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkt Hr. *J.* der *tönenden Bildſäule des Memnon* in Ägypten. Sie erhielt ihren Ruf, bey aufgehender Sonne Töne von ſich zu geben, erſt in den Zeiten, als Ägypten unter Roms Herrſchaft kam; Strabo, und nach ihm mehrere Schriftſteller ſprechen von dieſem angeblichen Wunder, mit welchem der Aberglaube des groſsen Haufens getäuſcht wurde. Eine ſolche koloſſaliſche Säule, obgleich wahrſcheinlich verſchieden von der bey den Alten bezeichneten, iſt noch zu Medinet-habu vorhanden, und in *Pococke's* Reiſen nicht nur beſchrieben, ſondern auch mit ihren Inſchriften abgezeichnet. Denn viele andächtige Reiſende, meiſtens Römer, ſetzten auf den Fuſs des Koloſſes das eingegrabene Zeugnifs, daſs ſie die Töne Memnons wirklich gehört haben. Pococke wurde bey der Abſchrift dieſer zum Theil nicht gut lesbaren Inſchriften öfters geſtört; ſie ſind daher fehlerhaft, und mitunter völlig unverſtändlich. Mehrere Gelehrte haben ſich zu verſchiedenen Zeiten an die Berichtigung und Erklärung derſelben mit mehrerem oder wenigerem Glücke gewagt. Hr. *J.* unterwirft daher die Abſchrift nebſt den Erklärungen einer neuen Prüfung, und giebt mit vielem Scharfſinne und Kenntnifs der griechiſchen Sprache über die meiſten dieſer Inſchriften ſehr befriedigende Aufſchlüſſe. Nur dieſer einzige, 76 Seiten enthaltende Aufſatz iſt von der *philologiſchen Claſſe* eingerückt.

Ungleich freygebiger zeigt ſich die *Claſſe der Mathematik* und *Naturwiſſenſchaften*. Dreyzehn Aufſätze meiſt von bedeutendem Umfange, im Ganzen 580 Seiten enthaltend, treten hier nach ihrer Reihe auf. Ihre ausführliche Darſtellung und Beurtheilung müſſen wir einem dieſen Wiſſenſchaften beſonders gewidmeten Journale überlaſſen, und uns begnügen, zur Notiz der Leſer die bloſse Anzeige mit kurzen Bemerkungen zu liefern. 1) *Über die Weiſe, wie ſich Aufgufsthierchen bey ihren Bewegungen benehmen*, vom Director *Franz von Paula Schrank*. Sehr intereſſant ſind die Bewegungen dieſer nur dem bewaffneten Auge ſichtbaren Welt. „Mit der Geſchwindigkeit eines Pfeils durchblitzen einige dieſer Thierchen das mikroſkopiſche Feld, andere bewegen ſich ſo langſam, daſs die Geduld des Naturforſchers ermüdet. Die Mittel ſind eben ſo verſchieden. Füſse

Digitized by Google

fehlen allen, auch die Floſſen u. ſ. w. Mit Vergnügen folgt ſelbſt der in dem Fache nicht Eingeweihte den ſorgfältigen Beobachtungen des Vfs. 2) *Mémoire sur la Sève d'Août*, par *Jean Pierre Vaucher de Genève.* Unterſuchungen über das zweyte Treiben des Saftes der Pflanzen und Bäume im Monat Auguſt. 3) *Über die Sparſamkeit der Formen im Pflanzenreiche und ihre Übergänge.* 4) *Über die Lebhaftigkeit einiger Pflanzen.* Beide Aufſätze ſind von Hn. Director *Schrank*, und gewiſs keinem Botaniker gleichgültig. 5) *Über ein Foſſil aus dem Steinkohlenwerke bey Häring in Tyrol*, von *H. J. Petzl.* Das Foſſil hat eine lichte gelblichgraue Farbe, die Textur des Spaths, und wenn es geſchabt wird, einen urinöſen Geruch u. ſ. w. Der Vf. nennt es Stinkſpath. Von ihm iſt auch der folgende Aufſatz. 6) *Über den glatten Beryll vom Rabenſtein im baieriſchen Walde.* Hr. Bergcommiſſär *Friedrich von Lupin* liefert 7) *ein Reſumé der auf verſchiedenen Reiſen in das ſchwäbiſche Albgebirge gemachten geognoſtiſch-mineralogiſchen Beobachtungen.* Keine groſſen Erwartungen der Genauigkeit erregt die Einleitung, welche die hohen Alpen ſchildert, „dieſe Rieſen der alten Welt, die *von der Rhone* im ſüdlichen Frankreich *bis an die Donau* in Ungarn ſich erſtrecken etc.“ Sie reichen nicht bis zur Rhone in Frankreich und erſtrecken ſich viel weiter als nach Ungarn gegen Oſten. Aber wichtiger iſt S. 123 die Beſtimmung der ſchwäbiſchen Alb im Königreich Würtemberg, nach der gröſseren Ausdehnung, welche der Vf. dieſem Gebirge giebt. Die höchſten Berge dieſer rauhen Alb erheben ſich 2000 bis 3000 Fuſs über die Meeresfläche (Rec. hätte ſie nicht für ſo hoch geſchätzt), es ſteigt ſteil empor, hat aber keine Spitzen, ſondern Flächen, durchgehends Waſſermangel auf ſeinem Rücken und geringe Fruchtbarkeit. Die Urſachen dieſer bekannten Lage unterſucht nun der Vf., findet, daſs die herrſchende und beynahe einzige Steinart der Kalkſtein von älterer und ſpäterer Formation iſt u. ſ. w. Dem Gange des Vfs. können wir hier nicht weiter folgen, für die Mineralogen iſt ſeine Beſchreibung nicht ohne Wichtigkeit. 8) *Ältere Geſchichte der Saline Reichenhall, vorzüglich in techniſcher Hinſicht, bis zur Erbauung der Hülfsſaline Traunſtein*, vom Director *Matthias Flurl.* Der durch ſeine früheren Schriften als baieriſcher Geognoſt und Mineralog rühmlich bekannte Vf. liefert hier die Geſchichte des ſchon ſeit dem 7 Jahrhunderte bekannten und reichten Salzwerkes in Deutſchland. Es beſteht aus vielen Quellen von ungleichem Gehalte (die beſten können ohne weitere Gradirung ſogleich verſotten werden), haben aber einen gefährlichen Feind an dem ganz in der Nähe hervorbrechenden Wildwaſſer. Die Arbeiten und Anlagen, gemacht in dem Fortgange der Zeiten, mit gutem oder geringem Erfolge, um die Quellen zu ſondern und zu ſichern, und endlich die Leitung eines Theils der Sole nach dem vier Meilen entfernten Traunſtein (im J. 1614), damit der zum Verſieden erfoderliche Holzbedarf leichter herbeygeſchafft werden könne, beſchreibt Hr. *F.* mit vieler Sachkenntniſs und Deutlichkeit. Die neueren getroffenen wichtigen Anſtalten übergeht er wohl abſichtlich. 9) *Beyträge zur wiſſenſchaftlichen Begründung der Glasmacherkunſt*, von Dr. *A. F. Gehlen.* Vielfach gemachte und hier beſchriebene Verſuche belehren, daſs zur Verfertigung des Glaſes das Glauberſalz mit Vortheil angewendet werden könne. 10) *Elektriſche Verſuche an der Mimoſa pudica L., in Parallele mit gleichen Verſuchen an Fröſchen*, vom Prof. *J. W. Ritter.* 11) *Über einen elektriſchen Telegraphen*, vom Geh. Rathe *Sam. Thomas Sömmerring.* 12) *Super longitudine geographica ſpeculae aſtronomicae regiae, quae Monachii eſt, ex triginta ſeptem deſectionibus ſolis obſervatis et ad calculos revocatis, nunc primum definita a Carolo Felici Seyffer.* 13) *Über die Geſetze des Stoſſes, vorzüglich in Anwendung auf den hydrauliſchen Stöſser*, von *Carl Heinrich Langsdorf* in Heidelberg. Über dieſe vier letzten phyſikaliſchen und mathematiſchen Abhandlungen darf es ſich Rec. nicht herausnehmen, Bericht oder Urtheil zu ſprechen; nur bey der Längenbeſtimmung von München drängt ſich der Gedanke auf, daſs, wenn die Berechnungen bey der Beſtimmung aller einzelnen Hauptorte gleich groſsen Raum wegnehmen, leicht mit dieſem Gegenſtande eine groſse Bibliothek gefüllt werden könne. Die in dieſem Bande gelieferten Rechnungen füllen 100 Quartſeiten.

Nur eine *hiſtoriſche* Abhandlung iſt dieſem Bande angeſchloſſen; ſie nimmt die Aufmerkſamkeit des Publicums in Anſpruch, durch die gute Wahl des Gegenſtandes, und durch den bey der Unterſuchung gezeigten richtigen Blick und die vielfachen Kenntniſſe des Vfs.: *über den Geſchichtſchreiber Liutprand, beſonders über deſſen hiſtoriſche Glaubwürdigkeit*, vom Oberkirchenrathe *C. D. A. Martini.* Der Italiäner Liutprand, oder wie man ihn gewöhnlich, obgleich unrichtig nennt, Luitprand, war Geheimſchreiber beym König Berengar, als er von dieſem ſchwer beleidigt wurde, Anhänger des Kaiſers Otto, und endlich Biſchof von Cremona, durch die Unterſtützung des Kaiſers, der ihn auch als Geſandten an dem Hofe zu Conſtantinopel gebrauchte. Nach eigenen Erfahrungen, und nach den Erzählungen von Augenzeugen, fing er zu Frankfurt am Mayn an, die Geſchichte ſeines und des nächſt vorhergehenden Zeitalters auszuarbeiten, und vollendete ſie auf der kleinen Inſel Paxo ſüdlich von Corfu. Daſs ein Mann, den ſeine erworbenen Kenntniſſe zu wichtigen Stellen erhoben, und der durch dieſe Stellen eine Menge Gegenſtände erfahren, und im richtigeren Zuſammenhange kennen lernen konnte, als ſeine übrigen Zeitgenoſſen, zum Geſchichtſchreiber berufen ſey, wird wohl Jedermann zugeſtehen. Er iſt auch bey weitem der erſte Schriftſteller des zehnten Jahrhunderts, ſogar in Rückſicht auf Vortrag und Sprache. Häufige Anſpielungen auf bibliſche Stellen, mitunter etwas überflüſſige Declamation, muſs man ihm verzeihen, es war die Eigenheit nicht ſeiner Perſon, ſondern ſeines Zeitalters. Selbſt mehrere, in das Privatleben der geſchilderten Perſonen eingreifende, zu dem allge-

Digitized by Google

meinen Gang der Hauptbegebenheiten nicht gehörige Anekdoten verdienen keinen Vorwurf, sondern unseren Dank; nur ein mit den inneren Verhältnissen vertrauter Mann konnte sie geben. Und dann für das Grosse, für das Ineinandergreifen der Ursachen und Wirkungen, hat er den wahren Sinn eines pragmatischen Schriftstellers. Nirgends lernen wir das Drängen und Treiben der italiänischen Grosen nach Abgang der Carolinger so lichtvoll wie bey ihm; er ist einer von den Hauptschriftstellern über die älteste Geschichte der Ungarn und ihrer verheerenden Einfälle in allen angrenzenden Ländern; nur durch ihn erhielt der Westen Europas einen wahren Begriff von den Eigenheiten und Einrichtungen des oströmischen Hofs; und die ersten Nachrichten von dem Daseyn des russischen Reichs verdankt Deutschland diesem wichtigen Geschichtschreiber Liutprand. Einzelne, aber in der That unbedeutende Fehler finden sich auch bey ihm; welcher Schriftsteller darf sich von ihnen völlig frey sprechen? Aber mehrere, die es nicht sind, werden ihm zur Last gelegt. Vorzüglich wendet der einsichtsvolle *Muratori* alle Kräfte seiner Belesenheit an, diesen Liutprand als einen leichtsinnigen, unzuverlässigen und verläumderischen Erzähler darzustellen; aber die angeführten Beyspiele sind nicht von Wichtigkeit, meistens nicht treffend, und offenbar nur deswegen mühsam zusammengesucht, um einleuchtend zu machen, dass man einem solchen Schriftsteller auch die Gemälde von der Sittenlosigkeit des päpstlichen Hofes nicht glauben dürfe. Hr. *M.* rechtfertigt den Liutprand gegen diese Vorwürfe mit vieler Gelehrsamkeit und eben so grosem Scharfsinne, schildert seine Verdienste mit Unparteylichkeit, und liefert durch seine, 71 Seiten enthaltende Schrift dem deutschen Publicum ein sehr brauchbares Werk.

Die königliche Akademie hat übrigens mit diesem Bande den Entschluss gefasst, die Abhandlungen jedes Hauptzweiges, der Philologie, Naturwissenschaften und Mathematik, dann der Geschichte, einzeln zu verkaufen, daher jede Abtheilung besonders numeriren, und an die Spitze derselben einen eigenen Titel setzen lassen. Gewiss eine sehr zweckmässige Einrichtung, da sich nur wenige Gelehrte finden, deren Studium zum Lesen und Ankauf aller dieser so verschiedenartigen Zweige hinführt.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Bremen*, b. Heyse: *Schillers Todtenfeyer auf dem Theater zu Bremen*, von *N. Meyer* 1806. 59 *S.* 8. (5 gr.)

Berlin, in d. himburg. Buchhandl.: *Schillers Todtenfeyer*, ein Prolog von *Bernhardi* und *Pellegrin*. 1806. 8.

Das Andenken eines eben erst Verstorbenen auf eine solche Weise theatralisch zu feyern, dass ein freyes, für sich bestehendes, in sich geschlossenes Spiel als ein Bild des Lebens in reinen Verhältnissen auf die Phantasie und das Herz wirke, und nicht durch den schon empfundenen Schmerz, sondern durch seinen Inhalt selbst ein ästhetisches Interesse erweckt, scheint eine schwere, wo nicht völlig unauflösliche Aufgabe. Denn theils ist der Gegenstand zu nahe, als dass er eine Betrachtung für die Phantasie abgeben könnte, theils ist die Darstellung einer Handlung nicht gut möglich, worin das Andenken eines Abwesenden auf das lebhafteste erregt, und doch der Abwesende selbst nicht vermisst werden soll, als welcher doch immer die Hauptperson bleibt, und gleichwohl nicht selbst auftreten darf. Man muss daher mit einer geistigen Erscheinung aus der Ferne, oder mit einem Repräsentanten desselben sich begnügen. Zu dieser wählt man entweder mythologische oder allegorische Figuren, und diejenigen, denen sie etwas zu sagen haben, sind entweder die Zuschauer selbst, oder wieder Repräsentanten derselben, die Schauspieler oder irgend ein Genius. So kann weder Einheit noch Handlung entstehen; und mit einer blossen Allegorie, die *in* und *für sich* spielt, wird man leicht zu ernst, kalt und abstract. Das Beste bliebe noch eine ganz fremdartige, in sich selbst fortgehende Handlung, die am Schluss durch eine Ähnlichkeit mit dem Schicksale oder dem Verhalten des Verstorbenen *symbolisch* wirkte. — In obigen Feyerspielen finden wir die Vff. recht wacker mit diesen Schwierigkeiten kämpfen. Hr. *M.* lässt das Publicum, das den Verlust erlitten, durch das *Drama* als Person, der die Nachricht von Schillers Tode gebracht wird, und den Gefeyerten selbst durch Personen seiner Dichtung, durch eine Scene aus dem Wallenstein, repräsentiren. Indem Thecla den Verlust des Schönen in ihren Geliebten beweint, wird der Verlust Schillers zwiefach berührt. Da diese Scene aber nur wie ein Bild im magischen Spiegel vorüberschwebt: so kann dadurch noch keine Wechselwirkung, keine Handlung und also kein Spiel entstehen. Die zweyte Repräsentation, Schillers Büste in den Wolken, kann zwar ebenfalls lyrisch, unmittelbar aufs Gefühl, aber keineswegs dramatisch und rein-künstlerisch wirken. Im Übrigen verdient die Anordnung und die im schillerschen Tone gehaltene Sprache des Vfs. Lob.

Das zweyte Spiel hat die zu grosse Nähe des Gegenstandes und die Schwierigkeit seiner persönlichen Vergegenwärtigung zwar glücklich dadurch besiegt, dass es Schillern als Knaben erscheinen lässt, dessen Traumbilder, da er entschlafen ist, vor ihm als Personen seiner künftigen Dichtungen vorübergehen, wobey die zufälligen Umgebungen, Donner und Blitz, Morgenröthe u. s. w., zugleich die verschiedene Beschaffenheit der schillerschen Dramen andeuten; auch wird die Einheit des Ganzen dadurch erhalten, dass die poetische Idee des inneren und äusseren Erscheinens, der Vergangenheit und der Zukunft, ungestört durchherrscht, und die Scene für sich vorgeht; aber ein eigentliches Spiel, ein Leben, eine Handlung konnte dadurch, wie Jeder gleich einsehen und fühlen wird, doch nicht entstehen. Dass einem schlummernden Knaben diess begegnet, kann mehr als ein schöner poetischer Gedanke, als verwirklicht, in der Darstellung, mit dem Anspruche auf dramatische Beschaffenheit, die Phantasie angenehm beschäftigen.

T. Z.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MÜNCHEN, auf Koſten der Akademie: *Denkſchriften der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu München.* Auf die Jahre 1808 — 1812. u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Der *dritte* Band, oder die Denkſchriften der Akademie *für die Jahre* 1811 *und* 1812, beſteht aus folgenden Aufſätzen:

I. *Claſſe der Mathematik und Phyſik.* 1) *Über die prieſtleyiſche grüne Materie*, von *Fr. v. P. Schrank.* 2) *Kritiſche Überſicht der einzelnen Arten aus der Gattung von Eidechſen, welche nach Schneider Wandkletterer, nach Linné Geckonen heiſſen*, von *J. G. Schneider* in Frf. a. d. O. 3) *Abbildungen und Beſchreibungen einiger Fiſche aus Japan und einiger Molusken aus Braſilien, welche bey Gelegenheit der erſten ruſſ. kaiſerl. Erdumſeglung lebendig beobachtet wurden*, von Dr. *Tileſius* in St. Petersburg, Naturaliſten der Expedition. 4) *S. Th. Sömmerring über einen Ornithocephalus.* 5) *Tanypus, eine neue Vogelgattung*, von *Mich. Oppel.* 6) *J. A. H. Reimarus*, M. D. et Prof. Hamburg., *de cerebro et nervis commentariolus.* 7) *Curtii Sprengel*, Prof. Halenſ., *diſſertatio de Germanis rei herbariae patribus.* 8) *Omphalodes, eine wiederhergeſtellte Gattung*, von *F. von P. Schrank.* 9) *Mémoire sur plusieurs nouvelles variétés de formes déterminables de topaze*, p. *J. A. Monteiro.* 10) *Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit der Ameiſenſäure*, von *A. F. Gehlen.* 11) *S. Th. Sömmerring Verſuche und Betrachtungen über die Verſchiedenheit der Verdünſtungen des Weingeiſtes durch Häute von Thieren und Federharzen.* 12) *Über die blauen Schatten*, von *Fr. v. P. Schrank.* 13) *Phyſiſch-mathematiſche Abhandlung über die Bewegung des Waſſers in offenen Canälen*, von *C. Chriſtian Langsdorf* zu Heidelberg. 14) *Altitudines Maſſiliae, Manheimii, Ratisbonae, Monachii, St. Andex, Tegernſee et Montis St. Gotthardi ſupra libellam maris mediterranei ope barometricarum et thermometricarum obſervationum determinatae* ab *Ab. Gel. Karner.* 15) *De poſitu baſis et retis triangulorum impenſa regis per totam Bojoariam porrectorum ad meridianum ſpeculae aſtronomicae regiae relato azimuthis obſervatis et ad calculos revocatis nunc primum definito* a *C. F. Seyffer.*

Wir überlaſſen die Beurtheilung dieſer Aufſätze anderen Mitarbeitern an dieſer A. L. Z., und beſchränken uns jetzt blofs auf die Claſſe der Geſchichte, welche die erſte Abtheilung folgendes Werkes enthält:

Die Vereinigung des baieriſchen Staats aus den einzelnen Beſtandtheilen der älteſten Stämme, Gaue und Gebiete, hiſtoriſch dargeſtellt von *Karl Heinrich Lang.* 168 S. 4.

Nicht blofs für Baiern, ſondern für die geſammte Geſchichte der deutſchen Nation bringt der ſcharfſinnige Vf. durch dieſes gründliche Werk ein wichtiges Geſchenk, welches jedem künftigen Forſcher ein unentbehrliches Hülfsmittel, ſelbſt in ſolchen Puncten bleiben wird, wo ſeine Überzeugungen abweichend ſind. Die urſprünglichen Beſtandtheile, aus welchen das Königreich Baiern nach ſeinem gegenwärtigen Umfange erwachſen iſt, nebſt den allmählichen Umwandlungen derſelben, entwickeln dieſe Unterſuchungen mit groſser Fülle von Beleſenheit, reicher Benutzung der Urkunden, mit ſorgfältig angewendeter Kritik. Da der Staat auſser dem eigentlichen Baiern beträchtliche Abſchnitte von den Alemannen und Franken enthält: ſo muſs nothwendig das Nöthige über die früheſte Lage dieſer drey Hauptſtämme der Nation mit Klarheit und Präciſion dargelegt werden. Der Vf. ſpricht daher Anfangs von den Alemannen, dann von den Franken und endlich von der Maſſe der Baiern. Er benutzt hiezu die wichtigſten bis jetzt vorhandenen, oft ſich widerſprechenden Hülfsmittel, ohne jedoch einem derſelben unbedingt zu folgen; ohne Rückſicht auf einzelne Verhältniſſe ſchreibt er getroſten Muths nieder, was ihm bey Gegeneinanderſtellung der Meinungen Wahrheit dünkt, mit Beyfügung ſeiner Gründe, um dem Leſer ein eigenes Urtheil nicht zu verkümmern. Auf dieſe Weiſe führt er jeden dieſer drey Zweige bis in das karolingiſche Zeitalter, zur Periode, wo die alten Landesherzogthümer mit veränderten Modificationen theils wieder hervortreten, theils neu entſtehen. Sehr willkommen iſt zuverläſſig dieſes vollſtändige, mit ſcharfer Kritik, wo möglich mit den genealogiſchen Ableitungen der älteſten Fürſten- und Grafen-Häuſer, und doch mit der möglichſten Kürze niedergeſchriebene, Verzeichniſs der Herzoge von Alemannien, Franken und Baiern, bis zur Zeit der Auflöſung in den beiden letzteren Ländern, in Baiern bis zum bleibenden herzoglichen Beſitz der Wittelsbacher. An daſſelbe ſchlieſst ſich in natürlicher Folge die Entwicklung der Beſtandtheile eines jeden Herzogthums, oder der alten Gauen, aus welchen die ſpäteren Grafſchaften hervorgingen. In ih-

Digitized by Google

rer oft sehr schwierigen Bestimmung stützt sich der Vf. S. 72 auf die richtige, öfters schon zum Grunde gelegte, aber selten mit ähnlicher Genauigkeit wie hier beobachtete Hauptregel: „es wird sich nicht leicht treffen, dafs ein Gau sich in zweyerley Bisthümer erstreckt hätte, weil es in der Natur der Sache lag, sich bey der später erfolgten hierarchischen Eintheilung der schon früher bestandenen politischen anzufügen.“ Er hält sich also bey der Festsetzung der Lage und des Umfangs der alten Gauen streng an die Grenzen und Unterabtheilungen der Bisthümer mit äufserst seltener, durch die Noth hervorgebrachter Ausnahme. Mehrere, zum Theil vortreffliche Vorgänger, vorzüglich bey Baiern und Franken, erleichterten die mühselige und trockene Arbeit, liefsen ihm aber immer noch hinlänglichen Spielraum, theils zu Verbesserungen, theils zu neuen Ansichten übrig. Auf diese Weise erhält jeder Winkel der Monarchie seinen bescheidenen Theil, mit sorgfältiger Anwendung der Urkunden und häufiger Hinweisung auf die Familien, welche endlich, öfters mehrere, zuweilen nur eine, als erbliche Grafen aus diesen Gauen hervorgingen. Die Arbeit dient dadurch zugleich als Vorbereitung auf den noch nicht erschienenen, nach unserem Bedünken wichtigen Abschnitt der ganzen Untersuchung, auf die Entstehung und Ausbildung der fürstlichen und gräflichen Familien, der Grenze ihrer Territorien, und der Verhältnisse dieser Erbgrafen zu den Landesherzogen, wodurch manche neue Ansichten für die Geschichte Deutschlands im Mittelalter erscheinen werden. Denn gewöhnlich stellt man sich die häufigen Zwistigkeiten und kleinen Kriege zwischen diesen beiden Theilen blofs als einen widerrechtlichen Ausflufs des Raufsystems jener Zeiten vor, und schreibt den Ungehorsam der Grafen einzig der herzoglichen Schwäche zu, welche die Bändigung der Untergebenen nicht erlaubte. Aber beym näheren Anblicke zeigt sichs bisher im Halbdunkel, dafs die meisten dieser Fehden sich auf rechtliche Ansprüche gründeten, dafs der Graf, eben so gut unmittelbares Mitglied des Reichs wie der Herzog, mit ihm gleiches Schrittes in die Höhe stieg, nicht ferner dem ehemaligen Vorgesetzten, sondern einzig dem Reichsoberhaupte verpflichtet zu seyn glaubte. In Schwaben, Franken u. s. w., wo die Landesherzogthümer frühzeitig aufhörten, sind diese Erscheinungen sehr natürlich, auch in Lothringen, wo das Herzogthum mit gedoppelter Abtheilung blieb, weil die Grofsen dieses Landes sich sehr frühzeitig nach französischem Zuschnitte modelten, und zum Theil so mächtig als der Herzog geworden waren. Baiern hingegen war das einzige Land, wo das Landesherzogthum, obgleich in engere Grenzen beschränkt, sich für immer erhielt. Hier mufste nothwendig ein auffallendes Gegeneinanderwirken der herzoglichen und gräflichen Macht lange Zeit sichtbar seyn, ist auch sichtbar genug geworden. Über diese verwickelten Verhältnisse: wie weit gingen die Ansprüche der späteren Herzoge mit Einschlufs der ersten Wittelsbacher? wie weit die Behauptungen der übrigen Grofsen? u. s. w. hofft Rec. durch die noch folgende Abtheilung des Hn. *Lang* näher belehrt zu werden; und wer könnte es besser als gerade er, ausgerüstet mit seinen Einsichten, und stehend an der Spitze der baierischen Landesarchive?

Nach dieser gedrängten Verlegung des ganzen Ganges der Entwicklung sollten die einzelnen Stellen folgen, deren Bezeichnung uns besonders treffend oder scharfsinnig dünkt. Wir thun es nicht. Was könnte es auch frommen, wenn wir z. B. unseren Beyfall erklären wollten über den treffenden Beweis, S. 81, dafs das *Ries* zu Alemannien und nicht zum Nordgaue gehörte; dafs überhaupt die unmäfsige Ausdehnung, welche einige baierische Schriftsteller dem Nordgaue geben, hier nicht angenommen, sondern S. 112 mit Belesenheit und Scharfsinn gezeigt wird, der Irrthum liege in einer Vermengung des baierischen Gaues Nordgau mit der schweinfurtischen Markgrafschaft Nordgau; dafs S. 162 der ehemals so sehr grofs angenommene Sondergau in seine engeren richtigen Grenzen gestellt ist u. s. w. Dieser Stellen sind so viele, dafs ihre Bezeichnung zweckwidrig seyn müfste; wir verweisen den sachkundigen Leser an das Werk selbst. — Aber ohne Tadel kommt eine Recension nicht so ganz zum Gedeihen; tadeln wollen also auch wir den Vf. wegen des Mangels an Citaten. Befremden wird freylich dieser Vorwurf jeden Leser, wenn er findet, dafs bey der ältesten Geschichte die Anzeige der Quellen und Hülfsmittel durchgängig in den Vortrag verwebt sind, dafs bey den Herzogthümern die wichtigsten der von Hn. *L.* benutzten Schriftsteller überall an der Spitze stehen, und dafs der Beschreibung jedes Gaues der erfoderliche Beweis zur Seite liegt. Dessenungeachtet glaubt Rec. ein wahres Wort gesprochen zu haben. In einer Untersuchung, wo jede einzelne Behauptung nicht ohne Begleitung der Quelle, aus welcher man schöpfte, bleiben darf, wo man sogar nichts auf das blofse Wort des einsichtsvollen und völlig parteylosen Schriftstellers hinnimmt, ist die möglichste Vollständigkeit der Beweisstellen um so unerläfslicher, da schwerlich der Vf. ohne Angriffe von anderen Gelehrten bleiben wird, deren Überzeugung bisher in einzelnen Theilen zu abweichenden Resultaten führte. Rec. gehört nicht unter ihre Zahl, und doch hätte er die Belege aus gleichzeitigen Schriftstellern wegen des S. 52 angeführten Herzogs Ernst, des allgewaltigen Günstlings Ludwigs des Deutschen, gern gesehen, dessen Handlung durch die Heldengeschichten in das 12 Jahrhundert vorgerückt wurden. Ein Herzog bey Hofe in der Periode Ludwigs des Deutschen? und wo war denn Ernst Herzog? Ähnliche Belehrung wünscht sich Rec. wegen des S. 24 angeführten thüringischen Reichs. Hr. *L.* sagt mit Bestimmtheit, es sey zwischen den Franken und Sachsen getheilt worden, so dafs der thüringer Wald die Grenzen bildete, und der nördliche, den Sachsen zugefallene Theil von nun an Ostfalen hiefs. Diese Sätze bieten mannichfaltige Schwierigkeiten dar; wir berühren nur die einzige, dafs der Vf. selbst auf der folgenden Seite,

Digitized by Google

dem fränkiſchen Herzog Rudolph in Thüringen in den Gegenden der Unſtrut, folglich in dem ſächſiſchen Thüringen, ſeine Reſidenz zutheilt. Doch vorzüglich liegt uns ein in mehrere zerſtreute Stellen eingreifender Punct am Herzen: die ſorgfältige Entwicklung des babenbergiſchen Hauſes und der Markgrafen von Schweinfurt; die Beweiſe, daſs ihre Markgrafſchaft durch Oſtfranken und die Oberpfalz ſich bis zur böhmiſchen Grenze erſtreckte, und daſs die Grafen von Vohburg nach Abgang der Familie in einen Theil der Erbſchaft eintraten; wie es möglich war, daſs dieſe öſtlich an Franken grenzende Markgrafſchaft das Nordgau hieſs, und ſich ſo weit ſüdöſtlich bis zur Donau verbreitete. Einzelne Belehrungen hierüber geben ſchon die Stellen S. 28 — 30, 61 und 117, aber ſie reichen zur vollen Überzeugung und lichtvollen Entwickelung dieſes für die ganze innere Verbindung des alten Deutſchlandes wichtigen Gegenſtandes nicht ſo vollſtändig hin, als Rec. es wünſchen möchte. Doch iſt vermuthlich die ganze Erinnerung überflüſſige Sache, da der folgende, die Entſtehung und Ausbildung der anſehnlichſten Familien enthaltende Abſchnitt ſich nothwendig auch über dieſe ausgebreiteten, im Halbdunkel liegenden Gegenden verbreiten muſs. Freudig ſehen wir ihrer Erſcheinung entgegen. — Eine willkommene, im Grunde unentbehrliche Zugabe dieſer verdienſtvollen Arbeit iſt die beygefügte Charte in zwey Blättern von dem baieriſchen Staate und ſeinen Angrenzungen. Alle durch die Unterſuchung beſtimmten Gaue ſind zur leichteren und ſchnelleren Überſicht auf der Charte durch Illumination begrenzt.

Vd. Hg.

Auf dieſe, das Ganze umfaſſende Recenſion laſſen wir die Anzeigen einiger, einzeln erſchienener Schriften folgen, und gedenken die übrigen zu anderer Zeit nachzuholen.

1) München u. Landshut, b. Krüll: *Über das Verhältniſs der bildenden Künſte zu der Natur.* Eine Rede zur Feyer des 12 Octobers als des allerhöchſten Namensfeſtes S. K. M. von Baiern, gehalten in der öffentlichen Verſammlung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu München von *F. W. J. Schelling.* 1807. 65 S. gr. 8. (12 gr.)

2) München: *Conſtitution der königl. Akademie der bildenden Künſte.* 1808. 4.

Die erſte dieſer Schriften iſt wohl nicht blofs gelegentlich entſtanden, wie Mancher aus dem Titel vermuthen dürfte, ſondern in hohem Grade fach- und gehaltreich, und, man mag ſie nun von Seiten der Form oder des Inhalts beurtheilen wollen, ein Meiſterſtück. Ein Auszug vom Ganzen läſst ſich ſchwerlich geben, weil Alles zuſammenhängend, ineinandergreifend und ohne Überfluſs iſt; dagegen wollen wir verſuchen, durch Darlegung einiger vorzüglicher Stellen unſere Leſer ahnden zu laſſen, was ſie überhaupt davon erwarten dürfen.

S. 3. „Die bildende Kunſt ſoll, gleich der Poeſie, geiſtige Gedanken, Begriffe, deren Urſprung die Seele iſt, aber nicht durch die Sprache, ſondern wie die ſchweigende Natur durch Geſtalt, durch Form, durch ſinnliche von ihr unabhängige Werke ausdrücken.“ — Alle Theorie neuerer Zeit, ſagt der Vf. S. 5, ſey von dem beſtimmten Grundſatz ausgegangen, daſs die Kunſt die Nachahmerin der Natur ſeyn ſolle. Aber dieſes könne dem Künſtler wenig frommen bey der Vieldeutigkeit des Begriffs der Natur. „Sonderbar genug, wenn eben die, welche alles Leben der Natur verleugnet, es in der Kunſt zur Nachahmung aufſtellten!“ Ihnen war die Natur, nach S. 6, „ein hohles Gerüſte von Formen, von dem ein eben ſo hohles Bild auf die Leinewand übergetragen, oder in Stein ausgehauen werden ſollte.“ — Zwar wurde jener Grundſatz näher dahin beſtimmt: Nur ſchöne Gegenſtände, und auch von dieſen nur das Schöne und Vollkommene ſoll er, der Künſtler, Schüler der Natur, wiedergeben. S. 8. „Wie ſollte nun der, dem zu der Natur kein anderes Verhältniſs, als das dienſtbarer Nachahmung zukam, das Schöne vom Unſchönen unterſcheiden?“ — „Wenn wir die Dinge nicht auf das Weſen in ihnen anſehen, ſondern auf die leere, abgezogene Form: ſo ſagen ſie auch unſerem Inneren nichts; unſer eigenes Gemüth, unſeren eigenen Geiſt müſſen wir daran ſetzen, daſs ſie uns antworten.“ — Winkelmann erhob nach S. 8 die Kunſt „von der unwürdigen Abhängigkeit in das Reich geiſtiger Freyheit. Lebhaft bewegt durch die Schönheit der Formen in den Bildungen des Alterthums, lehrte er, daſs Hervorbringung idealiſcher, und über die Wirklichkeit erhabener Natur, ſammt dem Ausdrucke geiſtiger Begriffe, die höchſte Abſicht der Kunſt ſey.“ — „Aber weil auch mit dieſer Lehre die Anſicht der Natur als bloſses Products, der Dinge als eines lebloſen Vorhandenen fortbeſtand, und die Idee einer lebendigſchaffenden Natur dadurch keineswegs geweckt wurde: ſo konnten denn auch jene idealiſchen Formen durch keine poſitive Erkenntniſs ihres Weſens belebt ſeyn; und waren die der Wirklichkeit todt für den todten Betrachter: ſo waren es jene nicht minder.“ —

Was von S. 26 — 45 über die Schönheit bezüglich auf bildende Kunſt, wie ſolche in den Werken der Alten angewandt worden, welchen Gebrauch die Plaſtik, welchen die Malerey vom eigentlichen Schönen zu machen befugt ſey, vom Charakteriſtiſchen, von Darſtellung der Leidenſchaften und Mäſsigung derſelben, von der Anmuth u. ſ. w. geſagt wird, gehört zum Trefflichſten dieſer Schrift. indeſſen mögen wir nicht wagen, einzelne Stellen daraus anzuführen, weil zu beſorgen iſt, das Einzelne und Abgeriſſene möchte hier den Sinn, der durchs Ganze waltet, nicht gehörig ausdrücken.

Nachdem der Vf. von S. 46 — 50 ferner die Verſchiedenheit in der Art und im Weſen der Plaſtik und der Malerey unterſucht, das Vorherrſchen von jener im Alterthum, von dieſer in der neueren Welt daraus erklärt, „weil das Alterthum durchaus plaſtiſch

Digitized by Google

gesinnt war, die neuere Zeit aber sogar die Seele zum leidenden Organ höherer Offenbarungen macht, schliesst er mit folgender, für Künstler ganz besonders beherzigenswerther Stelle: „Ist die Ausschweifung der Plastik in das Malerische ein Verderb der Kunst: so ist die Zusammenziehung der Malerey auf plastische Bedingung und Form eine derselben willkührlich aufgelegte Beschränkung. Denn wenn jene, gleich der Schwere, auf Einen Punct hinwirkt: so darf die Malerey, wie das Licht, den ganzen Weltraum schaffend erfüllen."

Sodann fügen sich Betrachtungen über die neuere Kunst an. In den Werken des Michel Angelo stellt sie sich freygeworden, und in ihrer mächtigsten Epoche dar, wo sie noch ungebändigte Kraft zeigt. — Nach Besänftigung der ersten Gewalt „verklärt sich in Seele der Naturgeist, und die Grazie wird geboren. Zu dieser Stufe gelangte, nach Leonardo da Vinci, die Kunst durch Correggio, in dessen Werken die sinnliche Seele der wirkende Grund der Schönheit ist." — „Raphael nimmt Besitz vom heiteren Olymp, und führt uns mit sich von der Erde hinweg in die Versammlung der Götter, der bleibenden, seligen Wesen." — „In ihm hat die Kunst ihr Ziel erreicht. Was auch bey der späteren Wiedererneuerung der Kunst unternommen ward: so konnte die Malerey nur durch das Vorgewicht, das sie der Seele gab, noch eine höhere Kunststufe gewinnen. Zu dieser trachtete Guido Reni, und wurde der eigentliche Maler der Seele." Hier nimmt Hr. *S.* Gelegenheit, einem schönen Gemälde dieses Meisters, der Himmelfahrt Mariä, sonst in der düsseldorfer Gallerie, nun zu München, verdientes Lob zu spenden.

Sehr wohl wird endlich noch erinnert, dass von den ersten Anfängen ausgegangen werden müsse, wenn das Schöne frey und urkräftig sich wieder erzeugen soll. „Die Kunst entspringt (heisst es S. 59) nur aus der lebhaften Bewegung der innersten Gemüths- und Geistes-Kräfte, die wir Begeisterung nennen. Alles, was von schweren oder kleinen Anfängen zu grosser Macht und Höhe herangewachsen, ist durch Begeisterung gross geworden. Aber nicht die Kraft des Einzelnen richtet es aus; nur der Geist, der sich im Ganzen verbreitet. — Die Kunst bedarf eines allgemeinen Enthusiasmus für Erhabenheit und Schönheit, wie jener, der in dem mediceischen Zeitalter gleich einem warmen Frühlingshauche alle die grossen Geister zumal, und auf derselben Stelle hervorrief. — (S. 62) Zwar eine Kunst, die nach allen Bestimmungen dieselbe wäre, wie die der frühieren Jahrhunderte, wird nie wiederkommen; denn nie wiederholt sich die Natur. Ein solcher Raphael wird nicht wieder seyn, aber ein anderer, der auf eine gleich eigenthümliche Weise zum Höchsten der Kunst gelangt ist."

Wir begleiten die Anzeige dieser merkwürdigen Schrift mit dem Wunsch, dass dem Vf. sich günstige Gelegenheit zeigen möge, die Schätze, welche Italien noch besitzt, so wie diejenigen, die Frankreich neulich erworben, zu sehen, um somit auch seine anschaulichen Kenntnisse von Werken der alten und neueren Kunst möglichst umfassend zu machen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Kinderschriften. *Berlin*, b. Dieterici, u. *Leipzig*, b. Mittler: *Die Bürgerschule, oder wissenschaftliches Lehr- und Lern-Buch für Knaben und Mädchen in Schul- und Frey-Stunden.* Von *Theodor Heinsius*, Prof. am berlinischen Gymn. XVI u. 176 S. 8. (Pr. b. Verleger 6 gr, im Buchhandel 12 gr.) Das Büchlein enthält kurze Sätze, deren Inhalt zu den Gegenständen des Unterrichts in Elementar- und Bürger-Schulen gehört. Der Vf. rechnet mit unseren einsichtsvollesten Pädagogen dahin: Geographie, Historie, Muttersprache, populäre Mathematik, Kenntniss der Natur und des Menschen, Rechnen, Religionsgeschichte und die Grundwahrheiten der christlichen Religion. Die Fabellehre der Alten hätte vielleicht wegfallen können, ungeachtet eine Bekanntschaft mit ihr auf der höheren Bürgerschule zum Verständniss mancher Schriften und Kunstwerke nützlich ist. Doch der Vf. sagt es selbst, dass man auf Alter und Classen Rücksicht nehmen müsse. So manches Gute uns *Weisse*, *Campe*, *Salzmann*, *Thieme*, u. A. m. für den ersten Unterricht geliefert haben: so muss man doch gestehen, dass Hr. *H.* sich einen eigenen Weg gebahnt hat, indem er weder den Vortrag fortlaufend an einander reiht, noch in den Fehler der Trockenheit fällt. Der aufmerksame Lehrer wird finden, dass die einzeln aufgestellten Sätze in ihrer Folge doch gewissermassen ein nothwendiges Ganzes bilden, und das Wesentliche der wissenschaftlichen Elemente enthalten. Wenn der gegebene Stoff durch einen verständigen Lehrer beym Unterricht richtig benutzt wird: so müssen daraus gute Folgen entstehen. Diese Form also, und der Inhalt selbst, zeugen von dem Nachdenken eines erfahrnen Schulmanns. Er rügt in der Vorrede drey Fehler, die besonders beym öffentlichen Unterricht noch zu allgemein sind. Sie sind das zu *viele Nachschreiben* der Schüler, welches den Geist tödtet, die *Überfüllung des Stoffs* oft für eine Lehrstunde, und der Mangel der *Selbstthätigkeit* des Schülers. Jeder, der das Geschäft des Unterrichts gewissenhaft treibt, wird ihm beypflichten.

Das Buch hat noch fünf Anhänge, welche biblische Sprüche, die unter gewisse Rubriken gebracht sind, die fünf Hauptstücke, das Einmaleins, Lieder und Gesänge (sehr zweckmässig) und französische Vocabeln enthalten.

Der Vf. hat Vieles zusammengedrängt, und wünscht mit Recht, den Gebrauch der vielen Compendien eingeschränkt zu sehen. Schon der unvergessliche *Gedike* war der Meinung, dass die niederen, nur aus einer Classe bestehenden Schulen nur ein einziges Lehrbuch hätten, das bey anscheinender Kürze deutlich, und doch gewissermassen vollständig, auch wohlfeil und in einer aphoristischen Methode abgefasst wäre. Er raumt aber auch ein, dass ein solches einen geschickten Lehrer erfodere. Das vorliegende Buch entspricht diesem Ideal, und verdient alle Empfehlung. Auch zur Beförderung des Hausfleisses ist es geeignet.

V. H. B.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MÜNCHEN: *Conſtitution der königl. Akademie der bildenden Künſte* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

No. 2. Dieſe Conſtitution der königl. baieriſchen Akademie der bildenden Künſte in München hat, überhaupt genommen, die gegründeteſten Anſprüche auf den Beyfall aller Kunſtfreunde. Denn ſie zeichnet ſich gegen die beſtehenden Einrichtungen bey anderen dergleichen Anſtalten ſehr vortheilhaft aus, und ſollten wir auch beym Durchgehen allenfalls einige Einwendungen machen müſſen: ſo möchten wir ſie doch für nichts anders als bloſse Regung reiner wohlwollender Theilnahme an dieſem unſtreitig viel Gutes verſprechenden Inſtitut betrachtet wiſſen.

Gleich im Eingang wird im Namen des Königs geäuſsert, es ſey deſſen höchſter Wille, daſs die wohlthätigen Einflüſſe der ſchönen Künſte ſich auf das geſammte Volk in einem ausgedehnteren Maſse als bisher verbreiten ſollen.

Die Akadmie hat den Zweck, eine *Lehr-* und *Bildungs-Anſtalt* ſowohl als eine *Kunſtverbindung* oder Geſellſchaft zu ſeyn; jedoch ſoll der erſte Zweck immer als der wichtigſte betrachtet werden. Sie zerfällt demnach als Lehranſtalt in vier Hauptſchulen, 1) der Malerey, 2) der Bildhauerkunſt, 3) der Baukunſt, 4) der Kupferſtecherkunſt. In der erſten bildet die Schule der Landſchaftsmalerey eine eigene Unterabtheilung. Der Unterricht ſoll ſowohl der Form als der Abſicht nach durchaus praktiſcher Natur ſeyn: „jedoch keineswegs in dem Sinne, daſs eine bloſs gedankenloſe Fertigkeit der Hand und des Auges erzielt werde, ſondern daſs der Zögling das Wiſſenſchaftliche ſeiner Kunſt zugleich mit der Ausführung erlerne, und ſich der Regeln ſeines Verfahrens nur in der Ausübung bewuſst werde.“ — Die Schule der Hiſtorienmalerey iſt in 3 Claſſen abgetheilt. Die Schüler der erſten Claſſe empfangen Unterricht nach Zeichnungen und Gipsabgüſſen, und machen zugleich den Anfang des Studiums nach der Natur. In der zweyten Claſſe gehen ſie zum Gebrauche der Farben über, und lernen malen. In der dritten Claſſe tritt zu den früheren Studien noch das der Compoſition im weiteſten Sinne hinzu und die Schüler werden, hier eigentlich mit dem Höheren der Kunſt bekannt gemacht.

Indem wir das Zweckmäſsige der durch die drey erſten Artikel getroffenen Einrichtungen anerkennen: hegen wir einige Beſorgniſſe über die Verfügungen des letzten Artikels. Denn im Fall ſtrenge nach der Vorſchrift deſſelben gehandelt werden ſollte: ſo möchten die Schüler der erſten Claſſe leicht zu lange vom Malen, oder beſſer zu ſagen, vom Gebrauche des Pinſels abgehalten werden. Zwar handelt man beynahe überall auf dieſelbe Weiſe, weil es herkömmlich iſt, aber ohne weſentlichen Grund. In einer neu einzurichtenden Lehranſtalt für Maler wäre darum wohl der Verſuch zu wagen, das in ſo mancher Hinſicht ihnen nachtheilige Zeichnen und Schattiren mit Kreiden oder Tuſche abzuſchaffen. So lange der Anfänger, welcher Maler werden ſoll, nur noch hauptſächlich Übung im Augenmaſs und Fertigkeit im Umriſs beabſichtigen muſs: würde es unſtreitig am angemeſſenſten ſeyn, ihn bloſs Conture etwa auf Schiefertafeln oder ſchwarz angeſtrichenes Bret zeichnen zu laſſen, wo die begangenen Fehler allenfalls leicht ausgelöſcht und neue Verſuche gemacht werden können; ſobald man aber Licht und Schatten will andeuten laſſen: müſste man auch nicht länger ſäumen, den Schüler zur Handhabung des Pinſels und einfacher Farben zu gewöhnen, weil er ſonſt unausbleiblich in den faſt allgemeinen Fehler verfällt, bloſs dem Schatten nachzuſpüren, das Licht, oder die beleuchteten Parthieen hingegen weniger genau zu beobachten und nur auf eine unbequeme, mühſame Weiſe darzuſtellen.

Nach dem fünften Artikel wird für die Landſchaftsmalerey ein Lehrer beſtellt, „der ſeine Zöglinge, welche jedoch die Regeln der Perſpective bey dem beſonderen Lehrer derſelben zu ſtudiren haben, vom erſten Anfange bis zur letzten Ausbildung fortführt.“ Da die landſchaftlichen Gemälde gegenwärtig im Publicum die meiſten Liebhaber finden, und eine freye zierliche Behandlung in dieſem Fach vielleicht unerläſslicher als in einem der anderen iſt: ſo ſcheint es allerdings nützlich, wenn die Schüler Gelegenheit haben, von einem geſchickten Meiſter die beſten praktiſchen Regeln zu erlernen; aber wenn ſie nun höher aufſteigen ſollen zum Geiſtigen in der Kunſt: ſo dürfte es leicht nachtheilig ſeyn, das landſchaftliche Fach von der übrigen Schule der Malerey noch ferner getrennt zu halten; alle höhere Kunſtlehre iſt allgemein, und auf alle Fächer anwendbar. Der weſentlichſte Vorwurf, den man den landſchaftlichen Gemälden ſelbſt der beſten noch lebenden und kurz verſtorbenen Meiſter machen kann, iſt dieſer, daſs ſie verhältniſsmäſsig zu groſsen Werth auf zarte Ausführung, Farbenton u. dgl. im Einzelnen gelegt, und hingegen in Hinſicht auf poetiſche Erfindung, auf ſchöne Anordnung, auf den maleriſchen Effect des

Digitized by Google

Ganzen weniger Sorgfalt bewiesen haben, und dieser gewaltige Fehler ist, wie uns dünkt, von dem Umstand abzuleiten, dafs die meisten guten Landschaftmaler in den letztverstrichenen 50 Jahren sich immer mehr knechtisch an die Natur gehalten, oder nach dem Kunstausdruck, ins Naturalistische gegeben, und sich nebenher als eine abgesonderte eigene Zunft betrachtet haben. Um deswillen können wir die obenbemerkte Verordnung, die Zöglinge der Landschaftsmalerey bis *zur letzten Ausbildung* dem Lehrer dieses Fachs ausschliefslich zu überlassen, nicht gutheifsen, als nur unter der Bedingung, wenn dieser Lehrer ein ganz vernünftiger Mann, ein grofser und aufgeklärter Meister ist; aufserdem wird es wohl besser seyn, wenn die jungen Landschaftmaler, im Betreff des höheren Unterrichts, sich von den übrigen Schülern nicht absondern.

Nach dem sechsten Artikel geniefsen die Zöglinge der Bildhauerkunst, gleich denen der Historienmalerey, den Unterricht der ersten Classe in der Zeichnung, und lernen zugleich bey dem besonderen Lehrer ihrer Kunst das Modelliren. Auf der zweyten Stufe sollen sie ihren besonderen Zwecken folgen, auf der dritten zum tieferen Verständnifs musterhafter Kunstwerke durch den Lehrer ihrer Schule geleitet werden, auch können sie zugleich an den ähnlichen Unterhaltungen des Lehrers der Historienmalerey Antheil nehmen.

Dem Bildhauer ist es allerdings von Nutzen, wenn er einige Fertigkeit im Zeichnen erworben hat, um eigene Entwürfe, oder auch nach anderen Kunstwerken zur Erinnerung leichte Skizzen ins Taschenbuch verfertigen zu können; nur soll er damit seine Studien nicht anfangen, sondern lieber ganz und ungetheilt sich sogleich in dem üben, was für den plastischen Künstler die Hauptsache ist — im Modelliren. — Zeichnen mufs für ihn blofs eine Nebenbeschäftigung bleiben, und es ist im Wesentlichen ziemlich gleichgültig, ob er etwas mehr oder weniger Gewandtheit darin besitzt. Ohne Zweifel hat man eben so viel oder noch mehr Befugnifs, vom Maler das Modelliren zu fodern als vom Bildhauer das Zeichnen; allein auch der Maler würde sehr unrecht handeln, wenn er als Schüler mit Modelliren beginnen wollte, denn das förderte ihn nicht unmittelbar in seinem Fach. Doch mag er späterhin, bey Gelegenheit und mit Mufse, sich darin, als einer sehr brauchbaren Nebensache, einige Fertigkeit zu erwerben suchen.

Nach dem siebenten Artikel sollen jeden Winter einige Leichname mit Hinsicht auf die Bedürfnisse des Künstlers zergliedert, und den Schülern Zeit gelassen werden, nach den dargelegten Theilen zu zeichnen. Die Professoren der Malerey und Bildhauerkunst sollen abwechselnd bey diesen Studien die Aufsicht führen. Eine sehr zweckmäfsige, sowohl für die Lehrer als für die Schüler nützliche Einrichtung. Der achte Artikel: über das Zeichnen und Modelliren nach der Natur, giebt ungefähr die nämlichen Vorschriften, welche auch bey anderen Akademieen bestehen, und wogegen keine erhebliche Einwendung zu machen ist. Der Gewinn hängt in diesem Stück beynahe gänzlich von der Einsicht der Lehrer und von dem Fleifse der Schüler ab.

Durch den neunten Artikel wird verordnet: Es sollen jeden Winter zweymal in der Woche für die Schüler der höheren Classen Vorlesungen über die Mythologie, und die allgemeinen Kunstgegenstände, verbunden mit einer anschaulichen Geschichte der allmählichen Ausbildung der vornehmsten Kunstideale, gehalten werden. — Wenn es mit diesen Vorlesungen ernstlich genommen, und sie, wie nicht zu bezweifeln, einem tüchtigen, dem Unternehmen gewachsenen Manne übertragen werden: so sind zuverlässig die ersprieslichsten Folgen davon zu erwarten.

Laut des eilften Artikels hat der Professor der Baukunst alle Wochen drey Stunden, mit der Lehre von Schatten und Licht, die Perspective für Maler und Baukünstler zu lehren. Wir tadeln keineswegs, dafs der Unterricht über die Regeln von Licht und Schatten, wie auch der Perspective, dem Professor der Baukunst einstweilen übertragen worden. Denn vermuthlich ist er es, der das Gewöhnliche über beides am besten inne hat, und wieder vorzutragen versteht; allein bey einer neu eingerichteten Lehranstalt wäre zu wünschen, oder sogar der Versuch zu machen, die Maler besonders, auf das ihnen so nothwendige Studium der Perspective, welches von Vielen, seiner anfänglichen Trockenheit wegen, vernachläfsigt wird, mehr hinzuweisen, und ihnen hierin gründlichen Unterricht mit unmittelbarer Beziehung auf ihre Kunst zu ertheilen. Den Baukünstlern hingegen möchte es frey gestellt bleiben, sich mit der Lehre von Licht und Schatten sowohl, als mit der Perspective bekannt zu machen, oder nicht, weil beides in ihr eigentliches Fach nicht eben so tief eingreift, sondern blofs zur Verfertigung der heut zu Tage üblichen mühsam ausgeführten Architekturzeichnungen behülflich ist. Künstler und Kenner aber wissen wohl, dafs nach der Wirkung der allerausgeführtesten Zeichnung sich dennoch niemals mit Sicherheit auf die Wirkung schliefsen läfst, welche das Gebäude selbst machen wird. Ferner ist bekannt, wie sehr gute Architekten sich mit ausführlichem Zeichnen gar nicht befafst, und selbst die Besten es vorgezogen haben, ihre Entwürfe in freystehenden Modellen zur Anschauung zu bringen. Man könnte endlich noch sagen, die herrlichsten unübertroffenen Denkmale der Architektur in Griechenland seyen entstanden, ehe Licht und Schatten beobachtet, und ehe die jetzt geltenden Regeln der Perspective auch nur geahndet worden. In Betreff des Unterrichts über die mathematischen Regeln von Licht und Schatten behaupten wir kühn, dafs solches für Maler überflüssig ist. Denn Zöglinge, die nur einiges Talent und Verstandesanlagen besitzen, begreifen von selbst den Einfallswinkel des Lichts, wie durch das Wiederkehren desselben die Reflexen entstehen, wie Schlagschatten fallen, wie runde und wie eckige Körper beleuchtet erscheinen; mehr erfahren sie auch durch jenen Unterricht wohl schwerlich; aber die Kunst der male-

Digitized by Google

rischen Beleuchtung und Wirkung ist ohne Zweifel eine andere und höhere.

Der zwölfte Artikel verordnet, in Hinsicht auf die Kupferstecherkunst, um derselben ihren alten Ernst und die nothwendige Strenge wo möglich wieder zu geben, dass die ihr sich widmenden Zöglinge nicht eher zur Erlernung derselben übergehen sollen, als nachdem sie in der ersten Classe der Historienmalerey die Zeichnung so weit als die Maler gelernt haben, die in die zweyte Classe übergehen. Unserer Meinung nach ist dieses noch nicht hinreichend, um den oben angegebenen höchstlöblichen Zweck zu erzielen. Nur wenn der Kupferstecher ein vollkommen geschickter Nachzeichner ist, kann er hoffen, die alte Tüchtigkeit, Ernst und Strenge in seinen Blättern zu erreichen. Gelingt es ihm noch überdiess, die elegante Zartheit der neueren Meister hinzuzufügen: so ist er desto schätzbarer. Die Akademie wird aber auf alle Fälle ihre geäusserten guten Absichten in Ansehung der Zöglinge der Kupferstecherkunst sicherer erreichen, wenn dieselben unausgesetzt im Zeichnen mit einerley Farbe sich so lange beschäftigen müssen, bis sie einen bedeutenden Grad von Fertigkeit darin erreicht haben, und alsdann erst zum Radiren und Stechen auf Kupfer zugelassen werden, während welcher Zeit sie aber immer noch das Zeichnen, so viel die Umstände erlauben, fortsetzen. Wer das Zeichnen vernachlässigt hat, kann mit Nadel und Grabstichel sehr wohl umzugehen wissen, und wird darum doch nur sehr mittelmässige Kupferstiche liefern; hingegen ist nicht zu befürchten, dass von geübten Zeichnern je völlig werthlose Blätter ausgehen werden.

Der achtzehnte Artikel (denn diejenigen, bey welchen uns keine Bedenklichkeit beygeht, wollen wir der eigenen Lectüre des Lesers empfehlen) handelt von den Vortheilen, welche die Zöglinge der Akademie geniessen. — Der Unterricht geschieht ganz unentgeltlich. Dagegen soll kein angehender Künstler, den äusserst seltenen Fall eines ganz ausgezeichneten Talentes, verbunden mit gänzlichem Mangel eigener Mittel, ausgenommen, auf eine Unterstützung aus dem Fonds der Akademie Rechnung machen dürfen, es wäre denn, dass er diese als Preis gewönne. Diese Anordnung verdient ganz unbedingten Beyfall, möge nur streng darüber gehalten werden. Denn es ist wahr, dass durch leichtsinnige Gunst in Ertheilung von Pensionen an junge Künstler der Kunst selbst oft Schaden zugefügt worden; einem vorzüglichen Talent, welches sich redlich bemüht, misslückt es wohl ohne Zweifel nur selten, durchzudringen. Sollte aber auch wirklich zuweilen die Ausbildung eines guten Künstlers Hindernisse erleiden, aus Mangel zeitiger Unterstützung: so ist solches zum wenigsten für den Staat lange nicht so nachtheilig, als das Heer von Schmierern und Pfuschern, welche die Leichtigkeit, Unterstützung zu erhalten, gewöhnlich hervorbringt, und die für eine wahre Landplage gelten können. —

Die besten Schüler der Akademie werden zu Lehrern der Provincialkunstschule befördert; so wie die vorzüglichsten Meister der letzteren die Aussicht haben sollen, zu Lehrern an der Centralanstalt vorzurücken. Diese Einrichtung mag vielleicht einstweilen gut seyn; wir hoffen indessen, sie werde nicht als ein unwandelbares Gesetz gelten. Die Akademie würde ihrer Wirkung so wie ihrem Ruhm nicht blos schaden, sondern sogar sich selbst in nicht gar langer Zeit völlig zerstören, wenn sie immerfort die ersten Lehrstellen aus ihren eigenen Zöglingen besetzen und wieder besetzen wollte. Damit sie ihren Zweck erfüllen, wachsen und blühen möge, sind vorzügliche tüchtige Lehrer ein nothwendiges Erforderniss, und hieraus folgt sodann, dass man jederzeit, wenn eine erledigte Stelle zu vergeben ist, den Tauglichsten dazu auswähle oder berufe, der nur irgend zu finden ist, ohne alle Rücksicht, ob er einheimisch oder fremd, ein Zögling der Akademie ist, oder anderswo seine Bildung erhalten habe.

Die Regierung will verfügen, dass nicht leicht ein öffentliches Gebäude von einiger Bedeutung im Königreich Baiern entstehe, woran ausser der Architektur nicht auch die Sculptur und Malerey ihren Antheil habe. Auch sollen die Gemeindevorsteher insbesondere angewiesen werden, bey Bestellungen von Gemälden für Kirchen und andere öffentliche Gebäude, Bildhauerarbeit für öffentliche Denkmäler, desgleichen von Grundrissen öffentlicher Gebäude, sich an die Vorsteher der Akademie zu wenden, wodurch eines Theils diese Gelegenheit haben, ihre schon mit dem Wesentlichen der Kunst hinlänglich bekannten Schüler unter ihren Augen, oder nach ihren Zeichnungen, grösere Werke ausführen zu lassen; anderen Theils die öffentlichen Gebäude sich gegen geringe Kosten mit guten, und nach löblichen Mustern ausgeführten Darstellungen schmücken können. — Wahrlich eine treffliche, vom besten Geist, von der gründlichsten Einsicht erzeugte Verordnung, von welcher die guten Folgen schwerlich lange ausbleiben werden.

Der neunzehnte Artikel handelt von den Preisen. Alle Jahre concurriren die Zöglinge der ersten und zweyten Classe um einen Preis. — Alle drey Jahre hat eine grosse und allgemeine Preisvertheilung Statt, zu welcher auswärtige so wie einheimische Künstler mit den Zöglingen der dritten Classe concurriren. Der Preis bey dieser Concurrenz besteht für die einheimischen Künstler in dem Auftrage zu einem Gemälde, Büste oder Statue, für Auswärtige soll der höchste Preis in dem Werth von 50 Ducaten bestehen. Der Gegenstand der Preisaufgabe wird durch ein eigenes Programm bekannt gemacht, die Preisvertheilung ebenfalls durch ein Programm, welches die motivirten Urtheile über jedes eingegangene Concurrenzstück enthält. — Im vierten Jahre sollen die einheimischen Historienmaler, Bildhauer, Architekten und Kupferstecher nochmals, und um den letzten Preis concurriren. — Jeder Künstler aus den ersten Fächern, der den Preis erhält, wird zur Belohnung mit einer Pension auf drey Jahre nach Italien gesendet; der Kupferstecher erhält auf zwey Jahre eine Unterstützung, und während dieser Zeit ein wichtiges

Digitized by Google

Blatt für ſeine Rechnung zu vollenden. Buchſtäblich genau, wollen wir hoffen, werde es mit den Bedingungen bey dieſer letzten Concurrenz nicht genommen werden, ſo nämlich, daſs durchaus keine anderen als nur einheimiſche Zöglinge dabey auftreten dürfen, weil damit die im Übrigen ſo liberale Anſtalt der Akademie ſich ſelbſt theils ihren Wirkungskreis verengern, theils ihrem angekündigten Zweck geradezu entgegenhandeln würde. Angenommen, ein auſser den baieriſchen Staaten geborner Zögling habe mehrere Jahre auf der Akademie zu München ſtudirt, ein vorzügliches Talent gezeigt, concurrirt und wirklich den Preis davon getragen: wäre es ein Verluſt? — wäre es nicht vielmehr ein Gewinn, wenn ſomit für eine an ſich nicht beträchtliche Penſion auf drey Jahre, ein tüchtiger junger Mann für Baiern erworben würde? Auch dürfte nur ſelten der Fall eintreten, daſs ein Künſtler, welcher dergleichen Penſion erworben und genoſſen hätte, nachher verſchmähte im Lande zu bleiben, wenn man ihm anders, wie billig iſt, Ausſicht auf Anſtellung und künftige Beförderung läſst. Entfernte er ſich aber dennoch: ſo iſt die Einbuſse keineswegs ſo beträchtlich, daſs etwa aus ſtaatswirthſchaftlichen Gründen darauf zu achten wäre. Es könnte alſo durchaus keine anderen als gute Folgen haben, wenn die Concurrenz um dieſen höchſten Preis allen Zöglingen der Akademie ohne Ausnahme frey ſtünde. Ohne Zweifel würden dadurch viele Auswärtige bewogen werden, nach München zu kommen, um daſelbſt die Kunſt zu ſtudiren, und ferner unter den Schülern insgeſammt ein deſto lebhafterer, für alle gleich nützlicher Wetteifer entſtehen.

Der zwanzigſte Artikel, worin die Obliegenheiten der akademiſchen Penſionärs zweckmäſsig aus einander geſetzt werden, ſo wie die übrigen Artikel, geben zu keinen beſonderen Erinnerungen Anlaſs.

W. K. F.

München, b. Stöger: *Öffentliche Sitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu München, zur Feyer des allerhöchſten Namenstages Sr. Maj. des Königs*, den 12 October 1811. 75 S. gr. 4.

Dieſe Schrift enthält vier verſchiedene Aufſätze: 1) Rede des Director *Schlichtegroll* über die Geſchichte des Studiums der alten Münzkunde. 2) Bekanntmachung des Ausſpruchs der Akademie über die preiswerbenden Biographieen Kaiſer Ludwigs des Baiern, durch den Präſidenten *Jacobi*. 3) Die vom Hn. Hofr. *Breyer* verfaſste Darſtellung des Inhalts der gekrönten Biographie. 4) Eröffnung der verſiegelten Namen, zuerſt des Vfs. der gekrönten Schrift, dann der mit dem Motto: *Hic pius etc.*

1) So allgemein anerkannt auch der Werth der alten Denkmäler und Werke aus den anderen Fächern der bildenden Kunſt iſt: ſo kommen doch die Kenner des Alterthums darin überein, daſs die alten Münzen unter allen bey weitem die reichſten Beyträge zur Kenntniſs der alten Welt liefern. Denn nur ſie ſind ſo eingreifend in *alle* Zweige der Kunde der alten Welt, nur in ihnen ſehen wir ſo viele Tauſende unbezweifelter, ächter antiker Denkmäler. Aber eben die groſse Menge alter Münzen, die auf unſere Zeiten gekommen ſind, ſchreckte ſeither mehr ab, als daſs ſie zur näheren Kenntniſs derſelben einlud. Die mühevolle einſeitige Behandlung, die dieſem Fache ſeit der Wiedergeburt der Wiſſenſchaften zu Theil geworden war, trug nicht dazu bey, das Studium derſelben zu begünſtigen, bis endlich der heitere Geiſt, mit welchem jetzt die geſammte Kenntniſs der alten Welt überall, und namentlich im deutſchen Vaterlande, getrieben wird, auch für die Numismatik eine glücklichere Zeit herbeyführte. Welche Behandlung nun die Kunde der alten Münzen ſeit drey Jahrhunderten, wo ſie entſtand, erfahren habe, auf welchem Puncte der Ausbildung dieſe hiſtoriſche Hülfswiſſenſchaft jetzt ſtehe, und was ferner von ihr zu erwarten ſey, dieſes ſind die Hauptpuncte dieſer Rede.

Man hätte erwarten ſollen, daſs ſchon in dem Zeitalter Auguſts, und noch mehr zu den Zeiten der Trajane oder Antonine, das Sammeln auch dieſer Art von alten, in Abſicht auf bildende Kunſt und Geſchichte anziehenden Denkmälern ſehr leicht eine Liebhaberey für reiche und kunſtliebende Römer hätte werden können, da ſie ihre Paläſte und Villen mit ſchönen Gefäſsen griechiſcher Künſtler, mit Statuen und Büſten zierten, und auch Daktyliotheken darin aufſtellten. Aber wir finden bey den Sammlern oder Kunſtfreunden der alten Römer keine Spur einer wiſſenſchaftlichen Liebhaberey und noch weniger einer gelehrten Aufmerkſamkeit auf Münzen, die in jenen Zeiten ſchon alt und ſelten waren. Auch die vielen Tauſende von Münzen der römiſchen Imperatoren muſsten erſt Antiquitäten und Seltenheiten werden, ehe ein wiſſenſchaftlicher Geiſt ſie wieder ans Licht brachte. — In dem unter politiſchen und kirchlichen Stürmen langſam dahinſterbenden byzantiniſchen Reiche war an keine Aufmerkſamkeit auf dieſen oder irgend einen anderen Zweig der Wiſſenſchaften zu denken. Und als ſich im Abendlande aus den Ruinen des römiſchen Coloſſes wieder neue Ordnungen geſtalteten, als Karl der Groſse, und die ſpäteren Herrſcher in Deutſchland und Frankreich den glimmenden Funken literariſcher Bildung wieder anfachten: erhielten auch ganz andere als hiſtoriſche und Kunſt-Studien wieder einige Nahrung. Die theologiſchen, und nachher die mediciniſchen Wiſſenſchaften weckten zuerſt den menſchlichen Geiſt wieder aus ſeiner Lethargie; alles *geſchichtliche* Bemühen war auf die magere Arbeit einiger Chroniſten eingeſchränkt.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MÜNCHEN, b. Stöger: *Öffentliche Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München, zur Feyer des allerhöchsten Namenstages S. M. des Königs*, den 12 October 1811. u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der zu Florenz wieder aufgefundene Codex der Pandekten gab den Rechtsschulen zu Bologna und Paris ihr Daseyn. Eine allgemeine Verehrung der Römerwelt erwachte. Neben den Vätern der Kirche und den Lehrern der Theologie wurden auch wieder Namen der römischen Imperatoren, Consuln und Prätoren genannt. Das hinschmachtende Kaiserthum in Constantinopel führte dem Abendlande jene unterrichteten Griechen zu, die sich mit ihren Pergamenen westwärts flüchteten, und bald in Italien, Deutschland, Frankreich, England und Schottland eine Menge lehrbegieriger Schüler fanden. Die Nacht fing an zu verschwinden, und in der Mitte des 15 Jahrhunderts ging ein neuer Tag für das erstaunte Europa auf. Das römische Recht fasste Boden, und fand gelehrte Erklärer. Nun wurde man auch gewahr, wie viel sich für lateinische Sprachkunde, für Kenntniss römischer Verfassung und öffentlicher Ämter zur Erläuterung der Gesetze und der Classiker aus den vielen Inschriften an Gebäuden und auf Steinen schöpfen liess; daher fingen Gelehrte an, jene lateinischen Inschriften zu sammeln und zu erläutern. Auf den Münzen, die zugleich aus dem classischen Boden Italiens in Menge ausgegraben wurden, fand man ähnliche Inschriften, ähnlichen Stoff zu Erläuterungen, dieselben Erwähnungen römischer Ämter, viele Darstellungen aus der Mythologie, dem Leben und der Geschichte jenes einst so mächtigen Volks, und so wurden sie, nebst anderen Überbleibseln der römischen Kunst, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und des Sammlerfleisses. So war die Archäologie geschaffen, und ein Theil derselben nach dem anderen bildete sich aus.

Da der Pflüger noch jetzt, nicht blofs in Italien, sondern auch in Frankreich, der Schweiz, am Rhein und in Deutschland, da wo römische Städte oder stehende Lager waren, sehr häufig Kaisermünzen findet: wie reich mag diese Ausbeute vor 300 Jahren gewesen seyn! Der Ton war nun angegeben; überall bildeten sich Münzsammlungen, gelehrte Erläuterungen folgten bald nach, und ein neuer Zweig, die Numismatik, trieb aus dem fruchtbaren Stamme der historischen Wissenschaften hervor. Niemals aber war der Eifer, Münzen zu sammeln, gröfser als im 16 Jahrhundert, und *Hubert Golz* zählte blofs in Italien 380 Münzsammlungen unter allen Ständen. Sogar Kaiser und Könige beschäftigten sich damit, brachten durch ihren lebhaften Antheil, den sie daran nahmen, Leben in diesen neuen Zweig der Wissenschaften, und verursachten manche gelehrte Erläuterung und manches wichtige Werk, das Licht über die alten Münzen verbreitete. Die wichtigsten dieser Werke werden hier aufgeführt.

Im folgenden Jahrhunderte vermehrten sich die Sammlungen antiker Münzen durch ganz Europa, selbst während der Stürme des dreyfsigjährigen Krieges, nach Beendigung desselben aber besonders in Deutschland.

Noch immer herrschte eine gewisse Vorliebe für die römischen Münzen, aber doch erweiterte sich der Gesichtspunct, besonders durch *Vaillant*, welcher mit *Spanheim* und *Patin* das Triumvirat der Hauptschriftsteller für die Numismatik in dieser Periode bildet. Da man auch sogar an den Höfen die Numismatik liebgewonnen hatte: so ist es kein Wunder, dafs man schon damals ein fast allgemeines Wohlgefallen an gelehrten allegorischen Vorstellungen, Devisen und witzigen Inschriften zeigte, und dafs nun das Zeitalter der Gedächtnismünzen eintrat. Durch die Beschäftigung mit alten Münzen wurde es herbeygeführt, und wirkte nun auch wieder zurück auf die Liebe für die Numismatik.

Der Fortschritt, den die Münzkunde im 17 Jahrhunderte machte, bestand darin, dafs man, neben den römischen Münzen mit lateinischer Aufschrift, auf die seltneren von Städten Griechenlands und Asiens geprägten Kaisermünzen hoch schätzte und sammelte, dafs man die Coloniemünzen beachtete, dafs die Kritik über Ächt und Unächt nun erwacht war, und den Scharfsinn übte, welches sehr nothwendig geworden war, da auch in dieser Periode eine grofse Menge antiker Münzen von schlauen Betrügern nachgebildet wurden. Es entstanden nun auch im Norden von Europa Sammlungen in grofser Anzahl, weil es zum Luxus der Fürsten gehörte, nicht allein dergleichen zu besitzen, sondern auch die Kosten zu Herausgabe eines Kupferwerks darüber auf sich zu nehmen, so dafs dieser Zweig der Literatur verhältnifsmäfsig sehr reich an theueren, mit Abbildung versehenen Werken ist.

Von der ersten Hälfte des 18 Jahrhunderts gilt Alles, was so eben von der vorhergehenden Periode

Digitized by Google

gefagt wurde. Die alten Sammlungen zu Wien, Paris, Florenz, Rom, wurden mit Eifer vermehrt; andere bildeten fich zu Dresden, Gotha, Berlin, Petersburg u. f. w. Eine Menge prächtiger Münzwerke erfchienen ferner in allen literarifchen Ländern Europens, aber, gewöhnt an Gleichförmigkeit bey dem Anblick der damaligen Sammlungen, worin die Gepräge von einem Metall und von einer Gröfse bey einander lagen, bildeten fie die Münzen nach einer willkührlichen gleichen Gröfse, und umgaben fie wohl auch mit müfsigen, gefchmacklofen Verzierungen. Die Commentare waren wortreich, ohne Kritik, und mit unrecht angebrachter Gelehrfamkeit ausgefchmückt. Nur einzelne beffere Bearbeitungen machten hievon eine Ausnahme.

Die Volker-, Städte- und Königs-Münzen hatte man zwar nun fchätzen gelernt; aber die Völker und Städte ordnete man nicht allein in den Sammlungen, fondern auch in darüber gefchriebenen Commentaren nach dem Alphabet, wodurch aller Überblick zum Behuf der Geographie, der Gefchichte und der Kunft verloren ging, bis endlich um die Mitte des 18 Jahrhunderts *Pellerin* den richtigen Gedanken auffafste, dafs diefe Münzen nur dann das volle von ihnen zu erwartende Licht auf das Alterthum werfen könnten, wenn fie geographifch zufammengefafst werden. Die Vorzüge diefer Anordnung wurden allmählich allgemein anerkannt, aber unter allen zuerft von *Jof. Eckhel*, der der Stifter einer neuen Epoche in der Numismatik wurde, wie fein Katalog von der wiener Sammlung, den er im J. 1779 herausgab, und fein grofses Lehrgebäude der alten Münzwiffenfchaft, das in den Jahren 1792 bis 1798 in acht Quartbänden erfchien, bezeugen. So war die Numismatik am Ende des dritten Jahrhunderts, feit fie bearbeitet wurde, auf die Stufe gehoben, wo fie durch wohlgeordneten, leicht zu überfehenden Reichthum alle Freunde antiquarifcher Unterfuchungen einladet, mit ihr durch die alte Welt zu wandeln, und fich der tauferd Erinnerungen, Beftätigungen und Belehrungen zu erfreuen, die ihnen ihre unvergänglichen kleinen Monumente ficher gewähren.

Seitdem man nun die ganze Münzwiffenfchaft fo leicht überfehen kann, ift ein neues Leben in ihr rege geworden. Viele grofse Sammlungen, die fich bisher in römifchen Münzen vervollftändigt hatten, wurden gewahr, wie viel ihnen an Völker-, Städte- und Königs-Münzen noch mangle, und ftrebten nach Ausfüllung diefer Lücken, und dahin, die numismatifche Charte der alten Welt mit jenen höchft intereffanten Denkmälern felbft erläutern zu können. Auch die königl. baierifche Münzfammlung war bisher nur an römifchen Münzen reich, aber durch die anfehnliche Sammlung Couffinery's, welche durch die Fürforge des Königs dazu kam, hat fie eine ähnlich glänzende Bereicherung an Städte- und Königs-Münzen erhalten, wie einft das pariler Mufeum durch das pellerinfche. Aus diefem antiquarifchen Schatze und aus anderen berühmten Sammlungen werden nun bald noch Hunderte, ja Tauferde von bisher unbekannten Gepräge in die Verzeichniffe eintreten, und durch neue Typen Stoff zu neuen Erläuterungen geben. Städte, die bis jetzt in der numismatifchen Geographie vermifst wurden, werden einen Platz erhalten; man wird, wie man fchon angefangen hat, die glücklichften Anwendungen der Münzen auf Gefchichte der Kunft und Cultur, auf Mythologie und Symbolik, auf Geographie, Hiftorie und Ikonologie machen u. f. w. So eröffnet fich mit dem *neunzehnten* Jahrhundert ein weites und fchönes Feld für Anwendung der Kunde antiker Münzen auf Belebung und Erheiterung des Studiums der alten Literatur in allen feinen Zweigen und Beziehungen. Doch wird fie auch nicht ohne freundlichen Einflufs auf das neuere Münzwefen bleiben.

2) Die befte *Biographie Kaifer Ludwigs* des Baiern fand man unter den fieben eingelaufenen Preisfchriften in derjenigen, welche den Wahlfpruch führte: *Quamquam — o! Virgil. Aen.*, und ihr wurde der Preis von 100 Ducaten zuerkannt. Eine andere, welche zwar keine ausgearbeitete Biographie, aber eine fehr fchätzbare, und möglichft vollftändige Sammlung von Materialien enthält, die, aus ächten Quellen gefchöpft, genau nach der Zeitordnung gereiht, und mit mehreren genealogifchen Nachrichten bereichert find, erhielt eine aufserordentliche Belohnung von 30 Ducaten.

3) Epitomator eines Auszugs zu werden, ift fchwer, und im gegenwärtigen Falle unmöglich, wenn man nicht ganz mager und trocken werden will. Hr. Hofr. *Breyer* hat den Inhalt der gekrönten Biographie treu und richtig vorgetragen, und feine Darftellung verdient ganz gelefen zu werden.

4) Bey Eröffnung der verfiegelten Namen fand man, dafs der Vf. der gekrönten Preisfchrift war: *Conrad Mannert*, königl. Hofrath und Prof. der Gefchichte in Landshut — der Name des anderen ift: *Roman Zirngiebl*, königl. baierifcher wirklicher geiftlicher Rath und Archivarius in Regensburg.

Wa.

München, b. Lindauer: *Die Phyfik als Kunft. Ein Verfuch, die Tendenz der Phyfik aus ihrer Gefchichte zu deuten.* Zur Stiftungsfeyer der königl. baierifchen Akademie der Wiffenfchaften am 28 März 1806, von *Joh. Wilh. Ritter*, ordentl. Mitglied der Akademie u. f. w. 1806. 62 S. 8.

Wie die Natur für alle Erdgefchöpfe die Ausbildung übernommen, den Menfchen aber unvollendet gelaffen, damit er fich felbft vollende, wird in diefer Abhandlung, welche noch ein Erzeugnifs der alten Akademie ift, zuerft gezeigt. Ferner, wie fie urfprünglich mit dem Menfchen in Einklang gewefen, dann fich allmählich zurückgezogen habe, um ihn feiner eigenen Bildung zu überlaffen, und nun von ihm immer emfiger gefucht werde, durch Hülfe einer Kunft, welche den ewigen Geheimniffen derfelben mit immer wachfendem Erfolge nachfpüre. Anfänglich fey der Menfch felbft Natur gewefen, diefe nicht fein Werk; die letzte Abficht könne nur feyn, dafs er jene erfte Harmonie fchaffend herbeyführe. Die

Digitized by Google

Selbſterhaltung treibe und führe endlich zur Selbſtvollendung; auf jene (als auf geſunde Kraft) ſey dieſe allein zu bauen, und deſswegen im Alterthume allem Leben und Daſeyn göttliche Verehrung erwieſen worden. Dieſe ſey faſt bis auf die Achtung verloren, wohl aber wieder zu erwerben auf dem Wege der Phyſik. Doch wovon auszugehen? worin zu finden, was in die Finſterniſs leuchte, und überall allein erkläre? — Das Licht gleiche dem Leben, welches deſſen Strahl aufnehme und auf unendliche Weiſe verherrliche, ſo wie jener des Lebens Dunkel erleuchte. Wie der Lichtſtrahl alle Welten: ſo habe der Magnet das Reich irdiſcher Kraft, und insbeſondere des elektriſchen Feuers aufgeſchloſſen, dieſes aber, angeſtaunt zuerſt und als göttliches Wunder geprieſen, habe die geheime Werkſtätte des chemiſchen Feuers der Natur eröffnet, und ein lebendig Feuer ſammle und übe ſeine Kräfte, und thue ſie kund in einer Säule, die (gleich jener Wolken- und Feuer-Säule in der Wüſte) durch die Weiten der Natur ſicher führen werde. Ein lebendig Feuer thue ſich allen Sinnen kund, der Sternenlauf ordne und entſcheide immer ſichtbarer und klarer die Zeit auf Erden und die Menſchen; das unendlich bildſame Waſſer, die Quelle und der lebensſchwangere Abgrund elektriſcher Spannung und munteren Lebensſpiels werde wieder in ſeiner Einheit und Klarheit begriffen, wodurch Licht und Feuer eben ſo klar in die Seele des Menſchen ſcheinen könne, und wodurch von der Flüſſigkeit bis zu magnetiſcher Starrheit die Geſtaltungen und Bildungen der Natur leicht verfolgt werden mögen: denn aus dem geheimniſsreichen Dunkel der Waſſerwelt führe zwar nicht die Chemie des Tags, ſondern allein die Herrlichkeit von Licht und Feuer. Und ſo werde auch in der anorganiſchen Natur, ja aus der Felſenſchrift, als dem hinterlaſſenen Zeichen der Wirkſamkeit lebendigen Geiſtes, die Spur des Lebens unverkennbar ſeyn, und *ein* Feuer und *ein* Leben das andere erleuchten, und alles *eine* Klarheit ſeyn, und der Menſch das Ziel des Lebens, der Feuerträger und Vollender der Natur, in Moos und Stein, im Thier und Allem was da iſt, auf Erden ſich ſelbſt erkennend als Sinnbild des Alls. Sich ſelbſt beherrſchend, ſoll er Herrſcher einer Erde, einer Welt und einer Schöpfung ſeyn. Dahin führe die Phyſik als eine göttliche Kunſt, und darum ſey Heil dem Fürſten, der ſie fördere.

So in groſsen Maſſen von Licht und Dunkel und zauberreichem Farbenſchimmer hat der Vf. gemalt; meiſtens zwar ohne Zeichnung und ſcharfe Umriſſe, doch ſehr lobenswerth, weil es gut iſt, den Gemüthern einer ſo gemiſchten und doch ſo wirkſamen Geſellſchaft klare Lichtpuncte zu zeigen, aber ſie auch durch des Dunkels Geheimniſs unwiderſtehlich in die Tiefen der Natur zu ziehen. Groſse Dinge bereiten ſich; die bisherige Phyſik liefert kaum die Elemente zu jener hohen Kunſt, welche den Menſchen lehren wird, die Natur als ewige Freundin und Geliebte zu erkennen, und mit ihr vereint in Gott zu leben. K. J. W.

Frankfurt a. M., in d. behrenſiſchen Buchhandl.: *Die enthüllten Trappiſten*, eine Geſchichte, welche die geſammte Menſchheit äuſserſt empörende und Schauder erregende, wie auch auf Wahrheit gegründete Thatſachen enthält, von *C. N. Leclerc*, ehemal. Prieſter d. Geſ. Jeſu, Prof. im Collegium zu Nancy u. Dr. a. d. daſ. Univ. 1803. 208 S. 8. (16 gr.)

Das Publicum erfährt im Grunde durch dieſe Schrift nicht mehr, als was es bereits ſchon aus einigen öffentlichen Blättern weiſs; nur daſs hier Manches umſtändlicher erzählt, und durch Urkunden belegt, dadurch alſo zur Welt- und Menſchen-Kunde ein neuer authentiſcher Beytrag, und dem Sammler exotiſcher Menſchencharaktere ein wahres ſeltenes Cabinetsſtück geliefert wird.

Der Vf., ein franzöſiſcher Emigrant, wohnte zu Düren im Paderborniſchen, im Jeſuitercollegium, nebſt noch einigen anderen, ebenfalls emigrirten franzöſiſchen Geiſtlichen, als eine in Europa von einem Orte zum anderen herumziehende, ganz neu organiſirte Colonie des Ordens *de la Trapp* auch dahin einquartirt ward. Sie beſtand aus einem Abt, Vorſteher, Lehrern, Kindern, Männern und Nonnen, Knaben und Mädchen. Die Nonnen mit ihren Mädchen bekamen ihr Quartier in Paderborn ſelbſt. Der Vf. erfuhr, daſs die dem Abte zur Erziehung anvertrauten Kinder auf die unmenſchlichſte Art behandelt würden, machte darüber dem Abt die triftigſten Vorſtellungen, die aber ſchnöde abgewieſen wurden. Da denuncirte er die Sache dem Biſchofe von Paderborn; dieſer ſchickte Commiſſarien zur Unterſuchung, während deſſen der Abt mit ſeinen männlichen Zöglingen und ihren Zuchtmeiſtern von Düren weg nach Welda in ein leeres, alſo weniger den Ausſpähungen ausgeſetztes Schloſs gezogen war. Die Commiſſarien wurden vom Abte und ſeinen Freunden getäuſcht und gewonnen, der menſchenfreundliche Denunciant aber kaum gehört, als ein Wahnſinniger, als ein Calumniant auch öffentlich verſchrieen, und zu ſeinem Nachtheil, da die Sache nie zu Ende gehen, nie damit recht Ernſt werden wollte, in Deutſchland zurückgehalten, während andere bereits nach Frankreich wieder zurückgekehrt waren, und Beneficien bekommen hatten. Endlich kam Paderborn unter preuſſiſche Botmäſsigkeit. Jetzt ward der Kläger gehört, und die Sache auf eine ſchonende, aber auch für den Denuncianten ehrenvolle Art abgethan, die Ordensgeiſtlichen durften im Lande bleiben, muſsten aber das Erziehungsinſtitut aufgeben, die Zöglinge alle nach Hauſe ſchicken, und keine Novizen annehmen; worauf der gute Exjeſuit die ganze Geſchichte mit allen Actenſtücken drucken lieſs, dem Könige in Preuſſen zueignete, und getroſt über ſeine Rechtfertigung, mit dem Vorſatze abreiſte, das Werk auch ins Franzöſiſche zu überſetzen, um in Frankreich ebenfalls gegen die Vorwürfe einer Verläumdung von Seiten der Trappiſten ſicher zu ſeyn. Die Geſchichte dieſer Trappiſtencolonie und ihrer unmenſchlichen Erziehungsmethode iſt in dem Buche ſelbſt nachzuleſen. F.

Digitized by Google

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Fürth*, b. Korn: *Der Beobachter an der Pegnitz.* 1807. Erster Band in 3 Heften. 186 S. 8. (18 gr.) Der Vf., nach S. 181 zu ſchlieſsen, ein Geiſtlicher in Nürnberg, will, wie die Ankündigung des Verlegers lautet, mit dieſer Zeitſchrift eine hiſtoriſch-charakteriſtiſche Schilderung Frankens und ſeiner Bewohner liefern. Dieſer erſte Band beſchäftigt ſich hauptſächlich mit Nürnberg, deſſen Einwohnern und Umgebungen. Unter manchen guten Notizen und Bemerkungen findet man hier aber auch viel Triviales und Schales. So lieſt man z. B. S. 135 bey Gelegenheit des Johanniskirchhofes: „Was das für eine ungeheuere Menge von Gräbern iſt! — Ehrliche Männer und Schurken unter einander, vertragen ſich jetzt ruhig und ſtille, was bey ihren Lebzeiten pure Unmöglichkeit war.“ So S. 36 von Erlenſtegen: „Die Entfernung unerwogen, gleicht der Weg dahin durchgehends einer ewigen Sandwüſte, die für die Luſtwandler hin und her unaufhörlich den Wunſch erregen muſs: Eya — wären wir da! —“ Von einem wahrhaft unglücklichen Raiſonnement, und einer ſchneidenden Einſeitigkeit im Urtheilen giebt das, was S. 168 ff. über Conrad Horn, einen reichen Tuchmacher, und Stifter einer Capelle im ſechzehnten Jahrhundert, ein auffallendes Beyſpiel. Auch iſt Sprache und Orthographie ſehr fehlerhaft. Der Vf. hat *leutſelige Wege*, ſchreibt *Prochüre, Maſsing, Scheiderhaufen, weiland*, und weiſs ſich in die Unterſcheidungszeichen gar nicht recht zu finden. — Am beſten ſind dem Vf. die Aufſätze gelungen, die zur Charakteriſtik der Nürnberger dienen. Wir wollen Einiges aus denſelben ausheben. Die Rufaigen, oder Feuerarbeiter, haben ihren urſprünglichen Charakter am meiſten erhalten, und ſind, ſo ſehr ſie auch bisweilen ihre Obrigkeit und ihre Verfaſſung meiſtern mögen, die treueſten Bürger. Auch ſind ſie die Seele der nürnbergiſchen Feuerenſlaken. Von nürnberger Patriciern wird vielleicht bald nicht mehr die Rede ſeyn. Unter Gelehrten verſteht man in N. bloſs, was den Titel Doctor führt: und auch da wieder ausſchlieſslich nur die Doctoren der Rechte und der Arzneygelahrtheit. Doctoren der Theologie und der Philoſophie, oder andere Gelehrte, die keinen akademiſchen Charakter führen, pflegt man unter dieſer Rubrik nicht zu begreifen. Auffallend iſt es, daſs der gemeine Mann ſeinem Arzte den Titel Excellenz beylegt, und daſs ihn die Arzte annehmen; aber noch auffallender, daſs, nach der Verſicherung des Vfs., der nürnberger Gelehrte ſelten auf Tändeleyen in den Wiſſenſchaften verfällt, und noch ſeltner auf Compilationen, als auf eigenes Forſchen. Daſs der Kaufmannsſtand auch hier ſeit einiger Zeit anfange, von ſeiner alten Solidität abzugehen, erfährt man mit Bedauern. Am gedrucktеſten leben auch hier die geringeren Künſtler und Handwerker, und die Art und Weiſe, wie die Reichen bisweilen mit ihnen umgehen, iſt empörend. Die Zahl der ordinirten proteſtantiſchen Geiſtlichen, worunter die Vicarien und die Früh- und Mittags-Prediger nicht mit begriffen ſind, beläuft ſich auf acht und zwanzig. Wenn der Vf., um ihre Einkünfte zu erhöhen, eine Reduction dieſer Anzahl auf die Hälfte in Vorſchlag bringt: ſo ſcheint er das Nachtheilige ſolcher Reductionen für den ganzen Stand nicht hinlänglich überlegt zu haben.

D. D.

1) *Bamberg*, auf Koſten der biſchöfl. Generalvicariatskanzley: *Kalender und Schematiſm der Dioceſangeiſtlichkeit des Bisthums Bamberg*, herausg. auf das Jahr 1811. Gedruckt mit rainiſchen Schriften. 1 Bog. Kalender, VIII u. 96 S. 8. (30 kr.)

2) Ebendaſelbſt: *Schematiſm der Dioceſangeiſtlichkeit des Bisthums Bamberg*, auf d. J. 1813. IV u. 184 S. 8. nebſt einer Tabelle in Querfol. (35 kr.)

No. 1. ertheilt in der Vorrede Belehrung über den vom Könige Baiern allein verliehenen Tiſchtitel, und über die Präſentationen der Gemeinden, Adelichen etc. auf Pfründen — über die hier gemachte Ausſcheidung und Auszeichnung der Weltgeiſtlichen von den Religioſen — über die angenommene Anſtellungszeit als Caplen oder Pfarrer — über die Abkürzungsform der Wörter in den fortlaufenden Tabellen und Regiſtern u. ſ. w. Nach dem Kalender folgt das Verzeichniſs der Perſonen des Vicariats zu Bamberg, des Clerus dieſer Hauptſtadt, der Stadtpfarreyen zu Baireuth, Erlangen, Nürnberg, Vorchheim, und endlich des ganzen platten Landes nach der bekannten Eintheilung in Decanate. Die Spalten dieſer ununterbrochenen Tabelle ſind durch den Namen des Pfarrorts, durch die Seelenzahl, durch den Namen des Pfarrers, Curatus, Caplane u. ſ. w., durch das Jahr der Geburt, Aufnahme zum geiſtlichen Stande, erſten Approbation und Anſtellung ausgefüllt. Die Brauchbarkeit dieſer Schrift wird durch ein alphabetiſches Orts- und Perſonen-Verzeichniſs am Schluſſe ſehr erhöht; ſie wurde ſo gut aufgenommen, daſs ſie zur Norm für alle Dioceſen Baierns gemacht wurde.

No. 2 iſt formell identiſch, und materiell nur durch die Rubrik *Tiſchtitel* ſtatt *Anſtellung* verſchieden. Auch wurden faſt alle Individuen eingereiht, welche auch nur eine entfernte Beziehung auf den geiſtlichen Stand haben, z. B. Nonnen. Dem Perſonal- und Local-Regiſter iſt eine tabellariſche Überſicht der geſammten bambergiſchen Dioeces angehängt, deren Seelenzahl ſich auf 205,902 beläuft. Der Kalender iſt hier weggeblieben, ohne daſs der Grund davon angegeben iſt. Nach der wiederholten Auffoderung in beiden Vorreden zur Anzeige der Mängel und Fehler, bemerken wir nur der Vervollkommnung der Schrift wegen, daſs die Domherrn und Canoniker nach ihrer alten Rangordnung — nicht ſo die Religioſen — aufgezählt ſind, obgleich erſtere eben ſo wenig als letztere nur am Orte ihrer Stiftung ſich jetzt aufhalten. Wenn die noch activen Nonnen hier am rechten Platze ſtehen: ſo ſollten auch die penſionirten Nonnen neben den Exreligioſen aufgezählt werden. Bey mehreren der Letzteren vermiſst man die ehrenvollen Charaktere eines Magiſter, Doctor, Lector jubilatus, Inſpector, Mitglied der naturforſchenden Geſellſchaft u. ſ. w. Druckfehler ſetzen die Geburtszeit manches alten Geiſtlichen auf ſo viele Jahrhunderte zurück, daſs höchſtens nur deſſen Denkweiſe mit jener Zeit harmoniren kann. Auch die Treue und Unparteylichkeit der Redaction möchte ſich beſchatten, indem der hartnäckige Kampf gegen ſich ſelbſt laicirende Prieſter eben ſo bekannt als das Auslaſſen ihrer Namen aus dem Schematiſm inconſequent und auffallend iſt. Möchte dieſer Tadel die Redaction anfeuern, in künftigen Jahren alle Mängel und Fehler auf das gewiſſenhafteſte zu vermeiden!

— ä —

Frankfurt a. M., (b. Döring): *Roſen und Dornen* für das Jahr 1811. 155 S. — f. d. J. 1812. in fortlaufender Seitenzahl 316 S. 8. (jedes Bändchen 12 gr.) Der Hauptzweck dieſer Schrift iſt der gewöhnliche ſolcher Schriften, Belehrung und Unterhaltung. „Der Leſer ſoll dadurch auf den Standpunct geſtellt werden, den Menſchen, den Geiſt der Zeit und die Welt kennen zu lernen; und wie er ſich als Individuum dabey zu benehmen hat, um ſich nicht durch vorgefaſste Meinung oder zu ängſtliche Einbildung ſein Leben zu beunruhigen oder zu verbittern, ſondern wie er in dieſem für unſere Zeitgenoſſen ſo kritiſchen Zeitlauf zufrieden und glücklich leben kann.“ Wir wünſchen, daſs es dem Vf. gelingen möge. Die gute Meinung iſt nicht zu verkennen, aber ſie will nicht immer ausreichen. Die Aufſätze, gröſstentheils moraliſches Inhalts, ſind oft nur an der Oberfläche weggeſchöpft, und nur auf Leſer von geringer Geiſtescultur berechnet. Einige ſtehen aber auch auſser aller Verbindung mit den angegebenen näheren Zwecken, z. B. Warum tragen die Männer keine Bärte? Über die zu hohen Preiſe vieler Bücher u. ſ. w. Der gröſsere Theil der gelieferten Abhandlungen iſt aus anderen Schriften für den Zweck dieſer Zeitſchrift bearbeitet, und wird ſeine Abſicht vielleicht bey Mehreren erreichen. Da ſo Vieles neben einander beſteht: ſo wird auch dieſe Zeitſchrift mit ihrem guten Willen beſtehen, wenn ſie ſich der Zeit zu empfehlen weiſs.

c × h.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1. 8 1 3.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik*, herausgegeben von *Ludw. Wilh. Gilbert*, Prof. zu Halle. 31 Bd. 452 S. und 7 Kupfer. 32 Bd. 480 S. u. 4 K. 33 Bd. 488 S. u. 4 K. 34 Bd. 486 S. u. 6 K. 35 Bd. 506 S. u. 4 K. 36 Bd. 500 S. u. 4 K. 1809. 1810. 8. (14 Rthlr. 4 gr.)

Auch unter dem Titel: *Annalen der Physik. Neue Folge*, herausgegeben von *L. W. G.* 1—6 Bd.

Die vorigen Bände dieser Annalen sind in der Jen. A. L. Z. 1811 No. 157 u. 158 angezeigt worden. Wir wollen unsere Beurtheilung ohne weitere Einleitung an die dortige anknüpfen, und bemerken nur, dass die Einrichtung auch in dem neuen Verlage, und in dieser neuen Folge von Bänden ganz dieselbe geblieben ist, und der Herausgeber eben so eifrig, wie bisher, fortfährt, uns die wichtigsten inländischen und ausländischen Entdeckungen nicht nur schnell, sondern auch gründlich und vollständig mitzutheilen. Unsere Anzeige werden wir am schicklichsten so einrichten, dass wir, ohne uns an die Ordnung der Bände zu halten, diejenigen Abhandlungen zusammenfassen, welche von verwandtem Inhalte sind, um so einigermaßen eine wissenschaftlich geordnete Übersicht dessen zu liefern, was diese beiden Jahrgänge der Annalen der Physik uns an neuen Entdeckungen darbieten.

Einige zur Mechanik gehörige Gegenstände mögen voran stehen. — B. 1. S. 187. Eine Verbesserung der Luftpumpe von *E. Wright*. Bey dieser Luftpumpe sind alle Ventile vermieden, und es muss sich mit derselben, wenn sie vollkommen gut gearbeitet ist, ein sehr vollkommenes Vacuum erhalten lassen. B. 1 S. 78. *Robinet's* Erklärung des hydrostatischen Phänomens scheint ganz richtig zu seyn; aber über den Nutzen des Öles zur Stillung der Wellen giebt sie weniger Hoffnung, als Hr. *R.* zu glauben scheint. Er sagt, selbst eine dünne Schicht Öl müsse bey Wellen, deren Höhe mit der Dicke der Ölschicht in einigem Verhältniss stehe, sehr wirksam seyn, und da alle grossen Wellen im Anfange klein sind: so erhelle, dass jene Vermuthung über die Wirksamkeit des Öls nicht ohne Grund sey. Hiegegen lässt sich erinnern, erstens, dass es gänzlich ausser den Grenzen unserer Macht liegt, im Sturme auf der See die Wellen zu stillen, während sie noch klein sind, und zweytens — in Rücksicht auf die Vergleichung mit jenem Phänomen — dass wir gar keinen Grund haben, zu glauben, ein Ölmeer würde ohne Wellen seyn, auch im Sturme.

Im 4 und im 6 Bande S. 375, sind viele Aufsätze über das Schwimmen gesammelt, die nicht blos interessant sind, sondern in der That wegen des Nutzens, den allgemeine Regeln über das Schwimmen für jeden Menschen haben können, recht allgemein bekannt zu werden verdienen. Es ist nicht möglich, hier in der Kürze den Inhalt dieser Aufsätze anzugeben; wir sind aber überzeugt, dass Jeder — sey er auch Nichtphysiker — sie mit Vergnügen und Belehrung lesen wird. — Die Frage, ob man unter dem Wasser sehen könne, scheint sich doch endlich bejahend zu beantworten.

B. 4 S. 152. *Busse* über Friction des Wassers in cylindrischen Röhren. — Der Vf. sucht aus *Bossuts* Beobachtungen zu zeigen, dass bey einerley Halbmesser der Röhre die Kraft des Widerstandes nicht der Länge der Röhre proportional ist. Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir umständlich in die Prüfung der Schlüsse des Vfs. eingehen wollten; indess scheint uns sein Urtheil wenigstens nicht völlig entscheidend, da *Prony* und *Brandes* gezeigt haben, dass sich auch, ohne auf Hn. *B's.* Voraussetzung Rücksicht zu nehmen, eine Formel, den Versuchen hinlänglich entsprechend, finden lässt. Bey der beschränkten Anzahl brauchbarer Versuche lässt sich hierüber noch nichts Sicheres ausmachen. Hn. *B's.* Erinnerungen gegen *Prony* und *Michelotti* sind grösstentheils gegründet; nur ist es auffallend, wenn er uns (S. 190) auf eine in seinem Pulte verschlossene *völlig gewisse* hydraulische Theorie verweist. Gewiss wird Jeder, der weiss, was es sagen will, eine *völlig richtige* Theorie für hydraulische Erscheinungen zu haben, mit uns die baldige Entbindung jener Theorie aus dem mütterlichen Schosse des Pultes wünschen, damit auch wir jene feste Überzeugung theilen können.

Den grössten Theil des 3 Bandes nimmt eine Bearbeitung der *laplaceschen* Theorie von der in Haarröhrchen wirkenden Kraft von *Gilbert* und *Brandes* ein. Da der Inhalt dieser Theorie unseren Lesern schon aus der Anzeige des Originals bekannt ist: so bemerken wir über diese Übersetzung nur Folgendes. Hr. *Gilbert* hat durch Mittheilung der populären Darstellungen dieser Theorie, welche von *Laplace* und *Biot* gegeben worden, auch den der Mathematik unkundigen Lesern einen Begriff von der Sache zu geben gesucht; die Übersetzung aber enthält vollständig die ganze Untersuchung, und weicht vom Originale nur darin ab, dass erstlich die Zusätze, die in der

Digitized by Google

zweyten französischen Abhandlung vorkommen, sogleich am gehörigen Orte eingeschaltet, und die verwandten Materien überhaupt mehr zusammengeordnet sind, als es in jenen zwey einander ergänzenden Abhandlungen geschehen konnte; dass zweytens die Rechnungen mit einigen Erläuterungen so dargestellt sind, dass auch weniger Geübte sie verstehen können, und dass drittens einige ganz mathematische Untersuchungen (die mehr analytisch als physikalisch interessant waren) etwas abgekürzt sind. —

B. 5 S. 383 f. finden sich mehrere Abhandlungen über den Schall. *Benzenberg* fand aus mehreren Reihen von Beobachtungen die Geschwindigkeit des Schalls = 1027 bis 1028 Fuss in der Secunde bey einer Temperatur von 0° Reaum. — sehr übereinstimmend mit sonst bekannten Resultaten. Merkwürdig ist es doch, dass der Wind wenig Einfluss auf die Geschwindigkeit des Schalles zeigt, was er unstreitig müsste, wenn der Wind eine strömende Bewegung wäre. Sollte dies nicht zu der Vermuthung leiten, es sey mit dem Winde wie mit den Wellen, wo auch jedes Wassertheilchen nicht so schnell fortrückt, als die Welle fortzurücken scheint? — Die Vermuthung hat ihre Schwierigkeiten, verdient aber vielleicht nähere Prüfung. — *Biots* Versuche über Fortpflanzung des Schalls durch feste Körper. Durch eiserne Röhren (die aber bey der Zusammensetzung der Stücke mit baumwollenem Zeuge wasserdicht verbunden waren, und deshalb den Schall wohl langsamer fortpflanzten, als bloses Eisen) pflanzte sich der Schall etwa zehnmal schneller fort, als durch Luft. Auffallend ist, dass dieser sorgfältige Beobachter sich keiner Tertienuhr bediente, weshalb seine Resultate keinen hohen Grad von Genauigkeit haben. Was Hr. *Gilbert* zur Erklärung der von *Biot* bemerkten Echo in den Röhren sagt, deutet zwar auf einen Aufschluss hin, scheint aber bey näherer Prüfung doch nicht ganz genügend. Vergleicht man nämlich *Eulers* theoretische Untersuchungen über den Schall (Gesetze der Bewegung flüssiger Körper v. *Euler*, übers. Leipz. 1806): so sollte man glauben, es hätten zwar mehrere Echo entstehen können, aber nur nach Zeiträumen, in welchen der Schall die Röhre hin und zurück durchlief. Eine solche Eintheilung der Luftmasse in Hälften und Drittel, wie bey den Flöten, lässt sich hier aus den Gründen, die man bey den Flötentönen dafür annimmt, nicht wohl annehmen, da hier offenbar nicht die ganze Luftmasse in Oscillation ist, wie man bey den Flöten voraussetzt. Der theoretische Grund, warum bey den Flöten Schwingungsknoten entstehen können, fällt also hier weg, und man möchte wohl fragen, ob nicht hier unserer Theorie noch etwas fehle. — Indess, ehe man die Theorie verdammt, müssten genauere Beobachtungen mit einer Tertienuhr angestellt werden, damit man über die genaue Regelmäfsigkeit der Echo erst sicher sey; denn *möglich* war es auch, dass zufällige Umstände mehrere Echo bewirkten, die etwa in Zeiträumen von halben Secunden (oder 20 bis 40 Tertien, denn vor solchen Irrthümern war man nicht sicher,) auf einander folgten. — *Biots* Beobachtungen des Schalles, der im luftleeren, aber mit Dampf erfüllten Raume entsteht, sind sehr interessant; sie scheinen allerdings einen Beweis für die von *Laplace* vermuthete Wärmeentwicklung beym Fortpflanzen des Schalles zu geben: doch fürchten wir, dass die Gegner sie nicht für ein *experimentum crucis* werden gelten lassen, indem sie sagen können, wir wüssten nicht, ob diese unendlich kleinen Pulsationen den Dampf zersetzen könnten.

Die Abhandlungen über barometrische Höhenmessungen wollen wir nur kurz erwähnen. B. 2 S. 204. *Soldner* über den Einfluss der Feuchtigkeit bey diesen Messungen. S. 222. *Ramonds* sehr interessante Bemerkungen über gewisse merkwürdige Irregularitäten in den Resultaten derselben. An die letztere schliesst sich unmittelbar an (4 B. S. 346) *Brandes* theoretische Erklärung dieser von *Ramond* blos empirisch aufgefafsten Irregularitäten, — welche zugleich die sogenannten barometrischen Fluthen und Ebben mit zu erklären scheint. —

Untersuchungen über chemische Gegenstände. B. 2 S. 263. *Erman* über das gleichzeitige Entstehen mechanischer Cohärenz und chemischer Verwandtschaft. Einen Auszug aus dieser Abhandlung zu geben, ist nicht wohl möglich; wir heben daher nur einen der einfachsten Versuche aus. Man legt einen Tropfen Wasser von etwa 3 Linien Durchmesser auf eine ganz trockene Quecksilberfläche, führt den negativen Polardrath einer galvanischen Säule in das Quecksilber, den positiven in die Wassermasse: dann plattet sich sogleich bey Schliefsung des galvanischen Kreises die vorhin halbkugelförmige Wassermasse sehr ab, und behält diese Form, bis man den Kreis öffnet, da sie denn ihre vorige Gestalt wieder annimmt. — Dieser Versuch zeigt genau, was die Überschrift sagt, da während der Schliefsung der Kette dem Quecksilber eine zersetzende Verwandtschaft zum Wasser ertheilt wird. — Die übrigen interessanten Versuche, worunter zumal die, wo Circulationen in den flüssigen Massen entstehen, überaus artig, aber auch nicht so leicht zu erklären sind, müssen wir dem eigenen Studium der Leser überlassen. — B. 3 S. 451. Ernsthafte Worte der berühmtesten französischen Chemiker gegen *Winterls* chemische Hypothesen. Möchten unsere übrigen deutschen Schwindelköpfe die Erinnerungen mit der gehörigen Nutzanwendung in ernstliche Erwägung ziehen!

B. 5 S. 311. *Bischofs* Untersuchungen über Salzsoole. Diese Untersuchungen sind nicht gerade chemisch, sondern theils hydrostatisch, theils betreffen sie die Ausdehnung der Soole durch Wärme. Hr. *B.* untersuchte das Gewicht des in einer Glaskugel enthaltenen Wassers für alle Temperaturen von 5 zu 5 Graden, und von 0 bis 80 Grad. Er fand die gröfste Dichtigkeit des Wassers bey $3\frac{1}{4}$ Gr., und die Ausdehnung von da bis zur Siedehitze = 0,04412 des Volumen, welches bey der gröfsten Dichtigkeit Statt findet. Eben diese Untersuchung stellte er nun für Salzsoolen, die mehr oder weniger Salz enthielten, an, und giebt umständliche Rechenschaft von diesen

Digitized by Google

Verſuchen. Ferner beſtimmt er das Verhältniſs der Gewichte gleicher Voluminum verſchiedener Kochſalzſoolen, deren Salzgehalt genau bekannt war, gleichfalls nach Verſuchen, und theilt eine vollſtändige, für 15 Grad Temperatur berechnete Tabelle mit, welche, auf dieſe Verſuche gegründet, die nöthigſten Angaben über den Salz- und Waſſer-Gehalt einer Soole von bekanntem ſpecifiſchem Gewichte liefert, ſo wie die Grade des Gelrier- und Koch-Punctes jeder Soole, und die Zunahme ihres Volumen bey einer Änderung der Temperatur von 0 bis zu der von 80 Gr. enthält. Dieſe Tabelle geht von reinem Waſſer an durch alle Unterſchiede der immer um $\frac{32}{65}$ wachſenden ſpecifiſchen Schwere bis zur geſättigten Soole. Dieſe mühſame Arbeit verdient ohne Zweifel denen, welche bey Salinen angeſtellt ſind, recht ſehr empfohlen zu werden. Der Gebrauch der Tabelle wird umſtändlich verdeutlicht und auf Beyſpiele angewandt.

Noch intereſſanter in techniſcher Hinſicht ſind *Chaptals* Betrachtungen über das Brantweinbrennen, wozu man hier die zweckmäſsigſten Geräthſchaften beſchrieben findet (B. 2 S. 129). — Hieran ſchlieſſen ſich *Chevenix* Unterſuchungen über die Eſſigſäure und einige eſſigſaure Salze, wo unter anderen Unterſuchungen über eine ganz neue, bey der Behandlung des Eſſigs vorkommende Materie, — den *Eſſigſpiritus durchs Feuer* — mitgetheilt werden. Dieſe Materie ſcheint in eben dem Sinne wie Alkohol und ähnliche Materien ein einfaches Pflanzenproduct zu ſeyn; ſie hat Eigenſchaften mit dem Alkohol, den Äthern und den flüchtigen Ölen gemein, aber auch andere weſentlich verſchiedene.

B. 4 S. 390 f. Unterſuchungen von *Berthollet* und *Thomſon* über brennbare Gasarten. *Thomſon* fängt mit der Bemerkung an, daſs man bis jetzt drey aus Pflanzenſtoffen entbundene Gasarten kenne: 1) das gasförmige Kohlenſtoffoxyd, welches beym Verbrennen ſehr wenig Sauerſtoffgas verzehrt, und ſehr viel kohlenſaures Gas bildet; 2) das Kohlen-Waſſerſtoffgas (Sumpfluft), welches das Doppelte ſeines Volumen an Sauerſtoffgas verzehrt, und ein dem ſeinigen gleiches Volumen kohlenſaures Gas bildet; 3) das Öl erzeugende Gas, welches, mit dem dreyfachen Volumen oxygenirt-ſalzſauren Gaſes vermiſcht, die Gasgeſtalt verliert, und die Geſtalt eines Öles annimmt. *Thomſon* fand bey der Deſtillation des Torfes eine vierte Art, das oxygenirte Kohlenwaſſerſtoffgas, deſſen Natur er hier umſtändlich unterſucht. Beym Einathmen iſt es tödtlich, das ſpecifiſche Gewicht = 0,835 der atmoſphäriſchen Luft; es enthält Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff, ſcheint aber nicht als Miſchung aus jenen drey oben erwähnten Arten von brennbarer Luft betrachtet werden zu können. — *Berthollet* zeigt nun, daſs wir wohl berechtigt ſind, das Kohlenwaſſerſtoffgas ganz aus dieſer Liſte wegzuſtreichen, indem Alles, was man ſo genannt hat, wirklich oxygenirtes Kohlenwaſſerſtoffgas ſey, da auch das Gas, welches man beym Deſtilliren der Kohlen, bey Zerſetzung von Kampferdampf u. ſ. w. bekömmt, Sauerſtoff als Beſtandtheil enthält. Die Quantitäten der einzelnen Beſtandtheile fallen bey abgeänderten Umſtänden ziemlich ungleich aus, und unſere chemiſchen Operationen ſcheinen hier noch ſehr der Vervollkommnung zu bedürfen. — Bey den Verſuchen *Thomſons* ſowohl als *Berthollets* zeigte ſich immer etwas Stickgas, welches zwar zum Theil von Einmiſchung der atmoſphäriſchen Luft herkommen mochte, aber doch nach *Berthollets* Urtheil wohl nicht ganz zufällig war. *B.* glaubt daher, die trockene Kohle ſey eine Verbindung aus Waſſer, Kohlenſtoff, Waſſerſtoff, Sauerſtoff und Stickſtoff.

B. 6 S. 9. *Gay-Luſſac's* Beweis, daſs die Verbindungen, welche gasförmige Körper mit einander eingehen, ſehr häufig, oder wahrſcheinlich immer, nach den allereinfachſten Verhältniſſen vor ſich gehen, ſo daſs ein Volumen der einen Gasart entweder ein gleiches, oder ein doppeltes, oder ein dreyfaches Volumen der anderen Gasart erfodert, um den neu entſtehenden Körper zu bilden. So bilden 200 Maſs Waſſerſtoffgas mit 100 Maſs Sauerſtoffgas Waſſer; ſo bilden 100 Maſs Stickgas, verbunden mit 50 Maſs Sauerſtoffgas, das oxygenirte Stickgas; — verbunden mit 100 Maſs Sauerſtoffgas, Salpetergas; — verbunden mit 200 Maſs Sauerſtoffgas, Salpeterſäure, u. ſ. w. Auch der Raum des entſtandenen Gemiſches ſteht in einfachem Verhältniſſe mit dem Volumen der zuſammengemiſchten Subſtanzen. Dieſe Reſultate ſind zwar noch nicht ganz genau beſtätigt, ſcheinen ſich aber doch ſehr den bekannten Erfahrungen anzuſchlieſsen.

Gay-Luſſac's und *Berthollets* Vorſichtsmaſsregeln bey dem Gebrauche der verſchiedenen Eudiometer (B. 4 S. 452 und B. 6 S. 37) müſſen wir übergehen. Auch *v. Grotthuſs* Bemerkungen über das Licht, welches ſich beym Abſchieſsen der Windbüchſe zeigt (B. 3 S. 212), können wir nicht umſtändlich erwähnen; nur bemerken wir, daſs ſein Raiſonnement uns nicht überzeugt hat. In dem Momente der Expanſion eine vermehrte Compreſſion an gewiſſen Stellen anzunehmen, ſcheint uns allen Bewegungsgeſetzen zu widerſprechen, indem die nachfolgenden Lufttheilchen ja nur darum den vorangehenden nacheilen, weil jene weniger elaſtiſch, alſo verdünnt worden ſind.

Die übrigen chemiſchen Abhandlungen ſchlieſsen ſich ſo ſehr an die Lehren von den Wirkungen der galvaniſchen Säule an, daſs wir nothwendig die wichtigſten, hierüber gemachten Entdeckungen vorher mittheilen müſsten. *Davy's*, *Berzelius* und *Gay-Luſſacs* Entdeckungen verdienen hier den erſten Platz. Schon in den vorigen Jahrgängen war die Nachricht von der Entdeckung der metalliſchen Subſtanzen enthalten, welche die Baſis des Kali und Natron ausmachen; hier finden wir nun *Davy's* Unterſuchungen über dieſe und über verwandte Gegenſtände umſtändlicher und viel weiter fortgeſetzt (B. 1 S. 113, B. 2 S. 365, B. 3 S. 245, B. 5 S. 149. 278. 435, B. 6 S. 180). Zuerſt die genaue Unterſuchung der aus Kali und Natron erhaltenen Metalloide. Das erſtere iſt ſpecifiſch leichter (= 0,6) als das letztere (welches = 0,93 iſt); jenes erfodert eine Erniedrigung der Temperatur bis + 7 R., um feſt und hämmerbar zu wer-

Digitized by Google

den; dieſes fängt erſt bey + 39 R. an, ſeine Conſiſtenz zu verlieren; jenes verdampft bey der Rothglühehitze, dieſes iſt noch fix in der Hitze, wo das Fenſterglas ſchmilzt; beide reiſsen zwar den Sauerſtoff mit vieler Gewalt an ſich, doch jenes noch mehr als dieſes; bey der Verbindung mit Sauerſtoff giebt jenes wieder Kali, dieſes wieder Natron, doch geben ſie bey unvollkommener Oxygenirung einen hievon verſchiedenen Körper. Überhaupt verhalten ſich dieſe Metalloide, in Hinſicht auf die Leitungskraft für Wärme und Elektricität, in Hinſicht auf den Glanz und das äuſsere Anſehen, in Hinſicht auf die Verbindungen, die ſie mit anderen Metallen, mit Phosphor, Schwefel u. ſ. w. geben, ganz wie Metalle; nur behalten ſie immer ihre ſtarke Neigung, den Sauerſtoff anzuziehen, und trennen ſich daher ſehr leicht wieder von jenen Körpern, ſobald ſich ihnen Gelegenheit, ſich zu oxydiren, darbietet. Wegen dieſer ſtarken Verwandtſchaft zum Sauerſtoff greifen ſie bey ſtarker Hitze das Glas an, wahrſcheinlich um dem darin enthaltenen Alkali etwas Sauerſtoff zu entziehen. So ſchwer es iſt, das Verhältniſs zu beſtimmen, nach welchem die Alkalien aus dieſen Baſen und aus Sauerſtoff beſtehen: ſo gelang es doch *Davy*, ſich zu verſichern, daſs ungefähr 6 Theile Kalimetall mit 1 Theil Sauerſtoff Kali geben, und 7 Theile Natronmetall mit 2 Theilen Sauerſtoff geben Natron. — Nachdem *Davy* dieſe neuen Subſtanzen von allen Seiten unterſucht hatte, ſuchte er auch den Ammoniak und die Erden zu zerlegen, Anfangs mit nicht vollkommenem Erfolge, indem ſich zwar deutliche Spuren metalliſcher Baſen zeigten, dieſe aber nicht in erheblicher Quantität zu erhalten waren. *Berzelius* war hierin glücklicher geweſen; jedoch entdeckte *Davy* kurz nach ihm gleichfalls mehrere Hülfsmittel, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Die Zerſetzung der alkaliſchen Erden gelang am leichteſten, wenn man ſie in Berührung mit einem Queckſilbertropfen der Einwirkung der galvaniſchen Säule ausſetzte; dann nahm das Queckſilber die Baſis jener Erden auf, und gab ein Amalgama, welches ſich unter Naphtha einige Zeit in unverändertem Zuſtande erhalten lieſs, und wovon man durch eine — überaus groſse Vorſicht erfodernde Deſtillation das Queckſilber ziemlich vollkommen trennen konnte. Man erhielt ſo einen metalliſchen Körper, der ſich in der Luft ſogleich wieder oxydirte, und Baryt oder Kalk oder Strontian oder Magneſia gab, je nachdem er aus einem oder dem anderen dieſer Körper entbunden war. Alle dieſe Metalle ſind weiſs; die Baſen des Baryts und der Magneſia ſind in gewöhnlichen Temperaturen hart und bedeutend ſchwerer als Waſſer, erſtere etwa 4 bis 5 mal ſo ſchwer; indem ſie ſich wieder in alkaliſche Erde verwandeln — und zwar in ätzende —, verzehren ſie Sauerſtoff, und nehmen an Gewicht zu. Noch ſchwerer als dieſe Erden ſind die Tonerde, die Kieſelerde, die Beryllerde und Zirkonerde zu zerlegen: doch gaben auch ſie deutliche Spuren von metalliſchen Grundſtoffen.

Faſt noch merkwürdiger als die letzteren Verſuche ſind die über das Ammoniak. Man hatte bekanntlich das Ammoniak bisher als aus Stickſtoff und Waſſerſtoff beſtehend betrachtet; *Davy* hatte ſchon Sauerſtoff darin gefunden, und nun gelang es *Berzelius*, eine metalliſche Subſtanz daraus zu entwickeln. *Davy* entdeckte vortheilhaftere Wege, um zu dieſem merkwürdigen Reſultate zu gelangen. Setzte man Queckſilber, das mit Salmiak in Berührung war, der Wirkung der galvaniſchen Säule aus: ſo erhielt man ein Amalgama, das ziemlich ſchnell bis zum Fünffachen des Queckſilbertropfens an Volumen anwuchs, und eine weiche Conſiſtenz erhielt; aber es lieſs ſich keine Behandlungsart entdecken, das Queckſilber von der fremden Materie zu trennen. Dieſe Verſuche ergaben alſo ein in jedem Betracht ganz aufserordentliches Reſultat, daſs eine Materie, die aus Waſſerſtoff und Stickſtoff beſtehen ſollte, ein metalliſches Amalgama liefert, daſs dieſe faſt gasförmigen Stoffe das Queckſilber zu einem feſten Körper machen, daſs ein unbedeutender Zuſatz dieſer fremden Stoffe (die nach *Davy* wohl kaum je über $\frac{1}{1000}$ des Queckſilbers an Gewicht betragen möchten) das ſpecifiſche Gewicht des Queckſilbers ſo ſehr ändert, u. ſ. w. — Eben ſo auffallende Reſultate ergaben ſich bey den folgenden Unterſuchungen. So ſchien es bey einigen, als werde hier Stickſtoff zerſetzt und wieder erzeugt. Allein wir können hiebey nicht verweilen, weil nach allen mühſamen Verſuchen des Vfs. ſich noch kein ganz reines, ganz auſser Zweifel geſetztes Reſultat ergeben hat. Darin ſtimmt indeſs *Berzelius* (der vielleicht hier unter Allen am meiſten ein gültiges Urtheil fällen konnte) mit *Davy* überein, daſs beynahe gewiſs das Ammoniak bedeutend viel Sauerſtoff enthalten müſſe, und daſs man die von *Davy* behauptete Zerlegung des Stickgas nicht ganz widerlegen könne. Nimmt man das Ammoniak für ein Oxyd an, ſo wie es nach *Davy's* triftigen Gründen Kali und Natron ſind: ſo überſieht man wohl, wie das Amalgama entſtand; aber die folgenden Verſuche behalten bey jeder Hypotheſe ihr Räthſelhaftes. Freylich haben die Hnn. *Gay-Luſſac* und *Thenard* aus eigenen Verſuchen ganz andere Reſultate hergeleitet, und es kann ſeyn, daſs *Davy* in einzelnen Verſuchen ſich geirrt hat: aber ſo viel iſt gewiſs, daſs dieſe Herren ſich die Wiederlegung *Davy's* viel zu leicht machen, daſs ſie die groſsen Schwierigkeiten, denen die ganze Unterſuchung unterliegt, viel zu leichtſinnig behandeln, daſs ſie ihren Verſuchen und ihren Hypotheſen allzu ſicher trauen, und immer glauben, *Davy* habe Dinge überſehen, die einem ſo überaus ſcharfſinnigen, ächt philoſophiſchen Forſcher ſchwerlich entgehen konnten, auch *ihm*, wie er ausdrücklich bemerkt, nicht entgangen waren. Überhaupt behandeln dieſe, allerdings verdienſtvollen Phyſiker *Davy* mit einer Superiorität, die hier unſtreitig ſchlecht angebracht iſt. — Um ſich von der Wahrheit dieſes Urtheils zu überzeugen, leſe man die hier mitgetheilten Streitſchriften und vorzüglich *Berzelius* Urtheil, B. 6 S. 198. —

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik*, herausgegeben von *Ludw. Wilh. Gilbert*. 31 — 36 Bd. u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wir übergehen *Davy's* Versuche mit Schwefel und Phosphor, die ebenfalls noch nicht abgeschlossen und von *Gay-Lussac* und *Thenard* bestritten sind. *Davy* vermuthet aus seinen Versuchen, der Schwefel bestehe aus einem kleinen Antheil Sauerstoff und Wasserstoff, die mit einer grosen Menge unbekannter Basis verbunden sind; hiegegen haben jene Männer Zweifel erhoben, die etwas bedeutender als die oben erwähnten Einwürfe zu seyn scheinen. Von den übrigen Untersuchungen mag hier noch Folgendes stehen: Bringt man den Diamant mit Kalimetall in Berührung: so scheinen die entstehenden Veränderungen anzudeuten, dass der Diamant Sauerstoff enthält. — Der aus Zersetzung der Boraxsäure entstehende neue Körper (den *Gay-Lussac* schon entdeckt hatte) giebt, mit Kalimetall behandelt, einen sehr nahe metallisch aussehenden Körper, jener scheint also selbst noch ein Oxyd zu seyn. — Auch die Flussäure lässt sich mittelst des Kalimetalls zersetzen und giebt ihren Sauerstoff her, während sich ein fester, das Radical der Flussäure enthaltender Körper bildet, dessen nähere Untersuchung noch nicht gelungen ist. Der Zersetzung der Salzsäure stehen noch grose Schwierigkeiten entgegen; doch finden sich schon hier merkwürdige Versuche und Resultate, zu denen *Davy* in der Folge neue hinzugefügt, und eine der wichtigsten Entdeckungen, nämlich die über die Natur der oxygenirten Salzsäure, darauf gebaut hat; die Nachrichten hievon kommen im Jahrgang 1811 der Annalen umständlich vor, daher wir es uns versagen müssen, hier darüber mehr mitzutheilen.

Von *Berzelius* Entdeckungen haben wir schon Einiges gelegentlich angeführt. Ihm standen nicht so mächtige galvanische Apparate zu Gebote, wie Hn. *Davy*; doch war er in Verbindung mit *Pontin* so glücklich, nicht blos Amalgama aus den Metallen der Alkalien, sondern auch aus den Metallen der Kalkerde und Baryterde zu erhalten. Dass sie eigentlich die Entdecker des Ammoniak-Amalgams sind, haben wir schon erwähnt; aber der Zerlegung der Kieselerde von *Berzelius* müssen wir hier noch gedenken. Er setzte die Kieselerde, pulverisirt und mit Eisenfeile und Kohlenstaub gemischt, einer Hitze aus, wobey das Eisen zum Schmelzen kam; dann fand man Eisenkügelchen mit der metallischen Basis der Kieselerde verbunden, aus welchen die Kieselerde sich wieder herstellen liess. Hr. *B.* führt sehr richtige Gründe an, warum man keine Vermischung des Eisens mit unzersetzter Kieselerde annehmen, sondern dieser eine metallische Basis beylegen muss. Eine sorgfältige Untersuchung ergab, dass die Kieselerde etwa zur Hälfte ihres Gewichts aus Sauerstoff bestehe. Die Entdeckung, dass die Körper sich immer nur nach beständigen und sehr einfachen Verhältnissen vermischen, hat Hr. *B.* später mehr vervollkommnet; in diesen beiden Jahrgängen finden wir den Anfang dieser Entdeckung. (Vergl. B. 5 S. 269. — B. 6 S. 89 u. 247.)

Die Bemühung der Hnn. *Gay-Lussac* und *Thenard* für diese Gegenstände sind oben berührt worden; und obgleich wir in ihrer Streitigkeit mit *Davy* Manches zu tadeln fanden: so sind doch selbst die dort erwähnten berichtigenden Versuche von nicht abzuleugnendem Werthe. Ihre Behauptung, die Metalle aus den Alkalien seyen Verbindungen mit Wasserstoff, haben sie selbst schon zurückgenommen. Bey ihren Versuchen, die Flussäure zu zersetzen, welche ähnliche Resultate wie die von *Davy* gaben, wurden sie zu dem Schlusse geleitet, dass das salzsaure Gas Wasser enthalte, das flussaure hingegen auch nicht einmal hygrometrisches Wasser enthalten könne, weil es bey der Berührung mit dem wenigsten Wasserdampf diesen sichtbar niederschlägt, und mit ihm in der Gestalt des tropfbaren Wassers sich verbindet. (B. 2 S. 1.) Eine sehr lehrreiche Abhandlung über das Kali- und Natron-Metall (B. 2 S. 23) giebt die Methode an, wie *G.* und *T.* diese Körper blos durch Hitze mit Hülfe von Eisenspänen in ansehnlichen Massen erhielten, und giebt über die Natur dieser Metalle (vorzüglich des ersteren) schöne Resultate, die desto zuverlässiger sind, da sie mit so bedeutenden Quantitäten operirten. — Ihre Untersuchungen über das salzsaure Gas sind sehr merkwürdig, und es verdient angeführt zu werden, dass sie schon hier äussern, man könne wohl nach diesen Versuchen das oxygenirt salzsaure Gas für chemisch-einfach halten (B. 5 S. 27). Auch ihre hier vorkommenden Bemerkungen über die chemischen Wirkungen des Lichts sind lesenswerth.

Zu den Abhandlungen über die Elektricität im Allgemeinen, sofern sie nicht vorzüglich chemisch wirkt, gehört als eine der bedeutendsten *Prechtls* Untersuchungen über die Modificationen des elektrischen Ladungszustandes (B. 5 S. 28). Diese lange Abhand-

Digitized by Google

lung würde sehr gewonnen haben, wenn der Vf. ihr eine Übersicht der Hauptideen vorangeschickt hätte, da es nicht leicht ist, den ganzen Gang seiner Gedanken zu übersehen. Es scheint uns nicht möglich, in der Kürze einen Auszug mitzutheilen, und eine unvollständige Darstellung des Inhalts würde nichts nützen. — *Kleefelds* Elektrometer (B. 4 S. 203) scheint uns Empfehlung zu verdienen, vorausgesetzt, dafs man die gleiche Ladung der beiden metallenen Eicheln immer wirklich *gleich* zu erhalten weifs. Man bestimmt nämlich hier die Art der im schwachen Grade vorhandenen Elektricität dadurch, dafs man dem elektrisirten Strohhalme von beiden Seiten auf gleiche Weise jene metallenen Eicheln nähert, deren eine + E, die andere — E hat.

Die Lehre vom Lichte ist durch einige wichtige Entdeckungen bereichert worden. *Wollastons* Methode, die brechenden und zerstreuenden Kräfte der Körper zu finden, die auch *Malus* befolgt hat, (B. 1 S. 225. 235. 398) beruht auf Folgendem. Wenn ein Lichtstrahl aus einem Medio in ein anderes von geringerer Brechungskraft übergeht: so entfernt er sich, indem er in das zweyte Medium eindringt, vom Einfallslothe; aber das Eindringen in den zweyten Körper findet bey sehr kleinen Neigungen des einfallenden Strahls gegen die Einfallsebene nicht mehr Statt, sondern geht in Reflexion über. Kennt man die Grenze in der Richtung des einfallenden Strahls, bey welcher diese Reflexion anfängt: so ergiebt sich daraus die Stärke der brechenden Kraft des zweyten Medii; und so kann die Beobachtung dieser Grenze ein Mittel werden, um selbst für undurchsichtige Körper die Brechungskraft zu bestimmen. Dieser Gedanke liegt *Wollastons* Versuchen zum Grunde. Er legte bey denselben ein Glasprisma auf den Körper, dessen Brechungskraft er untersuchen wollte, und erhielt so die Grenze, wo der Strahl aufhörte, aus Glas in diesen Körper überzugehen; — bey gröfseren Neigungswinkeln gegen die brechende Ebene ward der Lichtstrahl von dem undurchsichtigen Körper verschluckt, und nur bey kleineren zurückgeworfen. Er theilt hienach eine Tafel für die brechende Kraft mehrerer Körper mit, welche *Mollweide* vervollständigt und verbessert hat. *Malus* hat hiebey besonders das Verdienst, an Körpern, die ihre Durchsichtigkeit ändern, die Brauchbarkeit dieser Methode nachgewiesen zu haben, indem er flüssiges durchsichtiges, und dann festes undurchsichtiges Wachs bey dem Versuche anwandte, und in beiden Fällen ein gleiches specifisches Brechungsvermögen fand. — *W.* wandte eben diese Methode an, um zu finden, ob die unter das Prisma gelegten Körper das Licht stärker zerstreuten, als das Glas des Prismas. Die Ordnung der Farben in dem zurückgeworfenen Strahle wird nämlich alsdann unter gewissen Umständen die umgekehrte von der, die bey gleicher Zerstreuungskraft Statt findet; und wenn die Zerstreuungskraft der Brechungskraft umgekehrt proportional ist: so erscheint (im vierseitigen, rechtwinklichten Prisma) der Strahl ungefärbt. So liefs sich bey Auflösungen, indem man sie mehr oder minder verdünnte, der Zustand finden, der diese Erscheinung darbot, mithin die Zerstreuungskraft bestimmen.

Wollastons und *Malus* Untersuchungen über die doppelte Strahlenbrechung des Kalkspaths (B. 1 S. 252. 274) gaben Resultate, die mit *Huyghens* Versuchen vollkommen übereinstimmten. Beym Arragonit bemerkte *Biot* nicht blofs zwey, sondern drey Bilder, und jedes derselben bestand, wenn man es genau untersuchte, selbst aus dreyen, so dafs es eigentlich neun Bilder gab. — *Laplace* zeigt (B. 2 S. 446), dafs alle Erscheinungen beym Doppelspath dem Gesetze der kleinsten Wirkung gemäfs erfolgen; daher dürfe man nicht zweifeln, dafs diese Erscheinungen von anziehenden und abstofsenden Kräften, die in unmerkbaren Entfernungen wirken, abhängen. Die hier mitgetheilte populäre Darstellung erregt den Wunsch, der Vf. möge eine vollständige Entwicklung seiner Untersuchung mittheilen, da dieser kurze Abrifs doch nur einen unvollständigen Begriff giebt. Hieran schliefsen sich *Malus* überaus merkwürdige Entdeckungen. — (B. 1 S. 286, B. 2 S. 463) Wenn ein Lichtstrahl durch einen isländischen Kalkspathkrystall gegangen, und in zwey Strahlenbündel zerspalten ist: so wird jeder dieser Strahlen durch einen zweyten Krystall nicht wieder zerspalten, wenn der Hauptschnitt des zweyten mit dem des ersten entweder parallel oder auf ihn senkrecht ist. (Der Hauptschnitt ist derjenige, in welchem beide aus einem senkrecht auf die Seitenfläche fallenden Strahle entstehende Strahlen sich befinden; er ist mit der Axe durch die stumpfen Winkel eines gleichseitigen Krystalls parallel.). Im ersten Falle folgt der im ersten Krystalle nach der gewöhnlichen Brechung durchgehende Strahlenbündel auch im zweyten Krystalle ganz nach der gewöhnlichen Brechung; derjenige hingegen, welcher im ersten Krystalle ungewöhnlich gebrochen ist, wird im zweyten ohne Spaltung wieder nach dem ungewöhnlichen Gesetze gebrochen; dagegen bey der zweyten Stellung des zweyten Krystalls der gewöhnlich gebrochene Strahl ganz nach dem ungewöhnlichen Gesetze, und der ungewöhnlich gebrochene ganz nach dem gewöhnlichen Gesetze gebrochen wird. In den zwischen beiden fallenden Lagen des zweyten Krystalls wird jeder der beiden Strahlen aufs Neue gespalten. Eine völlig ähnliche Modification eines Lichtstrahls findet nun, nach *Malus* Entdeckung, auch Statt, wenn der Lichtstrahl an der Oberfläche eines durchsichtigen Körpers unter einem gewissen Winkel partiell zurückgeworfen wird. So z. B. hat ein Lichtstrahl, der unter dem Winkel von $52\frac{3}{4}$ Gr. von einer Wasserfläche reflectirt wird, ganz die Eigenschaften eines der beiden Strahlen, die durch Spaltung in jenen Krystallen entstehen; er wird in einem solchen Krystalle nicht gespalten, sondern ganz nach dem gewöhnlichen Gesetze gebrochen, wenn der Hauptschnitt des Krystalls mit der Reflexionsebene parallel ist. Läfst man zuerst einen einfallenden Lichtstrahl durch einen Krystall, dessen Hauptschnitt senkrecht steht, spalten, und diese gespaltenen Strahlen beide unter dem Winkel von $52\frac{3}{4}$ Gr. auf eine Wasserfläche fallen: so wird von

dem ungewöhnlich gebrochenen Strahle nicht das Geringſte reflectirt, ſondern er dringt ganz in das Waſſer ein; ſtellt man dagegen den Hauptſchnitt ſenkrecht auf die Einfallsebene: ſo dringt der *gewöhnlich* gebrochene Strahl ganz ins Waſſer ein, und der andere wird partiell reflectirt. Auf ähnliche Weiſe wird bey einer gewiſſen Neigung zweyer Glasflächen gegen einander ein Strahl, der von dem einen unter einem Winkel von 35° 25′ zurückgeworfen wird, und unter eben dem Winkel auf den anderen auffällt, am zweyten Glaſe gar nicht reflectirt, ſondern dringt ganz in das Glas ein. — Metallflächen und belegte Spiegel haben dieſe Eigenſchaft nicht. — Die Geſetze, auf welche *Malus* die Erſcheinungen zurückführt, müſſen wir übergehen.

Klügels Bemerkungen über achromatiſche Fernröhre enthalten nicht gerade etwas Neues, aber ſtellen den Gang der analytiſchen Unterſuchungen kurz und faſslich dar (B. 4 S. 265).

Humboldts Verſuch über die Strahlenbrechung zeigt, daſs dieſe in der heiſsen Zone wenig anders als bey uns iſt (B. 1 S. 337). Aus den Beobachtungen *Svanbergs* in Lappland läſst ſich ſchwerlich etwas ganz Genaues für die Wärmeabnahme in ſehr groſsen Höhen folgern, da es bekannt iſt, wie ſehr viel Einfluſs die Temperaturunterſchiede in den Luftſchichten, welche der Erde ſehr nahe ſind, auf die Horizontalrefraction haben. *Lüdicke's* Verſuche über die Miſchungen prismatiſcher Farben (B. 4 S. 1) verdienen als mühſam wiederholt und ſorgfältig ausgeführte Verſuche rühmlich erwähnt zu werden. Ihren Zweck darzuſtellen, würde uns zu weit führen. Verſuche, die mit dieſen in Verbindung ſtanden, veranlaſſen Hn. *L.*, zu glauben, daſs Beugung des Lichts eine nothwendige Bedingung zu Entſtehung des Farbenbildes ſey. Uns will dieſes nicht ſo entſcheidend einleuchten, da wir nicht einſehen, wie (S. 233) die Kanten des Prisma bey einem ganz frey einfallenden Strahle eben das leiſten können, was die Ränder der Öffnung bey einem begrenzten Strahle leiſten. Deſſelben Vfs. Chromaſkop iſt überaus umſtändlich, aber nicht ſo, daſs man den Zweck leicht überſieht. (B. 6 S. 127) beſchrieben.

Wollaſtons Camera lucida verdient allen denen, welche Anſichten von Gegenden oder einzelnen Gegenſtänden zeichnen wollen, ſehr empfohlen zu werden. Die ſchöne deutliche Beſchreibung iſt jedem Liebhaber der Zeichenkunſt gewiſs verſtändlich (B. 4 S. 353). Zur Lehre vom Feuer gehören: (B. 6 S. 52) *Hällſtröms* ſehr zweckmäſsig angeſtellte Verſuche über die Ausdehnung des Eiſens durch Wärme; — die Ausdehnung betrug vom Froſtpunct bis zum Siedepunct $\frac{1}{76,6666}$. Ferner (B. 2 S. 293) Nachrichten über Rauch verzehrende Öfen, und (B. 3 S. 395) Nachrichten von Heitzung groſser Säle durch Waſſerdampf, die wir allen Beſitzern von Fabriken, die viel Feuer erfodern, recht ſehr zur Nachahmung empfehlen.

Die Sammlung von Beobachtungen über Declination und Inclination der Magnetnadel iſt auch in dieſen Bänden (B. 2 S. 77) fortgeſetzt. Auſserdem hat Hr. *Gilbert* (B. 3 S. 471) einige neue Lehren vom Magnete mitgetheilt, die in der That ſo neu und ſo toll ſind, daſs man faſt glauben ſollte, ihr Vf. habe ironiſch im Tone der Naturſophiſterey (unrichtig Naturphiloſophie genannt) geſchrieben, um dieſe lächerlich zu machen, und zu zeigen, wohin man geräth, wenn man ein Gebäude, gegründet auf Dunſt, beſtehend aus Schall (Wörterkram), aufführt und das ein Syſtem nennt.

Zur Meteorologie und phyſiſchen Geographie gehören folgende Abhandlungen. *Munke* über die Wiedererzeugung des Sauerſtoffgaſes (B. 3 S. 428 — B. 4 S. 296). Der Vf. glaubt, die beym Wachſen der Pflanzen frey werdende Lebensluft ſey hinreichend, den mannichfaltigen Aufwand an Lebensluft zu erſetzen. Seine Verſuche ſcheinen zwar das zu beweiſen; aber er hat auf die vom Sperrwaſſer hergegebene oder eingeſchluckte Luft keine Rückſicht genommen, und eben ſo wenig unterſucht, ob auch die Erde eine oder andere Luftart, die in ihrer Maſſe eingeſperrt war, hergab, und andere wieder aufnahm, indem die Luft, welche ſich über ihr befand, ihre Beſchaffenheit änderte. Seine Verſuche ſind immer ſchätzbar; aber um entſcheidend zu ſeyn, müſsten ſie mit ungleich gröſserer Sorgfalt wiederholt werden. Hr. *M.* ſpricht von einer ſehr ſtarken Verwandtſchaft des Stickgaſes zum Sauerſtoffgas (B. 4 S. 339): Rec. weiſs nicht, daſs eine ſolche Verwandtſchaft erwieſen, oder auch nur von irgend Jemand behauptet wäre.

Die merkwürdigen Beobachtungen über die ungleichen Mengen des Regens in verſchiedenen Höhen (B. 1 S. 87) verdienten wiederholt zu werden. Sollte *Coplands* Beobachtung ſich beſtätigen: ſo wäre dieſe Unterſuchung eine der wichtigſten in der Meteorologie.

Über die Meteorſteine geben die Unterſuchungen von *Scherer* und *v. Schreibers* mehrere ſehr beachtenswerthe Aufſchlüſſe (B. 1 S. 1. 23). Die Bemerkungen von *Scherer* betreffen vorzüglich die Incruſtirung der in Mähren herabgefallenen Steine. Er glaubt aus mehreren Umſtänden ſchlieſsen zu dürfen, daſs die Incruſtirung nicht durch allmähliches Erhitzen, ſondern durch eine ſehr plötzliche und kurz dauernde Hitze entſtanden ſeyn müſſe. Nach den von ihm mitgetheilten Überlegungen konnte der Stein ſich im Fallen nicht wohl im weichen Zuſtande befinden, aber ihr Zuſtand im Herabfallen muſste auch von dem verſchieden ſeyn, den wir kurz nachher an ihnen bemerken, denn ſonſt hätten ſie bey dem ſtarken Aufſchlage in Staub zerfallen müſſen. — Ob man der Elektricität hiebey eine Einwirkung zugeſtehen dürfe, wie Hr. *S.* thut, müſste doch wohl erſt mit beſſeren Gründen bewieſen werden. *Von Schreibers* theilt eine ſehr umſtändliche Beſchreibung der mähriſchen Meteorſteine mit, und trifft in ſeinen Folgerungen in vielen Puncten mit *Scherer* überein. — Über die Entſtehung der Meteorſteine bleiben wir indeſs noch immer im Dunkeln. Zwar wird durch *Davy's* Bemerkung, das Glühen dieſer Maſſen beym Eintritte in die Atmoſphäre könne dadurch entſtehen, daſs ſie vorher irgend eines der Metalle aus den Alkalien oder Erden reguliniſch enthielten, — *einer*

Digitized by Google

Schwierigkeit abgeholfen; auch ſtimmt damit die groſse Trockenheit dieſes Minerals und ſein gieriges Einziehen des Waſſers überein: aber dennoch bleibt (anderer Schwierigkeiten gar nicht zu gedenken) ſelbſt für die Erklärung dieſes einzigen Umſtandes noch immer das unbegreiflich, woher die Feuerkugeln in 10 oder 20 Meilen Höhe Sauerſtoff an ſich reiſsen, oder Waſſer zum Zerſetzen erhalten ſollten, und gleichwohl nöthiget uns ſo Vieles, Feuerkugeln und Meteorſteine als nahe verwandte Gegenſtände anzuſehen. Von Feuerkugeln und Sternſchnuppen aber wiſſen wir, daſs ſie oft ſchon in jener Höhe leuchtend ſind. Es fehlt uns immer noch zu ſehr an Beobachtungen dieſer glänzenden Meteore; und es wäre ſehr zu wünſchen, daſs einige Phyſiker und Aſtronomen ſich vereinigten, um die mathematiſchen Beſtimmungen der Entfernung und Bahnen der Sternſchnuppen und Feuerkugeln fortzuſetzen. Eine Menge von Fragen würden ſich dann entſcheiden, z. B. in welchen Grenzen der Höhe und Tiefe ſie entſtehen und verſchwinden; — welche Richtungen ihre Bahnen haben, und ob darin irgend etwas Conſtantes iſt; ob zu den Zeiten, wo dieſe Erſcheinungen häufig ſind, es eine beſtimmte Schicht oder Gegend der Atmoſphäre giebt, wo ſie vorzugsweiſe entſtehen u. ſ. w.

Schultens Erklärung des Steigens und Fallens des Waſſers in der Oſtſee ſcheint uns, ſo weit ſich nach den noch unvollkommenen Beobachtungen urtheilen läſst, ganz genügend. Man bemerkt an den Küſten der Oſtſee ein Steigen und Fallen des Waſſers, welches mit dem Wechſeln der Barometerſtände zu correſpondiren ſcheint; bey niedrigem Barometer ſteht das Waſſer hoch, wenn in anderen Gegenden der Luftdruck ſtärker iſt. Dieſes iſt Hn. *S's.* Meinung, die ſehr viel für ſich hat, denn bey veränderlichem Barometerſtande iſt es ganz wohl möglich, daſs an der ſchwediſchen Küſte das Barometer höher oder niedriger ſteht, als an der pommerſchen Küſte. Correſpondirende Beobachtungen an mehreren Orten an der Oſtſee wären indeſs immer noch zu wünſchen.

Vaucher glaubt auf eben die Weiſe die *Seiches* im Genferſee erklären zu können, und *Gilbert* ſtimmt ihm darin bey; aber wenn wir die Beſchreibungen des Phänomens recht verſtehen: ſo ſind es *Wallungen*, ſchnell vorübergehende Erhebungen und Senkungen, und dieſe ſcheinen aus einer Änderung des Druckes der Luft nicht ſo, wie ein anhaltendes Steigen oder Fallen, entſtehen zu können. Auch müſste man dann annehmen, daſs zu gleicher Zeit der Druck der Luft an ſehr nahe liegenden Orten (denn der See iſt doch in dieſer Betrachtung klein zu nennen) ſehr ungleich ſey. Ferner harmonirt hiemit nicht die Bemerkung, daſs die *Seiches* vorzüglich ſtark ſind, wenn die Sonne aus dunkeln Wolken hervortritt, und hell zu ſcheinen anfängt. Dieſe locale Erwärmung mag den Barometerſtand ein wenig ändern, aber könnte ſchwerlich eine Erhöhung des Waſſers von 2 Zoll bewirken, ſtatt daſs dieſe 4 bis 5 Fuſs werden kann. Bey dieſer localen Erwärmung könnte man ein Zuſtrömen der benachbarten Luft, und an der erwärmten Stelle einen verticalen Luftſtrom vermuthen; ob aber auch dieſer zu einer ſolchen Wirkung hinreichende Stärke haben könne, ſcheint ſehr zweifelhaft. — *Vauchers* Vergleichung des Sees mit einer ungleich weiten Röhre will uns nicht einleuchten, und das ganze Phänomen ſcheint noch vollſtändigere Beobachtung zu verdienen. Eben ſo genügt uns auch nicht ganz, was *Sorbie* über den *Mascaret* ſagt (B. 3 S. 407). — *Horsburghs* Beobachtungen über Winde und Wellen (B. 2 S. 452 u. B. 3 S. 357) würden einem Seefahrer gewiſs Gelegenheit zu manchen Bemerkungen geben; Hr. *Gilbert* hat ſie zwar recht gut überſetzt, aber wer das Meer und ſeine Erſcheinungen kennte, würde doch manche Stelle beſtimmter und klarer verſtehen und ausdrücken. — *Linuſſio's* Bemerkungen über die Abnahme des Meeres ſind ſo geringfügig, daſs ſie ihre Stelle kaum verdienen. Die Gründe, mit welchen hier die Abnahme des Meeres bewieſen wird, reichen zu einem ſolchen Beweiſe gar nicht hin; noch jetzt vergröſsern ſich die flachen Uferländer, z. B. an der Nordſee, aber man bemerkt darum kein Sinken der Meeresfläche, ſondern kann dieſes bloſs als einen Bodenſatz betrachten, wozu täglich die Ströme neuen Stoff ins Meer führen.

Zu den — in der That nur wenigen — Abhandlungen, die ihren Platz nicht verdienen, ſcheint uns auch die über den Schwefel (B. 1 S. 100) und die über *Curaudau's* irrige Behauptungen (B. 1 Heft 2) zu gehören.

Die Schreibart und der Stil des Herausgebers ſind im Ganzen ſehr gut, faſt ohne Fehler; deſto auffallender ſind kleine Übereilungen, z. B. wenn man im 2 Bande eine Überſchrift: *Vorſchlag eines verbeſſerten Kühlfaſſes*, — findet. Wo iſt denn, möchte man fragen, das Land, wo die Kühlfäſſer zu Rathe ſitzen und Vorſchläge thun? — Von den Weinfäſſern haben luſtige Köpfe wohl einmal ſo etwas behauptet!

i. e. e.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Braunſchweig*, b. Meyer: *Roderichs Leben und Meinungen, oder die Synoden zu Idleinſtadt und Hofenfeld.* Ein Predigerroman und komiſcher Beytrag zu dem proteſtantiſchen Synodalweſen. 1812. 256 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Rec., der ſich mehrmalen in ähnlichen Geſellſchaften, wie die hier geſchilderten, befand, hat dieſen Roman mit vielem Vergnügen geleſen. So ſonderbar die hier vorgetragenen Begebenheiten ausſehen mögen: ſo wenig hat man an ihrer inneren Wahrheit zu zweifeln; ſie gehen aus der Einrichtung ſolcher Synodalverſammlungen von ſelbſt hervor. Auch die übrigen in das Landpredigerleben einſchlagenden Vorfälle ſind ganz in der Ordnung. Es werden wenig Länder ſeyn, in welchen dieſer Roman, mit geringen Veränderungen, nicht ſpielen könnte. Das Betragen des Conſiſtoriums und deſſen Präſidenten bey Gelegenheit des roderichſchen von 36 Predigern unterſchriebenen Aufſatzes, die regelmäſsigere Einrichtung des geiſtlichen Avancements betreffend, hat im Grunde wenig Auffallendes. Und ſo das Übrige. Die Darſtellung des Vfs. iſt lebendig, der Vortrag mit Witz und Laune gewürzt.

hm.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

MEDICIN.

BERLIN, b. Braunes, von 1809 an b. Hitzig: *Neues Archiv für medicinische Erfahrung*, herausgegeben von Dr. *Ernst Horn*, königl. preuss. Hofr., subst. ord. Lehrer der medicinischen Klinik im Colleg. med. Georgico. u. s. w.

Auch unter dem Titel: *Archiv für praktische Medicin und Klinik.* IV Bd. 1—2 Heft. 1808. 369 S. V Bd. 1—2 H. 1808. 392 S. VI Bd. 1—2 H. 1809. 368 S. VII Bd. 1—2 H. 1809. 366 S. VIII Bd. 1—2 H. 1809. 368 S. IX Bd. 1—2 H. 1810. 412 S. X Bd. 1—2 H. 1810. 332 S. XI Bd. 1—2 H. 1810. 354 S. Neue Folge der Bände: Jahrg. 1811. I Bd. 1—3 H. 548 S. II Bd. 1—3 H. 578 S. Jahrg. 1812. I Bd. 1 H. 188 S. 8. (Jeder Jahrg. complet 6 Rthlr.)

Mit Vergnügen zeigen wir die Fortsetzung dieses für den praktischen Arzt höchst schätzbaren Journales an. Im Allgemeinen können wir derselben das nämliche Lob ertheilen, welches die ersten Bände (J. A. L. Z. 1806. No. 260) erhalten haben. Die Auswahl der Aufsätze ist gut, die meisten Mitarbeiter erfahrne und geschätzte Ärzte; nur einzelne Ausarbeitungen könnten kürzer zusammengedrängt seyn, welches vorzugsweise von einigen Abhandlungen des Herausgebers gilt. Wir werden diejenigen, welche nach unserer Einsicht hervorgehoben zu werden verdienen, näher charakterisiren.

Das 1 Heft des 4 Bandes beginnt mit *Bemerkungen über die Gicht und ihre nächsten Ursachen*, von D. *H. Ficinus*, A. in Dresden. Die Lehre von der Gicht, meint der Vf., gehöre unter die Entzündungen. Entzündung sey Krankheit im Gefässsystem, zu welchem nicht nur Arterien und Venen, sondern auch eine dritte Classe von Canälen, die *reproductiven*, gezählt werden müssen. Zu dem reproductiven Gefässsystem rechnet er die absorbirenden Gefässe, aber auch die Speicheldrüsen, die Gallen- und Milch-Gefässe, die Lungen, als Oxydationsorgane für das Blut, und die Lymphgefässe. (Aus diesen zwey Sätzen erhellt schon, zu welcher Classe von Ärzten der Vf. gehöre. Wenn man freylich Organe erfindet, oder Eigenschaften von denselben angiebt, die nicht existiren, wie hier von den reproductiven Canälen geschieht: so kann man leicht eine neue Theorie zusammensetzen. Allein dergleichen Theorieen sind Hirngespinnste. Dass Entzündungssymptome bey Gichtanfällen sich äussern, Röthe, Hitze, Geschwulst, Schmerz, ist bekannt; aber zum Wesen der Gicht gehören sie weniger, als die bey jeder Gicht vorhandenen Mischungsveränderungen, die Ansammlung von phosphorsaurem Kalk, welcher auf die Gelenke abgesetzt wird. Wie viel natürlicher waren doch unsere älteren Theoretiker, *Gaubius*, *Cullen* u. A. Auch eine förmliche Metastase von Gicht im Gehirn nimmt der Vf. an. Auf das Praktische lässt sich der wahrscheinlich noch jugendliche Vf. nicht sehr ein.) 2) *Geschichte einer Entzündung des Zwerchfelles*, von D. *Nicolai*, A. in Königstein. Der Vf. will diese seltene Krankheit zweymal beobachtet haben. Seine Erzählung ist gut; es geht aus derselben hervor, dass wirklich ein Theil des Zwerchfelles entzündet gewesen seyn möge, obgleich charakteristische Symptome der Zwerchfellsleiden, Niesen und Schluchzen, nicht angegeben sind (sardonisches Lachen kam im Verlauf). Die Behandlung gefällt uns weniger, sie ist zu symptomatisch. Rec. würde hauptsächlich Salmiak gegeben haben. Gegen die Exikrise, besonders S. 40 f., liess sich Manches mit Grund einwenden. 3) *Bemerkungen über den Typhus*, nebst Beobachtungen über dessen sichere Heilung nach *Currie's* Methode, von D. *Hirsch*, MR. in Baireuth. Wir können dem Vf. unmöglich beystimmen, wenn er den Typhus für eine mit dem menschlichen Organismus ursprünglich vorhandene Krankheit hält. Wie unglücklich wäre das Menschengeschlecht! Eine sehr schöne Schrift über den Typhus hat Hr. *Harles* zu Erlangen geschrieben. Das Contagiöse des Typhus leugnet der Vf. bey niederen Graden; bey höheren, bey bösartigerem Typhus, giebt er es zu. Die Behandlung muss sich nach den 3 (aufgestellten) Graden richten, vorzüglich nach der sich zeigenden erhöhten oder unterdrückten Empfindlichkeit. Über das Begiessen und Waschen mit kaltem Wasser oder mit verdünnten Säuren erklärt sich der Vf. folgendermassen: Wirklich vermag man durch die Anwendung dieses Mittels in den ersten 4 bis 5 Tagen ausserordentlich viel zur vortheilhaften Änderung des Typus dieses Typhus, zum gelinderen Verlauf und zur schnelleren Heilung beyzutragen, durch die Anwendung im weiteren Verlauf des Fiebers dem Kranken Erleichterung und angenehme Empfindung zu verschaffen, und sicherer, als durch Räucherungen, die Ansteckung zu verhüten. In Goldcronach brach im December 1806, nachdem daselbst mehrere russische und österreichische Soldaten aufgenommen worden, eine fürchterliche Typusepidemie aus. Der höchst gelinde Winter und die Lage des Ortes begünstigten die Epidemie. In wenig

Digitized by Google

Tagen gab es 120 Kranke und faſt kein Haus war leer davon. 64 Perſonen wurden auf die Weiſe glücklich behandelt, obgleich Peteſchen, Frieſel und andere ſcheinbar widerſprechende Symptome da waren. Der Vf. lieſs die Kranken Abends und Morgens mit kaltem Waſſer und Schwefelſäure, ſo dafs der Geſchmack noch ziemlich piquant war, über den ganzen Körper, vorzüglich den Kopf, die Herzgrube, die Scham und das Rückgrat, ¼ Stunde lang waſchen, dann abgetrocknet und mit wollenen Tüchern abgerieben ins Bett legen. Die Empfindung des einen Kranken hiebey war, als ob man ein prickelnd heifses Pelzwerk abſtreife, und aus dieſem herausgewickelt, friſch zu Athem komme. Bey einem Knaben mit Peteſchen lieſs er alle 2 Stunden ganz gewöhnliche kalte Waſchungen anwenden. Die Pulſationen wurden augenblicklich ſtärker, und als ungefähr 6 Minuten mit dem Waſchen angehalten war, änderte ſich ſchon die üble Farbe der Peteſchen, ihre ins Dunkelblaue ſpielende Farbe wurde heller, mehr blauröthlich. Auch von der guten Wirkung des Begieſsens mit kaltem Waſſer führt der Vf. S. 68 einen intereſſanten Fall an. Nie ſah er da Frieſel oder Peteſchen hervorkommen, wo dieſe Methode gleich Anfangs angewendet wurde; auch nie Anſteckung. Die Temperatur des anzuwendenden Waſſers hat der Vf. ſo am beſten gefunden, wie es in der Natur vorkömmt. Der Zuſatz von Säuren ſchien die Wirkung zu beſchleunigen, doch war die Wahl derſelben ziemlich gleich. Die Wiederholung des Waſchens richtet ſich, auſser den Exacerbationen, am beſten nach dem Gefühle des Kranken. — Wir haben durch dieſen Auszug auch bey ſolchen Leſern Aufmerkſamkeit auf dieſe Methode zu erregen geſucht, welche dieſes Archiv nicht leſen. Wer wird nicht mit gröſstem Intereſſe Beobachtungen von einem kräftigen Heilmittel in einer Krankheit zu machen ſuchen, welche oft die Kunſt auch der gröſsten Ärzte verſpottet? Möchte dieſe Methode nur nicht das allgemeine Vorurtheil des Warmhaltens bey dieſen Fiebern ſo gerade gegen ſich haben! Wie mancher Arzt wird dadurch in ſeinen Verſuchen gehindert werden! Wie gut wäre es, wenn dieſe Beobachtungen in Volksbüchern, Kalendern, Anzeiger der Deutſchen u. ſ. w. abgedruckt würden, um Empfänglichkeit dafür unter dem Volke zu verbreiten! 4) *Geſchichte der Vaccine im Fürſtenthume Baireuth*, von demſelben. Bis zu Ende Juli war die Totalſumme aller Vaccinirten 36,550. 5) *Kliniſche Aphorismen über das Blutbrechen*, vom Herausg. Das Blutbrechen (warum gefällt ſich Hr. *H.* ſo ſehr in fremden Wörtern, wie hier *Hämatemeſe*? Klingen ſie beſſer? Iſt man dadurch gelehrter?) iſt bald örtliche, bald allgemeine Krankheit, bald hitzig, bald chroniſch. Der Vf. hält das Blutbrechen in Verbindung mit hitzigen Krankheiten für die gefährlichſte Art. Dennoch iſt das chroniſche Blutbrechen gewöhnlich mit ſehr beunruhigenden Symptomen, Ohnmachten, Krämpfen u. ſ. w. verbunden, nnd die Folgen davon groſse Schwächung, Kachexie, waſſerſüchtige Beſchwerden. Die rein dynamiſche (allgemeine) Art des Blutbrechens hat nur ſelten den Charakter der Synocha (Sthenie). In den ungleich häufigeren Fällen der adynamiſchen (örtlichen?) Art bedienen wir uns der erregenden Mittel, beſonders durchdringender, flüchtiger Reizmittel. Der Vf. rühmt Opiumtinctur, bittere und aromatiſche Tincturen, Äther, *Tinct. caſtorei, Cinnam. valerian., Aqua menthae vinoſ.* und Clyſtiere aus *Valerian.*, *Chamom.*, *Aſa fetid.*, *Opium* und reinen Ölen. Auſser den Anfällen mufs auf die Verwicklung des allgemeinen Leidens mit organiſchen Fehlern der Abdominaleingeweide Rückſicht genommen, bey geringeren Fehlern bittere, würzhafte, ſaure Mittel gegeben werden. Auf die abführenden Mittel hält der Vf. nach Rec. Dafürhalten zu wenig, Tamarindenmolke, Ölmixturen u. ſ. w., ſind in vielen Fällen vortreffliche Heilmittel. 6) *Bemerkungen über den wahren Augentripper*, von Ebend. Es giebt eine veneriſche Augenentzündung, welche meiſtens einen langſamen Gang geht; die beſten Mittel dagegen ſind Mercurialſalben, womit die Nachbarſchaft des Auges einigemal am Tage beſtrichen wird, warme Umſchläge aus aromatiſchen und narkotiſchen Subſtanzen auf das Auge, kleine Blaſenpflaſter über die Augenbraunen in Eiterung gehalten, gröſsere hinter die Ohren und an die Oberarme, aromatiſche Bähungen mit Opium, Sublimatauflöſung mit Opium, gewärmt als Augenwaſſer aufgeſchlagen, auch allgemeine warme Bäder. Das iſt aber nicht der wahre Augentripper, der ein ſehr ſeltenes, aber deſto furchtbareres Übel, ſehr acuter Art, iſt. Der Vf. fand in 2 Fällen, dafs er von unvorſichtiger Application und Impfung des Tripperſtoffes durch ſchmutzige Finger entſtanden war. Der Tripper war nicht unterdrückt. Der Vf. glaubt daher auch nicht recht an metaſtatiſche Entſtehung. Der Gang der Krankheit war äuſserſt ſchnell, und der Ausgang ungünſtig. (Rec. hat doch einmal eine vollkommene Metaſtaſe vom Tripper beobachtet, wobey der Tripper ſchnell unterdrückt, das Auge heftig entzündet, und die ganze heftige Krankheit herbeygeführt wurde, welche der Vf. beſchreibt. Es entſtand ein Eiterauge, welches ſich mit Trübheit der Cornea endigte.) Die Behandlung der Krankheit iſt ſchwierig (wohl am beſten rein antiſtheniſch). Für die Curmethode iſt durch dieſe Abhandlung nichts gewonnen. 7) *Fragmente aus den Annalen der k. kliniſchen Anſtalt im Charitéhauſe*, v. Herausgeber. Glückliche Heilung des Typhus von verſchiedenen Formen und Graden, hauptſächlich durch Sinapismen und Bäder bewirkt. Die Bäder waren lauwarm, nur der letzte Kranke bekam kühle Bäder und kalte Auffchläge auf den Kopf. 8) *Erfahrungen über die Furunkeln, nebſt Beobachtungen über eine anſteckende Art derſelben*, von D. *Heint*, Geheimen Rathe zu Berlin. Das einzige Neue, das dieſe Abhandlung enthält, iſt die Beobachtung, dafs dieſe Krankheit einigemal anſteckend zu ſeyn ſchien. (Epidemiſch hat ſie Rec. während des Herbſtes 1808 herrſchen ſehen.) 9) *Mediciniſche Literatur.*

2 Heft. 10) *Über das Bismuthum oxydulatum album (Magiſterium wismuthi) und deſſen Wirkſam-*

Digitized by Google

keit, als Heilmittel in verſchiedenen krankhaften Zuſtänden der Verdauungsorgane, von D. *v. Velſen* in Cleve. Nach einer etwas hochtönenden Einleitung, welche füglich hätte unterdrückt werden können, zeigt der Vf., dafs jenes Mittel grofse Arzneykräfte beſitze. Unzeitig, oder gar unbelonnen angewandt, könne daſſelbe nicht blofs zerſtörend auf einzelne Organe wirken, ſondern ſogar das Geſammtleben dadurch gefährdet werden. Der Vf. empfiehlt es beſonders in krampfhaften Affectionen des Magens. Die Belege dazu geben einige breit erzählte Krankengeſchichten. Nach Rec. Erfahrung wirkt es am beſten bey immateriellem Magenkrampfe. 11) *Fragmente aus den Annalen der k. klinifchen Anſtalt im Charitéhauſe* zu Berlin, vom Herausgeber. *Bemerkungen und Beobachtungen über die diefsjährige Wechſelfieberepidemie*, nebſt Verſuchen über die vermeintlichen Surrogate der Chinarinde. Faſt aller Orten herrſchten im Jahre 1807 Wechſelfieber, auch in der Gegend des Rec., welche ſonſt nicht reich an dieſen Krankheiten iſt. Sie hatten nach Hn. *H.* einen doppelten dynamiſchen Charakter; doch war der Grad der Sthenie nicht grofs genug, auch litt kein Organ mit ſo beſonderer Gewalt, um Aderläſſe nöthig zu machen. Die Mittel waren Brech- und Laxir-Mittel, magere Diät, dann China. (Rec. fand in ſehr vielen Fällen Pulver aus Salmiak, Chamillen und Tiſchlerleim ſehr wirkſam, den Schlufs machte Bitterklee, Enzian u. dergl.) Häufiger war das Fieber von aſthenifchem Charakter. Hier war das zweckmäfsigſte Heilverfahren ſchnelle Anwendung der mit aromatiſchem Pulver verſtärkten Chinarinde (in friſch alkoholiſirter Subſtanz). Kein Surrogat kam dieſem Mittel gleich. (Recht lächerlich machte ſich ein Rec. in den göttinger gel. Anz., welcher allerley Surrogate vorſchlug, die eben ſo ſchwer zu haben ſind, als China, z. B. Rinde vom Tulpenbaum!) Von dem Schreinerleim iſt bey den Verſuchen des Vfs. nicht die Rede (?). Die Wirkung der China unterſtützt und erhöht für eine Menge ungünſtiger Verwickelungen der Mohnſaft (beſonders zu Anfange des Froſtes gegeben. Ein Empiriker in der Gegend des Rec. hat ein Fiebermittel, welches aus Arſenik in höchſt kleinen Gaben beſteht. Der Mann verrichtet, wie man ſagt, aufserordentliche Curen damit. Einem Quackſalber ſollte freylich die Anwendung eines ſolchen Mittels nicht verſtattet ſeyn, wohl aber darf ein vorſichtiger Arzt davon Gebrauch machen). Merkwürdiger *Fall einer Epilepſie von einer organiſchen Krankheit des Herzens.* Die Menge des Herzbeutelwaſſers betrug etwa 3 Unzen, das Herz war ungewöhnlich grofs, die *vaſa coronaria* von Blut ſtrotzend, die *valvulae mitrales* verhärtet, die *v. tricuſpidales* ganz verknöchert. 12) *Bemerkungen über die vermeintliche Unſchädlichkeit der frühreifen Kartoffeln*, vom Geh. R. *Heim* in Berlin. Was der Vf. theoretiſch gegen die Unterſuchungen des verdienten Prof. *Pfaff* erinnert, iſt unbedeutend. Aus Beobachtungen will er ſchliefsen, dafs es Gegenden und Arten des Bodens gebe, wo die Kartoffeln, vielleicht nur bey gewiſſer Witterung, eine hinreichende Zeit hindurch und in einer hinreichenden Tiefe wachſen und reifen müſſen, ehe ſie ohne Schaden genoſſen werden können. Der Beobachtungen ſind drey. Die erſte deuten wir auf eine einfache Indigeſtion, welche freylich durch Kartoffeln entſtand, aber eben ſo gut auf Erbſen, Bohnen u. ſ. w. erfolgen konnte. Die zweyte halten wir für einen apoplektiſchen Fall, welcher — und das iſt das einzig Auffallende — einen 23jährigen Menſchen befiel. Noch dazu hatte der Verſtorbene nicht blofs Kartoffeln, ſondern auch grüne Bohnen verzehrt, welche folglich einen Theil der Schuld tragen müſſen. Der dritte Kranke litt vorher an verdorbenem Magen mit Verſtopfungen im Unterleibe. Am Tage des Zufalles war er vollkommen munter: er iſst Kartoffeln, doch nicht viele, weil ſie ihm ganz klitſchig vorkommen, und legt ſich zu Bette. Er ſchläft unruhig, bekömmt Schwindel, Ekel, Übelkeit u. ſ. w. Dieſs verliert ſich auf ein Brechmittel u. ſ. w. Auch dieſes war eine Indigeſtion, welche bey dem vorherigen Zuſtande der Digeſtionsorgane deſto leichter möglich war. Alle drey Fälle beweiſen, nach unſerem Dafürhalten, nichts gegen die Kartoffeln. Und warum ſollte auch von dieſem Gewächs allein das nicht gelten, was von allen gilt, dafs man ſie in ihrer Jugend für geſunder, wenigſtens für unſchädlich hält? Dafs das narkotiſche Princip der Solanumarten heftiger, als andere Pflanzen unſerer Küche, z. B. der Paſtinakwurzeln u. ſ. w., wirke, iſt nicht wahrſcheinlich, da theils die Menſchen ſchon zu ſehr daran gewöhnt ſind, theils daſſelbe in allen jüngeren Pflanzen ſo gut als nicht vorhanden, ſchwach, unkräftig, ja wohl ganz unwirkſam iſt. Rec. iſt alſo der Meinung des Hn. *Pfaff*, dafs die jungen Kartoffeln unſchädlich ſeyen, und die Furcht vor denſelben unter die Vorurtheile gerechnet werden müſſe. 13) *Über Autenrieths Heilart des Krampf- oder Keich-Huſtens*, von D. *Schneider* zu Fuld. Es war uns angenehm, die vorſchnellen Behauptungen des übrigens verdienſtvollen *Autenrieths*, der Wahrheit gemäfs, beſchränkt zu ſehen. Der Vf. zeigt ſehr genügend, dafs die Einreibung der Salbe mit Brechweinſtein zwar ein gutes, aber nicht allein heilendes Mittel bey dem Keichhuſten ſey. Dieſs hat auch Rec. gefunden; ja er möchte ſogar noch weiter gehen und behaupten, dafs dieſe Salbe nicht kräftiger wirke, als jede andere Einreibung, welche einen Ausſchlag, eine Röthe hervorbringt. Der puſtulöſe Ausſchlag erfolgt jedesmal gewifs nach der Anwendung des Brechweinſteins, nicht immer iſt er aber mit Erleichterung der Zufälle verbunden. Hr. *A.* hat hier, wie anderwärts, namentlich beym Croup, aus einzelnen particulären Beobachtungen zu ſchnell auf allgemeine Wahrheit geſchloſſen. Hr. *S.* hat übrigens von dieſer Salbe einigemal recht bösartige Geſchwüre entſtehen ſehen. 14) *Hartnäckige Krämpfe, geheilt durch die Behandlung im grofsen Bogen* (*à grands courants*) von *Hegewiſch* in Kiel. Die Kranke wurde ſomnambül, aber ihr Schlaf war nicht, wie gewöhnlich, mit angenehmen, ſondern unangenehmen Träumen angefüllt, doch erwachte ſie ſtets heiter. Aufge-

Digitized by Google

fallen ist Rec. die Versicherung, dass, nach dem alten Glauben der französischen Magnetiseurs, der feste Wille zur Wirkung so nothwendig sey. Rec. hat selbst magnetisirt, auch unter anderen den biederen *Gmelin* magnetisiren sehen: aber weder *Gmelin* noch er bedurften des festen Willens, um Wirkungen hervorzubringen. Die Genesung war dauerhaft.

V Bandes 1 Heft: 1) *Bemerkungen über das Kindbettfieber*, von *Schmidtmüller* in Landshut. Der Vf. giebt voran eine kritische Übersicht der verschiedenen Meinungen von diesem Fieber. (*Hufelands* Abh. in *Starks* Archiv d. Geburtsh. ist vergessen worden. Sie erstreckt sich, so viel Rec. erinnerlich ist, auf das Milch- und Kindbetterin-Fieber. In diesem Archive müssen noch mehrere dahin einschlagende Abhandlungen vorkommen.) Hr. *S.* nimmt eine asthenische Entzündung etwa besonders der Genitalien (?) oder überhaupt des Unterleibes an, mit oder ohne Anomalieen im Milchgeschäfte. Dies ist auch im Allgemeinen Rec. Meinung. Der Vf. räth daher eine antisthenische Behandlung; dafür ist Rec. Erfahrung nicht ohne Einschränkung. Besonders schadet sie oft zu Anfange der Krankheit. Hier ist oft Salmiak ganz vorzüglich wirksam. Auch sind die vorgeschlagenen Arzneymittel nicht genau genug für ihre resp. Sphären bezeichnet. Irrig ist, dass statt des einfachen *Spirit. C. C.* im gröfseren Drange der *Liquor C. C. succ.* gegeben werden könne; das müfste eigentlich umgekehrt gesagt werden, weil jener stärker ist. Der ganze Aufsatz, dessen Schluss sich im folgenden Hefte findet, ist inzwischen mit sichtbarem Fleifse ausgearbeitet. 2) *Praktische Bemerkungen* von D. *Hegewisch* in Kiel. Alle Aufsätze des Vfs. zeichnen sich aus. Es ist etwas Genialisches in ihnen, welches sie nahe an Sonderbarkeit führt; aber man erkennt doch den guten Kopf an ihnen, aus welchem sie entsprungen sind. Möchten sie nur etwas weniger flüchtig gearbeitet seyn! 3) *Bemerkungen und Beobachtungen über die Bleichsucht und Menostasie* v. Herausg., von S. 63 bis 101, und dennoch nicht beendigt. Wir wünschten, dass Hr. *H.* zwey Dinge vermeiden lernte, welche schon oft an ihm getadelt worden sind, die Sucht, fremde Wörter zu gebrauchen, z. B. Menostasie, und die allzu grofse Weitläuftigkeit. Es ist hier die Rede von folgenden 3 Fällen: 1) fehlende Menstruation zur Zeit der Mannbarkeit, Bleichsucht; 2) Unterdrückung der schon Statt gefundenen Menstruation; 3) zu geringe Menstruation. S. 89 wird bey der Wirkung der eisenhaltigen Mineralwasser der Antheil vergessen, welchen das kohlensaure Gas unverkennbar hat. Recht schön ist, was über den Gebrauch des Eisens in diesen Krankheiten, recht wahr, was von den neuesten Hypothesen über die Wirkungsart desselben gesagt wird. Der Schluss im folgenden Hefte. 4) *Geschichte eines Mutterblutflusses mit darauf folgender Lienterie.* Das Merkwürdigste in dieser gut erzählten Geschichte ist die Heilung des Übels blofs durch *Elixir acidum Halleri* bemerkt. Rec. bekennt, dass ihm der Heilungsapparat des Vfs. sehr ärmlich vorkömmt; desto erfreulicher war ihm die Herstellung des Kranken. 5) *Fragmente aus den Annalen der k. klinischen Anstalt im Charitéhause*, vom Herausgeb. Wassersucht mit Menostasie, als Nachkrankheit des Wechselfiebers glücklich geheilt. Ein Fall, der oft vorkömmt, zumal nach jäher Anwendung der China. Die Beschwerden wurden durch laue Bäder und Stahlpulver gehoben. Lähmung der unteren Extremitäten und der Harnblase. Wir bemerken hiebey, dass man Senfpulver nie kochen darf, wie S. 125 angegeben wird, das *Principium acre* geht sonst ganz verloren. Glückliche Heilung eines Typhus, durch Baldrian, Kampher und Opium. Beobachtung einer Zehrung mit Desorganisation der Lunge und Krebs der Speiseröhre. Schnelle Heilung eines hypersthenischen Rheumatismus (*Rheumatismus acutus*). Die Heilung dauerte 3 Wochen, freylich immer noch schnell genug für diese Krankheit. 6) *Praktische Miscellen. Fragmente über einige Wechselfiebermittel.* Es ist die Rede von der Königsrinde und von der Colla. Die letzte heilte doch bey weitem nicht so zuverlässig, als die China. Eine Quartana konnte erst mit China gründlich geheilt werden, nachdem vorher Queckfilber bis zur Salivation gegeben worden. (Unbedeutend.) *Über den Gebrauch der salzsauren Räucherungen beym Scharlachfieber*, von *Hegewisch*. In einem allein liegenden Hause, wo binnen 14 Tagen 16 Personen am Scharlach erkrankten, liefs der Vf. Anfangs der 3 Woche mit Kochsalz, Braunstein und Schwefelsäure räuchern. In den beiden ersten Tagen danach wurden noch 2 Personen mit Halswehe und mäfsigem Fieber befallen, das sich aber durch starken Schweifs ohne allen Hautausschlag entschied. Mehrere im Hause befindliche Ansteckungsfähige wurden nicht angesteckt. *Über eine periodische Manie, die sich mit Selbstmord endigte.* Der Kranke war vor mehreren Jahren von der Scheune gefallen, hatte wahrscheinlich dadurch ein Knochenstück von der inneren Fläche des Hirnschädels abgesprengt, welches die veranlassende Ursache des Wahnsinns abgab. Man fand es bey der Section in der Falte des *processus falciformis*. Die Geschichte ist lehrreich und die Darstellung musterhaft. *Über Autonosographieen*, vom Herausg. Hr. *Hegewisch* that den Vorschlag, Ärzte, welche krank gewesen, möchten diese ihre eigenen Krankheiten selbst beschreiben, womit der Herausgeber übereinstimmt. Wir fürchten, der Gewinn für die Wissenschaft und Kunst werde sehr mager seyn. Gewöhnlich leidet das Vorstellungsvermögen bey jeder wichtigen Krankheit, und selten bleiben die Rückerinnerungen an die richtigen oder unrichtigen Gefühle während der Krankheit.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

M E D I C I N.

Berlin, b. Braunes, von 1809 an b. Hitzig: *Archiv für praktiſche Medicin und Klinik*, herausgegeben von Dr. *Ernſt Horn* u. ſ. w. 1808 bis 1812.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Band V Heft 2. 9) *Bemerkungen über die ſogenannten Milchmetaſtaſen*, von D. *Zimmermann* in Ehrenbreitſtein bey Coblenz. Höchſt unbedeutend, und noch dazu durch unmodiſche Ausdrücke widrig gemacht, als da ſind: *ſich objectiviſirende Erſcheinungen*, *realiſirbar* u. dergl. 11) *Über die neueſten Theorieen der Entzündung von Troxler*, *Markus und Walther*. Obgleich dieſer Aufſatz, als faſt ausſchlieſslich theoretiſch, nicht eigentlich in dieſes, der Praxis gewidmete Archiv gehört: ſo danken wir doch dem Herausgeber, daſs er ihn aufgenommen hat. Er iſt vortrefflich, werth von allen Ärzten aus allen Secten geleſen zu werden. Abgerechnet den ironiſchen Ton, welchen der Vf. im Eingange annimmt und welcher zu nichts dienen kann, iſt die Idee lobenswerth, die Meinungen der neueſten Schriftſteller einander gegenüber zu ſtellen. Hieraus reſultirt zuverläſſig die Wahrheit und der Werth der naturphiloſophiſchen Medicin am erſten. Aus dem freundſchaftlichen Reiben mehrerer Schriftſteller aus Einer Schule müſſen ohne Zweifel die wahren Principien derſelben hervorgehen. Wenn der Vf. beweiſt, daſs *Görres*, *Keſsler* und *Oken* durchaus anders lehren, als *Troxler*, *Markus* und *Walther*: ſo iſt das ein deutlicher Beweis, daſs die Tiefen der Naturphiloſophie noch nicht erſchöpft ſind, daſs die Unterſuchungen noch fortgeſetzt werden müſſen, daſs die Anwendung der Naturphiloſophie auf die Medicin noch viel zu früh, oder Miſsdeutung, Irrthum und Nachtheil unvermeidlich ſey, und daſs es noch jedem Arzte, Schriftſteller oder Praktiker, frey ſtehen müſſe, ohne ſich verketzern zu laſſen, eine Auswahl in den Principien zu treffen, d. i. ein Eklektiker ſeyn zu dürfen. Erfreulich, und für den prüfenden Geiſt unſerer Zeit ſehr ehrenvoll iſt die Bemerkung, daſs nicht ein einziger jener naturphiloſophiſchen Ärzte am Krankenbette ſelbſt Anwendung von derſelben macht, ſondern daſs ſie bey weitem empiriſcher verfahren, als die ſtolzen Brownianer und Erregungstheoretiker. 12) *Fragmente aus den Annalen der k. kliniſchen Anſtalt im Charitéhauſe zu Berlin*, vom Herausg. *Das Ol. animale fetidum* (*Dippelii?*) *ein treffliches* (innerliches) *Mittel bey einigen Arten des chroniſchen Gliederreiſsens.* Die Miſchung war: *Ol. animal.* dr ſem. *Liquor. anod.* dr. duas. M. S. Alle 2 — 3 Stunden 15 bis 30 Tropfen ſteigend zu nehmen. *Wechſelfieber durch radix hieracii piloſellae geheilt*, alle 2 Stunden 2 Theelöffel voll genommen. *Radix imperatoriae als febrifugum.* (Alles erpreſst durch den Druck der Zeit, alles unwirkſamer als China.) *Über den Nutzen des Eiſens in der Waſſerſucht, welche dem Wechſelfieber folgt*, beſtätigt denſelben. *Eine weibliche Phimoſis ſiphylitiſcher Natur. Schnelle Heilung eines biliöſen Synochus durch Opium.* Eine Geſchichte, wie man zu den Zeiten der rohen Brownianer viele las. Angezeigt war das Opium keineswegs, genug der Kranke wurde wieder geſund. *Typhöſe Pocken glücklich geheilt durch innere Reizmittel und warme Bäder.* Dieſs wäre ein Fall für *Currie's* Methode geweſen. *Schnell geheilte Iſchias* durch warme Bäder, Einreiben des Tatar. emet. und Campher. *Typhus muſcularis* glücklich geheilt.

(Die Fortſetzung wird nächſtens folgen.)

G E S C H I C H T E.

Leipzig, b. Voſs u. Comp.: *Intereſſante Lebensgemälde der denkwürdigſten Perſonen des achtzehnten Jahrhunderts*, von *Samuel Baur*, Prediger in dem Dorfe Göttingen, unweit Ulm. Erſter Th. 1803. VIII u. 538 S. Zweyter Th. 556 S. Dritter Theil. 1804. IV u. 601 S. Vierter Theil. 1806. IV u. 620 S. Fünfter Theil. 1807. IV u. 652 S. Sechſter Theil. 1807. IV u. 625 S. 8. (16 Rthlr.)

Die Biographik gleicht in künſtleriſcher Hinſicht der Porträtmalerey; beide ſind im gemeinen Leben bey Nichtkennern hiſtoriſcher Kunſt beliebt, beide haben einerley Gegenſtand, und an beide kann man, wenn ſie Kunſtwerke ſeyn ſollen, faſt gleiche Anſprüche machen. So wie der gewöhnliche Abmaler ſich mit einer *rohen Ähnlichkeit* jedes ihm vorkommenden Geſichts begnügt, oder ſich höchſtens eine ſogenannte *Verſchönerung*, d. i. eine Verwiſchung aller charakteriſtiſchen Züge, erlaubt: ſo begnügt ſich der gewöhnliche Lebensbeſchreiber mit einem Aggregat von Begebenheiten, bey denen blos das *Schickſal* die Urſache iſt, daſs ſie nicht hundert anderen Sterblichen begegnet ſind, und von Zügen, die in ihrer Flachheit und Abgeriſſenheit nichts charakteriſiren als die Charakterloſigkeit. So wie dagegen das Porträt die Vorübung zur Hiſtorienmalerey iſt: ſo iſt die Biographie als Vorübung und Prüfung des Talents zur

Digitized by Google

Hiſtoriographie anzuſehen, und nur von der höhern Stufe der Kunſt herab iſt das Porträt des Farben- und Rede-Künſtlers zu würdigen und auszuführen. — Gleichwie *Tacitus* in dem Leben des Agricola ein Meiſterſtück der Biographik aufſtellte: ſo waren *Leonardo da Vinci*, *Raphael*, *Titian*, *Mengs* und alle groſsen Hiſtorienmaler auch treffliche Meiſter im Porträt; ſie erhoben ihre Arbeiten dadurch zu *Kunſtwerken*, daſs ſie die Phyſiognomie, die ſie durch den Pinſel (oder durch Worte) wiedergeben wollten, völlig begriffen, ſie im Inneren ihres künſtleriſchen Gemüths, als Einheit, gleichſam aufs neue conſtruirten, das, was ſowohl die Natur, als die Perſon ſelbſt mit Freyheit in dem äuſseren Bilde ausgeprägt hatte, in ihrem Werke verſtändig darſtellten, das *Charakteriſtiſche*, ohne Übertreibung und ohne Schwächung, heraushoben und ihre Willkühr, z. B. in Abſicht jeder Verſchönerung, beſchränkten; daher es ihnen gelang, daſs ihre Kunſtwerke, auſser dem Charakter der *Wahrheit*, auch den Stempel der *Idealität* an ſich trugen. — Eben dieſs alles muſs der Biograph nicht minder leiſten; er muſs ſeinen Gegenſtand durchdringen und vollſtändig begreifen, ihn aus einem höheren Standpuncte überſchauen, den Centralpunct faſſen, um den ſich das ganze Weſen des denkwürdigen Menſchen dreht, und ſo einen *Charakter* darſtellen, in dem ſich nicht nur alles Mannichfaltige der inneren Begebenheiten, wie der äuſseren Parergen, in eine Einheit auflöſt, ſondern wo es auch verſtändig klar wird, wie er gerade dieſer und kein Anderer ſeyn und werden, gerade dieſes und kein anderes Schickſal erfahren konnte.

Dieſen Zweck hat ſich nun der Vf. jder vorliegenden Biographieen, die er *intereſſante* Lebensgemälde nennt (ein Zuſatz, den er ſeinen *Leſern* hätte überlaſſen ſollen), eben nicht vorgeſetzt; ſondern er wollte „eine lehrreiche und unterhaltende Lectüre für ſolche Leſer liefern, denen vor der loſen Speiſe eines groſsen Theils unſerer Romane ekelt.“ Wir müſſen ihm ſonach die höheren Foderungen, die bey einer Behandlung von ſo vielen der verſchiedenartigen Perſonen, und in einem ſo bogenreichen Werke ohnehin faſt unerfüllbar wären, wohl erlaſſen, und uns, nach ſeinem angekündigten Zwecke, bey der Beurtheilung nur auf Wahl und Vortrag beſchränken.

Was die *Wahl* der beſchriebenen Perſonen anbetrifft: ſo ſind ſie wohl gröſstentheils aus dem 18 Jahrhunderte (etwa der mogoliſche Kaiſer Orang Zeb ausgenommen, der, 1618 geboren und 1707 geſtorben, mehr dem 17 zugehört); aber es fehlt viel, daſs ſie auch die denkwürdigſten dieſes Zeitraumes ſeyn ſollten, da man ſtatt Dippel, Patzke, Mad. Wollſtonekraft und Mara, Jourdan des Kopfabhackers, Damiens, des Zwergs Bebe, Cüſtine, Alexis, Leske u. A. wohl mehrfach denkwürdigere in ihrer Art aufſtellen könnte. Doch iſt dieſs nicht ſo genau zu nehmen, da keine der dargeſtellten Perſonen, auch für das gröſsere Publicum, ohne irgend ein beſonderes Intereſſe iſt.

Einen *Plan* bey der Auswahl und Zuſammenſtellung hat der Vf. nicht gehabt, und man geht oft zu den diſparateſten Perſonen über, z. B. (um nur bey den erſten beiden Theilen ſtehen zu bleiben) von dem Prätendenten Karl Eduard zu Herrn Joh. Samuel Formey, von Juſtus Möſer zu Orang Zeb, von der Sängerin Mara zu — Pugatſchew; und er hat weder blofs auf ausgezeichneten Charakter, edle Geſinnung oder auſserordentliche Talente, noch auf ſeltene Umſtände und Schickſale allein geſehen, ſondern ſich begnügt, wenn die Perſonen des 18 Jahrhunderts, *über welche es ihm nicht an Nachrichten fehlte*, in irgend einer Art merkwürdig waren.

So führt er (um nur den Inhalt der erſten beiden Theile kurz anzugeben, aus welchem ſich auf das Übrige ſchlieſsen läſst,) in bunter Reihe auf: Generale (Ziethen, Moritz von Sachſen, Cüſtine), Satyriker (Swift, Rabener), herrſchſüchtige Weiber (Princeſſin Urſini), gelehrte Weiber (Dacier, Wollſtonekraft), Staatsmänner (Theodor v. Neuhof, Graf v. Browne, William Pitt, Juſtus Möſer), ſchöne Geiſter (Johnſon, Leſſing), Beförderer der Gelehrſamkeit (Graf Marſigli), Schwärmer und Narren [als wenn dieſe zuſammen gehörten!] (Dippel, Gundling, Gaſsner, Schröpfer), Abentheurer (Ritter d'Eon, Benjowsky), Naturforſcher und Ärzte (Linné, Büffon, Lobſtein, Leske, Brown, Theden), Gottesgelehrte (Niemand als Patzke), gelehrte Buchhändler (Richardſon, Geſsner — wer denkt bey dieſen doch an den Buchhändler?), Schauſpieler (Ekhof, Foote, Quin, Fleck), Tonkünſtler (Händel, die Mara, Rameau, Quanz), mordſüchtige Rebellen (Pugatſchew, Jourdan), Fürſtenmörder (Damiens, Ankarſtröm), auſserordentliche Menſchen (!) (Heinecken, Bebe), Philoſophen (Rouſſeau), Tyrannen (Orang Zeb), unglückliche Fürſtenſöhne (Alexis Petrowitſch, Karl Eduard), gemeinnützige Schriftſteller (Formey, Iſelin), Mathematiker (Lambert, Nieuwland), Künſtler (Hedlinger, Mengs), Dichter (Blacklock, Bürger), Religionsſectenſtifter (Wesley), Hiſtoriker (Gatterer, Gibbon), edle Frauen (Eliſabeth Chriſtine, Frau v. Buchwald), edle Männer (Gellert, Herzog Leopold), Opfer einer ungerechten Juſtiz (de la Tüde), Seeräuber (Low) — aus welchem Verzeichniſs theils die Planloſigkeit, theils die Unvollſtändigkeit dieſer Biographik des 18 Jahrhunderts ſichtbar wird.

Was die *Neuheit* des Inhalts betrifft: ſo erinnert man ſich wohl faſt bey allen dieſen Biographieen, ſie im Weſentlichen irgendwo ſchon geleſen zu haben, auch hätte der Vf. manche allzubekannte weglaſſen können; doch hofft er S. V mit Recht, daſs *dem* Publicum, für welches er ſchrieb, Vieles neu ſeyn werde. Seine *Quellen* hat er nur zuweilen angeführt oder vielmehr angedeutet, z. B. bey Ziethen S. 60, Johnſon S. 220, Marſigli S. 275, Benjowsky S. 365, Foote S. 493, Möſer S. 115. Er hätte es aber, wenn er auf eine hiſtoriſche Kritik hätte Anſpruch machen wollen, *überall* und gefliſſentlich thun ſollen; er würde dadurch ſeinem Werke einen gröſseren Werth und eine gröſsere Brauchbarkeit gegeben haben. Jetzt hat man es nur mit dieſem Verfaſſer zu thun, und kann auf

Digitized by Google

die Wahrheit seiner Erzählungen (die er selbst stillschweigend der Unterhaltung und der Nützlichkeit untergeordnet hat) in Prüfung der Quellen nicht Rücksicht nehmen; obwohl ihm das Zeugniss gebührt, dass er weniger *unrichtige* Notizen aufgenommen hat und seltener *parteyisch* (wie bey Cüstine z. B. S. 68), als bey fehlenden Hülfsmitteln *unvollständig* gewesen ist.

Die Hauptsache bleibt sonach der *Vortrag*, der dem Vf. gröfstentheils ganz zugehört; und hierin verdient er, wieder in Rücksicht seines Zwecks, ein vorzügliches Lob. Abgesehen von den höheren Foderungen an die Biographik, haben diese Lebensabrisse, wie Hr. *B.* S. V hofft, wirklich das Verdienst, dass sie lebhaft und unterhaltend sind. Sie sind fliessend, in einem leichten und gröfstentheils reinen Stile geschrieben, und durchgängig in einem ruhigen Mitteltone gehalten. Es herrscht eine gewisse Gleichmäfsigkeit in der Auswahl der Facten, und gleichgültige Dinge, z. B. Familienverhältnisse, Zahl der Kinder u. s. w., sind übergangen; überall aber verräth sich eine hellere Lebensansicht und eine gute Gesinnung, wenn auch zuweilen die Standesbildung des Vfs.

Da Hr. *B.* wahrscheinlich mehr schreiben wird: so fügen wir noch die Bemerkungen über Stil und Maximen bey, die ihm nützlich seyn können.

Eine völlige *Gleichheit des Stils* ist dort nicht zu erwarten, wo der Vf. sich nach seinem Geständniss genau an seine Quellen (Hülfsmittel) gehalten, und sich oft ihrer eigenen Worte bedient hat. So ist der Vortrag z. B. in Ziethens und Mösers Leben *vortrefflich*, in dem der Pr. Ursini besonders *lebhaft*, in dem der Mad. Wollstonekraft häufig *pretiös*, Linné's *schleppend*, der Mad. Dacier und vorzüglich Büffons *französirend*, in dem des Wunderkindes Heinecke *albern*, und in Johnson's — etwas *kosegartensch*. Doch hat er seinem Vortrage eine gröfsere Gleichförmigkeit zu geben gewusst, als man nach obigem Geständnisse erwarten sollte, und es gereicht ihm zum Lobe, dass man schärfer zusehen mufs, wenn man die hinter den Culissen stehenden ersten Erzähler erkennen will.

Seine eigenen Betrachtungen hat er besonders in den, jeder Biographie vorgesetzten *Einleitungen* vorgetragen, die denn doch zuweilen etwas *trivial* sind, z. B. I. S. 581. 629, II, 271. 354, nicht selten aber auch Aufmerksamkeit auf die folgende Erzählung erwecken. Dabey aber wollen wir ihn noch auf einige eingestreute Behauptungen und Urtheile aufmerksam machen, die wir für falsch halten (die Gründe anzuführen, verbietet der Raum). Z. B. S. 252 Lessing war ein vortrefflicher oder vielleicht der vortrefflichste Dichter für's Theater (Kritiker) S. 472 Gesner wird immer ein bezaubernder Lehrer der *Weisheit* seyn. S. 484 Garrik besafs gewifs *so viel Genie* als Shakespeare, dieser *bildete blofs* Formen, die jener beseelte. S. 502 Aristophanes hat *die Tugend* verspottet (den *Sophisten* Sokrates). S. 538 Händel, der Schöpfer des *Geschmacks* der Engländer. S. 616. „Alle hofften: Gott würde den Untergang des Schiffs *um des unschuldigen Kindes* wegen (willen) abwenden; *das geschah auch!* S. 631 Der Kaiser Augustus vergafs (über Spielen mit kleinen Knäbchen) der *Sorgen für die Welt!* II Th. S. 19 Vielleicht den gröfsten Werth (in der neuen Heloise) haben die Briefe zwischen St. Preux und *Sir Eduard Bomston* etc. S. 454 Gellerts *schwedische Gräfin* wird immer, wo anders der Geschmack nicht ganz verdorben ist, ein *Lieblingsroman* zärtlicher und empfindender Leser bleiben, u. s. w.

Für *Fehler in der Schreibart* halten wir z. B. folgende: S. 161. Er *besafs* die Sprachen des Alterthums. S. 179. Die Phantasie hat zur *Fahne des* Zartgefühls geschworen. S. 258. Geschlankigkeit des Ausdrucks. S. 259. Ja, was fortgieng? S. 277. In der Tugend geübteste Nation. S. 338. Anerbot ihm. S. 367. Wir kommen hier nicht auf die Britten. S. 386. Die ganze *Geographie* der *Erde*. S. 391. Man fand in seinen Werken viel *gewagte Thatsachen*. S. 395. Auf Studien schicken. S. 397. Seine Stärke der Zeit und dem Raume entgegensetzen. S. 458 in zwey Zeilen: zitterten, erschüttert und zitterte. S. 468. Er malte, *was das Zeug hielt*. S. 515. Er sendete die Summe *ungeriffen* zurück. S. 547. „Wenig Orte waren ausgenommen, wo sie (die Mara und ihr Mann) nicht Beweise ihrer *Brutalität* zurückliefsen." *Vergl.* S. 550: „ihr Privatcharakter steht bey allen, die sie wirklich kennen (dazu gehört doch ihr Biograph?), *in der gröfsten Achtung* u. s. w. S. 614. Das war sein Leibbuch, da las er immer *in*. II Th. S. 39. Was er so tief in sein Herz *eingegraben* hatte, war ein plötzlicher *Lichtstral* nicht so leicht zu *zerstreuen* fähig. S. 82. Scharmuziren (im Parlamente). S. 84. Das Auge der *Zuschauer* konnte die Höhe seiner Plane nicht erreichen, denn sie *verbargen ihr Haupt in den Wolken*. S. 97. Gab seinen Lippen *Donner*. S. 216. Die einzige Tochter — auf *der* er eine Medaille verfertigte. S. 282. Als er *ein und ein* Vierteljahr in Halle gewesen war (das sind *zwey* Vierteljahre, statt fünf Vierteljahre), u. s. w.

Als *Druckfehler* zeigen wir endlich folgende an: S. 206 Kolin statt Kollin (wie auch S. 32 steht) und Jägersdorf statt Jägerndorf. S. 424 „bey Mon bijou" (dort hat der Garten der L. zu d. 3 Weltkugeln nie gelegen, wohl aber der der Landesloge). S. 501 Ghezzi's (Gozzi's) Masken. II Th. S. 49: Diese Antwort war seine (keine) Aufschneiderey. S. 220. Brachte die Stunden (Studien?) seiner Einsamkeit zur Reife. S. 232. Ein verpflistes (verblüftes) Wesen. S. 272. Das unbillige Verfahren der Rechte (Richter). S. 486. Radehahn statt Rekahn. — Sonst ist das Buch correct und elegant, auf gutes Papier, gedruckt. C. F.

Göttingen, b. Röwer: *Familie von dem Knesebeck*, von *Ferdinand von dem Knesebeck*. 1811. VI u. 118 S. u. 5 Ahnentafeln. 8.

In unseren Tagen eine seltene und merkwürdige Erscheinung im genealogisch-historischen Fache. Der Vf., ein junger Mann, hat mit rühmlichem Fleifs seinen Gegenstand aus ungedruckten Quellen sowohl, als aus diplomatischen älteren Schriften bearbeitet. Der Plan

Digitized by Google

verdient allen Beyfall. Nach einigen vorangeſchickten Bemerkungen über die Erziehung des deutſchen Adels behandelt er in der erſten Abtheilung die Geſchichte des Hauſes v. d. Kneſebeck, in Hinſicht auf den Urſprung, den Namen, das Wappen, die ehemaligen und jetzigen Güter, die Afterlehne und das Anſehn deſſelben. Die zweyte Abtheilung, Stammfolge überſchrieben, hat 5 Abſchnitte, die von den Urvätern und den jetzigen Linien der Familie handeln, namentlich von den Linien Tilſen, Kolborn, Wittingen und Langenagel. Im Anhange wird von einem Geiſtlichen und mehreren Kloſterfrauen aus der Familie geſprochen, worauf die Überſicht aller lebenden Glieder derſelben das Ganze ſchlieſst.

Der Vf. hat in den Noten ſeine Gewährsmänner treu angeführt, und ſehr gute Autoritäten für ſeine Angaben beygebracht. Hiezu gehören die den Kennern der brandenburgiſchen Geſchichte aufs vortheilhafteſte bekannten diplomatiſchen und hiſtoriſchen Arbeiten eines *Gercken*, *Lenz*, *Beckmann* u. A. m. Die mühſam angewandte Forſchung ergiebt ſich aus den citirten Belegen, und iſt ein Beweis der Sorgfalt, welche der Vf. angewandt hat.

S. 13. Mit der Ableitung des Namens *Kneſebeck* von *Kneſe*, Herr, und *Bek*, Bach iſt Rec. nicht einverſtanden. Tugumir war nicht Kneſe des Havellandes. Gleichzeitige Schriftſteller nennen die Fürſten der wendiſchen oder ſlaviſchen Völkerſchaften *reges*. Man ſchrieb ja auch vormals den Namen zuweilen Kniſebecius (*Leuthinger* Th. I. S. 737 ex ed. *Krauſii*), auch Knyſebecke, Kniſebeck, Knetzbecke, Knyeſpeck, Knieſpeck, wie er in der Urkundenſammlung von *Lenz* vorkömmt. Das in Güſtrow gebraute Bier heiſst nicht Kneſenack, ſondern Knifenack. Der allg. Anzeiger der Deutſchen, Jahrg. 1811. S. 2490 hatte eine im Jahr 1705 in Arnſtadt aufgeführte Oper vom Bierbrauen, worin es u. a. heiſst:

„Man ſieht zu Ecklenfort die Kackabella ſchenken,
Zu Güſtrow *Kniſenack*, zu Fechte, Todtenkopf.“

S. 14. „Wahrſcheinlich, ſagt der Vf., legte unſer Stammvater den Grafentitel nieder.“ Er blieb hier beym Worte Kneſe ſtehen, ohne den Beweis zu führen, daſs die Urväter den Titel *Graf* geführt haben. Bey dem Abſchnitt: *Güter*, heiſst es S. 21: „Die älteſten Lehnbriefe der Familie ſind vom Herzoge Otto von Braunſchweig und Lüneburg 1248, und von den Markgrafen Johann II und Conrad von Brandenburg, aus der letzten Hälfte des 13 Jahrhunderts.“ Dieſs wäre in der That ein auſserordentlich hohes Alter. Warum führt der Vf. die Jahrzahl der brandenburgiſchen Lehnbriefe nicht beſtimmt an? *Gercken* hat im *cod. diplom.* T. VI. p. 506 einen Lehnbrief von 1318, auch hatte Jemand einen von 1313 für das Geſchlecht von Alvensleben geſehen; aber ältere brandenburgiſche waren bisher noch unbekannt geblieben. Dieſs wäre alſo ein wichtiger Fall. Sollte hier nicht ein Irrthum ſeyn? Die *Lehensbeede*, die von adlichen und bürgerlichen Lehnsbeſitzern entrichtet wurde, fällt ſchon in dieſen Zeitraum, in die letzte Hälfte des 13 Jahrh. S. 25. Birkenwerder gehört nicht mehr den Prof. Feſler. Dieſer iſt nach Ruſsland gegangen, und ſoll daſelbſt in der Gegend von Charkow ein Erziehungsinſtitut unter dem Namen: Propyläen, errichtet haben.

S. 50. Ganz richtig iſt es, daſs die Familie von dem Kneſebeck zu den acht erſten ſogenannten *ſchloſsgeſeſſenen* Familien der vormaligen Altmark gehörte. Dieſer Vorzug, weſshalb ſie auch den Titel *Edle* bekamen, den damals nur Grafen und Standesherren hatten, war aber nicht ſowohl den Familien eigen, er haftete vielmehr auf den Schlöſſern, mit deren Beſitz die kleineren Regalien und andere Vorrechte verbunden waren. S. 69. Thomas (1559 bis 1625) war zwar brandenb. Geheimer Rath, wurde aber nur bey auſserordentlichen Fällen an den Hof beſchieden, und gehörte alſo zu den Geheimen Räthen von Hauſe aus, deren es auch nach Errichtung des ſtehenden Geheimen Staatsraths gab. S. 70 und 74. Die beiden Thomas aus der Linie Tilſen ſind in der brandenburgiſchen Geſchichte wichtig. Jener geb. 1594, geſt. 1658, dieſer geb. 1628, geſt. 1689. Zu der Zeit, als der Erſte Landeshauptmann der Altmark war, wollte Kurfürſt Friedrich Wilhelm eine neue Abgabe, die ſogenannte *doppelte Metze*, einführen, die den 19 März 1645 in die Hofrentey geliefert werden ſollte. Die Hauptſtädte weigerten ſich, ſie zu bezahlen, ja, wollten ohne Zuziehung der Ritterſchaft, von der ſie glaubten übertragen zu werden, oder durch deren Verwendung damit verſchont zu bleiben, keine Unterhandlung pflegen, und warfen auf Thomas von dem Kneſebeck, der die Einrichtung reguliren ſollte, Verdacht, daſs er ihr Unglück befördere, und foderten ihn öffentlich auf, ſeine Inſtruction vorzulegen. Der Kurfürſt, der ſeinen feſten Gang ging, drang dennoch durch. — Der Zweyte iſt beſonders wegen ſeiner diplomatiſchen Laufbahn merkwürdig. Der Kurfürſt Friedrich Wilhelm gebrauchte ihn als Bevollmächtigten in Baſel, Prag, Wismar, Dresden, Magdeburg und an den König von Dänemark, der damals vor Hamburg ſtand. *Puſendorf* im erſten Bande *rer. geſt. Friderici Wilh. Magni* hat darüber umſtändlich gehandelt.

S. 62. In der Note heiſst es: Ein Stück (*fruſtum*) jährlicher Einkünfte war 1 Wſp. Rocken oder 1 Wſp. Gerſten, 16 Scheffel *Weizen*. Nach der gelehrten und gründlichen Unterſuchung *Gerkens* über das *fruſtum* (S. deſſen vermiſchte Abhandlung Th. 1. S. 226) war *fruſtum* gleich mit einem Wiſpel halb Korn, nämlich *Weizen*, Rocken oder Gerſten. Kurfürſt Friedr. Wilhelm verpfändete am 26 Nov. 1643 das ganze Amt Bötzow an eine Frau von dem Kneſebeck. S. 72. Hemgo v. d. Kneſebeck, geb. 1595, wurde mit ſeinem Bruder 1618 in Berlin Hof- und Kammer-Gerichtsrath, und 1641 Geheimer Rath. Er wohnte 1646 und 1647 der Kirchenviſitation in Brandenburg bey, und ſtarb 1656.

Im Allgemeinen muſs man dem Vf. Glück zu dieſem wohlgelungenen Product, das allenthalben Spuren des Fleiſses an ſich trägt, wünſchen; um ſo mehr, da das Feld, von dem er einen Theil bearbeitet hat, jetzt faſt ganz unangebaut da liegt.

V. H. B.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Tauchnitz: *Corpus poëtarum Graecorum.* Ad fidem optimorum librorum edidit *Godofredus Henricus Schaefer.*

Theocritus, Bion et Moschus, ad fidem optimorum librorum fidem emendati cum brevi notatione emendationum. Curavit *G. H. Schaefer.* 1809. XVI u. 240 S. 12. (16 gr.)

Sophoclis Tragoediae, ad optimorum librorum fidem emendati cum brevi notatione emendationum. Curavit *G. H. Schäfer.* Tom. I. 1810. XXVII u. 264 S. Tom. II. 353 S. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Pindari Carmina. Graece. 1810. XII u. 267 S. 12. (16 gr.)

Homeri Ilias. Graece. Tom. I. continens Rhapf. I — XII. 1810. 285 S. Tom. II. continens Rhapf. XIII — XXIV. 302 S. 12. (1 Rthlr. 2 gr.)

Auch wir wollen, nachdem wir durch andere Beyspiele schüchtern gemacht, den ausdauernden Fortgang abgewartet haben, nicht versäumen, von einem Unternehmen, welches sich durch die bezweckte Nützlichkeit empfiehlt, und eine Reihe von Jahren hindurch ersprießliche Folgen verspricht, Bericht abzustatten, und so auch von unserer Seite einem vereinten löblichen Bemühen den Beyfall derer, welchen die classische Literatur werth ist, zu vermitteln suchen. Stets haben zu einem ausgebreiteten und vielseitigen Studium der alten Schriftsteller wohlfeilere und bequeme Handausgaben im Einzelnen und im Ganzen beygetragen, und man kann dieß leicht durch einzelne Beweise aus der holländischen Periode nachweisen. Mehr sorgte man für die lateinischen Schriftsteller, wie deren Studium überhaupt der griechischen Sprachkenntniß vorauseilte. Mancher Lehrer auf Akademieen und in Gymnasien würde theils zweckmäßigere Autoren erklärt, theils seinen Schülern zu einer durchgreifenden Kenntniß der Sprache und des ganzen Alterthums verholfen haben, wenn sich passende und leicht zu verschaffende Handausgaben vorgefunden hätten. Noch vor kurzer Zeit konnte wenig von Platons, Demosthenes, Euripides etc. Schriften erklärt werden, und wenige griechische Schriftsteller kamen vollständig in die Hände der Nichtphilologen. Doch waren selbst die meisten Handausgaben ohne Plan und ohne richtiges Verfahren, so daß man genöthigt war, vor denselben zu warnen. Bald wurden sie durch eine Menge von Druckfehlern entstellt, bald lag ein schlechter, nicht revidirter Text zum Grunde, bald waren noch schlechtere Anmerkungen beygefügt, und hinten schleppte ein unnöthiges, gewöhnlich mehr Schaden als Nutzen bringendes Wortregister nach. Wer eine Sprache lernt oder versteht, muß vom Anfange her ein Wörterbuch besitzen; daher auch Rec. solche unzureichende Handwörterbücher der Autoren aus den Schulen ganz verdrängen zu können wünscht. So aber erwartete man längst eine nach Plan und Grundsätzen unternommene Sammlung von griechischen Handausgaben, die den Liebhabern leicht zur Hand wären, und dem erklärenden Lehrer den doppelten Vortheil gewährten, daß er sich zu einer Wahl nicht gezwungen sähe, und dagegen, wenn seine Schüler einen gleichen Text besäßen, leichter fortschreiten könnte. Man muß Hn. *Tauchnitz* danken, daß er sie unternahm, und schon hat er wohl selbst erfahren, welchem Bedürfniß er zu Hülfe kam, und wie man das erste Unternehmen dieser Art zu befördern suchte; allein man wird ihm auch den doppelten Dank nicht dafür versagen, daß er die Besorgung einem gelehrten und sorgsamen Mann übertrug. Wir zeigen diejenigen Bände an, welche wir erhalten haben.

Was das Typographische betrifft: so hat Hr. *Tauchnitz*, wie er uns in Prachtausgaben, was deutsche Schriftkunst leiste, erprobt hat, hier dasselbe im Kleinsten zu zeigen sich bemüht und mit vieler Geschicklichkeit der Foderung Genüge geleistet. Die Lettern sind klein, aber richtig und schön geformt; dabey stört in ihnen keine widrige Verzierung; und wenn mit der Einfachheit auch die nöthige Schärfe verbunden werden mußte: so ist diese durch das Runde und Volle gemindert. Die Dichter sind mit verschiedenen Lettern und in anderem, kleinerem Format als die Prosaiker gedruckt, von denen wir nächstens Bericht erstatten wollen, und jene haben sich deßhalb einigen Tadel in Hinsicht der Schädlichkeit für die Augen zugezogen; ja Hr. *Schäfer* spricht selbst in dem Vorwort zum Pindar von der *magna typorum parvitas.* Unsere Zeit heißt, freylich in mehrfacher Hinsicht, die kurzsichtige, doch wird man ihr auch durch großen Druck nicht die verlorene Scharfsichtigkeit verschaffen. Es bleibt kein Tadel für Hn. *Tauchnitz* übrig, wenn er neben den Ausgaben der Dichter, wie wir sie von ihm erhalten, einen den Prosaikern gleichen Abdruck veranstaltet, und so für die Schwachen sorgt. Die Bogenzahl wird sich zwar mehren und dadurch der Preis höher gestellt werden müssen; allein auch eines größeren Absatzes wird der Verleger versichert seyn können. Vorzüglich zu rüh-

Digitized by Google

men ist der reine sorgsame Abdruck, wie er selten bey der kleinen Schrift Statt hat; auch das Papier ist bey den Dichtern weiss und gut. Mit Recht sagt Hr. *Sch.* in der Vorrede zum Theokrit: *Grandi litterarum chartarumque forma specimen illud (Tryphiodorus) prodiit. Sed aliquanto majoris negotii difficiliorisque operae est minutissimis litteris sic uti, ut pusillus preli typographici fetus elegantium spectatorum oculos non pertimescat.* Eine weitere Beschreibung des Äussern haben wir nicht nöthig, und bemerken nur, dass bey wiederholten Abdrücken durch ein breiteres Format die Angabe der Verse nicht blos über der Seite, sondern neben den Zeilen möglich gemacht werden möchte.

Für musterhafte Correctheit hat die Geschicklichkeit des Herausgebers gesorgt, und man wird wenig gleiche Abdrücke anderer Verlage diesem zur Seite stellen können; doch darf auch nicht die Sorgfalt, welche auf richtige Accentuation und Schreibart der Worte verwendet wurde, als einzig in ihrer Art übersehen werden. Zu erläuternden Noten ist in solchen Ausgaben so wenig Platz, als ein umgearbeiteter Text tauglich scheint; denn sie müssen sich an die gewöhnlichen grösseren Ausgaben anschliessen, und neben diesen gebraucht werden können. Dies wohl erwägend, hat Hr. *Sch.* stets die als beste und durch den Urheber bekannte Recension ausgewählt und abdrucken lassen. So aber durfte denn nichts geändert werden, was einem solchen Kritiker freylich unmöglich scheinen musste. Sah er sich also durch die Sache bewogen, hie und da zu verbessern: so war die Angabe hievon unumgänglich nothwendig, damit die eigene Rechtfertigung nicht fehlte, und der Leser nicht irre geführt wurde. Dies nämlich ist der Fehler mehrerer kleiner Ausgaben der Lateiner, die Gronov und Heinsius besorgten, da man beym Mangel der Rechtfertigung in Noten oft zweifeln muss, ob die Absicht der Herausgeber solche Änderungen gewollt, oder der Zufall und selbst der Witz gelehrter Buchdrucker sein Spiel getrieben habe. Darum also schon wird man die Beygabe der Noten sehr billigen, wenn sie auch nicht überdiess eine weit allgemeinere Bedeutung hätte. Denn wo Hr. *Sch.* die Feder ergreift, da vermag er auch nicht die Fülle seiner tiefen Sprachforschung zu verleugnen, und dies hat bewirkt, dass diese Sammlung der Handausgaben zum grössten Theil für den Philologen und vorzüglich den Kritiker unentbehrlich geworden ist. Wir wollen das Einzelne erwägen, da dieses hier überhaupt mehr in Rücksicht kommt.

Beym Theokritos und den übrigen Bukolikern liegt der valkenarische Text zum Grunde. Hr. *Sch.* sagt: *pauca eaque levia novavi; satis me beatum habiturus, si ἐφήλεις aliquot faciei fustuliſſe dicar, cum ulcerum inveteratorum, quae corpori et plurima et altissima, et sine codicum auxilio, opinor, ἀναλθῆ insident, nullum sanare potuerim.* Ein belehrendes Wort für die, welche meinen, die Sache der Kritik sey bey den Bukolikern abgethan. Wohl möchte sie eher kaum aufgenommen heissen. Hr. *Sch.* hat vielen Stellen durch Interpunction geholfen, wohin II, 19 ἀλλ' ἐπίπασσε, Θέστυλι · nach *Luzac* V, 6, τί δ' οὐκέτι — — ἔχοντι; u. A. zu rechnen ist. Zwecklos würden wir hier die sonstigen Verbesserungen und Conjecturen der Reihe nach aufzählen, und schon hat Hermann kritisirende Bemerkungen dem Vf. mitgetheilt, die vor dem Sophokles abgedruckt worden sind. Sie enthalten vieles Vortreffliche. Doch auch der Herausgeber hat Mehreres selbst zurückgenommen, so die Vermuthung I, 150: ἐνὶ κράναισι statt ἐπὶ κράναισι zum Gregor. Corinth. pag. 880. XXIV, 59: λάβε statt βάλε in dem Index am Homer u. a. m. Des Guten wird aber noch Vieles bleiben, vorzüglich in den allgemeinen Sprachbemerkungen. Um bey den beiden kleineren Bukolikern stehen zu bleiben, bemerken wir nur Folgendes: Bion I, 14 θνάσκοντα erklärt Hr. *Sch. mortuum;* richtig. Man füge zu den Beyspielen Sophocl. Oed. Tyr. 118. — I, 36 im Texte steht Wakefields und Lenz's Emendation ἀνὰ πᾶν νάπος. Rec. hat immer an der Möglichkeit dieser vorausgesetzten Corruption gezweifelt, und für eine andere Verbesserung πάλιν zum Grunde gelegt. — Scharfsinnig vermuthet Hr. *Sch.* I, 73 ἃς statt τοῖς. Die Corruption wäre dieselbe wie Theocr. 14, 70. Vergl. Schäfer zu Plinii epist. I, 12. — IV, 11 wird καὶ τόκα μοι mit Recht vertheidigt. (Die Lateiner sagen *atque*, wir Deutsche: *und so*), XI, 1 αἰὲς, XIII, 1 ἐπεὶ geschrieben. In Moschus erstem Verse liest man nun richtig: Ἁ Κύπρις τὸν Ἔρωτα τὸν υἱέα μακρὸν ἐβύστρει· Εἴ τις u. s. w., doch ist keineswegs nöthig, hinzuzuverstehen λέγουσα τάδε. Gegen δ' ἕνι αὐτῷ im 22 V. hat sich Hermann mit Recht erklärt, und πολὺ πλεῖον δὲ, οἱ αὐτῷ geschrieben. Anstoss gab II, 32 das Futurum κέρσοι; jetzt steht κέρσαι. Wie aber V. 86 die Trennung ὑπόγλαυκ' ἔσκε gerechtfertigt und V. 125 οὔροισι gebilligt werden möchte, zweifeln wir. Bey ὄρνιθες III, 50 hat man nicht nöthig, mit Hn. *Sch.* an Haushühner zu denken, da die Schaar der übrigen Vögel passender erscheint. III, 75 πᾶσαν δὲ πλῆσαι φωνᾶς ἄλα würde statt πᾶσαν δ' ἔπλησας, wenn es auch die Construction billigt, sehr matt seyn. Doch Hermann schrieb hierüber Hn. *Sch.* witzig: *Si sic legeretur, ut tu corrigis, ego corrigendum arbitrarer, ut vulgo legitur.* Die Emendation III, 94 πάντες, ὅσοις καπυρὸν τελέθει στόμα βωκολιασταῖς ἐκ Μοισᾶν ist nicht griechisch, und man muss ihr äussere Autorität wünschen. Im V. 125 ἦλθον — ὥ κεν ἴδοιμι, καὶ εἰ Πλουτῆϊ μελίσδοις schlägt Hr. *Sch.* κε σ' ἴδοιμι vor, Hermann will καὶ εἰ umwenden, und erklären: *ut viderem, an etiam Plutoni caneres.* Weder Beyspiele noch sonstiger Grund vermitteln hier Glauben. Vielmehr liegt in ἴδοιμι sowohl der persönliche Eintritt, als auch das Beobachten angedeutet, und dadurch kann die Construction hinüberreichen. — An vielen Stellen hat Hr. *Sch.* durch Änderung des Modus der Construction aufgeholfen; nur hätte er nicht S. 217 im Homer Iliad. VI, 479 καὶ ποτέ τις εἴποι corrigiren sollen.

Bey Sophocles wünschte sich Hr. *Sch.* einen Vorgänger, wie er ihn bey den Bukolikern in Valkenaer fand, vergebens, und gab, um nicht in Collision zu

Digitized by Google

treten, den brunkiſchen Text. Seine Änderungen verwies er zum gröſsten Theil in die Noten, die ſich meiſtens auf den Dialog, ſelten auf die Chöre beziehen: *nam melica*, ſagt er, *ultus (ita perhibent) noſtris manibus non tractabile, aliis curanda reliquimus.* Wohl wäre es gut geweſen, bey den Chören die in anderen Schriften zerſtreuten Verbeſſerungen und Anordnungen nachzuweiſen. Vorausgeſtellt ſind zwey Briefe von *Hermann*, in denen Hn. *Schäfers* Verbeſſerungen zu den Bukolikern und einiges Andere in der *Appendix ad Baſtii epiſt. crit.* beſprochen werden. Wie ein Tag den Anderen lehre, ſieht man hier überall. Die Anmerkungen zum Ajas und dem Könige Ödipus haben ſchon eine Reviſion in den Ausgaben von *Erfurdt* erhalten. — Durch Interpunction iſt ſo vielen Stellen von Hn. *Sch.* nachgeholfen worden, daſs wir der Beyſpiele überhoben ſeyn können, und wenig zu erinnern haben würden. Denn wenn z. B. Oed. Tyr. 1113 das Komma geblieben: ſo iſts doch nur ein Verſehen der Correctur. Die Sprachbemerkungen, die Verbeſſerungen in anderen Schriftſtellern, die Beyträge zu den Lexicis brauchen nur genannt zu werden, um jeden Philologen zu nöthigen, ſie kennen zu lernen. Wir könnten unſere Zweifel und Einwendungen Einzelnen hier entgegenſtellen; doch werden dieſe, damit die Anzeige nicht zu weit ausgedehnt werde, beſſer anderswo ihre Stelle finden. Auszüge der Noten zu geben, finden wir unpaſſend.

Im Pindaros hat der heyniſche Text wegen Mangel der Zeit, über den Hr. *Sch.* noch immer klagen muſs, keine Änderung erlitten, und wir finden weiter keine Zugabe, als einige vorzügliche Bemerkungen und Verbeſſerungen bey den Biographieen des Dichters. Die Colliſion mit der göſchenſchen Buchhandlung iſt beym Homer dadurch umgangen worden, daſs die Recenſion von Porſon gewählt wurde. Die Käufer werden dieſs tadeln, aber ſie werden entſchädigt durch eine Zugabe, zu der ſie ſonſt nicht ſo leichten Kaufs gekommen wären, nämlich durch die porſoniſchen Anmerkungen, welche die Collation des harlejaniſchen Codex zur Odyſſee enthalten. Die beygefügten *Indices in notas ad bucolicos poëtas, Homerum, Pindarum et Sophoclem*, enthalten ſo viele ſchätzbare Nachträge und Verbeſſerungen, daſs ſie faſt wieder einen Index verdient hätten.

Wir wünſchen ſehr, daſs dieſes verdienſtliche Unternehmen ohne Unterbrechung glücklichen Fortgang habe.

X.

Meissen, b. Gödſche: *Homeri Iliados Rhapſodia* Τ ſive liber XX. Cum excerptis ex Euſtathii commentariis et ſcholiis minoribus in uſum ſcholarum ſeparatim edidit *Jo. Auguſtus Müller*, A. M. et ill. ſcholae provinc. Miſen. Rector. 1813. 47 S. gr. 8. (4 gr.)

Homeri Iliados Rhapſodia Ψ ſive liber XXIII. Cum excerptis etc. — 1813. 84 S. gr. 8. (8 gr.)

Homeri Iliados Rhapſodia Ω ſive liber XXIV. Cum excerptis etc. — edidit *Guſtav. Frider. Hentſch*, A. M. et ill. Scholae provinc. Miſen. Profeſſor III. 1813. 88 S. gr. 8. (8 gr.)

Es würde zu ſpät ſeyn, auf dieſe ſeit dem Jahre 1788 langſam erſchienene Ausgabe der Ilias aufmerkſam zu machen, und von ihrer Einrichtung zu ſprechen. Der verſtorbene Rector *Müller* hatte wohl erwogen, welcher Vortheil aus den Scholiaſten zu ziehen ſey, und wie dieſes Studium beym Homer beginnen müſſe. Euſtathius enthält neben vielem Trivialen und Falſchen Vieles, was dem Studium des Homer zum Grunde liegen muſs, und wohl hat ſchon dieſer Auszug ſeinen Nutzen ſeither erprobt, da Schülern das ganze Werk nicht in die Hände zu geben iſt, wenige Lehrer aber daſſelbe beſitzen. Daſs manche falſche Erklärung, manche ſchlechte äſthetiſche Bemerkung aufgenommen wurde, bringt nicht Schaden; denn der Schüler kann hiebey ſein Urtheil ſchärfen, und lernt die Art der alten Scholiaſten kennen. Doch wollen wir nicht leugnen, daſs in der Auswahl mehr Rückſicht und Strenge angewendet, in der Erläuterung mehr geleiſtet werden konnte; namentlich in den früher erſchienenen Geſängen. Gab ein Lehrer ſeinen Schülern Anweiſung, wie ſie die Scholien benutzen ſollen: ſo werden dieſe es auch in den Privatſtudien vermögen, und man hat daher dem Verleger zu danken, daſs er die Ausgabe vervollſtändigen lieſs. Wie bekannt, hat *Müller* auſser dem Euſtathius auch die kleineren Scholien bey *Villoiſon*, den Apollonius excerpirt und die wichtigſten Varianten angegeben, in kurzen Worten aber auf die Parallelſtellen, auf neuere Kritiker und Erklärer verwieſen, und auch dadurch das Buch brauchbar gemacht. Dem Text, welcher correct und gut gedruckt iſt, liegt die wolfiſche Recenſion zum Grunde. Wie der Verleger in einer beyliegenden Anzeige berichtet, erlebte Hr. *Müller* nur den Abdruck der 1 bis 11, der 21 und 22 Rhapſodie, zu dem Übrigen fand ſich das Manuſcript vor, und der Verleger kaufte es von den Erben. Nur zu dem letzten Geſange war wenig vorgearbeitet, daher Hr. *Hentſch* die Bearbeitung deſſelben übernahm. Man findet hier dieſelbe Manier, und wird, wie über die früheren, ſo über das letzte Bändchen gleich urtheilen können. Zwecklos würde es ſeyn, wenn wir im Einzelnen bemerken wollten, daſs da und dort etwas Überflüſſiges und Unſicheres hätte wegfallen ſollen, oder einzelne Nachweiſungen zu weiterer Erklärung hätten führen können. Unſere ſtudirenden Jünglinge mögen auch in dieſer Ausgabe recht fleiſsig den Homer ſtudiren! Hr. *R.* hat am Schluſs eine kurze Erklärung der den Scholiaſten eigenthümlichen techniſchen Ausdrücke und Formeln beygefügt, was zu loben iſt. Das Ganze wird nun unter einem allgemeinen Titel: *Homeri Ilias cum excerptis — — Müller*, 108 Bogen, zu den billigen Preis von 4 Rthlr. 8 gr., und jede Rhapſodie einzeln verkauft, wobey der Verleger überdieſs 8 gr. Rabat vom Thaler giebt.

X.

Digitized by Google

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

Breslau, b. Meyer: D. *Friedrich Gedike's lateinische Chrestomathie für die mittleren Classen ins Deutsche übersetzt.* Durchgehends dem Texte des Originals gemäfs verändert und nach der dritten Ausgabe desselben ergänzt, von *G. W. Groke*, Lehrer am Gymnasium zu Elisabeth. 1811. VI u. 464 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese von Hn. *G.* neu herausgegebene und überarbeitete Übersetzung ist, wie er versichert, ursprünglich „die Arbeit eines, den Gelehrten Deutschlands von der rühmlichsten Seite bekannten Mannes, dessen blosser Name die beste und geltendste Empfehlung für das Werk selbst seyn würde." Der Fall, dafs gerade ein solcher Mann an eine solche Arbeit geht, schien Rec. nicht gewöhnlich, und auffallend genug läfst Hr. *G.* eine Probe der derben Übersetzungsfehler folgen, die er zu verbessern gefunden. Doch das Buch selbst mufste um Auskunft befragt werden, und da fand denn Rec., dafs in der That kein anderer als Hr. *Jacobs* der ehrenwerthe Übersetzer — freylich nicht des Ganzen, sondern der Auszüge aus dem Vellejus Paterculus ist; die Stücke aus dem älteren Plinius eignet sich mit gleichem Rechte Hr. *Grofse* zu; aus dem Livius schien Hr. *Ostertag*, jedoch wie durch ein Medium zu blicken; alles das unbeschadet der gemachten Veränderungen, die nicht immer Verbesserungen sind. Zu mehreren Nachweisungen dieser Art, die sich muthmafslich würden geben lassen, sind Rec. die bekanntesten gedruckten Hülfsmittel nicht bey der Hand. Wegen des *vulgata in omnem exercitum* Liv. L. 28. c. 27 hat Hr. *G.* gegen *Ostertag* nicht Recht. Es ist nicht von dem Bekanntseyn, sondern der wirklichen Verbreitung der Verschwörung die Rede; der Zusammenhang verlangt diesen Sinn. Hingegen zu L. 30. c. 12: *Syphax dum obequitat hostium turmis, equo graviter icto effusus opprimitur capiturque, et vivus, lactum ante omnes Masiniſſae praebiturus spectaculum, ad Laelium pertrahitur*, wären *Ostertags* Worte: „— und um vorzüglich dem Mas. einen fröhlichen Anblick zu gewähren, lebendig zum Lälius gebracht," zu berichtigen gewesen, wenn auch nur durch „vorzüglich dem Mas. zur Augenweide." Der Sinn ist so verschieden, als er es in den Sätzen ist: „Mir zur Freude ist der König zurückgekehrt," und: „um mir eine Freude zu machen, ist der König zurückgekehrt." Im Folgenden, wo es heifst, dafs Masinissa den Lälius gebeten: *ut arbitrium, utrius regum duorum fortunae acceſſio Sophonisba eſſet, ad Scipionem rejiceret*, übersetzt *O.*: „welcher von beiden Königen der glückliche Besitzer Sophonisba's seyn sollte," und unseres Nachschreibers: „durch den Besitz der S. beglückter werden sollte," ist keine Verbesserung. Der Sinn ist: wem S. als Theilnehmerin seines Schicksals anheimfallen sollte, dem glücklichen Könige oder dem unglücklichen? Gäben auch nicht die Übersetzungen alter Schriftsteller im Durchschnitte so häufig Gelegenheit zu Ausstellungen solcher Art: so ist doch die Dienstbeflissenheit, jungen Leuten (laut der Vorrede) ein Mittel zur Vermehrung ihrer Kenntnifs der lateinischen Sprache auch ohne Mithülfe eines Lehrers zu verschaffen, nirgends verkehrter angebracht, als bey einem zum Behuf des öffentlichen Unterrichts abgefafsten Werke. Über den angeblichen Vortheil, den Schülern die Verdeutschungen als Stoff lateinischer Übersetzungen zu nachmaliger Vergleichung mit der Urschrift vorlegen zu können, bemerkt Rec. nur so viel, dafs er die angegebene Übung mit seinen Schülern unabläfsig treibt, aber dabey mit fremden Verdeutschungen nach seiner Erfahrung nicht wohl zurechtkommen würde. Der Schulmann kann durch Vergleichung fremder Arbeit mit der eigenen lernen; aber er soll sich die eigene nicht dadurch ersparen.

B. d. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Annaberg*, b. Freyer: *Deſcriptio urbis Annaemontanae, sitae in Miſia ad montes Sudetes, auctore Matthaeo Behem*, Annaemontano. Recudi curavit *Christianus Leberecht Demmer*, Syndicus civitatis Annaemontanae. 1812. XVI u. 68 S. 8. (6 gr.) Matthäus Behem, aus Annaberg, zuletzt im Jahre 1570 Superintendent zu Weida, schrieb mehrere gröfsere lateinische Gedichte, unter denen das eine den Ursprung und die Merkwürdigkeiten Annabergs beschreibt, und unter dem obigen Titel 1556 zu Wittenberg erschienen ist. Es hat aber wohl nicht grofse Verbreitung gefunden, und gehört daher zu den Seltenheiten. Da es die frühesten Nachrichten über Annaberg enthält: so glaubte Hr. *Demmer* seinen Mitbürgern durch einen erneuten Abdruck zu Willen zu handeln. Und dieser löbliche Eifer wird gewifs anerkannt und die musterhafte Vaterlandsliebe durch den Dank jedes Einzelnen belohnt werden. Hr. *D.* hat die Druckfehler des wittenberger Abdrucks sorgsam verbessert, richtigere Interpunction eingesetzt, doch mit Recht nichts in den prosodischen und grammatischen Fehlern des Vfs. geändert. Freylich beleidigen Fehler, wie *puto quod poſſint ſtrui* v. 1450, und Vieles gegen die Prosodie; doch wird man hier den historischen Zweck mehr als den poetischen berücksichtigen. Überhaupt aber möchte der Werth des Gedichts, als solches, nicht hoch angesetzt werden können, da bald holpichte Schwerfälligkeit, bald leere Matheit ermüdet. Um unseren Lesern einen Vorschmack zu geben, mögen hier v. 1267 — 1276 stehen, in denen der Dichter vom Sensi, einem der poetischen Behandlung wohl fähigen Gegenstande, also spricht:

Suſpicioſa locum nullum tenet ergo ſimultas,
Quisque, quod eloquitur, pectore ſentit idem.
Candor inest animis cunctorum vera fidesque,
Virtutem in magnis quam decet eſſe viris.
Semina non odii quaerunt ſceleruta nefandi
Diſſidii cauſas non alimenta fovent.
Et nihil in penis flectunt, quaecunque loquuntur,
Quae faciunt, dextre dictaque facta putant.
Unit et illorum ſalubris concordia mentes,
Cum cupit hoc unus, comprobat alter idem.

Angehängt ist *de venis metallicis gratiarum actio et precatio Philippi Melanchtonis* und *Catalogus librorum, qui de civitate Annaemontana agunt*, wodurch *Weinarts* Verzeichnifs im Versuch einer Literatur der sächs. Geschichte vielfach ergänzt und den Freunden der vaterländischen Geschichte ein erfreuliches Geschenk gemacht wird. X.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

BIBLISCHE LITERATUR.

Pfalmen-Bearbeitungen.

Wir liefern hier, als Nachtrag zu unſerer A. L. Z., mehrere, noch nicht recenſirte Bearbeitungen und Überſetzungen der Pfalmen.

PADUA, b. Bettinelli: *Pſalmi Graeci*, cum argumentis et tractatione ad editionem Vindobonenſem anni MDCCLVII expreſſi atque ad uſum Graecae literaturae tironum analyſi grammatica inſtructi. 1802. 234 S. 8. (20 gr.)

Wenn auch die alexandriniſche Pſalmenüberſetzung nicht ſo gut gerathen iſt, wie die Verſion der Sprichwörter Sal. und des Hiobs: ſo iſt ſie doch für junge Theologen von äuſſerſter Wichtigkeit. Denn in ihr ſind manche merkwürdige Varianten des Originaltextes aufbewahrt, von denen man in den hebräiſchen Handſchriften keine Spur mehr findet; und ſie iſt vorzüglich geſchickt, den jungen Ausleger nicht blofs mit den auch im N. T. herrſchenden Eigenthümlichkeiten der hebräiſchartigen griechiſchen Sprache, ſondern auch mit den Eigenheiten der hebräiſchen Poëſie vertraut zu machen, deren Kenntniſs zur richtigen Erklärung der poetiſchen Stücke des N. T. unentbehrlich iſt. Auch verdiente die wiener Ausgabe von 1757 bey dieſem Abdrucke gebraucht zu werden! Denn auch ihre von dem breitingeriſchen Texte abweichenden Lesarten ſind von Belang. Z. B. die Pſ. 17, 14 auch in der complut. und aldin. Ausgabe befindliche Lesart ἀπὸ ὀλίγων, welche ſchon Auguſtinus in einer griechiſchen Handſchrift fand, auch Theodoretus aufbewahrt, und die Vulg. überſetzt hat. So iſt auch Pſ. 18, 24 das zweyte Mal ἀνταποδώσει richtig weggelaſſen worden. Pſ. 20, 8 hat dieſe Ausgabe ἐπικαλεσόμεθα, wie die Vulg. *invocabimus*, welches man auch beym Theodoretus und in mehreren griechiſchen Handſchriften findet. Pſ. 21, 11 fängt das zweyte Hemiſtichium mit καὶ ſtatt ἦν an. Pſ. 22, 25 kömmt παρώχθισε ſtatt des gewöhnlicheren προσώχθισε vor; Pſ. 23, 2 aber ἐνέτρεψε. Pſ. 37, 28 ſteht die richtigere Lesart des Theodoretus, der alexandriniſchen und anderer Handſchriften, auch der Vulg. ἄνομοι im Text. Pſ. 46, 6 findet man hier τῷ πρὸς πρωΐ πρωΐ. In den Hexaplis fehlt πρὸς, und Theodoretus lieſt τὸ πρωΐ πρωΐ, die Vulg. hat *mane diluculo*. Pſ. 98, 9 läſst dieſe Ausgabe den aus dem 13 V. des 96 Pſ. entlehnten Zuſatz, ὅτι ἔρχεται, nach ἀπὸ προσώπου κυρίου ſo, wie die Vulg. weg. Man ſtöſst zwar hin und wieder auf mehrere Abweichungen, die aber gröſstentheils Druckfehler zu ſeyn ſcheinen. Z. B. das Pſ. 2, 8 nach κατάσχεσιν fehlende σου, das Pſ. 6, 11 das zweyte Mal weggelaſſene σφόδρα, das Pſ. 7, 4 nach τοῦτο von ὁ θεὸς verſchobene μου, das Pſ. 8, 1 nach κύριε herausgefallene ὁ, das Pſ. 10, 5 nach προσώπου ganz unſchicklich ſtehende σου, und das V. 9 einmal herausgefallene ἁρπάσαι πτωχὸν, das Pſ. 18, 13 nach τηλαυγήσεως vermiſste ἐνώπιον, das Pſ. 19, 11 mit ὑπὲρ vertauſchte ἐπὶ und das Pſ. 22, 2 weggelaſſene καὶ νυκτὸς. Auch andere offenbare Druckfehler beweiſen, dafs dieſem Abdruck die gehörige Correctheit fehlt. Pſ. 9, 6 ſteht φ ſtatt ψ in ἐξήλειφας. Pſ. 11, 3 fehlt ε vor ἔτειναν. S. 20 Z. 8 ſteht η für ε in βηβηλόω; und die Accente ſind oft falſch geſetzt. Z. B. in ὀρφάνῳ, ταπείνῳ, in προσέκυνησαν, wo der Setzer den Acutum über die vierte Sylbe vor dem Ende geſetzt hat, wie die Neugriechen bisweilen thun. Indem der Herausgeber alle in der alexandriniſchen Überſetzung befindlichen Überſchriften und das am Ende vieler Strophen angehängte διάψαλμα, auch Pſ. 9, 16 μὴ διαψάλματος wegläſst: ſo bedient er ſich einer nicht zu entſchuldigenden Freyheit. Das vor jedem Pſ. ſtehende *argumentum* und die *tractatio*, in welcher der Inhalt eines jeden Geſanges angegeben wird, ſcheint auch aus der wiener Ausgabe entlehnt zu ſeyn; und dieſe Inhaltsanzeige enthält manchen nicht zu verachtenden Wink zum richtigen Verſtande der Pſalmen. Nach dieſer iſt z. B. der 68 Pſ. bey Fortſchaffung der Bundeslade nach Jeruſalem geſungen worden. Indeſſen ſcheint der Vf. dieſer Angaben, wer er auch ſeyn mag, nicht nach einerley Plane gearbeitet zu haben. Sonſt würde er nicht blofs den 76 Pſalm, vermuthlich wegen der Überſchrift der LXX, ſondern auch den 46 als Danklied wegen der wunderbaren Befreyung Jeruſalems von der Belagerung der Aſſyrer anſehn, da der zuletzt erwähnte Pſalm, welchen er für ein Troſtlied im Exil erklärt, noch unverkennbarere Andeutungen jener Begebenheiten enthält. Auch in Anſehung der meſſianiſchen Pſalmen befolgt er nicht eben dieſelben Grundſätze. Denn den 2 und 22 Pſalm erklärt er geradezu für meſſianiſche, weil ſie im N. T. auf Chriſtum gedeutet werden. Den Inhalt des 16 Pſalm hingegen giebt er folgendermaſsen an: *Deſcribitur felicitas eorum, qui deum colunt verae religionis exercitiis ac praeſertim et ſpecialius, qui addicti ſunt perpetuo cultui religionis, uti ſacerdotes et Levitae*, obgleich Act. 13, 35 nicht blofs eine Stelle dieſes Pſalms auf Chriſtum gedeutet, ſondern auch V. 36 und 37 bewieſen wird, dafs er nur auf ihn paſſe. Den 45 Pſalm deutet er

Digitized by Google

zwar eigentlich auf Salomons Vermählung mit einer ägyptischen Prinzessin und den 110 Psalm auf David, versteht aber jenen in erhabenem Sinne von dem Verhältnisse der Kirche gegen den Messias, und diesen vom Reiche Christi, so wenig sich auch eine solche doppelte Erklärung mit richtigen Grundsätzen der Auslegungskunst verträgt. Nicht blos aus diesem Grunde, sondern auch weil diese Inhaltsanzeigen bald zu weitschweifig, wie beym 7 und 29 Ps., bald zu kurz, wie beym 120 — 131 und anderen Ps., gefasst sind, hätte der Herausgeber sie umändern sollen. Dann würden hoffentlich auch die unlateinischen Constructionen, Wörter und Redensarten weggefallen seyn, auf die man hin und wieder stösst, z. B. *agnoscere pro rege, effecta, insuperabilitas, precatio in pusallanimitate, vir sanguinum, exilia perpessa; dicit, quid inimici de illo sentiant, erigit pusillanimes a speciali dei providentia, de manibus hostium.* Die hinter jedem Psalm folgende *analysis grammatica* ist ohne Zweifel eine Zugabe, mit welcher der Herausgeber dieses Werkchen ausstattete, um es den Anfängern im Griechischen, denen er es bestimmte, brauchbarer zu machen. In dieser Analyse ist beynahe Alles auf die Etymologie der Wörter abgesehen, z. B. πορεύομαι, th. πείρω, *transeo*; ἀσεβὴς, ἐος, ὁ, ἡ, ἐ et σέβω, *colo*; ἁμαρτωλὸς, οῦ, ὁ, ἡ, th. ἁμαρτάνω, *pecco*; λοιμὸς, οῦ, ὁ, *pestis*; νόμος, th. νέμω, *divido*, u. s. w. Aber hätte nicht bey ἁμαρτάνω auch die alte Form ἁμάρτω, und die eigentliche Bedeutung, *aberro a scopo*, bey λοιμὸς aber auch die im 1 Ps. erfoderliche Bedeutung, *funestus, pernitiosus*, und bey νόμος auch die erste Bedeutung *distributio*, dann *constitutio, lex*, angegeben werden sollen, um den jungen Griechen den Zusammenhang zwischen der Bedeutung des abgeleiteten und des Stamm-Wortes einleuchtend zu machen? Um aber auch die Abstammung augenscheinlicher darzustellen, hätte nicht, wie oft geschehen ist, blos das entfernteste, sondern auch das nächste Stammwort sollen angegeben werden, z. B. Ps. 5, 7 bey βδελύσσομαι, nicht blos βδέω, *pedo*, sondern auch βδέλος, *foetor*, Ps. 13, 1, bey φωτίζω nicht nur φάω, sondern auch φῶς. Zuweilen wird weder das entfernteste, noch das nächste Stammwort angezeigt, wie Ps. 10, 5, wo bey βεβηλόω blos βηλὸς, *limen*, steht; hier hätte βέβηλος, *ein Ort, zu welchem der Zugang frey steht, der also einem geweihten Orte entgegengesetzt ist*, nebst seiner Ableitung von βάω hinzugesetzt werden sollen. Ps. 5, 6 steht bey πονηρευόμενος zwar πονηρὸς, *malus*, und πένομαι, *facio*. Allein πονηρὸς kommt von πόνος, welches, von πένομαι abgeleitet, 1) *Arbeit*, 2) *Mühseligkeit* bedeutet, und zeigt folglich Einen an, *der Anderen Noth macht*. Die grammatikalischen Formen werden nur dann angezeigt, wenn sie, aus einem Dialekte entlehnt, etwas Besonderes haben. Auch werden bisweilen grammatikalische Regeln ins Gedächtniss zurückgerufen. Z. B. S. 11 am Ende: *Nominativus plur. praecipue gen. neutr. verbum in sing. regit.* Noch nöthiger wäre es gewesen, Ps. 9, 16 die den Griechen eigene Construction ἐν διαφθορᾷ, ᾗ ἐποίησαν, statt ἐκείνῃ, ἣν, zu bemerken. Auch würde eine Erinnerung an die eigentliche Bedeutung des *Medii* manche abgeleitete Bedeutung begreiflicher gemacht haben. Z. B. Ps. 2, 11, wo ἀγαλλάομαι richtig von ἀγάλλω, *orno*, abgeleitet wird, fällt die Verwandtschaft beider Bedeutungen erst dann in die Augen, wenn man bedenkt, dass ἀγάλλομαι, im Medio, *ich ziere* oder *brüste mich, bin stolz und froh über etwas*, heisst. Dass, wie bey Ps. 4, 3 gesagt wird, hier ἕως poetisch für ὡς stehe, ist nicht richtig, denn nur selten heisst ὡς *bis*. Ps. 9, 7 wird μερὶς von μαίρω abgeleitet. Aber da dieses *ich leuchte* bedeutet, und der Herausgeber *divido* dazu setzt: so ist dies wohl ein Druckfehler, und soll vielleicht μερίζω heissen. Freylich ist es nicht genug, einen griechisch lernenden Jüngling mit den grammatikalischen Formen und der Etymologie der Wörter bekannt zu machen; zu dem Eigenthümlichen dieser Sprache wird mehr erfodert. Darum hätte der Herausgeber, wenn er ein Werkchen zur Erlernung der griechischen Sprache liefern wollte, kein Stück aus der alexandrinischen Version wählen sollen, am wenigsten die Ps., die nicht einmal am besten übersetzt sind. Wie ungriechisch ist nicht z. B. Ps. 12, 3 die Redensart χείλη δόλια ἐν καρδίᾳ καὶ καρδίᾳ ἐλάλησαν, ein Hebraismus, den schon Symmachus besser durch ἐν καρδίᾳ ἄλλῃ καὶ ἄλλῃ, *duplici corde*, ausgedrückt hat. Wie fremd ist einem Griechen die Ps. 16, 3 gebrauchte Construction: τοῖς ἁγίοις etc. *Was die Heiligen in seinem Lande anbelangt: so hat er ein bewunderungswürdiges Wohlgefallen an ihnen.* Auch θέλημα hier, Ps. 1, 2 und an mehreren Orten in diesem Verstande ist eben so ungriechisch, als Ps. 10 ἰδεῖν διαφθορὰν, *Verwesung leiden*. Und welchem Griechen kann es einfallen, dass Ps. 21, 10 εἰς καιρὸν τοῦ προσώπου σου, *zur Zeit, wenn du zornig sie anblickst*, bedeute? Dessenungeachtet hat der Herausgeber seinen Lehrling im Griechischen auf das Hebräischartige in diesen Redensarten nicht einmal aufmerksam gemacht. Er hätte vielmehr dieses Werkchen für künftige Ausleger des N. T. bestimmen, und vorzüglich auf die in dieser Psalmenübersetzung herrschenden Hebraismen, auf das Eigenthümliche der hebräischen Poesie und auf die Abweichungen vom hebräischen Original in seinen Anmerkungen Rücksicht nehmen sollen: dann würde er sich um die jungen Theologen ein grösseres Verdienst erworben haben.

M. H. P.

Leipzig, b. Sommer: *Psalmen.* I Th. 1803. 183 S. II Th. 1803. 195 S. 8.

Da der zweyte Theil, wie auch durch einen besonderen Titel angezeigt wird, *biblische Psalmen* und zwar die 3 ersten Bücher von Ps. 1 — 89 enthält: so glaubt Rec. von diesem zuerst reden zu müssen. Es sind eigentliche Übersetzungen der Psalmen in gewöhnlichen Sylbenmassen ohne Reime. Der Vf., der sich nicht genannt hat, scheint aber mit der hebräischen Sprache nicht recht bekannt zu seyn. Dieses Gedankens kann man sich kaum erwehren, wenn man bemerkt, dass er שוא fast immer durch *Schaude* und

Digitized by Google

Spott ausdrückt, wie Pf. 25, 29: *Nie treffe Schande mich und Spott.* Denn jeder Kenner der Originalſprache weiſs, daſs durch dieſes Verbum bloſs die *getäuſchte Hoffnung* ausgedrückt wird. Da weder dem erſten, noch dem zweyten Theile eine Vorrede vorausgeſchickt wird: ſo iſt die eigentliche Beſtimmung dieſes Werkes ſchwer zu errathen. Allein wenn die erwähnte Spur der Unbekanntſchaft mit der hebräiſchen Sprache, zu der ſich noch mehrere auffinden laſſen, nicht ganz trüglich iſt: ſo läſst ſich daraus, und aus dem Beſtreben, dieſe Lieder in eine wirklich poetiſche Sprache überzutragen, der Schluſs ziehen, die Abſicht des Vfs. könne wohl keine andere geweſen ſeyn, als: dem deutſchen Publicum durch Benutzung der beſten Überſetzer eine treue, geſchmackvolle poetiſche Überſetzung der Pſalmen zu liefern, eine Abſicht, die in der That rühmlich und verdienſtlich iſt. Welcher Freund der Bibel ſollte nicht wünſchen, daſs auf dieſe Art die unter dem gebildeten Theile unſerer Nation ziemlich erkaltete Liebe zur Lectüre eines wichtigen Theiles des A. T. wieder etwas erwärmt werden möchte? Aber wenn es auch dem Vf. nicht gelungen ſeyn ſollte, dieſs hohe Ziel ganz zu erreichen: ſo muſs man doch ſchon ſein Beſtreben, ſich ihm zu nähern, mit Dank anerkennen; und Rec. glaubt, daſs dieſe Arbeit bey der erwähnten Claſſe von Leſern eine gute Wirkung hervorbringen könne. Um das Publicum in den Stand zu ſetzen, hierüber ſelbſt zu urtheilen, ſetzen wir den 3 Pſ. hieher:

Ach, Gott, wie iſt der Feinde Heer
So groſs, wie zahllos ſind
Die Gegner, welche rufen: Ihm
Iſt Gottes Hülfe fern!
Du aber biſt mein Schild und Sieg,
Du hebſt mein Haupt empor;
Antworteſt, wenn ich rufe, mir
Von deiner heil'gen Höh.
Ich lag und ſchlief, erwacht', um mich
War Gott und Gottes Schutz;
Nun fürcht' ich nicht zu Tauſenden
Von allen Seiten her.
Erſteh, o Gott, und rette mich!
Du ſchlugſt der Feinde Macht,
Und bändigteſt die Wüthenden.
Sey gnädig deinem Volk!

Dieſe Überſetzung würde noch mehr Eindruck machen, wenn ſtatt der allgemeinen Überſchrift: *Die gewiſſe Hülfe*, dergleichen der Vf. über alle Pſalmen ſetzt, hier angemerkt worden wäre, was ſelbſt im Hebräiſchen ſteht, daſs dieſes Lied auf Davids Flucht vor ſeinem Sohne Abſalom gedichtet ſey. Wer ſich an die groſse Gefahr, in welcher ſich damals der König befand, lebhaft erinnert, wird die Klagen deſſelben nicht übertrieben, den Muth und die Unerſchrockenheit aber, zu welcher ſich nach und nach ſein Herz erhebt, und das unerſchütterte Vertrauen, mit welchem dieſes Lied ſich ſchlieſst, der gröſsten Bewunderung würdig finden. In Anſehung der Treue im Überſetzen wird man hier wenig vermiſſen. Statt *Gegner* wäre *Empörer*, ſtatt *Sieg* aber *Ehrenretter* dem Hebräiſchen angemeſſener. Für *zu Tauſenden* ſollte *Myriaden Volks*, welches viel ſtärker iſt, und vor der letzten Zeile *der Sieg kommt von dem Ewigen* geſetzt werden, ein Satz, der dieſem Liede ſo weſentlich iſt, daſs er nicht hätte ſollen weggelaſſen werden. Die beiden Zeilen: *Du ſchlugſt der Feinde Macht, und bändigteſt die Wüthenden*, ſind zu frey, weil ſie zwar den Sinn ausdrücken, aber nicht auch zugleich das Bild, das der Dichter von wüthenden Raubthieren entlehnte, denen man das Kinn nebſt den ſcharfen Zähnen zerſchmettern muſs, wenn man ſie bändigen will. Rec. glaubt nun wohl, daſs ſich der Vf. die erwähnte Freyheit genommen habe, weil er fürchtete, dieſs orientaliſche Bild möchte den Deutſchen anſtöſsig ſeyn. Da man aber doch von einem Überſetzer nicht verlangt, daſs er die alten Gedichte moderniſiren ſoll: ſo würde wohl auch ein deutſches Ohr folgende treuere Überſetzung ertragen können: *Auf, Herr, errette mich, mein Gott, Der meinen Feinden oft Das Kinn zerſchlug, dem Frevler Den Zahn zerſchmetterte.* Die beiden noch fehlenden Sätze würde der Überſetzer leicht in zwey Verſen haben anhängen können. Denn hätte er ſie zu einer Strophe ausgedehnt: ſo hätte er ſie ohne Noth geſchwächt, da man von einem Überſetzer hebräiſcher Lieder, die gröſstentheils aus ungleichen Strophen beſtehen, durchgängig gleiche Strophen zu verlangen, gar nicht berechtigt iſt. Allein die einzelnen Zeilen hätten, wie im Original, gröſstentheils einen ganzen Satz faſſen ſollen. Dieſs findet man aber ſo vernachläſſigt, daſs ſich ſo gar manche Verſe mit *die, in, wie, als* u. ſ. w. ſchlieſsen, eine Freyheit, die ſich Pindar nicht einmal ſo häufig genommen hat, als man gemeiniglich glaubt. Auch eine andere Eigenthümlichkeit hebräiſcher Gedichte iſt in dieſen Überſetzungen nicht ſelten verloren gegangen; nämlich der Parallelismus der Sätze. Es wird zureichend ſeyn, bloſs aus dem Pſ. 2 die Zeilen herzuſetzen, die dadurch einen groſsen Theil ihrer Concinnität verloren haben. V. 2 iſt ſo überſetzt: *Im Rathe wider Gott und Gottes Geſalbten Erheben ſich Herrſcher und Fürſt.* Im Originale aber lautet er ſo: *Es treten zuſammen die Erdenkönige, Und die Herrſcher berathen ſich alle Wider Jehoven und ſeinen Geſalbten.* V. 4 und 5 iſt ſo zuſammengezogen: *Der Herr des Himmels lacht und ſpottet ihrer, Sprechen wird er zu ihnen im Zorn.* Nach dem Hebräiſchen ſollte es heiſsen: *Der im Himmel thronet, lacht, Der Herr ſpottet ihrer; Einſt ruft er im Zorn ihnen zu, Im Grimme ſchrecket er ſie.* V. 10 giebt der Vf. ſo: *Ihr Fürſten, ihr Herrſcher, werdet weiſe.* Im Original aber ſteht: *Nun wohlan! ihr Könige, werdet weiſe; laſst euch unterweiſen, ihr Herrſcher der Erde.* V. 11 hat die Überſetzung: *Dienet Gott mit Zittern*; die Urſchrift: *Voll Ehrfurcht dienet Jehoven, Mit Zittern jauchzet ihn.* Faſt muſs man vermuthen, daſs ſich der Überſetzer mit Vorſatz auch dieſe Abweichungen erlaubt habe, weil er glaubte, ſolche Wiederholungen klängen dem Deutſchen zu fremd. Hat er doch auch Pſ. 22, 17 dem verwöhnten Ohre ſeiner Landsleute zu gefallen *die wilden Hunde* weggelaſſen, und bloſs die *Frevler* erwähnt. Heiſst dieſs aber nicht in Über-

Digitized by Google

setzungen alter Gedichte auf Kosten der Treue die Delicatesse zu weit treiben?

Die Verständlichkeit mancher Pf., z. B. Pf. 2. 24 u. s. w., würde der Vf. nicht wenig befördert haben, wenn er die singenden Personen bemerkt hätte, wie schon *Michaelis*, vorzüglich aber *Müntinghe*, *Kühnöl* und *Nachtigall* gethan haben. Dann würde seinen Lesern Manches deutlich seyn, was sie nun verwirren muss. Wenn sie nach Pf. 9, 13: *Er denkt des vergossenen Blutes, Er hört der Armen Schreyn*, folgende Worte hören: *Erbarm, o Herr, dich meiner, mich umringt der Feinde Heer*, ohne daran erinnert zu werden, dass hier ein anderes Chor das Gebet, das Gott erhört hat, wiederholt: so müssen sie glauben, der Übersetzer habe hier eine ganz fremde Stelle eingerückt.

Der 1 Theil hat zwar auch die Überschrift: *Psalmen*, enthält aber eigene Gedichte des ungenannten Vfs., in welchen viele Gedanken der Psalmen benutzt worden sind. Er theilt sie in drey Bücher ein, und hat jedem Buche 40 Lieder angewiesen. Das Lied: *Um Beruhigung*, S. 24, mag hier als Probe stehn:

Herr, neige gnädig mir dein Ohr,
Denn flehen will ich, Gott, zu dir.
Laut ruf' ich, Herr, antworte du,
Gott Tröster, meinem Schreyn.
Du liebst die Reu des Sünders. Sieh,
Hier ist ein Herz, das Reue fühlt;
Nach deiner Gnade, wie das Land,
Ists dürr, nach Regen seufzt.
Du bist ein Gott, der Sünde nicht
Zurechnet dem, der ihr entsagt;
Sein Leben dir, und deinem Sohn,
Aufs neu und ernstlich weiht.
Dieß sey, Gott Tröster, dieß mein Trost,
Dieß meine Freud' und Wonn' allein,
Wenn meiner Seele Trost gebricht
Und Jammer sie erfüllt.

Dass Lieder eines so allgemeinen Inhaltes nicht das Feuer der biblischen, auf besondere Gelegenheiten gedichteten Psalmen haben können, auch blosse Nachahmungen nicht leicht das Original erreichen werden, versteht sich von selbst. Doch das darf Rec. wohl nicht mit Stillschweigen übergehen, dass diese Psalmen so, wie viele Psalmen Davids, auch einem Meister in der Tonkunst, nämlich Hn. *Joh. Georg Tromlitz*, Tonkünstler und Flötenisten zu Leipzig, gewidmet worden sind. Wir zweifeln nicht, dass dieser manche dieser Lieder singbar gefunden, in manchen aber das für anstössig gehalten haben wird, was schon oben von den biblischen Psalmen bemerkt worden ist. Denn auch in diesen endigt sich manche Zeile, wie S. 33, auf *in*; manche, wie S. 34, mit *und*; manche, wie S. 42, mit dem Artikel. Manche schliesst sich mit einem Adjectiv, wie S. 60, wo das dazu gehörige Substantiv erst in der folgenden Zeile nachgeschleppt wird. Ja bisweilen, wie S. 25, geht der Sinn aus einer Strophie in die andere über. Wie unangenehm dieß in einem zum Gesange bestimmten Liede sey, fühlte schon Gellert sehr wohl. Das Sylbenmass ist gröstentheils sehr fliessend. Nur selten laufen solche Zeilen mitunter: *Dem Spotte nicht Preis giebst*, S. 29, und: *Eindringst mit ihrem Grauen*, S. 58. Einige zu gesuchte Zusammensetzungen sind auch nach dem Gefühl des Rec. in diesen Liedern anstössig: *Uns Sündennachtumfangene* und *uns Furchtbesessene*. S. 17. *Mein Herzgebet* S. 37 klingt noch fremder. Der Apostroph vor einem Mitlauter in *Aug'* S. 41 und *all'* S. 83 ist auch, zumal am Ende des Verses, ziemlich hart. Doch dadurch hören diese Lieder nicht auf, erbaulich zu seyn. Auch wird hoffentlich der Mangel des Reims die Erbauung gebildeter Leser nicht stören.

M. H. P.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stucke.)

KURZE ANZEIGEN.

Homiletik. *Salzburg*, b. Mayr: *Über den mündlichen Vortrag des Redners, mit erläuternden Beyspielen.* Zur Beförderung der geistlichen Beredsamkeit, von *Georg Pureberl.* Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1810. 200 S. 8. (12 gr.) Das Buch besteht aus drey Theilen: im ersten Theile ist von der Declamation, im zweyten von der Action die Rede; der dritte enthält eine Predigt, mit der nöthigen Betonung und Action bezeichnet, zur Übung. Der Vf. kennt die besten Schriften über seinen Gegenstand, aber wie es scheint, nur bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, und hat sie auf eine verständige Weise benutzt. Mehr als das Gewöhnliche findet man nicht; das Hauptverdienst des Buchs besteht in der Kürze und in den meistentheils gut gewählten Beyspielen. Übrigens wird auch der Unterricht dieses Buchs, so wie aller Bücher der Art, ohne hinzutretende mündliche Hülfe, immer mangelhaft und unverständlich bleiben. Was der Vf. im zweyten Capitel des ersten Theils „*Geschichte der Declamation und Action*" nennt, sind magere Notizen über einige alte berühmte Redner und ein paar Gemeinplätze, aber nichts weniger als Geschichte. Auch fehlt es nicht an Unrichtigkeiten. „Es gab sogar Leute, deren eigenes Studium es war, Dichter gut zu lesen. Aristoteles erzählt uns von einem solchen Vorleser (*Rhapso*)? — Der Abschnitt über die Action kann schon seiner Natur nach deutlicher seyn, und ist es auch hier. Die Regeln sind ziemlich bestimmt, doch wird man bey der Anwendung immer auch den guten Kopf von dem *mittelmässigen* unterscheiden. Es ist deswegen auch nicht wahr, was man gewöhnlich vorbringt: *Poeta nascitur, orator fit.* Der Redner muss eben so gut geboren seyn, als der Dichter. Der Redner kann zwar Vieles durch die Kunst ersetzen, aber nicht die Natur.

C.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

BIBLISCHE LITERATUR.

Pſalmen-Bearbeitungen.

STENDAL, b. Franzen u. Groſse: *Kritik aller meſſianiſchen Pſalmen* von *Johann Heinrich Schultze*, Prediger zu Sahms im Herzogthum Lauenburg. 1802. 183 S. 8. (12 gr.)

Eine exegetiſch-hiſtoriſche Kritik der Pſalmen, die man gewöhnlich theils ganz theils einzelnen Stellen nach auf den Meſſias gedeutet hat, iſt, wenn ſie mit Gründlichkeit und Unbefangenheit angeſtellt wird, allerdings ein lobenswerthes ſchriftſtelleriſches Unternehmen. Zwar iſt ſowohl in denjenigen Werken, in welchen ſämmtliche oder der vorzüglichere Theil der Pſalmen bearbeitet worden, als in denen, welche ſich über alle ſogenannten Weiſſagungen des A. T. verbreiten, jene Kritik ſchon berückſichtigt worden: dennoch aber wird manchen Individuen im theologiſchen Publicum eine Schrift, welche ausſchliefslich die für meſſianiſch gehaltenen Pſalmen behandelt, willkommen ſeyn; auch haben der Natur der Sache nach Monographieen gewöhnlich manche Vorzüge vor Werken von einem allgemeineren Umfange. Da nun Hr. *S.* in der — ſchon im J. 1800 geſchriebenen — Vorrede verſichert, dafs ſeine Schrift die Frucht eines vieljährigen Fleifses ſey, und dafs er darin zwar die Arbeiten ſeiner Vorgänger benutzt habe, aber doch auch ſeinen eigenen Weg gegangen ſey: ſo verdient dieſelbe um ſo mehr Aufmerkſamkeit. Rec. kann auch dem Vf. das Zeugniſs nicht verſagen, dafs er recht gründliche Kenntniſſe in der bibliſchen Exegeſe und Kritik beſitze, und eine ungemeine Freymüthigkeit zeige. Die letzte erhellt dadurch deutlich genug, dafs er durchaus keinen einzigen Pſalm für wirklich meſſianiſch anerkennt. Zu bedauern iſt es aber, dafs er von manchen neueren ſchätzbaren Arbeiten über die Pſalmen, ſeiner vorher von uns ausgehobenen Verſicherung ungeachtet, keinen Gebrauch gemacht hat. Er ſcheint unter den neueren Erklärern vorzüglich nur *Michaelis*, *Dathe*, *Knapp* und *Haſſe* zu Rathe gezogen; dagegen aber die Arbeiten von *Paulus*, *Hensler* und *Jacobi*, ingleichen die *eckermannſchen* Beyträge, einzelne kleinere Schriften und in theolog. Journalen zerſtreute Abhandlungen zu gelchweigen, ganz überſehen zu haben. Hätten ihm ſämmtliche Hülfsmittel zu Gebote geſtanden: ſo würde er wahrſcheinlich an manchen Stellen, wo er etwas Neues vorgetragen zu haben glaubt, dieſs nicht behauptet, hin und wieder auch anderen Erklärungen den Vorzug gegeben oder ſich auf eine ſchärfere Beweisführung eingelaſſen haben. In der Vorrede ſucht Hr. *S.* die Fragen zu beantworten: „Giebt es denn gar keine Weiſſagungen im A. T.? Woran kann man ſie untrüglich erkennen? Wo ſoll man ſie ſuchen? (Dieſe dritte Frage liegt ſchon in der erſten; wenigſtens hätte die Beantwortung derſelben mit der der erſten verbunden werden können.) Kann die göttliche Sendung Jeſu ohne ſie beſtehen?“ — Allein hier entdeckt man den Mangel einer genügenden Bekanntſchaft mit den Vorarbeiten anderer Schriftſteller am mehrſten; auch hätte man wohl erwarten können, dafs der Vf., ſtatt jene Fragen kurz in der Vorrede abzufertigen, ſie in Einer oder mehreren beſonderen Abhandlungen zum Gegenſtande einer ausführlicheren Unterſuchung gemacht hätte. Manches würde er auch ſchon weit gründlicher dargeſtellt und genauer beſtimmt haben, wenn er nur die ſchätzbare *zieglerſche* Abhandlung „über Beweiſe fürs Chriſtenthum und über Urſprung (und Fortbildung) der Ideen vom Meſſias“ (im 1 St. des erſten Bandes des *henkeſchen* Magazins), nebſt Hn. D. *Ammon's* Entwurf einer Chriſtologie des A. T. (Erlangen 1794) zu Rathe gezogen hätte. Indeſs auch hievon abgeſehen, laſſen ſich Erinnerungen gegen einzelne Äuſserungen in der Vorrede machen. S. 19 z. B. ſagt der Vf.: „Auch in den Pſalmen darf man keine Weiſſagungen ſuchen, *denn* ſie fallen in das goldene Zeitalter der Nation, in die Periode der Könige, Saul, David und Salomo.“ Rec. glaubt, dafs der Satz: „In den Pſalmen ſind keine meſſianiſchen Weiſſagungen,“ auf anderen — auch zum Theil vom Vf. ſelbſt nachher bey den einzelnen Pſalmen ausgeführten oder angedeuteten — Gründen beruhen mufs. Denn es läſst ſich nicht beweiſen, dafs gar keine ſpäteren Stücke aus den Zeiten des getrennten und geſunkenen hebr. Staats darunter wären; es iſt vielmehr das Gegentheil wahrſcheinlich. — Die einzelnen, vom Vf. exegetiſch behandelten Pſalmen ſind: der 2, 8, 16, 22, 40, 45, 69, 72 und 110. Dieſe ſind von S. 27 — 46 metriſch, in abwechſelnden Jamben und Trochäen, im Ganzen ziemlich treu und im poetiſchen Geiſte des Originals überſetzt; das Metrum aber iſt nicht immer rein, und einige harte Hiatus und Eliſionen kommen auch vor. Von S. 49 bis zu Ende folgen die Anmerkungen, in welchen die Abſicht und Gedankenfolge des Dichters entwickelt, und die einzelnen Züge in den poetiſchen Schilderungen recht gut aufgefaſst und mit Geſchmack erläutert,

Digitized by Google

aufserdem aber philologiſche und kritiſche Erörterungen beygebracht ſind. Daſs hier Manches vorkommt, das man ſchon bey den Vorgängern des Vfs. antrifft, iſt nicht zu verwundern, zumal da er ſelbſt in der Vorrede bemerkt, daſs er die Anmerkungen mit beſonderer Rückſicht auf junge Freunde der bibliſchen Philologie und Exegeſe geſchrieben habe. — Wir fügen jetzt über einige Stellen unſere Erinnerungen hinzu. Beym 2 *Pſalm* bemerkt Hr. *S.*, der im 6 V. vorkommende Name *Zion* ſey ein Beweis, daſs das Lied in die Periode Davids falle, „in eine Periode alſo, wo die Idee vom Meſſias noch nicht war.“ Allein die Erwähnung Zions kann durchaus kein Hinderniſs ſeyn, das Lied auf einen ſpäteren judäiſchen König zu beziehen, z. B. auf Uſiah, der eben ſo wie David ſeine Herrſchaft über benachbarte Völker auszudehnen ſuchte. Beſondere Gründe, welche für Uſiah oder einen anderen ſpäteren König mehr entſchieden als für David, ſind freylich nicht vorhanden; allein jene Behauptung iſt doch auch grundlos. Wir würden daher das Zeitalter des Liedes, als nicht mit Gewiſsheit beſtimmbar, dahin geſtellt ſeyn laſſen, und der den Pſ. für meſſianiſch nehmenden Dogmatik vorzüglich aus dem vom Vf. nicht berührten Grunde widerſprechen, daſs die Ausdrücke des Dichters bloſs auf eine politiſche, und zwar harte, barbariſche Herrſchaft, nicht aber auf eine geiſtige und religiöſe, gehen können. V. 7 des 2 Pſ. überſetzt Hr. *S.* die Worte: אספרה אל־חק nach *Dathe*: „Ich will erzählen, *wie es iſt*“; vermuthlich fühlte er ſelbſt das Matte in dieſer Erklärung: denn in der Anmerkung ſagt er, daſs er lieber dem Alexandriner, welcher διαγγέλλων τὸ πρόσταγμα τοῦ κυρίου überſetzt, folgen, und כספר anſtatt אספרה leſen, hinter חק aber יהוה einſchieben wolle. Allein zu der Änderung des Verbi liegt in der Überſetzung des Alexandriners (auch angenommen, daſs dieſe nicht etwa ſelbſt verdorben iſt,) kein hinreichender Grund; denn er konnte auch die maſorethiſche Lesart willkührlich durch das Particip ausgedrückt haben. Die folgenden Worte des Alexandr. τὸ πρόσταγμα τοῦ κυρίου aber möchten wir uns anders als der Vf. erklären. Bekanntlich hat die Partikel אֶל vor חק immer Schwierigkeiten gemacht; denn die Stelle Pſ. LXIX, 27 beweiſt nichts für die Conſtruction des Verbi ספר mit אֶל, weil da die Lesart ungewiſs iſt. Könnte alſo wohl nicht der Alexandr. folgendermaſsen geleſen und der Dichter wirklich geſchrieben haben:

אספרה חק־אֶל
יהוה אמר אלי

Wie ſehr leicht Verſetzungen in den alten Handſchriften entſtanden ſind, iſt bekannt genug. Die vom Vf. angenommene Verdoppelung des W. יהוה iſt in dieſem Context weit weniger wahrſcheinlich. Aquila und Theodotion, die hier den Genitiv ἰσχυροῦ haben, ſprechen gleichfalls für חק־אֵל. — V. 9 iſt Hn. *S.*'s Überſetzung: „Zerſchmettern magſt du ſie mit deinem *Eiſenſtab*,“ ſehr anſtöſsig. Warum nicht lieber: „Mit eiſernem Regentenſtabe wirſt du ſie zerſchmettern“? In der Anmerkung hätte, da der Vf. zuweilen bey anderen Stellen homeriſche Ausdrücke zur Erläuterung anwendet, erwähnt werden können, daſs auch im Homer, z. B. Ilias VII, 141. 43. 44, Regenten und Heerführern eine σιδηρείη κορυθή beygelegt wird. — Den 45 *Pſalm* nimmt Hr. *S.* mit anderen Auslegern für den Glückwunſch eines uns unbekannten Dichters bey *Salomo's* Vermählung mit einer ausländiſchen, wahrſcheinlich ägyptiſchen Königstochter; allein warum will man den beſungenen König genau beſtimmen, da es doch an entſcheidenden Gründen völlig fehlt? Die Darſtellung des Königs als eines Helden, deſſen geſchärfte Pfeile ins Herz ſeiner Feinde dringen (V. 6), paſst gar nicht recht auf den unkriegeriſchen Salomo; was auch der Vf. dagegen einwenden mag. V. 3 überſetzt er: „Schönſter unter Adam's Söhnen, | Huld iſt ausgegoſſen | Über deine Lippen, | Drum iſt dir ſelbſt die Gottheit hold,“ und nimmt dieſs in der Anmerkung mit Recht nicht als Lob der Beredſamkeit, ſondern als Lob der Schönheit überhaupt; es hätte aber dabey der ähnliche homeriſche Ausdruck Odyſſ. II, 12 verglichen werden können, wo es vom Telemachos heiſst: θεσπεσίην δ' ἄρα τῷγε χάριν κατέχευεν Ἀθήνη, und zur Erläuterung der in der letzten Strophe liegenden Idee kann auch die Stelle in der Ilias XX, 232 — 235 dienen. V. 7 nimmt Hr. *S.* אלהים als Vocativ und als Benennung des königlichen Bräutigams; er überſetzt: „Dein Thron, *Beherrſcher*, iſt ein immer ewiger, | Ein gerades Scepter iſt das Scepter deines Reichs,“ und in der Anmerkung ſagt er, dieſe Erklärung ſey aus der Zuſammenſtellung der beiden אלהים im folgenden Verſe ſonnenklar. Allein Rec. möchte aus der Zuſammenſtellung אלהים אלהיך gerade das Gegentheil ſchlieſsen; denn wie hart iſt es, wenn hier das erſte Wort den König und das zweyte die Gottheit bezeichnen ſoll! Der Vf. fügt noch die ſeltſame Frage hinzu: „Wie ſollte der Dichter in einer Anrede an den König, auf einmal auf Gott kommen?“ In einem Liede, das ungeachtet der ſinnlichen Schilderungen, die es enthält, offenbar eine moraliſche und religiöſe Tendenz hat, kann ja nichts natürlicher und angemeſſener ſeyn. Die andere Erklärung wird V. 7 auch durch den Parallelismus empfohlen; es iſt dann in beiden Hemiſtichien Subject und Prädicat einander entſprechend; wir überſetzen: „Die Gottheit iſt dein ewiger, unwandelbarer Thron, | Ein Scepter der Gerechtigkeit iſt deines Reiches Scepter!“ — V. 14 überſetzt Hr. *S.* nach *Haſſe*: „Der Königstochter Hauptſchmuck iſt ihr Angeſicht, | Mit Gold durchwirkt iſt ihr Gewand.“ Er nimmt פניה für פנים (*facies*) mit dem paragogiſchen ה, und will ſeine Erklärung durch den Parallelismus vertheidigen, indem der Dichter oben (V. 3) auch zuerſt die Schönheit des Königs und dann erſt (V. 4. 5) ſeinen Schmuck ſchildere. Allein die Schönheit der Braut iſt ſchon im Vorigen (V. 12) erwähnt; ſie braucht alſo hier V. 14 nicht noch einmal und noch dazu in einer offenbar heterogenen Verbindung vorzukommen; überdieſs könnte פניה in der Bedeutung *facies* ſchwerlich hinter בתמלך ſtehen, ſondern

Digitized by Google

es müfste vorangehen. Wir nehmen daher פנימה lieber fo, wie *Dathe* es nimmt, und der Sprachgebrauch zuläfst, und überfetzen: „Ganz aufgefchmückt *im Innern des Gemaches* ift die Königstochter; | Mit Gold gewirkt ift ihr Gewand!“ — V. 15 und 16 hat Hr. *S.* fo übertragen: So führt man *ins geftickte Zimmer* | Zum Könige *fie* ein, | Jungfrauen im Gefolge, Freundinnen von *ihr*. | *Die Dir Gefchenkten* führt man ein | Mit Freudenfchall und Jubelton; | Zum Königspallaft geht der Zug.“ Das Wort לרקמה V. 15 erklärt er alfo auf eine neue Art, und die beiden Worte טובאות לך trennt er vom 15 V., und verbindet fie mit dem 16. Allein es fcheint uns doch weit beffer, לרקמות mit dem Alexandriner und einigen neueren Interpreten noch von der Kleidung der Braut zu verftehen, טובאות aber kann fchwerlich *die gefchenkten Sklavinnen* bezeichnen und mit תובלנה verbunden werden; auch würde nach diefer Abtheilung und Erklärung רעיהיה zu abgeriffen ftehen. Rec. verbindet lieber רעותיה mit טובאות, und zieht לך (punctirt לָךְ) mit *Paulus* und anderen Kritikern zum folgenden Verfe. Noch beffer wäre es, wenn das Wörtchen לך ganz fehlte. Wollte man fich eine etwas kühne Vermuthung erlauben: fo könnte man annehmen, es fey eine ganz falfche Lesart, die durch Irrthum der Abfchreiber aus der Endfylbe des gerade über in der vorigen Zeile ftehenden Worts לטלך entftanden wäre. Wir überfetzen alfo:

V. 15. In reichen Stickereyn wird fie zum König hingeführt,
Jungfrauen (Zofen) hinter ihr;
Auch ihre Freundinnen erheben fich! —
V. 16. Mit Freud' und Jubel nahet fich der ganze Zug;
Schon tritt er in des Königs Pallaft ein!

Wir müfsen hier abbrechen, und fügen nur noch die Verficherung hinzu, dafs die Freunde der bibl. Exegefe, wenn fie gleich an mehreren Stellen Gründe haben können, von den Erklärungen des Vfs. abzugehen, doch feine Schrift nicht ohne Nutzen vergleichen werden.

RMD.

Hamburg, b. d. Vf. u. in Comm. b. Perthes: *Die Pfalmen.* Aus dem Hebräifchen neu überfetzt und erläutert von *Matth. Heinr. Stuhlmann*, Pred. an d. Katharinenkirche in Hamburg. 1812. XVI u. 429 S. 8. (2 Rthlr.)

Diefe Überfetzung hat das Eigenthümliche, dafs fie die Pfalmen in wirklichen (wie der Vf. fagt, d. h. in antiken und modernen, lyrifchen Formen wiedergiebt. Der Überfetzer hat bisweilen auch eigene metrifche Compofitionen verfucht. Vom Reim ift indeffen fehr fparfam und nur da Gebrauch gemacht, wo das Original fein Affonanzen gefucht zu haben fchien. Doch hat er keine poetifchen Nachbildungen, wie z. B. *J. A. Cramer*, liefern wollen, fondern eine forgfältige und treue Überfetzung, in der nirgends der poetifchen Form zu Liebe ein eigener Gedanke eingefchaltet, oder ein anderer weggefchnitten worden. Selbft den Parallelismus der Glieder hat der Vf. faft durchgängig zu beobachten gefucht, und nur bey einigen Pfalmen ift davon abgewichen, aber, wie er verfichert, keineswegs aus Nothbedarf, fondern um in Proben zu zeigen, wie fich alsdann ein Pfalm ausnehme. Über diefe Übertragungsart erklärt und vertheidigt fich der Vf. in der Vorrede. Sehr oberflächlich bezeichnet er die rhythmifche Eigenthümlichkeit der hebräifchen Poefie, da fich doch nur aus einer gründlichen Einficht in diefelbe ein ficheres Urtheil über die Zuläffigkeit der von ihm gewählten rhythmifchen Formen fällen läfst. Er macht wieder die altmodifchen Zweifel geltend, dafs vielleicht die ächte Ausfprache des hebräifchen verloren fey, und dafs wir dann auch auf die hebräifche Profodie Verzicht leiften müfsten. Nehme man aber auch die Richtigkeit der jetzigen Ausfprache an: fo fey klar, dafs der in den Pfalmen herrfchende Rhythmus nicht überall derfelbe, fondern von verfchiedener Art fey; einige Pfalmen hätten längere, andere kürzere Zeilen, bey anderen wechfelten längere und kürzere Zeilen mit einander ab, und noch andere hätten eine ganz freye, dem Anfcheine nach regellofe Form. Hieraus folge, dafs die Hebräer eine gewiffe Mannichfaltigkeit der poetifchen Formen gekannt hätten. Allein hieraus folgt nur, dafs die Hebräer keine eigentlich metrifche Form hatten. Nach diefen Bemerkungen verwirft nun der Vf. fowohl die Übertragungsart in blofsen unmetrifchen Parallelzeilen, als auch die in Jamben, welches Versmafs nur für die Lieder der leichteren lyrifchen Gattung und für die erzählenden Gedichte, aber nicht für die Oden und Hymnen paffe; worin wir ihm vollkommen Recht geben. Der richtigen Bemerkung, dafs durch feine Übertragungsweife die urfprüngliche Form des Originals aufgeopfert werde, fetzt er die Bemerkung entgegen, dafs man fie doch einmal nothgedrungen aufopfern müffe, weil man fie fo gut wie gar nicht kenne. Aber wir kennen fie ja; fie liegt ja vor uns, überliefert durch eine Tradition, deren Richtigkeit fich durch die neuere, nach befferen Grundfätzen angeftellte Sprachforfchung fowohl in lexikographifcher als grammatikalifcher und kritifcher Hinficht fo fehr bewährt.

Sollten denn wirklich die Juden, bey der Liebe für ihre väterliche Sprache und dem eifernen Fleifs, den fie von jeher darauf gewandt, die Ausfprache im Wefentlichen verloren haben? Wahrlich wenn wir für alle hiftorifchen Gegenftände eine folche Gewähr hätten, wie für die Ausfprache der hebräifchen Sprache: fo ftände es um die Hiftorie ganz anders. Wozu noch die innere Zufammenftimmung und Confequenz diefer Ausfprache kommt, die durch einzelne Inconfequenzen und Willkührlichkeiten nicht aufgehoben wird. Wir möchten hiemit die beften unferer hebräifchen Philologen dringend auffodern, die Frage wieder einmal zu unterfuchen und endlich zu entfcheiden, ob fich gegen die Richtigkeit der hebräifchen Punctation gegründete Zweifel erheben laffen, um auch in diefem Puncte dem unkritifchen Verfahren ein Ende zu machen, dem die in Annahme der Wortfor-

Digitized by Google

ſchung und Interpretation glücklich geſteuert haben. — Geſetzt, fährt der Vf. fort, daſs der Numerus oder Rhythmus des Originals einmal von irgend einem Seher (?) enträthſelt würde: ſo wäre noch ſehr die Frage, ob er in deutſcher Sprache dieſelbe Wirkung thäte, die er in der Grundſprache hervorbringt, ob man ihn alſo in einer deutſchen Überſetzung, ohne dem Eindrucke zu ſchaden, nur nachahmen dürfte. Er beruft ſich auf das Beyſpiel des franzöſiſchen Alexandriners, der ſich im Deutſchen ſchlecht ausnehme. Allein er würde ſich wohl gut ausnehmen und beſſer, als die fünffüſsigen Jamben, wenn man ihn mit Abwechſelung, mit Untermiſchung von Daktylen und Spondäen, zu behandeln verſtände. Wir können alſo dem Vf. auf keine Weiſe den Satz zugeben, daſs man in gewiſſen Fällen von dem Geſetz, das Original in ſeiner eigenthümlichen Form wiederzugeben, abweichen müſſe, es ſey denn, daſs dieſe Form ſchlechterdings mit dem Bau der deutſchen Sprache ſtreite.

Was nun die Arbeit ſelbſt betrifft: ſo will der Vf. lediglich in rhythmiſcher Hinſicht beurtheilt ſeyn, weil er ſich über die befolgte Erklärung bey einer anderen Gelegenheit zu rechtfertigen gedenkt. Auf die vorangeſchickte Einleitung und die Anmerkungen, womit er die Pſalmen begleitet hat, legt er ſelber nicht viel Werth. Wir bemerken nur, daſs er den Anſichten *de Wette's* von den ſogenannten Unglückspſalmen und der Unächtheit mehrerer davidiſcher Pſalmen zum Theil beytritt, und daſs er ſtatt 150 Pſalmen deren 156 zählt. Da wir mit dem Vf. in den Grundſätzen nicht übereinſtimmen: ſo können wir in keine eigentliche Beurtheilung ſeiner Arbeit eingehen. Wir wollen nur Proben geben von dem, was uns, die Grundſätze des Vfs. zugegeben, beſonders gefallen oder miſsfallen hat.

Pſ. II, 6 lautet etwas platt ſo:

Mein König ward von mir geweiht,
Auf Zions Berg der Heiligkeit.

Beſſer ſchlieſst dieſer Pſalm mit folgendem Verſe:

Leicht möchte ſich ſein Zorn entzünden,
Heil allen, die ſich ihm verbünden!

Wir zweifeln aber, daſs die Aſſonanz im Originale hier von rhythmiſcher Bedeutung iſt. Der Anfang von Pſalm IV lautet:

Wenn ich flehe, höre mich,
Gott, mein Unſchuldsrächer!
Der du Raum mir ſchafft im Druck,
Gnädig hör' mein Flehen!

Hiemit vergleiche der Leſer folgende treue Überſetzung:

Mein Rufen erhöre, Gott, mein Rächer,
Der aus Bedrängniſs mich befreyet!
Erbarme dich mein, und vernimm mein Flehen!

Den Parallelismus hat der Vf. übrigens, wie klar iſt, hier nicht beobachtet. — Der VIII Pſalm ſcheint uns ſehr gemiſshandelt zu ſeyn, beſonders iſt auch der Parallelismus verletzt. Z. B. V. 6—9:

6. Und läſeſt ihm zum Gotte wenig fehlen,
Und krönſt ihn mit Würde, mit Glanz,
7. Beherrſchen ſollt' er, was du gemacht,
Du legteſt alles unter ſeine Füſse,
8. Das Lamm, den Stier, des Feldes Gewild,
9. Des Himmels Vogel, den Fiſch im Meer,
Was irgend wandelt *auf* (?) dem Pfad der Wogen.

Wir überſetzen:

6. Und du ſetzteſt ihn wenig unter Gott,
Und mit Herrlichkeit und Würde krönteſt du ihn;
7. Machteſt ihn zum Herrſcher über deine Werke,
Alles legteſt du unter ſeine Füſse:
8. Schaf und Rinder allzumal,
Auch die Thiere des Gefildes,
9. Vögel des Himmels und Fiſche des Meeres,
Welche des Meeres Pfade wandeln.

Wir haben hier zugleich ein Beyſpiel von den metriſchen Fabricaten des Vfs. —

Den XVII Pſalm bezieht der Vf. auf einen Krieg mit den Rebellen, und danach überſetzt er V. 3. 4:

3. Wenn du mein Herz durchforſcheſt, die Nacht
Ausſpähſt, ſtrenge mich fichteſt:
Bosheit findeſt du nicht bey mir,
Noch zur Unthat der Menſchen
Sprach mit Billigung je mein Mund.
4. Wie dein Wille mir heiſset,
Bin ich den Pfaden des Wüthrichs gefolgt.

Die ſonderbare Erklärung abgerechnet, über die wir uns des Urtheils enthalten, berufen wir uns auf den Geſchmack des Leſers, ob das in lyriſcher Form und treu überſetzt heiſse! — Pſalm 18, 3 iſt קֶרֶן יִשְׁעִי gegeben durch *Gebürge des Heils.* יְשׁוּעָה V. 6 iſt dem Vf. das *Gräberreich.* V. 7 giebt er חֵיכָל durch *Tempel*, da doch nachher Jehova vom Himmel erſcheint. V. 11 ſtatt: *Er fuhr auf dem Cherub*, der Vf.: *Er ſaſs auf Cherubs Rücken.* — Pſ. XIX iſt in zwey Pſalmen getheilt. V. 5 und 6 iſt ſo überſetzt:

5. Doch dringet die Kunde zur ganzen Erde,
Zur *Weltengränze* hin ihr Spruch.
— ∪ ∪ — ∪ ∪
Dem *Sonnenball* iſt ein Gezelt geſetzet;
6. Er kommt, dem Bräutgam gleich, hervor
Und fröhlich, die Bahn wie ein Held zu laufen.
Vom Himmels Ende kommt er her.

Wie gefällt der alte Dichter in dieſer Mummerey? — Die beliebte Manier der Chorabtheilung hat dem Vf. auch gefallen. Pſ. XX iſt als ein Wechſelgeſang zwiſchen Prieſter, König und Volk genommen, und ſo mehrere Pſ. ähnlich. Pſ. XXII iſt überſchrieben: *Noth von allen Seiten* (!). Um die Aſſonanz im 2 Verſe nachzuahmen, hat der Vf. überſetzt:

Mein Gott, mein Gott, warum verläſst du mich?
Bewegt mein Klaggeſchrey den Retter nicht?

Wörtlich heiſst es:

Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen,
Fern von meiner Hülfe, den Worten meines Geſtöhns?

Von V. 24 an beginnt dem Vf. ein neuer Pſalm. So theilt er auch Pſ. XXVIII. XXXI. XXXVI u. a., worin ihm ſchwerlich Jemand folgen wird.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

BIBLISCHE LITERATUR.

Pſalmen-Bearbeitungen.

HAMBURG, b. d. Vf. u. in Comm. b. Perthes: *Die Pſalmen.* Aus dem Hebräiſchen neu überſetzt und erläutert von *M. H. Stuhlmann* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Der XXIII Pſ. iſt einer der gelungenſten; doch iſt die Frage, ob die Ruhe, welche er athmet, folgendes Metrum verträgt, das der Vf. überhaupt zu oft und meiſtens unpaſſend anwendet, z. B. Pſ. XCVII.

1. Gott iſt mein Hirte;
Ich kann nicht darben.
2. Er wird mich lagern
Auf grünen Auen,
Er wird mich führen
Zu ſtillen Bächen u. ſ. w.

Falſch iſt übrigens: *Er wird mich lagern*; es heifst: *er lagert mich.* — Pſ. XXV und die anderen alphabetiſchen Pſalmen ſind ebenfalls alphabetiſch überſetzt, aber nach der hebräiſchen Buchſtabenfolge. Wahrſcheinlich dieſer Künſteley zu Liebe iſt der Anfang des 5 V. falſch ſo überſetzt: *Hilf mir gütig fort*, ſtatt: *laſs mich wandeln in deiner Wahrheit.* — Pſ. XXXI V. 21 iſt רִיב לְשׁוֹנוֹת durch *der Zungen Geträtſch* gegeben. — Öfters wechſelt der Vf. in demſelben Pſ. das Metrum, und, wie uns dünkt, nicht ſchicklich, z. B. Pſ. 32:

1. Glücklich iſt, wem ſeine Schuld vergeben,
Weſſen Sünde aufgehoben ward!
2. Glücklich iſt der Menſch, wenn ihm Jehovah
Seine Übelthaten nicht gedenkt!
Heucheln aber muſs die Seele nicht.
3. Denn ſo lang ich ſchwieg,
Krankte mein Gebein,
Unter Angſtgeſchrey
Alle Tage durch u. ſ. w.

Sehr matt und zum Theil unrichtig iſt der ſchöne XLV Pſ. überſetzt, wovon der Anfang gleich als Probe dienen kann.

Liebesſang bewegt die Bruſt mir,
Schöne Wünſche ſingend weih' ich
Mein Gedicht dem König, *meine*
Zunge, dieſen Meiſtergriffel.

Die Ironie ſcheint unſer Überſetzer ſehr zu lieben. Pſ. I., 5 nimmt er ironiſch, und ſo auch Pſ. LII, 3 die Anrede גִּבּוֹר, die er *Kriegesheld* überſetzt. — Gemeine, unedle, matte, undeutſche, ſchielende Ausdrücke ſind nicht ſelten. Z. B. Pſ. XII, 2. *Die Redlichen ſind unter den Menſchen rar.* Pſ. LV, 12. *Böſe Dinge* ſtatt *Verderben.* V. 13: *dem bürg ich mich wohl*, ſtatt: *vor ihm bürg ich mich.* V. 16: *In Lebens Blüthe*, ſtatt: *in des Lebens Blüthe.* Pſ. LVI, 2. *Es giert ein Menſch nach mir.* Pſ. LVII, 4. *Liebes und Gutes gewähret Gott mir.* Pſ. LVIII, 8. *wer* ſtatt *jemand.* Pſ. LX, 10 iſt der einfache Satz: *Edom iſt mein Waſchbecken*, ſo paraphraſirt: *daſs Edom mir das Becken halte, wenn ich mich waſchen will.* Ebendaſelbſt ſtatt: *über Philiſtäa jubele ich, Und dem Philiſter ein Liedchen ſinge.* Pſ. LXXIII, 4. *Ihr Körper iſt friſch und geſund.* Pſ. LXXIV. 9. *Kein Prophet mehr, keiner, der ſieht, wo's end'lich hinaus will.* Pſ. LXXVI, 8. *O du furchterregender, du!* (von Jehova). Pſ. LXXVII, 7. *Meine Seele grübelt nach.* V. 9. *Iſts mit der Verheifsung aus?* Pſ. LXXVIII, 5. *Unſern Vätern gab er Auftrag.* V. 19: *den Tiſch decken* (von Jehova gebraucht). V. 30: *Sie hatten noch nicht die Wünſche* (Luſt) *geſtillt, noch hing im Munde die Koſt.* Pſ. LXXIX, 2. *Geben deiner Diener Leichen Vögeln in der Luft zur Speiſe.* Pſ. LXXXI, 3. *Das Saitenſpiel, die Pauken her!* Pſ. LXXXII, 6 ſchlieſst eine alkaiſche Strophe ſo:

Ich ſagte *freylich*: Götter ſeyd ihr,
Söhne des Höchſten ihr *ſammt und ſonders.*

Pſ. LXXXIII, 2. *Nun nicht länger geſchwiegen, Gott!* Pſ. LXXXIX, 10. Von Wogen: *ſich blähen.* Pſ. XCI, 7. *Fielen Tauſende, links und rechts Myriaden dahin.* Pſ. XCII, 11. *Wie ein Stier heb' ich mein Horn auf.* Pſ. CV, 21. *Hof* ſtatt *Haus* (des Pharao). Pſ. CXI, 1. *Aus dem Herzen will ich Jehova preiſen.* Pſ. CXXIV, 1. *Wenns nicht wäre der Herr, der ſich uns beygeſellt.* Pſ. CXLI, 7. *Wie wer Holz auf der Erde hackt.* Pſ. CXLVII, 17. *Sein Froſt, wie unerträglich!*

Da wir noch keine Proben antiker Versmaſse gegeben haben: ſo mögen folgende Strophen hier ſtehen. Pſ. CIV, 13—15.

13. Du, der aus ſeinen Hallen die Berge tränkt!
Der Frucht, die du giebſt, ſättigt die Erde ſich.
14. Der ſprieſsen läſſeſt Gras dem Viehe,
Kräuter den Menſchen zum *Ackerwerke*,
Um aus der Erde Speiſen hervorzuziehn,
15. Und *Weine*, die *das menſchliche Herz* erfreun,
Die mehr als Öl den *Blick erheitern*,
Brod, das die *menſchlichen Herzen* ſtärket.

Pſ. CXXX, 3. 4.

3. Wollte ich Verſchuldungen aufbehalten;
O mein Herr! wer könnte vor dir beſtehn?
4. Aber nein! bey dir iſt Vergebung, auf daſs
Jeder dich ehre.

Wenn ſich der Vf. die Feſſeln des Metrums nicht an-

Digitized by Google

gelegt oder ein leichteres gewählt hat: so läfst sich seine Übersetzung gut lesen, z. B. Pf. 114. 123. 128. 133 u. a.

Ob wir gleich die vom Vf. befolgte Erklärung nicht beurtheilen wollen: so müssen wir doch Einiges noch kenntlich machen. Pf. LXXXVII, 4 erklärt der Vf. so: *Such' ich in Ägypten, in Babylon meine Freunde hervor, auch im Philisterland, Tyrus und Kuschäa; sag ich: dieser da ist mein Sohn!* V. 7. *Und die Sänger und Tänzer, Alle heften ihr Aug' auf dich.* — Pf. CXXII, 3. *Jerusalem du schön gebaute, du Stadt, die alles bindet* (Umschreibung der Hauptstadt). — Pf. XVI, 3. *Die Gottverehrer hier im Land, sie, wie mein Beherrscher, sind meine Wonne.* Pf. XVII, 15. *Ich schau in Unschuld dein Antlitz, jeglichen Morgen erfreut mich dein Bild.*

Das scharfe kritische Messer, das Hr. *St.* bey seiner Bearbeitung des Hiob geführt hat, ist auch hier nicht ungebraucht geblieben. Aufser der Zerlegung mehrerer Psalmen in zwey, hat der Vf. noch manche Verse als unächt ausgeschieden, z. B. die letzte Zeile des XCIV Pf., weil alle übrigen Verse nur aus zwey Zeilen bestehen, der letzte aber aus drey; Pf. LXXX, V. 16 die Hälfte bis V. 18 incl., weil die Allegorie verlassen werde; Pf. CXXXI, 3 kommt dem Gefühle des Vfs. als ein ungehöriger Zusatz vor.

Wir müssen nach Pflicht und Gewissen diese Arbeit fast durchaus für mifslungen erklären, und den Vf. ermuntern, tiefer in den eigenthümlichen Geist der hebräischen Poesie einzudringen, damit er sie nicht ferner so mifshandele. n.

Bern, b. Walthard: *Die Psalmen* aus dem Grundtext metrisch übersetzt, mit kurzen Anmerkungen von *Joh. Rud. Schärer*, Prof. des Bibelstudiums etc. 1812. XI u. 259 S. 8. (22 gr.)

Der Vf. sagt in der Vorrede, er habe von mehreren wissenschaftlich gebildeten Personen die Bemerkung gehört, dafs sie sich in die neuen Übersetzungen mit gebrochenen Zeilen ohne Metrum nicht zu finden wissen, dafs ihnen z. B. die bekannte *mendelssohnsche* etwas Unangenehmes habe, indem man bald auf geregeltes Sylbenmafs, bald auf prosaischen Rhythmus, bald auf schlechthin prosaische Zeilen stofse, und dafs entweder eine in Ansehung der Form und des Numerus durchaus prosaische oder durchaus metrische Übersetzung wohlklingender und ihrem Geschmack angemessener sey, als jenes Mittelding zwischen Prosa und Metrum. Der Vf. erkennt nun freylich die Übertragungsart in unmetrischen Parallelzeilen für die treueste und dem Original angemessenste. Deswegen aber glaubt er doch, dafs ein Versuch, einer gewissen Classe von Lesern zu gefallen, eine möglichst treue durchaus metrische Psalm-Übersetzung zu liefern, keinen Tadel verdiene. Er wählte das jambische Sylbenmafs, theils weil es in der deutschen Poesie das bekannteste und gewöhnlichste sey, theils weil es sich zu allen Arten von Gedichten schicke (woran wir zweifeln), theils weil es dem hebräischen Numerus, nach welchem der Ton in der Regel auf die letzte Sylbe falle, am nächsten komme. Durch den dabey beobachteten Parallelismus aber und die daraus entstehende Ungleichheit der Stichen glaubte der Vf. die jambische Monotonie zu mildern. Übrigens hatte er bey Einrichtung seines Werks vornehmlich gebildete, wenn auch nicht des gelehrten Bibelstudiums kundige Leser zum Augenmerk. In dieser Hinsicht sind die Inhaltsanzeigen kurz und allgemein. Die ebenfalls kurzen und sparsamen Anmerkungen sind grofsentheils sinnbestimmend, ohne philologische Erklärungen. Nur selten sind kritische Noten ohne Exegese gelehrten Lesern zur Prüfung vorgelegt. Einige Psalmen hat er auch in Chöre abgetheilt, nicht weil solche im Texte namentlich ausgesetzt seyen, sondern weil sich dergleichen aus der Structur und dem Contexte gewisser Lieder ergeben (aber doch nirgends mit Bestimmtheit). Unter den neueren Übersetzern, die er alle verglichen, scheint er besonders *de Wette* benutzt zu haben, mit dem er, wie er selbst bemerkt, auch in der Erklärung sehr übereinstimmt.

Der anspruchslosen verständigen Vorrede entspricht die fleifsige tüchtige Arbeit. Diese Übersetzung gehört unstreitig zu den besseren. Sie zeichnet sich zwar nicht durch eine sehr gediegene poetische Sprache aus, fällt aber doch nicht ins Gemeine, und läfst sich fliefsend lesen. Die Erklärung ist im Ganzen auf richtige Grundsätze gebaut. Die Manier des Vfs. zeige folgende Probe:

Pf. CXXI.

Mein Aug' erheb' ich zu den Bergen;
Woher wird meine Hülfe kommen?
Vom Herrn kommt meine Hülfe,
Dem Schöpfer Himmels und der Erde.
Nie läfst er gleiten deinen Fufs,
Dein Hüter schlummert nicht,
Der Hüter Israels.
Bey Tage soll dir nicht die Sonne,
Bey Nacht der Mond nicht schaden.
Jehova wird vor allem Übel dich bewahren,
Behüten deine Seele;
Jehova wird behüten deinen Aus- und Eingang,
Von nun an immerfort.

Im Einzelnen haben wir sowohl gegen die Erklärung als gegen die Richtigkeit, Schicklichkeit und Schönheit des Ausdrucks Manches einzuwenden, wovon wir hier nur Weniges beybringen können. Pf. I, 2 *zu Herzen nimmt*, statt: *nachsinnet*. Pf. II, 4. *Himmelsthroner*. V. 8. *Entfernte Länder*, matt statt: *der Erde Enden*. Pf. VI, 11. *Ein Wink! — so beben schamvoll alle meine Feinde*. Pf. VII, 15. *Gebieret Wind* (שֶׁקֶר). Pf. VIII. 15. Beehrst (חִסַּרְתּוּ). Pf. XI, 3. *Des Reiches Fundamente einst* zerstört, statt: *Sind die Grundfesten zerstöret*, sprichwörtlich. Pf. XV, 2. *Wer findt, o Herr, in deinem Zelte Schutz?* גור heifst hier nicht *Schutz finden*. Pf. XVIII, 5. 6 findet der Vf. noch *die Ströme des Schattenreichs* und *des Scheols Stricke*, eine Erklärung, die sattsam widerlegt ist. V. 11 giebt er *Cherub* durch *Donnerwagen*. V. 13 versteht er ויתנם und ויתנם falsch von den Blitzen, es geht auf die Feinde, חמם besonders kann nicht vom Schleudern der Blitze gebraucht werden, s. *Gesenius*. V. 48. *von Widersa-*

Digitized by Google

chern ſichern iſt undeutſch. Pſ. XX, 8. *den Nam*, ſtatt *den Namen.* חחעזיר ebendaſ. iſt durch *in voller Zahl* unrichtig gegeben. Pſ. XXII, 4. *Der Pſalmen Iſraels beliebter Gegenſtand* (יושב תהלים). Pſ. XXIX, 3. *Jehovens Stimm' verſtärket ſich*, ſtatt: *iſt gewaltig.* Pſ. XXXII, 9 hat der Vf. eine eigenthümliche Erklärung: *Seyd nicht dem unverſtändgen Roſs und Maulthier gleich, mit Zaum und Maulkorb hemmt man ſeinen Lauf, damit es niemand überrenne.* עֲדִי nimmt er für *feindlichen Anlauf*, wie Hiob X, 17 (wo es aber gar nicht vorkommt), und בל קרוב וגו mit *Kimchi* u. A. vom feindlichen Anfall, was *Roſenmüller* und *Geier* hinlänglich widerlegt haben. Übrigens kann בלם nicht *hemmen* heiſsen. — Pſ. XLII, 3 iſt die Phraſe נראה פני יי falſch überſetzt: *das Antlitz Gottes ſehen*, ſtatt: *vor dem Antlitz Gottes erſcheinen.* Öfters ſind Partikeln, Conjunctionen eingeſchoben, die der hebräiſchen Sprache fremd ſind, z. B. *ja doch, wohl, dagegen, o nein!* Pſ. XCIV, 4. *Stromsweis trotzig reden*, etymologiſirende Überſetzung von הביע. Pſ. CXXXIX, 20 lieſt der Vf. ſtatt עָרֶיךָ — עָרֵיךָ und überſetzt: *und treulos ſich erheben gegen dich.* ח.

THEOLOGIE.

München, b. Fleiſchmann: *Ideen zur Geſchichte der Entwickelung des religiöſen Glaubens.* Von *Kajetan Weiller. Erſter Theil.* 1808. XIV u. 224 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. ſagt in der Vorrede: „Die Menſchheit hatte faſt immer entweder mit dem Aberglauben, oder mit dem Unglauben zu kämpfen. Gegenwärtig iſt der Kampf mit dem letzten ſehr ſtark, und vielleicht ſtärker, als jemals. Einſt, ſagt ein ſcharfſinniger Kenner unſerer Tage, war ſelbſt im Kriege noch Religion. Jetzt iſt in der Religion nicht einmal mehr Krieg u. ſ. w. Unſer Unglaube hat ſich bis zu ſeiner Vollendung durchgearbeitet, und ſchon tritt ihm auch der Aberglaube auf der Ferſe nach. Vielen unter uns iſt nun der Gottesglaube ſo ungereimt, als der Geſpenſterglaube, zugleich aber der Götterglaube gereimter geworden, als der Gottesglaube. Belege dringen ſich hierüber allenthalben von ſelbſt auf. Der Unglaube hat jeden höheren Sinn zernichtet, und dafür kommt dann der Aberglaube, weil es ſich bey der bloſsen gemeinen Handgreiflichkeit nun einmal ſchlechterdings nicht leben läſst, wieder mit ſeinem Unſinn angezogen. Wie iſt da zu helfen? Es giebt bey dieſem Kampfe nur einen einzigen zuverläſſigen Alliirten — den Glauben. Es giebt überall nur einen einzigen feſten und geſicherten Standpunct — in der Mitte zwiſchen den Extremen.“

Da dieſer erſte Theil nur die Grundideen zu einer unbefangenen Würdigung der *Urgeſchichte* enthält; ſo hat Rec. lange der Fortſetzung dieſer Schrift entgegen geſehen. Noch iſt bis jetzt aber kein zweyter Theil ihm zugekommen; er glaubt darum nunmehr die Anzeige dieſer ihm ſchon ſeit geraumer Zeit zur Beurtheilung zugeſandten Schrift nicht länger verſpäten zu dürfen.

Den Geſichtspunct, aus welchem der Vf. ſeinen Gegenſtand aufgefaſst hat und zu bearbeiten geſonnen iſt, hat Rec. am beſten mit den eigenen Worten deſſelben zu bezeichnen geglaubt. Im Geiſt und Tone jener aus der Vorrede ausgehobenen Stellen iſt das ganze Buch geſchrieben. Die Schrift enthält viel Gutes und einzelne treffende Ideen; allein die Behandlungsweiſe des Ganzen iſt zu leidenſchaftlich, und verfehlt daher ihres Zwockes. Die Hauptſache, welche der Vf. in dieſem Theile zu beweiſen ſucht, iſt die Nothwendigkeit einer unmittelbaren göttlichen *Offenbarung* zur Bildung des Menſchen zur Menſchheit. Er geht dabey von dem Gedanken aus, daſs, wie er ſich ausdrückt, die Erde ſelbſt den Menſchen nicht über ihre Ebenen hinaus zu treiben vermöge; daſs die Vernunft nur immer wieder erſt durch Vernunft erwache; daſs nur ein erſtes, unmittelbares Höheres den Menſchen zur Menſchheit zu erheben im Stande ſey. „Wundervoll ergreift uns die Natur, und erweckt uns zu unſerem phyſiſchen Daſeyn, ehe wir es zu wiſſen und zu verlangen, und deſswegen auch, ohne daſs wir es jemals zu begreifen im Stande ſind. Wundervoll muſste uns alſo auch die höhere Macht berühren, um uns zu unſerem höheren Daſeyn aufſtehen zu machen. Auch dazu muſsten wir geweckt werden, ehe wir davon wiſſen und darnach verlangen konnten. Die erſte Erziehungsanſtalt muſste daher von Gott ſelbſt gegründet werden. Wir haben dafür einen eigenen Ausdruck: *Offenbarung.*“ S. 134—146. Rec. will dieſen Geſichtspunct an ſich hier ganz unbeſtritten laſſen, obgleich er überzeugt iſt, daſs die Gegner deſſelben, bey ihrer Anſicht, welche die *Offenbarung* aus ſubjectivem Geſichtspuncte als naturgemäſse Erziehung von Innen heraus betrachtet, mit dem Vf. zuletzt an einem Ziele, wenn auch auf ganz verſchiedenen Wegen, anlangen. Inzwiſchen konnte hier für die Anſicht des Vfs. viel Treffendes in Beziehung auf den Plan des ganzen Werks, nämlich die Entwickelung des religiöſen Glaubens bey unſerem Geſchlecht durch unmittelbare göttliche Einwirkung, geſagt werden. Allein wie geht der Vf. dabey zu Werke? — „Dieſe Ableitung unſerer Bildung aus einer überirdiſchen Quelle, ſagt er, findet unter uns viele Ungläubige. Wir haben es in unſerem Patriotism für das Räſonnement bis zum Fanatism gebracht. (Dieſe Art, witzig oder geiſtreich zu ſchreiben, welche durch das ganze Buch herrſcht, iſt nicht ſelten ſehr geſucht. Auch iſt die Schreibart Patriotism, Fanatism u. ſ. w., obgleich ſie der Vf. mit mehreren Schriftſtellern gemein hat, undeutſch.) *Ein Gott über uns* — wie unbegreiflich! Doch dieſes Geſpenſt aufzugeben, koſtete uns eben nicht ſehr viele Überwindung. Aber auch *eine Welt um uns*, alſo auſser uns, und mithin vor und nach uns, und daher von uns auch nicht erſt gemacht, ſondern uns nur gegeben, — wieder wie ungereimt! Auch ſie muſste geopfert werden. Das foderte zwar ſchon ein wenig mehr Anſtrengung. Allein man legte ſie endlich doch auch auf den Brandaltar, und glaubte nun eben ſo wenig mehr an eine Welt auſser, als an einen Gott über uns. Noch nicht genug! *Wir ſelbſt*, ſind wir mehr?

Digitized by Google

Wir selbst *als vor und nach, also ausser unseren Vorstellungen vorhanden*, als anderswo denn blofs in diesen vorüber gehenden Regungen gewurzelt — abermal wie unbegreiflich!! Wir vollendeten daher unseren Gehorsam, und stiegen zuletzt selbst auf den allgemeinen Scheiterhaufen, um auch uns zu blossen Gestalten zu verbrennen, die, wie der Rauch in den Lüften, nur in schnell verfliegenden Worten ihr eigenes kurzes Daseyn haben. Nun! einem für die Interessen des *Begriffs* so heroischen Zeitalter ist es allerdings nicht zuzumuthen, sich irgendwo ohne ein vollendetes *Begreifen* zufrieden zu geben. Ich muthe ihm dieses aber auch gar nicht zu. Ich verlange nicht, dafs es sich in seinem Begreifen irgendwo beschränke. Ich verlange vielmehr das Gegentheil. Es soll sein Begreifen vollenden, aber auch *ganz* vollenden. Ist denn nun aber schon Alles gethan? *Ist nichts Unbegriffenes mehr übrig?* Es ist ja noch die erst seit Kurzem entdeckte Wurzel von allen vorigen Scheingestalten noch vorhanden, die *Einheit* von allen genannten Zwey- und Dreyheiten, die *Eine* Wahrheit zu allen den vielen Lügen, der einzige Sinn zu allen jenen Sinnlosigkeiten — die Urbedingung zu allen Bedingtheiten. Ist denn aber diese Zauberwurzel nicht auch noch gröfser, als jeder *Begriff?* Weg also auch mit ihr! *Weg daher rein mit Allem, denn Alles ist Nichts! Nur das reine Nichts ist vollständig begreiflich*, und um kein Haar gröfser, als die sechs Buchstaben, in welchen seine *Begreiflichkeit* niedergelegt werden kann etc. Ja! aus einem unbegreiflichen Boden müssen wir überhaupt entsprossen seyn, wenn nicht überhaupt Alles nur *Nichts* ist. Können wir als höhere Wesen, als Menschen, aus seichteren Wurzeln kommen?" u. s. w.

Schriften dieser Art läfst man am sichersten sich durch sich selbst charakterisiren, um den Leser in den Stand zu setzen, von aller Autorität unabhängig, zu urtheilen. Wir haben uns aus diesem Grunde des eigenen Urtheils enthalten, glauben unsere Leser aber, welche das Buch noch nicht kennen, durch diese Anzeige auf die unparteyischste Weise mit demselben bekannt gemacht zu haben.

H. H.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Berlin*, b. Dieterici, und *Leipzig*, b. Müller: *Ein Wort der Ermunterung an meine Mitbürger und insbesondere an die Mitglieder der Oberpfarr- und Dom-Gemeine in Berlin*, von Dr. *F. S. G. Sack*, kön. pr. erstem Hofprediger u. s. w. 1807. 43 S. gr. 8. (—). Je seltsamer so etwas wie ein Hirtenbrief in der theologischen Literatur der protestantischen Kirche vorkommt: desto interessanter mufs es seyn, wenn ein Mann von dem ächt religiösen Geiste, der würdigen Darstellungsart und dem weitverbreiteten kirchlichen Ansehn des Vfs. uns mit einem solchen Geschenk erfreut. Rec. hält es für diese Blätter am zweckmäfsigsten, auf die Eigenthümlichkeit der Behandlung aufmerksam zu machen, die gewifs Jedem lehrreich seyn mufs, der in dem Gebiete des religiösen Vortrages zu arbeiten hat.

Der Vf. erklärt sich selbst dahin, diese Schrift solle ein Ersatz dafür seyn, dafs ihm seine Gesundheit unter diesen Umständen nicht erlaubt habe die Kanzel zu betreten. Daher weifs auch Rec. das Ganze nicht besser zu beschreiben, als wenn er es mit der Form und Art einer Predigt vergleicht, und er möchte sagen, dafs alle Verschiedenheit zwischen beiden nur darin besteht, dafs unsere Schrift sich nach allen Seiten hin freyer bewegt und weiter ausdehnt, wie es ihre Verhältnisse gestatten. Es herrscht darin zuerst ungefähr dieselbe Einheit des Gegenstandes, wie in einer Predigt: Mäfsigung wird empfohlen unter den gegenwärtigen Umständen. Aber diese Einheit wird weder so streng angekündigt — wie denn, was der Schlufs macht, von der Art, die gegenwartigen Umstände zu benutzen, gar nicht darunter begriffen ist, — noch auch werden die Theile in der Ausführung so strang aus einander gehalten: sondern wie die geringsten Fehler des Urtheils schon in der Unmäfsigkeit der Empfindung gegründet sind, so gehen auch diese beiden Theile allmählich in einander über. Eine Freyheit, die das Ganze erfreulicher macht, und gewifs hier sehr zu billigen ist, da ein blofs geschriebener Vortrag nicht derselben Hülfsmittel bedarf, um die Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang des Ganzen festzuhalten, wie ein gesprochener. Eben so ist der Ton der Darstellung im Ganzen der ruhige, würdige, einfach edle, der in den Kanzelreden des Vfs. Jedem so wohl thut; nur ist er nicht so streng begrenzt, sondern der Vf. belebt ihn etwas reichlicher durch Bilder und Gleichnisse, die aus einem gröfseren Gebiete gewählt sind. Bedenkt man, dafs demjenigen, der zu reden gewohnt ist, das Geschriebene immer schwächer erscheinen mufs, weil ihm die Unterstützung des lebendigen Vortrages abgeht, und nimmt man hinzu, dafs die Leser aus einem gewählteren und gebildeteren Kreise vorauszusetzen sind, als im Durchschnitt die Zuhörer: so scheint auch dieis der ganz richtige Unterschied zu seyn. Nur, wenn man doch einen so ausgezeichneten Meister strenger richten darf, als Andere, nur ein einziges Gleichnifs, das von dem Hin- und her-geworfen-werden auf einem scheu gemachten Pferde, hätte Rec. hinweggewünscht, weil es ihm an sich einen etwas komischen Anstrich zu haben scheint. Sehr schwierig, sollte man denken, müfste eine wiederholte Hinweisung auf den König gewesen seyn, die hier, gewifs mit Recht, weit ausführlicher, und, wenn man so sagen darf, persönlicher ist, als sie auf der Kanzel seyn dürfte. Man könnte freylich Bedenken haben, ob auch hier ein so detaillirtes Lob stehen dürfe, ohne alle Andeutung auf Fehler, die der König doch auch wird begangen haben? allein Alles ist so einfach, kunstlos und herzlich, dafs gewifs kein Uebefangener beym Lesen selbst den mindesten Anstofs nehmen wird. — Nach denselben Grundsätzen nimmt auch die Sprache Manches auf, was auf der Kanzel nur deshalb unschicklich ist, weil dort in einem feyerlichen Tone öffentlich gesprochen wird, und Manches kann diesem Vortrage schon deshalb erlaubt seyn, weil er aus allem Zusammenhang mit der heilgen Schrift heraus gesetzt ist. (Nur eine Sprachbereicherung, welche sich findet, *vereiteln* statt eitel machen, weifs Rec. nicht ob er loben soll.) So stimmen alle diese Erweiterungen wiederum vollkommen zusammen, und bilden für diese Gattung einen eigenen Stil, in dem man nichts vermifst und nichts wegwünscht. — Am weitesten entfernt sich von der ganzen Art einer Predigt die Einleitung, in welcher unter andern von der Befugnifs politische Gegenstände auf der Kanzel zu behandeln die Rede ist, und das Richtige zwar sehr wahr und schön verzeichnet wird, aber auch den Anfang des fehlerhaften, was der Vf. unter dem Namen politische Predigt tadelt, wünschte man genauer angegeben zu finden; wiewohl wer sich an das hier aufgestellte Muster hält, nicht leicht irren wird.

Von dem Inhalt findet Rec. nicht nöthig etwas Besonderes auszuzeichnen; überall wird eine wahrhaft religiöse, in dem Gebiet des gemein Faslichen sich haltende Ansicht der Umstände auf eine höchst würdige und sichere Art empfohlen; und wenn es anfänglich scheinen möchte, als liefe Alles zu sehr auf eine resignirte Passivität hinaus: so wird dieser Schein für Jeden ganz verschwinden durch das, was am Schlusse gesagt wird, und die beruhigende sowohl als ermunternde und ermuthigende Wirkung wird dieses Wort gewifs bey Keinem, der religiöser Eindrücke empfänglich ist, verfehlen.

Schliefslich kann er sich der Frage nicht enthalten, ob es nicht weit besser wäre, für den Druck weit öfter diese Form zu wählen als die der eigentlichen Predigt, welche immer bey dem blofsen Vorlesen oder stillen Lesen auf mancherley Weise verliert. Aber freylich möchte der Rath nur für ein sehr ausgezeichnetes und geübtes Talent zu befolgen seyn. P—p—s.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

LANDSHUT, b. Krüll: *Beyträge zur Reviſion der Theoricen des Pacht- und Buchhandel-Contracts mit beſonderer Rückſicht auf die neueren franzöſiſchen Geſetze*, bearbeitet durch *Joſeph Düprée*, der Rechte Doctor. 1811. VI u. 120 S. 8. (20 gr.)

Dieſe Abhandlung iſt eine Inauguralſchrift. Der Gegenſtand derſelben macht den wichtigeren Theil der von der Juriſten-Section der kön. baierſchen Univerſität Landshut für das Jahr 1810 aufgegebenen Preisfrage aus, und der Vf. wurde, in Gemäſsheit eines einhelligen Beſchluſſes der gedachten Juriſten-Section, mit der unentgeltlichen Ertheilung der Doctorwürde für ſeine Arbeit belohnt. Er erklärt die Prüfung der geltenden Grundſätze vom Pacht- und Buchhandel-Contract in Bezug auf Doctrin und Legislation, beſonders bey den jetzigen Verhältniſſen des Vaterlandes, mit Recht für wichtig, und ſchlieſst die Abhandlung mit dem Wunſche, daſs auf die von ihm bemerklich gemachten Mängel der Theorie und Geſetzgebung in Anſehung dieſes Contracts, auch im legislativen Gebiete geblickt werden möge, — woraus denn zugleich erhellet, daſs der Vf. ſeine Reviſion nicht unter dem beſchränkten Geſichtspuncte des blos poſitiven Juriſten unternommen hat.

Die Reviſion der Theorie und Geſetzgebung vom Pacht- und Buchhandel-Contract iſt, ohne die Auffaſſung eines Standpunctes, welcher das Ganze, deſſen Reviſion es gilt, nach Principien überſehen läſst, nicht möglich. Um ſich dieſes Standpunctes zu bemächtigen, und dem Pacht- und Buchhandel-Contract, als einzelnen Verträgen, die ihnen in der Reihe der übrigen gebührende Stelle anweiſen zu können, giebt der Vf. im I Titel ſeiner Abhandlung, welcher allgemeine Beſtimmungen enthält, 1) den Begriff und das Princip, und 2) die Eintheilung der Verträge überhaupt an. Vertrag iſt ihm das Product der Übereinkunft zweyer Perſonen zum Zweck der Erwerbung oder Zuſicherung von Rechten, worüber ohne Verletzung der Perſönlichkeit verfügt werden kann. Der Übereinkunft im Vertrage liegt die, von der Natur durch Bedürfniſſe bedingte, im Verkehr (*commercio*) ſich ausſprechende Vereinigung der Menſchen zum Grunde, welche eben durch Verträge, als ein rechtliches Handeln in einem Rechtszuſtande, ins wirkliche Leben tritt, und ſo das Princip der Verträge ausmacht. Den Eintheilungsgrund der Verträge ſelbſt findet der Vf. nicht in dem, einer endloſen Mannichfaltigkeit fähigen Object der Verträge, nicht in der, der Erkenntniſs ſich ewig entziehenden Abſicht der Contrahenten: ſondern in dem äuſseren Zweck der Verträge: der Erwerbung und Zuſicherung der Sachen und Rechte. Die vom preuſſiſchen Landrecht, dem Code Napoléon und der deutſchen Rechtsdoctrin angenommene beſſere Eintheilung der Verträge in wohlthätige und läſtige wird, als unvollſtändig, verworfen, weil der Zuſicherungscontract in ihr fehlt; die römiſche Eintheilung derſelben in *contractus* und *pacta* — in *contractus conſenſuales* und *reales* — in *pacta in perſonam* und *rem* u. ſ. w. als grundlos bemerklich gemacht; dann die kantiſche Claſſification, wie der Vf. S. 28, §. 19 ſich ausdrückt, purificirt dargeſtellt, und die einzig wahre Eintheilung der Verträge S. 29, §. 20 folgendergeſtalt angegeben:

Der äuſsere Zweck der Verträge iſt
I) Erwerbung des Eigenthums und Rechts — *Erwerbungsvertrag*. Die Erwerbung aber iſt
  1) einſeitig — *wohlthätiger* Erwerbungsvertrag.
    a) Aufbewahrung — *depoſitum*,
    b) das Verleihen — *commodatum*;
  2) gegenſeitig — *läſtiger* Erwerbungsvertrag,
    A) durch Veräuſserung von Sachen und Rechten,
      a) Tauſch — *permutatio*,
      b) Kauf — *emtio venditio*,
      c) Anleihe — *mutuum*;
    B) durch Dingung,
      a) Dingungsvertrag im engeren Sinn — *locatio operae*,
      b) Miethvertrag,
      c) Pacht,
      d) Bevollmächtigungsvertrag — *mandatum*,
      e) Bücherverlagscontract.
II) Zuſicherung (Aufrechthaltung) des Rechts oder einer Sache — *Sicherungsvertrag* — *cautio in ſenſu lato*. Die Verſicherung aber iſt
  1) einſeitig,
    a) Verpfändung — *pignus*,
    b) Gutſagung — *fidejuſſio*,
    c) perſönliche Verbürgung — *praeſtatio obſidis*;
  2) gegenſeitig,
    a) gegenſeitige Pfandgebung,
    b) gegenſeitige Verbürgung.

Die Abweichung dieſer Eintheilung der Verträge von der kantiſchen bedarf nicht beſonders bemerkt zu werden. Allein — warum fehlt denn unter den, auf einſeitige Erwerbung gehenden Verträgen (I. n. 1. S. 30) die *Schenkung?* — Warum enthält die Eintheilung des Vfs., die doch wohl nur die einfachen Formen der Verträge darſtellen ſoll, den Bücherverlags-Contract, von dem er doch ſelbſt ſagt, daſs er die Charaktere mehrerer Verträge (der *loca*

Digitized by Google

tio conductio, des *mandati* u. ſ. w.) in ſich vereiniget, und welche Bewandniſs hat es mit der Eintheilung der Zuſicherungsverträge in einſeitige und gegenſeitige? — An das, was man ſonſt Gegen-, richtiger aber Rück-Bürgſchaft nennt, kann bey dem gegenſeitigen Verſicherungsvertrage nicht gedacht werden, da der Verſichernde durch den Verſicherten nicht ſicher geſtellt wird; der Fall aber, da der Verſicherte den Verſichernden wegen der aus ſeiner Verſicherung entſpringenden Folgen hinwiederum ſicher ſtellt, tritt nicht ein, weil der Verſicherte in dieſem Falle die empfangene Sicherheit ſelbſt wieder vernichtet. Giebt der Verſicherte hingegen dem Verſichernden Sicherheit in Bezug auf etwas Anderes, als die aus ſeiner Verſicherung entſpringenden Folgen: dann kann von einer gegenſeitigen Verſicherung eben ſo wenig die Rede ſeyn, als von Einem gegenſeitigen Erwerbungsvertrage, wenn A dem B ein Haus und zugleich B dem A einen Garten abkauft, geſetzt auch, daſs der eine Kauf durch den andern bedingt wäre. — Daſs die Zuſicherungsverträge, wie man annimmt, bloſse Verſtärkungsmittel der Hauptverbindlichkeit und ein bloſses *acceſſorium* ſeyen, welches ohne die Hauptſache nicht beſteht, dem widerſpricht der Vf. zwar S. 24, §. 15; allein Rec. ſieht nicht ein, wie ein Verſicherungsvertrag, ohne den Berechtigten zu verſichern, daſs ihm die Präſtation des Verpflichteten werden wird, möglich iſt, und mithin als ſelbſtſtändig von dieſer Seite her gedacht werden mag. Des Vfs. Beyſpiele (daſs ſich einer für die Rechtſchaffenheit eines Mannes verbürgt, deſſen Credit zu wanken beginnt, daſs einer ſein Mobiliarvermögen verpfändet, um einen Concurs über ſeine Grundſtücke zu hindern) liegen unter der von ihm verworfenen Anſicht, wenn man nur nicht annimmt, daſs der Verſicherungsvertrag nothwendig auf die Verſicherung einer beſtimmten, ihm vorhergehenden und ſelbſt durch Vertrag gegründeten Verbindlichkeit gerichtet ſeyn müſſe, was weder *Kant*, noch *Glück*, noch *Thibaut* u. ſ. w. behauptet haben.

Im II Titel folgt die Reviſion der Theorie des Pachtvertrags in zwey Abſchnitten: 1) nach den römiſchen und deutſchen Geſetzen; 2) nach dem baieriſchen Rechte, nach dem preuſſiſchen Landrechte und dem C. N. Um den Begriff vom Pacht auszumitteln und zu beſtimmen, bemerkt der Vf., daſs die Deutſchen den Pacht-, Dingungs- und Mieth-Vertrag, welche ſämmtlich von den Römern unter dem einen Begriff der *locatio conductio* zuſammengefaſst wurden, unterſcheiden. Der Ausdruck a) Dingungscontract wird, nach der Meinung des Vfs., gewöhnlich gebraucht, ſobald von zu leiſtenden Dienſten gegen Lohn in Geld, b) Miethcontract, wenn mehr von dem bloſsen, in der einfachen Nutzung beſtehenden Gebrauch einer Sache, und c) Pachtcontract, wenn von einer Übereinkunft des Eigenthümers einer unverzehrbaren Sache oder des Inbegriffs von Servituten und Rechten mit einem Anderen über den Gebrauch und die, auch die Gewinnung einer Rente begreifende Nutzung derſelben und alles deſſen, was dazu gehört, die Rede iſt. Ob der Sprachgebrauch in dieſen Beſtimmungen richtig beobachtet und unter Begriffe gebracht iſt, will Rec. nicht entſcheiden. So viel aber iſt gewiſs, daſs man 1) den Vertrag der Herrſchaft mit dem Geſinde eben ſowohl Mieth- als Dingungs-Vertrag nennt (wie dieſs z. B. in dem preuſſ. Landrecht Th. 2. Tit. 5 geſchieht), und daſs 2) die Vergütung der Dienſte des Geſindes nicht in einem bloſsen Lohn in Gelde beſteht. — Bey der Eintheilung des, von dem Mieth- und Dingungs-Vertrage getrennten Pachtcontracts und der Darſtellung der rechtsgültigen Beſtimmungen deſſelben behauptet der Vf. zwar unter andern (S. 35. n. 3. S. 36. n. 1), daſs Servituten an ſich ein Gegenſtand des Pachtvertrags ſeyn können, und (S. 42. n. 2) daſs das *Interdictum de migrando* dem Pachter zur Erhaltung eines freyen Abzugs, nach dem Pachte, zu Statten komme. Allein — dieſe Behauptungen ſind den Geſetzen nicht conform. L. 44. *D. loc. cond.* (19, 2) ſagt: *locare ſervitutem nemo poteſt*, und l. 1. §. 1. *D. de migrando* (43, 32): *Hoc interdictum proponitur inquilino. — Nam colono non competit.* Auſser der dem röm. Recht zum Grunde liegenden Anſicht des Pachtcontracts, als eines Conſenſualvertrags im Gegenſatz der Realverträge, tadelt der Vf., daſs das röm. Recht 1) den Unterſchied zwiſchen Civil- und Natural-Früchten beym Pacht geltend macht (nach l. 26. *D. loc. cond.*), 2) den Afterpacht auch ohne ausdrückliche Bedingung deſſelben zuläſst (nach l. 6. *Cod. de loc. cond.*), und 3) dem Käufer der verpachteten Sache erlaubt, den Pachter zu vertreiben, wenn der Käufer nicht unter der Bedingung, den Pachter ſeinen Pacht aushalten zu laſſen, gekauft hat. — Dem allgemeinen Geſetzbuch für die preuſſiſchen Staaten rechnet es dagegen der Vf. zum Verdienſte an, daſs es 1) den Afterpacht durch beſondere Verordnungen Th. 1. Tit. 21. §. 313 und 314 einſchränkt, und 2) die Diſtinction zwiſchen Natural-, Induſtrial- und Civil-Früchten nicht kennt; er tadelt aber, daſs jenes Geſetzbuch die Zeit der Abrechnung oder Zahlung des Pachtgeldes der des Miethgeldes gleichſetzt, und für beide jedesmal den Zeitraum eines einzigen Vierteljahres annimmt. — Der *C. N.* theilt, wie der Vf. anführt, den Mieth- und Pacht-Contract, Art. 1708, in einen Vertrag über Sachen und Dienſte. In Bezug auf die erſte Gattung des, die Miethe der Häuſer und den Pacht der Landgüter enthaltenden Contracts iſt beſonders a) der Ausfluſs der Pachtzeit, ſofern die Contrahenten nichts beſtimmen, in Gemäſsheit des Art. 1736, nach dem Ortsgebrauch zu beſtimmen; b) die l. 9. *Cod. de loc. cond.* durch den Art. 1743 abgeſchafft, und c) die Dauer der Relocation im Art. 1738 dem Ermeſſen des Richters überlaſſen. Die erſte und dritte Beſtimmung tadelt der Vf., indem er ſich gegen die Gewohnheit als eine unerſchöpfliche Quelle des Streits erklärt, und in dem Ermeſſen des Richters eine Potenz ſieht, welche der Einheit und Gleichheit in der Anwendung der Rechte Eintrag thut. Der

Digitized by Google

zweyten Beſtimmung hingegen ertheilt er ſeinen Beyfall. — Allein daſs der Code Napoléon, wie der Vf. behauptet, die Dauer der Relocation, Art. 1738, dem Ermeſſen des Richters überläſst, und, wie der Vf. §. 51 ſagt, die Beſtimmung der Zeitdauer übergeht, iſt ungegründet. Die Relocation (hier, wie Art. 1770) der Miethe und dem Pacht gleichſetzend, worüber kein ſchriftlicher Contract vorhanden iſt, verordnet der Code Napoléon Art. 1758, daſs die Wirkungen der Relocation nach dem Artikel, der ſich auf den nicht ſchriftlich verfaſsten Mieth- oder Pacht-Contract bezieht, beurtheilt werden ſollen. Dieſer Art. (1736) aber verordnet, daſs ein Theil dem andern nur in den, durch Localgewohnheiten hergebrachten Friſten aufkündigen könne. Übrigens iſt in dieſem Artikel wiederum nicht, wie der Vf. ſagt, die *Dauer* der nicht ſchriftlichen Pachtverträge durch Gewohnheit beſtimmt, ſondern nur die *Aufkündigungsfriſt*. Wäre die Dauer des Pachtvertrags ſelbſt beſtimmt: ſo würde der Art. 1736 und 1738 mit dem Art. 1774 in Widerſpruch gerathen. Denn wie könnte ohne einen ſolchen, dort die Dauer der Pachtzeit bey *Landgütern* und Häuſern der Ortsgewohnheit überlaſſen, hier aber durch ein ganz anderes Princip (die Möglichkeit der vollkommenen Gewinnung der Früchte) beſtimmt ſeyn? —

Die von dem röm. Recht und dem Code Napoléon aufgeſtellten Grundſätze in Anſehung des Remiſſes der Pachtgelder hält der Vf. §. 54 ff. zur Entſcheidung jener groſsen Controvers über dieſen Gegenſtand nicht geeignet, und behauptet, daſs die Frage: Wenn findet Remiſſion des Pachtgeldes Statt? — eine Aufgabe ſey, deren Auflöſung einzig dem Rechtsgelehrten angehöre, die aber der Geſetzgeber, ohne ſich ins Doctrinelle einzulaſſen, nicht löſen könne. Zur Entſcheidung jener bekannten Streitfrage ſtellt der Vf. folgende Grundſätze auf: 1) Wenn der Verpachter nur das nutzbare Eigenthum, und dieſes nur auf eine beſtimmte Zeit gegen den Pachtzins weggiebt: ſo fällt aller, die Subſtanz der Sache und die Früchte, ohne des Pachters Vorſatz und Verſchulden, treffende Schade auf den Verpachter. 2) Die *mora* des Verpachters und Pachters iſt entweder caſuell, oder durch *dolus* und *culpa* bedingt. Iſt ſie caſuell und die Früchte leiden Schaden: ſo tragen Pachter und Verpachter den Schaden mit einander; iſt aber die Subſtanz der Sache beſchädiget: ſo fällt der Schaden auf den Verpachter. 3) Wenn die Geſetze die Remiſſion des Pachtgeldes auf den Verluſt der Hälfte der Früchte beſchränken, und jene ſie nur in dem Falle zulaſſen, wenn die Früchte noch auf dem Felde ſtehen: ſo liegt der Grund von der erſten Bedingung darin, den Verpachter gegen Betrug des Pachters in Schutz zu nehmen, — der von der zweyten aber darin, weil die, von der Subſtanz der Sache getrennten Früchte völliges Eigenthum des Pachters geworden ſind, und — ſo ſey, behauptet der Vf., Doctrin und Geſetzgebung ausgeſöhnt. — — In Anſehung dieſes Theils der Abh. bemerkt nun Rec., 1) daſs die Bedingung zum Erlaſs des Pachtgeldes (Verluſt der Hälfte der Früchte durch Zufall, während dieſelben noch auf dem Felde ſtanden) nach dem Code Napoléon nicht blos beym Pacht auf *mehrere* Jahre eintritt, wie man aus der Darſtellung S. 74 entnehmen möchte; ſondern auch, nach Art. 1770, bey dem Pacht auf *ein* Jahr. 2) Daſs, nach dem C. N. keineswegs, wie der Vf. a. a. O. ſagt, bey dem Pacht auf ein Jahr *nur dann*, wenn *über* die Hälfte der Früchte untergingen, die Rede von einem Remiſs am Pachtzelde ſeyn könne; ſondern daſs der Art. 1770 verordnet, der Pachter ſolle keinen Pachterlaſs zu verlangen berechtiget ſeyn, wenn der Verluſt der Früchte *unter* der Hälfte iſt. 3) Daſs die obige Beurtheilung der *mora* nicht auſser dem Umfange der Geſetzgebung liegt. *Dolus* und *Culpa*, die beiden, alle rechtswidrigen Handlungen umfaſſenden Formen, müſſen, wenn ſie einmal ergriffen ſind, wie z. B. in gegenwärtiger Materie im Art. 1769 des C. N., auch wohl die durch Schuld bedingte *mora* unter und in ſich faſſen, und es iſt Rec. nicht deutlich geworden, warum jene Controvers nur vom Rechtsgelehrten, — nicht vom Geſetzgeber — gelöſet werden könne. Was aber des Vfs. Entſcheidung jener Streitfrage ſelbſt betrifft: ſo ſieht 4) Rec. nicht ein, wie die (unter n. 1 u. 2) angegebenen Sätze unter einander zuſammenhängen, und worauf deren Wahrheit ruhen ſoll. Zwar behauptet der Vf. von dem erſten jener Sätze (unter n. 1): *Darüber ſey einmal die ganze Welt einig*; allein daſs auch dieſs ſeine Richtigkeit nicht hat, hätte der Vf. aus Lib. V. Cap. VI. §. 2 u. 3 von *Sam. Puffendorfs Jus nat. et gent.* und aus *Georg Ludwig Böhmers Electis juris civil.* Exerc. X. §. XI genüglich erſehen können.

Im III Titel kommt der Vf. zur Reviſion der Theorie des Buchhandel-Contracts. — Wie viel die Geſetzgebungen in Hinſicht dieſes Vertrags gethan haben, dieſs ſagen ſie ſelbſt. Die römiſche Geſetzgebung kennt ihn nicht; die W. C. *Leopolds* II und *Franz* II berührt ihn Art. VII nur von ferne; wenig that das preuſſ. L. R. in den letzten Decennien des 18 Jahrhunderts, und der *Code Napoléon* ſchweigt ganz von jenem Contrat. Später erſt erſchien das kaiſerl. Decret vom 5 Febr. 1810, welches neben verſchiedenen polizeylichen Verfügungen für den Buchhandel und die Buchdruckerey auch die Rechte des Schriftſtellers an ſeinem Geiſtesproducte (Tit. 6. n. 39) beſtimmte. — Woher wohl dieſs eigenthümliche Schickſal einer Sache, deren Wichtigkeit unbeſtritten iſt, im Gebiete der Legislation, bey den vielfaltigen Discuſſionen über dieſelbe, beſonders über die Rechtmäſsigkeit des Nachdrucks, im Publicum? — — Daſs der Verlagscontract bald als ein Speculationsvertrag (von *Röſsig*), bald als *locatio conductio* (von *Bielitz*), bald als *mandatum* (von *Kant*) aufgefaſst (und bald dem Kaufcontracte, bald aber auch nur einer Schenkung ähnelnd gefunden) wurde, iſt bekannt. Mit Recht erklärt unſer Vf. dieſe Anſichten, ſofern ſich eine jede derſelben zur ausſchlieſsenden zu erheben ſtrebt, für falſch und einſeitig. Er bemerkt, daſs das Verhältniſs des Schriftſtellers, [der zum Publicum

Digitized by Google

ſpricht, nicht rein privatrechtlich, ſondern zugleich das des Einzelnen zur Totalität, und in dem angeführten kaiſerl- franz. Decret Tit. 3. n. 10 ſehr richtig von dieſer Seite aufgefaſst ſey. Den Charakter des Verlagscontracts beſtimmend, ſondert er dieſen von dem durch ihn bedingten a) Buchhändler- und b) Commiſſions- Contract, mit der Bemerkung, daſs jener den Charakter des Kaufs und Tauſches, dieſer aber den des Mandates in ſich ſchlieſst, und faſst beſonders dieſs auf, 1) daſs der Verlagscontract, ſofern der Autor durch den Verleger zum Publicum ſpricht, als Bevollmächtigung erſcheint, ſich aber von dieſer doch wiederum dadurch unterſcheidet, daſs der Verleger (*mandator*), nicht aber der Autor (*mandans*) das Honorarium zahlt, und der Erſte, nicht aber der Letzte, den Gewinn vom Geſchäfte erhält, nach l. 20 pr. l. 10, §. 2 u. 3. *D. Mand. vel contra* (17. 1); 2) daſs, in ſofern der Verleger, als *Uſufructuar* von dem Product des Autors auftretend, in dem Verhältniſſe des Pachters zum Autor als Verpachter erſcheint, der Verlagscontract ſich der *locatio conductio* der Römer anreihet, ſich aber auch von dieſer durch ſein Object hinwiederum trennt, und daſs 3) in ſofern, als der Verleger nur ein *Uſufructuar* von Früchten iſt, für deren ungewiſſen Gewinn er das gewiſſe Honorar hingiebt, der Verlagscontract den Charakter des Speculationsvertrags ausſpricht. Geleitet durch dieſe Momente wird nun vom Vf. der Begriff des Verlagscontracts — als einer Übereinkunft zwiſchen Schriftſteller und Buchhändler über das Recht des Letzteren, aus dem Abdruck einer Schrift oder eines anderen Geiſtesproductes, durch Vervielfältigung zum Zweck der Mittheilung von Ideen, einen Gewinn zu ziehen — angegeben, und ſodann die Theorie jenes Contracts entwickelt. Unter den Hauptverbindlichkeiten des Schriftſtellers gegen den Verleger zählt der Vf., der Wahrheit und Conſequenz getreu, auch dieſe mit auf: „dem Verleger die Nutzung nicht zu ſchmälern, mithin auch mit keinem anderen Buchhändler über das nämliche Object einen Verlagscontract zu ſchlieſsen, ſo lange der erſte noch dauert," — wodurch er ſich von der Meinung derer trennt, welche dem Autor das Recht zugeſtehen, daſſelbe Buch auch anderen Verlegern zur Vervielfältigung zu überlaſſen, darum, weil der Verleger, welcher ſich das *ausſchlieſsende* Recht zur Vervielfältigung des Buches *nicht ſtipulirt*, ſolches auch nicht habe. Ein bloſs ſachwälteriſches Raiſonnement! — Aus jener Hauptverbindlichkeit des Autors (dem Verleger die Nutzung nicht zu ſchmälern) entwickelt der Vf. insbeſondere die näher beſtimmte Pflicht des Schriftſtellers, daſs er ſelbſt bey dem nämlichen Verleger weder eine neue Auflage, noch eine neue Ausgabe eher veranſtalten könne, bis der ganze erſte Verlag abgeſetzt iſt. — Da nun der Vf. bey Beſtimmung der Pflichten des Verlegers gegen den Autor dem Erſten, wenn die Anzahl der Exemplarien unbeſtimmt geblieben iſt, das Recht einräumt, die Schrift ſo oft aufzulegen, als die Nachfrage nach derſelben dauert, und dennoch zugleich behauptet, daſs es ſich der Verleger gefallen laſſen müſſe, wenn der Schriftſteller mit einer neuen Ausgabe kommt, ehe der mögliche Nutzen von dem vorhandenen Verlage gezogen iſt: ſo kommt man hier allerdings ins Gedränge. — Wie kann im Reiche des Rechts und der Pflicht, wo jenes immer da anfängt, wo dieſe aufhört, und umgekehrt, der Autor da ein Recht haben, wo ihn das Recht des Verlegers einſchränkt, und der Verleger eine Pflicht gegen den Autor, wo dieſer kein Recht hat? — — Für den Fall, daſs der Schriftſteller eine neue Ausgabe vor dem gänzlichen Abſatz des vorhandenen Verlags veranſtaltet, unterſcheidet der Vf. zwey Fälle: entweder geſchieht dieſs beym Verleger der vorigen Ausgabe, oder bey einem anderen Buchhändler. *Dort*, ſagt er, kann man *nicht* mit dem preuſſ. Landr. behaupten, daſs der Autor ſchuldig ſey, die noch vorhandenen Exemplare des vorhergehenden Verlags dem Verleger um den Ladenpreis in baarem Gelde abzukaufen, ſondern der Autor bekommt vom Verleger eher kein Honorar, als bis dieſer aus dem Verkaufe des neuen Verlags ſo viel gelöſet hat, als er durch die liegengebliebenen Exemplare des vorigen Verlags verlor. — *Hier* aber mag die Beſtimmung des preuſſ. Landr. auf den Schriftſteller allerdings angewendet werden. Dieſe Entſcheidung gründet der Vf. einer Seits auf das Recht, anderer Seits auf die, das Beſte der Wiſſenſchaften ſchützende Politik. Zu bemerken iſt es übrigens, daſs das preuſſ. Landr. 1 Th. 11 Tit. §. 1019 die Verordnung: der Autor iſt ſchuldig, dem Verleger die noch vorhandenen Exemplarien von dem vorhergehenden Verlage um den Ladenpreis in baarem Gelde abzukaufen, — keinesweges von dem obigen erſten Falle ausſpricht, wie es der Vf., ſeiner Äuſserung gemäſs, genommen hat, ſondern nur von dem letzten Falle (mit den Worten: in einem *andern* Verlage).

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, in der ſchäferiſchen Buchhandlung: *Adolphine*, *Gräfin von Noor*, von *Peter Blau*. Zwey Theile mit einem Kupfer. 1803. 187 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.) In der kurzen Vorerinnerung ſagt der Vf., daſs Ereigniſſe in der wirklichen Welt zu einem Theile der in dieſen Blättern enthaltenen Briefe den Stoff hergegeben hätten, und daſs das Ganze durchaus deutſchen Urſprungs wäre. Wir glauben Beides, und ſetzen hinzu, daſs die hier erzählten Begebenheiten ſonderbar genug, und die Einkleidung gut genug ſey, um einmal geleſen zu werden. Wir würden mit der Einkleidung noch mehr zufrieden ſeyn, wenn der Vf. für lauter Beſtreben, natürlich zu ſeyn, nicht bisweilen etwas gar zu natürlich oder, um das richtige Wort zu brauchen, unnatürlich geworden wäre. Frch.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

JURISPRUDENZ.

LANDSHUT, b. Krüll: *Beyträge zur Reviſion der Theorieen des Pacht- und Buchhandel-Contracts mit beſonderer Rückſicht auf die neueren franzöſiſchen Geſetze*, bearbeitet durch *Joſeph Düprée*, u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Bey der Beurtheilung des ſo vielfältig verworfenen und vertheidigten Nachdrucks (deſſen völlige Unterdrückung in den vorgedachten Wahlcapitulationen, deren nirgends, beſonders S. 107 nicht, gedacht worden iſt, in Frage ſtand), geht der Vf. von dem Rechte des Schriftſtellers, ſich mit Sicherung gegen allen Schaden mitzutheilen, aus, und unterſcheidet den Nachdruck einer ſolchen Schrift, welche einmal ſchon Gemeingut geworden iſt, von dem Nachdruck einer ſolchen, bey der dieſs der Fall nicht iſt, ſondern welche ſich noch im Privateigenthume befindet, das der Vf. mit Recht dem Schriftſteller urſprünglich zuſchreibt. Im erſten Falle erklärt er den Nachdruck für erlaubt; im zweyten Falle hingegen für verboten. Der verbotene Nachdruck aber, ſofern der Nachdrucker zum Publicum ſpricht, ohne dazu berechtiget zu ſeyn, iſt von dieſer nicht rein privatrechtlichen Seite, ohne Falſum oder Plagiat, ein Polizeyvergehen und mit Geld und Confiſcation zu beſtrafen, mit Falſum oder Plagiat hingegen ein Verbrechen und mit Strafarbeitshaus zu verpönen. Von der rein privatrechtlichen Seite gründet der verbotene Nachdruck die Klage auf Schadenserſatz, und er erſcheinet zugleich als Entwendung, wenn er die Officin oder des Autors Namen ändert. — So richtig nun dieſe Beurtheilung des Nachdrucks ſeyn mag: ſo iſt doch das Princip derſelben (das Recht des Schriftſtellers, ſich mit Sicherung gegen *allen* Schaden mitzutheilen —) zu unbeſtimmt und allgemein aufgegriffen, und es würde in dieſer Form auf Folgen führen, zu denen man ſich nicht hergeben könnte, z. B. zu der, dafs das Publicum wenigſtens ſo viel kaufen müſſe, als zur Deckung des Aufwandes beym Verlag nöthig iſt u. ſ. w.

In Anſehung der, nach dem Obigen von dem Verlagsvertrage verſchiedenen, Buchhändler- und Commiſſionar-Contracte bemerkt der Vf. unter andern, dafs ſie, da ſie auf einem reinen Mercantil-Verhältniſſe beruhen, den Gegenſtand eines Handels-Codex ausmachen, während der Bücherverlagscontract als Gegenſtand eines allgemeinen bürgerlichen Geſetzbuches anzuſehen ſey. — Den verewigten *Kant* beſchuldigt der Vf. am Schluſſe ſeiner Abh. (S. 119. §. 99), dafs er den, eine zwiefache Vollmacht in ſich ſchlieſſenden Commiſſionsvertrag zwiſchen dem Schriftſteller und Buchhändler mit dem Verlagscontracte, kraft des für ihn unauflöslich geweſenen Knotens der Unterſcheidung jener Vollmachten, verwechſelt und, dadurch bewogen, den Verlagscontract einen Mandatsvertrag genannt und ihm ſeinen eigenthümlichen Charakter abgeſprochen habe. Wie grundlos aber dieſe Beſchuldigung iſt, ſieht Jeder ein, der es nicht unbemerkt läſst, dafs *Kant* (in der Abh. von der Unrechtmäſsigkeit des Büchernachdrucks vom J. 1785, und in den metaph. Anfangsgr. der Rechtsb. S. 128) nicht die Theorie vom Verlagscontracte, ſondern lediglich den Satz ausführt: *Der Büchernachdruck iſt von Rechtswegen verboten*, — und dafs er, um dieſs zu bewirken, den Verlagscontract nur als Mandat zu erwägen brauchte und wirklich erwogen hat, dafs ſich aber darauf, dafs der königsberger Weltweiſe nicht weiter ging, die Behauptung gar nicht gründen läſst, jener Knoten ſey für den groſsen Mann unauflöslich, und die ihm vom Vf. Schuld gegebene Verwirrung in ſeinem Kopfe geweſen.

Die Deductionen der Mangelhaftigkeit der vom Vf. zur Reviſion genommenen Verordnungen des römiſchen, bairiſchen, preuſſiſchen und franzöſiſchen Rechts, — ferner die mit ihren Gründen verbundenen Grundſätze und Maximen, welche der Vf. der poſitiven Sanction für würdiger hält, ſind zu einer ausführlichen Darſtellung nicht geeignet. Rec. verſichert daher nur im Allgemeinen, dafs die Abhandlung in dieſer Hinſicht, ſo wie überhaupt, nicht ohne Werth iſt und für des Vf. Talente und Kenntniſſe ein ehrenvolles Zeugniſs giebt. Schade nur, dafs ſie nicht in einem reinen und gefälligen, ſondern oft unbeholfenen und durch Sprachfehler entſtellten Vortrage geſchrieben iſt, der nicht ſelten den Gedanken verbirgt (z. B. im 1 Th. 1 Abſch.), ſtatt ihn und deſſen Streben zur organiſchen Verbindung im Syſtem dem Leſer zu enthüllen und ſichtbar zu machen.

p. ζ. r.

SALZBURG, in der mayriſchen Buchhandl.: *Über die Rechtmäſsigkeit der Eheſcheidung.* Nach einer zum Theil neuen Anſicht. 1812. 126 S. 8. (8 gr.)

Bekanntlich hat die von der franzöſiſchen Geſetzgebung ausgeſprochene Auflösbarbeit des Bandes der

Digitized by Google

Ehe, und der Beyfall, welchen das baierische Gouvernement den in diesem Puncte von der französischen Gesetzgebung angenommenen Grundsätzen gegeben hat, mehrere Schriften über die Frage veranlasst, *in wie weit sich nach den Grundsätzen der katholischen Kirche und des katholischen Kirchenrechts die Annahme jener Grundsätze rechtfertigen lasse.* Es haben sich mehrere Stimmen für und wider diese Frage vernehmen lassen, und der Streit ist zwar noch nicht beendiget; doch der verständigere Theil der Sprecher scheint sich zur Affirmative zu bekennen. Dieß thut auch hier der Vf. Er setzt den vernunftmäßigen Zweck der Ehe in die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes (S. 14), oder die Erzeugung und bestmöglichste Erziehung neuer menschlicher Individuen (S. 12), und glaubt, da sich dieser Zweck nicht anders als mittelst eines auf Lebenslang eingegangenen ehelichen Vertrages realisiren lasse, und ein gemeinschaftliches vernünftiges Zusammenleben und Zusammenwirken der Ehegatten erfodere, in und nach der Idee sey zwar die Ehe allerdings unauflösbar, — worin er allerdings nicht Unrecht hat —; allein da in der Wirklichkeit die Vernunft im ehelichen Leben nicht immer die Herrschaft übe, welche sie nach der Idee, dem Zwecke und dem Wesen der Ehe, hier üben solle: so sey in allen Fällen, wo jener Zweck nicht erreicht werden könne, die Ehe allerdings für auflösbar zu achten, und wirklich aufzulösen, wenn das Wesen derselben, die Erzeugung und Erziehung neuer menschlicher Individuen und die freye Einwilligung in den Vertrag ihr Ende erreicht haben. Die Verweigerung dieser Auflösung, oder der Erklärung, dass eine solche Ehe aufgelöset sey —, meint der Vf. (S. 69), nicht mit Unrecht —, sey eine Zumuthung, man solle das, was nicht ist, für etwas Wirkliches achten; man solle eine solche Ehe, die ihrem Wesen nach ein Ende genommen hat, für noch bestehend achten, und also anders denken und urtheilen, als es das Wesen der Sache selbst fodert. Jeder Zwang, in einer solchen, materiell aufgelöseten Ehe zu leben, sey der Natur der Sache widerstrebend, und daher widerrechtlich. — Seiner Ansicht vom Zwecke der Ehe gemäss stellt dann der Vf. (S. 87 folg.) folgende Ehescheidungs-Gründe auf: 1) Unvermögen zum Erzeugungsgeschäfte, und zwar ohne Unterschied, dieß Unvermögen mag schon vor der Ehe vorhanden gewesen, oder erst während derselben entstanden seyn; 2) Unfruchtbarkeit eines oder beider Theile in Hinsicht auf Erzeugung, wenn sie schon mit dem Eintritt in die Ehe beginnt; 3) Mangel an Fähigkeit zur Erziehung der Kinder, und insbesondere der vorhergehende Mangel an Nahrung für Ältern und zu erwartende Kinder; 4) Mangel an vernünftiger Liebe, weil in diesem Falle die Erziehungsfähigkeit fehlt; 5) Stumpf- und Blöd-Sinn, und überhaupt Unwissenheit in alle dem, was zu einer vernünftigen Erziehung gehört, wenn diese Unwissenheit nicht bis zur Periode der beginnenden Erziehung gehoben werden kann; 6) Sittenlosigkeit und Sittenverderbniss des einen Theils; 7) Excesse, Misshandlungen, oder Beleidigungen, welche sich Eheleute, oder ein Theil dem andern zufügen; 8) Ehebruch, sowohl von Seiten des Mannes, als von Seiten der Frau; 9) Irrthum in der Person; 10) Mangel der vollständigen Einwilligung in die Ehe von der Seite eines Theils; 11) Gesetzwidrigkeit der Ehe. Übrigens meint der Vf. (S. 100), dass in allen den Fällen, wo die Ehe wegen Mangel an Erziehungsfähigkeit aufgelöset werden könne, der Staat von Amts wegen eingreifen, und solche Menschen von einander trennen sollte; worin er uns indessen zu weit zu gehen scheint. Denn der Staat kann nichts weiter fodern, als ordentliche Erziehung der Kinder, und diese ist in so manchen Fällen auch ohne Mitwirkung der Ältern möglich; der Staat kann also rechtlicher Weise nichts weiter fodern, als dass solche Ältern, welche ihre Kinder nicht *selbst* erziehen können, sie durch andere besser geeignete Personen erziehen lassen. — Was der Vf. über die Rechtfertigung seiner Grundsätze gegen die ihm entgegenstehende Meinung der Kanonisten und die Lehren der katholischen Kirche sagt, enthält nichts Neues; es ist nichts weiter als die Rechtfertigung des ausgedehnten Sinnes des Ausdrucks πορνεία, worauf hier Alles ankömmt. Er selbst nimmt den Ausdruck in dem Sinne, in welchem ihn schon längst die protestantischen Exegeten angenommen haben. Z.

Osnabrück, b. Blothe: *Theoretisch-practische Abhandlung der Rechtslehre von der Gewohnheit.* Durch *Joh. Nic. Korn. Guilleaume*, der R. D. und Graf zum Harkotten im Hochstift Münster. Zweyte vermehrte und vom Vf. selbst ins Deutsche übertragene Ausgabe. 1801. 160 S. 8. (12 gr.)

Diese Schrift kann in keiner Rücksicht als eine Theorie des Gewohnheitsrechtes, wie sie seyn sollte, angesehen werden. Ihr Vf. gab im J. 1796 eine akademische Gelegenheitsschrift über die Gewohnheit heraus. Eine *schmeichelhafte* (!) Recension derselben in der A. L. Z. veranlasste ihn nun, laut seiner kurzen Vorrede, dieselbe umzuarbeiten und mit ansehnlichen und nöthigen „*Zuwächsen*", wie er sich ausdrückt vermehrt, auch besser geordnet, in deutscher Sprache herauszugeben. Wir müssen aber bekennen, dass wir in vorliegender Schrift nicht allein eine zweckmäßige Anordnung, sondern auch, was die Hauptsache ist, den Geist der Prüfung, eine kritische Würdigung der gemeinen Lehre, eine Festsetzung der Principien, besonders eine Bestimmung der Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit der Beweisstellen im fremden Rechte, die Dogmengeschichte, und endlich Bestimmtheit und Klarheit der Grundbegriffe gänzlich vermissen, und dass sonach mit dieser, nur durch rohen Stoff vervollständigten Abhandlung in der Hauptsache nichts gewonnen worden sey. Der Vf. scheint allein, oder doch mehr für die Menge der Materialien, als für ihre Bearbeitung besorgt gewesen

Digitized by Google

zu ſeyn, denn Spuren des Denkens, Zweifelns und Prüfens ſind hier nicht zu entdecken. Wir liefern den Beweis. In der Einleitung findet man von dem, was man wohl zu erwarten berechtigt war, nichts, dagegen aber deſto mehr leere und ſchiefe Bemerkungen. Z. B. „Mit der Menſchheit hat das Gewohnheitsrecht gleiches Alter," und: „Noch heuer (!) macht die Anzahl der in Deutſchland allgemein üblichen, ſowohl als beſonderer Localgewohnheiten einen nicht unbeträchtlichen Theil der deutſchen Jurisprudenz aus." Die Abhandlung beſteht aus V Hauptſtücken, in welchen a) Vorbegriffe, b) die Erfoderniſſe zur Einführung einer Gewohnheit, c) die Rechtsſätze über die Wirkung und Abſchaffung derſelben, d) die Lehren vom Beweiſe der Gewohnheit, und e) ſogenannte angrenzende Gattungen, als Nichtgebrauch, Sitte und Gebrauch, Obſervanz, Gerichtsbrauch, *praejudicia*, *doctrina forenſis* und gemeine Meinung, vorgetragen werden. Wir überſehen den gänzlichen Mangel eines logiſchen Grundes für dieſe Stellung der Materien, vergeſſen es, daſs gerade das letzte Capitel den Platz des erſten einnehmen ſollte, und bemerken nur, daſs in den ſogenannten Vorbegriffen keine Begriffsbeſtimmung des ungeſchriebenen Rechts gegeben, das Verhältniſs deſſelben zu dem entgegenſtehenden nicht feſtgeſetzt, und daſs, als die zweyte Hauptart deſſelben, das *jus traditum* genannt wird. Das Wort Gewohnheit ſoll vierzehn verſchiedene Bedeutungen haben, welche auch in eben ſoviel §§. angegeben werden. Unter dieſen ſoll aber folgende, ſeltſam genug, die Hauptbedeutung ſeyn. Gewohnheit iſt „ein ungeſchriebenes geſetzliche Kraft habendes Recht, welches der Gebrauch des Volks unter vermutheter ſtillſchweigender Genehmigung des Geſetzgebers eingeführt hat." Der Vf. häuft übrigens alle Eintheilungen des G. Rechts, die je von müſſigen Köpfen erſonnen wurden, und giebt ſo, ohne alle Reflexion und Warnezeichen, falſche Münze für gute aus. Die Gewohnheit iſt, nach des Vfs. Irrlehre, entweder allgemeine oder beſondere, rechtseinführende oder rechtsauslegende, verbeſſernde oder abſchaffende, verbindende oder erlaubende, öffentliche oder Privat-Gewohnheit!! — Jede Gewohnheit beruht auf fünf Erfoderniſſen. Sie ſind nach der Ordnung des Vfs. folgende: Die Einwilligung des Geſetzgebers, die Zeit, die Handlungen, die Vernunftmäſsigkeit und die Einwilligung des Volks. Wir enthalten uns, das Irrige und die Verkehrtheit dieſer Anſicht zu rügen, denn ſie ſpringt von ſelbſt in die Augen, und geben den Reſt unſeres Befundſcheins. S. 27 heiſst es: „Die Einwilligung des Geſetzgebers iſt ſtillſchweigend und wird vermuthet."! Dem 35 §. zufolge iſt die vermuthete Wiſſenſchaft und die ſtillſchweigende Einwilligung des Fürſten und des Volkes das Princip, welches den Richter bey Beſtimmung der zur Begründung einer Gewohnheit erfoderlichen Zeit leiten ſoll. — Irrthum vernichtet jede angebliche Gewohnheit, ſagt der Vf. im 51 §. Hat er denn nicht erwogen, daſs jede Gewohnheit die Tochter des Irrthums ſeyn müſſe, da die Meinung der moraliſchen Nothwendigkeit einer Nichtregel eben ein Irrthum iſt? — Ganz ſeltſam iſt auch die Art, wie ſich der Vf. bey dem Beweiſe ſeiner Sätze benimmt. *Regulae juris*, aus ihrer Urverbindung geriſſen, geſetzliche Waidſprüchlein und Stellen aus *Gail*, *Lauterbach*, *Brunnemann*, *König*, *Grenеck*, *Pehem*, *Pichler* und Conſorten wechſeln unter einander ab, und haben Beweiskraft. Eine Exegeſe iſt allenthalben nicht zu finden. Man vergleiche S. 58. 48. 62. 78, in welcher letzteren Stelle die l. 2. C. *quae ſit long. conſu.*, aus II. *F. r.* erklärt wird. — Bey der Beſtimmung deſſen, was bey der Gewohnheit Vernunftmäſsigkeit iſt, ahnet dem Vf. nicht einmal von fern, daſs man dabey auf die Theorie des Zweckes und der Grenzen der geſetzgebenden Macht überhaupt ſehen, und die Winke eines *Erhard* oder *Weber* befolgen müſſe. Der Vf. machte ſich die Unterſuchung viel leichter, indem er folgenden Satz ausſprach: „Handlungen, welche dem göttlichen, natürlichen, oder poſitiven Rechte, dem gemeinen Völkerrechte (?), den guten Sitten, der öffentlichen Frömmigkeit (!), dem Wohl des Staates oder der Kirchen mit boshafter Stirn entgegenſtreiten, können nie eine Gewohnheit erzeugen." — Unbedenklich wird S. 91 behauptet, eine Gewohnheit ſey auch dann rechtlich, wenn ſie einem mit der Clauſel: *non obſtante conſuetudine futura*, verſehenen Geſetze widerſtreite. — Was der Vf. über die der Gewohnheit ähnlichen Inſtitute vorträgt, iſt durchaus gemeine, verlegene Waare, wie er ſie bey *Hunnius*, *Fariuacius*, *Tartagnus* und ähnlichen Autoren vorfand. Ein Princip, als Kriterium des Wahren und Irrigen, hat er nirgends aufgeſtellt, und ſogar *Hufeland's* und *Haus* hieher gehörige Schriften blieben ihm unbekannt. Die Schreibart des Vfs. iſt, wie das ganze Werk, der Manier der deutſchen juriſtiſchen Schriftſteller im 17ten Jahrhunderte nachgebildet.

V. z. B.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Berlin*, b. Salfeld: *Verſuch einer Reviſion der Lehre vom Übergang des Brautſchatz-Privilegiums auf die Deſcendenten der Ehefrau.* Von *Karl Albert v. Kamptz*, Reichs-Kammergerichts-Aſſeſſor. 1811. 62 S. 8. (8 gr.) Die Rechtsgelehrten ſind zwar darüber einig, daſs das Vorzugsrecht des Brautſchatzes der Ehefrau bey ihrem Leben zuſtehe, und daſs, nach ihrem Tode, die ſtillſchweigende Dotal-Hypothek auch den Erben derſelben gebühre; aber uneinig ſind ſie darüber: *Ob das Dotal-Privilegium auf die Erben der Ehefrau übergehe.* — — Abgeſehen von der Singularität des von dem Vf. §. 4. S. 16.*) angeführten *Petr. Vanderen* und *Brunnemann*, verſagen Einige Rechtsgelehrte den Vorzug der

privilegirten Hypothek zwar den fremden Erben der Ehefrau, gestehen ihn aber den Leibes-Erben derselben, mögen sie nun mit einer Stiefmutter oder mit Stiefgeschwistern concurriren oder nicht, mithin in jedem Falle (sowohl gegen diese, als gegen andere Gläubiger) zu; Andere versagen dieses Privilegium selbst den Leibes-Erben der Ehefrau, ausgenommen den einzigen Fall der Concurrenz mit der Stiefmutter oder mit den Stiefgeschwistern, in welchem sie es ihnen zugestehen; *Andere* endlich gestehen jenes Privilegium allen Erben der Ehefrau, mögen sie nun fremde oder Leibes-Erben derselben seyn, (*indistincte*) zu.

Ein einzelner Rechtsfall veranlasste den Vf., diese Controvers genauer, als bisher geschehen, zu untersuchen, und dieser Untersuchung haben wir den vorliegenden Versuch einer Revision der Lehre vom Übergang des Dotal-Privilegiums auf die Descendenten der Ehefrau zu verdanken. — Die *erste* von den (drey) angeführten Meinungen ist die, in den Gesetzen, gegründete, und ihre Vertheidigung der Zweck der gegenwärtigen Abhandlung.

Der Vf. setzt zuerst die verschiedenen Perioden fest, in welche die, über jene Streitfrage vorhandenen Gesetze fallen. In diesem glücklichen Gedanken, jene Perioden bestimmt zu sondern und aus einander zu halten, ruht zugleich die Bestimmung der Sphäre der vorhandenen, durch ihre Abweichungen von einander jene Controvers veranlassenden Gesetze und die Basis zur richtigen, die bisherigen verschiedenen Meinungen widerlegenden und vereinigenden Ansicht der Sache. — Die Gesetze aus der I Periode — bis zum J. 530 ertheilten dem Brautschatz kein hypothekarisches, sondern nur chirographarisches Recht, verbunden mit dem *privilegio exigendi*, welches, seiner Natur nach, als ein blofs persönliches Vorzugsrecht, auf die Erben der Ehefrau nicht überging; die Gesetze aus der II Periode, vom J. 530 — 531, verbanden mit dem Brautschatz, statt des vormaligen, blofs persönlichen, *privilegii exigendi* ein dingliches, auf die Erben der Ehefrau übergehendes, Hypotheken-Vorzugsrecht; die Gesetze aus der III Periode, vom J. 531 an, erweiterten endlich das, mit dem Brautschatz bisher verbunden gewesene Vorzugsrecht vor den jüngern Gläubigern des Ehemannes zu einem Vorzugsrecht vor allen (auch älteren) Creditoren desselben mit den ausdrücklichen Bestimmungen: a) dass dieses Vorzugsrecht auch den Kindern der Ehefrau, keinesweges aber den fremden Erben oder den Gläubigern derselben ertheilt seyn solle; b) dass dieses Vorzugsrecht des Brautschatzes von der zweyten Frau gegen die erste oder deren Kinder nicht in Anspruch genommen werden könne.

Mit der Darstellung und näheren Ausführung des Inhalts der Gesetzgebung in diesen Perioden verbindet der Vf. die Dogmengeschichte in besonderer Rücksicht auf die Meinungen der Rechtsgelehrten, die Praxis der Gerichtshöfe und neuere Gesetzgebung. Merkwürdig ist es auch hier, zu sehen, wie sich der Genius der Wahrheit in den Dogmen der früheren und der Praxis aller Zeiten sichtbar erhielt, und wie derselbe nur in den Dogmen der spateren Zeit, besonders bey dem vom Vf. §. 7 S. 22. angeführten *Dabelow*, im Kampf mit dem (eigenen und fremden) Widerspruch, dem Zweifel und der Unselbstständigkeit sich dem Blicke der Forscher bald mehr, bald weniger entzog. —

Von dem Gesichtspunct aus, welchen der Vf., durch Beschränkung der hier einschlagenden, von einander abweichenden Gesetze auf ihre Perioden, ergriffen hat, nimmt nun die Analyse der hier entscheidenden Gesetze ihren eben so sicheren und befriedigenden Gang, als die Kritik der, der Meinung des Vf. entgegengesetzten Meinung seiner Gegner. Das Resultat der Analyse der hier einschlagenden Gesetze ist kein anderes, als dies: dass das Praelationsrecht des Brautschatzes auf die Nachkommen der Ehefrau, in und ausser dem Falle der Concurrenz mit einer Stiefmutter, übergehe und denselben nicht allein gegen die Stiefmutter und deren Kinder, sondern auch gegen alle übrigen Gläubiger des Vaters mit eben der Kraft und Stärke zustehe, mit welcher dasselbe ihrer Mutter, wenn sie noch lebte, zuständig seyn würde. — Die Kritik der, dieser entgegengesetzten Meinung ist gegen die verschiedenen Argumente derselben gerichtet; sie sind: 1) Hass gegen die zweyte Ehe; 2) *L. un. C. de privilegio dotis;* 3) Analogie des ehemaligen *juris exigendi;* 4) *L.* 12. *C. qui potiores in pignore* und 5) §. 29. *I. de actionibus.* Die Gründe unter 1 und 3 sind leer — das erste Argument ruht zum Theil auf der *petitio principii*, dass das Dotalprivilegium *de regula* nicht auf die Erben übergehe, was doch grundlos ist, und das dritte ist, bey den vorhandenen klaren Gesetzen, eben so überflüssig, als unzulässig zugleich. Das in der *L. un. C. de privil. dotis* enthaltene Rescript des *Severus* und *Antoninus* aber spricht nur von dem, damals (im J. 210.) mit dem Brautschatz verbundenen, blofs persönlichen, auf die Erben der Ehefrau nicht übergehenden *privilegio exigendi*, aber nicht von dem, 329 J. nachher allererst an dessen Statt eingeführten, dinglichen Vorzugsrechte. *L.* 12. *C. qui potiores in pignore* ist, wie der Vf. überzeugend nachweiset, von den Gegnern desselben gemissdeutet worden. Denn die, in diesem Gesetz gemachte Ausnahme enthält offenbar keine Bedingung des Eintritts und der Statthaftigkeit des Dotalprivilegiums, sondern lediglich eine Bestimmung derjenigen Gläubiger, gegen welche dieses Privilegium Statt haben soll, und eine Ausnahme der Statthaftigkeit dieses Privilegiums in Ansehung des Brautschatzes der zweyten Ehe. Im §. 29. *I. de actionib.* tritt *Justinian* blofs als Referent seiner eigenen (früheren) Gesetzgebung auf, und es muss daher diese Relation, insbesondere das, im Gegensatz von *Extraneus* gebrauchte Wort: *mulier* — im Sinne jener (referirten, früheren) Gesetzgebung genommen, nicht aber blofs auf die Ehefrau (im Gegensatz gegen ihre Leibes-Erben) eingeschränkt, sondern von deren Leibes-Erben mit verstanden werden (*referens — relatum*), zumal da ausserdem diese Stelle der Institutionen mit den früheren Gesetzen in keinem systematischen Zusammenhang erklärt werden könnte. Denjenigen aber, welche dieser, vom Vf. näher und bestimmter, auf eine vollkommen genügende Weise, nachgewiesenen Interpretation dennoch nicht beytreten wollten, würde es doch nicht entgehen können, dass, im Falle eines wirklichen Widerspruchs der Institutionen mit dem Codex und den Novellen, der Codex und besonders die *Nov.* 91 c. 1 (welche ganz klar vom Übergang des Dotalprivilegiums, auf die Kinder der Ehefrau spricht) den Institutionen derogirt, und mithin die, auf jene Gesetzstelle gegründete Meinung aus diesem Grunde unhaltbar seyn würde.

Mit Recht behauptet der Vf., dass wenige Dogmen des Privatrechts so sehr, wie diese Lehre, die Nothwendigkeit beweisen, die römische Gesetzgebung ihrem ganzen Umfange nach und mit Unterscheidung der verschiedenen Zeitalter zu studiren; dass wenige so sehr, wie diese Dogmen, beweisen, zu wie grofsen und gefahrlichen juristischen Anachronismen die Unterlassung dieses Studiums führt.

Diese Schrift, welche ihren Gegenstand zwar kurz, aber gediegen und vollständig bearbeitet, und viele interessante Momente, welche hier nicht berührt werden konnten, zur Bestarkung der Meinung des Vfs. enthält, ist besonders im zweyten Capitel reichhaltig an literarischen Nachweisungen, und verräth allenthalben eben soviel gewissenhaften Fleiss und Gelehrsamkeit, als Scharfsinn und Gewandtheit des Geistes. Die Lectüre derselben hat uns Vergnügen und Belehrung gewährt, und wir können dieselbe mit Überzeugung als Gewinn für die Wissenschaft empfehlen. p. ζ. r.

FORTSETZUNGEN.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Magazin für deutsche Elementar-Schullehrer, Ältern und Erzieher.* Herausgegeben von *Philipp Jacob Voher.* I Band 1 Stück. Auch unter dem Titel: *Theoretisch-praktisches Handbuch für deutsche Schullehrer und Erzieher.* VI Band 1 Stück. 1813 VI u. 157 S. 8. (8 gr.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

MEDICIN.

BERLIN, b. Braunes, von 1809 an b. Hitzig: *Archiv für praktiſche Medicin und Klinik*, herausgegeben von Dr. *Ernſt Horn* u. ſ. w. 1808 bis 1812.

(Fortſetzung der S. 114 No. 63 abgebrochenen Recenſion.)

Aus dem VI Bde. zeichnen wir aus: I. *Über Erkenntniſs und Behandlung der mit Hernien complicirten Hydrocelen*, v. HR. *Schreger* zu Erlangen, und II. *Über die Entſtehung der Form der Hornhautſtaphylome*, v. Prof. *Spangenberg* in Braunſchw., zwey vortreffliche chirurgiſche Abhandlungen! III. *Einige Fälle von temporärem Verluſt des Bewuſstſeyns und der Empfindung bey ſonſt geſunden Individuen*, v. GR. *Heim* in Berlin. Unter der Regierung des Kaiſers *Paul* wurde der Kaufmann *Löhnig* aus Greifenberg in Schleſien denuncirt, daſs er die Schiffe im Hafen zu Petersburg habe in Brand ſtecken wollen, und darauf hin zu einer Strafe von 175 Knutenhieben verdammt, die Tags darauf vollzogen werden ſollte. Zugleich mit ihm bekam ein Verurtheilter 20, ein zweyter 30 Hiebe, welchen L. ſterben und todt wegſchleppen ſah, ein dritter 50, welchen L. in einem, dem Tode ähnlichen Zuſtande von den Executoren mit den Füſsen wegſtoſsen ſah. Jetzt bekam L. ſeine 175 Hiebe, es wurden ihm beide Naſenlöcher aufgeriſſen und die Stirne gebrandmarkt. Von allem dieſem behauptet L. nichts gefühlt zu haben. — Ein junger Menſch ſollte enthauptet werden. Auf dem Richtplatze wurde er begnadigt. Er erzählte, er erinnere ſich lebhaft, wie er in der Ferne den Galgen und die Menge Neugieriger geſehen habe, aber nicht, wie er zum Richtplatze ſelbſt gekommen ſey, Gnade erhalten habe und zurückgekommen ſey. — Ein Soldat bekam wegen eines Verdachts von 2 Unterofficieren 50 Prügel, die er empfing, ohne ſich zu rühren. Als die darüber erſtaunten Unterofficiere aufhörten, ſagte der Miſshandelte zu dem commandirenden Officier: Ich bitte ſehr um Verzeihung, daſs ich in Ihrer Gegenwart eingeſchlafen bin! — Ein ſehr geſcheuter und ſolider Scharfrichter, welcher über 100 Executionen verrichtet, verſicherte dem Vf., daſs unter 10 Delinquenten kaum Einer ſey, welcher kurz vor ſeinem Tode noch Bewuſstſeyn und Empfindung zeige; nie habe er auch an dem vom Kopfe getrennten Körper die geringſte Bewegung, die kleinſte Zuckung oder Krampf an irgend einem Gliede bemerkt. IV. *Über die Herbſtruhr* im J. 1808, v. Herausg. Der Vf. meint, die Kenntniſs der Behandlung dieſer Krankheit ſey ſo ſehr berichtigt, daſs es jetzt nicht mehr ſchwer ſey, im häufigſten Falle dem tödtlichen Ausgange vorzubeugen, wenn die Hülfe nicht zu ſpät geſucht werde. V. *Fragmente aus den Annalen des Charitéhauſes. Einige Fälle von ſchnell geheiltem Synochus, nach einer ſehr einfachen Methode.* Eigentlich nach keiner Methode; nämlich durch warme Bäder, einige Tropfen Schwefelſäure, Liquor anodynus oder Kamphergeiſt! Wenn man dieſs lieſt, und auf der anderen Seite ſo viele Recepte mit den ungeheuerſten Gaben der flüchtigſten Reizmittel überladen ſieht: ſo ſinkt der Glaube an die Kunſt zu heilen leider ſehr tief! *Valerianaklyſtiere*, ein treffliches Mittel bey den hartnäckigſten Durchfällen, Ruhren und Stuhlzwang. *Über die Anwendung des eſſigſauren Bleyes in colliquativen Durchfällen*, in 10 Fällen ganz fruchtlos. *Miſcellen. Urtheil eines edinburger Recenſenten über einige neuere Producte der naturphiloſophiſchen Medicin* oder vielmehr der Hnn. *Ackermann* und *Ritter*. VIII. *Merkw. Evolutionsgeſchichte einer glücklich geheilten Raſerey, nebſt einem, etliche kritiſche Bemerkungen enthaltenden Vorläufer (!)*, v. D. *Weber* zu Pirmaſens. Im Vorläufer wiederholt der Vf. einen Satz, welcher, ſo oft er auch ſchon ausgeſprochen worden iſt, dennoch nicht oft und nicht laut genug geſagt werden kann, daſs nämlich Verſuche und Beobachtungen, nebſt richtigen aus denſelben abgeleiteten Folgerungen, die Medicin weiter bringen, als alle mit üppigem Dichterſchmuck luxurirenden Syſteme der naturphiloſophiſchen Schule; daſs dieſs ganze Syſtem auf ungewiſſen, unerkennbaren Grundſätzen beruhe; daſs der Grund aller naturphiloſophiſchen Auswüchſe in dem miſsverſtandenen Satze der Transſcendentalphiloſophie liege, die Natur ſey der ſichtbare Reflex unſeres Geiſtes; daſs endlich (für den Arzt) die Erregungstheorie bis jetzt noch den Vorzug behaupte. Die Krankheitsgeſchichte iſt wirklich intereſſant; ſie führt zu inniger Theilnahme an den Leiden der unglücklichen Kranken und beweiſt des Vfs. praktiſches Talent: aber eine Entwickelungskrankheit können wir ſie nicht nennen. Für die Praxis iſt der Nutzen des kalten Waſſers bey dieſem tobſüchtigen Zuſtande lehrreich. IX. *Über die Herbſtruhr*, v. Herausg. Kleine Gaben *Extr. nucis vom.* bekamen in vielen (nicht genau genug beſtimmten) Fällen gut, groſse ſchlecht, aber alle Kranken nahmen das Mittel äu-

Digitized by Google

ſerſt ungern. Queckſilber war in den gewöhnlichen Formen dieſer Krankheit nicht von Nutzen; warme Bader dagegen ſehr, doch minder ohne Opium. Einſpritzungen foderten viele Vorſicht, warme Fomentationen und Kataplasmen bekamen gut. XI. *Fragmente aus den Annalen der Charité* v. Herausg. *Einige Bemerkungen über eine wichtige Formverſchiedenheit des hitzigen Nervenfiebers.* Der Vf. nimmt folgende Verſchiedenheiten des Typhus an: 1) wo Senſibilität und Irritabilität in gleichem Grade vermindert, 2) wo dieſe vermehrt und jene vermindert, 3) wo die letzte vermindert, die erſte vermehrt, und 4) wo beide gemeinſchaftlich vermehrt zu ſeyn ſcheinen. Die mit vorwaltendem Torpor verbundenen T. werden oft durch den Gebrauch der durchdringenden und kräftig reizenden Mittel glücklich geheilt, eine paſſive Methode vereitele dagegen oft den glücklichen Ausgang. (Rein herausgeſagt, iſt doch unſere ganze Methode, den T. zu heilen, nichts als eine äuſſerſt craſſe Empirie! Man vergl. oben nr. V.) *Über die Wirkungen der eiskalten Kopfumſchläge bey einer mit Typhus verbundenen Manie.* Gelobt; doch wollen wir um fernere Verſuche, unbefangen angeſtellt und erzählt, bitten! *Bemerkungen über die Cruſta ſerpiginoſa.* Ganz richtig behauptet der Vf., daſs dieſe, ſo wie mehrere Hautkrankheiten, ohne äuſserliche Mittel oft ganz unheilbar ſey. (Rec. macht aufmerkſam auf das *Ungu. oxygenatum*). *Miſcellen.* Mancherley inſtructive Beyträge zur *Anatomia pathologica.*

Im VII Bande ſind zwar der Aufſätze nicht viele enthalten; ſie ſind aber ſchätzbarer, als manche andere, da ſie mit vorzüglichem Fleiſse ausgearbeitet ſind. 1) *Verſuch einer neuen Palliativbehandlung der Iſchuria calculoſa*, vom Hofr. und Prof. *Schreger* zu Erlangen. Es giebt eine Iſchurie, welche von der Gegenwart kleiner, in der Blaſenmündung oder im häutigen Theile der Harnröhre eingeklemmter Steine herrührt. So ſchwer ſie zu erkennen ſeyn möge: ſo oft mag ſie vorkommen. Als Kriterien derſelben ſetzt der Vf. folgende feſt: 1) Wenn die Iſchurie kommt und wiederkommt, ohne daſs ſolche Einflüſſe vorhergingen, welche den dynamiſchen Zuſtand der Gebilde verändern, z. B. Erkältung. 2) Wenn die Anfälle auf gewiſſe mechaniſche Einwirkungen, Bewegungen, hauptſächlich in ſenkrechter Stellung, erfolgen. 3) Wenn die Anfälle manchmal unmittelbar auf eine zufällige erſchütternde Bewegung des Kranken, beſonders in einer Lage, wo die Beckengegend höher als der Oberkörper zu liegen kam, gelöſt wurden. Wenn Bougie und Katheter nicht helfen kann, kann manchmal eine Injection wenigſtens als Palliativmittel Hülfe leiſten, wenn ſie mit gewiſſer Kraft und Vehemenz eingebracht wird. Meiſt iſt zwar die Einſpritzung allein hinreichend, oft iſt aber auch die Mitwirkung einiger Handgriffe, der Erſchütterung und Friction, dabey nöthig. Nur darf nicht zu lange damit gewartet werden, wo viel Schmerz und Entzündung zugegen iſt; auch iſt ſie wirkſamer, wenn die Stricture tief hinten, nahe am Steine, iſt, oder wenn es nur kleine Steine ſind. Nach einem lauen Halbbade legt ſich der Kranke in die gehörige Lage. Nun füllt man eine zinnerne oder beinerne, nicht elaſtiſche, ziemlich lange Spritze etwa mit einem Quart lauen Waſſers, ölt ſie gut ein, und drückt ſie nun raſch und kräftig aus. Bewegt ſich der Spritzenſtempel vom Anfange bis zu Ende ſchwer fort, kann die Spritze nicht rein ausgedrückt werden, tritt die eingeſpritzte Feuchtigkeit entweder durch die Mündung der Harnröhre gewaltſam zurück, oder die letztere wird nach dem Damm hin gewaltſam ausgedehnt, und die Kranken empfinden nichts vom Eindrang des Waſſers: ſo reibt und drückt der Operateur äuſserlich vorſichtig in zweckmäſsigen Richtungen. Der Vf. ſetzt dieſes alles recht deutlich aus einander, und belegt ſeine Angaben mit Factis, wo ſie Hülfe leiſteten. 2) *Über eine Typhusepidemie*, von D. *Spangenberg* zu Braunſchweig. Eine muſterhafte Beſchreibung, wie man heut zu Tage nur wenige mehr zu leſen bekömmt. Der Vf. kann ſich rühmen, mehrere 100 Kranke von dieſem Fieber geheilt zu haben. Diejenigen Organe, welche hervorſtechend afficirt waren, waren die Lunge und die Leber, nebſt der Milz. (Hiebey ſcheint der Vf. doch zu weit zu gehen, wenn er der Leber auf den Scharlach einen ſo groſsen Einfluſs einräumt. Er will Leberleiden erkennen, auch wenn der Kranke von ſelbſt nicht über Schmerz, Druck und Spannung in dieſen Gegenden klagt, Hautfarbe, Urin und Stuhlgang nichts Gelbſüchtiges zeigt!?) Leidet die Leber: ſo findet ſich beym Betaſten eine ſehr empfindliche Stelle, entweder in der Gegend deſſelben, oder in der Herzgrube, oder in der Milzgegend. Leidet die Lunge: ſo zeigen ſich die gewöhnlichen Symptomen, und der Kranke iſt, ſelbſt im Sopor, ſehr empfindlich gegen das Klopfen mit den Fingerſpitzen auf die Bruſt, welches ihn zum Huſten reizt. (Über beide diagnoſtiſche Zeichen wollen wir nicht entſcheiden, obwohl wir geneigt ſind, zu glauben, der Vf. habe, wenigſtens in Rückſicht des letzteren, zu viel beobachtet. Wir machen indeſs aufmerkſam darauf.) In beiden Fällen örtlicher Affection iſt der Typhus anſteckend. Krankenwärter, Wundärzte, Angehörige der Patienten, wurden häufig angeſteckt. Je länger dieſe Perſonen in der Nähe der Kranken geweſen waren: deſto fürchterlicher und ſchneller verlief das Fieber. Vier Krankenwärter ſtarben daran binnen 48 bis 72 Stunden. Das beſte Zeichen im Laufe der Krankheit war ein beſſeres Ausſehen des Geſichts, beſonders mehr Heiterkeit und Leben im Auge, Erweiterung der Pupille, feuchtere und reinere Naſenhöhle und Zunge. Bey Krätzigen ſchien die Krankheit immer gelinder zu ſeyn. (Über den Einfluſs der chroniſchen Hautausſchläge auf Fieber ſind die Beobachtungen nicht geſchloſſen. Rec. hat in dem vorletzten Kriege mehrere typhöſe Soldaten aus allen Nationen zu behandeln gehabt, unter welchen Krätzige und Veneriſche ſich befanden, er hat aber keinen beträchtlichen Unterſchied in den Fiebern finden können.) Nur erfolgten oft Ei-

Digitized by Google

terbeulen. (Furunkeln ſind doch eine gewöhnliche Folge typhöſer Fieber.) Die Dispoſition zu dieſem Typhus ward durch die abwechſelnde Witterung begründet, meiſt ſchlaff und warm; von rauhen Winden und Kälte unterbrochen, herrſchte die Krankheit im May 1807 meiſt unter den geringeren, in dumpfen Wohnungen und niederen Gegenden wohnenden Claſſen; allemal war hier Localaffection. (Auch im Jahre 1809 ſchien die Conſtitution gallicht zu ſeyn; gallichtes Erbrechen, Durchfälle, Gelbſuchten, Unterleibsbeſchwerden bezeichneten dieſelbe.) So wie heftige Kälte eintrat, z. B. im Januar 1808: trat die Lungenaffection ein. Über die Behandlung bemerkt der Vf. Folgendes: Im Allgemeinen habe er gefunden, daſs die ſogenannte erhitzende, reizende Methode (das iſt doch wohl nicht einerley), die häufige Anwendung des Weines, der Gewürze u. ſ. w., faſt in allen Typhusarten nachtheilig ſey. Ausnahmen ſeyen der Torpor des Nerven- und Blut-Syſtems (Ausnahmen, die leider ſehr oft Statt finden, nach Rec. Erfahrung). Sie bringen ſchnelles Aufflammen und eben ſo ſchnelles Erlöſchen hervor (das hat Rec. noch öfter bey der *reichſchen* Methode geſehen). Sie müſſen nie allgemein werden. (Ganz recht, aber noch weniger allgemein verworfen werden. Der Unterſchied des Typhus in *putridus* und *nervoſus* muſs auf dieſe oder die andere Methode leiten.) Eben ſo nachtheilig ſey die ernährende Methode. (Das unterſchreibt Rec. Man hat überhaupt mehr durch Überreizung und Überfluſs an Reizmitteln geſchadet, mehr durch das Zuviel, als durch das Zuwenig.) Im Allgemeinen lobt der Vf. die Mineralſäuren, Elixir acidum H. zu 1½ Quenten bis ½ Unze am Tage mit Aufguſs von Baldrian, Angelika u. ſ. w, und die *dephlogiſtiſirte* (?) Salzſäure, die geringſte Gabe zu 2 Unzen in 24 Stunden, die höchſte zu 10 Unzen (dieſe Gabe iſt wirklich außerordentlich). Bey Leberleiden, zumal Anfangs des Typhus, nutzten beſonders Mercurialia, zu 1 bis 4 Gran, jede oder alle 2 Stunden gegeben. Bey Lungenaffection war das Hauptmittel flüchtiges Laugenſalz. Dort wandte der Vf. äuſserlich an Einreibungen von Queckſilberſalbe, Waſchen mit Eſſig, Senfpflaſter; hier Veſicatorien und Sinapismen. Die An- und Gegenanzeigen gegen dieſe Mittel, das Detail, wo das eine vor dem anderen den Vorzug hat, die Behandlung der Metaſtaſen und Convaleſcenz übergehen wir, ſo viel Lehrreiches auch darin iſt. Wir wünſchten überhaupt, daſs der Vf. dieſen Aufſatz einzeln abdrucken lieſse. 3) *Neuere Erfahrungen über das entzündliche Kindbettfieber*, vom Herausg. Es iſt ſchon mehrmals in dieſem Archive die Rede von dieſer Krankheit geweſen. Kein Aufſatz genügte ganz. Jetzt will der Vf. zeigen, daſs dieſs Übel auch manchmal die ſtheniſche Form annehmen könne. (Darin ſind wir mit dem Vf. einverſtanden, daſs das Kindbettfieber manchmal entzündlicher Art ſeyn könne; ja wir möchten ſagen, es ſey immer entzündlich: nur hat dieſe Entzündlichkeit viel Eigenes, ſie iſt ſelten ganz, oder durch die ganze Krankheit hindurch ſthenicher Art, ſondern meiſtens aſthenicſh; ſelten wird alſo auch mit dem rein antiſthenicſhen Apparate viel Nutzen geſtiftet werden; es lag gewiſs nur in einer ganz beſondern epidemiſchen Conſtitution, daſs der Vf. ſo glücklich mit letzterem war.) 4) *Über den Einfluſs der Muſik auf Kranke*, vom Prof. *Erdmann* zu Wittenberg. Ein recht ſchön geſchriebener Aufſatz, aus welchem ſich jedoch kein Auszug machen läſst. Der Vf. war ſo glücklich, eine Dame von Stande, die bey dem Rückfalle eines hitzigen Frieſelfiebers mit Ungeſtüm raſete, durch das Spiel des Pianoforte zu beruhigen. Mit der vom Vf. entworfenen Charakteriſtik der muſikaliſchen Inſtrumente nach den verſchiedenen Einwirkungen auf das Gemüth iſt Rec. nicht ganz einverſtanden. Er meint, Violine, Flöte und Clarinette ſtimmten zur Freude; zur Excitation des Nervenſyſtems ſeyen beſonders Hörner, Poſaunen, Clarinetten; zur Beruhigung Flöte, Harfe, Guitarre und Harmonica geſchickt. Abgerechnet den Widerſpruch, in welchen der Vf. ſelbſt gefallen iſt, indem er der Flöte bald dieſen, bald jenen Einfluſs zuſchreibt, erfodert die Harmonica äuſserſt viel Vorſicht, weil ſie mehr als jedes andere Inſtrument die Nerven angreift; Clarinette iſt ein ſehr ſanftes, ſchmeichelndes Inſtrument, Oboe ſchneidend. Und warum iſt des Claviers nicht gedacht? 5) *Miſcellen. Ein Wort über mediciniſche Schriftſtellerkunſt, nebſt Aufdeckung eines dreiſten Plagiates*, vom Prof. *Wolfart* zu Berlin. In der *Encyklopädie* der Hnn. *Consbruch* und *Ebermaier*, *Receptirkunſt*, ſind mehrere Stellen, welche Hr. *W.* ſich als ſein Eigenthum vindicirt. Dieſs Plagiat iſt wahr und richtig, aber ſo auffallend, als folgendes, iſt es dennoch nicht. In *v. Hovens Handbuch der praktiſchen Heilkunde* iſt Vieles, was die Kinderkrankheiten anlangt, Wort für Wort aus *Jahns Syſtem der Kinderkrankheiten* abgeſchrieben, z. B. die Geſchichte der geimpften Kuhpocken iſt von S. 410 — 413 bey *Hoven* aus *Jahn* S. 307 — 312; ferner S. 262 — 264 bey *Hoven* aus S. 416 — 418 bey *Jahn*, S. 265 f. aus 421, S. 267 aus S. 422 ganz wörtlich abgeſchrieben.

Aus des VII Bds. 2 St. ziehen wir aus: *Über die Diagnoſtik der falſchen Pocken*, mit Hinſicht auf die neuerlich behaupteten Fälle von ächten P. nach vorhergegangener gelungener Vaccination, v. GR. *Heim* in Berlin. Ein ſehr wichtiger Aufſatz! Iſt es wahr, daſs nach richtig verlaufener Vaccination ächte Menſchenpocken entſtehen können? Woran erkennt man ächte MP. und unterſcheidet ſie von unächten (*Varicellis*)? Der thätige Veteran leugnet das Erſte und beſtimmt die letzteren. Vielfach wurden unächte P. für ächte ausgegeben. So ging es in Berlin mit den Kindern der Hnn. *Prahmer*, *Schickler* und *Karbe*. Letztere wurden (mit MPGift) geimpft und bekamen Pocken, über welche ſich unter den angeſehenſten Ärzten in B. ein ſehr ernſthafter Zwiſt erhub. Hr. GR. *Heim* erklärte gleich damals mit

Digitized by Google

ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit, S. 200: Windpocken, Windpocken, nichts weiter als Windpocken! — Nach einigen Tagen wiederholte Hr. *H.* dieſe Erklärung, obſchon 9 Ärzte gegen ihn und für die Ächtheit der P. ſprachen. Im folgenden Jahre bekamen die Kinder noch einmal und viele und wahre MP. Es giebt der unächten P. mehrere Arten, wovon manche wohl dreymal wiederkommen können, und vor denen weder ächte MP. noch vollſtändig verlaufene KP. ſichern. Nie haben ſie ein ſogenanntes Eiterungsfieber, *febr. ſecundaria.* Sie füllen ſich auf unbeſtimmte Zeit mit lymphatiſcher Feuchtigkeit, die höchſtens in eine weifslicht perlfarbene Materie übergeht. Sie hinterlaſſen, hauptſächlich an der Stirn, gleich über der Naſe und an derſelben, Narben, doch nie ſo viele, als die ächten MP. Manchmal haben ſie äuſserſt groſse Ähnlichkeit mit MP., doch iſt der Geruch verſchieden (ein Gemiſch von Varicella und Krätze hat, wie Rec. jetzt beobachtet, viel Ähnlichkeit mit ächtem Pockengeruch); die Schurfe ſind dünne, meiſt rund; die reinen Narben falſcher P. haben eine von dem Vf. mit dem gröſsten Fleifse ausgemalte Verſchiedenheit, welche wir leider des engen Raumes wegen nicht auszeichnen können. Seit 10 Jahren ſind übrigens in Berlin mehr als 20,000 Individuen vaccinirt worden. *Kein einziges hat, nach vollſtändig verlaufener Vaccination, die ächten P. bekommen.* In Fällen, die das Gerücht verbreitete, waren es entweder falſche P., oder die KPI. war nicht vollſtändig gelungen. Man findet alsdann an der Impfſtelle entweder gar keine, oder ſehr groſse Narben; wo jenes iſt, iſt die Empfänglichkeit für ächte P. nicht verwiſcht; ſehr groſse Narben entſtehen gewöhnlich von Geſchwüren an den Impfſtellen. (Eben jetzt verbreitete ſich in der Gegend des Rec. das Gerücht von ächten MP. bey einem vaccinirt geweſenen Kinde. Rec. fand unächte P., mit eiternden Krätzpuſteln vermiſcht, welches der Krankheit die gröſste Ähnlichkeit mit ächten MP. gab.) X. *Fragmente aus den Annalen der Charité* zu Berlin, v. Herausg. *Beobachtung eines Falles, wo eine Frau das Scharlachfieber dreymal hatte.* (War es jedesmal ächt? Es giebt ſo viele unbeſtimmte rothe Ausſchläge, dafs ſich billig daran zweifeln läſst.) *Beſchreibung eines äuſserſt bösartigen Herpes farinaceus.* Selbſt das Auge wurde nicht verſchont, die Hornhaut zerfreſſen. Die Perſon ſtarb. *Ein bedeutend groſser Stein wurde in der Bruſthöhle einer Waſſerſüchtigen gefunden.* Er war dreyeckig, feſt, im Durchmeſſer 1½ Zoll groſs, mit lockerem Zellgewebe theils an die Pleura, theils an die Oberfläche der Lunge befeſtiget. *Miſcellen. Begieſsen mit kaltem Waſſer bey Nervenfiebern.* (Gelobt. Werden ſich die guten Wirkungen beſtätigen?) *Rheumatismus calidus (acutus).* Drey Fälle mit Aderlaſſen, Brechmitteln und Queckſilber geheilt. (Rec. *giebt* der uneingeſchränkten antiphlogiſtiſchen Methode den Vorzug.)

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Berlin*, b. Maurer: *Wodurch reifte die Chirurgie dem Grade ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit entgegen? Auf welchen Wegen mufs ſie zu noch höheren Graden emporſtreben?* — Eine Rede am zwölften Stiftungstage der königl. med. chir. Pepiniere zu Berlin den 2 Aug. 1806 gehalten von D. *Aug. Fried. Hecker*, kön. pr. Hofrath etc. 16 S. 8. (3 gr.) Eine kurze, die Sache aus dem gehörigen Geſichtspunct betrachtende Gelegenheitsſchrift. „Auf dem Wege der Erfahrung hat ſich die Chirurgie zu einem weit höheren Grade von Vollkommenheit erhoben, als der Medicin je zu Theil wurde," ſagt der würdige Vf. mit unbeſtreitbarem Recht, welches aber leider der Stolz der nur innerlich wirkenden, ſich über die eigentliche Wundärzte bey allen Gelegenheiten erhebenden Ärzte nie zugeben wird. Für dieſe nur eine einzige Stelle aus dieſer Rede. „Waren es etwa nicht die wiederholten, eine Reihe von Jahren fortgeſetzten Unterſuchungen kranker Augen, die unter verſchiedenen Umſtänden verſuchten Operationen an denſelben — oder waren es vielleicht die höchſten Ideen des Lebens und die Speculationen über die Metamorphoſen der Natur, die nicht in neueren Zeiten die wahre Beſchaffenheit des grauen Staares und die Zweckmäſsigkeit der Methoden, ihn zu operiren, beſtimmten? Hat *Bilgner* die ſo wohlthätige Einſchränkung der Amputation in Fällen, wo ſie früher unvermeidlich ſchien, aus den höchſten Naturgeſetzen, oder hat er ſie aus der ſchlichten Erfahrung des geſunden Menſchenverſtandes abgeleitet? Oder mufste die Naturphiloſophie erſt das Geheimniſs der ewigen Liebe der Natur aufdecken, und die Erde aufſteigen laſſen zu Metall, beide aber zu Galvanismus oder Korall — damit *Richter* die ganze Lehre der Brüche neu ſchaffen, Andere die Behandlung des Waſſerbruches, der Wunden, der Geſchwüre, und ſo mancher anderer Übel weſentlich verbeſſern konnten? Brauchten *Schmucker*, *Murſinna* u. A. den Dualismus oder die Triplicität der Natur, um beynahe alle Operationen zweckmäſsiger einzurichten, und ſie wohlthätiger zu machen? Gewifs wird Jeder dieſe und ähnliche Fragen ſo beantworten müſſen, dafs es der Weg der Erfahrung geweſen iſt, auf welchem wir zu jeder Vollkommenheit in der Chirurgie gelangt ſind, und dafs uns die Enthaltſamkeit von Speculationen vor Abwegen bewahrt hat." Aus dieſem folgt nun ganz natürlich, dafs auf dieſem Wege fortgeſchritten werden mufs, um weiter zu kommen. Weiter erfahren wir durch dieſe Schrift, dafs innerhalb 11 Jahren 640 Wundärzte in dieſer Anſtalt gebildet wurden — gewifs die gröſste Beruhigung für ihren Stifter. S.

Druckfehler. In der Recenſion von *Horns* neuem Archiv No. 62. S. 103. Z. 5 von oben ſtatt *Georgico* lies *chirurgico*. S. 106. Z. 20 von oben ſt. *Exikriſe* l. *Epikriſe*. Z. 26. von oben ſt. *vorhandene* l. *verbundene*.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

MEDICIN.

BERLIN, b. Braunes, von 1809 an b. Hitzig: *Archiv für praktiſche Medicin und Klinik*, herausgegeben von Dr. *Ernſt Horn* u. ſ. w. 1808 bis 1812.

(*Fortſetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

VIII Band. 1 Heft. 1) *Das ferrum ſulfuricum als Heilmittel in verſchiedenen krankhaften Affectionen der Ab- und Ausſonderungsorgane* angewandt von Dr. *v. Velſen*, Arzt in Cleve. Der Vf. empfiehlt dieſes Mittel, das *Sal* oder *Vitriolum Martis ad albedinem calcinat.* aufs Neue in chroniſchen Katarrhen und Schleimſchwindſuchten, im Nachtripper, weiſsen Fluſſe und in der bey alten Leuten häufig vorkommenden Blennorrhoe des Maſtdarms. In offenbarer Lungenſucht mit eiterichtem Auswurfe hielt es letzteren mit auffallender Erleichterung Monate lang zurück. Rec. kann dieſe gute Wirkung aus vielfältiger Erfahrung beſtätigen, und hat darüber in einer von ihm herausgegebenen *Materia medica* Bemerkungen mitgetheilt. Er hat beſonders von der griffithſchen Miſchung Gebrauch gemacht, aber öfters auch blofs *Sal martis* und *Myrrha* mit einander verbunden. Ausdrücke, wie: das *Gebildetſein*, eine *achtmal tägliche Anwendung* u. ſ. w., ſollte jeder Schriftſteller vermeiden. 2) *Neue Beobachtungen und Erfahrungen über die achte Pneumonie*, v. Herausg. Was Rec. zu der Zeit vorausſagte, als des Herausgebers Werk über Pneumonie erſchien, und von jugendlichen Recenſenten eifrigſt empfohlen wurde, dafs eine reifere Praxis den Vf. über manche ſeiner damaligen Angaben eines Beſſeren belehren werde, hat ſich durch vorliegende Abhandlung beſtätigt. Der Vf., welcher vormals allein die reizende Heilmethode bey Pneumonieen empfahl, rühmt hier mit groſser Wärme das dreiſte Blutlaſſen bey ächten oder ſtheniſchen Pneumonieen. Und gewifs, wer bey dieſer ſo häufig vorkommenden gefahrvollen Krankheit glücklich ſeyn will, der wird es nur durch dieſes Mittel, welches, wie der Vf. mit Recht ſagt, durch kein anderes erſetzt werden kann, und durch eine unerſchrockene antiſtheniſche Methode ſeyn, vorausgeſetzt iſt, dafs ſeine Diagnoſis richtig war. Ja, wir möchten faſt behaupten, dafs eine überflüſſige oder nicht ganz nothwendige Aderläſſe bey weitem weniger ſchade, als eine unterlaſſene. Nur, wenn der Vf. das Aderlaſſen ſo lange fortgeſetzt haben will, als die Symptomen der örtlichen Entzündung fortdauern, 4, 5 bis 6 mal: ſo hat er Unrecht. Ein allzu öfteres Blutlaſſen hat nicht nur nicht immer ſo heilſamen Einfluſs auf die vorhandene Entzündungskrankheit, ſondern führt auch andere faſt noch unangenehmere Zuſtände herbey, z. B. groſse Schwäche, waſſerſüchtigen Zuſtand, Schleimſchwindſucht u. ſ. w. Wen 2, höchſtens 3 ſtarke Aderläſſe nicht retten, den retten 6 gewifs nicht, und Rec. hat erſt ganz kürzlich noch den Fall gehabt, wo ein Arzt 7 mal zur Ader lieſs, ohne die Symptomen zu beſchwichtigen. Hier ſind kleine Gaben Kampher und Opium von erſtaunenswerthen Wirkungen. Auch müſſen wir dem Vf. widerſprechen, wenn er S. 26 als Zeichen eines beſſeren Zuſtandes einen leichteren Blut- und Schleim-Auswurf angiebt. Je ſtärker der Entzündungszuſtand iſt: deſto blutiger iſt der Screatus, der bey recht heftigen Pneumonieen oft ganz leicht und ſchmerzlos ausgehuſtet wird. Je reiner die Krankheit ſich entſcheidet und geheilt wird: deſto ſchneller vermindert ſich dieſer Auswurf, und deſto weniger Expectoration darf eintreten. Eben ſo wenig ſind wir des Vfs. Meinung über die Indication und Wirkung des Queckſilbers bey Pneumonieen. S. 38. 40. Das Queckſilber iſt ganz gewifs kein rein antiſtheniſches Mittel. Es wirkt durchaus am beſten bey den ſogenannten unreinen, gemiſchten Entzündungen, wie man ſonſt ſagte, und welche noch nicht ganz genau im noſologiſchen Syſteme beſtimmt ſind. Gaben zu 3 Gran, alle 1 oder 2 Stunden, wirken auch nicht ſowohl auf die Entzündung oder antiphlogiſtiſch, als vielmehr blofs abführend, auf den Darmcanal. Vielleicht hat dieſs den Vf. irre geleitet. Da der würdige Vf. ſo viel Sinn für Wahrheit und reine Naturbeobachtung hat: ſo wird ihn Rec. Wink gewifs bald in den Stand ſetzen, beſtimmtere Reſultate zu ziehen. 3) *Beobachtungen und Bemerkungen über die Blutfleckenkrankheit* (*Morbus haemorrhagicus Werlhof.*) von Dr. *Herber* zu Naſtätten. Der Vf. beobachtete vorzüglich eine eigene Kälte der Haut, beſtändige Neigung zum Schlafe und langſamen Puls bey dieſer Krankheit, welche durch *Extr. ſalicis*, *hippocaſtani* und Mineralſäuren geheilt wurde. 4) *Kleine Bemerkungen*, von D. *Hegewiſch* in Kiel. Hr. *H.* zeigt ſich in Allem, was er ſchreibt, auch dem Kleinſten, als einen Mann von Geiſt; nur Schade, dafs er das, was er ergreift, nicht nach allen Seiten und in ſeiner ganzen Tiefe, ſondern nur nach einigen blendenden Flächen beſieht. 5) *Praktiſche Miſcellen* von D. *Marcus*, Arzt zu Konigsberg in Preuſſen. *Seltener Streit eines Wechſelfiebers mit einer Hemikranie.* Aber auch eine ſeltene Nachgiebigkeit von Seiten des

Digitized by Google

Arztes gegen einen eigenſinnigen Kranken! *Fragmente aus dem Tagebuche* des D. *Schneider* zu Fulda. Lob der Columbowurzel bey Koliken, in Subſtanz zu 20 Gran mit und ohne Opium. (Es iſt wohl einiger Widerſpruch, wenn der Vf. Kolikſchmerzen im *Magen* S. 134 annimmt.) Ein Kind brachte 17 natürliche Pocken mit auf die Welt, welche vom Arzte für wirkliche Blattern erkannt wurden, auch den regelmäſsigen Verlauf hielten. Das Kind wurde jedoch nach einigen Jahren vaccinirt, bekam 5 Kuhpocken mit peripheriſcher Röthe, Fieber und allen ſchützenden Charakteren. Jetzt wurde es von natürlichen Blattern befallen, und am ganzen Leibe damit überſäet. (Gewiſs ein intereſſanter Fall, welcher eine äuſserſt ſeltene Capacität für dieſe Hautkrankheit beweiſt.) Heilung einer Brandſtelle mit Ochſenmagenſaft.

2 Heft. 7) *Vertheidigung der Beobachtungen einer beſonderen Art natürlicher Blattern nach Kuhpocken*, von LM. *Stieglitz* in Hannover. Schon *Willan* nahm an, dafs es einzelne Fälle gebe, in denen die Kuhpocken ihre ſchützende Eigenſchaft nicht äuſsern, die Vaccinirten vor nochmaligen Blattern nicht geſchützt würden, und dafs er beſonders eine gewiſſe Art von Pocken, welche man nach richtig überſtandener Vaccination finde, für wahre, nur modificirte Menſchenblattern halte. Nachher beobachtete Hr. *Mühry* in Hannover einen ähnlichen Fall, und Hr. *Stieglitz*, der dieſes Kind ſah, beſtätigt, dafs es wirklich natürliche und keine Wind-Pocken geweſen ſeyen. Das Kind hatte die Varicella ſchon gehabt, die Blattern hielten *nach den Kuhpocken* ſchrittweiſe die Zeiträume des Ausbruchs der Blattern, nur dafs ſie *ſchneller*, aber doch regelmäſsig verliefen, dafs hier abgeſonderte Zeiträume des Ausbruchs der Blattern, des Fortſchreitens, der Eiterung, *ſo weit dieſe hier zu Stande kommen kann*, der Abtrocknung, des Überganges in Schurf, der lange ſtehen blieb, Statt fanden, dafs dieſe Zeiträume ſich allmählich folgten, wie nur bey natürlichen Blattern der Fall iſt, und dafs alle Veränderungen, die in der hier geſetzmäſsigen *modificirten* Folge natürlicher Blattern nach und nach hervortraten, den gewöhnlichen Typus natürlicher Blattern hielten. Hr. Geh. R. *Heim* in Berlin hielt dieſs nicht für natürliche Menſchenblattern; dagegen vertheidigt ſich hier Hr. *St.* Soll Rec. aufrichtig ſeyn: ſo mufs er bekennen, dafs er auf Hn. *H's.* Seite ſteht, ſo groſse Verehrung er übrigens für Hn. *St.* hegt. Hr. *St.* ſelbſt hält es für *modificirte* Menſchenblattern. Findet eine Modification Statt: ſo kann man ſie auch nicht für ganz ächt ausgeben. Freylich, wenn mit dieſen, ſo ſehr veränderten (S. 206) Blattern durch Impfung wahre, natürliche Blattern hervorgebracht werden konnten: dann hebt ſich aller Zweifel. Aber das iſt in Hannover nicht der Fall geweſen. Rec. hat dieſe Puſtulation mehrmals nach der Vaccination eintreten ſehen. Sie ſcheint von dieſer bey gewiſſen individuellen Eigenheiten der Vaccinirten abhängig zu ſeyn. Rec. aber hat nie ſie für natürliche Menſchenblattern angeſehen. Ein Anderes wäre es, wenn der Ausſchlag zu einer anderen Zeit, nicht unmittelbar oder zuſammenhängend mit der Vaccination erſchien. So denkbar es alſo Rec. iſt, dafs hie und da ein Subject zu finden ſeyn möchte, bey dem die Empfänglichkeit für die Pockenanſteckung durch die Vaccination nicht vollkommen vertilgt werden, folglich als Ausnahme von der Regel eine Nachblatterung entſtehen könne: ſo ſehr leugnet er, dafs dieſer Fall ſchon durch *Willan*, *Mühry* und *Stieglitz* erwieſen ſey. 8) *Über den angeborenen Waſſerbruch, und einige neu aufgefundene Formen deſſelben* vom HR. und Pr. *Schreger* zu Erlangen. Eine ſehr gediegene Abhandlung, die wir jedem Wundarzte dringend empfehlen. 9) *Über den hitzigen Rheumatismus und die heilſamen Wirkungen der Brechmittel in demſelben*, vom Herausgeber. Der Vf. empfiehlt bey dieſer ſchmerzhaften, öfters gefahrvollen und gewöhnlich lange dauernden Krankheit den fortgeſetzten Gebrauch der Brechmittel, nach Mafsgabe alle Tage, oder einen Tag um den anderen. Er verliert ſich ein wenig in Erklärungen, auf welche Weiſe dieſe Methode das Wohlthätige ihrer Wirkung äuſsere. Wir wollen uns begnügen, ſeine Beobachtung angezeigt zu haben. 10) *Über eine Phthiſis pſoae, nebſt einigen diagnoſtiſchen Bemerkungen über Pſoitis*, vom Herausgeber. Sie entſtehe hauptſächlich bey Männern von ſtarker Muſcularbewegung, meiſt nur auf Einer Seite. Sie wird oft mit Rheumatismen und Hämorrhoiden verwechſelt. Immer entſteht frühzeitig Fieberzuſtand dabey, und Unbeweglichkeit des Schenkels; auch kann der Kranke nicht anders als gebeugt nach der leidenden Seite zu gehen. 11) *Praktiſche Miſcellen und Correſpondenznachrichten. Ein paar Worte über den Kaffee als Fiebermittel und Medicament überhaupt*, von D. *Paldamus* in Bernburg. Der Vf. rühmt den rohen Kaffee unter 12 Fällen in 10. Er gab alle 2 Stunden 15 Gran Kaffeepulver mit 5 Gran aromatiſchem Pulver; manchmal auch das Decoct, manchmal beides zuſammen, auch wohl das Extract in Minderers Geiſt. *Beſchreibung des im Frühjahre 1806 unter den öſterreichiſchen Kriegsgefangenen geherrſchten (?) Nervenfiebers, nebſt angewandter Heilmethode*, von D. *Becher* zu Stockach. Unter 62 Kranken verlor der Vf. nur Einen. Er gab Brechmittel, Abführung, dann reizend ſtärkende Mittel, beſonders auch Säuren, und liefs die Kranken mit ſpirituoſen Dingen waſchen. (Wir machen beſonders aufmerkſam auf die Brechmittel und Säuren, welche in allen ſolchen typhöſen Fiebern ſehr gut wirken.) Nachtrag zu der Abhandlung *über die Urſachen der häufig unglücklichen Bruchoperationen.* Aus dieſen 2 Geſchichten ergiebt ſich kein Reſultat. *Ungewöhnlicher Ausgang einer febris nervoſa ſtupida*, von Prof. *Spangenberg* zu Braunſchweig. Ein kritiſcher Depot am Hodenſack entſchied die Krankheit. (Rec. iſt eine ähnliche Entſcheidung nach den Schamdrüſen bekannt.) *Etwas über die pariſer Krankenanſtalten*, von D. *Meiter* in Bremen. Mit dem Hotel-Dieu iſt der Vf. nicht ſehr zufrieden. Dagegen wird *Pinel* gelobt, der mit beſonderer Achtung von *Reil* (in deſſen früherer Zeit) ſprach. Nur in deſſen

Digitized by Google

neuere Denkart konnte sich *P.* nicht finden, und schüttelte überhaupt über das Betreiben der Wissenschaft in Deutschland den Kopf. (Hat er wohl Unrecht?) *Albert* in St. Louis scheint sich mehr auf das Beobachten als Heilen der chronischen Hautkrankheiten zu legen. Vorzüge hat die Charité wegen ihrer Reinlichkeit und guten Ordnung. Die *Ecole de Médecine* hat grosse Schätze in der anatomischen Sammlung, besonders Missgeburten. *Einiges aus dem Leben des Prof. Schmidtmüller zu Landshut.* Er war geboren zu Hohenfels in der Oberpfalz den 28 Nov. 1776, starb den 7 May 1809. *Biographische Notizen über Joh. Adam Schmidt in Wien*, geboren zu Anb im Würzburgischen, sehr mager. *Hospital für kranke Kinder* in Wien. Vom 1 Febr. 1794 bis 1808 sind vom D. *Goelis* 60390 kranke Kinder in die Cur genommen worden.

IX Bandes 1 Heft. 1) *Wahrnehmungen bey einer Verdunkelung der Krystalllinse des rechten Auges.* Ein autonosographischer Versuch vom LM. *Brückmann* in Braunschweig. Unter allen Farben zeigte sich keine öfter und in mehreren Abstufungen, als die blaue. Oft sah der Vf. doppelt, oft schief oder wellenförmig, manchmal grosse Haufen Heu oder Flachs, vor welchen sich eine grosse Menge kleiner glänzender Insecten unaufhörlich bewegte. Der ganze Aufsatz ist voll feiner Bemerkungen. 2) *Beobachtung einer merkwürdigen Krankheit des Herzens* von D. *Heinecken* in Bremen. Dislocation, innormale Grösse des Herzens, Ansammlung von Wasser im Herzbeutel und in beiden Brusthöhlen, und polypöse Gewächse im Herzen, waren die Hauptübel. Die Zufälle ähnelten denen der *Angina pectoris*, besonders in Hinsicht auf Puls und Athmen. Es war ein junger Mann, der dieses fürchterliche Übel erlitt. Als Palliativmittel leistete das Einziehen der Vitriolnaphtha beynahe viel; auch das Auflegen der einen Hand auf die Stirn und der anderen auf die Herzgrube. Bey der Section fand man, dass das Herz mit dem Herzbeutel den grösten Theil der linken und einen Theil der rechten Brusthöhle, in welche es sich hineingedrängt hatte, einnahm. Mit seiner Spitze lag es in der linken Seite über der Gegend der Milz, mit der Grundfläche hatte es sich in die rechte Brusthöhle hineingekehrt und nahm einen beträchtlichen Theil derselben ein. Es war vom Blute gereinigt 1½ Pfund schwer, die *vasa coronaria* waren fast daumensdick, die Wände des Herzens sehr dick und fett; in dem *Ventricul. pulmonal.* war ein weisser, tendinöser, fester Polyp, dessen Körper 4 Zoll lang und 2 Zoll breit, ein Arm desselben 1 Zoll 6 Linien lang und 9 Linien breit war; die Dicke des Polypen war 5 Linien, er nahm die ganze Höhle ein, legte sich in die Öffnung des *Atrii*, und war mit den Fäden der *trabecula* in einigen Puncten verbunden. In *Ventriculo cortico* war ein ähnlicher Polyp, 5 Zoll 4 Linien lang und 1 Zoll breit, der in die Aorta hineinging. Einen etwas kleineren, 3 Zoll 1 Linie lang und 5 Linien breit, sah man im *Atrio pulmon I.*, der in eine der Lungenvenen mit dem einen und im *Atrio* mit dem anderen Arme lag. 3) *Medicinische und chirurgische Wahrnehmungen* vom HR. und Prof. *Schreger* zu Erlangen. Die meisten Fälle sind interessant, und der Vf. zeigt sich dabey überall als einen geschickten Wundarzt. Unter anderen ist dabey eine Fractur des Schild- und Ring-Knorpels, welche tödtlich ablief, eine Lungenwunde und Paracentese der Brust, welche geheilt wurde, ein Rückenbruch, ein Mittelfleischbruch, welche sämmtlich zu den instructiveren und seltneren Vorfallenheiten gehören. In der Fortsetzung in den folgenden Heften bemerken wir unter anderen eine 8jährige Schwangerschaft, wo endlich sich ein Abscess bildete, durch dessen Öffnung der Fetus nach und nach abging. Die Frau wurde gesund. Der Vf. beschreibt auch eine Entzündung im Achselgelenk, Omoalgia, ähnlich der Coxalgie bey Kindern. Ferner Operation eines Aneurysma der *Art. temporal.*, eine Amputation des *Penis* etc., über tuberculöse Excrescenzen am After, recht lehrreich! 4) *Bemerkungen über Lähmung, und die Geschichte einer völlig geheilten Paralyse beider Extremitäten*, von D. *Zimmermann* zu Thal-Ehrenbreitstein. Nach einer poetischen, mit modernen Floskeln überwürzten Einleitung erzählt der Vf. kurz die Geschichte dieser Krankheit, die er durch in- und äusserlich angewandte flüchtige Reizmittel glücklich hob. 5) *Bemerkungen über die Behandlung des Wechselfiebers*, von D. *Göden* zu Friedland im Mecklenburgischen. Das Wechselfieber beruhe als Gattung immer auf Asthenie. Sein eigenthümliches Krankheitsverhältniss, als das allgemeinere, sey abnorm erhöhte Reizbarkeit in der ganzen Thätigkeit. Dieses Verhältniss werde aber in der Wirklichkeit mannichfaltig modificirt, z. B. von der epidemischen Constitution. Er habe Wechselfieber getroffen, welche die Anwendung der China nicht vertrugen, wo er gleich zum Salpeter und Salmiak greifen musste, jedoch nie Ader zu lassen brauchte. (Wir können nicht sagen, dass die Erkenntniss des Wechselfiebers durch den Vf. gewonnen habe. Erhöhte Reizbarkeit, sollte man meinen, müsste eher Entzündung geben. Die letzte, eigentliche, enthaltende Ursache des Wechselfiebers mag wohl asthenischer Natur seyn; es können aber bey der Cur oft Umstände eintreten, die uns nicht erlauben, auf jene eigentliche und wahre Ursache der Periodicität des Fiebers zu wirken, sondern wohl gar erst entgegengesetzt zu verfahren, bis jener wahre Charakter des Fiebers rein, unvermischt und allein dasteht; dann hilft China.) Vorzüglich gebe das lymphatische System den Typus zur Bildung ab. Dieser regelmässige Typus sey daraus zu begreifen, dass die Reizbarkeit abnorm in der allgemeinen Dimension, und vorzüglich im lymphatischen System erhöht ist, und weil das Niedere in der organischen Natur vorzüglich der allgemeinen äusseren Natur sich fügt, und ihrem allgemeineren Typus sich leichter unterwirft. (Das mag dem Vf. wohl genügen, den übrigen Ärzten aber schwerlich. Wir wollen zugeben, was noch nicht erwiesen ist, dass beym Wechselfieber das lymphati-

Digitized by Google

ſche Syſtem, als *entfernetere* enthaltende Urſache [nächſte, letzte, wahre Urſache iſt es gewiſs nicht] hauptſächlich leide, wenn der Vf. das reproductive Syſtem überhaupt darunter begreift. Den Typus kann er jedoch gewiſs nicht daraus, noch aus der allgemeinen Weltordnung, der äuſseren Natur, erklären. Die vor- und nachſetzende, bald tägliche, bald drey-, bald viertägige Periodicität wird man nur mit höchſtem Zwange daraus ableiten können.) Als Heilanzeigen ſetzt der Vf. feſt: die erſte allgemeine Indication, welche der Gattung entſpricht, muſs ſich nach der Eigenthümlichkeit der Art modificiren. (Auch das ſcheint uns nicht ganz richtig zu ſeyn. Bey der Beſtimmung allgemeiner Anzeigen ſollte man nicht auf das Specielle Rückſicht nehmen; das Allgemeine wird ja ſonſt ſchon ſpeciell.) Der allgemeinen Indication wird genügt durch das Hervorrufen der geſammteren Thätigkeit, durch das Herabſtimmen der erhöhten Reizbarkeit in dem ſynthetiſchen Pole, in der lebendigen Einheit des lymphatiſchen Syſtems. (Und wenn die Einheit des Lymphſyſtems noch ſo lebendig hervorgerufen wird: ſo wird das Wechſelfieber doch nicht aufhören. Wirken denn unſere bewährteſten antipyretiſchen Mittel ſo vorzugsweiſe auf das Lymphſyſtem? Wirken ſie nicht bey weitem eher und kräftiger auf andere Syſteme? Sind es nicht faſt lauter toniſche, die das Fieber vertreiben, oder Nervenmittel? Hat der Mercurius allein ſchon Wechſelfieber gehoben? Der Vf. empfiehlt vorzugsweiſe China und Opium. Damit beſtätigt er unſere, und beſtreitet ſeine eigene Anſicht. Die ganze Abhandlung giebt weiter keinen Gewinn für die Praxis, als dafs ſie unſere bisherige Methode beſtätigt. Auf mehrere Nebenumſtände, die dieſe Methode erſt recht wohlthätig, manchmal gar nicht anwendbar machen, iſt nicht Rückſicht genommen. Was der Vf. über die Surrogate ſagt, zeigt, dafs er das wahre heilende Princip in allen dieſen Mitteln nicht kennt, da alle in *gewiſſen* Puncten übereinkommen, alle *gerbeſtoffhaltig* und *aromatiſch* ſind und ſeyn müſſen. 6) *Einige Bemerkungen und Beobachtungen über die Schwierigkeit der Unterſcheidung zwiſchen Phthiſis pulmonalis purulenta und pituitoſa*, vom Herausg. Der Vf. führt mehrere Beobachtungen auf, in welchen beide Krankheiten mit einander verwechſelt wurden, obſchon ſie nach den Symptomen richtig diagnoſticirt zu ſeyn ſchienen. Es wäre zu wünſchen, dafs die eigentliche Diagnoſis noch gründlicher erforſcht werden könnte, als es hier geſchehen iſt. 7) *Fragmente aus den Annalen der Charité zu Berlin*, vom Herausgeber. *Über die Behandlung des chroniſchen Erbrechens, beſonders der krampfhaften Art deſſelben, nebſt Erfahrungen über die Wirkſamkeit eines neuen Mittels dagegen.* Es iſt die Milch, welche der Herausg. in reichlichen Gaben empfiehlt, beſonders im Erbrechen von örtlichen Desorganiſationen. Leider wird auch dieſes Mittel oft täuſchen. *Kinnbackenkrampf mit intermittirendem Typus.* Merkwürdig. Es wurde durch Baldrian und Opium geheilt. Hat der Vf. keine neueren Erfahrungen über die ſtützſche Methode? Sie ſcheint wieder in Vergeſſenheit zu gerathen. *Einige Bemerkungen über Werlhofs morbus maculoſus*, vom Herausgeb. Rec. muſs mit *Wichmann* gegen den Herausgeber ſtimmen, wenn Letzterer behauptet, die Krankheit komme öfter bey Erwachſenen, als Kindern vor. Nach Rec. Erfahrung iſt ſie bey Kindern häufiger. 8) *Praktiſche Miſcellen und Correſpondenznachrichten. Über einige verkannte Arzneymittel*, vom Prof. Loos in Heidelberg. Bekanntlich gefällt ſich Hr. *L.* in obſoleten Arzneymitteln. Hier empfiehlt er die draſtiſchen Purganzen bey hohem Alter, das der Regel nach gar nicht purgirt werden ſollte, die äuſseren erweichenden Mittel, wozu mit Unrecht eine Salbe aus *Ungu. alth.* mit *Laudanum* gerechnet wird, und die zuſammenziehenden Mittel in gewiſſen Fällen. *Über den idiopathiſchen Frieſel*, von D. *Rebentiſch* zu Landsberg. Der Vf. hält ihn für hyperſthéniſch (welches er gewiſs nicht immer iſt), und empfiehlt kühlende, gelinde ausleerende Mittel (aber gewiſs nur *cum grano ſalis*).

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Bemerkungen über den Durchfall*, von *F. W. Nedel*, Doctor und Geburtshelfer. 1804. 28 S. 8. (4 gr.) Des Vfs. Heilopérationen entſprechen ganz ſeiner Anſicht der hier beleuchteten Krankheitsform, der Erregungstheorie. Die im Ganzen genommen gut gewählten Mittel ſind gröſstentheils nach der pharmaceutiſchen Nomenclatur der neuen preuſſiſchen Pharmacopöe beſtimmt; doch kommt mehrmals ein *Infuſ amar.* vor, von dem Hr. *N.* dem Leſer zu rathen überlaſst, was er darunter verſtehe.

Von vielen Kranken, welche der Vf. im Frühling 1804, wo die Witterung ſehr abwechſelte, am Durchfall zu behandeln hatte, theilt er hier 7 Beobachtungen mit. Das Urſächliche des Übelbefindens lag in dieſen Fällen in directer Schwäche der Lebensfunctionen, die bey 4 Subjecten offenbar durch unmittelbar ſchwächende, heftige Abführungsmittel vermehrt wurde, wodurch alſo directe Aſthenie bewirkt werden muſste. Der Heilplan war daher ſthéniſch. Anfänglich wurden durchdringende und auch flüchtige Reizmittel, als *Tinctura Opii ſimplex*, *Spiritus ſulphurico-aethereus*, *Tinctura aromatica*, *Aether ſulphuricus*; ſpäterhin anhaltendere, China-Infuſ., *Tinctura ferri pomati*; äuſserlich Kampher, *Alcohol vin.*, *Liquor Ammonii cauſtici*, *Opium* benutzt. Phosphor. gr. iij, Aeth. ſulphur. 3iij, täglich viermal zu 20 Tropfen gegeben, hat der Vf. bey Unterleibsſchwächen immer mit heilſamem Erfolge gebraucht. Am Ende dieſer wenigen Blätter findet man die Unterſcheidungszeichen des Durchfalles von der Cholera, dem weiſsen Bauchfluſſe etc., von letzterem aber irrig und zu wenig befriedigend, angeführt, und dann noch kurze, treffende Reflexionen über Prognoſe und Cur des Durchfalls. — Mehrere Male beträgt der vom Vf. verordnete Arzneyvorrath zuſammen nur 7 bis 9 Quent., indeſs die Signatur doch verlangt, alle 1 — 2 — 3 Stunden einen Eſslöffel voll davon zu nehmen. Sollen dieſs Druckfehler ſeyn (ohne Zweifel ſind Unzen mit Quentchen verwechſelt): ſo ſind ſie bey einem Schriftchen von ſo geringem Umfange, ſo wie der Pleonasmus S. 19: „Ein Knabe — ging ſonſt mehrentheils *nackend und nicht bekleidet*," nicht wohl zu entſchuldigen, indem dieſes nur Nachläſſigkeit im Stil beweiſet, jenes, wenn es die Mohnaufbereitungen betroffen hätte, bey dem heutigen blinden Haſchen nach Recepten, Verwirrung und nicht geringen Schaden anrichten könnte.

S. P. L.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

MEDICIN.

BERLIN, b. Braunes, von 1809 an b. Hitzig: *Archiv für praktiſche Medicin und Klinik*, herausgegeben von Dr. *Ernſt Horn* u. ſ. w. 1808 bis 1812.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

IX Band. 2 Heft: 1) *Von der Waſſerſucht der Gehirnhöhlen*, vom GR. *Formey* in Berlin. Ein achtungswerther Name, welcher hier an die Spitze geſtellt iſt! Es iſt lobenswerth, daſs der Herausgeber ſeinem Archive durch Ausarbeitungen ſo allgemein geſchätzter Praktiker Werth zu geben weiſs. Bekanntlich haben in unſeren Zeiten mehrere Ärzte dieſer Krankheit ihre Aufmerkſamkeit gewidmet, unter denen bisher der Schrift des unglücklichen *Hopfengärtner* der Vorzug gebührte. Ein mehr kegelförmiger als ovaler Schädelbau, hervorragende Stirnknochen und dadurch bewirkte tiefer liegende Augenform ſind immer böſe Vorbedeutungen bey Kindern. Sehr wahr und ſchön ſetzt der Vf. die Wechſelwirkungen des vegetativen und ſenſoriellen Lebens aus einander. Bey dieſer Krankheit iſt das letztere in überwiegender Action, eine gewiſſe Vollſaftigkeit des Gehirns, eine Anhäufung von Lymphe in den Gehirnhöhlen hängt damit zuſammen. Am häufigſten werden Kinder von 2 bis 6 Jahren davon befallen. 13) *Kleine Beyträge zur praktiſchen Heilkunde*, vom verſt. GR. *Fritze* in Berlin. Unter anderen Bemerkungen über das Puerperalfieber, welche deutlich beweiſen, daſs zwar immer eine (aſtheniſche) Entzündlichkeit im Unterleibe, aber bald in dieſem, bald in jenem Organe befindlich ſey. 14) *Bemerkungen über das Wechſelfieber und deſſen Heilung.* Der Vf. gab Königsrinde mit Muſcatennuſs in Franzbrantwein. 15) *Rathſchläge für einen Kranken in Hufelands Journal*, von GR. *Heim* in Berlin. Der Vf. leitet jenes Übel von Flechtenſchärfe her, und empfiehlt gegen dieſe entweder (das neue Mittel) den *Graphit*, wie ihn D. *Weinhold* in Meiſsen giebt, Morgens und Abends zu ½ Quart, oder die *kunkelſchen* Morſellen. Auch habe er von folgender Miſchung gute Dienſte geſehen: *Rec. Tinctur. antim. ſapon. dr. ſex. Tinct. colocynthid. dr. II. S.* Alle 3 Stunden 20 Tropfen (ſehr wenig!), nebſt einer Tiſane aus *Carex arenar.* und *Cort. ulmi* mit einem kleinen Zuſatz carlsbader Salz und Mineralalkali. Der Herausg. empfiehlt jenem Kranken lauter bekannte Arzneyen. 16) *Fragmente aus den Annalen der Charité* zu Berlin, vom Herausg. *Groſse Wirkſamkeit der friſchen Ochſengalle in chroniſchen Krankheiten der Digeſtionsorgane.* Der Herausg. ſcheint auf die Friſche der Galle einen beſonderen Werth zu legen; gut eingedickt wird ſie das Nämliche thun. *Über den Abgang groſser Gallenſteine.* Die Gröſse iſt nicht ganau beſtimmt.

X Bandes 1 Heft: 1) *Über die Erkenntniſs, Natur und Heilung des Kropfes*, von D. *Hausleutner* zu Hirſchberg. Zum Sitz dieſer Krankheit nimmt der Vf. die Schilddrüſe an, gegen *Wichmann* (der die Verwirrung zwey ganz weſentlich verſchiedener Krankheitsformen auf eine unbegreifliche Weiſe eingeführt hat. In der Gegend des Rec. iſt dieſs Übel eben ſo endemiſch, als bey dem Vf.; es findet aber gar keine Verwechslung Statt. Widerſprechen muſs Rec. dem Vf., wenn er behauptet, die Krankheit habe auf die allgemeine Geſundheit ſchlechterdings keinen Einfluſs, da zuverläſſig manche Lungenſucht daraus ihren erſten Urſprung nimmt). Als Urſachen nimmt der Vf. an eine eigene Diſpoſition der Drüſe, welche bey Gebirgsbewohnern gröſser zu ſeyn ſcheine (?), erbliche Anlage, Trinkwaſſer (der Vf. iſt hierüber zweifelhaft, Rec. iſt es wahrſcheinlich, daſs das kältere mit Selenit, Kalk u. ſ. w. ſehr imprägnirte Gebirgswaſſer nicht ſchuldlos ſey), Luft, vornehmlich die feuchten Ausdünſtungen, der Thau und Nebel der Thäler. (Irrig iſt, daſs Gegenden, wo kalte Fieber herrſchen, beſonders zu Kröpfen geneigt ſeyen. Letztere ſind in der Gegend des Rec. ſehr häufig, Wechſelfieber ſehr ſelten, wie auch der Vf. von ſeinem Wohnorte angiebt.) Als *Specificum* rühmt er den Schwamm. (Die *Digitalis* hält er für unnütz, worin ihm Rec. widerſprechen muſs.) Er giebt hauptſächlich: *Rec. Spongiar. mar. Tartar. crud. aa. P. IV. Alumin. crud. Lapid. ſpong. Corii roſſic. (Juchtenleder) aa. P. II. Calcin. per ½ hor. S.* Obſchon der Vf. nie unangenehme Wirkungen auf dieſs Pulver ſah: ſo räth er doch, bittere und aromatiſche Mittel dabey anzuwenden, und es in Pauſen zu reichen. Auf äuſsere Mittel hält er nicht viel. (Rec. empfiehlt das *Ungu. digital.* oder die ſchwarzen und rothen Waldſchnecken.) Im äuſserſten Falle räth er Eiterung mittelſt eines Haarſeiles. 2) *Verſuche über die Wirkung des Phosphors*, von D. *Löbenſtein Löbel* zu Naumburg. Hier nur im Allgemeinen, daſs der Phosphor jede Lungenſucht, jedes Erbrechen und jede Ruhr verſchlimmert. Der Vf. räth, ihn nie anders, als in *Naphthen* aufgelöſt und mit ätheriſchen

Digitized by Google

Ölen verſetzt, zu geben, Anfangs in kleinen, aber ſchnell in groſsen Gaben, nie nüchtern, keine Säuren, kein Bier, ſondern ſchleimichte Tränke mit Wein, Bouillon mit Gewürz, leichtes Fleiſch und Gemüſe lauwarm, kein Obſt, keine flüſſigen, wäſsrichten Arzneyen daneben, nie Kampher, nie Milchſpeiſen, nie Mercurialmittel dazu zu erlauben, die Patienten vor Erkältung in Acht zu nehmen, lauwarme Bäder dabey zu gebrauchen, wo die niedern Sphären des Organismus leiden. Des Vfs. Formel iſt: *Rec. Phosphor. gr. II. Naphth. vitriol. ſemiunc. Ol. menth. p. gtt.* XX—XXX. *S.* Stündlich 3, 4, 6 Tropfen auf Zucker, oder ganz unvermiſcht zu nehmen. Der Schwefeläther muſs höchſt rein ſeyn. Auch darf man in *acuten* Krankheiten nicht zu lange damit fortfahren. Bey naſskaltem Wetter muſs man die Gabe erhöhen. Nie gebe man alsbald Phosphor. 3) *Bemerkungen über Geiſteszerrüttungen*, von D. *Winiker* in Göttingen. Eine ſehr verſtändige Abh. Rec. fiel es auf, daſs die Curen hauptſächlich durch *Opium* bewirkt worden ſind, von welchem er ſelten gute Wirkungen im Wahnſinn ſah. 4) *Über die Verhärtung der Zellgewebes bey neugebornen Kindern*, vom Herausg. Der fleiſsige Vf. erwirbt ſich durch dieſe Abh. ein neues Verdienſt, da dieſe Krankheit noch ſo viel Dunkles hat. Im Jahr 1809 erkrankten daran 17 Kinder. Es ſchien ein epidemiſcher Einfluſs zu herrſchen, obwohl derſelbe nicht von den gewöhnlichen Witterungsveränderungen abhängig ſeyn kann. Kinder von ſehr verſchiedener Conſtitution verfielen in dieſe Krankheit. Mehrere Tage bis 3 Wochen nach der Geburt bemerkte man unter plötzlichen Fieberbewegungen, zuweilen mit, zuweilen ohne veränderte Darmausleerung, an einer oder mehreren Stellen der Oberhaut, z. B. der Schaamgegend, den Schenkeln, den Füſsen, am Geſichte, an Armen und Händen, am Halſe u. ſ. w., eine merkliche mit einiger Geſchwulſt verbundene Röthe, Anfangs von der Gröſse eines Dreyers oder Groſchens, nach und nach gröſser, feſter, härter, beym Drucke ſchmerzhaft, und auf einige Momente die Farbe verändernd. Dieſe Röthe war Anfangs meiſtens gering, und dauerte bey Einigen auch ſo fort, bey Anderen verbreitete ſie ſich ſchnell über beträchtliche Bezirke, und die ganze Stelle, Schenkel, Bein u. ſ. w., wurde ſchnell roth, hart, glänzend, empfindlich ſchmerzhaft. Manchmal betraf das mehrere Stellen zugleich. Dieſe Färbung der Haut änderte ſich vielfältig ins Marmorartige, Bläulichte, Braune u. ſ. w., nahm auch allenfalls ab. Zwey Kinder ſtarben ſchon am 2ten Tage, 4 am 4ten und 5ten, eins am 7ten, eins am 8ten, eins am 10ten Tage, eins nach 5½ Wocheu, nachdem die Oberfläche des Rückens brandig geworden war. Nur zwey Kinder von 4 und 5 Wochen wurden wiederherſtellt. Die *Obduction* der Leichen ergiebt wenig Belehrendes. Bey einem Kinde fand man doch eine bedeutende Menge ausgeſchwitzter Lymphe in der Bruſt- und Bauch-Höhle; es hatten ſich hie und da Pſeudomembranen gebildet, wie beym Kindbettfieber, und auch die Leber war merklich entzündet. Der Vf. nimmt die Krankheit für eine *Varietät* des *Eryſipelas neonatorum*, deren entfernte Urſache in einer eigenthümlichen Verderbniſs der Zimmerluft der Entbindungsanſtalt zu ſuchen ſey. (Aber warum iſt die Krankheit ſo ſelten? Warum nicht aller Orten, wo ſolche Anſtalten ſind?) Einigemal ſchien eine contagiöſe Mittheilung eingetreten zu ſeyn. Der Vf. hält die Krankheit für unheilbar. (Rec. hat unlängſt die Krankheit an einem Soldatenkinde von einigen und 20 Wochen geſehen, welches die Krätze gehabt hatte. Röthe war an keiner Stelle zu bemerken, aber Schmerz verrieth es bey der Berührung. Rec. hält die Krankheit für krampficht. Das Kind ſtarb am 6 Tage.) 5) *Fragmente aus den Annalen der Charité zu Berlin*, vom Herausg. *Heilung eines ſehr hartnäckigen Singultus durch eine ſtarke Gabe Helleboralb.*, wodurch heftiges Erbrechen entſtand. (Gewiſs nicht zum Nachahmen.) Dieſe Wurzel empfiehlt Hr. *H.* ſtatt der jetzt ſo theuren *Ipecacoanha*. (Warum nicht lieber *rad. aſari?*) *Vencriſche Feigwarzen der Zunge* und *des Zahnfleiſches* mit *Mercur. praecip. ruber*, Abends und Morgens zu ⅛ Gran, geheilt.

2 Heft. 7) *Opium und Hyoſcyamus*, eine Parallele von D. *Kahleyſs* zu Jeſsnitz bey Deſſau. Die Idee iſt gut, aber keinesweges ſo neu, als der Vf. meint. In mehreren neuen AM.-Lehren iſt dieſe Parallele ſchon durchgeführt, und faſt richtiger als die gegenwärtige. Selbſt Rec. hat ſie in einer ſeiner Schriften gezogen, weicht aber vom Vf. in manchen Puncten ab. Hr. *K.* ſetzt feſt: 1) *Op.* kann und darf nur in ganz hitzigen Krankheiten gegeben werden. Warum denn? Macht der Typhus der Krankheit das indicative Moment für O. aus? In wie vielen chroniſchen Nervenkrankheiten z. B. finden wir allein im O. radicale und palliative Hülfe? Der Vf. ſagt ferner, daſs es nur beym Typhuscharakter des Fiebers anwendbar ſey. Iſt dieſs nicht in der *reilſchen* Idee geſprochen: ſo können wir auch nicht beyſtimmen, weil gerade beym *Typhus*, wenigſtens der faulichten Abart deſſelben, die meiſte Vorſicht beym Gebrauche des O. erfoderlich iſt. 2) *Hyoſc.* wirkt nichts oder gar ſchädlich im aſtheniſchen Fieber, in der *Synocha* (alſo auch bey ſthenischem Zuſtande) findet ſein Gebrauch gar nicht Statt (wo denn?). In allen ganz apyriſchen (*ſic!*) mit ſtumpfen Schmerzen und Krämpfen begleiteten Krankheiten iſt er eine wahre Panacee. (Auch das iſt nicht ganz richtig, zu beſchränkt; im Gegentheile iſt gerade bey den meiſten fieberhaften Zuſtänden *H.* ganz an ſeiner Stelle.) 3) *H.* findet Statt, wo O. verſtopft. (In einer der beygefügten Krankheitsgeſchichten (S. 193) kommt vor, daſs eine Kranke in Zeit von 4 Wochen auf 2 *Loth Bleyzucker* bekam; das iſt doch gewiſs aller Ehren werth!) 8) *Losreiſſung der Regenbogenhaut vom Strahlenbande*, von Prof. *Stangenberg* zu Braunſchw. Durch einen Stoſs mit dem Rappiere ward die Regenbogenhaut mehr denn ¼ von ihrer Ausdehnung vom Strahlenbande losgeriſſen. Unglaublicherweiſe entſtanden nur unbedeutende Zufälle davon, und alles beſſerte ſich zum Erſtaunen. 10) *Bruchſtücke aus der prakt. Heilkunde*,

Digitized by Google

von LM. *Brückmann* zu Braunſchw. Unter andern ein Beweis, daſs das Queckſilber die granulirte Form wirklich wieder annehmen kann, an einer Dame, in deren Hemd ſich nach einer ſtarken Erhitzung laufende Queckſilberkügelchen fanden; ſtrich man mit dem Finger gewiſſe ſchwarze Stellen ihrer Haut: ſo konnte man ſolcher Kügelchen aus den Schweiſslöchern herauspreſſen. Tödtliche Verblutung aus dem Zahnfleiſche. 12) *Fragmente a. d. Annalen des Charitéhauſes*, vom Herausg. *Wirkſamkeit des Arſeniks in einem mit Syphilis verbundenen Wechſelfieber.* Der Vf. hat bereits an 100 Wechſelfieberkranke durch Arſenik glücklich geheilt; bey jener Perſon war auch das veneriſche Geſchwür zugleich geheilt. Wirkſamkeit der *Uva urſi* bey Nierenkrankheiten (welche Rec. mehrmals erfahren hat).

XI Band. 1 Heft. 1) *Der Arſenik gegen Wechſelfieber*, von D. *Rehfeld* zu Prenzlow. Muſterhaft erzählt. Der vorſichtige, beſcheidene und wahrheitliebende Vf. lobt zwar die Wirkung des A., geſteht aber freymüthig, daſs, ſo lange er und ſeine Kranken gute Chinarinde nehmen können, er die Fieber damit lieber, als mit A., curire. Aber allen Surrogaten ziehe er dieſes vor; nur müſſe es behutſam und vorſichtig gegeben werden. *Abstine, ſi methodum neſcis*, ſagte der unſterbliche *Boerhaave!* 4) *Beſchreibung eines epidemiſchen Scharlachfiebers* v. D. *Bleicher*, Phyſ. zu Stockach; mit gelinden diffuſiblen Reizen geheilt. (Rec. hat vor Kurzem in einer faulichten Scharlachepidemie auſserordentlichen Nutzen von Hn. *Stieglitz* Methode geſehen.) 7) *Prakt. Miſcellen*; über die Eiſenquelle (des *Alexis*bades) im Selkethale am Harz, von Prof. *Gräfe*. Eine neue Quelle, geprieſen und beſucht, aber, wie wir eben leſen, weniger zum innerlichen, als äuſserlichen Gebrauche geeignet.

2 Heft. 9) *Erfahrungen über den Nutzen des Arſenik, als Fiebermittel, nebſt Anweiſung zu einer zweckmäſsigen Anwendung deſſelben*, vom GR. *Heim in Berlin.* Der verdiente Veteran will mit dieſem Aufſatze 1) beweiſen, daſs die Anwendung des A. unbedenklich ſey, 2) einige Thatſachen zu weiterer Beachtung vorlegen, und 3) die mediciniſche Welt mit dieſem Mittel mehr befreunden. Der enorme Preis der Chinarinde und der Mangel an zuverläſſigen Surrogaten derſelben, ja das Miſslingen mehrerer Wechſelfiebercuren in den neueſten Zeiten, führten den Vf. zum A. Manche dieſer Kranken verbrauchten mehrere Pfunde China, ohne daſs ſie ihr Fieber ganz verloren. Vor ungefähr 1½ Jahren machte Hr. *H.* alſo den erſten Verſuch mit dem A. Jetzt zählt er zwiſchen 3—400 Individuen von allen Altern, Ständen und Conſtitutionen, welche allein dadurch geheilt worden ſind, nachdem mehrere darunter durch China nicht geheilt werden konnten, auch Quartanfieber. Böſe Folgen traten bey Keinem ein. Selbſt die eigene Frau und 4 Töchter, nebſt der Köchin des Vfs., wurden durch dieſs Mittel geheilt. 11) *Über die Nux vomica, ihre eigenthümlichen Wirkungen, und therapeutiſche Benutzung*, vom Herausg. Ein ſehr fleiſsig gearbeiteter Aufſatz. Die Krähenaugen afficiren die Thätigkeit des ſenſiblen Syſtems direct, aber ſie afficiren das Gemeingefühl, und die pſychiſche Stimmung ſtets unangenehm, ſie ſind alſo ganz verſchieden vom Opium. In mehreren Arten von Ruhr, langwieriger Diarrhöe, Magen- und anderen Krämpfen leiſtete es dem Vf. gute Dienſte. 12) *Über die heilſame Wirkung des isländiſchen Mooſes bey den mehrſten Zehrkrankheiten, vorzüglich in Form einer Gallerte*, von D. *Herber* zu Naſtätten. *Fragmente aus den Annalen der Charité*, vom Herausg. *Vom Kindbettfieber.* Der Vf. leitet (ganz mit Recht) die weſentlichen Erſcheinungen deſſelben von dem Genius der Conſtitution ab, welcher demſelben nicht bloſs eine verſchiedene Natur, ſondern auch verſchiedene Form ertheile. *Wechſelfieber.* Der Vf. fängt an, für den Arſenik zu ſtimmen. Kalte Sturzbäder leiſteten einigemal vortreffliche Dienſte. Wenn ſie aber nicht gleich in den erſten 3—4 Tagen merklich halfen: ſo halfen ſie gemeiniglich ſpäterhin gar nichts. Auffallend gut wirkten ſie bey einer hitzigen Manie. 14) *Miſcellen.* Einige Bemerkungen über den verſt. *Beireis*, von LM. *Brückmann* in Braunſchw. Der Vf. lernte ihn kennen, als er von Jena von *Hamberger* kam. Obgleich *B.* damals ungefähr 26 J. alt war: ſo war er doch in der praktiſchen AW. noch ſehr zurück; ſpäterhin bekam er viel Praxis (wie alle Charlatans! *Mundus vult decipi!*). 1755 ſandte er dem Vf. ein Programm mit ganz vergoldeten Lettern gedruckt, die aber nicht wie gutes Gold, ſondern wie bronzirt ausſahen. Die Zierrathen und groſsen Buchſtaben ſahen aus, als ob ſie mit unächten Gold- oder Silber-Blättern vor dem Abdruck belegt wären; die übrigen Buchſtaben waren wahrſcheinlich mit Bronzepulver beſtreut, als ſie noch feucht waren. Die Möglichkeit der Luftballons läugnete *B.* Anfangs ganz. Die hohen Preiſe, mit denen er ſeine Seltenheiten wollte bezahlt haben, ſind unwahr. Seine Automaten fand der Vf. in kläglichem Zuſtande. Der Flötenſpieler gab kaum noch einige Töne an; ſie hatten vielleicht halbe Manneslänge. Die Ente war das Beſte. Die Uhr war von den berühmten Uhrmachern *Droz* in der Schweiz, und wurde durch einen Magnet regiert, welcher im Knopf eines Stocks angebracht war, der in der Entfernung von ungefähr einer Elle wirkte. Den Diamanten hat der Vf. nie geſehen, wohl aber der Graf *von Veltheim* zu Harbke, welcher ihn für einen bloſsen Quarzkieſel erklärte u. ſ. w.

Aus dem Jahrg. 1811 machen wir nur auf folgende Aufſätze aufmerkſam. 1) *Bruchſtücke aus der prakt. Heilk.* von verſt. LM. *Brückmann* in Brſchw. Auſser anderen intereſſanten Beobachtungen kommt auch eine merkwürdige Nervenkrankheit vor, bey welcher die Muſik auſserordentlich gute Wirkungen leiſtete. Die unregelmäſsigen Nervenbewegungen wurden regelmäſsig, nach Takt und Tempo, die ganze Krankheit gelinder; Bruder und Dienſtmagd bekamen dieſelbe Krankheit, nur in minderem Grade. 3) *Einige Beobachtungen über die Hundswuth*, von D. *Maſſa-*

Digitized by Google

lien zu Herrnhut. Der Vf. hat geſehen, daſs die Wuth erſt ½ Jahr nach dem Biſs ausbrach, und der Kranke an Convulſionen ſtarb. Eine tolle Katze biſs einen Hund, der wüthend wurde, dieſer ſeinen Herrn, der auch wüthend ſterben muſste. 5) *Beſchreibung der in Polen unter dem Namen ſchwarzer Blattern bekannten Krankheit*, von D. *Brensky* in Warſchau. Ein bösartiger Karfunkel, welcher epidemiſch herrſcht, ſich zuerſt in einem ganz kleinen ſchwarzen Puncte, von der Form der Miteſſer, zeigt; dann hebt ſich die Oberhaut zu einer Blaſe, wächſt bis zur Gröſse einer Linſe oder Erbſe, umgiebt ſich mit Röthe, Geſchwulſt, Hitze, jedoch ganz ſchmerzlos. Die Röthe wird dunkel, aſchgrau, die Kranken fiebern und ſterben oft in 48 Stunden. Anſteckend ſoll dieſe Krankheit nicht ſeyn (die einer terneren genauen Unterſuchung ſehr werth iſt). 11) *Einige Bemerkungen über die häutige Bräune*, von D. *Neumann* zu Dresden. Der Vf. fand bey allen Verſtorbenen die Luftröhre verändert, nicht immer rothe Stellen, bey einem 9 jährigen Mädchen den Kehlkopf aufgetrieben, die membranöſen Theile dick, die hintere Seite der Luftröhre ſchien ſich verkürzt zu haben, die ringförmigen Knorpel ſtark nach aufſen gebogen, nahe am Kehlkopf am ſtärkſten, und die innere Höhle der Luftröhre ſtellenweiſe erweitert. Die Epiglottis war gleichfalls verkürzt, und mifsgeſtaltet. Die in der Luftröhre enthaltene Subſtanz hat der Vf. nur dreymal in einer ordentlich röhrenförmigen Structur geſehen; das eine Mal war ſie ſo vollſtändig, daſs ſie auch die Vertheilung der Bronchien eben ſo auskleidete; aber feſt, als ausgebildete Membran, oder gar mit kleinen Gefäſsen verſehen fand er ſie nie; oft als *Coagulum* in Geſtalt ſchleimiger Flocken. An der entzündlichen Natur der Krankheit läſst ſich nicht zweifeln. (Alles mit den Erfahrungen des Rec. übereinſtimmend. Aber es miſcht ſich, eben durch die Entzündung hauptſächlich veranlaſst, leicht ein krampfichter Zuſtand mit ein, welcher dann deſto leichter tödtet.) Der Vf. empfiehlt vorzüglich Blutigel (welche auch Rec. auf das allerdringendſte empfiehlt), dann *Calomel* in groſsen, ſchnellen Gaben (ganz recht; aber das Abführen gehört durchaus nicht dazu, ſo leicht es auch durch ſolche Gaben geſchieht). 13) *Über das Vorkommen ächter Menſchenpocken nach regelmäſsig überſtandenen Kuhpocken*, von HR. *Bremer* in Berlin. Der Vf. hat bis jetzt 14,621 Subjecte geimpft, und noch kein einziges, bey welchem der Verlauf regelmäſsig war, iſt nachher von den wahren Menſchenpocken angeſteckt worden. Die mannichfaltigen *Quidproquo*, welche vorkommen, ſetzt der Vf. aus einander. 15) *Fragmente aus den Annalen der Charité zu Berlin*, vom Herausg. Unter andern heilſame *Wirkung des Graphit bey einigen Arten der Flechten*, beſonders als Salbe angewandt. Die *Geſchichte einer Leberverhärtung*, von D. *Hering* in Dresden, beweiſt, wie viel in manchen Fällen die beharrliche Anwendung richtig angezeigter Mittel leiſten könne. *Neuere Erfahrungen über die Wirkſamkeit der Belladonna beym Keichhuſten* beſtätigen dieſelbe. *Ächte und nervöſe Lungenentzündung.* (Wenn bey einem Falle der letzteren die Klagen der Kranken im Verhältniſs mit der Wichtigkeit der Krankheit ſo gering waren, daſs der Vf. hieraus ein diagnoſtiſches Zeichen nimmt: ſo iſt dieſs doch bey weitem nicht immer der Fall, ja oft iſt der Schmerz noch ſtärker bey der aſtheniſchen Lungenentzündung, aber anderer Art, höchſt empfindlich, mit Weinen, Zittern, kalten Schweifsen verbunden. Das Zurücktreten der Turgeſcenz überhaupt, beſonders das eingefallene Geſicht hält Rec. für das ſicherſte diagnoſtiſche Symptom. Wir wünſchen, daſs der Vf. uns noch mehrere Beobachtungen über dieſe ſchwere Krankheit, ſchwer in Rückſicht auf Diagnoſis und auf Therapeutik, mittheilen möge. *Veraltete Quartanfieber mit Arſenik geheilt.* Der Herausg. meint, Männer vertrügen dieſes Mittel beſſer als Weiber (?). *Vorläufige Nachricht von Infuſionsverſuchen* (von denen Rec., auf die Geſchichte der AW. geſtützt, nun und immer nichts erwartet.) 19) *Reviſion der Lehre von der Lungenprobe*, von Prof. *Henke* zu Erlangen. (Vortrefflich ausgearbeitet, wie Alles, was der Vf. liefert, aber nicht in ein praktiſches Archiv gehörig.)

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Riga*, b. Hartmann: *Erzählungen.* 1804. 356 S. 8. — Dieſs Bändchen enthält ſechs Erzählungen. Die erſte: *Das alte Schloſs zu Monte roxo in der Sierra Morena*, iſt gut eingeleitet und angelegt, auch lebhaft vorgetragen; aber matt beendiget. Das Anhängſel S. 352 ff. befriediget zwar allenfalls die Neugierde, rundet aber die Erzählung nicht. Was der Vf. S. 4 ſagt: „daſs wir Deutſche hinter den Pyrenäen eine neue Welt, etwas Ungewöhnliches, man möchte beynahe ſagen, Magiſches ſuchen, was uns unſer alltäglicher, genau abgeſteckter Wirkungskreis nicht gewähren kann" — hätte er im Ganzen feſter faſſen ſollen. Die zweyte Erzählung: *Die Räuber in den Pyrenäen*, aus einem Briefe des Grafen von Salvatierra, iſt wahrſcheinlich eine Überſetzung aus dem Franzöſiſchen, wie ſchon die Wendungen: „Verzeihen Sie, mein Herr Graf, daſs ich ein wenig weitſchweifig in meiner Erzählung werde;" oder: „Verzeihen Sie, Herr Graf, daſs ich nothgedrungen etwas zu meinem Lobe ſagen muſs," u. a. m. nicht undeutlich verrathen. Die dritte: *Der König ein Bettler, oder das Leben iſt ein Traum*, hat in ihrem orientaliſchen Gewande viel Anziehendes. *Der gute Rath*, die vierte Erzählung, iſt für den Hausgebrauch berechnet, und beweiſet anſchaulich, daſs ein ſolcher Rath Goldes werth ſey. Sie verdient mit Recht den Namen einer moraliſchen Erzählung. Dem Geſchmack der gewöhnlichen Leſewelt wird die ſechſte: *Die Capelle der heiligen Gertrude*, eine liefländiſche Legende, am beſten behagen. Sie hat viel Handlung, und hält die Aufmerkſamkeit in einer immerwährenden Spannung. E.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

MEDICIN.

BERLIN, b. Braunes, von 1809 an b. Hitzig: *Archiv für praktiſche Medicin und Klinik*, herausgegeben von Dr. *Ernſt Horn* u. ſ. w. 1808 bis 1812.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

20) *Ueber den Gebrauch des Kaffee und des Arſenik in Wechſelfiebern*, von D. *Neumann* zu Dresden. Der Privatarzt, meint der Vf., könne mit den bekannten Mitteln in der Regel bey allen Fällen des WF. ausreichen, und wenn er mit Goldſchwefel, Opium und bitteren Mitteln gehörig umzugehen verſtehe, werde er die China ſelten nöthig haben; wenigſtens bey armen Kranken, die nicht gerade an bösartigen, mit Convulſionen oder Apoplexie begleiteten, oder ſehr veralteten, mit Waſſerſucht verbundenen, oder ſehr complicirten Fiebern leiden, könne er ſie ſicher (?) entbehren. Anders ſey es in Spitälern der Fall. Bey dem Mangel an Chinarinde müſſen hier kräftige Surrogate ſehr wünſchenswerth ſeyn. Den ſchwarzen Kaffee hat Hr. *N.* häufig bey einfachen WF. unmittelbar vor dem Anfalle angewendet, und er allein hat, ſelbſt bey ſeinem hohen Preiſe, mehr China erſpart, als alle übrigen Surrogate zuſammen genommen. Man muſs ihn geben, wenn die allererſten Fieberbewegungen, Ziehen im Rücken u. ſ. w. eintreten. Dagegen gelangen von 25 Verſuchen mit dem rohen Kaffee, nach *Grindels* Angabe, nur 2. Das friſch gebrannte Kaffeepulver hob in 15 Fällen 5, veränderte 2, und zeigte ſich in 8 unwirkſam. Aus den Lazarethen zu Rawa, Cowitz und Danzig erhielt der Vf. die Nachricht, dafs der Arſenik in den meiſten Fällen *ohne gute Wirkung* geblieben ſey, aber auch keine üblen Wirkungen gezeigt habe. Das Nämliche hat er in ſeiner eigenen Praxis gefunden. Von 10 Kranken wurden bey 4 die Paroxysmen ſchwächer, und blieben nach und nach aus, bey den 6 übrigen zeigte ſich keine Veränderung. (Dieſer Aufſatz, ganz im Geiſt eines ächten hippokratiſchen Beobachters geſchrieben, verdient die gröſste Aufmerkſamkeit. Die jähen Lobpreiſungen neuer Arzneymittel, welche ſogar manchmal eher kleinliche Details, als allgemeine Wirkungen angeben, und meiſt aus den Federn junger unerfahrener Männer flieſsen, haben der AW. den allergröſsten Schaden zugefügt, und der jetzige deutſche Nationalcharakter iſt, wie in anderen Puncten, ſo auch darin von dem der vorigen Zeit verſchieden, dafs, ſtatt dafs man ſonſt nur das Alte liebte, man jetzt mit dem gröſsten Heifshunger nur über alles Neue herfällt, und vor allem Älteren einen Ekel bezeigt.) 21) *Erfahrungen über die Wirkſamkeit der kalten Sturzbäder, Übergieſsungen und Waſchungen in typhöſen Fiebern.* Der Herausg. iſt ſehr zufrieden mit dieſen Erfahrungen, denen wir nur mehrere ähnliche von verſuchten Praktikern und zuverläſſigen Beobachtern wünſchen. Er behauptet, die glückliche Erhaltung von einigen und 70 Typhuskranken denſelben zu verdanken zu haben; nur dürfen ſie nicht zu ſpät angewendet werden. Er glaubt, ſie wirken zunächſt auf Kopf und Hirn, die erſchütternde Gewalt, wodurch hier eine ganz neue, ungewohnte und in ihrer Art einzige Senſation erregt werde, erwecke die Hirnthätigkeit und das geſammte Gemeingefühl. Dafs dieſe Wirkung nicht die einzige, dafs ſie vielmehr componirt und namentlich eine chemiſche (?) ſey, ſey ſehr wahrſcheinlich. (Sollte es nicht zu früh ſeyn, eine Theorie von der Wirkungsart dieſer problematiſchen Mittel aufzuſtellen? Wir rufen dem ſchätzbaren Vf. ins Gedächtniſs, was Hr. *Neumann* in obigem Aufſatze S. 462 ſagt.) —

II Band. 1) *Über die Krankheiten des Herzens*, von Prof. *Spangenberg* zu Braunſchw. Mit bekanntem Fleifse bearbeitet. Fehler in der Bewegung des Herzens. Man faſst ſie unter 2 Formen zuſammen: Herzklopfen und Herzensohnmacht. Die Urſache des Herzklopfens iſt bald in der linken Herzkammer oder in der *Aorta*, bald in der rechten oder *Arteria pulmon.*, bald in beiden begründet. Es können örtliche Fehler im Herzen und in ſeiner häutigen Bekleidung, aber auch vitale Fehler des Herzens und *Pericardii* da ſeyn, ſo wie organiſche Fehler der *Aorta* in der Bruſthöhle und vitale Fehler der Bruſt*aorta*. Die Urſachen können aber auch in der Bauchhöhle ihren Sitz haben. Der Vf. zählt die hauptſächlichſten davon auf. Diejenigen Urſachen, welche im rechten Herzen und in der *Art. pulm.* ihren Sitz haben, faſſen alle organiſchen Fehler in ſich, welche die Blauſucht hervorbringen, Verſtopfung, Verſchlieſsung, Verknöcherung und Auswüchſe an den Klappen. Der einzige Vitalitätsfehler wäre vielleicht zu groſse Reizbarkeit oder partielle Entzündung. Unter den Fehlern der *Art. pulm.* zeichnen ſich beſonders die *Steatome* und *Aneurismen* aus; zu den vitalen Krankheiten gehört vielleicht die krampfhafte Zuſammenſchnürung. Zahlreich ſind die Krankheiten der Lunge, wodurch die Circulation erſchwert, und die Arterie in ihrem

Digitized by Google

Stamm oder Gezweige gedrückt wird, z. B. abnorme Beſchaffenheit der Lunge und des Thorax, Compreſſion durch mechaniſch wirkende Schädlichkeiten; die vitalen Fehler der Lunge ſind angeborene, oder erworbene groſse Reizbarkeit, Krampf, die Wirkung eingeathmeter ſcharfer Dünſte. Es exiſtirt keine ganz allgemeine Curmethode, ſondern die Auswahl der Mittel hängt von den Urſachen ab. Curregeln, die faſt auf alle Arten des Herzklopfens paſſen, ſind: vollkommene Ruhe des Körpers und der Seele, Vermeidung aller Einflüſſe, die die Circulation beſchleunigen und vermehren, ſo wie aller mechaniſchen, dünne wäſsrichte Diät. Unheilbar iſt das HKl., welches von einem organiſchen Fehler des rechten und linken Herzens, und der groſsen Arterienſtämme herrührt. Das Palliativmittel des Aderlaſſens am Arme muſs mit Vorſicht angewandt werden. Bey Fehlern des linken Herzens und der *Aorta* ſoll man Mineralſäuren, vorzüglich *Elixir acidum H.* und *Digitalis* verſuchen; bey Fehlern des rechten Herzens und der Lungengefäſse empfiehlt er das *Extr. lactuc. virof.* und *aconit.* allein, oder mit *Sulph. aur.* und *Gummi ammoniac.* (Der Vf. ſcheint bey dieſem trefflichen Aufſ. *Lentins* Beobachtungen nicht gekannt zu haben.) 2) *Bruchſtücke aus der prakt. Heilkunde*, von LM *Brückmann* in Braunſchw. Unter andern: Eine Tänzerin verlor nach einem Faulfieber die Haare, welche nachher wieder 4 Ellen lang wuchſen, ſo daſs ſie bis auf die Erde reichten, wenn ſie ſtand. Die *Digitalis* will der Vf. nicht loben. 3) *Prakt. Miſcellen*, von D. *Göden* zu Friedland im Mecklenburg. Der excentriſche Vf. naht ſich allmählich der Sphäre des wahren mediciniſchen Lebens und ſeiner Gemeinheit, auſser welcher für den Arzt kein Heil zu finden iſt Wird er in dieſe immer mehr eingehen: ſo werden wir auch mehr Notiz von ihm nehmen. Denn *qui non vult intelligi, non debet legi.* 4) *Etwas über die Heilung derjenigen Fuſsgeſchwüre, welche Begleiter kranker Eingeweide ſind*, nebſt beygefügtem Verlauf einer merkwürdigen Leberkrankheit, als Folge von Hydatiden, von D. *Rebentiſch* zu Landsberg an der Warthe. Sehr zu wünſchen wäre, daſs die Diagnoſtik dieſer Geſchwüre, in wie ferne ſie von jener Urſache abhängen, beſſer berichtiget würde. 5) *Von den Entzündungen der innern Eingeweide bey Kindern und deren Behandlung*, von D. *Schäffer*, taxiſchem LA. und GR. zu Regensburg. Es iſt hauptſächlich die Rede von der Entzündung der Gehirnmembrane, dem Croup, der Lungenentzündung und der Entzündungen im Unterleibe. Der Vf. glaubt, in den Kinderjahren habe man es mit einer paſſiven Entzündung oder vielmehr Congeſtion, im reiferen Alter mit einer activen zu thun. (Unmöglich können wir dieſem Satz im Allgemeinen beyſtimmen; es liegt auch in der That gar kein Grund dazu im Organismus der Kinder. Eben ſo wenig können wir uns eine Entzündung denken, von welcher die Irritabilität ſo ſehr ausgeſchloſſen ſeyn ſollte, als der ſchätzbare Vf. hier *ex hypotheſi* annimmt. Ferner finden wir es nicht gegründet, daſs für Kinderentzündungen Nitrum und Salmiak weniger, und Calomel mehr paſsten, wie von mehreren anderen Ärzten, auch dem Vf., behauptet wird.) Die häutige Bräune iſt eine Entzündung der ganzen inneren Luftröhre, und die ausgeſchwitzte Lymphe eine natürliche Folge der erhöhten Gefäſsthätigkeit, wie beym inneren Waſſerkopf, der Lungenentzündung u. ſ. w. Vortrefflich beſchreibt der erfahrne Vf. dieſe Krankheit. Durch Mittelſalze, Blutigel, Calomel wird der Entzündung begegnet, durch Brechmittel die möglichſt baldige (ſchwer Statt findende) Entfernung der bereits ausgeſchiedenen gerinnbaren Lymphe. Der Vf. empfiehlt (gegen andere Praktiker) *kleine* Gaben Calomel, fleiſsig mit anderen entzündungswidrigen Mitteln gereicht. So ſpricht er auch von der Anlegung *eines oder des andern Blutigels* an den Kehlkopf. (Rec. iſt für groſse Gaben Queckſilber und hinreichend *viele* Blutigel. Die der Blutausleerung folgende Schwäche iſt jetzt das *Malum minus.*) Die Entzündung der Lunge hält der Vf., was die Behandlung anlangt, für weſentlich verſchieden von der bey Erwachſenen (woran wir, das Aderlaſſen ausgenommen, welchem wir Blutigel ſubſtituiren, zweifeln; ſo wie wir auch nicht Thee von *Verbaſc. Althaea* und *Arnica*, oder *Senegaabſud* und *Digitalis* in eine Kategorie ſetzen können.) Die Entzündungen im Unterleibe ſind leider zu kurz abgehandelt, obſchon ſie es am wenigſten verdient hätten, da ſie ſo dunkel ſind. Rec. glaubt, daſs manche vermeinte Zahnbeſchwerde unter dieſes Capitel gehört. 7) *Über die Behandlung der atoniſchen Gicht und der chroniſchen Rheumatismen, die mit Augenentzündung verknüpft auftreten*, von D. *Benedikt* in Chemnitz. Der Vf. tadelt die bisher hie und da angewandte reizende Methode dieſer Krankheiten, und ſchlägt eine entgegengeſetzte vor. Gegen das allgemeine Übelbefinden empfiehlt er Baldrian mit Calomel, oder ſtatt des letzteren Salmiak; äuſserlich ein kleines Veſicatorium an den *Proceſſus maſtoideus*, offen erhalten. Wenn die Augenentzündung gröſstentheils vorüber iſt: ſo giebt er einen Thee von *Chenopodium mexic.* und laue Bäder mit Mineralalkali bereitet. Ganz zu Ende räth er Schwefelbäder und andere antiarthritiſche Mittel. 8) *Bemerkungen über die dieſsjährigen gaſtriſchen Herbſtfieber*, vom Herausg. Ein ſchöner Beytrag zur Geſchichte des Wechſels epidemiſcher Conſtitutionen, deren Wahrheit und nothwendige Beachtung immer mehr eingeſehen wird. 9) *Etwas über die dieſsjährige Ruhr*, vom Herausg. Es nutzten Anfangs eher abführende Mittel, als Opiate; ſelten kamen typhöſe R. vor. *Nux vomica*, *Opium*, Klyſtiere von Amylum und warme Bäder waren die vorzüglichſten Mittel. Manchmal muſsten beide erſte Mittel mit einander verbunden werden. (Rec. fuhr am beſten, wenn er Anfangs Manna mit einem Schleime, oder *Ol. amygd.* mit *Gummi arabic.*, weiterhin *Spirit. Mindereri* mit Opium gab. Nur nicht gleich Anfangs geſtopft; man müſste denn gleich beym allererſten Eintritte Opium mit diaphoretiſchem Verhalten anwenden können.) 10) *Bemerkungen über*

Digitized by Google

das Scharlachfieber, vom Herausg. Zum eigentlichen Scharlachexantheme gefellten ſich noch andere Ausſchläge, Rötheln, kleinere und gröſsere Bläschen und Puſteln, auch Frieſel. (Ebenjetzt, May 1813, herrſcht eine Ausſchlagskrankheit, welcher durchaus kein beſtimmter Name zu geben iſt; bey Manchen iſt ſie dem Scharlach, bey Anderen den Maſern ähnlich, leicht, gutartig, ohne Abſchuppung u. ſ. w. Nach allen Bemühungen des verdienten Hn. *Heim*, und anderer berliner Ärzte iſt dennoch unſere Kenntniſs von den hitzigen Ausſchlagsformen ſehr mangelhaft.) 11) *Noch zwey Worte über das Vorkommen ächter Pocken nach vorausgegangenen ächten Kuhpocken*, von GR. *Heim*. Der erfahrene Vf. leugnet die Exiſtenz wahrer MBl. nach wahren KP., worin ihm Rec. vollkommen beyſtimmt, ob er gleich den charakteriſtiſchen Unterſchied der MBl.-Narben noch nicht annimmt, und die Möglichkeit einer Doppelblatterung überhaupt nicht leugnet. 12) *Erfahrungen über die Bäder zu Rehburg*, von D. *Albers* zu Wunsdorf. Nicht in den eiſenhaltigen Beſtandtheilen allein, ſondern mehr noch in einer dem Quantitätsverhältniſſe nach ſehr günſtigen alkaliſchen Eiſenauflöſung, ſo wie auch in der Vermiſchung dieſes ſeifenartigen (?) Waſſers mit dem dortigen Schwefelwaſſer ſucht der Vf. die groſse Wirkung dieſes Waſſers. Wie das Waſſer zu Plombières, iſt dieſes Waſſer mild und fett anzufühlen, und erzeugt beym Kochen einen ſeifenartigen Schaum, der von aufgelöſter Thonerde herrühret. (Mehrere Zeugniſſe erfahrener und zuverläſſiger Chemiker mögen die Beſtandtheile dieſes Waſſers ferner beſtimmen, welches hier allein nach Hn. *Weſtrumb* zerlegt, und welches, nach dieſer Prüfung, vorzüglich reich an ſaliniſchen Beſtandtheilen, luftſaurer Kalkerde und Selenit iſt.) 13) *Das ächte Scharlachfieber*, von D. *Neumann* in Dresden. (Der Vf. hat ganz Recht, wenn er Hn. *Harles* über ſein, einem amerikaniſchen Arzte gegebenes Zeugniſs tadelt; nur, was die Halsentzündung anlangt, ſind wir nicht einverſtanden mit ihm. Dieſe hält Rec. für ein pathognomoniſches Kennzeichen vom Sch. Auch iſt äuſserſt ſelten feuchte Haut, faſt immer trockene, groſse Hitze dabey. Und endlich hängt die nachfolgende Waſſergeſchwulſt durchaus nicht immer und allein von Erkältung und Einwirkung atmoſphäriſcher Luft ab.) 14) *Über die Heilkräfte einiger gegen das Wechſelfieber angewandter Mittel.* Abermals ein Lob des Arſeniks gegen dieſe Krankheit; doch ſchreibt der Vf. demſelben einen wichtigen Einfluſs auf das Gefäſsſyſtem zu, ſo wie er auch öftere Recidive will geſehen haben. In den *prakt. Miſcellen* verſpricht der Herausg. Beobachtungen über das *besnardſche Antiſyphiliticum*, denen wir begierig entgegen ſehen. Nach *Bongard* hat es wenig geleiſtet. *Über die Digitalis*, von D. *Heuſinger* in Braunſchw. Der Vf. iſt ein groſser Lobredner dieſes wirklich vortrefflichen Heilmittels, wovon hier beſonders die geiſtige Tinctur empfohlen wird; das Extract ſcheine die meiſten diuretiſchen Kräfte zu beſitzen (?). 18) *Über die aſſerente Wirkung des Phosphors*, im Gegenſatz mit dem Opium, Moſchus und den Naphthen, vom Prof. *Löbenſtein Löbel* zu Jena. Statt aller der vielen Krankheiten, in denen der Vf. den Ph. empfiehlt, und unter denen er ſelbſt, wie es ſcheint, am meiſten beym ſchwarzen Staar erwartet, wollen wir nur angeben, daſs der Vf. ſelbſt bey einem heftigen Nervenkopfweh, Kopfgicht, wie er es nennt, davon Gebrauch machte. Gleich die erſten Gaben bewirkten Wohlbehagen, Gemüthlichkeit und Heiterkeit, die folgenden bekamen ihm ſo wohl, daſs er ſeitdem nie wieder einen Anfall von einem ſo *kopfzertrümmernden* Schmerz gehabt hat. 19) *Über den Rothlauf der neugebornen Kinder im Allgemeinen und die* (gute) *Wirkung des Queckſilbers dagegen insbeſondere*, von D. *v. Velſen* in Cleve. (Verdient Aufmerkſamkeit, obgleich der epidemiſche Einfluſs bey dieſer Krankheit nicht zu bezweifeln iſt. Bey einem Falle, welchen Rec. kürzlich beobachtete, thaten Queckſilbermittel nichts, ob ſie gleich, wie gewöhnlich, grasgrüne Abgänge bewirkten.) Gegen *den Keichhuſten* leiſtete dem Vf. *Autenrieths* Methode nichts, Belladonna und Opium mehr. 20) *Beobachtungen einer merkwürdigen Krankheit des Unterleibes*, von D. *Heuſinger* in Braunſchw. Sie wurde beym Leben des Kr. höchſt verſchieden beurtheilt. Es war eine ſchmerzende, pulſirende Geſchwulſt, welche in Zeit von 10 Jahren eine ungeheure Gröſse, ſtärker als der Leib einer hochſchwangeren Frau erreichte. Bey der Section ſchätzte man die Geſchwulſt auf 30 Pfund. Es war eine Sammlung von Hydatiden, die man auf einige Hunderte ſchätzen konnte. 22) *Warnende Krankheitsgeſchichte vor dem Genuſs der Kirſchen mit dem Steinen*, von D. *Weber* in Pirmaſenz. Der etwas undeutſche Titel bezieht ſich darauf, daſs ein Mann an Desorganiſationen im Magen (leider eine nicht ſeltene Krankheit) ſtarb, welche dem Genuſſe von Kirſchen mit ihren Steinen beygemeſſen wurde. 23) *Bemerkungen über das Scharlachfieber*, vom Herausg. Hier blos die Angabe, daſs der Vf. zwar nur ein einziges Mal Gebrauch vom Übergieſsen mit kaltem Waſſer machte, aber mit ausnehmend günſtigem Erfolge.

Jahrgang 1812. 1) *Erfahrungen und Bemerkungen über Schwangerſchaften auſser der Gebärmutter*, von GR. *Heim* in Berlin. Ein äuſserſt lehrreicher Aufſatz, welcher auf eine gewiſs recht oft verkannte, aber leider auch meiſt unheilbare Beſchwerde aufmerkſam macht. Die Hauptſätze der Diagnoſis dieſes Unglückes ſind: wehenartige Schmerzen vor der dritten und folgenden Woche, welche, wenn ſie heftig ſind, mit Stuhl- und Urin-Verhaltung ſich verbinden, röthlicher mit Blut gemiſchter Schleim-ausfluſs aus der Scheide, mitunter auch Blut, gewöhnlich auch Schmerz auf einer kleinen Stelle und Beſchwerde im Liegen auf der entgegengeſetzten Seite, und endlich ein ganz eigener unbeſchreiblicher, winſelnder und ſchreyender Ton von der Heftigkeit des Schmerzes, nebſt eben ſo unbeſchreiblichen Verzerrungen des Geſichts. Der Vf. ſchlägt einen kühnen Schnitt vor, um die Unglückliche zu

Digitized by Google

retten, da sie doch einem unvermeidlichen Tode entgegen gehe. 2) *Bemerkungen über die* (gute) *Wirkung der Rinde des Prunus padus* (Traubenkirsche) *in gichtischen und rheumat. Beschwerden*, vom HR. *Bremer* in Berlin. Fodert erst mehrere Beobachtungen, ehe das Mittel in unseren Arzneyschatz aufgenommen wird, obschon es nicht kostspielig ist. 3) *Beobachtungen über die differente Wirkung des Phosphors*, von D. *Löbel*. Hier vom Nutzen des Ph. bey Geisteszerrüttungen. 4) *Praktische Bemerkungen über die Wechselfieber und deren Heilart*, von LM. *Brückmann* in Braunschw. Ganz unserer Überzeugung gemäss sagt der verst. Vf., dass ächte Fieberrinde in einigen WF.-Arten unentbehrlich seyn dürfte, und dass, wenn uns auch alle Kolonialwaaren versagt würden, der Himmel uns wenigstens diese erhalten möge. Merkwürdig ist, was der erfahrne Vf. von dem Cyklus der Krankheiten angiebt. Als er 1752 anfing zu prakticiren, starben ungemein viele Menschen am Friesel; nach ungefähr 15—20 Jahren (eigentlich noch später) verlor sich dieser, und an dessen Stelle kamen nun die jetzt sogenannten tödtlichen Nervenfieber und der Scharlach weit öfter, als vorher. Vor mehreren Jahren sah man weit öfter rheumatische Brüstkrankheiten, als jetzt. So ist es auch mit den gefahrvollen Wechselfiebern, die sonst weit häufiger waren, als jetzt. (Dieser Gegenstand gäbe Stoff zu schönen akademischen Abhandlungen, *de cyclo morborum mutabili*, wenn deren noch im Geiste von des ehrwürdigen *Gruner Morbor. migrationib.* geliefert würden.) 6) *Versuche über die Wirksamkeit des Eisens in veralteten venerischen und mit Mercurialcachexie verbundenen Geschwüren*, vom Herausg. Der Vf. empfiehlt besonders die salzsaure Eisentinctur. — Wir wünschen dieser Zeitschrift guten Fortgang, und viele Mitarbeiter, wie *Heim*, *Neumann*, *Spangenberg* u. s. w.

Fj.

KLEINE SCHRIFTEN.

Statistik. *In dem Haag*, b. Belinfante und Comp.: *Statistisch Overzigt van Oostfriesland en Jever*, door *Servaas van de Graaff*. 1808. VI und 88 S. gr. 8. Der Vf. schrieb, zufolge des Vorberichts, diesen Beitrag, um seine holländischen Landsleute, die Ostfriesland und Jeverland nur dem Namen nach kennen, mit diesen beiden Ländern, nachdem sie durch den letzten Krieg zwischen Frankreich und Preussen an das Königreich Holland gekommen waren, näher bekannt zu machen, und ihnen durch eine kurze Darstellung der Statistischen Verhältnisse derselben das Gewicht dieser Reichs-Vergrösserung zu zeigen.

Er beschreibt zuvörderst — *Ostfriesland*, und behandelt in 11 besonderen Abschnitten die Lage und die Grenzen, die Grösse und Bevölkerung, das Klima und die natürliche Beschaffenheit des Bodens, die Flüsse und Gewässer, die Producte, die Nahrungsquellen, die Religion und Geistlichkeit, die Einkünfte, die vormalige Regierungsform und Regenten, die Eintheilungen und vornehmsten Örter — dieses schönen Landes, das verhältnissmässig eine der reichsten, wo nicht die reichste Provinz des preussischen Staats zu machen. Hierauf folgt eine Beschreibung des *Jeverlandes*, nach den nämlichen Gesichtspuncten.

Der Vf. hat den Plan seiner Schrift gut und treffend aufgefasst. Im Einzelnen aber sind mehrere seiner Statistischen und sonstigen Angaben nicht ohne bedeutende Irrungen; andere hätten genauer und umständlicher ausgeführt werden müssen, bey noch anderen kommen hin und wieder gar zu weite Abschweifungen in das Feld der Geschichte vor. — Um von den Unrichtigkeiten nur einige anzuführen, so beträgt die Länge von Ostfriesland von Osten nach Westen nicht 9, sondern nur 8,7 Meilen, und die grösste Breite nicht 9½, sondern nur 9 Meilen (S. 2). Die Länge und Breite des Landes ist (S. 1) ebenfalls nicht genau angegeben. Die Thon- und Pfeiffen-Erde, die man in Ostfriesland gräbt, wird nicht in derselben zu Pfeiffen verarbeitet (S. 9). Zu Gödens sind die vormaligen Linnenwebereyen, die der Vf. noch daselbst vorhanden glaubt (S. 22. 63), längst eingegangen. Die Einkünfte von Ostfriesland, die sich (S. 47) auf eine Million Thlr. belaufen sollen, sind gewiss zu hoch angeschlagen. Zu den Mängeln der Nachrichten von Ostfriesland gehört unter andern auch, dass die Anzahl der Häuser nicht angegeben wird, die — im Jahr 1805 im ganzen Lande aus 21,158 bestanden. Mit Unrecht werden die jeverschen Frauen (S. 75) eines übersetzenden Theetrinkens beschuldigt. Man trinkt in Jeverland wenig Thee, meistentheils Kaffee. Das Schulwesen in Jeverland, das der Vf. rühmt (S. 81), ist in der Praxis nicht besser, als in den benachbarten Ländern. Eine reformirte Gemeinde (S. 85) existirt in Jever — nicht, obgleich einige wenige Reformirte daselbst wohnen. — Übersehen werden diese und andere kleine Flecken in der Beschreibung des Jeverlandes — durch das Interessante mancher besonderer Notizen, die der Vf. von diesem wohlhabenden und angenehmen Ländchen mittheilt. Unter diesen befindet sich auch die wenig bekannt gewordene Nachricht, die der Vf. aus *Peterfoni Travels through Poland, Russia and Sweden*, 1804 II. 344 entlehnt, dass der Kaiser Paul I den Plan gefasst hatte, an der jeverschen Küste einen Hafen von Bedeutung anzulegen, einen Theil seiner Flotte in der Jade (nicht Jahde, wie der Vf. und Andere schreiben,) zu stationiren, und aus der Stadt Jever eine grosse Handelsstadt zu schaffen; der Kaiser liess die Möglichkeit der Ausführung durch einen eigenen Abgesandten aus Petersburg im Jahr 1800 an Ort und Stelle untersuchen, wovon das Resultat ganz seinem Wunsche aussagte, so dass er im Geheimen auf die Realisirung seiner Idee bedacht war, worin ihn indess der Tod unterbrach.

Übrigens verdient Hr. von *de Graaff* das Lob, *sie ein Ausländer* eine statistische Übersicht von Ostfriesland und Jeverland geliefert zu haben, wie man sie nach diesem wohl entworfenen Plane bisher noch von keinem Inländer besass, obgleich zu haben längst wünschte. Seine Arbeit würde besser gerathen seyn, wenn er, anstatt der auswärtigen, mehr aus *einheimischen* Quellen geschöpft hätte, dergleichen verschiedene Inländer seit den letzteren Jahren in mehreren auswärtigen Journalen eröffnet haben. Sollte der Vf. seinen in der Vorrede geäusserten Vorsatz, eine *ausführliche* statistische Topographie, verbunden mit einer kurzen Geschichte dieser Länder, zu schreiben, wirklich ausführen wollen: so würde er durch die einheimischen Schriftsteller, von welchen er in der vorliegenden Übersicht Hn. *Gittermann*, jetzt Prediger in *Emden*, namentlich anführt, leicht mit mehreren sicheren Quellen zur Kunde von Ostfriesland und Jeverland bekannt werden können, als er bey dem gegenwärtigen Versuche noch gekannt zu haben scheint.

Cf.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MAINZ, b. Kupferberg: *Rheinisches Archiv für Geschichte und Literatur.* Herausgegeben von *N. Vogt* und *J. Weitzel.* Jahrgang 1810. 1140 S. Jahrgang 1811. 1128 S. Jahrgang 1812. 1122 S. 8. (Jeder Jahrgang 5 Thlr.)

[Von zwey Recensenten.]

Sechs Bogen des rheinischen Archivs erscheinen monatlich in einem Hefte, vier Hefte machen einen Band. Nach der Ankündigung umfasst das Feld dieser Zeitschrift: 1) die Geschichte der an Ereignissen reichen gegenwärtigen Zeit; 2) die ältere Geschichte, besonders des Rheinstroms; und 3) das ganze Gebiet der schönen Literatur. Um diesen Plan thätig befördern zu können, hat der Hr. Geh. Lg. R. *Vogt* seine bisherigen *Staatsrelationen* aufgegeben, und verbindet ihren Inhalt mit dem des rhein. Archivs. Zu seinem Vergnügen, wie zu seiner Belehrung, hat Rec. einen grofsen Theil der vorliegenden Hefte durchgelesen, und giebt hiemit den Lesern Auskunft über den Befund derselben. Durchgängig herrscht ein männlicher, freymüthiger Ton, keine furchtsame Verzerrung der Gedanken, kein halbverständliches, leises Andeuten. Der Inhalt der meisten Stücke ist wichtig, wenigstens interessant. Es herrscht eine gewisse Ähnlichkeit der Denkart und Zwecke unter den Verfassern, denen Sachkunde und Geschicklichkeit im Vortrage besonders eigen ist. Selbst die Gedichte, sonst gewöhnlich die schwächste Seite der Zeitschriften, zeichnen sich oft durch Klarheit und Schönheit aus. Jedes Heft fängt mit einigen an. Da Rec. im Besonderen keine Gelegenheit haben wird, darauf zurückzukommen: so will er hier die auswärts eben nicht sehr bekannten Verfasser namentlich anführen. Sie unterzeichnen sich: *Lehne*, *Hadermann*, *Neuss*, *N. Müller*, *Sarasin*, *v. Klein*, *Gerning*, *Kessler*, *Schonger* und *Elise Sommer.* Wir gehen jetzt den ganzen Vorrath durch, und geben die Momente der vorzüglichsten Aufsätze, wenn möglich, mit den eigenen Worten der Vff. an; selbst wenn wir von ihrer Meinung abweichen, oder dieselbe einschränken möchten. Auf Widerlegung lassen wir uns nicht ein, würden auch nicht oft Anlass dazu finden.

Jahrgang 1810. *Januar. Gedichte.* — *Über Religionsformen*, von *Weitzel.* Ich weissage weder eine neue Religion noch eine Reformation; aber wir könnten sie doch vielleicht brauchen. Cicero durfte vielleicht als Philosoph sagen, ein Augur müsse lachen, wenn er einem Augur begegne; aber dem Volke durfte er diese Gesinnung nicht äufsern, ohne ein Staatsverbrechen zu begehen, weil er der Verachtung preis gab, was mit eine Grundlage der Verfassung und Verwaltung des Staats war. Wenn aber Auguren selbst öffentlich ihren Dienst als einen feilen Götzendienst herabwürdigen: kann dann die Menge noch an ihn glauben? — *Geschichte der Zeit*, von demselben. Es gab eine Zeit, wo Öster.eich die Rolle von Be(ö)otien hätte spielen können, wäre ihm ein Epaminondas geworden. Wäre er ihm geworden: dann ist noch die Frage, ob es ihn, oder er es ertragen hätte. Das Reich, in dem die f.e e schöpferische Kraft des Menschen nicht geehrt wird, verdammt sich selbst zur bedeutungslosen Mittelmäfsigkeit. — *Versuch einer Geschichte des österreichischen Feldzuges* von 1809. Zweyter Abschnitt. Der erste Abschnitt steht in dem letzten Hefte der Staatsrelationen. Dieser fängt an bey der Eröffnung des Feldzuges durch die Österreicher, und geht bis zur Einnahme von Wien. Man konnte sich den oft bestraften Irrthum nicht abgewöhnen, Napoleon lasse sich überraschen. Der Muth der Österreicher hätte ein besseres Loos verdient; aber der Muth allein ist in unseren Tagen, wo die Kunst so viel vermag, nicht mehr vermögend, den Sieg zu fesseln. — *Die alte, goldene Zeit am Rheine*, von *Butenschön.* Petrarca war vor 400 Jahren hier entzückt, dies bezeugt auch Hutten, das Wohlseyn in und um Mainz bestätigen Riesbeck, Forster, Vogt und Baggesen. Jetzt ist Alles verschwunden. — *Kritische Miscellen* über Gemälde und Maler, von *N. Müller.* Drey Pforten müssen offen stehen, um freye Bahn in den Circus der Gefühle zu haben; nämlich: Kunstsinn, Macht der Veranschaulichung, und Kunstvertrauen. Wem diese drey Sterne nicht leuchten, der gehört nicht zu den Weisen, die den Heiland finden und das Heil. Der Vf. bezeigt viel Eifer, der uns mitunter etwas wild vorkommt, und haut in alle vier Winde. — *Februar. Gedichte.* — *Über den Grofsherrn und seinen Hof*, a. d. Franz. von *Weitzel.* — *Ehre und Unehre der Deutschen*, von *Boost.* Nicht kriegerischer Muth, nicht Erfindungsgabe giebt dem Deutschen unter den Nordländern seinen eigenthümlichen Werth, sondern Treuherzigkeit, Gemüthlichkeit, und ein einfältig frommer Sinn, verbunden mit Klarheit des Verstandes. Roms Hierarchie stiefs sich an dem schlichten, geraden Sinne der Deutschen. Kein Volk schätzt fremdes Verdienst mit solcher Unbefangenheit, ja

Digitized by Google

bis zur höchſten Selbſtvergeſſenheit, wie das deutſche. Aus der Herzensfülle des Deutſchen und ſeiner Gemüthlichkeit iſt die Erſcheinung einer ganz eigenen Art von Werken des Witzes zu erklären, nämlich der humoriſtiſchen. Unter allen Muſen hat ihm keine, wie Polyhymnia, zugeſagt. — *Mainz und ſeine Bewohner* zur Zeit der Römer, von *Lehne*. In dem Beſitze dieſer Stadt haben Gallier, Sweven, Römer, Katten, Bataver, Vandalen, Hunnen, Allemannen, Franken, Normänner, Spanier, Schweden, Preuſſen, Öſterreicher und Franzoſen gewechſelt. Seit der Zeit, da Druſus die Feſtung Magontiacum gegen die Katten aufführte, beginnt erſt die Geſchichte von Mainz; was darüber hinausgeht, iſt unerweisbare Vermuthung. Die Bewohner hieſsen zur Zeit der Römer *Cives Taunenſes*, wie aus einer Entdeckung vom J. 1809 erhellt. Den *Vicus ſalutaris*, deſſen auf einem in der ehemaligen Domdechaney gefundenen Altar gedacht wird, hält Hr. *L.* für die *goldene Luft*. — *Kritiſche Miſcellen* u. ſ. w. Der Parteygeiſt fliesst aus mehreren Kloaken, und iſt dadurch deſto allgemeiner. Die Kothquellen der Urtheilsverblendung ſind folgende: Nationalſtolz; die Schule; der Name des Künſtlers; die örtliche Mode; die Gattungsvorliebe; individuelle Anſichten und Vorurtheile; Rechthaberey mit Prahlſucht und Dictatorwuth; Sinnenſtumpfheit und Herzenserſchlappung; religiöſer Fanatismus; der Satanskitzel der Schadenfreude; der zeitliche Culturgrad; Brodneid und Eiferſucht des Metiers. Dieſs ſind die zwölf Höllenapoſtel, die in der Kunſtkritik Unkraut ſäen. Phöbus Apollo muſs angerufen werden, daſs er ſeine tödtenden Pfeile darauf niederſchieſse. — *Geſchichte der Zeit*. Charakter des Kriegs zwiſchen Frankreich und England. Die ſpaniſche Krone wird an Napoleon abgetreten; Actenſtücke dazu. — *März*. Gedichte. *Die Ruinen am Rhein*, von *Ritter*. Über die Alterthümer in Köln, deren durch Niederreiſsungen jetzt immer weniger werden. Man ſieht noch Überbleibſel aus den Zeiten der Römer, und viele aus den Urzeiten der deutſchen Kunſt, wozu die Marienkirche gehört, deren Chor mit dem Steinbilde der Stifterin Plectrude, der Mutter Karl Martells, geſchmückt iſt. Ehe der gothiſche Stil aufkam, nahmen die nach ſchon bekannten Formen haſchenden Barbaren die byzantiniſche Manier auf. Der Dom iſt der älteſte unter ſeinen Brüdern; die zu Straſsburg, Wien und Mailand ſind jünger. Er ward 1248 angefangen, und das Chor 1322 eingeweiht. Er iſt, wie man weiſs, bey weitem nicht fertig. — *Der Dom zu Köln*, ein Sonett von *Werner*. — *Bruchſtücke einer Rheinreiſe*, von *Weitzel*. Der launige Vf. hält im Schiffe eine rhetoriſche Vorleſung über den Werth der Titusköpfe und der langen Haare; zum Lohn erndtet er Küſſe. — *Über die geographiſche Lage des alten Sicila*, wo Kaiſer Alexander Severus im Jahr 236 ermordet wurde, von *Lehne*. Man hat bisher geglaubt, Sicila könne wohl das Dorf *Singlingen* ſeyn. Dieſs hieſs aber vormals Sundlingen. Lampridius, Jul. Capitolinus und Eutrop laſſen den Kaiſer in Gallien umkommen; Aurelius Victor in einem Flecken Sicilia in Britannien. Hr. *L.* findet die Nachrichten aller Schriftſteller, auch des Jornandes, vereiniget in folgender Stelle: *Alexander periit in Gallia militari tumultu in vico Britannorum, cui Sicila nomen eſt, non longe ab urbe Moguntiaco*. Dieſer Vicus ſoll das jetzige *Bretzenheim* (von Brittenheim oder Brettenheim abgeleitet) ſeyn; welche Meinung dadurch geſtützt wird, daſs ſich in Urkunden aus Pipins und Karls d. G. Zeit eine *Villa Prittonorum*, *Brittanorum*, auch *Brettonorum* findet. Britten müſſen dieſe angebaut haben. Zum Behuf ſeiner Hypotheſe nimmt der Vf. an, daſs, da der Proconſul Suetonius unter Nero die Britten fürchterlich geſchlagen, ihrer viele in die Gefangenſchaft der römiſchen Soldaten von der 14ten Legion gerathen, und von ihnen in die Nähe ihrer Lagerſtadt Magontiacum verpflanzt worden ſind, um das Land zu bauen. Dieſe Meinung hat vielen Schein. — *Die Vermählung des Kaiſers Napoleon mit der öſterreichiſchen Prinzeſſin Louiſe*, von *Vogt*. Das ganze ſüdweſtliche Europa iſt jetzt wieder als ein groſser Staatenbund anzuſehen, wie zu Karls des Groſsen Zeiten, deſſen Krone das eine Kaiſerhaus ſo lange getragen, und das andere erneuert hat. — *Über das geiſtliche und weltliche Betragen des Papſtes*, von Demſelben. Der Kaiſer iſt dem Concordat nicht zu nahe getreten; ſeit demſelben iſt der Zuſtand der Geiſtlichkeit in Frankreich, im Allgemeinen, verbeſſert worden. Es iſt die Pflicht des Kaiſers, Acht zu haben, daſs die wahre katholiſche Kirche keinen Schaden leide. Wenn ein beſtändiges Concilium, oder ein gemeinſchaftlicher Senat, für die ganze Chriſtenheit beſtände: ſo könnte Alles, was nun durch Bündniſſe, Vermittelungen und Garantieen oft fruchtlos verſucht wird, durch eine gemeinſchaftliche Gewalt, welche vom Papſte und Kaiſer zugleich ausginge, viel kräftiger beygelegt und entſchieden werden. — *Geſchichte der Zeit*. Die franzöſiſche Armee in Spanien; Napoleons Vermählung. — *April*. Gedichte. *Kritiſche Miſcellen*. Es giebt keinen Inſtinct des geſunden Urtheils. — Ehre und Unehre der Deutſchen. Des Deutſchen Eifer für Ordnung, Recht und Anſtand artet aus in Pedanterey oder Nachahmungsſucht, ſeine Treue in ſteife Anhänglichkeit an das Alte, ſeine Gemüthlichkeit in Empfindeley. „Wir ſahen noch vor Kurzem Fürſten an der Spitze bedeutender Heere ſtehen, die als wahre Corporale, Faltenzähler und Lockenmeſſer ſich benahmen, und eher einem Dionys zu Korinth mit der Zuchtruthe, als einem Dionys in Syrakus mit dem Schwerdt und dem Scepter glichen.“ Das ſchwächſte, ſchlaffſte und zerrüttetſte unter allen Volkern Europas iſt das deutſche, das romanenreichſte, weichmüthigſte, übergelehrte. Seine Pedanten haben ihm die Niederlagen bey Ulm und Jena; fremde Genüſſe, und ſeine empfindelnden Schriftſteller, Prediger und Erzieher ſeine weitverbreitete Erſchlaffung zugezogen. — *Von dem Frieden der Kirche in den Staaten der rheiniſchen Confoderation*, von *Vogt*. Dieſer Aufſatz enthält vorzüglich die Wünſche des Groſsherzogs von Frankfurt, als Erzbiſchofs-Metropoliten

Digitized by Google

zu Regensburg, nach welchen auf ein allgemeines Concilium, aus französischen, italiänischen, spanischen und deutschen Bischöfen bestehend, angetragen wird, da ein französisches Provincial-Concilium nicht hinreichend seyn dürfte. — *Merkwürdige Scenen aus dem Bauernkriege von* 1525, nach der ungedruckten Handschrift des Grafen Ulrich von Rappoltstein. Das Original liegt in der kolmarschen Bibliothek. Was dem Verzeichner zu Altorf im Wasgau selbst begegnet ist, und welche Mühe er mit seinen Bürgern gehabt hat, um sich von der Theilnahme mit den Bauern abzuhalten, erzählt er in der kunstlosen Art der damaligen Zeit. Es war besonders ein Leppel (Leopold) dabey, der durch seine aufrührerischen Reden das Volk reizte, am Ende aber mit dem Leben bezahlen mufste. „Da ward das Leppel auf des Raths Ansuchen durch die vier Hauptmänner in den Thurm gelegt, und darauf gefragt. Da hat es bekannt ein Dieb zu seyn, und was es auf die Herrschaft geredet hab, das hat es erdacht und erlogen. Darauf ist es mit gemeiner Stimm auf Sonntag einbeladen und Montag darauf vor einem Rath der 150 vorgestellt und da erkannt worden, es zu richten mit dem Strang. Doch ist ihm Gnad beschehen, und das Haupt von ihm genommen worden, den 8ten Tag des Mayen bey dem Kreuz vor dem Thor zwischen den Gräben." Die Aufrührer bezeugten, „sie begehrten weder Schlofs noch Stadt, sondern allein das blofs Evangelium helfen zu schützen, dafs das lauter und klar gepredigt ward; sie wären auch niemanden Feind, denn den Pfaffen, Mönchen, Nonnen und Juden; die allein wollten sie unterstehen zu strafen." Graf Ulrich giebt seinen Widerwillen gegen die Bauern recht adelig zu erkennen in den Worten: „Ich bezeug mich, was ich mit Lux Metzger, Hans Zimmermann und andern geredet hab, dafs ich ganz ernstlich sey, ich woll lieber verlieren meines Weibes Ketten und anderes, als dafs ich sie soll hereinlafsen." — *Gelehrte Gesellschaft in Trier.* Es ist die *Société des recherches utiles du département de la Sarre*, getheilt in die Section des Ackerbaues, die der Wissenschaften und schönen Künste, und die der Handlung und industriösen Künste. So weit der erste Band.

May. Wir erwähnen der Gedichte nicht länger. *Untersuchung über die römische Vertheidigungslinie*, und die Angabe der Itinerarien von Rheinzabern bis Bingen, von *Lehne.* Sie soll 3 Castra und 4 Castelle enthalten haben: *Vicus Julius*, *Noviomagum* (Speier), *Alturipa*, *Borbitomagus* (Worms), *Bauconica* (nach der peutingerschen Charte *Bonconica*), *Magontiacum* und *Bingium.* — *Über den Einfluss der Verbindung zwischen Österreich und Frankreich* auf einen allgemeinen Frieden, von *Weitzel.* Die Meinung des Vfs. ist sehr schwankend, und gewährt keine neuen Aussichten. Der Friede ist wahrscheinlich, sagt er, er kann aber auch fortwähren. Auf Englands Gerechtigkeit hoffen, heifst, keine Hoffnung haben. — *Versuch einer Geschichte des österreichischen Krieges von* 1809. Von den Mafsregeln zur Rettung Wiens an bis zur Schlacht von Raab. — *Die vier Kaiserthümer des europäischen Volkerbundes*, von *Vogt.* Es sind diese: Frankreich, Österreich, Rufsland und Grofsbritannien. Frankreich beherrscht den ganzen Südwesten, Rufsland den Norden, und Österreich den Osten von Europa, indem Grofsbritannien über die Meere und Inseln gebietet. Wenn sich diese vier Hauptmächte bey dem künftigen Frieden über alle Angelegenheiten der Welt vereinigen könnten: so würde es ihnen leicht seyn, die Gewalt der Türken in Europa und Asien zu brechen, Indien, Persien, vielleicht auch China, von sich abhängig zu machen, die ganze Küste von Afrika zu erobern, und Amerika in den alten Zustand der Unterwürfigkeit zurückzuführen. Dann fehlte nichts mehr, als dafs Frankreich, Österreich, Rufsland und Grofsbritannien sich als vier grofse Kaiserthümer erklärten, wovon erstes die Suprematie in Europa, das zweyte in Afrika, das dritte in Asien, und das vierte in Amerika übernähme, und die ganze Welt wäre unter ihnen getheilt. Österreich in Afrika! England Alles zur See! Dieser Plan hat doch etwas allzu Barockes. — *Geschichte der Zeit.* Über die innere Schwäche der Türkey, und Burdetts Verhaftung. — *Junius. Über die Anwendbarkeit des fellenbergschen Ackersystems in anderen Gegenden*, von *Neeb.* Er findet den Gebrauch mancher Ackergeräthe, wenigstens im Departement des Donnersbergs, anwendbar. — *Auszüge aus der Geschichte des rheinischen Bundes*, von *Vogt.* Es werden hier 12 Epochen eines rheinischen Völker- und Städte-Vereins angenommen, nämlich: der rheinische Bund unter Ehrenvest (Arioviſt), der Bund unter Civilis, der Frankenbund am untern Rhein, der Allemannenbund am obern Rhein, das rheinfränkische Herzogthum, der rheinische Städtebund, der rheinische Kurverein, der Katholiken- und Protestanten-Bund, die grofse Association gegen Ludwig XIV, der pfalzbairische Familienvertrag von 1724, der Fürstenbund gegen die französische Revolution, und der rheinische Bund unter Napoleon. Hr. *V.* erzählt hier die Geschichte des rheinischen Städtebundes im Allgemeinen, die Specialien sollen folgen. Er erhielt seine Verfassung im Jahr 1255. — *Beschluss der Geschichte des österreichischen Krieges von* 1809. Von den Vorkehrungen der Franzosen zum Übergange über die Donau bis zum Frieden von Wien. — *Über eine Parlamentsreform in England*, von *Weitzel.* Man hat auf eine ziemlich genaue Art berechnet, dafs gegenwärtig schon wenigstens 327 Mitglieder des Unterhauses (fast die Hälfte von Allen, deren 658 sind) von nicht mehr als 2500 Menschen gewählt werden. — *Julius. Die Waldgräfin, Volkssage*, von *Hadermann.* Die Geschichte eines Frauenzimmers, das durch unbelohnte Liebe und verkehrte Begriffe von der Prädestination menschenscheu wurde. — *Beschluss der kritischen Miscellen.* — *Über eine Parlamentsreform*, Beschluss. Die Reform ist durchaus nöthig, weil die Krone ihre Vorrechte zum Nachtheil der Constitution erweitert hat, und beide Häuser des Parlaments eine

Digitized by Google

strafbare Gefälligkeit gegen die vollziehende Macht zeigen, welche ihre Abhängigkeit von derselben beurkundet. — *Geschichte der Zeit.* Burdett wird in Freyheit gesetzt, der König von Holland entsagt dem Throne, der Kronprinz von Schweden kommt um. — *August.* In den *Auszügen aus der Geschichte des rheinischen Bundes* wird die Geschichte der Streitigkeiten der Stadt Mainz mit ihren Bischöfen, und die Begründung ihrer freyen Verfassung erzählt, die von Adolf von Eltwill 1462 aufgehoben wurde. — *Bodmann* theilt mit einen Auszug eines merkwürdigen ungedruckten Schreibens an den Kurfürsten Anselm Casimir zu Mainz, über den *Tod des berüchtigten Herzogs von Friedland* und die damaligen Ereignisse in Staats- und Militär-Sachen. Es ist datirt: Eger, den 27 Febr. 1634. Neue Aufklärungen sind nicht darin. — Über die von Hn. Prof. *Ludwig v. Baczko* zu Königsberg aufgeworfene Frage: *Hatte der deutsche Orden Mysterien, denen der Tempelherren ähnlich?* von *Polzer.* Die Frage wird mit Unwillen verneint, schon mit aus der Nebenursache, weil *Kotzebue*, der dem deutschen Orden gar nicht hold ist, von solchen Mysterien gewifs geredet haben würde, wenn er in den Urkunden eine Spur davon hätte antreffen können, da ihm so viele zu Gebote standen. Hn. P's. Widerlegung ist bündig genug. — Die *Geschichte der Zeit* berührt diesmal die Fortschritte der Armeen in Spanien und Portugall, und einige Vorgänge im spanischen Amerika. Die Spanier haben einen Theil von Amerika unterjocht; dem gegenwärtigen Kriege in Spanien kann er seine Unabhängigkeit zu verdanken haben. Dort ist unangebautes Land, bereit, den Fleifs reichlich zu belohnen; eine zahlreiche Familie wird nicht als ein Fluch, sondern als eine Wohlthat angesehen, und es kann noch ein Jahrtausend vergehen, ehe die rumfordsche Suppe die letzte Hoffnung nach einem Leben voll Mühe und Arbeit bleibt.

September. Fortsetzung voriger Abhandlungen. *Bodmann* liefert noch ein ungedrucktes Schreiben an den Kurfürsten A. C. über die nördlinger Schlacht vom 6 Sept. 1634. — *Bruchstücke einer Rheinreise,* von *Weitzel.* Sie geht durch den (hier: *das*) Rheingau. Der Weinbau dieser Gegenden mufs ins Abnehmen kommen, weil er mit den Weinen Altfrankreichs, die angenehmer und wohlfeiler sind, keine Concurrenz aushalten kann. Erwägt man die Sperrung der Meere, die Verarmung des nördlichen Deutschlands, in welchem und durch das der Rheinwein seinen stärksten Abzug fand, und die Vereinigung Hollands mit Frankreich: dann überzeugt man sich leicht, dafs nur die vorzüglicheren Weine des Rheingaus in Zukunft gesucht werden, und sich im Preise erhalten können. Über das Drückende der Fremdheit unter den einer Regierung unterworfenen Franzosen und Deutschen sagt der Vf. viel Treffendes. Den Deutschen isolirt in Gesellschaften die Schwerfälligkeit, womit er sich in einer fremden Sprache ausdrückt; der Franzose schliefst sich lieber dem Franzosen an, und giebt ihm den Vorzug in Anvertrauung von Stellen und Geschäften. Der Deutsche mufs suchen, sich zum Franzosen zu bilden; sein kindisches Klagen verfängt dagegen nichts. Ungerecht sind die Franzosen, wenn sie sogar den Schmerz verdammen, mit welchem der Deutsche seine Lage fühlt, und ihn als bösen Willen deuten. Grofsmuth geziemt dem Stärkern, oder er ist nicht werth, es zu seyn. Zuletzt wird die neue Verfassung des Buchhandels und Bücherdrucks in Frankreich beschrieben, da sie „bey weitem nicht die Aufmerksamkeit erregt zu haben scheint, die sie verdient." — Unter der *Geschichte der Zeit* kommen Frankreich, England, Rufsland und die Türkey zur Sprache. Hr. *W.* ist überzeugt, dafs, wenn der Krieg mit England noch zehn Jahre währen sollte, der Continent bis dahin die neue Welt in der alten findet oder entbehren gelernt hat. — *October.* Aus der *Geschichte des rheinischen Bundes* werden Specialien von Frankfurt am Main und Köln erzählt, meistens Streitigkeiten und Fehden. — Von *Bodmann* finden wir eine *urkundliche Beschreibung* der vom Markgrafen *Albrecht d. J.* von Brandenburg 1552 vorgenommenen *Überrumpelung, Brandschatzung und Mifshandlung der Stadt Mainz* und ihrer Umgebungen. „Die Marggräffischen Ewigheilischen (evangelischen *scil.*) Predickanten hilgen vff die hohe Canzell im Domstiff, darvff ein Ertzbischoff selbst solte predigen, und predigten vff derselbigen, und sungen teutsche Psalmen, vnd hielten teutsche Mefs im eilfern Chor, vnd reichten den Lewthen ihr Nachtmahl; dartzu giengen ettlich, doch wenig Burger, allein die Lust hatten zum newen glauben. Disz gefiel ettlichen wol, ettlichen vbell." — *Zur Geschichte der Stadt Frankfurt am Main,* von *Matthiä.* Nach *Kirchners* Geschichte dieser Stadt, wovon der zweyte Theil gedruckt ist. Die Reformation und ihre Folgen für die Blüthe der Handlung. *Nesan,* ein junger Schulmann, den Erasmus nach Frankfurt geschickt hatte, um die Söhne der angesehensten Leute zu unterrichten, machte Luthers Lehre und Luthern persönlich daselbst bekannt. Aus England, Flandern und den Niederlanden wanderten allein in den Jahren 1554 und 1555 über 2000 Manufacturisten mit ihren rüstigen Arbeitern in Frankfurt ein; später stieg ihre Anzahl mit jedem Tage. — *Einige Nachrichten über die vormaligen Gewerbe der Stadt Mainz,* von *Schunk.* Es ist ein Verzeichnifs der Handwerker in *M.* von J. 1568, und ein anderes von 1780. — In den *Bruchstücken einer Rheinreise* reifet Hr. *W.* nicht, sondern giebt dafür seine Meinung über den literarischen Unterschied der Franzosen und Deutschen an. Er ist nicht mit Lessing zufrieden, dafs er dem grofsen Corneille das Genie abspricht, und *ihn* einen Stümper nennt. Schiller habe die Vorzüge der französischen Tragödie erkannt, und was er tadele, stehe gröfstentheils mit dem französischen Charakter in Verbindung; er tadele oft als Deutscher, was er als Franzose billigen würde. — Die *Geschichte der Zeit* beschäftigt sich mit den Fortschritten in Spanien und Portugall. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MAINZ, b. Kupferberg: *Rheinisches Archiv für Geschichte und Literatur.* Herausgegeben von *N. Vogt* und *J. Weitzel.* Jahrgang 1810 bis 1812. u. f. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

November. Einige *Bemerkungen über Arioste*, veranlasst durch einen Tadel *G. E. Lessings*, von *Folix.* Im Laokoon hatte *L.* den italiänischen Dichter wegen seiner Schilderung von Alcinens Schönheit getadelt, und ihm vorgeworfen, dass er nicht nach der Zeit, sondern nach dem Raume dargestellt habe. Hr. *F.* rechtfertigt den Ariost, indem er zeigt, dass Alcinens Schönheit keine natürliche, vielmehr eine erzauberte gewesen sey. Wir geben seinen Gründen Beyfall. A's Übersetzung von *Gries* scheint er nicht zu kennen. — *Meteorologische Bemerkungen über das Vorhersagen der Witterung*, von *Neeb.* D. Haberle hatte für den Sept. und Oct. 1810 schlechtes Wetter verkündigt; der Vf. freut sich, dass es nicht eingetroffen ist. Da, sagt er am Ende dieser Zeilen, die jedesmalige Modification der Witterung das Resultat von unendlich vielen Wirkungskräften über, auf und unter der Erde, von nothwendig wirkenden Kräften der Natur, und vom frey wirkenden Willen des Menschen ist; da die kleinste Abänderung und Abweichung immer mehr progressiv und divergirend in ihren weiteren Folgen erscheint: so ergiebt sich, dass das Vorhersagen der Witterung auf längere Zeit mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. — *Kurze Verzeichnuss, wie die Pfaltz von Landgraue Wilhelm von Hessen vndt andern vberzogen, geplundert vnd verbrandt worden. An. Dnj.* 1505; von *Boamann.* — *Parallele des philosophischen Geistes der deutschen und der französischen Nation*, von *Neeb.* Die Idee des Ewigen, Unendlichen, der Kern und das Herz unseres höheren Lebens und geistigen Bewusstseyns, ist das Herz und der Charakter der deutschen Philosophie. Die feste, mit unserem Daseyn verwebte, Überzeugung der Sinnenwelt, die Erfahrung, ist der Directionspunct der französischen Philosophie, und charakterisirt ihren Geist und ihre Tendenz. Die deutsche Philosophie hat keine Gefahr, dass sie Gott aus dem Gesichte verliert; sie hat Gefahr, dass sie nichts sieht als Gott (Theosophie). Mechanismus ist der offenbar gewordene Gott der französischen Philosophie, der Schöpfer aller endlichen vergänglichen Formen. — *Über die Massregeln Napoleons gegen den englischen Handel*, von *Vogt.* Die Ermunterung zum Anbau der Colonialproducte am mittelländischen Meere, und die Vertreibung der Engländer von dor mittelländischen Küste, sind wirksamere Mittel, England zum Frieden zu zwingen, als jene, welche man durch Sperre verlucht hat. — *Geschichte der Zeit.* — *December. Adeline*, *Novelle* von *Hadermann.* Die Romantik hat nicht dadurch gewonnen. — In der *Gesch. des rhein. Bundes* treten Worms, Speier und Strafsburg auf. — Die *Geschichte der Zeit* enthält die Actenstücke, die sich auf die Vereinigung von Holland, der Hanfestädte, des Lauenburgischen, und eines Theils der vormals westphälischen Länder mit Frankreich beziehen.

Jahrgang 1811. Wir wollen, der Kürze wegen, bey den vorliegenden Monatsheften desselben, blofs die vorzüglichsten Vff. nennen, und anzeigen, welche Aufsätze von ihnen geliefert worden, ohne jeden kritisch zu würdigen. Wir können nicht behaupten, dass der Werth des Journals in diesem Jahre gewonnen oder verloren hat. Es sind die vormaligen Theilnehmer, der vorige Fleifs, der vorige Geist. Im Ganzen geben wir indessen dem Jahrgange 1810 den Vorzug; er hat mehr Gediegenheit und weniger Lückenbüfser. Hieher rechnen wir unter anderen einige Novellen und Erzählungen von sehr zahmer Erfindung, die in einer der Unterhaltung allein gewidmeten Zeitschrift einen Platz verdienen mögen, hier aber, wie Saul unter den Propheten, stehen. In den politischen Mittheilungen merkt man hin und wieder Dehnungen und Umschreibungen; doch lesen sie sich nicht unangenehm. Wenn keine Thaten zu erzählen sind: so ist es freylich misslich, die Leser monatlich durch Betrachtungen über Staaten und Staatsklugheit gefällig hinzuhalten; zumal zu einer Zeit, wo man das unvollendet Geschehende nur dunkel auslegen kann, und darüber nicht, wie weiland Schirach, ins Gelag hinein plaudern darf. Mit der Schreibart mufs Rec. seine besondere Zufriedenheit bezeugen; da man in den meisten Schriften von jener Seite des Rheins her sonst selten ein recht reines Deutsch findet: so ist es als ein desto gröfseres Verdienst bey dem rheinischen Archiv anzumerken. Rec. ist auf wenige, und zwar leicht verständliche Provincialismen gestofsen. Nur einen, den er wohl hundertmal angetroffen hat, mufs er rügen. Immer steht *beyläufig* für: ungefähr, etwa; franz. *environ.* Bey uns Anderen gilt es für: nebenher; franz. *en passant*;

Digitized by Google

und nach dem Wortſinne ſcheint das Recht auf unſerer Seite zu ſeyn. Daſs dem *Bereits* noch ein *Schon* zugegeben, und *bereits ſchon* geſchrieben wird, wollen wir keinen Provincialfehler nennen; er iſt auch in Niederſachſen nicht ſelten.

Von *Vogt* finden ſich: Ein Aufſatz *über eine Note im Moniteur.* Bey Erwähnung der Einverleibung der Hanſeſtädte in das franz. Kaiſerreich hatten engliſche Blätter dieſe Handlung für die gewaltthätigſte Tyranney ſeit Karl d. Gr. erklärt. Der Moniteur ſetzt hinzu: *Voilà un bel éloge en peu de mots.* Hier wird eine Vergleichung der Syſteme Karls und Napoleons angeſtellt, deren Fortſetzung verſprochen wird, aber noch nicht erſchienen iſt. *Über die Ahnen des Königs von Rom.* Von mütterlicher Seite ſtammt er, nach den Genealogen, von Etticho ab, der ſchon im J. 690 Herzog von Allemannien und mit den Merovingern verwandt war. Es ſoll wahrſcheinlich gemacht werden können, daſs ſeine Abkunft von väterlicher Seite aus dem Geſchlechte der Urſini herrühre, unter welchen man zuerſt den Namen Napoleon antreffe. Rec. kennt einen Cardinal Napoleon Urſini, der bey dem langen Conclave in Perugia zugegen war, und die franzöſiſche Partey zur Erwählung Clemens V unter Philipp dem Schönen hielt. Daſs aber um des Vornamens willen die Bonaparte mit den Urſini verwandt geweſen, geht daraus nicht hervor. Die *Bildergallerie des Rheins* ſtellt 37 vorzügliche Gegenden und Flecke am oder unweit des Rheins auf, um als Stoffe zur Bearbeitung für Dichter und Maler zu dienen. In *Karl Friedrich, Groſsherzog zu Baden, ein Denkmal der Dankbarkeit*, wird, als Fortſetzung der Geſchichte des Städtebundes, ein Theil der Geſchichte des vormaligen Markgrafen vorgetragen. Auch die Fehden und Veränderungen in manchen anderen Örtern kommen vor; nämlich in Oppenheim, Bingen, Bacharach, Oberweſel, Boppart, Coblenz, Andernach. — Dem fleiſsigen *Weitzel* verdanken wir, auſser der hier fortgehenden Geſchichte der Zeit, und den Bruchſtücken einer Rheinreiſe, in welchen aber wenig gereiſet, und dafür manche ſinnvolle Betrachtung angeſtellt wird: *Die neueſte Staatskunſt.* In unſeren Tagen iſt es ſchwer geworden, bey der unendlichen Polyhiſtorey und der Menge von Syſtemen, den einfachen Sinn und den geſunden Menſchenverſtand zu retten. Der aus der Zeit. f. d. eleg. Welt genommenen, und im *Journal de l'Empire* beſpöttelten Anekdote aus Berlin miſst Rec. keinen Glauben bey. *Verſchiedene Gedanken*; gröſstentheils moraliſch-politiſch. Im *Geiſt der Journale* giebt Hr. *W.* Auszüge aus der *Gazette de France* und dem *Journal de l'Empire*, um zu zeigen, wie widerſinnige kleine Begriffe einige Franzoſen noch immer von dem Geſchmacke der Deutſchen hegen. „Ich muſs geſtehen, daſs ich Voltaire, ſeine oft affectirte Freygeiſterey, ſeinen ſchmutzigen Cynism, und ſeine ekelhafte Obſcenität abgerechnet, nicht halb ſo ſchwarz ſehe als H. Geoffroy." *Über den Krieg mit England.* Kein denkender Britte kann ohne bange Beſorgniſſe für ſein Vaterland in die nahe Zukunft ſehen. Was wir in zehn Jahren erlebt haben, giebt England und ſeinen Freunden eben nicht die tröſtlichſte Ausſicht; daſs ſich das engl. Cabinet zu dem gefährlichen Entſchluſſe verſtand, den Krieg unter allen Umſtänden fortzuſetzen, und daſs dieſer Entſchluſs in einem Staate wie England von Seiten der Nation keinen Widerſpruch fand, iſt ein Beweis, daſs man daſelbſt die ganze Gefahr der gegenwärtigen Lage kennt. *Zuſtand der Finanzen in Frankreich.* Nach dem Budget für d. J. 1811 belaufen ſich die Einkünfte des Reichs auf 954 Millionen, d. h. auf 159 Mill. mehr als im J. 1810. *Ein Napoleon gegen die Mitte des 13 Jahrhunderts.* Es war der Urenkel eines Martin, der mit den Carolingern verwandt war, und zuerſt den Namen de la Torre annahm. Er ging mit Conrad II (III) im J. 1146 nach Paläſtina, und ward bey Damaſcus gefangen. Sein Sohn Jakob war Graf von Valtellina. Deſſen Enkel Napoleon *Mediolanenſibus praefuit.* — *Bodmann* liefert aus der Quelle eine etwas lange, *vollſtändige Nachricht* von der über den Beſitz des *Erzſtifts Mainz* zwiſchen den *beiden Erzbiſchöfen Diether v. Iſenburg* und *Adolph v. Naſſau* geführten *Fehde*, und der von letzterem verrätheriſcher Weiſe geſchehenen *Einnehmung* und *Unterjochung der Stadt Mainz.* — Von *P. A. Müller* iſt eine *Denkſchrift über das Benehmen von Frankreich und England gegen die Neutralen*; nach dem *Mémoire sur la conduite de la France et de l'Angleterre à l'égard des neutres.* Paris 1810. Der Vf. holt weit aus. — *Félix* bringt einen *Verſuch einer näheren Beſtimmung der beiden Stellen, wo Julius Cäſar über den Rhein gegangen iſt.* Cluver wird berichtigt. *Über eine Stelle des Ammian. Marcellin.* Die Kritiker waren irre über das bey ihm vorfindliche *Rigodulum oppidum.* Cluver will gar, ſtatt des unbekannten *Rigodulum*, *exiguum* leſen, um ſich heraus zu wickeln. Der Vf. weiſs, ſtatt eines, zwey Rigodula anzuzeigen, wovon ſich eins bey Trier in dem Dorfe *Reol*, das andere unterhalb Kunoſtein-Engers, als Reol, Reul, auch Rile, wiederfindet. — *Neeb* ſchreibt *über das Räthſel des menſchlichen Lebens.* Da die Vernunft von irgend einer Vorausſetzung ausgehen muſs: ſo ſetzt ſie zweckmäſsig das voraus, wozu jedes gutgeſchaffene menſchliche Herz ein untilgbares Verlangen und Sehnen hat. Das Unendliche kann ſich nicht aus dem Dürftigen und Beſchränkten entwickeln. Er zeigt ein *ſtatiſtiſches Jahrbuch für das Departement vom Donnersberg*, Mainz 1811, von *Ferdinand Bodmann*, an, und äuſsert Wünſche für künftigen Verbeſſerung derſelben. *Über den äſthetiſchen Charakter einer ſchönen Gegend.* — Von *Rehmann* erhalten wir wenige, aber ſtark gewürzte *Radoterieen*, die ein Anderer Weisheitszweifel getauft hätte. Er ſieht nicht, wie eine wahre Geſchichte unſerer Zeit zu ſchreiben möglich ſeyn wird; und beweilet, daſs die Medicin, Moral und Politik ihre Moden haben, wie andere Dinge. „Der Vf. der Denkwürdigkeiten des Hauſes Brandenburg ſchrieb

Digitized by Google

einſt: *Selbſt die Fehler der Könige* müſsten getadelt werden. Ganz Deutſchland bewunderte dieſen Heroismus der Gerechtigkeit. Ein Glied des Nationalconvents wagte es, ein paar Jahrzehende ſpäter, laut zu ſagen: *Selbſt an Königen* müſſe man das *Gute* loben; und Frankreich erſtaunte über den verwegenen Muth des Sprechers." — Die oben erwähnten Novellen und Erzählungen ſind von *Dahm* und *Hadermann*; keine ſcheint Rec. einer beſonderen Auszeichnung würdig. Aufserdem lieſt man von anonymen Verfaſſern ein Schreiben aus Mainz, den Zuſtand der dortigen Muſik betreffend; ein Sendſchreiben aus Schwalbach über ähnliche Gegenſtände; und ein Geſpräch, aus archivaliſcher Quelle, zwiſchen Gufav Adolph, König von Schweden, und den Abgeordneten der Stadt Frankfurt. Der König wollte mit ſeinem Heer in die Stadt rücken, das verbaten die Geſandten unter allerley Vorwänden. Z. B. „*Die Abgeordneten.* Hier ſey eine ſonderbare Handelſtadt, die ſonderlich der Meſſen und Wechſel halben in Acht zu nehmen. *Rex.* Er ſehe wol warumb es zu thun, man ſehe mehr auf die zeittliche Wechſel, denn auf den Wechſel an einem groſsen Tag. Er bitte um Gottes Bluett willen, man wolle deſſelben Ehr und das gemeine evangeliſche Weſen beſſer in Acht nehmen. Thue man das nicht, ſo frage er nichts darnach wie man zu Frankfurt ſey. *D. A.* Was von den Wechſeln gemeldt, das verſtehe ſich fürnehmlich von den Commercien, die gleichwohl erhalten werden müſſen, und dependire der Stadt Wolfart davon. *R.* Der König in Spanien werde der Wechſel zu Frankfurt ſo wenig entrathen als Frankfurt der ſpaniſchen. Er verſtehe ſich auch auf die Wechſel und ſey auch damit umbgangen hab aber wenig gewonnen, er habe jetzunder nur noch wenig Thaler;" und weiter: „die Stadt habe nicht Urſach zu einigem Miſstrauen, wann es Lübeck wäre, das möchte ſich hören laſſen; wann der Kaiſer ihm die Frankforter ſchenkte er wollte ſie nicht; denn er und ſeine Lande könnten ihrer kein Nutzen haben."

Cht.

Jahrgang 1812. Auch dieſer enthält, bey einigen wenig bedeutenden, mehrere der Auszeichnung werthe Aufſätze. Von den früher abgebrochenen Aufſätzen ſind hier fortgeſetzt und zum Theil vollendet die *Auszüge aus der Geſchichte des rheiniſchen Bundes* von *Vogt*, die *Bemerkungen über den philoſophiſchen Geiſt der deutſchen Sprache* von *Neeb*, die *ſtädtiſche Gemäldeſammlung von Mainz* von *N. Müller*, *über die neueren lateiniſchen Dichter* von *Engel*. Unter dem, was neu hinzugekommen iſt, nennen wir zuerſt, als ihrer Stelle werth, die Gedichte von *K. Hadermann* und *Buri*. Die *Epiſtel an Fritz Textor* vom Erfreren und die *Friedensnacht* vom Zweyten wird man, ſo lange die Zeiten zu ſtürmen fortfahren, gern leſen und wieder leſen. In dem Aufſatz von *Vogt über die urſprüngliche Beſchaffenheit des Rheins und ſeiner Bewohner* iſt die fleiſsige und leicht überſehbare Zuſammenſtellung zu loben. Das genealogiſche Bruchſtück von *Folix: Wernher, Erzbiſchof von Trier*, beweiſt, dafs Wernhers Familienname „von Falkenſtein" und nicht „von Königſtein" geweſen; dafs Wernher ein Bruderskind Kuno's von Falkenſtein, nicht der Sohn einer Nichte deſſelben, der Bruder Philipps des jüngeren, welcher 1409 oder 1410 geſtorben, geweſen. Was uns ein Ungenannter von *Johann Friedrich von Pfeiffer* erzählt, iſt um ſo dankenswerther, da es von einem Manne herrührt, der dem Hn. v. Pfeiffer einige Jahre lang täglich und faſt ununterbrochen nahe war, ſeines vorzüglichen Wohlwollens und Vertrauens genofs, und der von ihm über das, was Bezug auf die Geſchichte ſeines Lebens hatte, im Laufe der Unterhaltung, manchen Aufſchlufs erhielt. — *Über Wilhelm Kyriander und die verſchiedenen Auflagen ſeiner trieriſchen Annalen* von *Wyttenbach*. Dieſer Aufſatz iſt eine Verbeſſerung und Erweiterung deſſen, was im J. 1808 im neuen literariſchen Anzeiger von demſelben Vf. über denſelben Gegenſtand ausgemittelt worden war. — Die *Geſchichte der Luftſchifffahrt*, von *Beneken*, erinnert an die Athener Dädalus und ſeinen Sohn Icarus, an den tarentiner Archytas (nicht *Archyas*, wie fehlerhaft gedruckt iſt); an die Deutſchen Magnus Repelius, Lohmeier, Leibnitz, Lichtenberg und Richmann; an die Italiäner Franz Lana und Barottini, den Portugieſen Gusmaro, und die Franzoſen Gallien, Montgolfier, Pilatre de Rozier, Blanchard u. A., und würdigt ihre Verdienſte um dieſen Zweig menſchlicher Erfindung mit Einſicht und Gerechtigkeit. — *Die Schweden zu Mainz, vom Jahr* 1631 *den* 13 *Dec. bis zum J.* 1636 *den* 9 *Januar*, ein Aufſatz von *F. J. Bodmann*, welcher durch drey Hefte hindurchläuft, iſt aus gedruckten und ungedruckten Quellen geſchöpft, und nicht blofs als ein Beytrag zur Geſchichte der Stadt Mainz, ſondern ſelbſt als ein würdiger Beytrag zur Geſchichte des dreyſsigjährigen Krieges überhaupt anzuſehen. Der *Brief über die Freygeiſterey der heutigen Erziehung*, an eine Dame auf dem Lande, von *Neeb*, iſt ein treffliches Wort zu ſeiner Zeit. „Ein Kirchenlehrer ſagt wahr und ſchön: Die menſchliche Seele iſt von Natur eine Chriſtin. So ſoll auch die Mutter dieſen Naturchriſten nicht erſt zum Heiden verwildern laſſen. Das Kind auf der Mutter Schoofs iſt der gehorſamſte Schüler für Dinge, die doch über allen Begriff und über alle (ſpeculative) Vernunft gehen. Welcher erhabene Beruf für die Mutter, den Menſchen, den ſie neun Monate lang mit ihrem Herzblute nährte, bald nach dem Eintritte in das Leben durch Mittheilung der heiligſten Gefühle ihres Herzens einem Engel anzuvertrauen, der ihn ſicher durch alle moraliſche Gefahren des Lebens geleitet." — Eben ſo beherzigungswerth iſt das, was derſelbe Vf. *über einige Worte Kants von den Aftergenien* geſagt hat. Es betrifft das Unweſen mancher ſogenannter Philoſophen unſerer Tage. Auch die *Bemerkungen über den Ein-*

Digitized by Google

fluſs der Sprache der Taubſtummen auf ihre Sitten und ihr Erkenntniſsvermögen, von Ebendemſelben, ſind eben ſo ſcharfſinnig, als praktiſch. — *Folix über den Charakter des Aeneas bey Virgil* geſteht am Ende, daſs es ihm unmöglich werde, an Aeneas oder ſeinen Schickſalen den geringſten Antheil zu nehmen. Ein Menſch ohne feſten beſtimmten Charakter könne kein Intereſſe erregen. Das ganze Gedicht verfehle daher, ſeines Erachtens, ſeinen wahren Endzweck; unſere Augen werden von dem glänzenden Schmucke der Einkleidung geblendet, allein unſer Herz bleibt kalt und ungerührt bey allen Abenteuern des Hauptheldes. — Über die Frage: *Iſt Witz und Verſtand (esprit), was den Franzoſen von dem Deutſchen, und Vernunft, was dieſen von jenem unterſcheidet?* hat ſich Hr. *Booſt* mit Freymüthigkeit und Unparteylichkeit erklärt. Die Heft VII, S. 205 befindliche Anmerkung verkennt den Mann, den ſie betrifft. — *Über Gemüth und Wiſſenſchaft* von *Fr. Koppen*, ſoll das Verhältniſs zwiſchen Gemüth und Wiſſenſchaft in Beſtimmtheit auffaſſen, und auf dem allgemeinſten Standpuncte kenntlich machen, wie ſich beide oft begegnen, oft aber auch zu fliehen ſcheinen. „Am beſten, lagt der Vf., bezeichnen wir mit dem Worte Gemüth jene gleichbleibende Fülle des Gefühls, jene geſammelte Haltung der höchſten geiſtigen Kraft, wodurch der Menſch, nicht am Irdiſchen gebunden, ein höheres Gut als ſein urſprüngliches Eigenthum betrachtet, ruhig und hell die Ewigkeit in Anſpruch nehmend, gleichwie des Meeres unbewegter Spiegel die Tiefe des unendlichen Himmelsraumes mit Sonne und Geſtirnen zeigt.“ — Der Aufſatz von *Jung über den Schall* macht Einwürfe gegen die gewöhnliche Theorie des Schalles. Die Sachverſtändigen werden ſie aus der Natur der elaſtiſchen Körper leicht zu beantworten wiſſen. — *Das Miſsverſtändniſs* von *Weitzel* iſt eine wohlangelegte und ausgeführte Erzählung.

Call.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Zerbſt*, b. Füchſel: *Unterhaltende und belehrende Blätter über gemeinnützige Gegenſtände der Natur, der Kunſt und des Menſchenlebens.* Jahrgang 1813. 1, 2, 3 Heft. 192 S. 8. (Der Jahrgang 3 Rthlr. 12 gr.) Die Gegenſtände, an welche ſich dieſe Zeitſchrift zur Unterhaltung und Belehrung vorzüglich zu halten gedenkt, ſind Bemerkungen aus dem Gebiete der Moral, Anthropologie, Pſychologie und des gemeinen Lebens; Naturkunde; neue, bisher noch wenig gekannte, der allgemeinen Verbreitung und Anwendung werthe, Erfindungen und Entdeckungen; Geſundheitskunde; kleine Erzählungen aus der Tagsgeſchichte, Anekdoten und Charakterzüge; Gedichte. An Materialien wird es alſo wohl nicht leicht fehlen, um jeden Monat 4 Bogen volldrucken zu können. Aus dieſen beiden erſten Heften erſieht man ſo viel, daſs die Redaction nicht ohne Auswahl zu Werke geht. Die mitgetheilten Aufſätze ſind gröſstentheils ihrer Stelle werth, obſchon ſie wenig Neues enthalten. Die Stelle aus einem Schreiben von Weimar den 4 Jan. 1813, wo erzählt wird, daſs ein groſser Geyer geflogen gekommen ſey, und ſich auf Iffands Vorſaal geſetzt habe, iſt ohne Unterhaltung und Belehrung, ſo wie auch die Stanzen S. 123. Wer mag an ſolcher affectirter Reimſpeiſe Geſchmack finden?

Beglückt, wer eine Seele aufgefunden,
Die ſeines Sinnes Innerſtes verſtand!
An ſtiller Gnuge iſt ſein Glück gebunden,
Es iſt ſchon halb entweiht, wenn er's genannt;
Nur ſtumme Zeugen ſollen es bekunden,
Nur Geiſter ſchlingen dieſes geiſt'ge Band:
Der zarte Staub (Staub?) *von Pſyche's Silberflügel*
Zerſtaubt an des Genuſſes Blumenhügel.

Hier möchte man mit dem Dichter ausrufen:

O zu welchen verzweifelten Dingen
Siehet man Reime die Menſchen zwingen!

Cab.

Frankfurt, ohne Angabe des Verlegers: *Allgemeines Commersbuch.* 1810. 252 S. 8. (20 gr.) Man findet in dieſer Sammlung 129 gröſstentheils wohlgewählte Trink-, Freundſchafts- und Bundes-Lieder, unter denen ſich auch drey latteiniſche befinden. Wer am Commerſiren überhaupt nichts Bedenkliches findet, dem wird auch dieſe Sammlung unbedenklich empfohlen werden können, die ſich auch im Äuſseren durch einen ſehr eleganten Druck und eine artige Titelvignette auszeichnet.

g.

Schöne Künste. *Leipzig*, in Commiſſion bey Hofmeiſter u. Kühnel: *Muſikaliſche Scalen, oder Vorſtellung der zwölf Dur- und zwölf Moll-Tonarten.* Zum Gebrauch derer, die ſich der Tonkunſt widmen u. ſ. w. Mit erklärenden und kritiſchen Anmerkungen begleitet von *Anton Weiſ v. Wolfenau.* 1802. 4 Bog. 4. (8 gr.) Dieſe Schrift macht weiter keinen Anſpruch, als die Anfänger in der Muſik mit den in der Kunſt gebräuchlichen 24 modernen Tonarten, mit den Tonleitern derſelben, und mit den in dieſen Tonarten nothigen Modificationen der Töne durch Kreuze oder Be, oder mit der ſogenannten Vorzeichnung, bekannt zu machen. Dieſen Zweck kann ſie auch vollkommen erreichen, und zwar theils durch die Art, wie die Tonarten dargeſtellt ſind, theils durch die beygefügten Anmerkungen, in welchen überdieſs noch die Kunſtwörter *Leitton*, *Tonika*, *Mediante* und *Unterdominante* erklärt werden. Auch wird etwas Weniges von der Verwandtſchaft der Tonarten angeführt, ſo viel nämlich dem Anfänger davon bey der Erlernung der praktiſchen Muſik zu wiſſen nöthig iſt. Folgendes Beyſpiel mag zeigen, auf welche Art die Tonarten dargeſtellt ſind: *H moll* (franz. *Si mineur*) hat zur Vorzeichnung zwey Kreuze, nämlich: ♯ c ♯ f; und die Klänge (Töne) der Scala ſind folgende: anſteigend: *h cis d e fis gis ais h*; abſteigend: *h a g fis e d cis h.* Die Tonreihen ſind in der Abhandlung zugleich in Noten mittelſt des G-Schlüſſels vorgeſtellt. Der Vf. verwirft das unter den deutſchen Theoriſten zuweilen gebräuchliche Kunſtwort *Oberdominante.* Allein es kommen in der Theorie Falle vor, in welchen ſowohl von der auf- als abwärts abgezählten fünften Stufe der Tonika geſprochen werden muſs, und bey welchen man ſich entweder, ſtatt des Ausdruckes *Unterdominante*, des ziemlich veralteten Kunſtwortes *quarta toni* bedienen, oder das Kunſtwort Oberdominante, als Gegenſatz der Unterdominante, beybehalten muſs, um nicht undeutlich zu werden.

o—

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

NUMISMATIK.

Prag, b. Haase: *Kritiſche Beyträge zur Münzkunde des Mittelalters.* Von *Joſeph Mader*, k. k. R. und Pr., ord. Mitgl. der k. böhm. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. — Für die Abhandlungen der k. böhm. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. II Theil. 1806. 171 S. Mit 2 Kpft. III Th. 1810. 198 S. Mit 4 Kpft. IV Th. 1811. 259 S. Mit 6 Kpft. V Th. 1811. 184 und 15 S. Mit 8 Kpft. VI Th. 1813. 251 S. Mit 4 Kpft. 8.

Bey einem Werke dieſer Art, iſt es aus mehr als einer Urſache hinlänglich, blofs die Erſcheinung und den Inhalt deſſelben kurz anzugeben, theils, weil man um ſo weniger Auszüge daraus machen kann, da ſich der Vf. bemühte, in gedrängter Schreibart nur das Nöthige über jede von ihm gewählte Materie zu ſagen; theils weil der Werth der numismatiſchen Schriften von Hn. *M.* anerkannt iſt; theils auch, weil nicht leicht ein Freund der Münzkunde des Mittelalters ein Buch dieſer Art ungeleſen laſſen wird. Mit der Wahl der Gegenſtände kann man ſehr zufrieden ſeyn. Die Ordnung der Aufſätze iſt folgende: *Reviſion meines erſten kritiſchen Beytrags zur Münzkunde des Mittelalters.* Hier geht er die über ſeinen erſten Theil gefällten Urtheile in der allgemeinen deutſchen Bibliothek, in unſerer A. L. Z. (1804. No. 196), und beſonders die des wiener Rec. in den Annalen der öſterreichiſchen Literatur (1805 Auguſt) durch, würdiget ſie mit gehöriger Unparteylichkeit und Gründlichkeit, geſteht mit edler Freymüthigkeit, wo er irrte, und vertheidiget ſich mit Gründen, wo die Rec., nach ſeiner Meinung, fehlten. Aber freylich iſt dieſs ein Fall, wo Autor und Rec. Recht haben können, da Alles auf die Münzen ankommt, die jeder in Händen hat. *Über die Grenzen und Ordnung einer Sammlung von Münzen des Mittelalters.* Den Anfang nimmt er an von den Söhnen des Kaiſers Theodoſius des Grofsen, und das Ende beſtimmt er mit den Münzen Karls V. *Bruchſtücke über das öſterreichiſche Münzweſen im Mittelalter.* Hier wird beſonders viel über das Alter der öſterreichiſchen Münzen geſagt, und aus einer Urkunde bewieſen, dafs man ſchon im Jahr 1166 wiener Pfennige gehabt haben müſſe, obgleich bis jetzt noch kein öſterreichiſcher Schriftſteller von einer Münze etwas weifs, die man ganz gewifs in jenes Zeitalter ſetzen könnte. — *Über die Prägeart der baieriſchen und öſterreichiſchen Halbbracteaten.* Warum der Vf. dieſe Art Münzen Halbbracteaten nennt, ſieht Rec. nicht ein, da ſie mehr Ähnlichkeit mit den Solidis haben. Übrigens wird hier *Obermayer* ſehr gut berichtigt. *Über einige dunkle oder falſch geleſene Aufſchriften auf alten Pfennigen.* Ein fruchtbarer und für Numismatiker des Mittelalters ſehr intereſſanter Aufſatz. *Eine aus Münzen verſuchte, aber miſslungene, Berichtigung in der Wappenkunde.* Nach der gemeinen Lehre der Heraldiker war das falkenſteiniſche Wappen ein ſilbernes Rad in blauem Felde; das münzenbergiſche ein roth- und goldgetheiltes Feld. Nach Anführung der miſslungenen Berichtigungen wird die Sache dahin entſchieden; Die Stadt Münzenberg führte zwey Thürme mit Zinnen und mit Münzenkraut an den Seiten; die Dynaſten ſelbſt aber einen Schild, oben ſilbern, unten roth; und das falkenſteiniſche Wappen hat nichts als ein Rad. *Rechtfertigung Kaiſer Karls IV gegen eine Beſchuldigung.* Dieſer Aufſatz iſt die Widerlegung einer Stelle in dem von dem kurerzkanzleriſchen Geh. Rathe, Hn. *J. G. Reuter*, herausgegebenen Buche, das den Titel führt: *Albansgulden* (Mainz 1790), wo er S. 154 ſagt, Karl IV habe das Recht, beſonders goldene Münzen zu prägen, gern der Krone Böhmen ausſchliefsend vorbehalten wollen, am Ende jedoch daſſelbe den ſämmtlichen, ſowohl geiſtlichen als weltlichen, (Kur) Fürſten des Reichs in gleicher Maſse nachgeben müſſen. — Mit den gehörigen Beweiſen zeigt Hr. *M.*, dafs Karl, als König von Böhmen, nur ſein unabhängiges Münzrecht behauptet, aber nicht das von ihm, als Kaiſer, den deutſchen Reichsfürſten verliehene als eine Gnade des böhmiſchen Königs ihnen aufgedrungen, und dafs er der Hoheit des deutſchen Reichs und ſeinen Ständen keinen Abbruch gethan habe.

Den Beſchluſs macht die Erklärung der Kupfer, welche ſchön und mit vielem Fleifse gearbeitet ſind. Sie enthalten 37 Münzen. Obgleich hier nicht, wie im erſten Bande, ein Zeugniſs von ihrer Richtigkeit und von ihrer völligen Harmonie mit den Originalen beygefügt iſt: ſo iſt doch die kritiſche Genauigkeit unverkennbar.

Der III und IV Theil ſind in unſerer A. L. Z. (1810. No. 196 und 1812. No. 135) bereits beurtheilt worden.

Der V Theil enthält 5 Aufſätze: 1) *Über Duby's Werk von den Münzen der franzöſiſchen Herrn, Prä-*

Digitized by Google

laten und Städte. Der eigentliche Titel dieſes Werks heiſst: *Traité des monnoies des Barons, ou représentation et explication de toutes les monnoies d'or, d'argent, de billon et de cuivre qu'ont fait frapper les possesseurs de grands fiefs, pairs, évêques, abbés, chapitres, villes, et autres Seigneurs de France, pour servir de complément aux monumens historiques de la France en général et de chacune de ses provinces en particulier. T. I — II. à Paris* 1790. *fol.* — Dieſes Werk hat, bey aller ſcheinbaren Vollſtändigkeit, doch ſeine Unvollkommenheiten und Mängel. Denn da Hr. *Duby* der Continuator von *le Blanc* werden wollte: ſo wäre es nicht unſchicklich geweſen, wenn er die dort fehlenden Königsmünzen hier nachgeholt hätte; er hätte dafür von manchen franzöſiſchen Herren diejenigen Münzen weglaſſen können, welche nicht für franzöſiſche Provinzen geſchlagen wurden. Auch in Abſicht auf die Vollſtändigkeit hat er gefehlt. Bey einem Werke dieſer Art, das ohnehin wegen der vielen *nothigen* Kupfer nicht ganz wohlfeil werden konnte, ſollten wenigſtens *unnöthige* ſo viel als möglich vermieden werden. Dieſes iſt aber nicht geſchehen. Denn viele Münzen, die, bis auf kleine Verſchiedenheiten, einander völlig gleich ſind, ſind alle einzeln abgebildet, da es hinlänglich war, eine von jeder Art zeichnen und ſtechen zu laſſen, und die kleinen Abweichungen in der Beſchreibung anzugeben. Alles dieſes hat Hr. *M.* ſorgfältig bemerkt, auch fehlende Stücke aufzuführen ſich bemüht. 2) *Über Paruta, Vergara und Muratori von den neapolitaniſchen und ſicilianiſchen Münzen.* Ein ſehr reichhaltiges Capitel. Denn wenn das alte Grofsgriechenland in der mittleren Zeit auch nicht ſo reich an Münzen war, als in der alten Zeit: ſo iſt es doch immer noch fruchtbar genug; und ſo wie der Freund der alten Numismatik, auch nach *Torremuzza's* Bemühungen, immer noch manche Nachleſe findet: ſo ſehen wir auch hier, dafs das Mittelalter in numismatiſcher Hinſicht, theils was Erläuterungen, theils was neue Entdeckungen betrifft, immer noch Stoff genug zu neuen Unterhaltungen und Belehrungen darbietet, die durch die gelehrte Feder des Hn. *M.* noch unterhaltender und belehrender werden. 3) *Münzen verſchiedener weſtphäliſcher Herren.* Hier lernt der Numismatiker manche ihm vielleicht noch unbekannte, wenigſtens ſehr ſeltene, Münze kennen, als: von der Herrſchaft *Büren*, von der Abtey *Helmwardshauſen*, von der Stadt *Volkmarſen* u. a. m. Doch dieſs ſey genug, um den gehaltvollen Werth dieſer Arbeit zu beurtheilen. Der IV Aufſatz beſchäftigt ſich mit den *Daten zur Geſchichte der Jahrzahlen auf den Münzen des Mittelalters*, der ſehr leſenswerth iſt, und der V mit der *verſchiedenen Form der* 4 *und* 5.

Auf der Rückſeite des Titels findet man unter dem Titel: *Erklärung der Kupfer*, einen Leitfaden, wie man von den abgebildeten 90 Münzen die Erläuterung leicht finden kann.

Das Regiſter enthält das Verzeichniſs der merkwürdigeren Perſonen und Sachen, die im I. IV und V Beytrage vorkommen; der II und III Beytrag haben ihr eigenes Regiſter.

Nicht zur Probe, denn mit der gründlichen Art des Vfs., ganz unbekannte Münzen zu erklären, zweifelhafte der Gewiſsheit näher zu bringen, und bisher falſch erklärten Münzen ihren ihnen gehörigen Platz anzuweiſen, ſind unſere Leſer längſt bekannt, ſondern zum Vergnügen wird Rec. einige merkwürdige, hier erklärte, Münzen auch des 6ten Bandes ausheben.

N. 2 Eine Schaumünze vom böhmiſchen König *Johann*, wovon man zu Timokur (in Böhmen) im J. 1797 mehrere Exemplare fand, aber nur von Bley. Av. *Rex Bohemie in nomine.* Der König ſitzend, erhebt die R. zum Schwur, und hält mit der L. das Schwerdt empor. Rev. *Imperator(is) Romanorum.* Der ſitzende Kaiſer mit Schwerdt und Reichsapfel. Dieſe Münzen hält Hr. Ritter *M.*, und zwar unſtreitig mit Recht, nur für Stempelproben, die nie in einem edleren Metall ausgeprägt wurden, weil der im July 1312 gekrönte Kaiſer ſchon im Auguſt 1313 umkam, und es alſo mit der Statthalterſchaft, die auf dieſer Münze ausgedrückt iſt, ein Ende hatte. — N. 3. *Johanne Dei. Gra.* Der gekrönte Kopf von vorne. Rev. *Rex. Boe. et. Pol.* Kreuz mit 3 Kugeln in jedem Winkel. Nach *Johanne*, und nach *Pol.* iſt ein kleiner Adler, welches aber auf dieſer, als einer ohne Zweifel in Luxemburg geprägten Münze nicht der polniſche ſeyn kann, ſondern der Reichsadler ſeyn muſs, welchen er auch, als Sohn des Kaiſers, zu führen das Recht hatte. — N. 6. kleiner Groſchen von K. Johannes drittem Sohne, Wenzel, und ſeiner Gemahlin. *Wenz. z. Joh. Brab. Duce.* Blumenkranz. Rev. *Moneta Lovanie.* Gebäude mit 2 Thürmen über einem Schilde mit 4 Löwen. — N. 8. Groſser Groſchen von Jeſst oder Jodok, Sohn des Markgraten von Mähren Johann Heinrich (K. Karls IV Bruder). *Jodoc. March. z. Dns Moravie.* Schild mit dem quadrirten luxemburgiſchen und mähriſchen Wappen, in 3 mal gebogener und 3 mal geſpitzter Einfaſſung. Rev. In 2 Zeilen: Innere Umſchrift: *Moneta Lucenb.* Äuſsere Umſchrift: *Endict. ſit etc.* Ein durch beide Umſchriften gehendes Kreuz. — S. 146 ſagt der Vf.: „Eine ravensbergiſche Münze hatte ich noch nirgends angetroffen. Aber vor mehreren Jahren erhielt ich aus einer Auction in Detmold ein Päckchen unbekannter Pfennige; darunter waren 6 ravensbergiſche." Ein glücklicher Fund; denn auch Rec. bekennt aufrichtig, niemals eine dergleichen Münze geſehen zu haben; daher wird es manchem Münzfreunde angenehm ſeyn, hier eine abgebildet zu finden. Es iſt (N. 12) folgende: *Wilh. D. Mot. Co. Ravc.* Bruſtbild mit einem Sterndiadem, in der R. das Schwerdt. Rev. *Moneta nova Bilvel.* Der Sparrenſchild. — N. 14. *Wilhelmus. Marchionis. Juliacenſis.* † Vor der Umſchrift eine Taube. Im Felde zwey gekrönte, und zwar, wie es ſcheint, weibliche Perſonen. Rev. *Salve. virgo. mater. templ. Scispc.* (*ſancti Spiritus.*) Zwiſchen 2

Digitized by Google

Löwen ſteht die heilige Jungfrau, mit dem Kinde auf dem linken Arme; neben dieſem ein Stern. — Unter den hier angeführten märkiſchen Denarien zeichnet ſich N. 18 aus, weil der Name des Grafen deutlich darauf ſteht; welches bey den übrigen der Fall gar nicht iſt. *Tideri. Cus.. A.* Märkiſches Schild mit einem Sterne oben und unten; alles in einer bogigen Einfaſſung. Rev. — — *enoto?* Ringmauer mit 3 Thürmen und einem offenen Thore. — N. 21. *Wilh. Co. de. Limb.* Der Graf geharniſcht und bekränzt, hält mit der R. das Schwerdt, mit der L. vor ſich hin den bergiſchen Löwenſchild. Rev. *Moneta no. Limborc.* Eine Roſe. — Ein ſogenannter Engliſch N. 24, von Gottfried II oder III Herrn von Heinsberg und Löbenberg im Jülichiſchen. *Godfr(i)dus.* Schild mit 4 Löwen. Rev. *Moneta Hensberg.* Blumenkranz. — N. 26. *Comes Arnoldus.* Kopf. Rev. *Moneta comitis.* Kreuz mit 3 Kugeln in jedem Winkel. Dieſe Münze iſt vielleicht von Arnold, Grafen von Looz im Lüttichiſchen. — N. 28. Münze eines Herrn von Herſtal im Lüttichiſchen. *Johes* (Johannes) *de Lovanio.* Bekränzter Kopf von vorne. Rev. *Dns de Harſtel.* Glattes Kreuz bis an den Rand; in jedem Winkel 3 Kugeln. — N. 29. *Johannes Epc.* Schild mit aufgerichtetem, rechts gewandtem Löwen, mit dem Schwerdt in der R. Rev. *Leodienſis.* Kreuz bis an den Rand; in den Winkeln: *Hoyi.* Iſt von Johann V, Biſchof von Flandern. — N. 36. *Otto Comes.* Bruſtbild mit dem Schwerdt in der R. und dem Scepter in der L. Rev. *Arne*—Schild mit dem naſſauiſchen Löwen. Arnheim in Geldern iſt der Münzort. — N. 40. Äuſsere Umſchrift: *Moneta. Oldenb. bnietu* (*benedictum*). Innere: *Nome. Dni Dei nri Hu. Xr.* In dem einen Winkel des Kreuzes: *L.* Rev. *Turonus civis.* Die Form der Buchſtaben zeigt in die Zeiten von 1400, aber das *L.* paſst weder auf den Namen eines Grafen, noch eines Orts. Man kann wohl mit Hn. *M.* vermuthen, dafs es vielleicht den Münzmeiſter andeutet. — N. 43. *Teodericus.* Bruſtbild von vorne mit Biſchofsſtab und Biſchofsmütze. Rev. *Traiectum.* Ein Obol des Biſchofs von Utrecht (1199—1212).

Zum Schluſs nur noch die Anzeige von den verſchiedenen Aufſätzen, die dieſer Band enthält, weil dadurch die Ordnung ſichtbar wird, in welcher die darin enthaltenen Materien vorgetragen werden. Es ſind folgende: 1) *Über Namen, Beynamen und Titel auf den Münzen des Mittelalters.* (Fortſetzung von IV. S. 118 ff.) 2) *Über einige irrig für böhmiſch gehaltene Münzen; und von böhmiſchen Königen und Prinzen nicht für Böhmen geprägte Münzen.* 3) *Münzen verſchiedener weſtphäliſcher Reichs- und Kreis-Stände.* (Fortſetzung von V. S. 87 ff.) 4) *Münzen oberrheiniſcher Reichs- und Kreis-Stände.* 5) *Recenſion der Beſchreibung der biſchöflichen utrechtiſchen Münzen von Miris.*

Wenn ein Werk nach ſeinem innern Gehalte und nach dem Reichthum der darin enthaltenen Gegenſtände beurtheilt werden mufs: ſo verdienen dieſe Beyträge den ausgezeichnetſten Beyfall eines jeden wiſſenſchaftlichen Numismatikers. Von der Geſchichte auf der einen Seite, auf der anderen von einem richtigen kritiſchen Gefühle geleitet, geht der Vf. einen ruhigen und ſicheren Gang, und belehrt und vergnügt gewifs jeden ſeiner Leſer, daher man auch unſtreitig die weitere Fortſetzung dieſes ſo nützlichen Werks wünſchen wird. Möchte doch der Himmel die Geſundheit und die Kräfte dieſes würdigen Mannes ſtärken, und ihm Gelegenheit geben, ſo viel andere Münzen des Mittelalters kennen zu lernen, dafs er ſich gedrungen fühlte, *neue Beyträge zur Münzkunde des Mittelalters* zu liefern!

Sollte einmal, welches recht ſehr zu wünſchen wäre, ein gelehrter Numismatiker auf den Gedanken kommen, ein Syſtem von Münzen der mittleren Zeit bearbeiten und herausgeben zu wollen: ſo würden die in dieſen Beyträgen niedergelegten Materialien ſehr viel dazu beytragen, manches Falſche zu berichtigen, manches Dunkle aufzuhellen, manche neue Idee zu wecken, und überall auf die Geſchichte hinzuleiten, welches die Seele und das Leben der Numismatik iſt und ſeyn mufs, wenn ſie nicht, wie bey Vielen der Fall iſt, ein bloſes geiſtloſes Sammeln ſeyn, und gewiſſermafsen zu einer Art von Spielerey herabgewürdigt werden ſoll. Wa.

Pesth, b. Trattner: *Appendix ad catalogum numorum Hungariae ac Tranſilvaniae Inſtituti nationalis Széchényiani.* 1810. 232 S. 8.

Zu dem bekannten Schatze ungariſcher Münzen, welche der edle Graf *Széchényi* dem National-Muſeum ſchenkte, kommt hier noch ein ſehr bedeutender Anhang, der dem Tage der feyerlichen Eröffnung dieſes ungariſchen Cabinets (d. 2 July 1810) gewidmet iſt. Auf die Vorrede von Hn. *Jacob Ferdinand Miller de Braſſo*, welcher dem ehrwürdigen, und um dieſe Sammlung ſehr verdienten Hn. *Schönviesner* bey der Aufſicht über dieſen Nationalſchatz an die Seite geſetzt iſt, folgt eine dieſem Tage und dem groſsmüthigen Geber gewidmete Dedication in Lapidarſtile; dann eine Überſicht der ſämmtlichen ungariſchen und ſiebenbürgiſchen Münzen, welche dieſes Münzcabinet enthält, nach der Ordnung der Schränke. Die ganze Sammlung enthält, ohne den Nachtrag in 17 Schränken 2675 Stück, nämlich 702 in Gold, 1768 in Silber, 193 kupferne, und 12 zinnerne. Ein achtzehnter Schrank iſt leer, und zu weiteren Nachträgen beſtimmt.

S. 24 folgt: *Series Numorum, qui in catalogo Inſtituti nationalis Széchényiani, Peſtini* 1807. 8, *typis deſcribuntur quidem, ab Excell. tamen fundatore Muſeo Hungarico traditi nondum ſunt.* Die ganze Serie beſteht aus einer Goldmünze, aus 6 ſilbernen und einer zinnernen. Diese Note hätte zur Legitimation der Aufſeher im Manuſcript beygelegt werden können; aber einen beſonderen Artikel *hier* daraus zu machen, ſcheint Rec. wider eine gewiſſe Delicateſſe zu ſeyn. — Die beiden Abtheilungen: *Sphalmata, quae in Deſcriptionem Numorum irrepſerunt*, und: *Errata, quae in Tabulis aeri inciſis obſervata ſunt*, ſind, beſonders für die Beſitzer dieſes Werks, ſehr nöthig.

Digitized by Google

Nun folgt S. 36 das Verzeichniſs der durch die edelmüthige Freygebigkeit des würdigen Hn. Grafen von Neuem hinzugekommenen Münzen, welche aus 16 Goldmünzen, 142 ſilbernen, und 32 kupfernen beſtehen. Die ſeltenen, die ſich darunter befinden, will Rec. nicht aufſuchen; denn Freunde der ungariſchen Münzkunde betrachten dieſe Anzeige als eine Auffoderung, den Appendix ſelbſt kennen zu lernen, und für andere unſerer Leſer wäre dieſe Mühe ohne Nutzen.

Das *Supplementum ad Elenchum Librorum de numis Hungaricis et Tranſilvanis agentium* iſt nicht bedeutend, gehört aber in ſofern hieher, als der *Elenchus* im dritten Theile dadurch ergänzt wird. — Endlich ſind noch *Notiones ad rem numariam Hungariae pertinentes* beygefügt, welche folgende Unterabtheilungen enthalten: 1) *Ars cementi tranſumta ex antiquo MS. Bibliothecae in Muſeo regni nationali.* 2) *Reflexiones, circa valorem* 100 *Denariorum Hungaricorum majorum olim unum florenum auri conſtituentium, quibus tempore Wladislai* II *ruſtici dominis ſuis terreſtribus titulo cenſus tenebantur.* 3) *Adverſaria monetaria.* (Werth der ungariſchen Münzen zu verſchiedenen Zeiten vom Jahr 1390 an.) 4) *Excerpta ex R. P. Gelaſii Dobner a S. Catharina e S. P. Disquiſitione hiſtorica de Sexagena groſſorum Pragenſium.* Die *Sexagena* ſcheint in Böhmen gewöhnlich das ausgedrückt zu haben, was man in anderen Gegenden, und auch in Böhmen ſelbſt, ein Schock Groſchen nannte; allein dieſs litt wieder öftere Ausnahmen, und iſt hier ſehr glücklich aus einander geſetzt, aber nicht wohl eines Auszugs fähig. 5) *Adnotatio de curſu, et valore monetarum in Hungaria ſub initium regiminis Rudolphini.* Sehr kurz und deutlich dargeſtellt. 6) *Decennalis proventus Piſeti ab anno* 1666 *usque* 1676. Die Ausbeute betrug in dieſen 10 Jahren nicht mehr als 15325 fl. und etwas Weniges drüber. 7) *Ant. Hammerſchmidt ſ. c. R. et A. in M. Principatu Tranſilvaniae monetarum Magiſtri opinio ſuper vero et genuino ſenſu Piſeti.* 8) *Data monetaria.* In Ungarn und in Siebenbürgen, wie auch im Banat, werden deſswegen mehrere griechiſche Goldmünzen gefunden, weil die Ungarn bis in die Zeiten Karls I keine eigenen Ducaten hatten, ſondern Byzantiner im Handel brauchten. — Karls I ungariſcher Ducaten iſt unter allen der ſeltenſte, und wird nur in wenigen Münzſammlungen angetroffen.

Die *Acceſſiones novae ad Sylloge(n) Conſtitutionum monetalium et metallicarum regni Hungariae* ſind ein Nachtrag zu *Schonwiesners* ſchon gelieferten Urkunden, gehen von N. XLI — LXIII, und haben alle Bezug auf das ungariſche Münzweſen.

Wa.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Göttingen*, b. Dieterich: *Einige Bemerkungen die Meſſung der griechiſchen heroiſchen Verſe betreffend.* Beylage zum proſodiſchen Lexicon der griechiſchen Sprache. Von D. *Johann Friedrich Chriſtoph Groſſe.* 1812. 24 S. 8. (2 gr.) Dieſe Schrift iſt gegen unſere Anzeige des proſodiſchen Lexikons J. A. L. Z. 1812. N. 56. gerichtet, und widerlegt, was wir geſagt und nicht geſagt haben. Wir achten es unter unſerer Würde, Vorwürfe mit Vorwürfen zu erwiedern, und wollen uns nur vor einigen Miſsdeutungen unſeres Urtheiles verwahren. Wir wiederholen daher die Bemerkung, daſs beides, Einleitung ſowohl als Anhang, Mängel und Unrichtigkeiten enthalte, deren ſich ein tieferer Kenner der Metrik, nach den Grundlehren neuerer Schriftſteller über griechiſche Verskunſt, nicht ſchuldig machen würde. Sie einzeln vorzurücken, enthalten wir uns theils aus Achtung gegen des Vfs. Perſon und Stand, theils aber auch aus Schonung des Raumes, da zu deren Auffindung ſchon ein aufmerkſames Studium des Anhangs zu *Buttmanns* griechiſcher Schul-Grammatik genügt. Beſonders machen wir den Vf. auf die Unterſcheidung zwiſchen Arſis und Theſis, zwiſchen Wort- und Vers-Füſsen, zwiſchen Fuſs- und Vers-Cäſuren aufmerkſam, damit das merriſche Syllabiren der Verſe zu einem rhythmiſchen Leſen werde. Den Eigenſinn des Vfs., womit er bey dem Ausdrucke *zweyzeitiger* Vocale zur Bezeichnung ihrer Zweydeutigkeit beharrt, berühren wir darum, weil auch *Buttmann* noch denſelben Ausdruck gebraucht, welcher nach *Thierſch* richtiger Überſetzung des griechiſchen δίχρονος die langen Vocale bezeichnen ſollte. *Zweyzeitig* oder doppelzeitig darf eben ſo wenig mit *zweyerleyzeitig* oder zweydeutig verwechſelt werden, als eine zweyfache Verſchmelzung der Vocale in zwey verſchiedenen Sylben eines Wortes, z. B. ἀλλοσδία, mit der doppelten Verſchmelzung derſelben in einer einzigen Sylbe, wie ſie in χρυσῇ ἐν Statt finden ſoll. Wegen *Od.* VI, 79 verweiſen wir auf den *Cod. Harlej.*, deſſen Variante die tauchnitziſche Handausgabe des Homer zu der Schreibart δῶκε δὲ χρυσῇ aufführt. Daſs es keine ſchwer zu ſcandirenden Verſe gebe, haben wir nirgend behauptet: für unſeren Vf. giebt es deren nur allzuviel. Aus der Schwierigkeit, einem lyriſchen Chor oder pindariſchen Hymnus zu meſſen, folgt aber noch nichts für die jambiſchen, trochäiſchen und anapäſtiſchen Verſe der dramatiſchen Dichter, wogegen die anakreontiſchen Verſe weit gröſseren Schwierigkeiten unterworfen ſind.

Hγ. S.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Darmſtadt*, b. Heyer und Leske: *Darmſtädter Schreib- und Geſchäfts-Kalender*, für das Jahr 1813. 72 S. 4. ohne den Kalender. Auſser einer ſehr zweckmäſsigen Einrichtung zum Gebrauch, empfiehlt ſich dieſer Kalender auch noch durch mancherley intereſſante Notizen. Nach den neueſten aſtronomiſchen Beobachtungen, beträgt die geographiſche Breite von Darmſtadt 49° 52′ 24″, die Länge aber 6° 19′ 30″ öſtlich von Paris. Von S. 45—59 ſind die verſchiedenen Maſse und Gewichte in den groſsherzogl. heſſiſchen Staaten angegeben, und eine Vergleichung der in dieſem Groſsherzogthum üblichen Fruchtmaſse angeſtellt, nach dem darmſtädter und franzöſiſchen Maſs. Man muſs ſich über die groſse Verſchiedenheit des Fruchtmaſses wundern. Beynahe jedes Amt hat ſein eigenes.

—N.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

THEOLOGIE.

WITTENBERG, b. Gräfsler: *De gratiae Dei juſtificantis neceſſitate morali Prol. II.* — — auctore *Car. Ludov. Nitzſch*, Theol. P. O. etc. 1813. 24 S. 4.

Dieſes, während der Blokade der Stadt Wittenberg vom Hn. Gen. Sup. *Nitzſch* geſchriebene akademiſche Oſterprogramm konnte nur bedingter Weiſe zur Oſterfeyer einladen. Es ſchlieſst, nach Bemerkung mancher damals bereits erfolgter trauriger Ereigniſſe, mit den Worten: *Celebrate nobiscum, quoad licebit per tumultus bellicos, diem Victoris, unius omnium laudatiſſimi, et animos Veſtros hoc illaetabili tempore in ſpem unice lactam certamque erigite!* In der That hat die Schrift, wie wir wiſſen, dieſen ihren kirchlichen Zweck nicht erreicht. Dem Gottesdienſte wurde, bald nach deſſen Anfang, durch ein ſehr heftiges Kanonen- und Granaten-Feuer der Belagerer ein Ende gemacht. Ob ſie in Anſehung ihres literariſchen Zwecks nicht glücklicher ſeyn dürfte, — ſie iſt das theologiſch-exegetiſche Gegenſtück von der bereits in unſeren *Ergänz. Blätt.* (1813. No. 24. S. 191) recenſirten philoſophiſchen Erörterung jener Materie; — darüber mögen unſere Leſer aus der Inhaltsanzeige, auf die wir uns beſchränken, ſelbſt urtheilen.

Vorausgeſchickt werden die hier befolgten Grundſätze, welche auf Unterſcheidung des *praktiſchen* und *theoretiſchen Sinnes* oder Inhalts bibliſcher Dogmen, ingleichen der *grammatiſchen* und *theologiſchen Auslegung* derſelben beruhen. Das bibliſche Dogma hat einen praktiſchen Sinn, ſofern es, das Bewuſstſeyn von den Pflichten und Hoffnungen der Vernunftreligion in uns aufregend, Herz und Gewiſſen anſpricht, einen theoretiſchen aber, ſofern es die Gründe dieſer Pflichten und Hoffnungen für den gemeinen Verſtand ſo beſtimmt, daſs ſie ihm faſslich und behältlich werden können. Nun muſs in einem populären Religionsunterrichte der theoretiſche Inhalt, nachdem es die Umſtände fodern, bald mehr bald weniger, dem Praktiſchen *dienſtbar* ſeyn und der eigenen Selbſtſtändigkeit ermangeln, welches in dem Wiſſenſchaftlichen, der das Praktiſche aus einer Theorie abzuleiten hat, nicht Statt findet: woraus denn folgt, daſs der durch grammatiſche Auslegung gefundene theoretiſche Sinn eines Dogma nicht immer ſogleich, als für die wiſſenſchaftliche Theologie ſchon geeignet, angeſehen werden dürfe, ſondern daſs eine andere Behandlung, die man bald philoſophiſche, bald theologiſche Auslegung zu nennen angefangen hat, hinzukommen müſſe, um die ideale Grundlage der bibliſchen Lehre zu erforſchen, und, ob dieſe für übervernünftig oder für vernunftmäſsig zu erkennen ſey, durch Vergleichung aller zur Sache gehörigen Reſultate der grammatiſchen Interpretation auszumachen. Daſs nur auf dieſe Art eine chriſtliche Theologie, als Wiſſenſchaft, zu Stande kommen könne, darf um ſo weniger bezweifelt werden, da bekanntlich in der h. Schrift die göttlichen Dinge, oder die Religionsideen, als hiſtoriſche Thatſachen vorgeſtellt werden, auch, dem nächſten Zwecke und den weſentlichen Erfoderniſſen einer äuſseren Offenbarung nach, vorgeſtellt werden muſsten. Dieſs ſind die Grundſätze des Vfs. Dieſen gemäſs wird nun von der bibliſchen Rechtfertigungslehre 1) der *hiſtoriſch-grammatiſche* und 2) ein *doppelter theologiſcher Sinn*, der alte übervernünftige und ein neuer vernunftmäſsiger, angegeben; ſodann aber 3) *welcher von beiden dem Geiſte der chriſtlichen Offenbarung angemeſſener ſey*, erörtert, und für den letzteren entſchieden.

Was den *grammatiſchen* Sinn der Beweisſtellen anlangt, ſo genehmigt der Vf., mit geringer Ausnahme, die *ſtorriſche* Auslegung in deſſen Schrift „über den Zweck des Todes Jeſu“; nur verlangt er hier und überhaupt, daſs der hiſtoriſche Interpret dem theoretiſchen Sinne einer Schriftlehre ſeine ganze wiſſenſchaftliche Unbeſtimmtheit laſſen, und ſich hüten ſolle, irgend eine ſolche theoretiſche Beſtimmung, die ja doch immer nur einem praktiſchen Zwecke ihren Urſprung und ihre Modification verdanke, und ſich auf populäre Anſichten beziehe, ſchon als Schultheorie auszudeuten, da für dieſe zu ſorgen die heiligen Schriftſteller eben ſo wenig Beruf und Befugniſs, als Willen gehabt hätten. Er geſteht, daſs nach dem hiſtoriſch grammatiſchen Sinne der Gehorſam und Kreuzestod Jeſu der einige und ewige Begnadigungsgrund ſey; daſs Jeſus ſich zwar über ſeinen Tod minder beſtimmt äuſsere, als die Apoſtel, die ihn zuweilen, wiewohl durch praktiſche Lehrbedürfniſſe bey ihren hiſtoriſchen Anſichten gedrungen, als ſtellvertretend vorſtellen; daſs er aber die apoſtoliſche Lehrart im Ganzen gewollt und veranlaſst habe, indem er das, was den idealen Begnadigungsgrund ausmache, ſich ſelbſt ausſchlieſsend beylege. Daher hätten die Apoſtel das ganze Verhältniſs Gottes zu

Digitized by Google

Menschheit, und also auch die Sündenvergebung, nothwendig von ihm ableiten müssen. Auch wird die Angemessenheit und in sofern die Ächtheit der Worte: εἰς ἄφεσιν ἁμαρτ. Matth. 28, 28, wider *de Wette* aus eben dem Grunde, der sie diesem verdächtig machte, in Schutz genommen. — Nun folgt der *doppelte theologische* Sinn. Dem *übervernünftigen*, oder der bekannten Lehre von der stellvertretenden Genugthuung und den an unserer Statt erduldeten Sündenstrafen, wird ein *vernunftmäßiger* entgegengesetzt, nach welchem „*Gott durch* die in der Person Jesu geschehene *Darstellung und wundervolle Auszeichnung des, ihm von Ewigkeit her wohlgefälligen, ächt kindlichen Sinnes*, dessen der Mensch fähig ist, *seine Vaterliebe gegen die Gefallenen* auf eine herzrührende Art, und dergestalt, *weltkundig werden ließ*, daß ein Jeder den *ethischen* Grund der Begnadigung, der zur wahren Sinnesänderung eben so sehr auffodert, als ermuthiget, fühlen und zu Herzen nehmen, für Alle aber zum Behuf ihrer geistlichen Rettung und Bildung eine *äußere* ethisch-religiöse Verbindung auf immer begründet werden konnte." — Hierauf läßt der Vf. beide theologische Deutungen um den Preis kämpfen. Er vergleicht sie in dieser Absicht mit der biblischen Rechtfertigungslehre und allem dem, was dahin gehört; zuerst mit dem *ethischen Zwecke*, den die Schrift selbst dem Tode Jesu, und der darauf sich beziehenden Rechtfertigung, wörtlich beylegt, und den die Gegner einräumen; der aber bey der alten übervernünftigen Schuldeutung des Dogma nicht Statt finde, indem diese, wenn sie folgerecht verfahren wolle, auch das bloße dunkle Gefühl des, der Voraussetzung nach, gar nicht vorhandenen ethischen Begnadigungsgrundes ausschließen müsse, mithin nur eine magische Wirksamkeit der heiligen Geschichte und Lehre, und einen magisch gewirkten Glauben, übrig lassen könne. Ferner werden beide verglichen mit der hieher gehörigen *heiligen Geschichte*, oder mit dem Tode Jesu, der den Grund der Rechtfertigung, und mit seiner Auferweckung, welche die Rechtfertigung selbst offenbaren sollte. Hier wird gezeigt, warum diese Thatsachen schon an sich, und ohne alle wörtliche Erklärung, einen gemein verständlichen Sinn haben mußten, und daß sie den obengedachten vernunftmäßigen auf eine vernehmliche und allen Menschen fühlbare Weise ausdrücken, den übervernünftigen aber nicht einmal ahnden lassen, mithin auch bey den Aposteln, ohne in diesen ein Gefühl jenes vernunftmäßigen Sinnes zu erregen, die praktisch-zweckmäßige historische Vorstellungsart, der sie sich bedienten, und die man zu einer unbegreiflichen Schulweisheit erhoben habe, gar nicht hätten veranlassen können. Endlich wird noch der wörtliche Unterricht von der Rechtfertigung, der hauptsächlich zur alten Schuldeutung Gelegenheit gegeben habe, und ihr sehr günstig zu seyn scheint, von einer doppelten Seite in Betrachtung gezogen, und verglichen.

Zuerst in Ansehung der ungemeinen *Wichtigkeit*, welche Jesus und die Apostel der Begnadigungslehre, als der alles umfassenden und bewirkenden Heilswahrheit, beylegen. Allerdings wird von ihnen, wie der Vf. einräumt, die Predigt von der Vergebung der Sünde statt der gesammten Lehre von Gott genannt, und für den Kern des Evangeliums, für das Wort, wodurch der Geist Gottes sich mittheile, für den nächsten Zweck der evangelischen Thatsachen erklärt; mithin die Vergebung selbst, als das Fundament der christlichen Religionsanstalt, auch eben daher das Lehramt als ein Amt der Sündenvergebung, und der ächte Christ als ein solcher, der sich für einen Sünder bekennt, vorgestellt. Dieß hat, wie weiter bemerkt wird, nicht wenig zu den gemeinen Begriffen von Offenbarung und zu der Einbildung beygetragen, daß der Grund der Sündenvergebung unbegreiflich sey, daß daher *nur diese* einer Offenbarung, die man sich als übervernünftige Belehrung dachte, bedurft habe. Aber nun zeigt unser Vf., daß eben diese große Auszeichnung der evangelischen Gnadenlehre für den vernunftmäßigen Sinn derselben, und wider den übervernünftigen, einen völlig entscheidenden Beweis darbiete. Denn sobald die Begnadigung der Menschen eines allgemein fühlbaren ethischen Grundes ermangle: so müsse die Gnadenlehre ein der Sittlichkeit ungünstiges, auch bloß eingeflicktes, einzelnes und heterogenes Stück der gesammten Religionslehre seyn, indeß daß sie im entgegengesetzten Falle allerdings das Ganze umfasse, was Gott sey, und was der Mensch werden solle, auf eine anziehende Weise zu erkennen gebe, und so den ganzen kindlichen Sinn gegen Gott, oder den Geist der Kindschaft, den das äußere Zwangsgesetz unter der mosaischen Verfassung höchstens nur veranlassen und mittelbar befördern konnte, unmittelbar zu erzeugen vermöge. — Endlich mußte sich die Vergleichung der beiden theologischen Deutungen noch auf die Hauptstütze der älteren, die *biblische Lehrart*, erstrecken, nach welcher, wie oben bey Erörterung des grammatischen Sinnes gezeigt worden, der Begnadigungsgrund auf Jesu und seinem Tode selbst beruht, folglich nicht idealisch, sondern historisch ist. Der Vf. behauptet nun, daß es hier, nach den bereits für die vernunftmäßige Schuldeutung angeführten Gründen, hinreichen müsse, die praktische Nothwendigkeit dieser Lehrart, mithin zunächst der Äußerungen Jesu über seine Theanthropie, aus denen die ganze Lehrart geflossen sey, ins Licht zu setzen; und er beweist sie aus den beiden nothwendigen Zwecken eines Welterlösers, 1) eine öffentliche Gnadenlehre von göttlichem Ansehn für alle Zeiten und Völker zu stiften, und 2) den Begnadigungsgrund historisch, jedoch ohne Schaden für dessen idealischen oder ethischen Gehalt, durch sich selbst und seine Geschichte der Welt darzustellen. In beiderley Hinsicht mußte sich Jesus die Theanthropie, die den übrigen mangelt, nach der aber alle zu streben haben, beylegen können, und wirklich beylegen. Dieß hatte nun die Folge, daß man ihn, in der ersteren Hinsicht, für den *historischen* (realen) Urheber der Begnadigung erkennen mußte; denn seinem Ver-

Digitized by Google

dienste hatte ja die Welt das göttliche Anſehn der Gnadenlehre, und *in ſofern* den Troſt der Gnade ſelbſt, allein zu verdanken. In der letzteren Hinſicht muſste der *idealiſche* ewige Begnadigungsgrund, obwohl an ſich in der Vernunft ſchon vorhanden, doch in Jeſu und mit ihm (das Unſichtbare zugleich mit dem Sichtbaren) gedacht und gefühlt werden. Nur mittelſt dieſer Veranſchaulichung konnte der ethiſche Grund in den Gemüthern recht haften und wirken, und allgemein bekannt und geltend gemacht werden. Hiebey wird vorausgeſetzt, daſs Jeſus ſich einer vollkommenen, über die gefallene Menſchheit erhabenen Unſchuld und Einſtimmung in den göttlichen Willen, und ſo ſeiner Beſtimmung zum Welterlöſer, innigſt bewuſst geweſen ſey. Die Frage über die theoretiſche Anſicht, die er ſelbſt von ſeiner Hoheit und Gröſse gehabt, und über den eigentlichen oder uneigentlichen Sinn einiger darauf ſich beziehender Äuſserungen, kann, als blos ſpeculativ und für die Praxis entbehrlich, unentſchieden bleiben, oder jedem nach ſeinem ſubjectiven religiöſen Bedürfniſs zur eigenen Beantwortung überlaſſen werden; nur ſoll man nicht vergeſſen, daſs nach der Schrift die Theanthropie des Heilandes als etwas allen wahren Chriſten ebenfalls Erreichbares anzuſehen ſey; ingleichen, daſs Jeſus der ihm zukommenden Macht, Sünde zu vergeben, auch Andere, namentlich ſeine Jünger, für empfänglich erklärt habe: mit welchen bibliſchen Äuſserungen der Vf. den Vorzug der vernunftgemäſsen Schuldeutung am Ende noch bekräftigt. — Wir haben ihn ausreden laſſen, und fürchten deſsfalls von dem theologiſchen Publicum keine Vorwürfe. C. L.

WITTENBERG, b. Gräfsler: *De mortis, a Jeſu Chriſto oppetitae, neceſſitate morali*, Prolusio I, ſcr. D. *Carol. Ludov. Nitzſch.* 1810. 22 S. Prol. II. 1811. 24 S. 4.

Dieſe zwey wittenbergiſchen Feſtprogramme des Hn. Gen. Sup. *Nitzſch* waren die Vorläufer der beiden, bereits von uns (*Egänz. Bl.* 1813. No. 24) angezeigten ſpäteren, *de gratiae Dei juſtificantis neceſſitate morali*. Da ſie mit dieſen letzteren in Verbindung ſtehen, und inſonderheit der theologiſch-exegetiſchen Erörterung des Begnadigungsgrundes eine hiſtoriſche Stütze bereiten: ſo haben wir nicht unterlaſſen wollen, eine genaue Anzeige derſelben nachzuliefern. Sie ſind ebenfalls Sprölslinge von der Offenbarungstheorie des Vfs.

In der *erſten* Prolusion wird der Satz, den er zur Beſtätigung ſeiner Anſicht vom Chriſtenthum beweiſen und vertheidigen will, nur erſt *beſtimmt*. Schon der ſel. *Schwarz* in Görlitz hatte in ſ. Schr. *über den Tod Jeſu*, mit noch mehreren und ſtärkeren Gründen aber der jüngere D. *Flatt* im 12ten Hefte des *ſüskindſchen Magazins*, eine blos vernunftmäſsige Überzeugung Jeſu von der Nothwendigkeit ſeiner frühen Aufopferung für unerweislich erklärt. Der Letztere inſonderheit hatte zu zeigen geſucht, Jeſus würde ſich einer pflichtwidrigen Selbſttödtung ſchuldig gemacht haben, wenn er, ohne das Bewuſstſeyn eines übervernünftigen Auftrags Gottes, ſich in den Garten begeben hätte, wo ſeine Gefangennehmung, wie er ſelbſt vorausſah, erfolgen muſste. Dieſs widerſprach nun ganz der Offenbarungstheorie des Vfs., nach welcher der Tod Jeſu, als eine *an ſich* verſtändliche Darſtellung von der Vortrefflichkeit, der das menſchliche Herz fähig iſt, ſchon aus der Pflicht der Menſchenliebe völlig erklärbar ſeyn muſs. Er ſah ſich daher aufgefodert, dieſen noch unklaren hiſtoriſchen Hauptpunct ins Licht zu ſetzen, um zugleich den leiſeſten Verdacht einer Schwärmerey von Jeſu entfernen zu können. Und weil eben damals *Reinhard* in ſeinen *Geſtändniſſen* eine abſolute Unvereinbarkeit des Rationalismus und Supernaturalismus behauptet, dadurch aber ſtillſchweigend der Theorie des Vfs. widerſprochen hatte: ſo unterſchied dieſer das Materiale und Formale in beiden theologiſchen Anſichten, und zeigte (S. 9 f.), in wiefern ein *formaler Supernaturalismus* mit dem *materialen Rationalismus* gar wohl vereinigt werden könne. Das Bedürfniſs, die reinhardſche Behauptung beſtimmt zu beſchränken, veranlaſste den Vf. zu dieſer, von ihm entſchuldigten, neuen Terminologie. Mit dieſer Scheidung, welche ſchon durch ſeine Theorie begründet war, hebt hier die eigentliche Unterſuchung an. Es wird bemerkt, daſs die *ſchwarziſchen* Gründe faſt nur die Rettung des formalen Supernaturalismus bezielen, der, ſofern er dem ethiſchen Zweck und Gehalt der Offenbarung keinen Abbruch thut, von dem Vf. ſelbſt nicht angetaſtet wird; daſs aber die *flattiſchen* weiter gehen, und auf einen materialen Supernaturalismus, nämlich auf eine unbegreifliche Gnadenlehre, führen. Um nun das dieſen Gelehrten Einzuräumende und das wider ſie zu Erweiſende genauer zu beſtimmen, wird die Vernunftidee eines Welterlöſers aus den moraliſchen Bedürfniſſen der bereits cultivirten, und durch Cultur ſich verſchlimmernden Menſchheit abgeleitet und auf Jeſum angewendet. Die in den menſchlichen Gemüthern von innen und auſsen unterdrückte Gotteskraft bedarf einer äuſserlichen und öffentlichen Erweckung und Belebung, kann ſie aber nicht anders erhalten, als durch ein von Gott ausgezeichnetes anziehendes Vorbild der Menſchheit, und durch deſſen beſtändig fortdauernde und weiter ſich verbreitende, auch immer mehr vervollkommnende, gemeinſchaftliche Beherzigung. Dieſes Vorbild iſt der Weltheiland, der, ſeines Berufs gewiſs, um die Fähigkeit der Menſchen zur Kindſchaft Gottes auf eine rührende Weiſe darzuſtellen, und für den äuſseren Bürgen der göttlichen Gnade und den einigen Retter und Führer der Menſchheit erkannt zu werden, dieſem höchſten Zwecke, den nie ein Menſch haben kann, Alles aufopfert, mit feſtem Glauben, Gott werde das gelingen laſſen. Es wird nun bemerkt, daſs dieſer Beruf eines Heilandes der Menſchen zwar in Anſehung der Maxime oder Geſinnung allgemeine Menſchenpflicht ſey, daſs er aber, dem höchſten Grade der Erfüllung nach, nur einem Einigen, und zwar einem voll-

Digitized by Google

kommen unſchuldigen und mit Gott einſtimmigen Menſchen zukommen könne; dann aber wird umſtändlich gezeigt, wie Jeſus ſich dieſes Berufs innig und völlig bewuſst werden, und ſo alle dazu nöthige auſserordentliche Hülfe mit Zuverſicht von Gott erwarten konnte. Dieſen Beruf alſo und deſſen Bewuſstſeyn vorausgeſetzt, wird die moraliſche Nothwendigkeit des Todes Jeſu behauptet.

Das *zweyte* Programm enthält die umſtändliche *Beweisführung* und *Vertheidigung*. Vorläufig wird eine neuerlich verſuchte philoſophiſche Rechtfertigung der Selbſttödtung mit Ernſt zurückgewieſen, übrigens bemerkt, dafs der Weltheiland ſich durchaus nicht durch eine Handlungsweiſe hätte ankündigen dürfen oder empfehlen können, welche das gemeine ſittliche Gefühl wider ſich hat, geſetzt auch, dafs die Schulweisheit ſie noch in Schutz zu nehmen wüſste. Die Aufgabe war alſo, Jeſum wider allen Verdacht einer übereilten mittelbaren Selbſttödtung zu ſichern, und den moraliſchen Beweggrund ſeines Verhaltens, da er der Gefangennehmung gleichſam entgegen ging, völlig ins Klare zu bringen. Der Vf. verſichert, nach Anführung fremder Verſuche und Äuſserungen, dafs ihm dieſe Erörterung hauptſächlich durch ſeine Offenbarungstheorie ſey erleichtert worden, indem aus der genaueren Unterſcheidung der äuſseren hiſtoriſchen Offenbarung von der Religion ſelbſt, die Nothwendigkeit der erſten zum Heil der Welt, mithin die Nothwendigkeit einer factiſchen Darſtellung des Gottgefälligen zur Stiftung der wahren Kirche, erſt recht einleuchtend werde, daraus aber deutlich hervorgehe, dafs es für Jeſum heilige Pflicht der Gottes- und Menſchen-Liebe war, *Alles* zu thun, um für den Geliebten Gottes und das Vorbild der Menſchheit öffentlich erkannt zu werden, und die deſsfalls nöthigen Eindrücke auf die Gemüther zu machen. Hiezu ſey aber von Seiten Jeſu, und deſſen, was von ihm abhing, *Zweyerley* erfoderlich geweſen. Er habe theils das wahre Menſchenheil durch Wort und That bekannt machen, theils ſich ſelbſt für den von Gott geſandten Vermittler dieſes Heils erklären müſſen. Jener *Unterricht* und dieſes *Bekenntniſs* ſeyen die beiden vornehmſten Aufgaben und Geſchäfte ſeines Berufs geweſen. Allein Anfangs habe der Unterricht als Hauptſache vorgehen, und dieſem das Bekenntniſs noch nachſtehen müſſen, daher denn die Vermeidung der Lebensgefahr längere Zeit für ihn Pflicht geweſen ſey; zuletzt habe das öffentliche beharrliche Bekenntniſs Hauptſache, mithin die Vermeidung der Gelegenheit, daſſelbe mit augenſcheinlicher Lebensgefahr abzulegen, pflichtwidrig werden müſſen. Hier zeigt nun der Vf. ſehr umſtändlich und mit Rückſicht auf die Einwendungen der Gegner, dafs Jeſus dieſes Bekenntniſs an dem *Orte* (S. 13 f.), zu der *Zeit* (S. 14 ff.), und auf die *Art* (S. 17 ff.), wie es ſein Zweck und Beruf erfoderten, abgelegt habe, und dafs der Hingang in den Garten ſeiner Berufspflicht eben ſo angemeſſen geweſen ſey, als der Einzug in Jeruſalem; indem es nach dieſem öffentlichen und feyerlichen Bekenntniſſe ihm nicht mehr habe anſtändig ſeyn können, irgend etwas von ſeiner gewohnten Lebensweiſe in der Abſicht zu unterlaſſen, um jenem lebensgefährlichen, aber an ſich nothwendigen, Bekenntniſſe auszuweichen. Am Ende werden noch zwey Einwendungen beantwortet. Die bedeutendere letzte, wie Jeſus ſeine Todesart und ſeine Auferſtehung ohne übernatürliche Eingebung habe vorherſagen können, wird dadurch erwiedert, dafs er, ſeines Berufes vollkommen gewifs, Alles, was der Zweck deſſelben foderte, aber von ihm ſelbſt nicht abhing, mit Zuverſicht von Gott erwarten, auch nach ſeiner Weisheit ſchon vorher beſtimmen konnte; und dafs dieſes nothwendig aus dem Glauben eines reinen Herzens und aus praktiſcher Weisheit herzuleiten ſey, indem die Vorausſetzung einer magiſchen Einblaſung des Erfolges das Grofse und Wahre ſeiner Leiden ganz vernichten müſste.

C. L.

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Braunſchweig*, in der Waiſenhaus-Buchdruckerey, und *Stendal*, in Commiſſion bey Franz und Grolsen: *Neu eingerichtete und erprobte Schul-Fibel zur grofsen Erleichterung des Leſenlernens durch ein natürliches Buchſtabiren.* Mit Anmerkungen; auch (nebſt) einer Grundſylben- und hieroglyphiſch verbildeten Abc-Tafel. 1809. Erſte Abtheilung. 28 S. 8. (2 gr.) Zweyte Abtheilung 56 S. 8. (3 gr.) Der Vf. dieſer Fibel nennt ſie eine erprobte, weil er ſie durch eigene Erfahrung erprobt habe. Die in derſelben befindliche Lehrart ſoll wenigſtens noch einmal ſo ſchnell zum Ziele führen; ſie ſey der Methode von Olivier in manchen Stücken ähnlich, ob ſie gleich lange vor Olivier von unſerem Verfaſſer erfunden worden ſey. Obgleich dieſs der Vf. ſelbſt ſagt: ſo findet Rec. doch Bedenken, dieſer Fibel, in welcher allerdings manches Ähnliche mit der Lehrart von Olivier vorkömmt, einen grofsen Werth beyzulegen. Das Zweckmäfsige in derſelben, die Ausſprache des Doppellauts in Einem Laut, und was in einer Anmerkung zur leichteren Erlernung der Buchſtaben geſagt iſt, und manches Andere, findet ſich auch in mehreren ſchon vorhandenen Fibeln; und am Geſchmackloſen und Unzweckmäfsigen fehlt es, wie in vielen anderen, auch in dieſer Fibel nicht. Beſonders elend iſt die hieroglyphiſch vorbildende Abc-Tafel ausgefallen. Man kann auch nicht die Beziehung finden, in wiefern nach des Herausgebers eigener Erklärung die zweyte Abtheilung oder das Leſebüchlein „die Kluft zwiſchen Fibel und Bibel ausfüllen" kann, wenn nicht die Anführung einiger zum Theil für Kinder unverſtändlicher bibliſcher Sprüche, wohin z. B. der gehört: *Seyd klug wie die Schlangen, aber ohne Falſch wie die Tauben*, dieſen Übergang erleichtern ſoll.

O. m. r.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

Bamberg und Würzburg, b. Göbhardt: *Syſtem des Criminalrechts nach neueren, von den bisherigen abweichenden Anſichten und Grundſätzen mit beſonderer Rückſicht auf den kaiſ. franzöſiſchen und königl. baieriſchen Criminal-Codex und ſonſtige Verordnungen.* Beſonders zur Beantwortung der Frage: Kann der Rechtslehrer bey der kaum aufblühenden Cultur einer geſunden Philoſophie auf ein criminaliſtiſches Papſtthum Anſpruch machen? Von dem königl. bair. Lieutenant *Eduard Nicol. Kratzer.* Erſter Band. 1812. XVIII und 483 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Die Abſicht des Vfs., ſein Eifer für die Wiſſenſchaft, und ſonſt Alles mag recht löblich bey dieſem Buche ſeyn; nur ſein Inhalt iſt es nicht. Dieſs iſt ſo wahr, daſs ſich Rec. an dem Publicum zu verſündigen glaubte, wenn er einen umſtändlichen Beweis davon führen wollte. Schon die ſchiefen, halbwahren und bereits in anderen Erſtlingen ſogenannter criminaliſtiſcher Reformatoren zum Ekel geleſenen Behauptungen über die noch immer unzureicheuden Bemühungen der Gelehrten für die Criminalrechtswiſſenſchaft u. ſ. w., welche die Vorrede ausdehnen, laſſen nichts Sonderliches erwarten. Und die Folge lehrt, daſs es ganz unreife Früchte ſind, welche hier geboten werden. Man würde ſich nicht erklären können, wie es möglich ſey, dieſelben öffentlich auszubieten, wenn man nicht aus der Vorrede ſähe, daſs der Vf. beym Ausbruch des letzten öſterreichiſchen Krieges mit Frankreich durch Eintritt in Militairdienſte in ſeinem akademiſchen Studium unterbrochen worden ſey, und dann nur in Dienſtfreyen Stunden Gelegenheit gehabt habe, ſich wieder etwas mit dieſer Wiſſenſchaft zu beſchäftigen. Ganz in der Manier derjenigen, welche ihre erſten Erfahrungen für Neuigkeiten halten, ſtellt der Vf. hier die allgemeinen Lehren des Criminalrechts dar. Nichts iſt verdaut, und Alles iſt ſo ſteif, wie gewöhnlich die Proben der Anwendung eben erſt erlernter Regeln. Da lernt man denn auch hier, daſs es ein *geſchriebenes* und *ungeſchriebenes* Criminalrecht gebe, daſs die Criminal-Rechtswiſſenſchaft nothwendig und nützlich ſey, und unentbehrlich demjenigen, *der Richter oder Vertheidiger der Verbrecher werden wolle.* Bey der Angabe der Hülfskenntniſſe der Criminalrechtswiſſenſchaft wird das ganze Regiſter gelehrter Kenntniſſe gezogen; auch die Staatengeſchichte wird daher als Hülfsquelle gerühmt, und ſo, daſs man faſt glaubt, es müſſe die Reihe auch noch an die allgemeine Weltgeſchichte und die Bibel kommen. Welche Begriffe ſich der Vf. von einem Verbrechen mache, kann man danach beurtheilen, daſs er § 44 auch die *Felonie* als Verbrechen nennt. Er theilt die *Verbrechen* §. 45 in Capital- und Nichtcapital-Verbrechen, von Gefangniſs-, Zuchthaus-, Landesverweiſungs- und Staupenſchlags-Verbrechen ſpricht er aber nicht. Die *culpa lata, levis et leviſſima* wird §. 54 nicht viel anders, als wie man ſonſt in den Vorleſungen über die Pandekten zu hören pflegte, definirt. Es fehlt nichts, als daſs der *diligens pater familias* nur noch genannt wäre. Thatbeſtand nennt der Vf. §. 132 die *moraliſche Gewiſsheit der Exiſtenz einer Thatſache, die ſolche Merkmale an ſich trägt, welche in dem geſetzlichen Begriffe einer beſtimmten Art rechtswidriger Handlungen enthalten ſind. — Sapienti ſat!*

Gr.

Leipzig, b. Hinrichs: *Verſuch einer ſyſtematiſchen Darſtellung der Patrimonial-Gerichtsverfaſſung der Rittergüter. Nach gemeinen und ſächſiſchen Rechten.* Ein Handbuch für Gerichtsherren, Gerichtsverwalter und praktiſche Juriſten, von *C. H. Wachsmuth*, königl. ſächſ. Accis-Inſpector und Rentbeamten zu Delitzſch. 1808. XX u. 268 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Der Vf. behandelt ſeinen Gegenſtand in 6 Capiteln: im 1ten ſpricht er von der Gerichtsbarkeit überhaupt, im 2ten von der Patrimonialgerichtsbarkeit insbeſondere, im 3ten von den Gerichten, dann beſonders im 1 Abſchn. vom Gerichtsherrn, als Richter, im 2 Abſchn. vom Juſtitiar und Actuar, und im 3 Abſchn. von den Gerichtsperſonen. Das 4te Cap. handelt von den mit dem Eigenthume der Gerichtsbarkeit verbundenen A) Vorrechten, und B) Gerichtsnutzungen. Das 5te Cap. von den mit dem Eigenthume der Gerichtsbarkeit verbundenen Laſten. Das 6te Cap. enthält einige Nachträge, und in einem Anhange giebt der Vf. verſchiedene Formulare, z. B. zur Verpflichtung eines Gerichtsverwalters, zum Entwurf einer Beſtallung für denſelben, zur Verpflichtung eines Dorfrichters, Trankſteueraufſehers auf dem Lande, eines Landacciseinnehmers u. ſ. w.

Bey der Lage, in welcher ſich das Inſtitut der Patrimonial-Gerichtsbarkeit gegenwärtig befindet, mochte ſich der Vf. bey ſeinem Unternehmen immer, wie er

Digitized by Google

S. IV der Vorrede bemerkt, von den besonderen Landesgesetzen leiten lassen, und die Ergänzung der auf diesem Wege bleibenden Lücken durch Grundsätze der Vernunft und des allgemeinen Staatsrechts versuchen. Nur dürfte alsdann, wenn man diese Methode nicht sofort für eine Unmöglichkeit zugleich erklären wollte, die Ansicht des Vfs. von dem Institut der Patrimonial-Gerichtsbarkeit eine Veränderung erleiden müssen. Nach der Meinung des Vfs. soll dieß Institut dem allgemeinen Staatsrecht fremd seyn (S. IV der Vorr.), die Gerichtsbarkeit soll nie Eigenthum eines Privatmannes seyn können (§. 3 und 18), sie soll eigentlich dem Staate gehören (§. 19). Hätte dieß seine Richtigkeit: dann wäre es doch in der That nicht einzusehen, wie das Institut der Patrimonialgerichtsbarkeit, das nicht sowohl den Keim der Vernunft, als vielmehr den der Unvernunft in sich haben soll, sich zur Identität mit der Vernunft entwickeln und einer Anwendung vernünftiger Grundsätze nicht gänzlich widerstehen sollte. Der Vf. hat die Inconsequenz, in die er bey seiner Ansicht der Sache verwickelt ist, selbst sehr lebendig ausgesprochen, indem er (S. IV der Vorr. §. 3, 18 und 19) behauptet, die Gerichtsbarkeit ist Eigenthum des Staates, kann nie Eigenthum eines Privatmannes werden, und nun (da es dennoch eine Patrimonialgerichtsbarkeit giebt §§ 19—31) aus jenem Satze folgert, dass das Eigenthum der Gerichtsbarkeit einem Privatmanne nur vom Staate ertheilt seyn könne. Denn ist der Vordersatz richtig: so muss der Vf. aus demselben schliessen, dass es *gar keine* Patrimonialgerichtsbarkeit (und mithin auch keine Rechtslehre von derselben) geben könne. Kann es aber eine Patrimonialgerichtsbarkeit geben: so muss der Vordersatz *falsch* seyn. — Rec. ist freylich der Meinung, dass das Institut der Patrimonialgerichtsbarkeit, wenn es sich nur allenthalben als ein lebendiges, organisches Ganzes in jedem Moment seiner Existenz auffassen und darstellen liesse, seine Rechtfertigung auch in seinen eigenen Mitteln bey sich führen würde, und dass man mit eben dem Rechte, womit der Vf. die Vernunftmässigkeit desselben bezweifelt, die Grundlosigkeit der Idee behaupten könne, die jenem Institut widerstreitet. Einen Versuch zur Auflösung der Aufgabe, auf welche Rec. hier hindeutet, hat der Vf. nicht gemacht; denn das, was derselbe über die Ausbildung des Instituts der P. G. in der Vorrede S. V ff. sagt, ist nur kärglich die stärksten Umrisse der körperlichen Seite desselben.

Bey der im 1 Cap. geschehenen Festsetzung der allgemeinen Grundsätze, welche der Vf. seiner Arbeit unterlegt, nimmt derselbe (wider die Meinung mehrerer Juristen) nur drey Staatsgewalten an, die gesetzgebende, richterliche und vollziehende, und scheint der etwas einseitigen Ansicht zugethan zu seyn, welche der richterlichen Gewalt den Rang vor den übrigen Staatsgewalten darum zugesteht, weil sie dem Hauptzweck des Staats unmittelbar gewidmet sey. Allein — was ist denn der Richteraussprüch ohne Gesetz und ohne Vollzug? Eine jede von den angegebenen Staatsgewalten ist das Ergänzungsstück der übrigen beiden, jede einzelne an sich aber nur Stückwerk. — Dass in Sachsen das Alter der Mündigkeit (21 Jahre) für das gesetzliche Alter des Richters angesehen werden müsse, ist von dem Vf. eben so wenig näher nachgewiesen worden, als die Behauptung, dass Banquerouteurs zu den Verbrechern gehören, und des richterlichen Amtes unfähig seyen. Rec. möchte diese letztere Behauptung so ohne nähere Bestimmung denn doch nicht unterschreiben, so sehr er auch sonst von der Heiligkeit des richterlichen Amtes überzeugt ist. *Berger Oec. Jur.* L. I. Tit. II. §. XIII. not. 3. — *Mandat wider die Banquerout.* d. d. Dresden, den 7 Jan. 1724. §. 5. *verb.*: „auch dieses alles ihm an seinen Ehren unschädlich seyn."

Die einer Gemeinheit, z. B. einer Stadt, einer Dorfgemeinde, einem Domcapitel, Ritterorden u. s. w., zukommende eigentliche Patrimonialgerichtsbarkeit schliesst der Vf., um den Gegenstand seiner Abhandlung genauer zu bestimmen, von demselben im 2 Cap. ausdrücklich aus, und schränkt sich lediglich auf die mit einem Grundstücke verbundene dingliche Gerichtsbarkeit (*jurisdictio realis*) ein. — Dass dem Vf. über diese Einschränkung seiner Aufgabe kein Vorwurf gemacht werden könne, *ist* für sich klar. — Die Benennung seiner Abhandlung aber hält der Vf. nicht ohne Grund dadurch für gerechtfertiget, dass die Benennung „*dingliche Gerichtsbarkeit*" im gemeinen Leben nicht üblich ist, der von ihm gebrauchte Name des Instituts (der Patrimonialgerichtsbarkeit) hingegen allgemein verstanden wird.

Im 3 Cap. ist bey dem, was über die Gerichte im Allgemeinen gesagt ist, in Ansehung der Gerichtsferien die besonders auf die Patrimonialgerichte sich wörtlich beziehende Verordnung der Erl. P. O. *ad Tit.* II. §. 4 übergangen worden. — Der vom Vf. bey Gelegenheit der Befugnisse des Gerichtsherren in Ansehung der peinlichen Gerichtsbarkeit (§. 46. S. 27) niedergeschriebenen Behauptung, dass es bey der gegenwärtigen Patrimonialgerichts-Verfassung ein durchaus nicht zu verhinderner Missbrauch sey, wenn Gerichtsherrschaften ihre Gerichtsverwalter an der Untersuchung mancher Vergehungen oder Verbrechen verhindert, oder zuerkannte Geldstrafen erlassen, Gefängnisstrafen, zum Theil aus Mangel eines Gefängnisses, unvollstreckt gelassen haben, kann Rec. nicht beytreten. Denn wenn Gerichtsherren kein Abolitions- und kein Begnadigungs-Recht haben (wie sie es denn in der That nicht haben, da beide Rechte zu den landesherrlichen Reservaten gehören), und wenn der Gerichtsherr, wie der Vf. selbst §. 30 behauptet, wegen Missbrauchs der Patrimonialgerichtsbarkeit mit deren Einziehung vom Landesherrn bestraft werden kann: so können die vorgedachten Missbräuche auch keinesweges für Etwas angesehen werden, das bey der gegenwärtigen Lage der Patrimonialgerichtsbarkeit *durchaus nicht gehindert werden könnte.* Dieß würde nur dann der Fall seyn, wenn die Verfassung den Gerichtsherrn von der Verantwortlichkeit in Ansehung jener Missbräuche frey

Digitized by Google

ſpräche, und demſelben die Eingriffe in die landesherrlichen Reſervate nachlieſse. Giebt es nicht in der beſten Verfaſſung Verbrecher? Allein — wenn ſie nicht entdeckt, oder zwar entdeckt, aber nicht beſtraft werden: ſoll dieſs der Verfaſſung zur Schuld zugerechnet werden? — Sagt doch der Vf. S. 38. §. 68 in der Note ſelbſt: Es giebt aller Orten Polizey, aber es wird nicht aller Orten darauf gehalten!

Im §. 85. S. 45 hätte bemerkt werden ſollen, dafs nach Reſc. vom 10 Jan. 1696. Cod. Aug. T. II. p. 1167 kein in königl. Dienſten ſtehender Beamter oder Actuar die Verwaltung der Patrimonialgerichtsbarkeit übernehmen könne. — Die bisher ziemlich allgemein herrſchende Meinung, dafs der Grund des Befugniſſes zum Richteramte eines Gerichtsverwalters auf einem Vollmachtscontracte zwiſchen dem Gerichtsherrn und dem Juſtitiar beruhe, hat der Vf. durch die S. 46 in der Anm. zum §. 83 niedergelegten Reflexionen in ein ſo helles Licht gehoben, dafs ſie in dieſem der Zerſtörung durch ihre eigene Inconſequenz wohl ſchwerlich entrinnen kann. Die willkührliche Entlaſſung eines Gerichtsverwalters verwirft der Vf. in Kraft der von ihm nachgewieſenen Grundſätze §. 89, mit Recht, als eine Ungerechtigkeit. Bey der im Jahre 1805 geweſenen Verſammlung der Stände des Königreichs Sachſen wurde die zur Sprache gekommene Frage: Kann ein Gerichtsherr ſeinen Juſtitiar ohne vorhergehende richterliche Unterſuchung entlaſſen? auf Vorſtellung mehrerer Patrimonialgerichtsherren mittelſt eines landesherrlichen Decrets d. d. Dresden, den 13 April 1805, zwar zu Gunſten der Gerichtsherren, jedoch nur *interimiſtiſch* entſchieden; und Rec. hegt mit dem Vf. die gleiche Hoffnung, dafs die bis jetzt noch nicht erfolgte Definitiventſcheidung jener Frage, bey der anerkannten Gerechtigkeitsliebe des Souverains von Sachſen, nur ſo ausfallen könne, dafs die Rechtspflege unter einer groſsen Anzahl Unterthanen gegen die Einflüſſe der Willkühr vollkommen ſicher geſetzt werden wird. — Die vom Vf. bey Entſcheidung jener Frage unberührt gelaſſene Schrift unter dem (etwas miſsrathenen) Titel: Materialien, die willkührliche Entlaſſung der Patrimonialgerichtsverwalter in Kurſachſen betreffend 1805, dürfte der Beherzigung bey der Definitiventſcheidung jener allerdings wichtigen Frage eben ſo wenig unwürdig ſeyn, als der Vorſchlag es iſt, den unſer Vf. der Geſetzgebung S. XIII der Vorr. gethan hat, und der hier dem Leſer nicht mitgetheilt werden kann. Nicht minder leſens- und für die Geſetzgebung beachtens-werth iſt aber auch das, was der Vf. S. 56 ff. §. 96 ff. überzeugend genug wider die gemeiniglich ſo ohne Einſchränkung hingeworfene Behauptung ſagt, dafs der Gerichtsherr Alles vertreten und verbüſsen ſoll, was der Juſtitiar in Bezug auf das ihm anvertraute Richteramt gethan haben mag.

Von der Beſtimmung der Anzahl der Gerichtsperſonen, in der Allgemeinheit, wie ſolche im §. 129 angegeben iſt, giebt der Vf. keinen Grund an. Wenn er die Nothwendigkeit der Gerichtsperſonen §. 130 nur in denjenigen Fällen behauptet, wo die Geſetze, auſser der in der Regel hinreichenden richterlichen Treue und Glauben, auch noch das Zeugniſs von Beyſitzern des Gerichts erfodern, dann aber hinzuſetzt: „In der Regel können Handlungen vor Gericht geſchehen, auch ohne Beyſeyn der Gerichtsperſonen; doch iſt ihre Gegenwart nie als überflüſſig zu verwerfen, wiewohl ſie nur in manchen Fällen nothwendig iſt:“ ſo dürfte es, auch den Inhalt des §. 132 mit eingerechnet, doch wohl nicht ohne alle Inconſequenz abgehen. Denn auf dem Standpuncte der richterlichen Pflicht iſt der Gebrauch der Gerichtsperſonen, wenn er nicht als Rechtspflicht erſcheint, mithin nicht nothwendig iſt, eben deſshalb allerdings überflüſſig; ſo wie auf dem im §. 152 bezeichneten Standpuncte der Rathſamkeit der Gebrauch der Gerichtsperſonen — auch ſelbſt wenn die vor Gericht handelnden Perſonen das Protocoll unterſchreiben — ſtets als zuträglich erſcheinen muſs, und eben deſshalb auch nothwendig iſt.

Im 4 Cap., wo der Vf. unter den mit dem Eigenthum der Gerichtsbarkeit verbundenen Gerichtsnutzungen auch das Abzugsrecht abhandelt, wird §. 208 und 209 auch *rechtsverwährte Gewohnheit* als ein Grund dieſes Befugniſſes genannt, und in den §. 210 und 211 derſelbe Gegenſtand als *Verjährung* des Abzugsrechts näher beſtimmt. Allein — die Behauptungen: das Abzugsrecht ruht auf einer *Gewohnheit*, und das Abzugsrecht ruht auf der *Verjährung* — ſind eben ſo wenig gleichbedeutend, als ſie gleichgültig für die Praxis ſind. Ein ganz anderes Princip entwickelt ſich doch wohl offenbar in der rechtlichen Gewohnheit, und ein ganz anderes in der Verjährung, und unter anderen Bedingungen iſt ohne Zweifel das Product der Entwickelung des einen Geſetz, ſo wie ebenfalls unter anderen Bedingungen das Product der Entwickelung des anderen Erwerb eines Objects iſt? — — Ja, es wird doch auch dasjenige, was durch Verjährung (als Erwerbact) gegeben wird, darum nicht ſofort durch Gewohnheit (als Geſetz) gegeben werden können, und es werden ſich mithin Verjährung und Gewohnheit keinesweges als gleichbedeutende Mittel zu einem Zweck verhalten? — Oder ſoll ſich in keinem der berührten Puncte ein Unterſchied zwiſchen Verjährung und Gewohnheit finden? Auf die Theorie kann ſich der Vf. hier nicht berufen, denn ſie enthält nach dem, was ſie bis jetzt geleiſtet hat, noch keinen Leitfaden, an dem man wiederum aus dem Labyrinthe kommen könnte, in welches man ſich durch das Nachdenken über die angeregten Puncte allmählich verliert, und — es ſind daher die Fragen: Kann das Abzugsrecht *nur durch Gewohnheit*, oder *nur durch Verjährung*, oder kann es etwa gar *durch beide* Mittel nach Belieben erworben werden? — Steht die Verjährung des Abzugsrechts unter anderen Bedingungen, als die daſſelbe einführende rechtliche Gewohnheit, oder ſtehen Gewohnheit und Verjährung etwa gar unter gleichen Bedingungen? — die Fragen ſind auch die Probleme geblieben. Die Regeln über das, was man

Digitized by Google

nach dem Inhalte der §§. 209 und 210 zu thun hat, um im vorkommenden Fall in Kraft — einer Gewohnheit oder einer Verjährung? — Abzugsgeld zu erzwingen, lehren, ohne eine befriedigende Antwort auf jene Fragen, weiter nichts, als — nützliche Handgriffe, die man ohne Geist erlernt, und ohne Kopf nachmacht! — Was hier gesagt worden ist, gilt auch von dem, was der Vf. über das Herkommen, die Gewohnheit u. s. w. als Grund des Dienstzwangs, der Lehenwaarenfoderung u. s. w. §. 252 Note **). §. 255. 255 ff. gesagt hat.

Unbemerkt darf Rec. übrigens nicht lassen, dass öfter Fragen nach sächsischem Rechte zwar entschieden wurden, nach gemeinem Rechte aber unentschieden geblieben sind, wie z. B. die S. 25. §. 40 f. behandelte Frage: Wiefern kann der Gerichtsherr seine Gerichte selbst verwalten? Ingleichen S. 19. §. 38 f. die: Wiefern kann der Richter bey Patrimonialgerichten ausser seinem Gerichtssprengel handeln? u. s. w. Zu rechtfertigen ist es auch nicht, wenn der Vf. es hie und da nicht deutlich heraushob, ob seine Behauptung auf gemeinem oder sächsischem Rechte ruht, wie z. B. §. 30. S. 15, §. 128. S. 82 u. s. w.; so wie es nicht zu billigen ist, wenn der Vf. da, wo er seine Meinung in einem streitigen Falle direct mit Gründen hätte angeben sollen, dies unterlässt und sich mit einem: *Es dürfte*, *es scheint*, *es könnte*, *es ist möglich* und dergleichen behilft, wie z. B. §. 61 am Ende, §. 65, §. 74, §. 81. S. 105. S. 193, oder gar nicht entscheidet, wie §. 104. Note *). So kann's ja im Leben nicht seyn, und für dieses schrieb doch der Vf.! — Will man ferner auch nicht, nach der im Anfange dieser Anzeige bemerklich gemachten Ansicht des hier in Frage befangenen Instituts, mit dem Vf. darüber rechten, mit welchem Rechte sein Werk *systematisch* heisse: so wird dennoch die Abh. Cap. 4 und 5 hier nicht am rechten Orte erscheinen; sie gehört unmittelbar zum Inhalte des 2 Cap., von dem sie durch Einschiebung des 3 Cap. nicht hätte getrennt werden sollen, und — das 6 Cap. hat unter der Firma „*Einige Nachträge*" eben so wenig systematische Bedeutung, als es schwierig ist, die Stelle ausfindig zu machen, welche die hier berührten Gegenstände einnehmen müssen.

Die vom Vf. S. 207 ff. gegebenen Formulare sind brauchbar. Der Vortrag ist, sehr wenige und unbedeutende Mängel abgerechnet, rein und gut, und die Grenze eines Handbuchs wohl nur selten verfehlt. Die hie und da in den Text gebrachten Citate würden ihr Unterkommen schicklicher in den dem Texte eines jeden §. untergelegten Anmerkungen, bey den übrigen Allegaten, gefunden haben. Der bescheidene Vf. hegt nach S. XII der Vorr. die Hoffnung, dass man seiner Arbeit, in Hinsicht derjenigen Personen, für welche sie bestimmt ist, ihre Brauchbarkeit nicht absprechen werde. Diese *Hoffnung* ist gerecht, und Rec. muss der vorliegenden *Schrift*, in der berührten Hinsicht, vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn auch die Kritik sonst noch mehr zu erinnern hätte. Möge auch die Erwartung des Vfs. vom Einfluss seiner Arbeit auf Wissenschaft und Gesetzgebung nicht unerfüllt bleiben!

ϱ — ζ — r.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Erlangen*, b Palm: *Über die Aufhebung des Gerichtsgeheimnisses in den Staaten des Rheinbundes*; insbesondere über die Frage: *sollen die Urtheilsgründe den Parteyen von Amtswegen bekannt gemacht werden?* von *Aloys Joachim Steiger*, vormals fürstl. waldburg. wolfeggischem Oberamts-Rath. 1812. 30 S. 8. (3 gr.) Diese Schrift ist der Erörterung eines für zweckmässige Justizpflege hochwichtigen Gegenstandes gewidmet. Mit Recht hat sich der Vf. für die Aufhebung des Gerichtsgeheimnisses, und für die Bekanntmachung der Urtheilsgründe erklärt. Doch was er hiefür sagt, erschöpft die Sache nicht vollständig. Seine Gründe für die Bekanntmachung der Urtheilsgründe sind blos aus den äussern Verhältnissen der richterlichen Thätigkeit entlehnt; nicht aber aus dem Innern des Wesens dieses Zweigs der öffentlichen Verwaltung, worin jedoch, nach unserer Überzeugung, gerade der Hauptgrund für seine Meinung zu suchen ist. Die Bekanntmachung der Urtheilsgründe ist nicht blos zu dem Ende nöthig, um den Parteyen und dem Staate die Controlirung des Richters zu erleichtern — worin der Vf. die Argumente dafür sucht: sondern, irren wir nicht, so liegt der Hauptgrund dafür darin, dass die Tendenz der richterlichen Thätigkeit *zunächst* nichts anders ist, als *Belehrung der streitenden Parteyen über den Umfang ihres Rechtsbezirks nach vorhandenen Gesetzen.* Dieser Endzweck der richterlichen Thätigkeit aber ist in den meisten Fällen durchaus unerreichbar, wenn der Richter nicht den Parteyen die Motive vorlegt, welche ihn bey der Fällung seines Spruchs geleitet haben. Ein ohne Bekanntmachung der Entscheidungsgründe ertheilter Spruch wird nur in äusserst wenig Fällen die Parteyen bestimmen, ihren, durch ihre irrige Ansichten von dem Umfange ihres Rechtsbezirkes, widerrechtlich gewordenen Willen aufzugeben, und sich in die Bestimmungen zu fügen, welche der Richter in seinem Erkenntnisse gegeben hat; statt dass die Darlegung der Motive auf das trefflichste dazu geeignet ist, sie von ihrem Irrwahne abzubringen, und zur Einsicht und Anerkenntniss der Ordnung und Gesetzlichkeit der Dinge hinzuleiten. Auf der Stufe der Cultur, welche wenigstens der grössere Theil der europäischen Menschheit jetzt errungen hat, lassen sich die Menschen nicht mehr durch Orakelsprüche leiten, sondern nur durch genugthuende Überzeugung von der Nothwendigkeit dessen, was man von ihnen foder; und wenn nur wenige Factionen in dem Richter die personificirte Intelligenz sehen, welche er eigentlich darstellen sollte; wenn sie seinen Aussprüchen keineswegs folgen, im Vertrauen auf seine völlige Rechtlichkeit (in moralischer und intellectueller Beziehung): so ist es gewiss unerlässlich nothwendig, seinen Sprüchen auf dem von uns angedeuteten Wege die Achtung zu sichern und zu befestigen. Geschieht diess nicht: so führen die richterlichen Erkenntnisse gewiss öfter zur Verlängerung des Streits, als zu seiner Beendigung.

Z.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEMGO, in der meyerschen Buchhandlung: *Thucydides Geschichte des peloponnesischen Krieges*, aus dem Griechischen übersetzt und mit kritischen Anmerkungen erläutert von D. *Johann David Heilmann*, weil. der Theologie ordentl. Lehrer auf der Universität zu Göttingen. Zweyte Auflage. Mit Anmerkungen, Berichtigungen und Nachträgen von *G. G. Bredow*. 1808. 1168 S. 8. (4 Rthlr., die Anmerk. besonders 1 Rthlr.)

Wir können es überhoben seyn, die *heilmannische* Übersetzung des Thucydides einer neuen Prüfung zu unterwerfen. Schon lange bekannt, und nach ihrem Verdienste gewürdigt, bedarf sie unserer Empfehlung nicht. Befriediget sie auch nicht alle Ansprüche, die man an eine gute Übersetzung zu machen berechtiget ist: so wird man sie doch immer als eines der brauchbarsten Hülfsmittel zum Verstehen des Th. betrachten müssen. Wenige Erklärer haben diesen gedankenreichen und wortkargen Schriftsteller so gut verstanden und aufgehellt, als *Heilmann*. Auch findet man viele Stellen, die *Heilmann* selbst nach den strengeren Foderungen der Kritik glücklich übersetzt hat. Es war also ein dankenswerthes Unternehmen der Verlagshandlung, dass sie, da die erste Auflage der *heilmannischen* Übersetzung vergriffen war, eine neue veranstaltete. Während an dieser neuen Auflage gedruckt wurde, kam Hr. *Bredow* auf seiner Reise nach Paris durch Lemgo, und wurde von Hn. *Hellwig* ersucht, diese neue Ausgabe, die übrigens unverändert nach der alten gedruckt werden sollte, mit Anmerkungen zu begleiten, um theils die in der alten Ausgabe befindlichen Schreib- und Druck-Fehler und offenbaren Versehen zu berichtigen, theils eine Nachlese der seit *Heilmanns* Zeiten verbesserten Lesarten und richtiger erklärten Stellen zu halten. Hr. *Bredow* übernahm den Auftrag, in der Hoffnung, dass er vielleicht auch durch pariser Handschriften, die er zu vergleichen dachte, einige Berichtigungen und Nachträge zu liefern im Stande seyn würde. Als ihn seine Reise durch Münster führte, machte er die Bekanntschaft des Hn. Prof. *Kistemaker*, der sich durch die schon im J. 1791 herausgegebenen schätzbaren Anmerkungen zu den vier ersten Büchern des Th. als einen der scharfsichtigsten Erklärer dieses Schriftstellers gezeigt hat. Dieser hatte die Güte, Hn. *B.* seine auch für die vier letzten Bücher des Th. gemachten Bemerkungen zum Gebrauche bey seinen Nachträgen für die *heilmannische* Übersetzung zu überlassen. In Paris erfuhr Hr. *B.*, dass es zehn Handschriften, die den Th. ganz, und drey, die einige Reden desselben umfassten, dort gebe, dass aber Hr. *Gail* sie schon alle zum Behuf einer neuen von ihm veranstalteten Ausgabe des Th. verglichen habe. Von ihm wurden Hn. *B.* die Varianten der pariser Handschriften mitgetheilt, von denen dieser uns die merkwürdigsten alle in seinen Anmerkungen gegeben hat. Über das nun, was die Hnn. *Bredow* und *Kistemaker* zum besseren Verständnifs des Th. geleistet haben, sollen wir in unserer Anzeige dem Publicum besonders Rechenschaft ablegen. Wir haben alle ihre Bemerkungen mit grofser Sorgfalt durchmustert, und wir können mit Überzeugung versichern, dass sie, besonders die *kistemakerschen*, viel Treffendes enthalten. Sie sind gröfstentheils kritisch. Doch sind auch einzelne schätzbare historischen, geographischen und antiquarischen Inhaltes beygefügt worden. Freylich sind noch manche Stellen in der *heilmannischen* Übersetzung übrig geblieben, die auch einer Verbesserung bedurft hätten. Doch giebt es wenige Capitel, die nicht einige Nachträge erhalten hätten. Von schwierigen Stellen, die Hr. *B.* anders, als *Heilmann*, erklären zu müssen glaubt, theilt er uns gewöhnlich Übersetzungen mit, die auch am besten geschickt sind, des Erklärers eigene Ansichten darzulegen. Unter diesen Übersetzungen einzelner Stellen scheinen uns einige sehr gelungen, die des Hn. *B.* freylich auch durch andere Versuche schon bekanntes Talent für Übertragungen aus den Alten hinlänglich beurkunden. Andere dünken uns etwas zu hart und steif, die auch wohl weniger in der Absicht, um als Muster zu dienen, gemacht sind, als um den Wortsinn recht deutlich zu entwickeln. Hätte Hr. *B.* das Ganze übersetzt: so würde er wahrscheinlich auch diese dem Genius der deutschen Sprache mehr angepasst haben. Als Probe von dem Tone, worin Hr. *B.* den Th. übersetzt wünscht, geben wir das erste Cap. des ersten Buches, dessen Verdeutschung uns besonders gefallen hat, zugleich mit der *heilmannischen* Übersetzung.

Bredow.

Thucydides von Athen hat den Krieg der Peloponnesier und Athener, wie sie gegen einander gekämpfet, beschrieben, anfangend sogleich beym Entstehen desselben, und nach

Heilmann.

Thucydides von Athen hat in gegenwärtigem Werke den Krieg beschrieben, welchen die Peloponnesier mit den Athenienfern geführt haben. Er hat sich gleich bey dem ersten

Digitized by Google

manchen Zeichen vorahndend, es werde der Kampf an Gröfse und Denkwürdigkeit die früheren übertreffen; denn im höchſten Flor der geſammten Kriegsrüſtung unternahmen ihn beide, und die übrigen Hellenen ſah man der einen oder anderen Partey, einige ſogleich ſich anſchlieſsen, andere doch ſchon es gedenkend. Denn dieſs war unſtreitig für die Hellenen und einen Theil der Barbaren, ja man kann ſagen, ſelbſt für einen groſsen Theil des Menſchengeſchlechts eine der gröſsten Erſchütterungen. Denn was vor dem und noch weiter hinauf vorgefallen iſt, ſicher zu wiſſen, iſt wegen Länge der Zeit unmöglich; nach Beweiſen aber, die mir bey meiner Forſchung ins fernſte Alterthum glaubwürdig bleiben, urtheile ich, daſs weder in Kriegen noch ſonſt Groſses geſchehen ſey.

Anfange deſſelben an die Arbeit gemacht, weil er ſich damals ſchon zum Voraus vorſtellen konnte, daſs es einer der wichtigſten und der merkwürdigſten unter allen bisherigen Kriegen dieſer Völker ſeyn würde; indem beide damals in Anſehung aller zum Kriege erfoderlichen Rüſtungen eben auf dem Gipfel ihrer Macht waren; und auch die übrigen griechiſchen Mächte ſich theils gleich Anfangs, theils erſt nach längerem Bedenken zu einer oder der anderen Partey ſchlugen. In der That war dieſes eine der ſtärkſten Bewegungen, worin ſowohl die Griechen, als auch einige von den barbariſchen Völkern, ja ich möchte wohl ſagen, der gröſste Theil des Menſchen je verwickelt geweſen. Denn ob ſich gleich von den älteren Begebenheiten, die ſich vor demſelben und weiter hinauf zugetragen, der Entfernung der Zeit wegen nicht viel Gewiſſes herausbringen läſſet: ſo kann ich doch, ſo viel ſich aus verſchiedenen Merkmalen in dieſen älteſten Zeiten mit einiger Zuverläſſigkeit abnehmen läſſet, mir nicht vorſtellen, daſs ſie von ſonderlicher Wichtigkeit geweſen ſeyn ſollten, ſo wenig was kriegeriſche Händel betrifft, als in anderen Abſichten.

Man wird aus dieſer kleinen Probe ſehen, wie nahe ein geſchickter Überſetzer ſelbſt den Ton eines Th. erreichen könne, und wie wenig die bisherigen Überſetzer deſſelben eigentlich noch geleiſtet haben. Wie weitſchweifig und lahm erſcheint hier die *heilmanniſche* Überſetzung gegen die *bredowiſche!*

Was die kritiſchen und erklärenden Bemerkungen betrifft: ſo haben wir weniger Neues, als Bekanntes gut ausgewählt gefunden, beſonders hat Hr. *B.* von *Kiſtemakers* vielen ſcharfſinnigen Erklärungen mit Recht fleiſsigen Gebrauch gemacht. Wir übergehen, um nicht zu weitläuftig zu werden, Alles, was Hr. *B.* Treffendes aus anderen Erklärungen zur Verbeſſerung der *heilmanniſchen* Überſetzung auswählte, und heben nur dasjenige aus, was wir dem eigenen Scharfſinne des Hn. *B.* in allen, und des Hn. *K.* in den vier letzten Büchern des Th. verdanken. Dann wollen wir noch einige Bemerkungen über die Stellen hinzufügen, wo unſere Anſichten mit den ihrigen nicht übereinſtimmen. Die eigenen gelungenen Bemerkungen des Hn. *B.* beziehen ſich gröſstentheils auf Verbeſſerungen der Interpunction, die freylich in den bisherigen Ausgaben des Th. ganz vorzüglich vernachläſſiget iſt. L. 1. C. 6 wird *μετρία ἐσθῆτι* nicht übel durch *ordinäre Kleidung*, die nicht von ausgezeichneter Pracht war, die Jeder, der Vornehme und der Geringe, trug, nach dem Scholiaſten, erklärt. C. 10 bemerkt Hr. *B.* richtig, daſs man ſo interpungiren müſſe: *πεποίηκε γὰρ χιλίων καὶ διακοσίων νεῶν* (wo die gewöhnlichen Ausgaben ein Colon ſetzen) *τὰς μὲν B.*; denn nicht die Zahl der Schiffe, ſondern der Menſchen, wolle Th. angeben. Eben ſo muſs nach *μάχιμοι πάντες* ein Comma ſtehen, weil *ἐν ταῖς Φιλοκτήτου ναυσὶ δεδήλωκε* zuſammengehört. Das Letztere hat *Bauer* ſchon geſehen. C. 19 *ἦρχον*, das in mehreren Handſchriften fehlt, muſs als Gloſſe betrachtet, und vor *Ἀθηναῖοι* ein bloſses Colon geſetzt, und aus dem Vorhergehenden *ἡγοῦντο* ſupplirt werden. C. 29 *ζεύξαντές τε τὰς παλαιάς*. Hr. *B.* vertheidigt die gewöhnliche Lesart gut gegen *Coray*, der *πολλὰς* ſtatt *παλαιὰς* leſen will. C. 35 wird gezeigt, daſs nach *μὴ πείσαντες* ein Comma geſetzt, und *ὑμᾶς* mit *ἕξομεν* verbunden werden müſſe. C. 37 Hr. *B.* bemerkt richtig, daſs *τὴν ἀφ' ἡμῶν ἀξίωσιν* und *τὴν τῶνδε χρείαν* einander entgegengeſetzt ſind, und erklärt *ἀξίωσις* durch *gerechtes Verlangen*, *χρεία* hingegen durch *Bedürfniſs, die von bloſser Noth erzeugte Bitte.* C. 70 werden die Worte *ὀλίγα τυχεῖν πράξαντες* mit einander verbunden: (ſie meinen) *eine Kleinigkeit zufällig vollbracht zu haben.* So wollte indeſſen auch ſchon *Bauer* verbunden wiſſen. C. 73. Das Comma muſs nach *μᾶλλον ἔσται* geſetzt, und *προβαλλομένοις* mit *ἀνάγκη λέγειν* verbunden, und *στερισκώμεθα* ſtatt *στερισκόμεθα* mit mehreren Handſchriften geleſen werden. Das Erſtere wollte ſchon *Gottleber.* C. 82. Dem *ξυμμάχων τε παραγωγῇ* entſpricht *καὶ τὰ αὐτῶν ἅμα ἐκπορίζωμεθα*; das Punct nach *προσληψόμεθα* muſs getilgt, und *ἀντιφθόνον δὲ* bis *διασωθῆναι* in eine Parentheſe geſchloſſen werden. C. 101 macht Hr. *B.* es wahrſcheinlich, daſs man *Θυρεᾶταί τε καὶ Αἰθαιεῖς* ſtatt *Θουριᾶταί τε καὶ Αἰθεεῖς* leſen müſſe. C. 105 wird richtig bemerkt, daſs *θέσθαι τὰ ὅπλα* bey den älteſten griechiſchen Schriftſtellern nie die Bedeutung habe: *die Waffen ablegen*, wie Rec. dieſes ſchon früher einmal in dieſen Blättern behauptet hat. L. 2, 19. Hr. *B.* vermuthet nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, daſs man *διὰ Κρωπιᾶς* mit fünf pariſer Handſchriften ſtatt *διὰ Κεκροπίας* leſen müſſe. *Κρωπεία* oder *Κρωπία* iſt ein Demos in der häufig erwähnten leontiniſchen Phyle in Attika. C. 40 *βεβαιότερος δὲ ὁ δράσας τὴν χάριν, ὥστε ὀφειλομένην δι' εὐνοίας ᾧ δέδωκε σώζειν, und da hat unſtreitig derjenige, welcher die Gefälligkeit erwies, den ſichern Stand, weil er dieſelbe bewahrt als eine dem anderen auf liegende Verpflichtung zu liebevoller Vergeltung.* Hr. *B.* verbindet *ὀφειλομένην δι' εὐνοίας*, da *δι' εὐνοίας* mit *ᾧ δέδωκε* zu verbinden, die Wortſtellung nicht zu geſtatten ſcheint. L. 3, 12. *ἔμελλον; ὡς τε εἴτω δοκοῦμεν ἀδικεῖν, προαποστάντες διὰ τὴν ἐκείνων μέλλησιν τῶν ἐς ἡμᾶς δεινῶν, αὐτοὶ οὐκ ἀνταναμείναντες σαφῶς εἰδέναι, εἴτι αὐτῶν ἔσται, οὐκ ὀρθῶς σκοπεῖ· εἰ γὰρ δυνατοὶ ἦμεν ἐκ τοῦ ἴσου καὶ ἀντεπιβουλεῦσαι, καὶ ἀντεπιμελῆσαι, τί ἔδει ἡμᾶς ἐκ τοῦ ὁμοίου ἐπ' ἐκείνοις εἶναι; ἐπ' ἐκείνοις δὲ ὄντος ἀεὶ τοῦ ἐπιχειρεῖν, καὶ ἐφ' ἡμῖν εἶναι δεῖ τὸ προαμύνασθαι.* Hr. *B.* ſetzt vor *ὡς τε* ein Punct, ſtreicht das Comma

Digitized by Google

nach ἀδικεῖν weg, und läfst es nach προαποστάντες folgen, ſo dafs διὰ τὴν ἐκείνων μέλλησιν τῶν ἐς ἡμᾶς δεινῶν αὐτοὶ οὐκ ἀνταναμείναντες in unmittelbare Verbindung geſetzt werden. Endlich lieſt er mit *Stephanus*, *Duker* und dem *Scholiaſten* ἀντεπιμελλῆσαι, ändert τί mit *Heilmann* und *Kiſtemaker* in τι, *quodammodo*, und will es entweder mit dem vorausgehenden Zeitworte, oder mit ἔδει verbinden, wonach das Fragezeichen nach εἶναι wegfallen mufs. Alle dieſe Änderungen billigen wir vollkommen. Die ganze Stelle hat er nach den von ihm vorgenommenen Verbeſſerungen ſo überſetzt: *Wenn daher Jemand meint, wir thäten bey unſerem zuvorkommenden Abfall darin Unrecht, dafs, da jene mit den uns drohenden Schreckniſſen zaudern, nicht wir auch dagegen abwarteten, es zuverläſſig zu erfahren, ob etwas daraus werden würde, der hat nicht den richtigen Geſichtspunct. Denn wenn wir ſtark genug wären, ganz auf gleichem Fufse ihnen entgegen Plane zu bereiten, und ihnen entgegen zu zaudern: dann müfsten wir uns auch ganz nach ihnen richten* (und nur, wenn ſie angriffen, uns wehren); *da es aber von ihnen abhängt, jeden Augenblick uns anzugreifen: ſo mufs es auch von uns abhängen, uns zum Voraus dagegen zu wehren.* C. 26. Τοῦ δ' ἐπιγιγνομένου θέρους, οἱ Πελοποννήσιοι, ἐπειδὴ τὰς ἐς Μιτυλήνην δύο καὶ τεσσαράκοντα ναῦς ἀπέστειλαν ἔχοντα Ἀλκίδαν, ὃς ἦν αὐτοῖς ναύαρχος, προστάξαντες, αὐτοὶ ἐς τὴν Ἀττικὴν ἐσέβαλον. Hr. *B.* möchte mit *Stephanus* ein Comma nach ἀπέστειλαν ſetzen, und ἔχοντα Ἀλκίδαν mit προστάξαντες verbinden: *ihnen durch einen beſtimmten Befehl zuordnend, als denjenigen, der ſie hätte* (oder anführte), *den Alkidas, der bey ihnen Schiffsoberſter war.* Er meint aber, dafs man ἔχοντα β' Ἀλκίδαν, *der für ſich zwey Schiffe hatte*, leſen müſſe, wegen der Variante ἔχοντας, damit es ſich erkläre, warum hier 42 Schiffe genannt werden, da C. 16, 25, 29, 69 nur von 40 Schiffen die Rede iſt, und damit die Tautologie vermieden werde. Die Vermuthung iſt nicht ganz unwahrſcheinlich. Nur begreift man nicht recht, wie Alkidas zu den eigenen Schiffen kam, und warum ſie nachher nicht mitgezählt werden. L. 4, 13. Hr. *B.* beweiſt, dafs man mit der clar. Handſchrift πεντήκοντα ſtatt τεσσαράκοντα leſen müſſe, da C. 23, nachdem 20 Schiffe hinzugekommen, 70 genannt werden. L. 5, 17. Die Interpunction dieſes C. iſt ſehr fehlerhaft. Vor ὡς ἐπιτειχισμὸν mufs ein Comma geſetzt werden; denn es gehört dem Hauptgedanken nach mit παρασκευή τε zuſammen. Vor καὶ ἐπειδὴ ſetzt man ein Punct. Mit καὶ ἐπειδὴ fängt der Vorſatz einer längeren Periode an, zu dem τότε δὴ den Nachſatz macht; daher vor καὶ ὤμοσαν ſtatt eines Puncts nur ein Comma ſtehen kann. Und die Worte ἀνταπαιτούντων — τὴν Νίσαιαν ſind durch Parentheſenzeichen einzuſchliefsen, wie es in der leipziger Ausgabe auch bereits geſchehen iſt. C. 21. αὐτὸς μὲν, πάλιν πεμπόντων τῶν Λακεδαιμονίων, καὶ κελευόντων — — ἐξαγαγεῖν, κατὰ τάχος ἐπορεύετο. Mit Recht verbindet Hr. *Kiſtemaker* πάλιν mit ἐπορεύετο, und ſetzt bey πάλιν das Comma, das nach αὐτὸς μὲν ſteht. C. 43. πανταχόθεν τε νομίζων ἐλασσοῦσθαι, τότε πρῶτον ἀντεῖπε, οὐ βεβαίους Φάσκων εἶναι Λακεδαιμονίους, ἀλλ', ἵνα Ἀργείους σφίσι σπεισάμενοι ἐξέλωσι, καὶ αὖθις ἐπ' Ἀθηναίους μόνους ἴωσι, τοῦτου ἕνεκα σπένδεσθαι αὐτούς. καὶ τοτε κ. τ. λ. Unſtreitig mufs man mit *Kiſtemaker* τό τε πρῶτον ſtatt τότε πρῶτον leſen, und das Punct vor καὶ τότε in ein Colon verwandeln. Hr. *B.* überſetzt die Stelle nach dieſer Veränderung ſo: *Weil er ſich nun in jeder Rückſicht zurückgeſetzt glaubte, widerſprach er theils das erſtemal* (als über das Bündnifs mit den Spartanern unterhandelt wurde), *indem er behauptete, es ſeyen die Lacedämonier nicht zuverläſſig, ſondern ſie ſchlöſſen nur deſswegen den Bund mit ihnen* (den Athenern), *um ihnen dadurch die Argiver zu entziehen, und nachher die Athener allein anzugreifen, und damals* (jetzo), *da die Miſshelligkeit entſtanden war, ſchickt er ſogleich für ſich ſelbſt* u. ſ. w. C. 45. τοὺς Λακεδαιμονίους πείθει, πίστιν αὐτοῖς δοὺς, ἢν μὴ ὁμολογήσωσιν ἐν τῷ δήμῳ αὐτοκράτορες ἥκειν, Πύλον τε αὐτοῖς ἀποδώσειν πείσειν γὰρ αὐτὸς Ἀθηναίους, ὥσπερ καὶ νῦν ἀντιλέγειν, καὶ τἆλλα ξυναλλάξειν. Hr. *Kiſtemaker* ſchlieſst πείσειν γὰρ bis ἀντιλέγειν in eine Parentheſe, und läſst καὶ τἆλλα ξυναλλάξειν von πίστιν αὐτοῖς δοὺς abhängen. Mit Recht, glauben wir. C. 70. Λακεδαιμόνιοι δὲ, βραδέως, καὶ ὑπὸ αὐλητῶν πολλῶν νόμῳ ἐγκαθεστώτων· οὐ τοῦ θείου χάριν, ἀλλ' κ. τ. λ. Mit hinreichendem Grunde verbinden die Hnn. *B.* und *K.* ὑπὸ νόμῳ, und ſetzen nach νόμῳ ein Comma, ſo wie ſie nach ἐγκαθεστώτων das Colon tilgen, und damit οὐ τοῦ θείου χ. zuſammenleſen. C. 79. *Valkenaers* ſcharfſinnige Vermuthung, dafs man κοινανεόντων (welches für κοινωνεέτωσαν ſteht) ſtatt κοινᾶν ἐόντων leſen müſſe, wird durch eine pariſer Handſchrift, welche κοιρανεόντων hat, beynahe zur Gewifsheit. C. 111. Καὶ ἐνθυμεῖσθε πολλάκις, ὅτι περὶ πατρίδος βουλεύεσθε, ἣν, μιᾶς πέρι, καὶ ἐς μίαν βουλὴν, τυχοῦσάν τε καὶ μὴ κατορθώσασαν, ἔσται. Wir ſtimmen Hn. *B.* bey, dafs man mit *Valla* ἴστε ſtatt ἔσται leſen, wie man auch in einer pariſer und wiener Handſchrift findet, und dieſes als Imperativ verſtehen müſſe. Wir denken uns μιᾶς περὶ καὶ ἐς μίαν βουλὴν als Parentheſe. Die Überſetzung, die uns Hr. *B.* von dieſer Stelle giebt, ſcheint uns zu ſteif und hart. Wir würden etwa ſo überſetzen: *und bedenket wiederholt, dafs ihr euch über das Vaterland berathet, und dafs dieſes* (es betrifft ein einziges und in Einer Berathung) *glücklich ſeyn oder nicht beſtehen werde, vergeſst nicht.* Vielleicht mufs man aber nun auch κατορθώσασαν in κατορθώσουσαν verändern, da die Aoriſten hier nicht gut paſſen. *Kiſtemakers* Erklärung dieſer Stelle, der ἦν in ἦν verändern will, befriedigt nicht. C. 115. Die Vermuthung von *Abreſch*, dafs man χρήσιμα ſtatt χρήμασιν leſen müſſe, wird durch zwey pariſer Handſchriften beſtätigt, und verdient die Aufnahme in den Text. L. 6, 69. Scharfſichtig bemerkt Hr. *Kiſtemaker*, dafs die Sätze von καί τινες αὐτοῖς bis ἄκοντες προὐδίδοσαν als Parentheſe gedacht werden

Digitized by Google

müſſen, und daſs οὐκ ἂν οἰόμενοι, nach dem langen Zwiſchenſatze, den abgebrochenen Gedanken von ἀπροσδόκητοι wiederhole. C. 72. wird durch mehrere Parallelſtellen erwieſen, daſs ἄλλως τε zuweilen für ἄλλως τε καὶ gebraucht wird. C. 77. (ὥστε) τοὺς μὲν ἐκ πολεμοῦν πρὸς ἀλλήλους, τοῖς δὲ ὡς ἑκάστοις τὶ προσηνὲς λέγοντες, δύνανται κακουργεῖν. Hr. *B.* ſetzt nach δύνανται ein Comma, und ſupplirt dabey κακουργεῖν, ſo daſs der folgende Infinitiv κακουργεῖν von ὥστε abhängt: *ſo daſs ſie andere, wie ſie es durch einem jeden angemeſſene Vorſtellungen können, in Unglück bringen.* Wir ſtimmen bey. C. 88. ἐπὶ δὲ τοὺς μὴ προσχωροῦντας οἱ Ἀθηναῖοι στρατεύοντες, τοὺς μὲν προσηνάγκαζον, τοὺς δὲ καὶ ὑπὸ τῶν Συρακουσίων ῥουρούς τε πεμπόντων καὶ βοηθούντων ἀπεκώλυον. Hr. *B.* zeigt, daſs ſich die gewöhnliche Lesart ὑπὸ Συρακουσίων, wofür *Portus* ἀπὸ Συρακουσίων leſen will, vertheidigen laſſe. Er überſetzt: *Gegen die nicht Beytretenden zogen die Athener; und zwangen einige beyzutreten, andere aber hielten ſie ſogar zurück, durch die Syrakuſer, welche nun Beſatzung dahin ſchickten, und Hülfe leiſteten* (oder deutlicher: weil die Syrakuſier u. ſ. w.). Hr. *B.* ſcheint uns richtig erklärt zu haben. C. 100. Hr. *Kiſtemaker* möchte nach der am Rande der ſtephaniſchen Ausgabe angeführten Vermuthung ξυνεσέπεσον ſtatt ξυνέπεσον leſen. L. 7, 1. καὶ Σελινουντίων τινὰς ψιλοὺς, καὶ ἱππέας καὶ Γελώων ὀλίγους. Mit Recht ſtreicht *Kiſtemaker* das Comma nach ψιλοὺς weg, und ſetzt es hinter *ἱππέας*. C. 4. Hr. *B.* verbindet ἀρξάμενοι ἄνω πρὸς τὸ ἐγκάρσιον (ſc. τεῖχος), und läſst τεῖχος ἁπλοῦν abhängen von ἐτείχιζον, *ſie zogen ihre Mauer gegen die der ihrigen querlaufende atheniſche Mauer.* Wir pflichten bey. C. 13. εἰσὶ δ', οἱ καὶ αὐτοῦ ἐμπορευόμενοι, ἀνδράποδα Ὑκκαρικὰ ἀντεμβιβάσαι, ὑπὲρ σφῶν πεισαντες τοὺς τριηράρχους, τὴν ἀκρίβειαν τοῦ ναυτικοῦ ἀφῆρηνται. Mit Recht ſtreicht Hr. *B.*, wie auch *Kiſtemaker* will, das Comma nach ἐμπορευόμενοι weg, und verbindet ἐμπορευόμενοι mit ἀνδράποδα Ὑκκαρικά. C. 20. *K.* vermuthet, daſs nach Ἀργείων τε ὁπλίτας ἐπὶ τὰς ναῦς ein Satz, der mit καὶ anfange, den Gedanken enthaltend: *und dann die lakoniſche Küſte zu verwüſten*, ausgefallen ſey. Cap. 29. καὶ ξυμφορὰ τῇ πόλει πάσῃ οὐδεμιᾶς ἧσσων μᾶλλον ἑτέρας ἀδόκητός τε ἐπέσεν αὕτη καὶ δεινή. Völlig gegründet iſt die Bemerkung, daſs οὐδεμίας ἧσσων zwiſchen zwey Commata geſetzt werden müſſe. C. 30 erklärt Hr. *K.* nicht unwahrſcheinlich ζεῦγμα für eine Schiffbrücke, die vom Lande nach den Schiffen ausgebreitet wurde, um das Einſteigen zu erleichtern. C. 31. ὡς οὐχ ἱκανοὺς ὄντας ἑαυτῶν δεούσαις εἴκοσιν ταῖς ἑαυτῶν πρὸς τὰς ἐκείνων πέντε καὶ εἴκοσι ναυμαχεῖν. Hr. *B.* vermuthet, daſs Th. geſchrieben habe: ὡς οὐχ ἱκανὸς (ſc. ὢν oder εἶναι) δυοῖν δ. ε., Hr. *Kiſtemaker*, daſs man leſen müſſe: ὡς οὐχ ἱκανὰς οὔσας δυοῖν δεούσαις εἴκοσι τὰς ἑαυτῶν. Wir wagen nicht, etwas zu entſcheiden. C. 47. ἀλλ', ἅπερ καὶ διανοηθεὶς ἐς τὰς Ἐπιπολὰς διεκινδύνευσεν, ἐπειδὴ ἔσφαλτο, διεξιέναι ἐψηφίζετο. Hr. *B.* möchte die Lesart διακινδυνεῦσαι vorziehen: *ſondern, mit welchem Gedanken er auch den Verſuch auf Epipolä gewagt habe* (nämlich wenn er miſslänge, umzukehren); *da er nun miſslungen war, erklärte er.* C. 5: bemerkt Hr. *B.* richtig, daſs man Τήνιοι ſtatt Τήϊοι leſen müſſe, weil es keine Inſel *Teos*, wohl aber eine Inſel *Tenos* bey Andros giebt. C. 59. Hr. *Kiſtemaker* vermuthet mit Grund, daſs die Worte καὶ οἱ ξύμμαχοι bey οἵ τε οὖν Συρακούσιοι eine Gloſſe ſind, da ſie in mehreren Handſchriften fehlen, und C. 56, aus welchem derſelbe Gedanke hier wiederholt iſt, die Worte nicht vorkommen. C. 69. ἄλλα τε λέγων, ὅσα ἐν τῷ τοιούτῳ ἤδη τοῦ καιροῦ ὄντες ἄνθρωποι, οὐ πρὸς τὸ δοκεῖν τινὶ ἀρχαιολογεῖν, φυλαξάμενοι, εἴποιεν ἄν, καὶ ὑπὲρ ἁπάντων παραπλήσια, ἔς τε γυναῖκας καὶ παῖδας καὶ θεοὺς πατρώους προφερόμενα, ἀλλ' ἐπὶ τῇ παρούσῃ ἐκπλήξει ὠφέλιμα νομίζοντες ἐπιβοῶνται. Hr. *K.* ſcheint uns den Sinn dieſer ſchwierigen Stelle am beſten nach dem Scholiaſten erklärt zu haben. Er conſtruirt ſo: ἄλλα τε λέγων, καὶ ὑπὲρ ἁπάντων παραπλήσια — — προφερόμενα, ὅσα ἐν τῷ τοιούτῳ ἤδη τοῦ καιροῦ — ἄνθρωποι εἴποιεν ἄν, οὐ φυλαξάμενοι πρὸς — ἀρχαιολογεῖν. Bey ἀλλ' wird man aber nach dieſer Erklärung ὅσα wiederholen müſſen. Man müſste nun etwa ſo überſetzen: *ſowohl anderes anführend, als auch ſolche Äuſserungen, die ſich in allen Fällen ähnlich ſind, die nämlich Weiber, Kinder, vaterländiſche Götter betreffen, wie ſie Menſchen, die ſich nun in ſolcher Noth befinden, ſagen dürften, ohne Rückſicht, daſs ſie jemanden etwas Altes zu ſagen ſcheinen, Äuſserungen, die ſie vielmehr, nur weil ſie dieſelben in der gegenwärtigen Beſtürzung für nützlich halten, zurufen.* C. 80. Ἐπειδὴ κακῶς σφίσι τὸ στράτευμα εἶχε, τῶν τε ἐπιτηδείων πάντων ἀπορία ἤδη, καὶ κατατετραυματισμένοι ἦσαν πολλοί. Hr. *K.* bemerkt ſehr richtig, daſs man ἀπορία ſtatt ἀπορία leſen müſſe; denn die Sätze τῶντε ἐπ. bis πολλοί ſind Erklärung von κακῶς σφίσι — εἶχε. C. 86 wird τὸ θεῖον zwiſchen νενομισμένην ἐπιτήδευσιν mit Recht für eine Gloſſe erklärt.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

BESONDERE ABDRÜCKE.

Ökonomie. *Leipzig*, b. Gerh. Fleiſcher d. J.: *Praktiſche Beobachtungen über die engliſchen Grasarten, beſonders über ſolche, welche zur Beſtellung oder Verbeſſerung der Wieſen und Weiden am ſchicklichſten ſind.* Nebſt einer Aufzählung aller engliſchen Grasarten von *B. Tucher.* Aus dem Engliſchen, mit ökon. Anmerkungen des Herausgebers. Mit 6 Kupfern. 1805 52 S. 8. (12 gr.) Dieſs iſt bloſs ein nochmaliger Abdruck aus dem 6 Hefte von *Webers* ökonomiſchem Sammler, den wir in unſerer A. L. Z. (Jahrg. 1808. No. 294) angezeigt haben. Alm.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, in der meyerschen Buchhandlung: *Thucydides Geschichte des peloponnesischen Krieges*, aus dem Griechischen übersetzt und mit kritischen Anmerkungen erläutert von D. *Johann David Heilmann*, und *G. G. Bredow* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

L. 8, 2. Hr. *Kistemaker* liest nach der zweyten stephanischen Ausgabe αὖ τῶν statt αὐτῶν bey Λακεδαιμονίων ξύμμαχοι. Auch uns scheint diese Lesart vorzüglicher, als die gewöhnliche. Weiter unten: καὶ (sc. διὰ) μηδ' ὑπολείπειν λόγον αὐτοῖς, ὡς τόγ' ἐπιὸν θέρος οἷοί τ' ἔσονται περιγενέσθαι. Hr. *K.* bezieht αὐτοῖς und οἷοι auf die Athener. Der Gedanke ist nun: *weil sie ihnen keinen Grund übrig liessen, wie sie wenigstens den nächsten Sommer im Stande wären, sich zu halten.* Und so muss man auch erklären, wenn man nicht αὐτοῖς in αὐτοῖς verwandeln will. C. 6. καὶ αὐτὸς, εἰ δύναιτο (ἅπερ ὁ Τισσαφέρνης προὐθυμεῖτο) τάς τε ἐν τῇ αὐτοῦ ἀρχῇ πόλεις ἀποστήσειε τῶν Ἀθηναίων, διὰ τοὺς φόρους, καὶ ἀφ' ἑαυτοῦ βασιλεῖ τὴν ξυμμαχίαν τῶν Λακεδαιμονίων διὰ ταχέων ποιήσειε. Hr. *K.* schliesst ἅπερ ὁ Τισσαφέρνης zwischen zwey Commata, verbindet προὐθυμεῖτο mit καὶ αὐτὸς, und liest ἀποστήσειν und ποιήσειν nach Einer Handschrift statt ἀποστήσειε und ποιήσειε, welches wir billigen. C. 15. Hr. *K.* bemerkt mit Recht, dass nach τῶν ἐπελθουσῶν νεῶν ein Comma gesetzt werden müsse, da ἐς τὴν ἐφόρμησιν auf ἀντέπεμψαν bezogen werden muss. C. 23. ἀλλὰ, τὴν Ἔρεσσον ἀποστήσας, καὶ ὁπλίσας καὶ τοὺς ἀπὸ τῶν ἑαυτοῦ νεῶν ὁπλίτας, πεζῇ παρέπλει ἐπὶ τὴν Ἄντισσαν καὶ Μήθυμναν, ἄρχοντα Ἐτεόνικον προστάξας· καὶ αὐτὸς ταῖς τε μεθ' ἑαυτοῦ ναυσὶ καὶ ταῖς τρισὶ ταῖς Χίαις παρέπλει ἐπὶ Ἄντισσαν καὶ Μήθυμναν. Hr. *Bredow* liest die verdorbene Stelle so: ἀλλὰ, τὴν Ἔρεσσον ἀποστήσας καὶ ὁπλίσας, καὶ τοὺς ἀπὸ τῶν ἑαυτοῦ νεῶν ὁπλίτας πεζῇ, ἄρχοντα Ἐτεόνικον προστάξας, καὶ αὐτὸς — παρέπλει ἐπὶ τ. Ἀντ. κ. Μηθ. Bey πεζῇ supplirt er ein Verbum, das dem Hauptgedanken nach von παρέπλει entlehnt werden muss, und übersetzt: *sondern nachdem er Eressus abtrünnig gemacht, und die Bürger der Stadt bewaffnet hatte, liess er theils die Hopliten von seinen Schiffen zu Lande* (vorwärts marschiren), *unter Anführung des Eteonikos, theils segelte er selbst mit seinen und den drey chiischen Schiffen neben ihnen an der Küste hin nach Antyssa und Methymna.* Die Änderung ist leicht; denn die ganze Verwirrung scheint dadurch entstanden zu seyn, dass der Abschreiber die Worte παρέπλει ἐ. τ. Ἀ. κ. Μ. doppelt schrieb. C. 24. ἢ ἄλλῳ τῷ τρόπῳ. Vier pariser Handschriften haben ἄλλῳ τρόπῳ. Der Artikel muss getilgt werden. C. 26. εἴκοσι νῆες Συρακουσίων ἦλθον, καὶ Σελινούντιαι δύο· αἵ τε ἐκ Πελοποννήσου, ἃς παρεσκευάζοντο, ἕτοιμοι ἤδη οὖσαι. Hr. *K.* setzt nach δύο ein Comma, und supplirt ἦλθον bey αἵ τε — οὖσαι, und lässt nach ἕτοιμοι ἤδη οὖσαι ein Colon folgen. C. 27. Φρύνιχος δὲ, ὁ τῶν Ἀθηναίων στρατηγὸς, ὡς ἀπὸ τῆς Δέρου ἐπύθετο τὰ τῶν νεῶν, σαφῶς βουλομένων κ. τ. λ. Hr. *K.* verändert Δέρου in Λέρου, und setzt das nach νεῶν getilgte Comma hinter σαφῶς. C. 41. ἐπύθοντο δὲ οἱ ἐν τῇ Σάμῳ ἐκ τῆς Μιλήτου τὸν ἐπίπλουν αὐτῶν. Hr. *K.* vermuthet mit Recht, dass man ἐκ τῆς Μήλου statt ἐκ τῆς Μιλήτου nach C. 39 lesen müsse. C. 46. ἃς περ (sc. ναῦς) παρεσκευάζετο μελλήσει πλείοσι μισθὸν πορίζοντα. Statt μελλήσει will Hr. *B.* mit dem pariser Cod. D. ἢ Ἔλλησι lesen, wie schon *Bauer* und *Tusanus* vermutheten. Dass die Lesart verdorben sey, leidet keinen Zweifel, und die Änderung ist leicht. Doch scheint es uns noch natürlicher, anzunehmen, dass ἢ nach μελλήσει weggefallen sey. Weiter unten: εὐτελέστερα δὲ τὰ δεινὰ βραχεῖ μορίῳ τῆς δαπάνης, καὶ ἅμα μετὰ τῆς ἑαυτοῦ ἀσφελείας αὐτοὺς περὶ ἐκείνους τοὺς Ἕλληνας κατατρῖψαι. Hr. *K.* supplirt εἶναι nach εὐτελέστερα, und verbindet τὰ δεινὰ mit κατατρῖψαι. Wir billigen dieses. Noch in demselben Cap. ἢν μή ποτε αὐτοὺς μὴ ἐξέλωσι. Hr. *K.* bezieht αὐτοὺς auf die Barbaren, und übersetzt: *wenn sie nicht gar einmal sie selbst ausrotten würden.* C. 48. Hr. *B.* tilgt nach πολλὰς ἐλπίδας εἶχον das Colon, und verbindet diese Worte unmittelbar mit αὐτοί τε αὐτοῖς (denn so liest er statt αὐτοῖς) οἱ δυνατοὶ τῶν πολιτῶν; mit Recht, glauben wir. C. 52. Hr. *K.* schliesst den Satz ἤδη γὰρ κατὰ τοῦτον — ἐγεγένητο als Parenthese ein, und liest ᾗ statt τῇ, welches er auf διαφοράν bezieht. Hiedurch wird die dunkle Stelle doch einigermaßen aufgeklärt. C. 68. καὶ αὐτός τε, ἐπειδὴ τὰ τῶν τετρακοσίων ἐν ὑστέρῳ μεταπεσόντα ὑπὸ τοῦ δήμου ἐκακοῦτο, ἄριστα φαίνεται τῶν μέχρις ἐμοῦ ὑπὲρ αὐτῶν τούτων αἰτίας, ὡς ξυγκατέστησε θανάτου δίκην, ἀπολογησάμενος. Hr. *B.* bemerkt mit Recht, dass man αἰτιαθεὶς statt αἰτίας lesen, und dieses mit θανάτου δίκην verbinden, und daher nach ξυγκατέστησε ein Comma setzen müsse. C. 69. Es leidet keinen Zweifel, dass man mit Hn. *K.*

Digitized by Google

ἐπ' αὐτοῖς τοῖς ὅπλοις statt ὑπ' αὐτ. τ. ὁ. lesen müsse. C. 70. Ὡς δὲ τούτῳ τῷ τρόπῳ ἥ τε βουλὴ, οὐδὲν ἀντειποῦσα ὑπεξῆλθε, καὶ οἱ ἄλλοι — βουλευτήριον, τότε μὲν — ἐχρήσαντο. ὕστερον δὲ πολὺ κ. τ. λ. Hr. *B.* hat vollkommen richtig eingesehen, dafs man nach ὑπεξῆλθε ein Colon setzen müsse, weil der Nachsatz mit καὶ οἱ ἄλλοι anfängt, sowie auch nach ἐχρήσαντο ein Colon, weil τότε μὲν und ὕστερον δὲ einen Gegensatz machen. C. 73. οἱ δὲ, ἀκούσαντες, τῶν στρατιωτῶν κ. τ. λ. Hr. *K.* liest mit mehreren Handschriften τῶν τε στρατιωτῶν. C. 83. ξυνηνέχθη γὰρ αὐτοῖς, καὶ τὸν ἐπὶ τὴν Μίλητον Ἀθηναίων ἐπιπλοιν, ὡς οὐκ ἠθέλησαν ἀνταναγαγόντες ναυμαχῆσαι, πολλῷ ἐς τὴν μισθοδοσίαν τὸν Τισσαφέρνην ἀρῳστότερον γενόμενον, καὶ ἐς τὸ μισεῖσθαι, ὑπ' αὐτῶν πρότερον ἔτι τούτων διὰ τὸν Ἀλκιβιάδην ἐπιδεᾶκέναι. Diese schwierige Stelle ist von Hn. *K.* sehr aufgeklärt worden. Er construirt so: ξυνηνέχθη γ. α. καὶ τὸν ἐ. τ. M. Ἀ. ἐπίπλουν (ὡς — — — — ναυμαχ.) ἐπιδεᾶκέναι καὶ ἐς τὸ μισεῖσθαι ὑπ' αὐτῶν, πρότερον ἐ. τ. ὁ. τ. Ἀλκιβιάδην, τὸν Τισσαφ. πολλῷ — γενόμενον. Wir geben dazu Hn. *B's.* Übersetzung. *Denn es traf sich, dafs gerade jene Fahrt der Athener gegen Miletus (wo die Peloponnesier ihnen nicht entgegen kamen, und kein Seetreffen liefern wollten), den Tissaphernes, schon viel saumseliger im Auszahlen der Löhnung, ihnen verhafster zu machen, vorher noch ehe dieſs mit Alcibiades vorfiel, das Ihrige beygetragen hatte.* C. 86. Sehr richtig hat Hr. *B.* bemerkt, dafs nach ὠφελῆσαι nicht ein Punct, sondern nur ein Colon stehen könne, weil κωλυτὴς γενέσθαι von ἐοίκει abhängt, dafs man aber nach γενέσθαι das Colon in ein Punct verändern müsse. C. 89. Φοβούμενοι δὲ, ὡς ἔφασαν, τότε ἐν τῇ Σάμῳ στράτευμα, καὶ τὸν Ἀλκιβιάδην, τούς τε ἐς τὴν Λακεδαίμονα πρεσβευομένους, ἔπεμπον, μή τι ἄνευ τῶν πλειόνων κακὸν δράσωσι τὴν πόλιν, οὐ τὸ ἀπαλλάξειν τοῦ ἄγαν ἐς ὀλίγους ἐλθεῖν, ἀλλὰ τοὺς πεντακισχιλίους ἐργῳ, καὶ μὴ ὀνόματι, χρῆναι ἀποδεικνύναι, καὶ τὴν πολιτείαν ἰσαιτέραν καθιστάναι. Diese äufserst dunkle Stelle hat Hr. *B.* nach unserem Urtheile gut erläutert. Er schliefst μή τι ἄνευ — πόλιν in eine Parenthese, und bezieht κακὸν δράσωσι mit Recht auf den Alcibiades und die Athener in Samos, so wie ἄνευ τῶν πλειόνων auf das Volk in Athen; ἔπεμπον übersetzt er durch: *sie wollten durch Gesandte erklären lassen*, und bezieht das Wort (obgleich er dieſs eigentlich nicht selber sagt) nicht auf die Gesandten, die nach Lacedämon geschickt waren, oder geschickt werden sollten, sondern auf diejenigen, die von Athen nach Samos bestimmt waren. ἔπεμπον mufs also mit οὐ τὸ ἀπαλλάξειν verbunden werden. Alle Schwierigkeiten sind freylich auch durch diese Erklärung nicht gehoben; aber sie ist doch die erträglichste unter allen, die wir über diese Stelle kennen. C. 91. Hr. *K.* liest ἐξειργόμενοι δὲ καὶ τούτου statt ἐξειργόμενοι δὲ τούτου, und tilgt τε vor αὖθις nach den besten Handschriften. C. 99. καὶ αἱ Φοινίσσαι νῆες οὐδὲ ὁ Τισσαφέρνης που ἦκον. Hr. *B.* zieht mit Recht die Lesart ἦκαν der gewöhnlichen ἦκων vor.

Die angeführten Stellen mögen genügen, das Verdienst zu beweisen, das die Hnn. *B.* und *K.* sich um den Thucydides erworben haben. Wir hätten noch eine Menge anderer Stellen ausheben können, von welchen die genannten Männer richtige und scharfsinnige Erklärungen gegeben haben; aber wir mufsten, um nicht die uns vorgeschriebenen Grenzen bey unserer Anzeige gar zu weit zu überschreiten, alles dasjenige übergehen, was andere scharfsinnige Männer schon vor ihnen bemerkt, und wobey ihnen nur das Verdienst der geschickten Auswahl oder deutlicherer Entwicklung zukömmt. Es sind uns jetzt noch diejenigen Stellen zu betrachten übrig, in deren Erklärungen unsere Meinungen mit den ihrigen nicht übereinstimmen. Wenn gleich die Anzahl derselben ziemlich beträchtlich scheint: so ist sie doch in Vergleichung mit den vielen anderen, über welche wir gleiche Ansichten haben, äufserst unbedeutend. L. 1, C. 22. Die schwierige Stelle von ὅσοι δὲ βουλ. bis ξυγκεῖνται wird gröfstentheils nach *Wyttenbach* so abgetheilt. ὅσοι δὲ βουλήσονται τῶν τε γενομένων τὸ σαφὲς σκοπεῖν, καὶ τῶν μελλόντων ποτὲ αὖθις (κατὰ τὸ ἀνθρώπειον τοιούτων ὄντων (wenn ὄντων nach mehreren Handschriften ausgelassen würde, könnte auch die Parenthese fehlen) καὶ παραπλησίων) ἔσεσθαι ὠφέλιμα κρίνειν, αὐτὰ ἀρκούντως ἕξει· κτῆμά τε ἐς ἀεὶ μᾶλλον, ἢ ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα ἀκούειν ξυγκεῖνται, und so erklärt: *wer aber den Wunsch haben wird, theils das Vergangene zuverlässig zu wissen, theils das Zukünftige (das nach dem Kreislauf der menschlichen Dinge ähnlich dem Vergangenen) zweckmäfsig und mit Urtheil zu behandeln, dem werden die Begebenheiten selbst genügen; und als Besitzthum vielmehr für die Nachwelt, nicht als Preisstück für die augenblickliche Unterhaltung sind sie dargelegt.* Hr. *B.* scheint uns den Sinn nicht ganz rein aufgefafst zu haben. Nicht von zweckmäfsiger Behandlung des Künftigen überhaupt ist hier die Rede: sondern von Benutzung der vergangenen Begebenheiten für die Zukunft. Wir billigen daher auch nicht, das Hr. *B.* αὐτὰ mit *Wyttenbach* auf ἀρκούντως ἕξει bezieht. Es sagt freylich, αὐτὰ mit κρίνειν verbunden, sey sinnlos. Uns scheint das nicht, wenn man τὰ γενόμενα supplirt. Wir lassen die gewöhnliche Interpunction, und setzen nur nach παραπλησίων ein Comma, so dafs ἔσεσθαι von μελλόντων abhängt, stellen aber das Comma nach αὐτὰ wieder her. Wir übersetzen nun die ganze Stelle so: *Befriedigen aber werden wir diejenigen* (ἀρκούντως ἕξει sc. τούτοις), *die theils von geschehenen Ereignissen das Zuverlässige zu betrachten, theils diese* (nämlich die geschehenen Ereignisse) *in Rücksicht auf die künftigen Ereignisse* (wir suppliren περὶ oder ἕνεκα bey μελλόντων), *die, nach dem Kreislauf menschlicher Dinge, einmal eben so oder auf ähnliche Weise sich ereignen können, als nützlich* (oder welches einerley ist: *mit Nutzen*) *zu beurtheilen wünschen. Denn mehr ein Besitzthum für die Nachwelt, als ein glänzendes Werk* (oder Preisstück, wie Hr. *B.* nicht übel verdeutscht) *für die gegenwärtige Unterhal-*

Digitized by Google

tung haben wir verfertigt. Wenn man so übersetzt: so bedarf es gar keiner Veränderungen, und man hat nicht nöthig, αὐτὰ durch *Begebenheiten* zu erklären, welches immer hart ist, und wozu ξύγκειται nicht zu passen scheint. (Denn wer drückt sich so aus: die Begebenheiten sind als Besitzthum für die Nachwelt u. s. w. zusammengesetzt worden?) Wie wir, hat auch *Coray* die Stelle verstanden, und eben so scheint auch Lucian sie verstanden zu haben. — Wir können Hn. *B.* in der Erklärung von L. 1, C. 59 zu Anfange nicht beystimmen. Die gewöhnliche Lesart ist folgende: καὶ φασὶ δὴ δίκῃ πρότερον ἐξελθῶσι κρίνεσθαι· ἣν γε οὐ τὸν προὔχοντα καὶ ἐκ τοῦ ἀσφαλοῦς προκαλούμενον λέγειν τι, δοκεῖν δεῖ τηρεῖν, ἀλλὰ τὸν ἐς ἴσον τὰ ἔργα ὁμοίως καὶ τοὺς λόγους, πρὶν διαγωνίζεσθαι, καθιστάντα. Hr. *B.* will τηρεῖν gestrichen wissen, welches wirklich in mehreren Handschriften fehlt, und der Scholiast nicht gelesen zu haben scheint, und nach προκαλούμενον ein Comma setzen, damit λέγειν τὶ mit δοκεῖν δεῖ unmittelbar verbunden werde. Er übersetzt so: *Allein nicht der, welcher im Vortheile bereits etwas voraus hat, und von seiner sicheren Lage aus Untersuchung fodert, muss etwas zu sagen scheinen, sondern derjenige, der seine Werke, wie seine Reden, ehe mit Waffen gekämpft wird, in eine Lage stellt, dass beide Parteyen einander gleich stehen.* Aber Hr. *B.* hat in seiner Übersetzung gar keine Rücksicht auf ἣν genommen; und wenn dieses stehen soll, wie es denn wirklich in keiner Handschrift fehlt: so sehen wir nicht ein, wie τηρεῖν getilgt werden könne, wodurch die Periode erst Sinn erhält. Denn will man auch mit dem Scholiasten ἣν durch εἰς ἣν, *in Beziehung auf welche*, erklären: so kömmt doch kein vernünftiger Sinn heraus. Hr. *B.* hat freylich richtig eingesehen, dass προκαλεῖσθαι λέγειν τὶ nicht heissen könne *auffodern, eine Klage vorzubringen*, wie *Heilmann* und *Jacobi* übersetzen. Aber warum sollten die Worte auch nicht in ihrer eigentlichen Bedeutung: *auffodern, etwas für sich zu sagen, einen Rechtsgrund für sich anzuführen*, hier genommen werden? Geben wir auch Hn. *B.* zu, dass τηρεῖν im Altgriechischen nicht *beobachten, Folge leisten* heissen könne (welches uns noch keinesweges ausgemacht scheint, da es doch auch bey den Alten in der Bedeutung von *bewahren, erhalten*, wie bey Demosth. τηρεῖν τὴν εἰρήνην, oft genug vorkömmt, welche Bedeutung der eben erwähnten sehr nahe kömmt): so wird selbst, wenn man es in der Bedeutung von *abwarten* nimmt, die er allein für die bey Thucydides übliche hält, der Sinn nicht gestört. Auch scheint προκαλούμενον nicht so absolut gesetzt werden zu können, ohne dass durch ein nachfolgendes Verbum oder Hauptwort angedeutet wird, worauf die Auffoderung sich bezieht. Wir übersetzen so: *Und sie sagen freylich, sie hätten sich richterlicher Entscheidung unterwerfen wollen; aber diese muss nicht derjenige, der im Vortheile ist, und der, selber gesichert, den Andern, etwas zur Vertheidigung anzuführen, auffodert, abzuwarten scheinen, sondern derjenige* u. s. w. Für die schwierige Stelle am Ende des Cap.: πάλαι δὲ κοινώσαντας τὴν δύναμιν, κοινὰ καὶ τὰ ἀποβαίνοντα ἔχειν. ἐγκλημάτων δὲ μόνων ἀμετόχους, οὕτω τῶν μετὰ τὰς πράξεις τούτων μὴ κοινωνεῖν, hat Hr. *B.* kein neues Licht aufgesteckt. Er setzt vor πάλαι ein Punct, und nimmt den Satz als allgemeine Sentenz. Er verdeutscht: *Menschen, die längst gemeinschaftlich ihre Macht hatten, müssen gemeinschaftlich auch den Erfolg (?) tragen; wer aber blofs der Anschuldigungen theillos, der muss auch nicht so* (wie ihr Athener jetzt sollt) *die Folgen der Handlungen jener gemeinschaftlich theilen.* Uns genügt diese Übersetzung nicht. Denn erstlich ist weder τὰ ἀποβαίνοντα noch κοινώσαντες richtig ausgedrückt; und dann ist die Hauptdunkelheit, die μόνων macht, gar nicht aufgehellt. Denn was heifst: *wer blofs der Anschuldigungen theillos?* Rec. gesteht, dass er sich gar nichts dabey denken könne. Offenbar macht μόνων in der Auffassung des Sinnes eine grofse Störung. Wir vermuthen, dass es etwa aus τουτων verdorben sey. Nach dieser Conjectur würden wir so übersetzen: *Hätten sie* (die Korkyräer) *euch an ihrer Macht Theil nehmen lassen: so müssten sie auch* (nämlich mit euch) *gemeinschaftliche Schicksale* (τὰ ἀποβαίνοντα, das was sich ereignet) *haben. Diejenigen aber* (nämlich die Athener), *die an den Beschwerden* (die sie gegen uns führen) *dieser* (der Korkyräer) *keinen Theil haben* (weil die Athener keine mit den Korkyräern vereinigte Macht sind), *müssen sonach* (οὕτω, dem gemäfs) *auch an den Folgen, die aus den Handlungen jener* (der Korkyräer) *entspringen, keine Gemeinschaft haben.* Will man indessen μόνων oder vielleicht besser μόνον erhalten wissen: so muss man annehmen, wie es uns scheint, dass οὐκ vor ἀμετόχους ausgefallen ist. Dann würde der Sinn seyn: *Diejenigen aber, die an weiter nichts Theil haben, als an den Beschwerden* (d. h. denen ihr weiter nichts als eure Klagen mitgetheilt habt), *müssen sonach an den Folgen* u. s. w.— C. 118. Μετὰ ταῦτα δὲ ἤδη γίγνεται, οὐ πολλοῖς ἔτεσιν ὕστερον τὰ προειρημένα, τά τε Κερκυραϊκὰ καὶ τὰ Ποτιδαιατικά, καὶ ὅσα πρόφασις μεταξὺ τοῦδε τοῦ πολέμου κατέστη. Hr. *B.* hält μεταξὺ bey τοῦδε τοῦ πολέμου für unächt, weil μεταξὺ *zwischen zweyen Dingen* heisse, welche Bedeutung hier nicht Statt finden könne. Wir können nicht beypflichten. Zwar fehlt es in mehreren Handschriften; aber man begreift eher, warum der Abschreiber es auslies, als warum er es hinzusetzte, man möchte denn annehmen, sein Auge hätte auf das im folgenden Punct vorkommende μεταξὺ abgeirrt. Μεταξὺ kömmt oft absolut gesetzt vor, wie Thuc. 3, 21, und wird auch von Hesychius durch ἐξαίφνης, μετ' ὀλίγον erklärt. Herod. 4, 155 οἴχετο μεταξὺ ἀπολιπών, *er ging bald darauf weg.* Eben so hier: *und was sonst bald nachher* (nämlich nach den potidäischen und korkyräischen Vorfällen) *Veranlassung zu diesem Kriege gab.* Auch kann man es in der gewöhnlichen Bedeutung: *in der Zwischenzeit* (nämlich zwischen den Vorfallen in Potidäa und Korkyra und dem Ausbruche dieses Krieges) über-

Digitized by Google

ſetzen.— C. 134. καὶ αὐτὸν ἐμέλλησαν μὲν ἐς τὸν Κεάδαν, οὔπερ τοὺς κακούργους ἐμβάλλειν εἰώθεσαν. Hr. *B.* erklärt εἰώθεσαν für ſicherlich falſch, weil es verſchieden geſchrieben, und verſchieden geſtellt wird, auch in einer Handſchrift ganz fehlt. Er will ſo geleſen wiſſen: καὶ αὐτὸν ἐμέλλησαν μὲν ἐς τὸν Κεάδαν, οὔπερ τοὺς κακούργους, ἐμβάλλειν. Wir wiſſen aber nicht, was er bey οὔπερ τοὺς κακούργους ſupplirt wiſſen will; denn unmöglich kann man ἐμέλλησαν ἐμβάλλειν ergänzen, welches ja gar keinen vernünftigen Gedanken giebt. Hr. *B.* pflegt uns gerne Überſetzungen zu geben, um ſeine Meinung deutlicher zu machen; dieſsmal iſt er ſie uns ſchuldig geblieben.— C. 137. γράψας τήν τε ἐκ Σαλαμῖνος προάγγελσιν τῆς ἀναχωρήσεως, Hr. *B.* will ἀναχωρήσεως auf den Xerxes mit *Heilmann* bezogen wiſſen. Denn, ſagt er, die Griechen wollten ſich ja nicht zurückziehen, ſondern zuvorkommen, verfolgen. Aber Themiſtokles wollte den Xerxes, um ihn zur Schlacht zu bewegen, glauben machen, daſs die Griechen die Abſicht hätten, ſich zurückzuziehen, und ſich in ihre einzelnen Staaten zu zerſtreuen, welches ja auch wirklich die Abſicht der Griechen war, die Themiſtokles gerade durch ſeinen Brief an den Xerxes vereitelte. Wir ſehen auch nicht ein, wie man προάγγελσιν τῆς ἀναχωρήσεως anders, als auf die Griechen beziehen könne, da hier nicht, wie Hr. *B.* zu glauben ſcheint, von einer einfachen Wohlthat, ſondern von zweyen die Rede iſt, die Themiſtokles vorgeblich dem Xerxes erzeigt haben wollte, einmal vor der Schlacht bey Salamis, und dann, als er ſich aus Griechenland zurückzog. Daſs aber von zweyen Begebenheiten geredet werde, und zwar zuerſt von dem Dienſte, den er dem Xerxes vor der Schlacht bey Salamis leiſtete, beweiſet der Zuſatz ἐκ Σαλαμῖνος. Bey Nepos in Themiſt. heiſst es ausdrücklich: *adverſarios ejus in fuga eſſe.* Vergl. Herod. 4, 77. Auch προάγγελσις kann nicht die Bedeutung *des warnenden Rathes* haben.— L. 2, 7. Καὶ Λακεδαιμόνιοι μέν, πρὸς ταῖς αὐτοῦ ὑπαρχούσαις ἐξ Ἰταλίας καὶ Σικελίας, τοῖς τάκείνων ἑλομένοις, ναῦς ἐπετάχθησαν ποιεῖσθαι, κατὰ μέγεθος τῶν πόλεων. Hr. *B.* ſcheint die gewöhnliche Lesart beyzubehalten; denn er überſetzt: *Die Lacedämonier lieſsen, auſser den von Italien und Sicilien dort liegenden Schiffen, allen denen, die ihre Partey ergriffen, anbefehlen, eine Anzahl Schiffe nach Verhältniſs der Gröſse jeder Stadt zu ſtellen.* Daſs Λακεδαιμονίοις, wofür in der leipziger Ausgabe Λακεδαιμόνιοι gewählt, die richtige Lesart iſt, glauben auch wir. Man hat dann nicht nöthig, ἐπετάχθησαν als Activum zu nehmen, wovon die Beyſpiele doch ſelten ſind, wiewohl C. 67 dieſes Buches ἐταράχθησαν *active* gebraucht zu ſeyn ſcheint. Aber wir ſetzen mit *Heilmann* und Hn. *K.* das Comma nach ὑπαρχούσαις, und conſtruiren ſo: Λακεδαιμονίοις (i. e. ὑπὸ Λακεδαιμονίων ναῦς, als Nom.) ἐπετάχθησαν τοῖς τάκείνων ἑλομένοις ἐξ I. κ. Σ. ποιεῖσθαι, κ. μ. τ. π. *Die Lacedämonier lieſsen auſser den dort* (nämlich im Peloponnes) *liegenden Schiffen, denen aus Italien und Sicilien, die ihre Partey ergriffen, anbefehlen, Schiffe auszurüſten, nach der Gröſse ihrer Staaten.* Denn wie konnten ſchon jetzt ſiciliſche und italiſche Kriegsſchiffe (und dieſe ſind doch gemeint) in den lacedämoniſchen Häfen ſeyn, und wie konnte man ſich ihrer ſo ohne Umſtände bemächtigen? — C. 17. ὅμως ὑπὸ τῆς παραχρῆμα ἀνάγκης ἐξωκήθη. Hr. *B.* glaubt ἐξωκήθη erklären zu müſſen: *ein Raum iſt Vertriebenen zur Wohnung eingeräumt worden*, und beruft ſich auf den plutarchiſchen Ausdruck: εἰς Ῥώμην ἐξώκισε, *expulſos ſedibus Romam habitatum traduxit.* Das Beyſpiel paſst nicht; denn erſtlich ſteht dabey die Präpoſition εἰς; und dann würde man ja nach dieſem Beyſpiele überſetzen müſſen: *der Ort wurde zum Bewohnen eingeführt.* *Bauer* ſcheint uns die richtige Bedeutung gefaſst zu haben, wenn er erklärt: *impletum fuit habitatoribus, omne frequentatum.* Wenn Hr. *B.* fragt, wie dieſe Bedeutung in dem Worte liegen könne: ſo dient zur Antwort: Sowie ἐξοικοδομεῖν, *ausbauen*, d. h. *vollſtändig, ganz bauen*, ſo daſs vom Bau nichts übrig bleibt, ἐκπονεῖν, *durch Arbeit vollenden*, bedeutet: ſo heiſst ἐξοικεῖσθαι mit Bewohnern *ganz angefüllt werden, ganz bewohnt werden.* Es iſt bekannt, daſs die Präpoſition ἐκ oft die Bedeutung des einfachen Wortes verſtärke.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Nürnberg*, b. Schrag: *Adolph und Virginie oder Liebe und Kunſt.* Ein Roman von *Caroline Pauli.* 1811. 248 S. 8. (1 Thlr.) Leſern von Bildung, für die er ohnedieſs auch nur geſchrieben ſeyn kann, wird dieſer Roman ein angenehmes Geſchenk ſeyn. Ohne Sturm und Drang bewegt ſich Alles faſt wie in der ſtillen Werkſtatt eines Künſtlers. Das Ganze iſt weniger darauf angelegt, durch Sonderbares zu frappiren, als vielmehr durch Freundlichkeit zu gefallen. Bey aller Vorliebe für Kunſt und Künſtlerleben, die ſich von der erſten Seite an das ganze Buch hindurch ausſpricht, iſt doch das Leben überhaupt nicht einſeitig aufgefaſst und dargeſtellt. Bisweilen läſst ſich die ſonſt wohl aufmerkſame Vſn. Nachläſſigkeiten des Stils zu Schulden kommen, oder wird etwas pretiös. S. 185. „So oft ein Tanz geendigt war, verſuchten die *ſieggewohnten Beſieger weiblicher Herzen*, ſich, durch eine Unterhaltung mit ihr, *für ihre Entbehrung* beym Tanze, ſchadlos zu halten; allein die Genien der Keuſchheit, Liebe und Unſchuld ſchützten ſie gegen jeden unheiligen Blick, gegen jede auch noch ſo geheime Entweihung. Sie fühlten mit Beſchamung, daſs ein *anderer Bewuſstſeyn* dazu gehörte, um ſich ihr mit Muth zu nahern, und *die an griechiſche Nacktheit gewohnten frechen Bewunderer feilgebotener weiblicher Reize*, ſtanden betroffen vor dem Anblick der ſittſam verhüllten Jungfrau, und ihrer ehrfurchtgebietenden Macht.“ —

Bab.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEMGO, in der meyerschen Buchhandlung: *Thucydides Geschichte des peloponnesischen Krieges*, aus dem Griechischen übersetzt und mit kritischen Anmerkungen erläutert von D. *Johann David Heilmann* und *G. G. Bredow* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Cap. 42. In der schwierigen Stelle von τῶνδε δὲ οὔτε πλούτου bis ἀπηλλάγησαν, die wir dem Leser nachzuschlagen bitten müssen, da wir sie ihrer Länge wegen mit Hn. *B.* Verdeutschung nicht ganz hersetzen können, bezieht Hr. *B's.* τῶν δὲ bey ἐφίεσθαι auf κινδύνων, supplirt ἔργῳ mit dem Scholiasten bey ἐν αὐτῷ, und εἶναι bey ἢ τὸ ἐνδόντες. Wir pflichten seiner Erklärung dieser Stelle, von welcher er uns eine schöne Übersetzung giebt, im Ganzen bey. Nur glauben wir, dass man mit einigen der besten Handschriften τὸ ἀμύνασθαι καὶ παθεῖν statt τῷ ἀμ. κ. π., und ἢ τὸ ἐνδόντες σώζεσθαι statt ἢ τῳ ἐνδ. σωζ. lesen müsse. So scheint auch der Scholiast gelesen zu haben, da er μᾶλλον durch κρεῖττον erklärt. Eben die ungewöhnliche Bedeutung von μᾶλλον scheint Veranlassung zur Verfälschung der Lesart gegeben zu haben. Nach der von uns gebilligten Lesart würde nun der Sinn der Worte: καὶ ἐν αὐτῷ τὸ ἀμύνασθαι, καὶ παθεῖν μᾶλλον ἡγησάμενοι, ἢ τὸ ἐνδόντες σώζεσθαι seyn: *Und indem sie in dem Kampfe selbst die Abwehr und das Leiden* (sogar des Todes) *für besser hielten, als durch feiges Nachgeben sich zu retten, entflohen sie* u. s. w. Man vermeidet hiedurch, dass man nicht nöthig hat, εἶναι bey ἐνδόντες zu supplíren, welches doch in dieser Verbindung hart ist. Auch kann des Perikles Meinung wohl schwerlich gewesen seyn, zu sagen: *die Gefallenen hätten geglaubt, durch Abwehr und etwaniges Leiden* (Verwunden, wie Hr. *B.* erklärt) *eher das Leben zu retten, als durch feiges Nachgeben.* Edle und tapfere Männer müssen vielmehr des Lebens selbst nicht achten, wenn sie durch Aufopferung desselben Schande vermeiden können. Es ist ihnen also auch nicht um die Erhaltung ihres Lebens, sondern nur um die Behauptung ihrer Ehre zu thun. Nach dem aber, was Hr. *B.* den Perikles sagen lässt, ist die Erhaltung des Lebens den gefallenen Kriegern die erste Rücksicht; sie kämpfen und leiden, nicht um Schande abzuwehren, sondern sie kämpfen, weil sie durch Abwehr und Wunden sich eher, als durch Nachgeben, das Leben zu erhalten hoffen. Wer fühlt nicht, dass sich hier eben keine grosse Gesinnung offenbart? Wenn Hr. *B.* behauptet, es müsste, wenn παθεῖν und σώζεσθαι die Gegensätze bildeten, πάσχειν stehen; so scheint er nicht bedacht zu haben, dass der Aorist, ausser im Indicativ, in allen *modis*, und besonders im Infinitiv seine Unbestimmtheit auch auf die gegenwärtige und künftige Zeit erstrecken könne, d. h. der Aorist stehen könne, wenn entweder gar keine Zeit bestimmt ist, oder wenn sie schon aus dem Zusammenhange erhellt. — C. 44. καρτερεῖν δὲ χρὴ καὶ ἄλλων παίδων ἐλπίδι, οἷς ἔτι ἡλικία τέκνωσιν ποιεῖσθαι (ἰδία τε γὰρ τῶν οὐκ ὄντων λήθη οἱ ἐπιγιγνόμενοί τισιν ἔσονται) καὶ τῇ πόλει διχόθεν, ἔκ τε τοῦ μὴ ἐρημοῦσθαι, καὶ ἀσφαλείᾳ, ξυνοίσειν. Sehr richtig bemerkt Hr. *B.*, dass die Worte ἰδίᾳ τε γὰρ bis ἔσονται nicht als Parenthese stehen können, da ἰδίᾳ τε mit καὶ πόλει einen Gegensatz bildet. Aber wir können ihm nicht beypflichten, wenn er ξυνοίσει statt ξυνοίσειν lesen will. Ohne auf die unmittelbar vorhergehenden Sätze Rücksicht zu nehmen, übersetzt er den letzten Satz so: *aber dem Staate wird es* (was denn?) *zwiefach nützen, dass er nicht entvölkert wird, und durch die höhere Sicherheit, die er gewinnt.* Wir bekennen, dass wir dieses gar nicht verstehen. Uns scheint *Reiske* unter allen Auslegern den wahren Sinn erkannt zu haben. Wir tilgen die Klammer bey ἰδίᾳ und ἔσονται, streichen das Comma nach ἀσφαλείᾳ weg, lassen καὶ ἀσφαλείᾳ ξυνοίσειν von ἐκ abhängen, suppliren bey καὶ τῇ πόλει die Worte οἱ ἐπιγιγνόμενοι λήθῃ ἔσονται, und übersetzen nun so: *Standhaft seyn müssen auch in der Hoffnung anderer Kinder diejenigen, die noch das Alter haben, Kinder zu zeugen; denn Vergessenheit der Abgeschiedenen werden gewähren die Nachgeborenen den Einzelnen sowohl, als dem Staate in doppelter Rücksicht, theils weil er sich nicht entvölkert sieht, theils weil jene* (die Nachgeborenen) *zur Sicherheit beytragen werden.* Der Gedanke des letzteren Satzes ist: der Staat wird die Abgeschiedenen durch die Nachgeborenen vergessen, weil er durch sie noch immer Männer hat, die ihn bevölkern, und für seine Sicherheit wachen. Wenn keine Menschen genug mehr da wären, die ihn bevölkerten und vertheidigten: so würde er auch nothwendig mit Sehnsucht an die Abgeschiedenen denken müssten. Auf diese Art entsteht ein schöner Zusammenhang, und καὶ ἀσφαλείᾳ, das nicht recht zu ἐκ τοῦ μὴ ἐρημοῦσθαι passt, steht nicht mehr so isolirt da. — C. 80. ἀδυνάτων ὄντων ξυμβοηθεῖν τῶν

Digitized by Google

ἀπὸ θαλάσσης Ἀκαρνάνων; vergl. C. 83 ὅπως μὴ ξυμβοηθῶσιν οἱ ἀπὸ θαλάσσης ἄνω Ἀκαρνᾶνες. Hr. *B.* will gegen alle Ausleger ἀπὸ θαλάσσης durch: *entfernt vom Meere*, überſetzt wiſſen, und behauptet, die Abſicht, warum die Amprakioten und Chaonier eine Flotte und Landmacht von den Peloponneſern verlangt hätten, wäre geweſen, die im Inneren des Landes wohnenden Akarnanier abzuhalten, ihren Landsleuten Hülfe zu leiſten. Seine Gründe für dieſe Meinung ſind folgende: 1) ἀπὸ θαλάσσης wird l. 1, 7 von allen Auslegern durch: *entfernt vom Meere*, überſetzt; 2) οἱ ἀπὸ θαλάσσης ἄνω Ἀκαρνᾶνες kann nichts anders heiſsen, als die fern von der Küſte im Inneren wohnenden Akarnaner; denn ἄνω wird nur von der Wohnung im inneren Lande, ſo wie κάτω von der Wohnung an der Küſte, gebraucht; 3) Niemand kann ſich vorſtellen, daſs Küſtenbewohner den Einwohnern des inneren Landes hätten zu Hülfe kommen ſollen; denn erſt muſs ja die Küſte vertheidigt werden. Es ſcheint uns beynahe, als wenn Hr. *B.* die C. 80—83 nicht im Zuſammenhange geleſen habe; denn nur dadurch wird es begreiflich, wie er eine ſo ſeltſame Erklärung geben konnte. Wenn er ſich die Lage von Ampracia vergegenwärtiget: ſo wird er einſehen müſſen, daſs die Amprakioten nicht die Abſicht haben konnten, mit einem Landheere zunächſt die Küſte Akarnaniens anzugreifen; denn um dahin zu gelangen, muſsten ſie ja zuerſt das innere Land erobert haben. Wenn alſo ihre Abſicht auf das innere Land gerichtet war: wie konnte ihr Wunſch ſeyn, durch eine Flotte der Peloponn. die Einwohner des inneren Landes abzuhalten, Hülfe zu leiſten? Dieſe waren ja die Angegriffenen, denen man Hülfe leiſten muſste, die aber nicht ſelbſt Hülfe leiſten konnten. Auch greifen ja die Amprakioten Stratus, eine im Inneren von Akarnanien gelegene Stadt, an, ehe noch die Hauptflotte der Peloponneſer ankömmt. Die Gründe, die Hr. *B.* für ſeine Meinung anführt, bedeuten nicht viel. Ἀπὸ θαλάσσης heiſst freylich nicht *am Meere*, ſondern *vom Meere*; aber dieſe Bedeutung kann ja auch hier Statt finden; denn die Worte: ἀδυνάτων ὄντων ξυμβοηθεῖν τῶν ἀπὸ θαλάσσης Ἀκαρνάνων ſagen nichts weiter, als: *wenn die Akarnaner von der Meerſeite nicht zu Hülfe kommen könnten.* Man kann ξυμβοηθεῖν mit ἀπὸ θαλάσσης verbinden, oder, wenn man dieſes zu hart findet, ἐλθόντων bey ἀπὸ θαλάσσης ſupplíren. Eben ſo muſs man C. 83 ἄνω nicht mit Ἀκαρνᾶνες verbinden, ſondern mit ξυμβοηθῶσιν: *damit die Arkarnaner nicht von der Meerſeite in das innere Land zu Hülfe kommen möchten.* Solche Verſetzungen ſind bey Thucydides durchaus nichts Seltenes. Endlich warum ſollte man nicht denken können, daſs die Bewohner der Küſte ihren Brüdern im Inneren Hülfe leiſteten, wenn ſie von der Seeſeite keine nahe Gefahr bedrohte? Freylich wenn die peloponneſiſche Flotte mit Landungstruppen an ihren Küſten ſchwärmte: dann konnten ſie nicht helfen; und gerade deſshalb verlangten die Amprakioten die Flotte der Pelop. zu ihrer Unterſtützung. — L. 3, 30 möchte Hr. *B.* mit *Abreſch* τὸ κενὸν τοῦ πολέμου ſtatt τὸ καινὸν τ. π. leſen; jenes überſetzt er *die Blöſse des Krieges.* Ob κενὸν dieſe Bedeutung haben könne, laſſen wir dahin geſtellt. Da aber die Lesart der meiſten und beſten Handſchriften einen ſo paſſenden Sinn darbietet (denn von einem *unerwarteten* Überfall iſt ja kurz zuvor die Rede geweſen): ſo ſehen wir wirklich keinen Grund, die gewöhnliche Lesart zu verlaſſen, und dem Worte κενὸν eine unbekannte Bedeutung aufzuzwingen. Man muſs die Worte: καὶ τοῖς πολεμίοις ἐνορῶν, welche Hn. *B.* beſonders zu einer Änderung der Lesart verleitet zu haben ſcheinen, überſetzen: *wenn er Gelegenheit dazu* (nämlich einen unerwarteten Streich auszuführen) *bey den Feinden wahrnimmt.* Man ſagt wohl *die Blöſse der Feinde*, aber ſchwerlich *die Blöſse des Krieges.* — C. 31. ἐλπίδα δ' εἶναι· οὐδὲν γὰρ ἀκουσίως ἀφῖχθαι· καὶ τὴν πρόσοδον ταύτην μεγίστην οὖσαν Ἀθηναίων ἣν ὑφέλωσι, καὶ ἅμα, ἢν ἐφορμῶσιν αὐτοὺς σφίσι δαπάνη γίγνηται, πείσειν τε οἴεσθαι καὶ Πισσούθνην, ὥστε ξυμπολεμεῖν. Hr. *B.* erklärt dieſe ſchwierige Stelle, die allen Auslegern Sorge gemacht hat, gröſstentheils nach *Kiſtemaker*, nur daſs er ὑφέλωσι und σφίσι δαπάνη γίγνηται auf die ioniſchen Flüchtlinge bezieht, auf folgende Weiſe: *dieſs werde hoffentlich gelingen* (nämlich Ionien zum Abfall zu bewegen); *denn ſie* (die ioniſchen Flüchtlinge) *ſeyen keinesweges durch Noth gezwungen, zu den Peloponneſern gekommen, ohne Plan und Abſicht* (ἀκουσίως) (wie dieſs doch wohl deutlich ſey), *wenn ſie theils den Wunſch hätten, die Einwohner aus den ioniſchen Pflanzſtädten, dieſe Hauptquelle des atheniſchen Reichthums, den Athenern zu entziehen, und wenn ſie andererſeits bereit wären, daſs ihnen ſelbſt* (den Redenden) *beym Angriff auf jene* (αὐτοὺς die Athener) *der dabey nöthige Aufwand zufallen ſollte. Dann aber meinten ſie auch, daſs ſie den Piſſuthnes überreden würden, zum Kriege ſich anzuſchlieſsen.* Wir finden dieſe Erklärung unnatürlich und hart. Was heiſst es: die ioniſchen Flüchtlinge ſind nicht ohne Plan gekommen, in ſofern ſie den Athenern ihre Haupteinkünfte zu nehmen wünſchen, und indem ſie ſelbſt bereit ſind, den Koſtenaufwand von dem Angriff gegen die Athener zu tragen? Wer drückt ſich ſo ſeltſam aus? Daſs ſie die Koſten tragen wollen, davon haben ſie ſich im Vorigen nichts merken laſſen, und daſs ſie einen ſo wichtigen Umſtand ſo nebenbey erwähnen ſollten, iſt kaum zu denken. Und wie können ſie überhaupt in ihrer bedrückten Lage ſolche Anerbietungen machen? Wir erklären die Stelle ſo: *Es wäre Hoffnung damit* (nämlich mit dem Abfall Ioniens) *verbunden; denn ſie* (die Peloponneſer) *würden nicht ungern dahin* (nach Ionien) *gekommen ſeyn, wenn ſie den Athenern die Hauptquelle des Reichthums entzogen hätten, und dieſen* (nämlich den Athenern; wir leſen mit vielen Handſchriften αὐτοῖς) *bey ihrem Angriff auf ſie Koſten verurſachten. Auch glaubten ſie* (nämlich die Ionier), *daſs ſie* u. ſ. w. Das Wort ἀφῖχθαι, das die Hnn. *B.* und *K.* beſonders zu ihren Erklärungen veranlaſst zu haben ſcheint, macht nach

Digitized by Google

der unſerigen keine Schwierigkeit; denn was geſchehen ſoll, können die Ionier ſchon als geſchehen vorſtellen, wenn ſie die Peloponneſer auf die Vortheile aufmerkſam machen wollen, die mit dem Einfall in Ionien verbunden ſind. Der Gedanke iſt alſo: die Peloponneſier würden einen doppelten Vortheil erhalten; ſie würden den Athenern nicht bloſs ihre vorzüglichſten Einkünfte entziehen, ſondern ſie auch zu bedeutenden Ausgaben nöthigen, wenn ſie die Peloponneſer angreifen wollten. So ungefähr hat auch *Coray* die Stelle verſtanden. — C. 36. ἐπικαλοῦντες τήν τε ἄλλην ἀπόστασιν, ὅτι οὐκ ἀρχόμενοι, ὥσπερ οἱ ἄλλοι, ἐποιήσαντο, καὶ προσυνελάβοντο οὐκ ἐλάχιστον τῆς ὁρμῆς αἱ Πελοποννησίων νῆες, ἐς Ἰωνίαν ἐκείνοις βοηθοὶ τολμήσασαι παρακινδυνεῦσαι. Hr. *B.* billigt *Kiſtemakers* Erklärung dieſer Stelle, giebt ſie uns aber nicht ganz getreu. *Kiſt.* verſteht die Stelle ſo; *ſie machten ihnen* (nämlich den Mytilenern) *zum Vorwurfe, theils den Abfall überhaupt, weil ſie nicht, wie die übrigen gedrückt, ihn verſucht hätten, theils weil zugleich die peloponneſiſchen Schiffe ſo äuſserſt kühn geworden wären, die es gewagt, die gefahrvolle Fahrt zu ihrer Hülfsleiſtung nach Ionien zu unternehmen.* Auch dieſe Erklärung ſcheint uns nicht natürlich genug. Wir ſehen nicht ein, warum man nicht bey den nächſten Wortbedeutungen ſtehen bleiben will, da ſie einen völlig befriedigenden Sinn geben. Wir überſetzen: *ſie machten den Mytilenäern zum Vorwurf, theils den Abfall überhaupt, weil ſie ihn, nicht, wie die übrigen beherrſcht, verſucht, theils daſs die peloponneſiſchen Schiffe nicht am wenigſten* (d. h. ganz vorzüglich) *die Begierde zum Abfalle unterſtützt hätten, die es gewagt, die gefahrvolle Fahrt nach Ionien, um ihnen Hülfe zu leiſten, zu unternehmen.* Man ſagt freylich: wie konnten die pelop. Schiffe den Abfall befördern, da ſie erſt nach der Eroberung von Mytilene nach Ionien gekommen waren? Aber die Erwartung dieſer Schiffe war es ja doch, die den Abfall beförderte. Daſs ſie ſo ſpät ankommen würden, ſahen die Mytilenäer nicht voraus. Der Gedanke iſt alſo: ſie machten den Mytilenäern den Abfall überhaupt zum Vorwurfe, und beſonders, daſs ſie die Peloponneſier bewogen, ihnen Schiffe mit eigener Gefahr zu ſenden, und ſie alſo ganz in ihr Intereſſe gezogen. Die pelop. Schiffe waren ja wirklich zu ihrem Beyſtande auf dem Wege; daſs ſie zu ſpät kamen, konnte den Unwillen der Athener nicht mäſsigen, die nur auf die feindlichen Abſichten der Mytilenäer ſahen. C. 42. οὕτω γὰρ ὁ,τε κατορθῶν, ἥκιστα ἂν ἐπὶ τῷ ἔτι μειζόνων ἀξιοῦσθαι, παρὰ γνώμην τι καὶ πρὸς χάριν λέγοι· ὁ,τε μὴ ἐπιτυχὼν, ὁρέγοιτο τῷ αὐτῷ χαριζόμενός τι, καὶ αὐτὸς προσάγεσθαι τὸ πλῆθος. Hr. *B.* findet es unnatürlich, ἥκιστα mit ὁρέγοιτο zu verbinden. Uns ſcheint dieſes nicht, wenn man nach ἥκιστα ἄν ein Comma ſetzt. Wir verdeutſchen den letzten Satz: *und wer ſeinen Zweck nicht erreichte, würde nicht ſtreben, durch daſſelbe Verfahren, indem er ſich* (nämlich) *dem Volke gefällig bewieſe* (nach dem Wunſche des Volkes redete), *ſich ſelber die Zuneigung des Volkes zu gewinnen. Kiſtemaker* erklärt τῷ αὐτῷ durch *eben deſswegen* (wenn nämlich der Staat über den Redner ſo geſinnt wäre, wie vorher geſagt worden), welches auch einen guten Sinn giebt, aber der Verbindung nicht ſo angemeſſen ſcheint, wie unſere Erklärung. Hn. *B's.* Überſetzung iſt uns ganz unverſtändlich, und paſst nicht in den Zuſammenhang. C. 87. Mit Unrecht tadelt Hr. *B. Heilmann* wegen ſeiner Bemerkung über ἀνεξεύρετος ἀριθμός. Sowie δυσεξεύρετον *inventu difficile* bedeutet: ſo heiſst ἀνεξεύρετον, *was ſich nicht ausfindig machen läſst*, und nicht *etwas Ungezähltes*, wie Hr. *B.* überſetzt. — L. 4, 12. Hr. *B.* erklärt die Stelle von ἐπὶ πολὺ γὰρ bis προέχειν richtig nach *Valla* und *Kiſtemaker*; berührt aber nicht, daſs, wenn man ſo erklärt, man nothwendig auch τὰ τῆς ὀξυς leſen müſſe, wie auch der Scholiaſt geleſen zu haben ſcheint. — C. 36. κατὰ τὸ ἀεὶ παρῆκον τοῦ κρημνώδους τῆς νήσου προσβαίνων. Hr. *B.* überſetzt: *indem er an dem ununterbrochen, fortlaufenden klippigten Rande der Inſel hinanklettere*, und tadelt *Heilmann*, der παρεῖκον vorzieht, und ἀεὶ durch: *bald hie, bald da*, erklärt. Er behauptet, daſs ἀεὶ die ihm von *Heilmann* gegebene Bedeutung nicht haben könne, ſondern ſowohl von der Zeit, als dem Orte *immerfort, im ununterbrochenen Fortgange* bedeute. Wir ziehen mit Hn. *B.* παρῆκον vor; aber wir können ihm in ſeiner Erklärung von ἀεὶ nicht beypflichten. Ἀεὶ bey Adjectiven und Subſtantiven bedeutet eben das, was im Lateiniſchen *cumque, vis, libet*, dem *Pronomini relativo qui, quae, quod* angehängt, wie er von *Kiſtemaker* hätte lernen können. Im Deutſchen kann man es gewöhnlich durch *jedesmal* ausdrücken. Ὁ ἀεὶ βασιλεὺς heiſst nicht *der immerfort regierende König*, ſondern *der jedesmalige König*, wer es auch iſt. S. Thuc. 1, 2 βιαζόμενοι ὑπό τινων ἀεὶ πλειόνων, *gezwungen von ſolchen, die jedesmal mit gröſserer Anzahl angriffen*, und an einer anderen Stelle: καὶ τὰς ἀεὶ πληρουμένας ναῦς ἐξέπεμπον πρὸς τοὺς ἐναντίους, *die jedesmal bemannten Schiffe ſandten ſie*, oder, *ſowie ein Schiff bemannt war, ſandten ſie es gegen die Feinde.* Ὁ ἀεὶ παρῆκον heiſst alſo auch *das was immer hervorragende.* Man überſetze alſo: *indem er an dem Abhange hinanklettere, wo immer er hervorragte*, oder: *an dem Abhange, wo er bald hier, bald dort hervorragte*, wie *Heilmann* ganz richtig überſetzt. Uns wundert, daſs Hr. *B.* dieſe ſo oft vorkommende Bedeutung von ἀεὶ nicht gekannt hat. — C. 50 wird *Heilmann* getadelt, daſs er μεταγραψάμενοι durch *ſie lieſsen überſetzen*, verdeutſcht hat. Nach ſeiner Meinung muſs es heiſsen: *ſie lieſsen umſchreiben.* Aber wozu nützte das bloſse Umſchreiben? Überſetzt muſste ja das Schreiben auf jeden Fall werden, wenn die Athener, denen das Perſiſche nicht bekannt war, es verſtehen ſollten. Μεταγράφεσθαι kann hier alſo ſchwerlich etwas anders, als: *überſetzen laſſen*, heiſsen. Hr. *B.* fragt bey dieſer Gelegenheit: Sollten auch die Perſer aſſyriſch geſprochen haben? Aber der Name Aſſyrien war bey den Griechen oft ein weitumfaſſender Name des Morgenlan-

Digitized by Google

des. S. *Voſs* bey Ecl. 4, 25. Thuc. folgt hier dem Sprachgebrauche, nach welchem die Perſer auch Aſſyrer genannt werden, wie der Scholiaſt bey Aeſch. Perſ. 84 bezeugt. — C. 54. ἀνέστησαν γὰρ οἱ Ἀθηναῖοι Κυθηρίους. Hr. *B.* giebt *Kiſtemakers* Erklärung dieſer Stelle den Vorzug. Nach dieſer muſs man ſo überſetzen: *denn die Athener hatten die Kytherer zum Aufſtande gereizt.* Aber abgerechnet, daſs die folgenden Worte ſich nur erſt gezwungen in den Zuſammenhang fügen, möchte ſich die Bedeutung von ἀναστῆναι, *zum Aufruhr reizen*, wohl nicht erweiſen laſſen. Die Stelle l. 3, 28, worauf ſich *Kiſtemaker* beruft, entſcheidet nichts, weil das Wort ſeine gewöhnliche Bedeutung: *aufſtehen machen, entfernen*, hat. Warum erwählt Hr. *B. Heilmanns* ſcharfſinniger Erklärung nicht, die *Kiſtemaker* ſelbſt der ſeinigen beynahe vorzieht, nach welcher ἀνέστησαν für ἀνέστησαν ἄν ſteht: *denn ſonſt würden die Athener die Kytherer entfernt haben.* Uns ſcheint ἄν nur durch die letzte Sylbe von ἀνέστησαν verſchlungen zu ſeyn. Übrigens wird ἀναστῆναι ſo gut, als μεταστῆναι, für *ſedibus expelli* gebraucht. Beweis iſt ſelbſt l. 3, 28, und l. 1, 8, l. 6, 2 ὑπὸ Λιγύων ἀναστάντες u. ſ. w. C. 92. πρός τε γὰρ τοὺς ἀστυγείτονας πᾶσι τὸ ἀντίπαλον, καὶ ἐλεύθερον. Hr. *B.* überſetzt: *denn gegen die Nachbaren bewährt ſich die Kraft zum Widerſtande, und ſeine Freyheit.* Allein τὸ ἀντίπαλον kann nicht *Kraft zum Widerſtande* heiſsen. Wir ſehen nicht ein, warum Hr. *B.* ſich nicht mit der Erklärung des Scholiaſten und *Heilmanns* Überſetzung befriedigen wollte: *Auf dem Widerſtande, den man ſeinen Nachbaren leiſtet, beruht allen auch die Freyheit.* Das Comma nach ἀντίπαλον muſs freylich getilgt werden. — C. 102 gegen das Ende erregt Hr. *B.* Zweifel gegen περιφανῆ, und wünſcht dafür περίφραστον, oder ein ähnliches Wort. Aber περιφανῆ iſt gewiſs ächt. Der Zwiſchenſatz enthält nicht den Grund, warum Hagnon die Stadt Amphipolis nannte, ſondern der Grund iſt in den Worten angegeben, die ſich zunächſt auf Amphipolis beziehen. Hagnon nannte die Stadt Amphipolis, weil er ſie ſo anlegte, daſs ſie von der Meerſeite und Landſeite geſehen werden konnte. Hr. *B.* hätte alſo die Worte: *und ſo* (die er freylich nur von *Kiſtemaker* erborgte) füglich in ſeiner Überſetzung weglaſſen können; denn daſs die Stadt von der Landſeite zwiſchen beiden Fluſsarmen mit einer Mauer eingeſchloſſen wurde, war freylich nicht der Grund, warum ſie von der Meer- u. Land-Seite geſehen werden konnte. — L. 5, 20, σκοπείτω δέ τις, κατὰ τοὺς χρόνους, καὶ μὴ τῶν ἑκαστοχοῦ ἢ ἀρχόντων, ἢ ἀπὸ τιμῆς τινος τὴν ἀπαρίθμησιν τῶν ὀνομάτων ἐς τὰ προγεγενημένα σημαινόντων, πιστεύσας μᾶλλον. Hr. *B.* will zu τὴν ἀπαρίθμησιν ſupplirt wiſſen σκοπείτω, und überſetzt ſo: *Man berechne aber nach den Jahreszeiten, und nicht von den jedesmaligen Anführern (?), oder von anderen Ehrenſtellen die Aufzählung der Namen, die als Merkmale für die früheren Begebenheiten dienen, um höhere Glaubwürdigkeit zu gewinnen.* Wir verſtehen Hn. *B.* kaum in dieſer wunderlichen Überſetzung. Die Aufzählung der Namen ſoll ja nicht berechnet werden (was ſagt überhaupt der ſeltſame Ausdruck?), ſondern die Jahre, die der peloponneſiſche Krieg gedauert hat. Wo ſteht ferner *von anderen Ehrenſtellen* etwas im Griechiſchen? und wie kann endlich πιστεύσας μᾶλλον bedeuten: um höhere Glaubwürdigkeit zu erlangen? Wir conſtruiren ſo: σκοπείτω δέ τις κατὰ τοὺς χρόνους, καὶ μὴ (ſc. κατὰ) τὴν ἀπαρίθμησιν τῶν ὀνομάτων τῶν ἑκασταχοῦ ἢ ἀρχόντων, ἢ ἀπὸ τιμῆς τινος σημαινόντων ἐς τὰ προγεγενημένα, πιστεύσας μᾶλλον. Wir tilgen alſo nach σκοπείτω τις das Comma, und ſetzen es nach χρόνους, aber laſſen auf ὀνομάτων kein Comma folgen, wie Hr. *B.* will, und ſupplirten auch σκοπείτω bey τὴν ἀπαρίθμησιν. Unſere Überſetzung würde nun, mehr wörtlich, als ſchön ausgedrückt, ſo lauten: *Man ſehe aber auf die Jahreszeiten, und nicht auf die Aufzählung der Namen* (d. h. man richte ſich nach den aufgezählten Namen) *derjenigen, die jedesmal entweder Archonten waren, oder nach einer gewiſſen* (von ihnen bekleideten) *Ehre zur Bezeichnung für frühere Begebenheiten dienen, indem man* (der letzteren Berechnungsart) *mehr Glauben ſchenkt.* So wird unſeres Bedünkens wenigſtens ein klarer Sinn gewonnen, und den Worten geſchieht keine unnatürliche Gewalt, wie dieſes bey anderen Conſtructionen der Fall iſt.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Berlin*, b. Herausgeber: *Liederſammlung zur Erhebung, Veredlung und Erfreuung des Herzens.* Ein angenehmes, nützliches und dauerndes Weihnachts-, Neujahrs- und Geburtstags-Geſchenk für die deutſche Jugend. Herausgegeben von *Martin Friedr. Philipp Barſch*, Vorſteher einer Lehr- und Erziehungs-Anſtalt. 1811. XII u. 430 S. 16. Wir hätten denn wohl der Liederſammlungen, Anthologieen und Declamationsbücher genug, zumal da ſich unſere Sammler das Geſchäft ſo leicht machen, daſs nichts weiter als geläufige Finger und ein Dutzend poetiſche Taſchenbücher dazu gehören, um mit der Arbeit fertig zu werden. An verſtändiger Auswahl, an einem ſicheren und reinen Geſchmack und an einer methodiſchen Stufenfolge iſt dabey nicht zu denken. Auch vorliegende Sammlung, die ſich gleich auf dem Titel mit ſo groſsem Pompe ankündigt, gehört unter dieſe Kategorie und zeichnet ſich vor ähnlichen Erzeugniſſen einer kleinlichen Autorſucht nur durch ein feineres Papier und einen gefälligeren Druck aus. Doch iſt auch dieſer, um das Maſs der Sünden recht voll zu machen, durch gräuliche Druckfehler entſtellt; denn Verſe, wie folgende:

> Wende dich zu uns, zum *wirthſchoftlichen* Tiſche —
> Hebet die Blicke, die *trubend* ſich ſenken —
> Wenn euch die Nebel des Trübſinns *nur* grauen —

und hundert ähnliche ſollen doch wohl keine Verbeſſerungen ſeyn? L.-Th.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Lemgo, in der meyerschen Buchhandlung: *Thucydides Geschichte des peloponnesischen Krieges*, aus dem Griechischen übersetzt und mit kritischen Anmerkungen erläutert von D. *Johann David Heilmann* und *G. G. Bredow* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Cap. 22. ὡς δ' αὐτῶν οὐκ ἐσήκουον, ἐκείνους μὲν ἀπέπεμψαν, αὐτοὶ δὲ πρὸς τοὺς Ἀθηναίους ξυμμαχίαν ἐποιήσαντο, νομίζοντες, ἥκιστα ἂν σφίσι τούς τε Ἀργείους, ἐπειδὴ οὐκ ἤθελον, Ἀμπελίδου καὶ Λίχου ἐλθόντων, ἐπισπένδεσθαι, νομίσαντες αὐτοὺς ἄνευ Ἀθηναίων οὐ δεινοὺς εἶναι, καὶ τὴν ἄλλην Πελοπόννησον μάλιστ' ἂν ἡσυχάζειν· πρὸς γὰρ ἂν τοὺς Ἀθηναίους, εἰ ἐξῆν, χωρεῖν. Hr. *B.* hält die Stelle für verdorben, oder für nachlässig geschrieben, bezieht aber mit dem Scholiasten αὐτῶν auf die Bundesgenossen, ἐσήκουον auf die Lacedämonier [wiewohl er unten bey der Übersetzung schon vergessen zu haben scheint, was er oben gesagt; denn er übersetzt: *als sie* (die Bundesgenossen) *ihren Befehlen nicht gehorchten*], αὐτοὶ wieder auf die Lacedämonier, und αὐτοὺς auf die Argiver, und behauptet, dass νομίσαντες auf dasselbe Subject gehe, worauf νομίζοντες bezogen werden muss, nämlich auf die Lacedämonier, und dass also νομίσαντες αὐτοὺς den vorher abgebrochenen Satz νομίζοντες τούς τε Ἀργείους wieder aufnehme. Wir können nicht beystimmen. Wir sehen nicht ein, warum man αὐτῶν und αὐτοὶ, die so nahe bey einander stehen, nicht auf dasselbe Subject beziehen will, wie denn Hr. *B.* als Übersetzer auch gethan hat. Auch kann νομίσαντες, wenn die Lesart richtig ist (und keine Handschrift zeigt eine Variante), nach der Stellung, worin es vorkömmt, auf kein anderes Subject, als auf die Argiver, bezogen werden, da νομίζοντες und νομίσαντες, das eine im Praesens, das andere im Aorist, verschiedene Subjecte voraussetzen. Wenn man aber νομίσαντες auf die Argiver bezieht: so muss αὐτοὺς nothwendig auf die Lacedämonier gehen. Wir glauben, dass νομίσαντες bis δεινοὺς εἶναι als Parenthese betrachtet werden müsse, und lassen καὶ ἡσυχάζειν von νομίζοντες abhängen, wie es τούς τε Ἀργείους zu erfodern scheint. Nach diesen Voraussetzungen würden wir die Stelle so verdeutschen: *Da sie* (nämlich die Bundesgenossen) *nicht auf ihre* (der Lacedämonier) *Vorstellungen hörten, schickten diese* (die Lac.) *jene weg, machten aber selbst ein Bündniss mit den Athenern, da sie glaubten, dass eines Theils die Argiver mit ihnen auf keinen Fall einen Vertrag schliessen, da sie vorher, als Ampelidas und Lichas kamen, es nicht gewollt hatten (denn sie* (die Argiver) *hielten sich* (damals) *überzeugt, die Lacedämonier* (αὐτοὺς) *würden ihnen ohne die Athener nicht gefährlich seyn), anderen Theils alle übrigen Peloponnesier sich gern ruhig verhalten würden; denn zu den Athenern würden sie* (die Peloponnesier) *übergehen, wenn es ihnen frey stände.* (Wären aber die Athener Bundesgenossen der Athener: so könnten die Peloponnesier auf jene nicht mehr rechnen, wie Hr. *B.* richtig erklärt.) So hat auch der Scholiast, der sich überall als einen verständigen und scharfsinnigen Erklärer des Thuc. zeigt, die Stelle verstanden, nur dass er αὐτῶν auf die Bundesgenossen, und ἐσήκουον auf die Lacedämonier bezieht, welches man auch thun kann, ohne dass der Sinn darunter leidet. — C. 54. Hr. *B.* glaubt, man lese am besten mit *Grammius* ἐσέβαλον statt ἐσέβαλλον; aber im folgenden Cap. kommen dieselben Worte ἐσέβαλλον καὶ ἔδῃουν vor, ohne dass er eine Änderung nöthig hält. — C. 77. ἐπιδείξαντας δὲ τοῖς ξυμμάχοις ξυμβαλέσθαι, αἰκα αὐτοῖς δοκῇ· αἱ δέ τι καὶ ἄλλο δοκῇ τοῖς ξυμμάχοις οἴκαδ' ἀπάλλειν. Hr. *B.* übersetzt: *Auf gethane Anzeige könnten beide Parteyen mit ihren Bundesgenossen zusammentreten, wenn diese es wollten; wollten die Bundesgenossen es nicht: so werde man sie in ihre Heimath entsenden.* Aber der Zusatz, man wolle die Bundesgenossen wieder in ihre Heimath entsenden, ist doch gar seltsam. Dass man die Bundesgenossen wieder entlassen musste, wenn die Berathschlagungen beendigt waren; sie mochten nun nach dem Wunsche der Lacedämonier und Argiver, oder gegen denselben ausfallen, verstand sich ja von selbst. Uns scheinen also *Portus* und *Kistemaker* die Wahrheit gesehen zu haben, wenn sie nach ἄλλο δοκῇ ein Comma setzen, und τοῖς ξυμμάχοις mit οἴκαδ' ἀπάλλειν verbinden. Dann ist der Gedanke des letzteren Satzes: *Wenn man aber auch etwas anderes belieben sollte: so wolle man den Bundesgenossen Nachricht davon in ihre Heimath schicken.* Das καὶ bey ἄλλο scheint keine andere, als die gegebene Erklärung, zu gestatten. Hr. *B.* und die anderen Übersetzer, übergehen es ganz. Auch steht im Griechischen nicht, dass Abgeordnete der Bundesgenossen nach Argos oder Lacedämon kommen sollten. Im Griechischen heisst es nur: sie wollten den Bundesgenossen den Vortrag mittheilen, und mit ihnen,

Digitized by Google

wenn ſie wollten, ſich beſprechen, berathen (wahrſcheinlich durch Abgeordnete, die von Argos und Lacedämon in die verbündeten Städte geſandt wurden). Zu dieſem Gedanken paſst gut der Zuſatz: ſie wollten ihnen auch von anderen Verabredungen, die ſie treffen würden, Nachricht geben. — C. 108. καὶ (ἡγούμεθα) βεβαιοτέρους, ἢ ἐς ἄλλους, νομιεῖν. Hr. *B.* überſetzt: *und ſtandhafter, als gegen andere, ihren Grundſätzen getreu bleiben.* Wir begreifen nicht, wie die griechiſchen Worte dieſen Sinn haben können; wenigſtens hätte Hr. *B.* den Begriff von νομίζειν näher entwickeln müſſen. Er beruft ſich freylich auf den Scholiaſten; aber bey dieſem fanden wir nichts, was dieſe Erklärung begünſtigte. Uns ſcheinen *Heilmann* und *Bauer* die Stelle am beſten verſtanden zu haben. Beide ſuppliren ἡμᾶς ἐς αὐτοὺς bey βεβαιοτέρους: *und daſs ſie uns für zuverläſſiger gegen ſie, als gegen andere, halten.* *Kiſtemaker* zieht βεβαιοτέρους auf κινδύνους, und überſetzt: *daſs ſie die für uns übernommenen Gefahren für ſicherer halten, als die für andere übernommenen.* So hat der Scholiaſt die Stelle vielleicht auch verſtanden. — C. 110. καὶ οὐ περὶ τῆς μὴ προσηκούσης μᾶλλον, ἢ τῆς οἰκειοτέρας ξυμμαχίδος τε καὶ γῆς, ὁ πόνος ὑμῖν ἔσται. Hr. *B.* hält τε für ein Gloſſem von καὶ, welches uns nicht wahrſcheinlich iſt. Hr. *Kiſtemaker* glaubt, daſs τε καὶ vor ξυμμαχίδος ſtehen müſſe; und dieſs iſt auch unſere Meinung. — L. 6, 4. οἱ δ' ἄλλοι, ἐκ τῆς Θάψου ἀναστάντες, Ὕβλωνος βασιλέως Σικελοῦ προδόντος τὴν χώραν, καὶ καθηγησαμένου, Μεγαρέας ὤκισαν τοὺς Ὑβλαίους κληθέντας. Hr. *B.* tadelt *Heilmanns* Erklärung, der ἀναστάντες durch: *die aufbrechen*, und προδόντος τὴν χώραν durch: *der das Land aufgab*, überſetzt, und behauptet, ἀναστάντες könne überhaupt, und zumal in dieſem Zuſammenhange nicht wohl etwas anderes, als *expulſi*, heiſsen. Wir können nicht beypflichten. Wenn Hr. *B.* die Stellen vergleichen will, worin ἀνιστάναι vorkömmt: ſo wird er finden, daſs es eben ſowohl *aufſtehen*, als *aufſtehen machen* bedeute. Man ſ. unter anderen nur L. 2, 49. L. 8, 45, in welcher letzteren Stelle es in derſelben Bedeutung vorkömmt, wie es hier von *Heilmann* genommen iſt. Hr. *B.* überſetzt die Stelle ſo: *Die übrigen aber, aus Thapſos vertrieben, indem Hyblon, ein ſikeliſcher König, ihnen den Platz übergab, und ſie ſelbſt dahin führte, gründeten das ſogenannte hybläiſche Megara.* Aber kann προδιδόναι τὴν χώραν heiſsen: *ein Land übergeben?* Wenn man den Worten unbekannte Bedeutungen unterſchiebt: ſo muſs man ſie auch durch Parallelſtellen rechtfertigen. Wir ziehen die *heilmanniſche* Erklärung vor, zumal da ἀναστάντες, wenn es *expulſi* heiſst, mit ὑπὸ verbunden zu werden pflegt. — C. 10. Mit Recht lieſt Hr. *B.* δὲ nach σφαλέντων, nach *Kiſtemaker*; aber wenn er οὕτω γὰρ ἐνθένδε τε ἄνδρες ἔπραξαν αὐτὰς καὶ ἐκ τῶν ἐναντίων überſetzt: *denn auf ſolche Bedingungen haben ihn Männer von hier unterhandelt:* ſo können wir ihm unſeren Beyfall nicht geben. Denn was ſoll man bey dem Ausdruck: *auf ſolche Bedingungen*, ſuppliren? Soll man ergänzen: *damit der Friede euch Sicherheit gewähre?* Aber dann ſteht die Parentheſe am unrechten Ort. Oder: *damit er nur ein Frieden dem Namen nach ſey?* Aber dann klagt Nikias ſich ſelber an. Offenbar iſt der Sinn folgender: *denn dahin haben Männer von hier* (er zielt auf den Alcibiades) *und von den Gegnern die Sachen gebracht* (nämlich daſs der geſchloſſene Frieden nur ein Scheinfrieden iſt, der nur, ſo lange ihr euch ruhig verhaltet, beſtehen kann). Wir leſen αὐτὰ ſtatt αὐτὰς mit den beſten Handſchriften. — C. 20. Da die meiſten und beſten Handſchriften, ſo wie der Scholiaſt, die Lesart ἀπ' ἀρχῆς φέρεται ſtatt ἀπαρχὴ εἰσφέρεται haben: ſo wundert uns, daſs Hr. *B.* die gewöhnliche Lesart in Schutz nimmt, die ſich nicht anders, als durch eine willkührlich angenommene Vermuthung, rechtfertigen läſst. Und geſetzt auch, der Tribut wäre in Naturallieferungen bezahlt worden: ſo wären dieſs doch ſchwerlich die Erſtlinge der Früchte. — C. 37. Mit Recht lieſt Hr. *B.* nach *Abreſch* und *Bauer*: ἥπου γε δὴ ἐν πάσῃ πολεμίᾳ Σικελίᾳ (ξυστήσεται γὰρ) στρατοπέδῳ τε ἐκ νεῶν ἰδρ. — — — οὐκ ἐπὶ πολὺ — — — ἐξιόντες. Aber wenn er ἐξιόντες bey στρατοπέδῳ ſupplirt: ſo können wir ihm nicht beypflichten; denn wer ſagt: *ſie gehen in einem Lager nicht hervor?* Das Natürlichſte iſt, aus dem vorhergehenden οὐ διαφθαρῆναι das Verbum zu ſuppliren: *geſchweige denn, daſs ſie nicht umkommen ſollten, in dem ganz feindlichen Sicilien* (*denn es wird ſich gegen ſie vereinigen*) *und in einem Lager, das zuſammengeſetzt iſt aus Schiffen, Zeltchen und den übrigen nothdürftigſten Geräthen, da ſie aus Furcht vor unſeren Reitern ſich nicht weit von demſelben entfernen können.* — C. 69. ἔπειτα δὲ, ἐν παρέργῳ, καὶ εἴ τι ἄλλο ξυγκαταστρεψαμένοις ῥᾷον αὐτοῖς ὑπακούσεται. Hr. *B.* weiſs ſich ὑπακούσεται nicht anders zu erklären, als wenn er τι ἄλλο als Nominativ nimmt. Er überſetzt deſshalb: *dann war ihnen ein Nebengedanke, ob den Athenern etwas anderes, wenn ſie es gemeinſchaftlich mit ihnen unterjocht hätten, leichter gehorchen* (und alſo ihnen, den gegenwärtigen Unterthanen, Erleichterung verſchafft) *werde.* Aber was für ein ſeltſamer Sinn entſteht aus dieſer Erklärung! Wie konnten die gegenwärtigen Unterthanen der Athener hoffen, daſs andere Völker, wenn ſie dieſelben mit den Athenern unterjocht hätten, dieſen letzteren leichter gehorchen würden, oder daſs ihnen aus dem leichteren Gehorſam anderer Erleichterung verſchafft würde? Hier iſt ja gar kein vernünftiger Zuſammenhang. Wir ſehen bey dieſer Stelle keine ſo groſse Schwierigkeit. Der Nominativ, der bey ὑπακούσεται ſupplirt werden muſs, iſt das vorhergehende τὸ ὑπήκοον: *Dann war auch ein Nebengedanke bey ihnen* (nämlich bey den Unterthanen), *ob ſie ihnen* (den Athenern) *vielleicht leichter gehorchen würden* (d. h. unter leichteren Bedingungen gehorchen würden, alſo gelinder beherrſcht werden dürften), *wenn ſie gemeinſchaftlich mit ihnen andere unterjocht hätten.* Die Unterthanen hofften, daſs die Athener ihnen das Joch erleichtern würden, wenn

Digitized by Google

sie ihnen wegen des bey der Unterwerfung anderer Völkerschaften geleisteten Beystandes Verbindlichkeit hätten. — L. 7, 8. ὁ δὲ τὰ κατὰ τὸ ἁτρατόπεδον διὰ φυλακῆς ἤδη ἔχων, ἐκουσίων κινδύνων ἐπιμελεῖτο. Hr. *B.* glaubt, dafs *Hobbes*, der übersetzt: *was weary of entering into any voluntary dangers*, den Sinn dieser dunkeln Stelle am richtigsten gefafst habe. Er selber erklärt umschreibend die Stelle so: *Nikias, der jetzt schon dahin gekommen war, sein Lager nur gehörig zu schützen, hatte fortdauernd unter beständigen Sorgen sein Augenmerk auf freywillige Gefahren*, d. i., war besorgt um freywillige Gefahren, suchte vor allem nur zu verhüten, dafs er nicht selbst zu Gefahren oder Kämpfen Anlafs gab. So schön der Gedanke an sich bey dieser Erklärung ist: so kann sie doch nicht Statt finden; denn ἐπιμελεῖσθαι mit dem Genitiv heifst nicht: *für etwas besorgt seyn*, oder: *unter Sorgen auf etwas sein Augenmerk richten*; sondern es heifst: *etwas besorgen; verwalten*, ohne Nebenbegriff von Bekümmernifs. *Heilmann*, der die andere Lesart ἢ δι' ἐκουσίων statt ἐκουσίων gewählt hat, scheint uns die Stelle allein richtig erklärt zu haben, es mag nun μᾶλλον bey ἤδη im Texte gestanden haben, wie man wirklich in einer pariser Handschrift findet, oder supplirt werden müssen, welches auch nichts Ungewöhnliches ist. Dafs ἢ δι' in einigen Handschriften ausgefallen ist, läfst sich leicht begreifen, theils weil ἤδη kurz vorher geht, theils weil die Lesart wohl Manchem unverständlich war. Das Comma mufs nach dieser Lesart nach κινδύνων gesetzt werden. Man übersetze: *Nikias aber nahm Bedacht, mehr, wie er jetzt das Lager hütete, als freywilligen Gefahren* (oder Kämpfen) *sich blofs stellte.* Wir sehen bey dieser Lesart nicht die geringste Schwierigkeit übrig. — C. 13. οἱ μὲν ἐπ' αὐτομολίας προφάσει ἀπέρχονται. Hr. *B.* übersetzt: *einige verlassen uns Athener, wobey sie als Grund anführen, zum Feinde übergehen zu wollen.* Aber es ist doch äufserst unnatürlich, dafs die fremden Soldaten selbst ankündigen, dafs sie zum Feinde übergehen wollen, und dafs man sie, die einzelnen, nach dieser Ankündigung so ungehindert fortlaufen läfst. Wenn die Lesart ächt ist: so mufs πρόφασις hier *Gelegenheit* bedeuten, in welcher Bedeutung es auch bey Demosthenes vorkommen soll. Man mufs also übersetzen: *einige gehen weg, sobald sie Gelegenheit zum Überlaufen finden, andere entfernen sich, wie sie sonst können* (ohne eben zum Feinde überzugehen). — C. 16 billigt Hr. *B.*, dafs *Gail* εἴκοσι καὶ ἑκατὸν τάλαντα statt εἴκοσι τάλαντα (eine Lesart, die er in einer einzigen Handschrift fand) in den Text aufgenommen, weil Diodor sagt, Eurymedon sey mit 140 Talenten nach Sicilien gekommen. Der Grund scheint uns schwach. Diodor sagt ja auch, Eurymedon sey im Anfange des Frühlinges nach Sicilien gekommen, obgleich Thucydides seine Abreise gerade in den Anfang des Herbstes setzt. Die Summe von 120 Talenten möchte wohl zu grofs seyn, da die Haupthülfe erst im Frühjahre kommen sollte. — C. 48. ὡς πολὺ κρείσσους εἰσὶ bezieht Hr. *B.* auf die Athener, da Andere es mit gröfserer Wahrscheinlichkeit auf die Feinde der Athener beziehen, weil ὡς alsdann seine eigene Bedeutung behält. — C. 56. πλήν γε δὴ τοῦ ξυμπαντος λόγου τοῦ ἐν τῷδε τῷ πολέμῳ πρὸς τὴν Ἀθηναίων τε πόλιν καὶ Λακεδαιμονίων. Hr. *Kistemaker* erklärt diese Worte so: *excepto quidem (et si etiam excipias) omni eo militum numero, qui in hoc bello erat ex Athenienſium et Laconum urbe.* Er meint also, dafs Thucydides die Truppen der Athener und Lacedämonier nicht mit zählen wolle. Dieser Erklärung gemäfs, übersetzt er C. 57 Ἀθηναῖοι μὲν αὐτοί, Ἴωνες ἐπὶ Δωριέας Συρακουσίους ἰόντες ἦλθον: *Iones quidem, qui ipſi erant Athenienſes; oriundi ab Athenienſibus, voluntarii, ſua ſponte*; und wundert sich, dafs alle Ausleger den wahren Sinn des Schriftstellers verfehlt haben. Aber wie kann erstlich πρὸς τὴν Ἀθηναίων τε πόλιν καὶ Λακεδαιμονίων heifsen: aus der Stadt der Athener und Lacedämonier? Zweytens Thucydides zählt ja wirklich im 59ten Cap. die Lacedämonier mit, nämlich den Gylippos und die Neodamen (denn andere Lacedämonier waren nicht nach Syrakus gesandt worden); er mufs also auch hier die Athener mit zählen, und er thut es deutlich genug. Was aber drittens diese unnatürliche Erklärung ganz unhaltbar macht, ist, dafs die Ionier noch besonders als Bundesgenossen der Athener genannt werden; denn weiter unten heifst es. ἐκ δ' Ἰωνίας, Μιλήσιοι, καὶ Σάμιοι, καὶ Χῖοι. Was sollten denn für Ionier gemeint seyn, die Abkömmlinge der Athener waren? Die Worte also πλήν γε bis Λακεδαιμονίων können nichts anders heifsen als: *aufser der ganzen Menge, die sich in diesem Kriege bey der Stadt der Athener und Lacedämonier versammelte.* — C. 57. ἀλλ', ὡς ἑκάστοις τῆς ξυντυχίας ἢ κατὰ τὸ ξυμφέρον, ἢ ἀνάγκης ἔσχον. Hr. *B.* verbindet ἑκάστοις mit ξυντυχίας, und übersetzt: *durch die jedem sich darbietenden Umstände.* Uns scheint aber, dafs, wenn man ἑκάστοις mit ξυντυχίας verbinden sollte, es dem letzteren Worte nachgesetzt seyn würde; und wir ziehen daher die Lesart ἔσχε vor, welche zwey Codices darbieten. — C. 57. οὗτοι δ' εἰσὶ Δρύοπες, ὑπήκοοι δ' ὄντες, καὶ ἀνάγκη, ὅμως Ἰωνές τε ἐπὶ Δωριέας, ἠκολούθουν. Hr. *B.* möchte lesen καὶ ἀνάγκη ὅμως, ὡς Ἰωνές γε ἐπὶ Δωρ. Uns scheint zu dieser Änderung kein hinlänglicher Grund. Sollte auch τε nicht ohne nähere Beziehung stehen können (welches noch keinesweges erwiesen ist, da es an so vielen Stellen, wo man immer an eine Änderung denkt, ohne diese Beziehung vorkömmt; s. unter anderen C. 75 αὐτοῦ τε), und also in γε verändert werden müfse: so würden wir doch ὅμως von Ἴωνες nicht trennen. Denn der Gedanke ist: *sie folgten freylich als Unterthanen, aber doch als Ionier* (und als solche freywillig, des Nationalhaffes wegen) *gegen die Dorier.* — C. 63. ὅσῳ τῶν ἄνωθεν μᾶλλον τὸ ἔργον τοῦτο. Hr. *B.* übersetzt: *je mehr dieses eigentlich ein Werk derer seyn wird, die aus dem inneren Lande her die Schiffe bestiegen haben.* Wie seltsam! Man sieht ja gar nicht ein, warum Thucy-

Digitized by Google

dides einen ſolchen Zuſatz bey dem Worte *Hopliten* gemacht haben ſollte, da ein Jeder bey Hopliten an Landſoldaten denken muſs, die übrigens nicht eben aus dem Inneren des Landes hergekommen ſeyn durften. Warum verwirft Hr. *B.* die gewöhnliche Erklärung, die hier ſo paſſend iſt? *die von oben herab*, d. h. von den Verdecken, kämpfen ſollen. Die Hopliten auf den Verdecken ſollten für den Kampf das Meiſte entſcheiden. Vergl. C. 70 *οἱ τε ἐπιβάται ἐθεράπευον, ὅτε προσπέσοι ναῦς νηΐ, μὴ λείπεσθαι, τὰ ἀπὸ τοῦ καταστρώματος τῆς ἄλλης τέχνης.* Was dort *ἀπὸ τοῦ καταστρώματος*, iſt hier *ἄνωθεν*. — C. 67. Die Erklärung, welche Hr. *Kiſtemaker* von *ἢ τύχης ἀποκινδυνεύσει*, nach *Abreſchens* Conſtruction giebt, iſt hart. Rec. iſt überzeugt, daſs man mit *Duker ἀποκινδυνεῦσαι* leſen müſſe. — C. 71. *Ὅτε ἐκ τῆς γῆς πεζὸς ἀμφοτέρων — — — πολὺν τὸν ἀγῶνα καὶ ξύστασιν τῆς γνώμης εἶχε.* Hr. *B.* überſetzt: *die beiderſeitigen Landheere fochten in Gedanken lebhaft den Kampf mit, und ſtellten ſich in Gedanken einander gegenüber.* Aber *ἀγών* ſteht hier für *ἀγωνία*, und *ξύστασις τῆς γνώμης* iſt *Spannung des Gemüths.* Gleich darauf: *ὅ,τε φόβος ἦν ὑπὲρ τοῦ μέλλοντος οὐδενὶ ἰσοικώς, καὶ διὰ τὸ ἀνώμαλον καὶ τὴν ἔποψιν τῆς ναυμαχίας ἐκ τῆς γῆς ἠναγκάζοντο ἔχειν.* Hr. *B.* erklärt ſo: *theils war ihre Furcht ſehr groſs, theils wurden ſie auch dadurch, daſs es in den verſchiedenen Theilen des Kampfes ungleich ausſah, genöthigt, das Seetreffen nicht aus den Augen zu verlieren.* Nein, nicht der ungleiche Kampf, ſondern ihre Furcht, ihre Erwartung nöthigte ſie zu der Betrachtung. Offenbar muſs man *ἀνώμαλον* hier in doppelter Beziehung nehmen, und conſtruiren *ἠναγκάζοντο καὶ διὰ τὸ ἀνώμαλον τῆς ναυμαχίας καὶ τὴν ἔποψιν (ἀνώμαλον) ἔχειν, theils muſste man wegen des ungleichen Kampfes auch einen ungleichen Anblick haben.* — C. 84. Die Hnn. *B.* und *Kiſtemaker* ziehen die Lesart des Cod. Reg. und des Suidas *κατέῤῥεον ἐς τὰ ἐπὶ θάτερά τε τοῦ ποταμοῦ. παραστάντες δὲ οἱ Συρακ.* vor, weil die Syrakuſier nach ihrer Meinung von dem dieſſeitigen Ufer auf die Durchgehenden ſchieſsen. Aber woher weiſs man, daſs ſie auf dem dieſſeitigen Ufer ſtanden? Im Folgenden ſteht nur, daſs die Syrakuſier den Athenern nach in den Fluſs fliegen. Dieſs konnte eben ſo gut vom jenſeitigen, als dieſſeitigen Ufer geſchehen. Daſs die Athener von dem Fluſſe nach dem jenſeitigen Ufer getrieben wären, geſtattet der Lauf des Stromes nicht, der abwärts, aber nicht ſeitwärts führt. Wahrſcheinlich waren die ſyrakuſiſchen Reiter den Athenern voraus nach dem jenſeitigen Ufer geeilt, von welchem ſie nun wieder in den Fluſs fliegen. — L. 8, 29. Hr. *Kiſtemaker* vermuthet, daſs nach *πέντε ναῦς καὶ* das Wort *πεντήκοντα* doppelt geſtanden habe, und daſs alſo der Sinn ſey, er gab für 55 Schiffe 53 Talente. Allein ſo hätte Tiſſaphernes ja nur 2 Talente erſpart. Dieſer Erſparniſs wegen war es kaum der Mühe werth, die den Peloponneſern Anfangs ganz für den Monat bezahlte Drachme zu entziehen. Auch iſt dadurch nicht erklärt, warum die fünf lacedämoniſchen Schiffe (denn dieſe verſteht Hr. *K.* unter den fünf Schiffen, die vorher ausgenommen werden, denen, wie er glaubt, nur drey Obolen für den Mann beſtimmt geweſen) weniger, als die übrigen, erhalten ſollten. Man möchte eher glauben, daſs dieſe mehr erhalten hätten. Man wird die Stelle wohl als unheilbar aufgeben müſſen.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Weimar*, im Landes-Induſtrie-Comptoir: *Einige Worte über den Vortrag der Anatomie auf Univerſitäten.* Nebſt einer neuen Darſtellung des Gekröſes und der Netze, als Fortſätze des Bauchfells. Von *Ludwig Friedrich v. Froriep*, des k. w. Civil-Verdienſt-Ordens Ritter, der Philoſ., Medic. u. Chirurg. D., ordentl. Prof. der Anatomie, Chirurgie u. Geburtshülfe an der k. Univerſität zu Tübingen u. ſ. w. Mit zwey Kupfertafeln. 1812. 17 S. 4. (9 gr.). Mit Recht tadelt der Vf., nachdem er die verſchiedenen Rückſichten, welche der Lehrer der Zergliederungskunde auf Phyſiologie, Chirurgie und gerichtliche Arzneykunde nehmen muſs, angeführt hat, einen Vortrag, der nur das Gedächtniſs der Zuhörer in Anſpruch nimmt, und zieht auch die analytiſche Methode des Unterrichtes in der Zergliederungskunde der ſynthetiſchen Methode vor. Auch ſind wir ſehr einverſtanden mit den Winken, welche über die, bey den Vorträgen zu beobachtende Ordnung gegeben werden. Vorzüglich wichtig iſt aber die zweyte Abtheilung dieſer gehaltreichen Schrift, welche einem von Lehrern und Schülern längſt gefühlten Bedürfniſſe auf eine ſinnreiche und ganz zweckmäſsige Weiſe abhilft. Denn bey allen Beſtrebungen des Lehrers, das Verhältniſs des Bauchfelles bey der Bildung der Netze und des Gekröſes deutlich aus einander zu ſetzen, bleibt die Sache doch immer den Zuhörern dunkel, oder wird nicht richtig aufgefaſst, wenn ſie nur die verſchiedenen Flächen oder Wände der Bauchhaut in dem Leichname ſehen, und die Phantaſie zu Hülfe nehmen müſſen, um ſich das Einzelne im gehörigen Zuſammenhange vorzuſtellen. Zwar hat *John Bell* (Zergliederung des menſchl. Körp., nach dem Engl. umgearb. von *Heinroth* und *Roſenmüller*, Thl. 2. Taf. XXI) einen Verſuch gemacht, das Bauchfell mit ſeinen Verhältniſſen zu den Theilen des Unterleibes an einem, durch einen perpendiculären Schnitt bewirkten Segmente darzuſtellen, allein auf die Netze iſt dabey gar keine Rückſicht genommen worden. Hr. *v. Fr.* hat dagegen an einem, der Richtung nach ähnlichen Segmente, auf der zweyten Tafel, die Netze im Profil mit der gröſsten Deutlichkeit dargeſtellt, ſo daſs der Verlauf der Bauchhaut zu ihrer Hervorbringung ſogleich ins Auge fällt. Die erſte Tafel ſtellt ein ganz originelles und neues Segment dar. Es wurde nämlich an dem Leichname der Unterleib quer durchſchnitten, und deſſen untere Hälfte auf einer Horizontalfläche liegend gezeichnet, ſo daſs nun die Bildung des Gekröſes durch das Bauchfell mit der höchſten Deutlichkeit vorgewieſen werden kann. Die Abbildungen entſprechen durch ihre Deutlichkeit dem Zwecke vollkommen, und die erläuternde Auseinanderſetzung des Bauchfelles und ſeiner Fortſätze als Gekrös oder Netz, durch die kurze Beſchreibung, werden auch die erſten Anfänger in der Zergliederungskunde für ihre Aufklärung über dieſen Gegenſtand genügend finden.

C. T.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Lemgo, in der meyerschen Buchhandlung: *Thucydides Geschichte des peloponnesischen Krieges*, aus dem Griechischen übersetzt und mit kritischen Anmerkungen erläutert von D. *Johann David Heilmann*, und *G. G. Bredow* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

C. 35. ἠδ' ἀφεστήκει ἤδη ἀπὸ Τισσαφέρνους. Hr. *Bredow* behauptet, dass ἀπὸ Τισσαφέρνους *auf Veranlassung des Tissaphernes* heisse. Hätte aber Thucydides sagen wollen, dass Knidos vom Tissaphernes abgefallen wäre: so hätte er entweder ἀπὸ ganz weglassen, und nur den Genitiv setzen, oder ἀπὸ Τισσαφέρνους sagen müssen. Denn dass ἀφίστανται ἀπό τινος nicht blos heissen könne: *von Jemandem abfallen*, sondern auch gewöhnlich heisse, wird Hr. *B.* nicht in Abrede seyn. Dass aber die griechische Sprache eine solche Vieldeutigkeit gestattete, dass dieselbe Redensart zwey beynahe entgegengesetzte Bedeutungen haben könnte: *von Jemandem abfallen, und durch Jemanden abfallen*, wird uns Niemand einreden. Unter den Stellen, auf welche sich Hr. *B.* beruft, um seine Bedeutung von ἀπὸ zu rechtfertigen, ist nur eine streng beweisend, und zwar L. 1, 12 ἀφ' ὧν ἐκπίπτοντες. Wir sind aber überzeugt, dass man auch dort ὑφ' ὧν lesen müsse. Dass ἀπὸ und ὑπὸ in Handschriften leicht verwechselt werden konnten, und oft verwechselt sind, leidet keinen Zweifel. Wir glauben daher mit *Wolf*, dass bey älteren griechischen Schriftstellern ἀπὸ und ὑπὸ nie als gleichbedeutend gebraucht sind. Die Griechen würden sich ja selbst nicht unter einander verstanden haben, wenn dieselben Redensarten entgegengesetzte Bedeutungen gehabt hätten. Hier werden wir also nothwendig ὑπὸ Τισσαφέρνους lesen müssen. — C. 45. οὐ τοσοῦτον πενίᾳ, ὅσον ἵνα αὐτῶν μὴ οἱ ναῦται ἐκ περιουσίας ὑβρίζοντες, οἱ μὲν τὰ σώματα χείρω ἔχωσι, δαπανῶντες ἐς τοιαῦτα, ἀφ' ὧν ἡ ἀσθένεια ξυμβαίνει, οἱ δὲ, τὰς ναῦς ἀπολιπόντες, ἐς ὁμηρείαν τὸν προσοφειλόμενον μισθόν. Hr. *B.* giebt den Sinn dieser schwierigen Stelle nach *Aem. Portus*; aber trägt nichts bey, die grammatische Schwierigkeit zu lösen. Hr. *Kistemaker* will lesen entweder: οἱ δὲ τὰς ναῦς ἀπολίπωσι, ἐς ὁμηρείαν τοῦ προσοφειλομένου μισθοῦ, oder: οἱ δὲ τας ναῦς ἀπολίπωσι, ὑπολίποντες ἐς ὁμηρείαν τὸν προσοφειλόμενον μισθόν. Bey der ersten Lesart verstehen wir die Worte ἐς ὁμηρείαν τοῦ προσοφειλομένου μισθοῦ nicht, und von Hn. *K.* werden sie auch nicht erläutert. Den Gedanken, welchen die letztere Lesart darbietet, kann man durch eine leichtere Änderung gewinnen, wenn man nach οἱ μὲν und οἱ δὲ die Commata tilgt, und nach ναῦς ein Comma setzt, und nach ὁμηρείαν ein δὲ einschiebt. Nach dieser Änderung müsste man die ganze Stelle so übersetzen: *Nicht so sehr aus Dürftigkeit* (nämlich geben die Athener ihren Seeleuten nur drey Obolen), *als damit nicht die Seeleute, übermüthig wegen des Überflusses, einige die Körper verderben, indem sie ihr Geld für Dinge aufwenden, wodurch die Körper geschwächt zu werden pflegen, andere den Zustand auf den Schiffen* (nämlich verderben; wir suppliren χείρους ἔχωσι), *indem sie diese verlassen, zum Unterpfande aber den Sold, den man ihnen noch schuldig ist* (man supplire ἀπολιπόντες, in den Händen der Ihrigen zurücklassen). Sie glauben nämlich um so eher zum Weglaufen berechtigt zu seyn, weil sie ja durch den grossen Sold, den man ihnen noch schuldig ist, und vielleicht nicht bezahlen kann, eine Art von Unterpfand, von Schadloshaltung zurücklassen. Uns befriediget freylich auch diese Erklärung nicht ganz; aber sie scheint uns doch die erträglichste. C. 48. τούς τε καλοὺς κἀγαθοὺς ὀνομαζομένους, οὐκ ἐλάσσω, αὐτοὺς νομίσειν, σφίσι πράγματα παρέξειν τοῦ δήμου, πορισταὶς ὄντας καὶ ἐσηγητὰς τῶν κακῶν τῷ δήμῳ, ἐξ ὧν τὰ πλείω αὐτοὺς ὠφελεῖσθαι. Hr. *B.* liest νομίζειν statt νομίσειν, und bezieht σφίσι auf die Athener; denn er übersetzt: *Und was die sogenannten Vornehmen und Edlen* (Optimaten) *anbetreffe: so glaube er* (der Sprechende), *dass diese ihnen* (den Athenern) *nicht weniger zu schaffen* u. s. w. Diese Übersetzung ist offenbar ganz falsch, da das Folgende eine solche Deutung nicht gestattet. Denn wie will Hr. *B.* nach seiner Übersetzung die Worte: καὶ τὸ μὲν ἐπ' ἐκείνοις εἶναι, καὶ ἄκριτοι ἂν καὶ βιαιότερον ἀποθνήσκειν κ. τ. λ. erklären? Nach seiner Deutung würden die Oligarchen selbst mit der Oligarchie unzufrieden seyn, welches ein zu ungereimter Gedanke ist, als dass Thucydides ihn geäussert haben könnte. Man wird also die Lesart νομίσειν beybehalten, und αὐτοὺς nicht auf καλοὺς κἀγαθούς, sondern auf die Einwohner in den verbündeten Staaten beziehen müssen, auf welche auch das vorhergehende αὐτοὺς geht, und auch σφίσι zu beziehen ist. Der Sinn ist: *und sie* (nämlich die einzelnen Bürger der verbündeten Staaten) *würden glauben, dass die sogenannten Edelgeborenen* (d. h. die Optimaten,

Digitized by Google

die Oligarchen) *ihnen nicht weniger zu ſchaffen machen würden, als das Volk, da ſie Anſtifter und Urheber der Übel für das Volk wären, von denen ſie ſelber den meiſten Nutzen hätten.* Mit unſerer Erklärung ſtimmt das Folgende ſchon zuſammen; denn auf daſſelbe Subject, worauf σφίσι geht, muſs auch σφῶν bey καταφυγὴν bezogen werden. Wie kann aber Phrynichos, welcher der Redende iſt, meinen, daſs das Volk in den verbündeten Städten eine Zuflucht für die Athener wäre? Endlich beweiſt ja der ganze Satz von καὶ ταῦτα bis νομίζουσι, daſs der Redende nur von den Meinungen geredet hat, welche die verbündeten Staaten hegen, und nicht von eigenen Meinungen. So haben *Heilmann* und *Portus*, die mit groſsem Unrecht getadelt werden, die Stelle ganz richtig verſtanden; und eben ſo ſcheint auch der Scholiaſt ſie verſtanden zu haben. — C. 84. οἷα δὴ ναῦται überſetzt Hr. *B.: wie es das Schiffsvolk zu machen pflegt*, anſtatt: *was die Schiffsleute thaten*, wie *H.* richtig erklärt. Wir wiſſen gar nicht, was Hr. *B.* bey ſeiner Überſetzung gedacht haben mag. — C. 88. καὶ ὁ μὲν, ἅρας εὐθὺς τῆς Φασήλιδος καὶ Καύνου, ἄνω τὸν πλοῦν ἐποιεῖτο. Hr. *B.* überſetzt: *Er ging alſo unter Segel gerade auf Phaſelis und Kaunus zu, und nahm zu dem Zweck ſeinen Weg quer über das hohe Meer.* Aber kann ἄνω heiſsen *quer über das hohe Meer?* Wir überſetzen: *Er ſegelte gerade auf Phaſelis und Kaunus, und ſchiffte* (von dort an der Küſte) *höher hinauf.* — C. 92. Φοβούμενοι, μὴ τῷ ὄντι ὦσι. *H.* überſetzt: *aus Furcht, es möchte eine ſolche Partey vorhanden ſeyn.* Hr. *B.* macht dabey die Anmerkung: *nämlich welche die Herrſchaft der Fünftauſend ernſtlich und wirklich wünſche.* Dieſs iſt aber ſchwerlich der Gedanke, den Thucydides im Sinne gehabt hat. Man überſetze: *aus Furcht, ſie* (die Fünftauſend) *möchten wirklich da ſeyn* (exiſtiren). Man fürchtete, daſs die Fünftauſend wirklich ſchon von den Vierhunderten ausgewählt, und daſs ſie bis jetzt nur noch nicht in Thätigkeit geſetzt wären. Daſs dieſs die Meinung ſey, lehrt das unmittelbar Folgende. — Wir endigen hier unſere Gegenbemerkungen, und wünſchen aufrichtig, daſs Hr. *B.* dieſelben als einen Beweis von der Sorgfalt, mit welcher wir ſeine Arbeit geprüft haben, und von der Achtung, die wir gegen ihn hegen, betrachten möge. Nicht über ihn uns erheben wollten wir, ſondern Wahrheit mit ihm voll redlichen Eifers erforſchen. Noch erwähnen wir zum Schluſſe, daſs Hr *B.* in dem Vorberichte zu dieſem Werke die Nachrichten, die uns die Alten von dem Leben des Thucydides hinterlaſſen, geſammelt, und dieſen eigene und fremde Bemerkungen über den ſchriftſtelleriſchen Charakter deſſelben Mannes beygefügt habe, aus denen das Treffendſte hervorzuheben, der Raum uns nicht geſtattet. F. C. W.

Nürnberg, b. Monath und Kuſsler: *Ariſtophanis Plutus et Nubes*, in uſum praelectionum editae a *Wolfgango Jaegero*, P. P. Iteratis curis recenſitae, emendatae, additisque variorum variis notationibus redditae auctiores a *Godofredo Chriſtophoro Rannero.* 1811. VIII u. 229 S. 8. (18 gr.)

Die Ausgabe dieſer ariſtophaniſchen Komödien von *Jäger* iſt Rec. nicht bekannt. Der jetzige Herausgeber hat die Ausgaben von *Brunck* und *Invernizzi* zur Hand gehabt (*Porſon* und *Hermann* zu den Wolken kennt er gar nicht), und die Lesarten der erſten meiſtens aufgenommen. Beym Mangel weiteren Urtheils wäre es ſchon um der Gleichheit willen beſſer geweſen, den *brunckiſchen Text* durchaus zum Grunde zu legen. Zugleich giebt er die Abweichung der Lesarten der beiden genannten und der amſterdamer von 1670 und der *brubachiſchen* von 1544, doch nicht vollſtändig, an. Es können ſolche Angaben bey der Erklärung den fähigeren Schülern zum Stoff kritiſcher Übung werden, nur müſſen ſie in Hinſicht auf dieſen Zweck und mit ſorgſamer Wahl, wenn nicht Alles vollſtändig aufgenommen wird, angebracht ſeyn; was wir hier vermiſſen. Die Anmerkungen enthalten nichts Ausreichendes. Bey den ohne alles Urtheil hingeſtellten Varianten wird der Schüler Vieles, der Lehrer wenigſtens die Bemerkung deſſen, was nun, von Anderen beſeitigt und ausgemacht, kaum noch zur Sprache kommen kann, vermiſſen. Die Kürze iſt dem Vf. hiebey nicht gelungen: denn oft verſteht man die ganze Note nicht; ſo auch bey den Erklärungen, z. B. zu Nub. 94. Φροντιστήριον] *Ipſe Socrates* Φροντιστὴς *doc. Br. ex obſ. crit. L. Boſ. p.* 63. *Leg. Erlaeut.* 1 *Muſ. Att. B.* 2. *Heft* 3. *p.* 35. Die Bücher, welche zur Erläuterung gebraucht wurden (denn Eigenes und Neues findet ſich nirgends), ſind *Erneſtis* Vorrede zu den Wolken, *Brunck's* Commentar, das attiſche Muſeum. Allein wie überhaupt die Sacherklärungen nutzreich und richtig abgefaſst werden ſollen, lehrt dieſes Buch nicht, wo ſich bisweilen nur trockene Verweiſe auf andere Schriften, doch ohne Auswahl des Beſten, bisweilen unvollſtändige Erwähnung der Sache, an vielen der Erläuterung bedürftigen Stellen Nichts findet. Was ſoll ein Schüler über den Kordax aus folgender genau copirter Note lernen: *Mentio hujus ap. Lucian.* T. I. S. 794 *ed. Amſt.* 1687. *octon. Autt. de Vett. ſaltationibus vid. ap. Fabricium in Bibliogr. antiq.* C. 22 §. 9. *Conf. Br. in nott. T.* 2. *p.* 90. *Nota ed. Bat. idem, quod ſchol. gr. ap. Erneſt. Quibus adde, quae habet Pfeifferus Antiq. gr. Lib.* 4. *C.* 37. *p.* 713. *e Caſauboni Comment. ad Theophraſt. p.* 180 *et* 259. 60. *Plura dabit Harles ad loc. not. ſubi.* Überhaupt können die Verweiſe auf die Ausgaben und Commentare von *Brunck* und *Beck* nicht paſſend heiſsen; denn wer dieſe beſitzt, bedarf nicht Hn. *R's.* Abdruck und Noten. Von dem, was neuerdings für Ariſtophanes gethan, und was überhaupt die jetzige Kenntniſs der griechiſchen Sprache ausmacht, findet man hier wenig Spuren. Statt daſs der Sprachgebrauch erläutert, die grammatiſchen Schwierigkeiten aufgehellt werden ſollten, laufen einigemal Verweiſe auf *Zeunes* Vigerius unter, und dieſs noch bey gewöhnlichen Phraſen, über ἔχων zu Nub. 131 und wieder zu 511,

Digitized by Google

wo überdiefs ſteht: *Attice, plane abundat*; zu v. 490 lieſt man: *ὅπως c. Futur. Indic. ſemper jungitur*; zu 1143: *τὸν υἱὸν—εἶπε ſic ſolvendum. περὶ τοῦ υἱοῦ εἶπε μοι.* — In den Text ſind nicht blofs die beſſeren, ſondern ſelbſt die als vorzüglicher bezeichneten Lesarten nicht aufgenommen worden, wie Nub. 115 *τἀδικώτερα* ſtatt *τἀδικώτατα*. Der kritiſchen Urtheile finden ſich ſehr wenige, und dieſe laſſen ſich leicht charakteriſiren. Zu Nub. 604: *σιλαγεῖ Libr. omnes. Br. σιλαγεῖς. Ingenioſe. Inven.* Zu 401: *μαθὼν Libr. Rav. et Borg.* (ſtatt *παθὼν*). *Prave.* Gerade *μαθὼν* iſt das Richtige. Zu v. 817: *τὸν Δία. Non praetereunda Erneſti. Praef.* XXXVIII. *propoſ. conjectura, in antiquioribus exemplaribus defuiſſe articulum, Atticosque non dicere τοὺς ſed ſimpliciter θεοὺς — Δία νομίζειν Jovem credere. Add. quae de adjectione et omiſſ. h. artic. monuit Clericus Art. crit. Vol. I. p.* 120. Wer erwartet in unſerer Zeit eine ſolche Note, die überdiefs kaum verſtändlich iſt? Sollten dieſe Noten von *Jäger* herrühren: ſo mufste der Herausgeber ſie ausſtreichen oder beſſern. Doch Hr. *R.* bekennt ſich wohl durch die Vorrede dazu, wo Ähnliches vorkommt. Der Abdruck ſelbſt iſt nicht correct; in den Noten ſind bald Accente angegeben, bald ausgelaſſen worden. Mehr hat Rec. über dieſe Ausgabe nicht zu ſagen. F+W.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Sommer: *Hiſtoriſch-kritiſcher Verſuch über die Arſaciden- und Saſſaniden-Dynaſtie, nach den Berichten der Perſer, Griechen und Römer bearbeitet.* Eine Preisſchrift von *Carl Friedrich Richter.* 1804. IV u. 260 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Seit man unter uns angefangen hat, die orientaliſche Literatur fleifsiger zu bearbeiten, ſchien die Meinung, als ob die Geſchichte des Morgenlandes am ſicherſten nur, wenn auch nicht immer am vollſtändigſten, aus orientaliſchen Quellen zu ſchöpfen ſey, immer mehr an Wahrſcheinlichkeit zu gewinnen. Auch iſt dieſe Meinung ſo ſehr in der Sache ſelbſt gegründet, dafs es ihr keineswegs, wenigſtens an *einiger* Wahrheit fehlen kann. Und wirklich hat das Studium der morgenländiſchen Quellen uns ſchon manche Parthie der Geſchichte, aus einem ganz anderen, als dem ehemals gewöhnlichen Geſichtspuncte betrachten gelehrt. Zu wünſchen war es indeſſen, dafs die Frage, in wiefern wir uns jenen Quellen überall überlaſſen dürfen, zum Gegenſtande einer eigenen Unterſuchung gemacht würde. Das nun hat der unterdeſſen verſtorbene Prof. *R.* in gegenwärtiger Schrift, und zwar in Beziehung auf einen hiſtoriſchen Abſchnitt gethan, von dem ſchon *d' Herbelot* ſ. v. Aſchganian ſagte: *Cet endroit est le plus embarrassé et le plus obscur de toute l' histoire de Perse.* Die nähere Veranlaſſung dazu gab ihm eine Preisaufgabe der königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen. Wie ſehr er dieſem Gegenſtande gewachſen ſey, hatte er indeſſen ſchon neun Jahre vorher durch ſeine zu Leipzig erſchienene Diſſertation: *Hiſtoriae Perſar. antiquiſſ. c. Graecor. et Ebraear. narrationibb. conciliandae ſpecimen*, dargethan, wenn gleich freylich die hier anzuzeigende Schrift der Gelehrſamkeit und dem Scharfſinn des Hn. *R.* noch gröfsere Ehre macht.

Nachdem der Vf. ſehr umſtändlich die griechiſchen, römiſchen und orientaliſchen Quellen zuerſt der Arſaciden-Dynaſtie aufgezählt hat: motivirt er ſeine Meinung von der gröfseren Vorzüglichkeit der Erſteren vor den Letzteren vorläufig ſchon durch folgende Gründe: Griechen und Römer ſind der Arſaciden-Dynaſtie gleichzeitig; die einheimiſchen Geſchichtſchreiber aber leben erſt zwiſchen dem 12ten und 16ten Jahrhunderte, und berufen ſich nicht einmal auf alte glaubwürdige Quellen.

Alte Denkmäler und Münzen ferner entſcheiden zum Vortheile der Griechen und Römer, ſelbſt da, wo dieſe von den einheimiſchen Schriftſtellern abweichen, die in der Art anachroniſtiſch ſind, dafs ſie z. B. den König Arſchak zum Zeitgenoſſen Conſtantin's des Grofsen, und ſeinen Nachfolger Schabur zum Zeitgenoſſen Chriſti machen. Auch haben Griechen und Römer eine zuverläſſigere Zeitrechnung, von der man nichts bey den orientaliſchen Schriftſtellern (Hr. *R.* nennt ſie immer *perſiſche*; es ſind ja aber arabiſche und armeniſche darunter) findet, ſo wie die Geſchichte bey jenen auch reicher an Begebenheiten iſt, als bey dieſen, welche offenbar mehrere, durch noch vorhandene Münzen unbezweifelbare Könige und Königsnamen auslaſſen. Römer und Griechen zählen acht und zwanzig Arſaciden, die einheimiſchen Geſchichtſchreiber hingegen nur 15 bis 20, welches für die Dauer der Dynaſtie von 486 Jahren viel zu wenige ſind.

Ein weſentlicher Übelſtand aber iſt endlich auch der faſt gänzliche Mangel aller Geſchichte gleich nach Alexanders des Grofsen Tode bey den morgenländiſchen Schriftſtellern. Dieſe machen den Anthakaſch (Antiochus) zum unmittelbaren Nachfolger Alexanders, kennen alſo die grofsen Staatsrevolutionen in Aſien unter ſeinen nächſten Nachfolgern nicht, und überſehen den Antigonus, Seleucus Nicator und Antiochus I, ja, vielleicht ſogar Antiochus II, Seleucus II und Seleucus III, alſo einen thatenreichen Zeitraum von 70 bis 100 Jahren. Die gedruckten orientaliſchen Quellen ſind hier freylich ſehr unzulänglich, trocken und verwirrt. Etwas mehr findet ſich indeſſen in manchen noch ungedruckten, wie z. B. bey *Noewliri* und *Maſudi*, deren letztere namentlich Rec. vor ſich hat, ohne ihn indeſſen hier, der nothwendigen Raumbeſchränkung wegen, benutzen zu können, was aber an einer anderen Stelle geſchehen ſoll.

Von S. 21 an behandelt Hr. *R.* nun die Geſchichte der Arſaciden bis S. 152, von hier an aber bis zum Ende der Schrift die ſchon, ſelbſt in den Werken der Morgenländer, umſtändlicher und klarer behandelte Saſſaniden-Geſchichte. Überall zerlegt der Vf. die Geſchichte in die kleineren Parthieen

Digitized by Google

der einzelnen Regierungen oder Könige, wobey denn die Quellen aller Art in einer bündigen Überſicht mit einander verglichen werden, woraus nicht nur Reſultate zu ihrer gegenſeitigen Würdigung hervorgehen, ſondern ſich auch eine kritiſche Darſtellung dieſes Theiles, man könnte ſagen, dieſer Lücke der Weltgeſchichte ergiebt, ſo weit eine ſolche überhaupt möglich iſt.

Eines umſtändlicheren Auszuges iſt dieſe treffliche Schrift nicht fähig. Jeder, dem das tiefere Studium der Geſchichte etwas werth iſt, und daſſelbe nicht auf nur einige näher gelegene Parthieen beſchränkt, wird ſie zu benutzen, und die von ihrem Vf. auf ſie verwendete Mühe dankbar anzuerkennen wiſſen, es aber auch mit uns bedauern, daſs die Verlagshandlung ſich weigerte, die zehn von Hn. *R.* ausgearbeiteten, ins Detail gehenden, und die Berichte der Schriftſteller vergleichenden Tabellen, die der Vf. für den gröſsten Vorzug ſeiner Arbeit hält, aus Beſorgniſs vor zu gröſsen Koſten und geringerem Abſatze, mit abdrucken zu laſſen. So wenig dem Verleger daraus ein eigentlicher Vorwurf kann gemacht werden, welcher mehr unſer Zeitalter treffen würde: ſo ſehr wünſcht Rec. doch, daſs jene Tabellen dem Publicum nicht für immer mögen entzogen bleiben. — z —

Paris, b. Patris: *Procès instruit par la Cour de Justice criminelle et speciale du Département de la Seine seante à Paris contre Georges, Pichegru et autres prévenus de Conspiration contre la perſonne du premier Consul. Recueilli par des Sténographes. Tome premier.* 1804. IV u. 448 S. *Tome second.* VIII u. 495 S. *Tome troisième.* IV u. 390 S. *Tome quatrième.* VII u. 478 S. *Tome cinquième.* VII u. 429 S. *Tome sixième.* 480 S. 8. — (6o Livres.)

In dieſen 6 voluminöſen Bänden ſind die Acten der wichtigen pariſer Staatsverſchwörung, welche auch aus deutſchen Blättern und Überſetzungen theilweiſe bekannt geworden, vollſtändig enthalten, und gleichſam mit der officiellen Authenticität bekräftiget. Getrennt geben dieſe Theile nur eine unvollkommene Auskunft; um ſo mehr, da ſogar die Druckfehler der einzelnen Bände erſt in dem folgenden berichtigt werden. — Der 1 Band enthält den Bericht des Oberrichters, die Anklags-Acte, und einen Auszug der ſchon früher gedruckten Correſpondenz des Generals *Klinglin.* Im 2 Bande findet man auszugsweiſe den Briefwechſel des Geſandten *Drake*, und die Einleitung des Verſchwörungs-Proceſſes (*Pieces justicatives*). — Der 3 Band liefert die Verhöre von *Lajolais*, *Moreau* u. ſ. w. nebſt dem, was ſich auf *Pichegru's* Selbſtmord bezieht. — Im 4 Bande, wie im 5 und 6, gehen mit den beiden Tribunals-Verhören vom 8 Prairéal und 8 Germinal die *Debats*, d. h. die zahlreichen Zeugen- und Criminal-Verhöre, fort. Hiezu gehören die ſchönen und gröſstentheils ähnlichen Kupferſtiche der Angeklagten, welche man beſſer bey jedem einzelnen Verhör, als bey der Anklags-Acte, binden läſst. Auſser *Pichegru* folgen dieſe Verhöre und Bildniſſe auf einander in folgender Ordnung: *Querelle dit Courson. George Cadoudal, dit Larive. Leridan. Bouvet de Lozier. Armad Polignac. Picot, dit le petit. Rusillion. Rochelle, dit Richemont. Lajolais, Ex-Général. Noël Ducorps. Jules Polignac. Ch. D'hozier. Custor st. Victor. De Rivière. Louis Ducorps. Lemercier. Armand Gaillard. Hervé. Roger, dit Loyseau. Victor Couchery. Le Général Moreau. Rolland. Tamerlan dit Deroc, dit Tata, dit Devillo. Splin. Lenoble. Fayau, dit Villeneuve. Burban. P. J. Cadoudal. Lelan, dit Brutus. Even. Merille. Femme Denant. Femme Vereler. Fille Hizay.* Mithin in Allem 31 Männer und 3 Weiber. Daſs *Moreau* und die beiden *Polignac's* ähnlich ſind, kann Rec. aus augenſcheinlicher Kenntniſs bezeugen. Dieſes giebt wenigſtens für die anderen ein günſtiges Vorurtheil. Übrigens macht das Studium dieſes Werks, ſobald man die Prämiſſen als richtig vorausſetzt, keinen widrigen Eindruck gegen die neuere franzöſiſche Criminal-Juſtiz. 11+2.

KURZE ANZEIGEN.

Lateinische Sprachkunde. *Berlin*, b. Petſch und Winkler: *Lateiniſches Leſebuch nebſt den Anfangsgründen der lateiniſchen Syntax.* 1812. VI u. 166 S. 8. (12 gr.) Der Vf. iſt der alten Meinung, daſs ſich Eutropius und Cornelius für die unteren Claſſen gelehrter Schulen vorzüglich eignen; der aus ihnen genommene Text (4 Bücher aus jenem, 8 Imperatoren aus dieſem, zuſammen 3 Bogen, denen 5 Seiten kurze Sätze vorangehen) iſt den Anfängern durch Abkürzungen erleichtert, wobey den Ausdruck und die Übergänge ſelbſt zu ändern, ſich der Vf. mit Recht enthalten hat, wiewohl auch ſo nicht alle Abkürzungen gut zu heiſsen ſind, z. B. *Eutr.* I. I. C. 7. *Nam quum filiæ ejus Lucretiam ſtuprasſet, in omnium conſpectu ſe occidit.* Todtete ſich Traquinius? Ein ea aus dem vorigen Comma war mitzunehmen. Die nichts erſchwerenden Worte C. 11: *auxilium ferente Porſena, Tuſciae rege*, ſollten nicht fehlen, da das Folgende ſich darauf bezieht. Untergeſetzt ſind Nachweiſungen auf die Paragraphen einer zur Überſicht und Einübung der Hauptregeln beygefügten Syntax, nur 2 Bogen lang, die im Ganzen nicht ohne Fleiſs gefertiget iſt; aber hie und da ſind die Regeln zu philoſophiſch aufgeſtutzt, ohne hinlängliche Beſtimmtheit der Begriffe, z. B. „der Genitiv bedeutet das Verhältniſs der Abhängigkeit, beſonders das der Abſonderung oder des Theiles.“ Wenn man: der Vater des Cicero, nicht umſchreiben darf: der Vater, welcher von Cicero abhängig iſt oder war: ſo leiſtet dieſe Beſtimmung nicht, was ſie ſoll. Es heiſst hernach: dieſs Verhältniſs d. A. erkennen wir gewöhnlich an der Frage: weſſen? und mit dieſer Frage kömmt freylich der Anfänger weiter. Ein Wortregiſter macht den Beſchluſs.

B. d. S.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

M E D I C I N.

PARIS, b. Gabon, et STRASSBURG, b. Levrault: *Sur la non-existence de la maladie vénérienne; ouvrage dans lequel il est prouvé que cette maladie, inventée par les médecins du quinzième siècle, n'est que la réunion d'un grand nombre d'affections morbifiques de nature différente, dont on attribue faussement la cause à un virus contagieux qui n'a jamais existé.* 1811. XII. u. 179 S. 8. (22 gr.)

Wenn einmal in der Welt behauptet wurde, die Menſchen thäten beſſer, ſtatt auf zwey Füſsen auf vieren zu gehen, die Peſt und das gelbe Fieber ſtecke nicht an, alle Krankheiten beruhen entweder auf Stärke oder Schwäche u. ſ. w.: ſo waren dieſs *Paradoxa*, von denen ſich leicht im Voraus erwarten lieſs, daſs ſie die Stimme der Wahrheit nicht aufkommen laſſen würde; doch machten ſie dem Scharfſinn und der Darſtellungsgabe ihrer Erfinder Ehre, und man hielt es der Mühe werth, ihnen mit der Waffe der Kritik zu begegnen. Wenn aber ein *Paradoxon*, dergleichen durch den wortreichen und marktſchreyeriſchen Titel der vorliegenden Schrift verkündiget wird, auf ſo ſeichtem Grunde ruht, und nicht einmal den *Schein* der Wahrheit an ſich trägt, wie es hier der Fall iſt: ſo hat die Kritik genug gethan, wenn ſie in wenigen Worten das Irrige und Grundloſe der Behauptung bezeichnet, und vor den nachtheiligen Folgen, welche die Verbreitung derſelben nach ſich ziehen würde, zu warnen ſucht.

Der Hauptgrund, auf welchen der Vf. ſeine Behauptung ſtützt, daſs kein beſonderes, ſpecifikes Gift der Venusſeuche exiſtire, iſt der, daſs die dieſem Gifte zugeſchriebenen Krankheiten ſchon vor der Epoche der Entdeckung der Luſtſeuche bekannt geweſen, und daſs die epidemiſchen Krankheiten, die in Europa gegen das Jahr 1494 geherrſcht haben, nicht von Amerika gekommen ſeyen, ſich durch Luft und bloſse Berührung fortgepflanzt, und keine Ähnlichkeit mit der heutigen Venusſeuche gehabt haben: dieſs ſucht er aus mehreren hiſtoriſchen Überreſten der damaligen Zeit zu erweiſen. Es verlohnt ſich aber nicht der Mühe, über den Grund oder Ungrund dieſer Behauptung mit dem Vf. zu rechten, da höchſtens daraus gefolgert werden könnte, daſs der Urſprung der Venusſeuche in eine frühere Epoche falle, als man bisher angenommen, keineswegs aber, daſs eine ſolche Krankheit, als ſpecifike Krankheit, überhaupt nicht exiſtirt habe, noch exiſtire. Genug, daſs dieſe Krankheit als ſolche vorhanden iſt, und ſich ſowohl durch einen beſonderen Verlauf als durch eigenthümliche und charakteriſtiſche Merkmale von anderen unterſcheidet, ſie mag nun ihren Urſprung genommen haben, wenn und wo ſie wolle. Dieſes will freylich der Vf. durchaus nicht gelten laſſen. Alle Formen der Luſtſeuche ſollen entweder Modificationen anderer Krankheiten, als Flechte, Krätze, Gicht, Rheumatismus, Skropheln, Scorbut u. ſ. w., oder Folge ſchlechter ärztlicher Behandlung mit Mercur und anderen Mitteln ſeyn. Als Folge eines zu häufigen Beyſchlafes können zwar Tripper, Chancres, Bubonen, Phimoſis, auch wohl Flechten und andere Hautkrankheiten entſtehen: aber dieſe ſeyen durch eine beſondere Irritation, nicht durch ein ſpecifikes Gift bedingt. So z. B. ſey die Urſache eines jeden Trippers Reizung auf die innere Haut der Harnröhre, welche Entzündung und gröſsere Schleimabſonderung errege, die nach dem Grade der Heftigkeit der Entzündung und nach dem Temperament des Kranken weiſs, gelb oder grün ſey. Bey gallichten Subjecten ſey ſie öfters grün (!!!). Dergleichen alberne Behauptungen, für welche die Beweiſe entweder gänzlich fehlen oder nicht Stich halten, finden ſich hier überall. Es läſst ſich alſo im Voraus erwarten, daſs, wo dergleichen irrige pathologiſche Grundſätze zu Hauſe ſind, es um die therapeutiſchen nicht beſſer ſtehen werde, und dem iſt denn auch alſo. So z. B. empfiehlt der Vf. in bösartigen ſyphilitiſchen Geſchwüren, welche ſeiner Meinung nach von Flechtenſchärfe entſtehen, die Anwendung der *Aqua veget. mineralis*, und behauptet, daſs die Feigwarzen und andere Auswüchſe aller antiſyphilitiſchen Behandlung widerſtehen, und oft ohne alle Mittel verſchwinden; daſs *Alyon* die Luſtſeuche eben ſo gut mit Brodkrumen als mit Säuren geheilt haben würde, und man auch mit Zucker veneriſche Krankheiten heilen könne u. ſ. w.

Die ganze Schrift iſt bis zum Ekel weitläuftig, und mit einer Arroganz verfaſst, welche gewöhnlich nur mit ſolcher Leere und Flachheit gepaart erſcheint. Wir ſagen dieſs unverholen, ungeachtet wir fürchten müſſen, von dem Vf. unter die Menſchen gezählt zu werden, „denen der *bon sens* abgeht," und welche, „wie einſt *Galiläi* Widerſacher," durch ihren Unglauben der guten Sache den Weg vertreten. Groſser *Galiläi*, in welcher kleinen Geſellſchaft erſcheinſt du hier! Hbm.

Digitized by Google

München, b. Hübschmann: *Ernsthafte auf Erfahrungen gegründete Warnungen an die Freunde der Menschheit gegen den Gebrauch des Queckfilbers in venerischen Krankheiten.* Von *Franz Joseph v. Besnard*, der Arzneykunst Doctor, Ritter d. k. bair. Civil-Verdienst-Ordens, kön. baierischen(m) Geh. Rath(e), Leibarzt Sr. Maj. des Königs von Baiern, Vorstand(e) der General-Lazareth-Inspection, und der Medicinal-Comité u. s. w. Erstes Heft. 1808. 20 S. 8. (4 gr.)

Ebendaselbst: *Analytische Erklärung über* (die) *Entstehung, Natur und Wirkung des venerischen Giftes, nebst einer eignen Heilart, die Quelle der Luftseuche auf eine sichere, bequeme, geschwinde und wohlfeile Art ohne Queckfilber zu vertilgen.* Zweytes Heft. 1811. 8.

Diese beiden Schriftchen gehören eigentlich nicht vor das Forum der Kritik, theils weil sie mehr populär geschrieben, und als wissenschaftliche Producte wenig Werth haben, theils auch weil sie noch ein geheimes Mittel gegen die venerische Krankheit anpreisen, das nun endlich, nach fast dreyssigjähriger Geheimhaltung, zur Kenntniss des Publicums gebracht worden ist. So viel Rec. weiss, hat der Vf. sein Arcanum zuerst in Frankreich, in Pulverform, die Dosis etwa für einen Ducaten abgesetzt, und erst späterhin es in eine sogenannte *Tinctura antisyphilitica* verwandelt. So gern wir von der Zulässigkeit und Rechtlichkeit ärztlicher Geheimnisskrämerey hier gänzlich schwiegen; so sehr wir wünschen, der Vf. möchte sich niemals mit dem Debit eines geheimen Mittels abgegeben haben, da er in seiner Lage gewiss nicht jene Impulse der parisser Thaumaturgen *a stomacho* haben konnte, die vielleicht jetzt noch manchen verarmten Arzt nöthigen, zu solchem unserer Wissenschaft und Kunst gewiss nicht Ehre bringenden Handel ihre Zuflucht zu nehmen: so können wir doch nicht umhin, unsere Missbilligung über das Unwesen, das bisher mit Gesundheitstränken für Schwangere, Puerperalpulvern, Gichtpillen, Braunkohlenöl u. s. w. getrieben worden ist, laut auszusprechen. Der Arzt hat einen höheren Beruf; kennt und fühlt er diesen: so muss er sich nöthigen Falls für das Gute aufopfern können. Wir sind keine Manufacturisten, wir können keine englischen Patente verlangen; unsere Patente werden im Himmel gelöst. Für einen Arzt, welcher ein wahrhaft gutes Arzneymittel geheim hält, auch wenn er wüsste, Tausende auf der Erde könnten durch ihn gerettet werden — für den kennt Rec. keinen Namen. Ein Glück für die Menschheit, dass die Vorsehung wahrhaft grosse Dinge uns nur durch edle Seelen offenbart! Denn war unser D. *Jenner* ein Geheimnisskrämer: so fielen noch Tausende durch die Blatterpest. Gewöhnlich sind es unbedeutende Geheimnisse, die so sorgfältig zurückgehalten werden. Zeugnisse von Laien und solchen Ärzten, welche gewissermassen unter der Aufsicht eines Höheren stehen, können für ihre Wichtigkeit und Brauchbarkeit nichts entscheiden. Wir erinnern nur an das Beyspiel *van Switens* mit der Sublimatsolution; derselbe erhielt tausend gute Zeugnisse seiner Unterärzte, von denen sich kaum der zehnte Theil bestätigte. Rec. erinnert sich, nie aus der Gegend des alten Louvre's, der *Terrasse des Feuillans* und *Rue St. Honoré* zurückgekehrt zu seyn, ohne nicht wenigstens ein Dutzend Anpreisungen und Affichen geheimer Mittel und Methoden in grossen und kleinen Zetteln gegen Lues, Krebs, Schwindsucht und andere Krankheiten in seine Taschen prakticirt gefunden zu haben. Frankreich war von jeher das Vaterland solcher Unternehmungen; möge sie das jetzige Gouvernement zum Wohl der Menschheit sammt der Wurzel ausrotten! Die Ausbildung der Heilkunde kann durch sie nur rückgängig gemacht, niemals befördert werden. Jeder Stoff von einiger Wirksamkeit, in den belebten thierischen Körper gebracht, wird besonders im Menschenkörper, unterstützt von lebhafter Einbildungskraft, einige Veränderungen hervorbringen, die auf gewisse Heilkräfte gedeutet werden können; warum sollten nun nicht zwey wirklich grosse Heilmittel, wie Opium und Kali, als die Hauptbestandtheile des Mittels des Vfs., auch in Körpern, die durch Luftseuchengift und Queckfilber verderbt waren, einige heilsame Folgen erwecken können?

Rec. gab seit Jahren an der Lues Erschöpften eine Mischung aus flüchtigem Hirschhornsalz und Opium in gewissen Intervallen mit dem besten Erfolg, musste aber immer wieder zum ernsten Gebrauche des Queckfilbers zurückkehren, weil allemal mit und nach erhöheter Lebensthätigkeit der Kranken zugleich auch Spuren des alten Übels eintraten, welche ohne Widerspruch lehrten, dass wir in dieser Krankheit einen vernünftigen Gebrauch des Queckfilbers bis jetzt nicht werden entbehren können.

Der Vf. erklärt sich S. 8 folgendermassen über und gegen dasselbe: „Vermöge seiner Schwere, schreibt er, senkt es sich auf die Knochen, die Grundpfeiler der menschlichen Maschine, setzt sich allda fest, und bringt unter mancherley Gestalt die gewaltthätigsten Zerstörungen hervor, oder er (es) dränget sich in andere edle Eingeweide. Vermöge seiner Schwere und ausdehnenden Kraft, werden dieselben unverhältnissmässig erweitert, und folglich ihre Thätigkeit so herabgesetzt, dass diese schwerlich oder niemals wieder auf den Punct des normalen Wirkens erhöhet werden." S. 9: „Überhaupt darf man mit Wahrheit sagen, dass das Queckfilber durch seine Schwere das Verhältniss, welches die Natur zwischen Wirkung und Widerstand setzt, verrücke. Unter welcher Form dasselbe auch von den Ärzten gegeben wird, so bleibt der Mercur immer Mercur, jede Maske, jede Hülle, in welche dieser unbändige Körper geschleyert wird, wirft er, durch die animalische Wärme zersetzt, erhitzt von sich, und erscheint wieder in seiner ersten Gestalt. Der Mercur ist ein Ungeheuer, welches durch keine Kunst bezähmt werden kann, ja man darf hinzusetzen, dass er in der Hand des geschicktesten Arztes ein Messer in der Hand des Kindes sey, ein abgeschossener Pfeil, der dem Ungefähr zueilt; indem die zur Heilung gehörige Gabe nicht bestimmt

Digitized by Google

werden, und das Übermafs davon, diefem oder jenem zum Leben beftimmten Organe, folche Scharten zufügen kann, welche durch eine ganze Lebenszeit nicht mehr auszuwetzen find; es folgen auf deffen Gebrauch (den Sublimat) Knoten in den Lungen, Blutfpeyen, und tödtliche Vereiterung. Möchten doch alle Regierungen und alle Ärzte, die unparteylich und *uneigennützig* handeln, diefe grofse Wahrheit tief beherzigen." (Hat denn aber auch der Vf. feit dreyfsig Jahren feinen Theil zur Uneigennützigkeit beygetragen? Die Regierungen werden jetzt aus verfchiedenem Intereffe fehr häufig angerufen; fogar von einem Anfänger in der Heilkunde gefchah diefs vor Kurzem wegen des innerlichen Gebrauchs des Arfenik's gegen Männer, denen wahrhaftig ein Jüngling das Beobachten am Krankenbett nicht lehren wird.)

Wir geben den Lefern noch eine Probe aus dem 2 Hefte. Der Anfteckungsftoff der Luftfeuche foll nach ihm urfprünglich fchleimig feyn. Der Schleim der Gefchlechtstheile gehe bey dem polyandrifchen Beyfchlafe durch Vermengung des Saamens in Gährung über. Durch den Verluft der Feuchtigkeiten bey dem häufigen Beyfchlafe entftehe Mangel an Waffer ftoff (!) und Übermafs an Sauerftoff in den Gefchlechtstheilen. Der Anfteckungsftoff werde dann gasartig, und das Mittel des Vfs. foll den *überfäuerten Gährungsprocefs* befchränken und das venerifche Gift neutralifiren u. f. w. Rec. überläfst fchonend dem Lefer das Urtheil, und bemerkt nur, dafs die Schulen zu Montpellier und Strafsburg bereits vor 30 Jahren gewifs beffere Dinge über Luftfeuchegift und deren Heilung gelehrt haben, als dafs man dem Vf. wegen diefer Darftellung entfchuldigen könne. Rec. läfst der Würdigkeit älterer Ärzte, felbft der alten franzöfifchen Routinier's, die in dem befteht, was man *praktifchen Fonds* zu nennen pflegt, volle Gerechtigkeit wiederfahren; nur können nicht Anfichten dahin gerechnet werden, welche dem gefunden Menfchenverftande geradezu entgegen laufen, und junge Ärzte leicht zu Fehlfchlüffen verleiten möchten.

Die zuerft in mehreren politifchen Zeitungen und fpäterhin auch in gelehrten Blättern bekannt gemachte Form des Mittels felbft ift folgende: *R. Salis tart. dep., Aq. cinam. fimpl.* ää *Libr. I. Opii puri unc. II. Aq. cinam. c. V. unc. IV. Separatim folvantur, dein mifceantur invicem, et ftent in balneo Mariae per tres hebdomades, faepius agitando. Dein Colat. admifceantur: Gj. arab. unc. II, Sal. alcali vol. unc. I in Aq. cinam. fimp. unc. VI folutae. Omnia in fe mixta ftent in vafe bene clauſo per aliquot dies in quiete, dein filtrentur.* Der Gebrauch ift bekannt. Die Menge von Opium ift, bey fchon fo grofser Sättigung der Flüffigkeit zu grofs; das Gummi wird zum Theil auf dem Filtrum bleiben, und das Kali kann fich in der vorgefchriebenen Menge wohl nicht auflöfen: alfo wäre die Form chemifch unrichtig. Doch diefes bey Seite gefetzt: fieht Rec. auch nicht ein, wie felbft in den Verhältniffen der Beftandtheile diefes Mittels eine befondere Heilkraft gegen die Luftfeuche liegen könne. Denn Alkalien und Opium find von der grofsen Menge ausübender Ärzte in Europa gewifs oft Syphilitifchen gegeben worden: follte die Heilkraft fo lange ganz unbeachtet geblieben fey? *Sylvius, Balfour, Roberdiere, Velnos, Duvicq* gebrauchten in älteren und neueren Zeiten Kali, Ammoniak und Opium, ohne mehr als die nach lange angedauerter Lues entftehende Kachexie zu heben; das Queckfilber konnten fie nie ganz entbehren. Das Mittel des Vfs. wird alfo in Hinficht feiner Wirkfamkeit gegen die Lues in die Reihe der Salpeterfäure zu ftehen kommen, welche fich in genanntem Zuftande auch vorzüglich auszeichnet, und von der einige Ärzte einft ebenfalls behaupten wollten, fie heile die Syphilis. LD.

WIEN, b. Kupfer und Wimmer: *Widerlegung der neuften, von Hn. v. Besnard aufgeftellten Theorie und Heilart der Luftfeuche*, von D. *Hnr. Guft. Bongard.* 1812. 143 S. 8. (20 gr.)

Es ift eine Eigenheit der Welt, dafs fie manchmal von einem Dinge ganz aufserordentlich alterirt werden kann, während tauſend ähnliche Dinge faft gar keinen Eindruck auf fie machen. So geht es mit einigen Arzneymitteln, welche faft jeder Kranke als höchft gefährlich und zerftörend in ihren Einwirkungen auf den Organismus anfieht, während er andere nicht minder gefährliche und zerftörende mit der gröfsten Harmlofigkeit verfchluckt. Mercur und Arfenik erregen bey allen Kranken Graufen: die Giftpflanzen, Belladonna, Aconitum, Hyofcyamus u. f. w. nimmt Jeder ohne Widerrede. Schon in diefer Hinficht wäre es gut, wenn wir für folche Mittel, welche von fo vielen Kranken mit fo entfchiedenem Widerwillen genommen werden, gleich wirkende Surrogate entdecken könnten; noch nützlicher wäre es in Abficht auf die genauere Erkenntnifs der Krankheiten felbft. Doch diefs aus einander zu fetzen gehört nicht hieher. Aber auffallen mufs es jedem Nichtarzte ohne Zweifel und ihn in feinen Vorurtheilen beftärken, wenn felbft Ärzte die Furcht vor dergleichen Mitteln als gegründet darftellen, wie die Hnn. *Hahnemann* und *Besnard* mit dem Queckfilber überhaupt oder einzelnen Präparaten deffelben gethan haben. Es ift defshalb fehr zu billigen, wenn Andersdenkende dem Volke und felbft den Sachkundigen über jene irrigen Angaben Belehrung ertheilen. Doppelt Pflicht ift es, wenn die Beftärkung in dem Vorurtheile entweder aus unlauteren Abfichten hervorgeht, oder mit grober Charlatanerie verbunden ift. „Die an allen Ecken der Strafsen Wiens mit grofser leferlicher Schrift angekündigten *besnard-fchen* Warnungen erregten eine fo allgemeine Senfation bey dem Publicum diefer Kaiferftadt, dafs endlich die immer thätige Polizey diefem Unfuge Einhalt thun mufste." Dadurch fand fich der Vf. zunächft berufen, feine Schrift auszuarbeiten, in welcher er unterfuchen will: 1) ob Alles wahr fey, was Hr. *v. B.* von der Luftfeuche und gegen das Queckfilber fagt, und 2) Alles neu und wahr fey, was derfelbe von feiner Behandlungsart angiebt. Die Schrift

Digitized by Google

zerfällt alſo in 2 Theile. Im 1 Hefte beantwortet der Vf. die *v. besnardſchen Warnungen gegen den Gebrauch des Queckſilbers gegen veneriſche Krankheiten* Punct für Punct. Der Hauptſatz des Vfs. iſt der, daſs, wo die Anwendung des Queckſilbers fruchtlos blieb, wenn ſie gleich durch die Phänomene der Univerſalſeuche angezeigt war, ſie dennoch durch andere obwaltende Verhältniſſe contraindicirt geweſen, welche Arzt und Kranker nicht beachteten. Oft legt die individuelle körperliche Beſchaffenheit des Kranken, der Grad der Heftigkeit der Krankheit, die Dauer des Übels (und deſſen Complicationen) dem Erfolge Hinderniſſe in den Weg; manchmal auch die ſchlechte Bereitungsart des Mittels (z. B. der *Mercurius phosphorat. Fuchſii*). Chirurgiſche Maſsregeln werden auch bey dem *besnardſchen* Mittel manchmal nöthig ſeyn. Die Natur des Venusgiftes iſt uns nicht unbekannter, als der meiſten anderen animaliſchen Gifte, und das Queckſilber kein ſchlimmeres Mittel, als viele andere in unſeren Apotheken. Die Vorſtellungen des Hn. *v. B.* ſind nur zu übertrieben, veraltet und viele (wirklich) falſch. Dennoch wollen wir Hn. *v. B.* danken, wenn er uns ein neues, ſicheres Mittel gegen die Syphilis kennen lehrt. Wie Hr. *v. B.* auf ſein Mittel gekommen, welche Theorie und wie unzulänglich dieſelbe ſey, zeigt der Vf. im 2 Heft, die *v. B. Theorie in Bezug auf Entſtehung und Heilart der Syphilis* betreffend. Vollkommen genügend zeigt er auch hier, wie einſeitig und übereilt Hr. *v. B.* in ſeiner Schlufsfolge zu Werke gegangen ſey, obgleich wir geſtehen müſſen, daſs auch die Anſicht des Vfs. nicht frey von Hypotheſen iſt. Oder wird Hr. *v. B.* davon alsbald überzeugt werden, wenn der Vf. für unumſtöſslich richtig annimmt, das Queckſilber könne nur in ſeinem oxydirten Zuſtande wirkſam gegen die LS. ſeyn? Oder wenn er die wohlthätigen Wirkungen der Säuren gegen die LS. für wirklich erwieſen annimmt? Aber ganz wahr behauptet der Vf., daſs die Chemie weder immer die Beſtandtheile der organiſchen Körper ganz vollkommen und richtig darſtelle, noch für oder gegen die Anwendung und Wirkſamkeit eines AM. etwas entſcheiden könne. Auch habe man es bey der LS. nicht mit dem gelieferten Stoffe, dem Producte der Krankheit, ſondern mit dieſer ſelbſt zu thun. Mehr überzeugenden Werth haben für uns die Krankengeſchichten, aus welchen wir ſehen, was die Erfahrung von Hn. *v. B's.* Mittel lehrt. Das Mittel ſetzte nach dem Vf. S. 96 in keinem Falle den Schankern Grenzen; bey dem einen war Zerſtörung der halben Eichel die Folge, bey dem anderen entſtand ein neuer Schanker, deſſen Ausdehnung mehr als einen Viertelszoll im Umfang hatte. Bey dem einen Kranken hatte das Mittel, nach einer Anwendung von 2 Monaten, nicht die geringſte Verbeſſerung, ſondern eher Verſchlimmerung der Krankheit herbeygeführt, S. 135. Man behandelte ihn deſshalb nach einer anderen Methode und entliefs ihn geheilt in der dritten Woche. Bey dem andern zeigte ſich in 42 Tagen ebenfalls keine Beſſerung. Bey einem dritten wichen in 55 Tagen, jedoch in langlamen Graden, die Condylomata. Bey einem vierten wurde der Zuſtand bald beſſer, bald ſchlimmer, und endlich trat ein Stillſtand ein, welcher auf eine andere Art bezwungen werden muſste. So war es auch bey einem fünften, und bey einem ſechſten endlich ſchienen in 57 Tagen alle krankhaften Erſcheinungen verſchwunden, aber nach anderen 40 Tagen traten neue, auffallende Symptome der LS. ein, ſo daſs das Mittel auch hier nicht glücklich gewirkt hat. Die Folge der Zeit wird die Wahrheit am beſten ausmitteln; *opinionum commenta delet dies*, und bey einem ſo allgemein verbreiteten Übel, als die LS. iſt, wird das ſehr leicht und bald geſchehen. Fj.

KURZE ANZEIGEN.

Medicin. *Göttingen*, b. Dieterich: *De febri petechiali* Diſſertat. inaugur. Auct. *Georg. Ludov. Henr. Carol. Wedemeyer*, Elbingerod. 1812. 84 S. 4. (14 gr.) Die Gelegenheit zu dieſer Probeſchrift gaben viele Kranke, die an der hier behandelten Krankheit, welcher der Vf., wir glauben mit Recht, den Namen Fleckfieber beygelegt hat, und die dieſelbe iſt, welche Andere und namentlich *v. Hildenbrand* mit dem undeutſchen Namen des anſteckenden Typhus belegt haben, — im Klinico zu Göttingen daniederlagen. Sie zeichnet ſich als Probeſchrift vortheilhaft aus, und obgleich der Vf. manche ſeiner Vorgänger, insbeſondere *v. Hildenbrand*, häufig benutzt hat: ſo ſind ihm doch viele ſchätzbare Bemerkungen und Beobachtungen eigen, oder zeugen doch von groſſer Aufmarkſamkeit auf die mündlichen Lehren ſeines Lehrers *Himly*, unter deſſen Leitung die Kranken behandelt wurden.

Daſs jede Fleckfieberepidemie eine Behandlung erfodere, wie die hier angeführte, wo ſich beſonders ausleerende Mittel und Mercur ſehr nützlich erwieſen, bezweifeln wir, geſtützt auf fremde und eigene Erfahrungen; wollen aber übrigens die Zweckmäſsigkeit dieſer Heilmethode in der von dem Vf. beobachteten Epidemie keinesweges dadurch ableugnen. Überhaupt wird es in der Folge immer deutlicher werden, daſs epidemiſche Verſchiedenheiten bey dieſer Krankheit auch Verſchiedenheiten in der Behandlung derſelben nöthig machen, und daſs aus dieſem Grunde die Acten über dieſelbe noch lange nicht für geſchloſſen anzuſehen ſind, obſchon manches Treffliche darüber erſchienen iſt. Hbm.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

DUISBURG u. ESSEN, b. Bädeker: *Beytrag zur Beſtimmung der Grenzen zwiſchen den Franken und Sachſen der Vorzeit.* Von *Pet. Fr. Joſ. Müller*, Interims-Landrichter und Lehnkammerdirector (zu Werden?). 1804. 95 S. (ohne Vorrede und Dedication) 8. (10 gr.)

Jeder Verſuch zur Aufhellung des in manchen Feldern noch ſo dunkeln deutſchen Alterthums muſs uns, wenn er nur einigermaſsen mit kritiſchem Blick begonnen wird, ſehr ſchätzbar ſeyn. Beſonders bedarf die Geographie der älteſten und mittleren Zeiten, trotz der vielen Anſtrengungen braver Männer, noch einer vorzüglichen Hülfe. Die mittlere um ſo mehr, da ſeit *Beſſel* das Allgemeine dieſes Faches nicht bearbeitet, und die vielen vortrefflichen ſeitdem erworbenen Aufklärungen einzelner Theile noch nicht in ein Ganzes verſchmolzen ſind. Schon deſshalb muſs ſo Manches zu berichtigen ſeyn, was bey einer unternommenen Bearbeitung des Ganzen bald als fehlerhaft anerkannt ſeyn würde. Es leidet daher keinen Zweifel, daſs die Unterſuchung eines ſo wichtigen Punctes, als die Grenze zwiſchen Sachſen und Franken war, die zur richtigen Würdigung ſo mancher ſpäteren geſchichtlichen und rechtlichen Fragen beyträgt, Anſprüche auf unſeren Dank machen kann. Der Vf. hatte gegen die preuſſiſchen Anſprüche auf die Landeshoheit über Werden vor einigen Jahren eine Vertheidigung herausgegeben, in welcher er auch, um den Satz, daſs Werden ein Theil der Grafſchaft Mark ſey, zu entkräften, behauptet hatte, dieſe Abtey ſey ripuariſch-fränkiſch, die Mark ſächſiſch geweſen. Ob dieſer Umſtand zur Entſcheidung des Streits beytragen könne, mag hier unerörtert bleiben; genug dieſer Satz leitete den Vf. auf eine Unterſuchung der Grenzen der Franken und Sachſen in ihrer ganzen Ausdehnung; die Reſultate davon, die er ſelbſt nicht für völlig befriedigend ausgiebt, liegen jetzt vor uns. Der Fleiſs des Vfs., ſeine Combinationsgabe, ſein Beſtreben, den Vorſatz genügend auszuführen, ſeine Kenntniſs des deutſchen Alterthums ſind unverkennbar, und verdienen alle Aufmunterung. Sein Werk iſt das vollſtändigſte, das wir über dieſen Gegenſtand beſitzen; es enthält eine Reihe richtiger aufgeſtellter Behauptungen, giebt neue Anſichten, und iſt ſelbſt dadurch intereſſanter gemacht, daſs die neueſte Zeitgeſchichte Vergleichungen hergeben muſste. Auch verbreitet ſich daſſelbe (was freylich auch von einer doppelten Seite genommen werden kann) über manche Gegenſtände, auf welche dieſe Unterſuchung beyläufig führte; z. B. Beſtimmung der verſchiedenen Grafen Wigmann, des Gau Moilla, der Theilungen von 843 und 870, der Gefilde, auf denen Chlodowig die Alemannenſchlacht gewann. Bey allen dieſen unverkennbaren Vorzügen und dem Lobe, das einzelnen Theilen willig zugetheilt wird, findet Rec. dieſes Werkchen dennoch im Ganzen ſeinen Ideen nicht zuſprechend. Und dieſs aus mancherley Urſachen. Denn erſtlich hat der Vf. den Plan deſſelben nicht vollſtändig genug, nicht mit ganz umfaſſender Einſicht angelegt, ſeinen Hypotheſen etwas zu unbedachtſam nachgegeben, und ſeine Gründe nicht immer hinlänglich abgewogen, oft auch zu beſtimmt über das, was ſich nur muthmaſslich angeben läſst, abgeſprochen, und die aufgeſtellten Gründe und Beweiſe nicht hinlänglich geordnet, oder ihnen immer die Stelle angewieſen, auf der allein eine vollſtändige Wirkung derſelben zu erwarten war. Man muſs alſo dieſes Werk mit Vorſicht gebrauchen. Wer mit der Geſchichte der hier in Betracht kommenden Landſtriche vertraut iſt, ſieht leicht ein, daſs eine völlig feſtbeſtimmte Grenze erſt ſehr ſpät entſtehen konnte, und daſs ſie in langen Zeiträumen, wenn ſie auch zwiſchendurch einmal genauer abgeſteckt war, ſchwebend und unzuverläſſig bleiben muſste. So wenig als ſich am rechten Niederrhein eine feſte Grenze der römiſchen Herrſchaft zeichnen läſst, indem dieſe abwechſelnd bald kürzer bald weiter ſich ins Land erſtreckte: eben ſo wenig trifft man ſie bey den nachher gebildeten groſsen Vereinen der Franken und Sachſen. Die verſchiedenen Zeiten müſſen hier wichtige Veränderungen darſtellen. Als zuerſt die Franken aufſtanden, als ſie den Rhein überſchritten und im römiſchen Gebiete neue Herrſchaften gründeten: waren in ihrem Bunde viele Völker, die bald nachher zu den Sachſen traten. Je nachdem das augenblickliche Intereſſe es erheiſchte, mag dieſer oder jener Stamm der einen oder der andern Maſſe ſich zugeſellet haben. Aber auch als die Beſtandtheile eines jeden (und auch des dritten friſiſchen) Vereins feſter verbunden waren, als die Franken weit umher ſich die Völker unterwarfen, und das Sachſenland mit ihrem Gebiet umſchloſſen: entſchied über dieſen und jenen Landſtrich an der Grenze das unbeſtändige Schickſal unaufhörlicher Kriege; und es giebt die Natur der Sache, daſs durch

Digitized by Google

Gewalt und Vertrag die Grenzen ſich ſtets veränderten. Auch mochte die durch Karl den Grofsen aufgehobene Scheidung abermals ſchwebend werden, als deſſen Enkel die Reiche wieder trennten, und der eine mit fränkiſchen Provinzen Alles beherrſchen wollte, was halb oder ſehr zweifelhaft (wovon alte Leute noch Kunde haben konnten) fränkiſch geweſen war; der andere aber aus eben dem Grunde, und weil er vielleicht den Vertrag mehr für ſich oder den dunkeln eben ſo gut zu ſeinem Vortheil auslegen durfte, dieſe Striche Oſtfranken zuſprach. Daher kann man die Grenze wohl als eine immerfort ſchwebende anſehen, und wir vermögen nicht für einen beſtimmten gröſseren Zeitraum den Lauf derſelben mit Sicherheit anzugeben. Von einer Genauigkeit, wie die Beendigung unſerer Territorien nachgewieſen werden kann, iſt vollends keine Rede; nur ungefähr läſst ſich der Gang der Linie verfolgen, welche Franken und Sachſen ſchied. Deſshalb muſste der Vf. ſein Werk mit einer Geſchichte dieſer Grenze im Allgemeinen beginnen, das Unſichere in der Beſtimmung derſelben darſtellen, und mit der Idee des Schwankenden und ſtets Veränderlichen zu einer ſpeciellen Nachweiſung der einzelnen Theile, wo ſie durchgeſchnitten haben muſs, übergehen. Dieſs iſt alles unterlaſſen. Ohne irgend ein Wort vorauszuſchicken, wodurch die Leſer, als von einem das Ganze überragenden Standpuncte, die Flur überſehen könnten, in welche ſie jetzt geführt werden, finden ſie ſich auf einmal an Frieslands Ende, und von da fängt der Vf. gleich ohne Weiteres ſeinen Grenzzug an, und geleitet den Leſer alsbald zu mühſeligen Pfaden, deren Lage ſie nicht auffinden können, wo ſie unſicher umhertappen. Über die Verhältniſſe des Sachſen- und Frieſen-Bundes und des Frankenreichs unter einander, über das, was aus der Geſchichte dieſer Stämme vor und nach Entſtehung und Feſtſetzung der Bünde auf dieſe Unterſuchung Einfluſs hat, wodurch ſo Manches ſich hätte aufhellen und deutlicher machen laſſen, was wenigſtens kurz angedeutet zu werden höchſt nothwendig für den Leſer war, finden wir keine Nachweiſung, keine Notiz. Rec. iſt überzeugt, hätte der Vf. eine ſolche Einleitung ausgearbeitet, und die dann nothwendig ſich darſtellenden Ideen, die Thatſachen (von ſeiner Beleſenheit und Kenntniſs dieſer Zeiten ihm ganz gewiſs vorgelegt), wie ſie dann aufs Neue und mit friſchen und unverdunkelten Farben ſeinen Blicken vorſchwebten, aufgefaſst: er würde gewiſs von dem Schwankenden der Grenze und mithin von einer anderen Weiſe, dieſen Gegenſtand zu bearbeiten, überzeugt worden ſeyn. Dagegen unterſcheidet der Vf. bey allen den Sätzen, welche er aufſtellt, nicht einmal den Zeitpunct; nie verſucht er in den verſchiedenen Zeiten, worin anſcheinend widerſprechende Zeugniſſe abgegeben ſind, das Mittel ihrer Vereinigung zu finden. Denn vom erſten Anfang an ſoll dieſe Markung gerade ſo gelaufen ſeyn, wie ſich irgend einmal die am weiteſten vom Rhein entlegenen Abſchnitte finden. Daher iſt es denn gekommen, daſs ſo manche Sätze unhaltbar geworden ſind, weil ſie ſich auf Stützen lehnen, welche ſo weit nicht reichen. Ohne dieſe Anſicht würde der Vf. ſicher nicht geſucht haben, viele Beweiſe aufzuhäufen, um einen Landſtrich fränkiſch zu machen. Auch ein anderer groſser Fehler möchte dann wohl vermieden ſeyn, der, die aufgeſuchte Grenze, nach den jetzigen Ländermaſſen, die ſich an der ehemaligen Grenze nun gebildet haben, zu beſtimmen, etwas, was als durchaus verwerflich Jedem, der die Geſchichte unſerer deutſchen Territorien kennt, erſcheinen muſs. Die alte Grenze zwiſchen Frieſen, Franken und Sachſen ſollte in die jetzigen Grenzen der Lande Hadeln, Kedingen, Grafſchaft Oldenburg, Bentheim, überall eingefallen ſeyn? Das hätte der Vf. beweiſen müſſen; ſo iſt es nicht wohl glaublich. Überhaupt vermiſst man oft ſehr unangenehmer Weiſe ſchärfere geographiſche Beſtimmungen. Gleich §. 1, wo Friesland als fränkiſches Territorium angenommen wird, iſt unerörtert geblieben, was der Name Friesland umfaſſen ſoll, etwa den Frieſenbund nach ſeiner gröſsten Ausdehnung? Rec. zweifelt nicht, daſs im Allgemeinen die hier unterſuchte Grenzlinie zu irgend einer Zeit ungefähr da gelaufen haben mag, wo der Vf. ſie findet, nur nicht für beſtändig in dem langen Zeitraume von Entſtehung des Frankenbundes bis nach der Zertrümmerung des Herzogthums Lothringen, der Bildung unſerer Territorien und der dadurch bewirkten Endigung der älteren deutſchen Provincialverfaſſung, und der ohne Rückſicht auf alte Herzogsſprengel erfolgten Emporhebung aller freyen Territorialbeſitzer bis unmittelbar unter den König; auch nicht auf allen ihren Puncten ſo feſt beſtimmt, wie unſere mit Graben, Schneidebäumen und Steinen verfeſtigten Marken. Da dieſe Darſtellungen und Beſtimmungen fehlen: ſo bleibt bloſs noch übrig, wie der Vf. nach ſeinem Plane dieſes Thema durchgeführt und ſeine darüber aufgeſtellten Anſichten und Behauptungen begründet hat. Unſeres Bedünkens lieſse ſich wohl des Vfs. Vorſatz mit mehr Überzeugung und auch vollſtändiger darſtellen und beweiſen. Man dürfte wohl noch Gründe finden, welche der Vf. wenig beachtet hat. Dahin gehört vornehmlich die Sprache, die zur Entſcheidung viel beytragen kann, obgleich auch ſie keine ſchneidende Trennung nach ihrem jetzigen Zuſtande gewährt, indem auf den Berührungspuncten bald das Sächſiſche, bald das Fränkiſche aus mancherley Urſachen vertauſcht und verändert worden ſeyn kann. Auf dieſen Beweis, der freylich eine genaue Kenntniſs des heutigen Zuſtandes dieſer alten Trennungslinien vorausſetzt, hat der Vf. ſich wenig eingelaſſen und nur einige Mal darauf hingezeigt. Mit vollem Recht hat er auf die Grenzen des Landes nach der kirchlichen Verfaſſung manche Aufmerkſamkeit gewendet, und von dieſer auf die politiſche geſchloſſen: ein bekanntlich ſehr erprobtes Mittel. Aber auch hier ſcheint es uns, als ſey der Vf. auf halbem Wege ſtehen geblieben; wir hätten dieſe Quelle ſtärker benutzt zu ſehen gewünſcht. Doch auch dieſes Hülfsmittel erfodert Vorſicht. Die Stifter der linken Rheinſeite waren zu-

Digitized by Google

gleich Miſſionsanſtalten für das rechte Ufer, und ihr Sprengel auf dieſer Seite unbegrenzt; ſobald daher hier eine Zahl Chriſten erworben, durch angelegte Bethäuſer und angewieſene Pfarrbezirke feſter Fuſs gefaſst war: erweiterten ſich allmählich die Sprengel, aber nicht auch zugleich die fränkiſche Herrſchaft. So waren die Sprengel, die vor Karls Erwerbung des Sachſenlandes einen Theil dieſer Fluren begreifen mochten, ebenfalls vielen Abänderungen in ihrer Ausdehnung ausgeſetzt, und da, wo ſie ſich im heidniſchen Lande feſtgeſetzt hatten, ſind ihnen, als Sachſen in Bisthümer und Archidiakonate eingekreiſt wurde, ihre älteren Rechte geblieben. Mit voller Zuverläſſigkeit läſst ſich alſo von der Angehörung zu einem Sprengel, deſſen Kathedrale am linken Rheinufer lag, kein Schluſs auf frühe Einverleibung in den fränkiſchen Staat machen. Bedauerlicher, als die unterlaſſene vollſtändige Benutzung dieſer Quellen, iſt wohl die Nachſicht, mit welcher der Vf. für ſeine Hypotheſe gearbeitet zu haben ſcheint, und die deſshalb nicht gehörig erfolgte Prüfung deſſen, was er für dieſelbe zuſammengetragen und aufgefaſst hatte, was vielleicht auf Rechnung des mit zu groſser Eile niedergeſchriebenen und abgedruckten Werkes zu ſetzen iſt. Hie und da kommt man in Verſuchung, zu vergeſſen, daſs ein geſchichtliches Werk vor uns liegt; man wird unwillkührlich vermocht, mit juriſtiſchen Deductionen Parallelen zu ziehen. Die öfters hervorſpringenden politiſchen Bemerkungen, die mehrmals durchſchimmernde Vorliebe für Werden (dem auch im neuen königlichen Titel eine höhere Stelle angewieſen wird), leihen ſolchen Vermuthungen Stützen. Nur dann können Hypotheſen ihr Glück machen, wenn die für ſie aufgeſtellten Gründe von hoher, einleuchtender Evidenz ſind; Zweifel daran führen gewöhnlich zur Zerſtörung derſelben. Dieſe Vorzüge können wohl die Vermuthungen des Vfs. und die für ſolche gegebenen Beweiſe nicht anſprechen; wie viel ſich gegen dieſe einwenden läſst, wollen wir an einigen Beyſpielen zeigen. Von §. 4 — 12 beſchäftiget ſich der Vf. mit dem Gau Hamaland (Zütphen), und ſucht zu beweiſen, er ſey kein ſächſiſcher, ſondern ein fränkiſcher Gau geweſen, folglich liege er an der linken Seite der aufgeſtellten Grenze. Der erſte Beweis (S. 23), aus der Anweiſung eines Theils des Reichs Ludwig des Frommen an Karl im J. 837 (nach Nithard und den Annal. Bertiniani) hergenommen, erlaubt aber eben ſo gut, dieſen Gau als von Sachſen abgeriſſen und zu des begünſtigten Prinzen Karls Portion gelegt zu halten. Allein eine nähere Anſicht der Alles beſtimmenden Worte aus Nithard (l. 1, S. 88 *ed. Kulpis — Schilter*) und den Annal. Bertin. läſst groſse Zweifel entſtehen, ob der Gau Hamaland gemeint ſey. Denn Erſterer ſagt, Karl habe erhalten: „*a mari per fines Saxoniae, usque ad fines Ribuariorum, totam Friſiam, et per fines Ribuariorum comitatus Moilla, Haeccraham molant* (der Vf. lieſt: *Haet, Chahamolant*), *Maſagobbi.*“ Die Bertin. laſſen die durchſchoſſenen Worte aus. Daſs die Namen verderbt ſind, thut freylich zur Sache nichts, da ſich dieſer Fehler zu häufig findet. Allein die beiden Schriftſteller beobachten bey ihrer Aufzählung eine geographiſche Ordnung, ſie fangen vom Meer an. Von Meer an längs den ſächſiſchen bis zu den ripuariſchen Grenzen erhielt Karl die daran entlang liegende Provinz Friesland, längs den Grenzen Ripuariens aber die Grafſchaften Moilla, Hamaland; ſo erklärt der Vf. ſelbſt ſehr richtig dieſe Stelle S. 56 ff. Lag denn aber Hamaland an den ripuariſchen Grenzen? nicht vielmehr an der ſächſiſchen? Es müſste alſo entweder unter Friesland begriffen, oder beſonders genannt ſeyn, wenn wir annehmen ſollen, daſs dieſer Gau zu Karls Portion geſchlagen worden. Nun ſehe man aber, wie die Grafſchaften an der ripuariſchen Grenze aufgezählt worden. Hamaland wird vor den Maasgauen genannt, und, wenn wir dem Vf. folgen, auch Hattuarien (ſo erklärt er die verdorbene Stelle). Wie käme er dahin? wie von der ſächſiſchen Grenze auf einmal an die Maas? Höchſt wahrſcheinlich iſt demnach hier nicht der Gau Hamaland, ſondern ein anderer gemeint, deſſen Name zu verdorben iſt, um ihn herauszurathen, oder der uns noch ganz unbekannt iſt. Er müſste alſo zwiſchen Hattuarien und den Maasgauen, ſo wie oberhalb jenem Moilla, geſucht werden. Es iſt wohl ein Gedächtnifsfehler, wenn der Vf. §. 9 ſagt: 837 ſey das Reich Ludwig des Fr. unter ſeine Söhne getheilt, Karl habe den angedeuteten Strich, Ludwig Sachſen bekommen. Nur an Karl wurde vom Vater ein Theil abgetreten, die übrigen erhielten dieſes Mal keinen Antheil, und Ludwig ſollte, wie es aus den folgenden Thatſachen erhellet, nur Baiern haben. Sachſen ſcheint, als kurz darauf Lothar mit Karl „*omne regnum absque Bajoaria diviſit et a Moſa partem auſtralem elegit* (Nith. 1, S. 89), zu Lothars Portion gekommen zu ſeyn. Erſt nach Wegräumung der eben angegebenen Umſtände kann alſo dieſer Beweis als vollgültig angenommen werden. „*Zweytens*, ſagt der Vf., *wurden Werden 855 Güter im Gau Hamaland geſchenkt, deren Übergabe nach fränkiſch-ſaliſchen, ripuariſchen und friſiſchen Geſetzen, nicht nach ſächſiſchen, erfolgte; daher kann Hamaland kein ſächſiſcher Gau geweſen ſeyn.*“ Da aber nach des Vfs. Meinung ſo verſchiedene Rechte im Hamaland galten, von denen man, wie man Luſt hat, auf Angehörung zu Franken, Ripuarien oder Friesland ſchlieſsen kann, und welche dieſen Landſtrich wenigſtens als einen ſehr vermiſchten ankündigen würden: ſo giebt eben dieſer Umſtand keinen ſtringenten Beweis, daſs nicht auch ſächſiſches Recht darin gegolten habe. Wir werden gleich ſehen, daſs die Sache ſich etwas anders verhält. Da auch der Gau Hamaland auf beiden Seiten der Iſſel und des Rheins lag und ſich bis an die Süderſee hin und in Gegenden erſtreckte, über welche wenig Streit iſt, wenn man ſie nicht zu Sachſen rechnet, und daher der Einwurf hätte gemacht werden können, daſs von Gütern, die offenbar im altfriſiſchen Gebiete lagen, und ihr altes Recht, auch wenn ſie geographiſch, wovon hier nur allein

Digitized by Google

die Rede iſt, zu Sachſen geſchlagen wurden, beybehalten muſsten, kein Schluſs auf das Ganze und die näher an Sachſen grenzenden Theile des Gaues gemacht werden dürfe; ſo glaubte der Vf. wahrſcheinlich, wenn dieſe Urkunde von einigem Einfluſs in dieſen Streit ſeyn ſollte, den Beweis führen zu müſſen, daſs die übergebenen Güter am linken Ufer dieſer Flüſſe lägen. Das unternimmt er denn auch, indem er dazu die der namentlichen Aufzählung der Zeugen vorgeſetzte Einleitung benutzt, worin es heiſst: „*nomina teſtium, qui in orientali ripa Rheni fluminis conſtituti eſſe noſcuntur.*“ An und für ſich würde dieſe Bezeichnung gar nichts beweiſen, denn wer hat wohl behauptet, daſs man zu Zeugen nur Comprovincialen, auch nur vorzugsweiſe, genommen hätte, und daſs man von dem Vaterlande der Zeugen auf den Boden der Grundſtücke, worüber verfügt wurde, ſchlieſsen könne? Zweytens iſt es ja auch noch nicht ſo ausgemacht, daſs dergleichen gerichtliche Verhandlungen beſtändig nach den in dem Landſtriche, worin ein Grundſtück lag, herrſchenden Geſetzen, und nicht vielmehr auch oft nach dem Rechte geſchahen, zu welchem ſich der eine Beſitzung abtretende Contrahent, vermöge ſeiner Geburt, ſeiner Wahl, bekannte, und nach welchem er auch ſeine Güter beurtheilte. Dann läſst ſich aus einer ſolchen einzelnen Schenkung keine Folgerung auf das Recht einer ganzen Landſchaft ziehen, noch viel weniger aber hieraus ein fernerer Schluſs auf Landesgrenzen. Aber es iſt aufserdem höchſt wahrſcheinlich, daſs die hier angeführte Urkunde, welche *Kindlinger* (*Münſt. Beytr.* B. 2. Urk. S. 19) nicht vom Original, ſondern aus einem Copiarium des 12 Jahrh. nahm, in welchen Sammlungen man bekanntlich Zeugen und Jahrzahlen oft genug wegliefs und an dem bloſsen Factum ſich begnügte, am Ende mangelhaft ſey. Dieſs zeigt der Eingang dieſer Zeugenaufzeichnung, der nur dann Sinn hat, wenn auch *nomina teſtium, qui in occidentali ripa Rheni c. e. n.* folgen. Dieſe dürften alſo weggelaſſen ſeyn. Ihre Mangelhaftigkeit zeigt die Urkunde ſelbſt, indem wir wenige Zeilen vorher leſen: „*haec ſunt nomina teſtium, qui hanc traditionem ſecundum leg. ripuar. fieri viderunt,*“ deren Namen aber ganz fehlen, wie wahrſcheinlich im Original auch ſolche aufgeführt ſind, welche die *tradit. ſec. leg. Salicam et Friſionum* bezeugen konnten. Nun ſollten eine Menge andererer dieſs- und jenſeits des Rheins folgen, wovon aber nur die dieſsſeitigen übrig geblieben ſind.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte. *Dorpat*, b. Grenzius: *Skizze einer Geſchichte der Stadt Dorpat.* Entworfen von *Friedr. Dav. Lenz*, Oberpaſtor in Dorpat. Nebſt einem Anhange, der die Allerhöchſte kaiſerl. Conſtitutions-Acte für die hieſige kaiſerl. Univerſität, ingleichen die Ukaſen — — enthält. 1803. 96 S. 8. In 5 Perioden theilt der Vf. dieſe Geſchichte; doch nicht, wie man fodern könnte, nach den merkwürdigſten Ereigniſſen, ſondern bloſs in Hinſicht auf die jedesmaligen Oberherren, nämlich die früheſten ruſſiſchen, die biſchöflichen, polniſchen, die ſchwediſchen, und endlich die jetzigen ruſſiſchen. Dabey folgt er bloſs den bekannten daſigen Annaliſten, ohne ſich in Unterſuchungen oder Erörterungen einzulaſſen. Nur eine Angabe S. 6 ſcheint ihm anzugehören; wenigſtens erinnert ſich Rec. nicht, ſie irgendwo geleſen zu haben. Die Ehſten, als die bekannten älteſten dortigen Einwohner, nennen die Stadt *Tarto Liien*, welches unſer Vf. der Tartaren-Stadt überſetzt; denn er meint, die Ehſten möchten wohl etwas von den Einfällen der Tartaren in Ruſsland gehört, und dieſe mit den Ruſſen für Ein Volk gehalten haben. Aber hier irrt er. Denn ohne zu erwähnen, daſs ſich die Angabe gar nicht beweiſen läſst, und wie aus der Luft genommen da ſteht: ſo heiſst das Volk, welches den ehſtniſchen Namen ſoll veranlaſst haben, nicht Tartaren, ſondern Tatarn; auch waren es nicht dieſe, ſondern Mongolen, die in Ruſsland einfielen; überdieſs erfolgten die Einfälle lange nach der Erbauung der Stadt, welche unſtreitig ſchon von ihrem Anfange an einen Namen muſs geführt haben. Warum ſollte auch der Ehſte, wenn er von jenen Einfällen etwas gehört hatte, die Tatarn mit den Ruſſen verwechſeln? Die Letzteren waren ſeine Oberherren, nicht jene. Über den deutſchen Namen ſeiner Stadt giebt der Vf. gar keinen Beſcheid; auch hat er nicht einmal den ruſſiſchen richtig dargeſtellt. — Die auf dem Titelblatte erwähnte Conſtitutions-Acte heiſst S. 63 richtiger die Fundations-Acte. Sie und die darauf folgenden Ukaſen wegen der neuen Organiſation der Schulen, als bey weitem die wichtigſten Stücke im gegenwärtigen Büchelchen, ſind ſchon aus anderweitigen Nachrichten genugſam bekannt. H. OP.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Rein und Compagnie: *Eugenia und Mathilde, oder Denkwürdigkeiten der Familie des Grafen von Revel.* Von der Vfn. der Adele de Senanges. Ein Gemälde nach dem Leben, überſetzt von *J. D. Mutzenbecher.* 1812. Zwey Bändchen v. 306 u. 294 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.) Der franzöſiſche Urſprung des Buches verräth ſich weniger in der Überſetzung, die ſehr flieſsend iſt, und ſich gut leſen läſst, als in der Auffaſſung und Darſtellung der Begebenheiten. Das Umſtändliche, Manierte, Empfindſame, das den franzöſiſchen Romanen ſo eigen iſt, findet man auch hier wieder, aber ſehr gemildert: denn die Vfn. iſt offenbar eine geiſtreiche Frau. Der Zuſatz: „ein Gemälde nach dem Leben,“ mag eine Bedeutung und eine Beſtimmung haben, welche er wolle: als ein trügeriſches Aushängeſchild iſt er wenigſtens nicht zu nehmen. Die Vfn. hat Kenntniſs vom Leben, und ſieht bisweilen tief in daſſelbe. Daſs in ihren Äuſserungen hie und da Übertreibungen vorkommen, die der von ſeinem Original unbeſtochene Überſetzer zum Theil ſelbſt angezeigt hat, iſt ein Fehler, den man ihr um ſo lieber als gute hält, weil er ein für die Sache der Tugend ſehr erwärmtes Herz verräth. Der Periodenbau hat mitunter etwas Schwerfälliges, z. B. Th. 1, S. 34: „Von den Klagen Mathildens verfolgt, niedergebeugt durch die Thränen ſeiner Gattin, und überdrüſſig der ewigen Vorwürfe der Frau von Couci, die nicht aufhörte, ihm vorzurücken: „daſs, wenn er Mathilden gewöhnt hätte, ohne Widerrede zu gehorchen, ſie jetzt, wie Erneſtine, ohne weiter darüber zu grübeln, ſich verheirathen laſſen würde“ (und doch verrieth dieſe, als Muſter aufgeſtellte Erneſtine nie eine zärtliche Geſinnung für ihren Vater, zeigte nie ein Herz, dem das ſeinige ſich hätte hingeben mögen), „verlieſs Herr von Revel eines Morgens, mehr wie je bedrückt, das Haus.“ Bhs.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

DUISBURG u. ESSEN, b. Bädeker: *Beytrag zur Beſtimmung der Grenzen zwiſchen den Franken und Sachſen der Vorzeit.* Von *Pet. Friedr. Joſ. Müller* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Doch es giebt noch einen Grund, weſshalb die Zeugen von der Oſtſeite des Rheins keinen Beweis für die Angehörung des Gaues Hamaland zu Franken abgeben können, wenn auch die Urkunde unverkümmelt ſo lautete, wie ſie vor uns liegt. Nicht blofs Übertragung von Gütern im Gau Hamaland ſollen dieſe Zeugen beurkunden: nein, auch von Gütern in den Gauen Batue, Velua, Flettethi, von denen keine Frage iſt, dafs ſie friſiſch waren, und in noch mehreren anderen ausdrücklich *friſiſch* genannten Gauen. Der Beweis beweiſt alſo zu viel, und mithin gar nichts. Aus der Urkunde ſelbſt läſst ſich auch zeigen, bey allen Schwierigkeiten, welche ſie darbietet, dafs die von Folker geſchenkten Güter am weſtlichen Rheinufer lagen. Wenn auch im ganzen Gau Hamaland ſaliſche, ripuariſche, friſiſche Geſetze (denn es liegt nun zuvörderſt dem Vf. ob, bey dieſen verſchiedenen Landrechten, nach welchen die an Werden geſchenkten Güter übergeben wurden, und nach der verſchiedenen Lage dieſer Güter zu beſtimmen, welches von dieſen dreyen im Hamaland gegolten hat) beobachtet ſind: ſo folgt doch daraus das noch nicht, was der Vf. wünſcht. Der Gau kann zu Sachſen geographiſch-politiſch gehört, und doch in ihm fränkiſches Geſetz gegolten haben. Nur unter dieſer Bedingung könnten die Bewohner dem Sachſenland ſich angeſchloſſen haben, zu Sachſen geſchlagen, dort eingewandert ſeyn. Nicht das Privatrecht war ja das Band, welches die Einwohner verſchiedener Landſtriche in einen Staatskörper verband. — Der folgende Grund (S. 29) iſt noch weniger erheblich. Er beſteht darin: Heinrich IV, als er Freden an den Erzbiſchof Liemar von Bremen übertrug, und dieſes Stift in den Gau Weſtphalen ſetzte, auch dabey des Gaues Hamaland gedachte, worin das auf eine ähnliche Weiſe früher von ihm verſchenkte Elten lag, habe nicht erwähnt, dafs dieſes Hamaland ein Theil des gröſseren Gaues Weſtphalen ſey. Zuvörderſt muſs der Vf. beweiſen, dafs der *Gau* Weſtphalen alle die Gaue unter ſich begriffen habe, in welche die Provinz Weſtphalen (als Gegenſatz von Oſtphalen, Engern) vertheilt war. Dieſes möchte etwas ſchwer fallen, und Rec. iſt überzeugt, dafs dieſer Beweis nicht geführt werden wird. Nur gebe man das nicht für einen Beweis aus, wenn menſchlicher Unvollkommenheit der kaiſerliche Secretär oder Canzelliſt untergelegen hat, und daher ein Ort unter mehreren Gauen vorkommt, oder Veränderungen vorgegangen ſind. Hat aber der in der Provinz Weſtphalen liegende Gau Weſtphalen den Gau Hamaland nicht unter ſich begriffen: ſo kann aus der Nichtangabe dieſes nicht exiſtirenden Verhältniſſes kein Schluſs auf die Zubehörung Hamalands zur Provinz Weſtphalen gemacht werden. — Die *terra inferior*, worin zum Theil Biſch. Meinwerks Erbgüter lagen, war ein Ausdruck des gemeinen Lebens, der keine beſtimmten Grenzen kannte, und hier alſo keinen Einfluſs hat. — Gegen dieſe Gründe *für* läſst ſich alſo Manches einwenden; wir müſſen uns aber auch mit den Zweifeln beſchäftigen, welche der Vf. aufgeſtellt und zu beſeitigen geſucht hat. Der erſte Einwand iſt aus der Geſchichte der Stiftung des Kloſters Elten genommen, weil Adela, die Tochter des Gründers Wigmann, ihres Vaters Schenkung *nach ſächſiſchem* Recht annulliren wollte (*quod fec. Saxon. leg. absque ejus conſenſu — nullam potuiſſet facere traditionem*). Hiegegen erwiedert der Vf.: Adela habe nicht dieſe Stiftung auf fränkiſchem Boden zu vereiteln geſucht, ſondern nur die derſelben mit zur Ausſteuer gegebenen *ſächſiſchen* Güter gemeint; ſie habe einen anderen Groſsen, *einen Sachſen* genannt, ein offenbarer Beweis, dafs ſie eine Frankin geweſen ſey. Aber nicht zu rechnen, dafs das klarſte Recht dann verlieret, wenn man zu ſolchen Mitteln ſeine Zuflucht nimmt, wie der Vf. (S. 9, N. 1) thut, wo er, ohne irgend einen anderen Grund, als ſeine Hypotheſe, zu haben, vermuthet, in der Urkunde *Otto* 3 von 997 möge vielleicht *ſec. leg. Salicam ſt. Saxonicam* ſtehen: ſo iſt auch die Behauptung des Vfs. nichts weniger als richtig: „Allein Adela konnte *unmöglich* die im Gau Hamaland gelegenen Güter, z. B. Elten, ſelbſt beziehen, ihre Abſicht *konnte* vielmehr nur auf die *wirklich ſächſiſchen* Güter gehen, gleich wie ſie denn auch nicht alle Güter, ſondern nur einen Theil davon zurück verlangte.“ Sie foderte freylich nur „*quandam hereditatis jam traditae (Eltenae) partem*,“ das heifst aber nicht beſtimmte Güter, dieſes oder jenes Stück der Erbſchaft, ſondern der Theil des Ganzen, den ihr nach damaligen Rechten der Vater von ſeinem Vermögen laſſen muſste, ihre Erbquote, denn

Digitized by Google

auch ihrer Schweſter, der Äbt. Lutgard, mufste die ihrige bleiben. Mufste nicht auch der Vf. die fächſiſchen, allein hier gemeint ſeyn ſollenden Güter nachweiſen? und warum iſt es unmöglich, dafs Elten ſelbſt und unter fränkiſchem Recht liegende Güter angeſprochen ſind? erbten etwa die Töchter nach ſaliſchem Rechte des ſohnloſen Vaters Erbgüter nicht? Überdiefs ſagt ja auch Otto III in der gedachten Urkunde ſelbſt: (Adela) *„totam patris sui donationem produxit in errorem;“* lieſse ſich das wohl ſagen, wenn das Kloſter ſelbſt unangetaſtet blieb, nur ein Theil der geſchenkten Güter zurückverlangt wurde? Ja in der Sühne ſelbſt: *Baldericus, maritus Adelae, sua — suaeque conjugis manu contradidit ad ipsum monasterium in imperiale mundiburdium, et — cum festuca semel ab eodem exivit praedio;* wie konnte Balderich das, wenn ſeine Frau keine Anſprüche an Elten gemacht hatte? wie konnten ſie Handlungen vornehmen, welche nur dem Eigenthümer zuſtehen? Bekam Adela nicht endlich für den Anſpruch auf die väterlichen Güter vom Kloſter andere? zeigt nicht die Folge, wo nach Otto III Tode Balderich Elter wieder in Beſitz nahm, den auf Elten ſelbſt und den väterlichen Nachlafs überhaupt gemachten Anſpruch? Zum Beweis, dafs Adela nur die ſächſiſchen Güter gemeint habe, und dafs ſie Frankin geweſen ſey, und auf *fränkiſchem Boden* gewohnt habe, führt der Vf. den *Alpertus de diverſ. temp.* (*ap. Eccard corp. h. med. aev.* I, 107) an, wo die Adela einen Grafen Wigmann *Saxonem iſtum* nennt. Dieſer Ausdruck kann aber eben ſo gut Sachſen im Gegenſatz des Franken, als ſpecieller im Gegenſatz des Weſtphalen andeuten, und Wigmann gehörte zu dem oſtphalenſchen Geſchlechte der ſächſiſch-billung'ſchen Herzoge, vergl. *Alpertus* 105. Dieſe Bezeichnung bedeutet höchſtens, dafs Adela eine Nichtſachſin von Geburt war, aber nicht das Geringſte für die Nichtangehörung Eltens und Hamalands an Sachſen. Ohne Sachſe zu ſeyn, konnte man Güter in Sachſen beſitzen. Da ſie aber Elten, wie vorher gezeigt iſt, vornehmlich anſprach, und durch ſächſiſche Rechte dieſe Beſitzungen des Vaters zurück zu erlangen hoffte: ſo dürfte dieſe Berufung auf Sachſenrecht bey der Beſtimmung der Lage Eltens von Erheblichkeit ſeyn, da ſich, weil die Sache nicht rechtlich unterſchieden iſt, nicht mehr ausmachen läſst, in wie weit dieſer Grund nur herbeygeholt wurde, um die reiche Erbſchaft zu retten. Rec. will auch gar nicht darauf aufmerkſam machen, dafs es ehemals frey ſtand, nach irgend einem der gewöhnlichen Geſetze zu leben, und ſelbſt dieſe mehrmals zu vertauſchen. So konnte Adela nach ihrer Verbindung mit dem Lotharinger Balderich das väterliche ſächſiſche Recht gegen das fränkiſche vertauſcht haben. — Ein anderer Einwurf iſt aus *Sigebert* (von Gemblours) Leben B. Dietrich von Metz hergenommen, welcher von dieſem ſagt, er ſey *ex pago Saxoniae Hamaland comite Everardo patre* geboren. Auch dieſes Zeugniſs iſt nichts weniger als entkräftet. Denn der Vf. kann dagegen nichts anführen, als, es ſey nichts Ungewöhnliches, wenn beſonders *entfernte Schriftſteller* Verwechslungen dieſer Art vornehmen; *Sigebert* ſey der Mann auch nicht, auf deſſen Autorität hin man dieſen Umſtand glauben müſſe, dieſs beweiſe ſchon der Fehler, dafs es zu der Zeit keinen Grafen Eberhard im Hamaland gegeben habe, denn dieſe Würde habe Wigmann geführt. Der erſte Grund kann nur dann als eine Folgerung zur Verſtärkung hinzutreten, wenn durch andere Beweiſe die Evidenz des Gegentheiles gezeigt iſt, welches hier doch wohl nicht der Fall ſeyn dürfte. Der zweyte iſt auch unerheblich; und wenn gleich, wie der Vf. eine Autorität anführt, *Sigebert* in ſeinem gröſseren Geſchichtswerk, oder den kleineren Abhandlungen *„antiquitatum Francicarum non ſatis diſtinguens tempora, aliis viris — praeierit in errores nec leves nec paucos“*: was ſchadet das dieſer Angabe? Hier waren keine Antiquitäten zu erzählen, wo er älteren Legenden und Sagen nachfolgen mufste; hier war er auch nicht dem Ort nach ſo ſehr entfernter Schriftſteller (Gemblours zwiſchen 20 und 30 Meilen), und er lebte auch in Zeiten, wo die Gauverfaſſung noch beſtand, was hier wohl ſehr in Betracht kommen dürfte, die überhaupt in den Gegenden, wovon hier die Rede iſt, bis auf uns ihre Ruinen herabgebracht hat, er lebte den Zeiten, die er in dieſem Leben beſchrieb, ſo nahe, dafs er von Augenzeugen ſeine Nachrichten ſchöpfte. Dann hat *Sigebert* endlich, ſo viele Fehler er auch in den früheren Zeiten zu unterlaſſen nicht vermögend war, in den ſpäteren eben ſo viele Vorzüge, welche ihn uns ſo höchſt ſchätzbar machen. Was nun den letzten Grund betrifft: ſo ſcheint wohl die irrige Idee zum Grunde zu liegen, dafs ein Gau ſtets nur eine Grafſchaft enthalten habe, keiner in mehrere Grafenſprengel getheilt geweſen ſey. Iſt aber dieſe Vorſtellung, wie wohl kein Zweifel Statt finden kann (der Vf. trägt ſie ſelbſt S. 42 richtig vor, weſshalb man ſich um ſo mehr wundern mufs, dafs hier Sätze auf die falſche Darſtellung gebauet werden) unrichtig: ſo fällt dieſer Grund von ſelbſt dahin, und es kann daher recht gut aufser Wigmann auch Diderichs Vater Eberhard eine Grafſchaft im Gau Hamaland beſeſſen haben. — Der dritte Einwurf, dafs im Hamaland ein Freyſtuhl geweſen, ſcheint uns allerdings unerheblich, da er auf die Meinung geſtützt iſt, aufser weſtphäliſcher und engerniſcher Erde gab es keine Freyſtühle. Dieſs kann ganz richtig ſeyn, aber dennoch iſt es ſo natürlich, und es wäre wunderbar genug, wenn es ſich nicht zugetragen hätte, dafs in ſpäteren Zeiten, nachdem eine ganz andere Eintheilung Deutſchlands ſich gemacht hatte, nachdem alle alten Grenzen verrückt waren, nicht über die alte Schneide Weſtphalens hinaus in die Grenzorte auf fränkiſcher oder oſtphäliſcher Erde dieſes wichtige Inſtitut hinüber getragen worden wäre. Aus einem Freyſtuhl in einem Grenzland allein läſst ſich alſo wohl nichts für die weſtphäliſche Erde des Bodens ſchlieſsen, auf dem er ſich befand: wie ſich aus dem Nichtvorhandenſeyn dieſer Gerichte in einem weſtphäliſchen Grenzdiſtrict keine Folgerung

Digitized by Google

ziehen läfst, dafs dieſer zu einem anderen Boden gehöre, wie der Vf. gleich hierauf in Hinſicht dieſes Gaues Hamaland thut. Die ſogenannten weſtphäliſchen Gerichte konnten freylich urſprünglich nicht gut anders als in dem köllniſchen Herzogthum Weſtphalen und Engern entſtehen; allein daraus folgt keinesweges, dafs ſie unter ähnlichen Umſtänden nicht auch anderwärts hätten zu Stande kommen können (wie ſich genug Verſuche der Landherrn zu ihrer Einführung finden, als es rathſam ſchien, ſelbſt Freygerichte unter ſich zu haben (dahin §. 2 dieſer Abh.), die aber, eben weil nicht ähnliche Umſtände vorlagen, ganz ſcheiterten oder bald verkümmerten), oder dafs man nicht hie und da an der Grenze ſich hätte derſelben erwehren können. — Eben ſo wenig ſteht das, was der Vf. als Beweis des *fränkiſchen* Amtes Emmerich aufſtellt, feſt. Dieſer Diſtrict, als Zubehör Hamalands (wie unſicher aber die Stützen für dieſen Gau ſind, hofft Rec. gezeigt zu haben), als unter der utrechter Diöces begriffen, und weil zütphenſches, d. h. fränkiſches Recht hier gilt (auch hievon, das Factum als richtig angenommen, iſt ſchon geſprochen worden), wird den Franken vindicirt. Blofs der mittlere Grund kommt noch in Erwägung. Diöceſe erſtreckten ſich aber nicht allein auf unter gleichem Landrecht ſtehende Provinzen, nicht blofs über Landſchaften eines Bundes. Osnabrück, ein ſächſiſches Stift, begriff Frieslands Gaue, Magdeburg vereinte Sachſen und Slaven, Mainz dehnte ſich über oſtfränkiſche, thüringiſche, ſächſiſche Provinzen aus, Kölln über Ripuarien und Sachſen. Aus der Angehörung zu einer Diöces kann alſo auf politiſche Verbindung nicht geſchloſſen werden, und hier um ſo weniger, da das in voller Mafse Anwendung findet, was oben von dem Unbeſtimmten der Sprengelgrenzen geſagt worden iſt. Eben das iſt der Fall mit dem Amt Rees, wo die Territorialangehörung deſſelben an das Erzſtift Kölln im 13 und 14 Jahrhundert den Beweis geben ſoll, dafs deſſen Einwohner keine Sachſen waren. Gern wollen wir zugeben, dafs da, wo die münſterſchen und köllniſchen Sprengel ſcheiden, die Grenze der Franken und Sachſen geſucht werden müſſe. nur können wir, nach dem Obenbeygebrachten, dieſe ſelbſt nicht ohne Weiteres mit jenen in einander fallend annehmen. — Der Ruhrgau begriff die fränkiſchen Striche am rechten Rheinufer, und war alſo wohl bald gröſser, bald kleiner, je nachdem auf dieſem Puncte die Sachſen oder die Franken mächtiger und glücklicher waren. Da nun genug Franken auf dieſen überrheiniſchen Beſitzungen ſich anſiedeln mochten, manche zur Vertheidigung dieſer wichtigen Grenze hiehergeſchickt wurden, deren Anzahl durch allmähliche Bekehrungen wuchs: ſo kann man dieſen Gau allerdings als fränkiſch betrachten. Es iſt aber etwas unwahrſcheinlich, dafs dieſer Landſtrich, urſprünglich von Sachſen bewohnt, nachdem dieſer ganze Bund dem fränkiſchen Reiche einverleibt war, nicht ſollte zurückgegeben, mit Sachſen wieder verbunden, und nachher zu Deutſchland gerechnet ſeyn. Auch Karl der Groſse ſah bey den Landes-Eintheilungen auf natürliche Grenzen, und dieſe bildet doch weit mehr der Rhein, als unbedeutendere andere Ströme und Erhöhungen, oder ganz durch Zufall zuſammengebrachte Hofmarken? Der Vf. führt für ſich und die fränkiſche Herrſchaft über den Ruhrgau an, dafs dieſer 843 und 870 Zubehör des lotharingiſchen Reichs geweſen ſey. Allein dieſs iſt nicht bewieſen. Vielmehr läfst ſich immer etwas, nur nicht auf die mit Recht beſtrittene *kremerſche* Weiſe, aus der Theilung von Procaſpis (870) herleiten für die Behauptung, dafs Ludwig d. D. ſchon vorher Theile von Ripuarien beſeſſen haben müſſe, welches dieſe am rechten Rheinufer gelegenen Stücke ſeyn würden. Er erhielt nämlich in der gedachten Theilung das Land auf der rechten Maas-Seite, und zwar ſollte dieſe ſo überall die natürliche Grenze ſeyn, dafs ſelbſt Gaue, welche ſie durchſchnitt, nun getrennt würden (und warum ſollte nicht auch der Rhein ſo ſcharf die Gebiete der fränkiſchen Prinzen abgeſchnitten haben?). Ripuarien wurde dabey als in 5 Grafſchaftsbezirke eingetheilt angegeben; da nun aber derſelben in dieſer Provinz, nach des Vfs. Behauptung, ſich mehrere fanden: ſo folgt, dafs die übrigen ſchon vorher in Ludwigs Händen geweſen ſeyn müſſen. Was der Vf. über die Gau- und Grafſchafts-Bezirke ſagt, iſt zwar zum Theil richtig, zum Theil aber wohl noch nicht ganz durchgearbeitet, auch in ſofern gegen den Vf. ſelbſt, indem, je kleiner die Grafſchaften werden, deſto mehrere Ludwig ſchon vorher beſeſſen haben mufs. Überhaupt läfst ſich wohl aus einer ſo unbeſtimmten, allgemeinen Angabe, als dieſe von den 5 ripuariſchen Grafſchaften immer bleibt, nimmer etwas Sicheres herleiten; wenigſtens würde erſt dann etwas mehr Licht angezündet werden, wenn man aus den mühſam zu ſammelnden Bruchſtücken einzelner kurzer Notizen die verſchiedenen Grafſchaftsbezirke der ripuariſchen Provinz, welche ſich im Ganzen doch wohl ziemlich gleich geblieben ſind, herauszufinden glücklich genug wäre. Bey dem folgenden Beweiſe §. 18, weil in Duisburg lotharingiſche Reichstage gehalten worden wären, mufste der Vf. erſt darthun, dafs Duisburg, wo die Groſsen Lotharingens ſich verſammelten, im Ruhrgau lag. Dieſs iſt nicht geſchehen. Auch wurde Heinrich 2 zu Duisburg nicht von den Lotharingern zum Könige gewählt, nur die Biſchöfe gaben hier ihre Stimme, erſt in Achen „*a primatibus Luithariorum in regem collaudatur.*“ *Ditmar* von *Leibnitz* I, 364. Schwerlich beweiſt aber auch die an einem Orte vorgenommene Wahl des Königs etwas für den Vf. Denn Heinrich II liefs ſich, wie der Vf. ſelbſt anführt, zu Merſeburg von den ſächſiſchen Groſsen zu ihrem Könige wählen; dieſe Stadt gehörte aber nicht zu Sachſen, ſondern zu Thüringen, alſo zu einem fremden Herzogthum. Auch aus König Zuentebolds Urkunde für das Kl. Werden (898) möchte der Beweis ſich nicht ſo leicht, als der Vf. denkt, führen laſſen. Denn obgleich die Brüder gebeten hatten, „*ſe ipſos et quae ſua in noſtro regno ſunt, ſub noſtro patrimonio ſusciperemus*“: ſo be-

Digitized by Google

ſtimmte der König doch nur, „*volumus, ut ſub noſtro mundiburdio res quascunque in noſtro regno habent ſecure poſſideant*;“ er beſtätigt ihnen hierauf noch andere Vorrechte; allein von einer beſonderen Aufnahme des Gotteshauſes S. Lüdgers und der Conventualen in ſeinen Schutz findet ſich in der Urkunde weiter kein Wort, und dieſe Weglaſſung erlaubt uns, die Bitte der Brüder um Schutz ihrer Perſonen nur auf die Verwaltung der Güter am linken Rheinufer und den Aufenthalt daſelbſt zu beziehen. Man vergleiche in der Hinſicht die um 30 Jahr jüngere Schutzurkunde Heinrich I für Werden (bey *Schaten* Ann. Paderb. 1 Ibs.); wie weit vollſtändiger und klarer iſt dieſe! Sollten ſich die Formen ſeit der Zeit ſo ſehr geändert haben? Es iſt auch nichts Ungewöhnliches, daſs Fürſten Inſtitute dieſer Art, ohne Hinſicht auf den fremden Boden, ihres Schutzes verſicherten, und es iſt nicht ungereimt, dieſe in der Folge der Zeit ſo vieltältig ertheilte Gunſt auch ſchon in früheren Jahrhunderten anzunehmen. Auch damals mochte man ſchon mancherley Urſachen haben, ſo viele Schutzbriefe als möglich im Archive zu ſammeln. Daſs Zuentebold Eſſen nicht auf ähnliche Art als Werden in Schutz nahm, iſt nicht ſowohl aus dem fremden Gebiete, worin daſſelbe lag, ſondern daher zu erklären, weil dieſe Urkunde ein Schenkungsdiplom, kein Schutzprivilegium iſt. — Auch iſt endlich nicht bewieſen, daſs fränkiſches Recht in Werden gegolten. Denn daſs gewiſſe Güter von einem lotharingiſchen Pfalzgrafen übergeben worden ſind, entſcheidet deſshalb gar nichts, weil ſolche Übergaben auch in fremden, entlegenen Gerichten geſchahen und nur möglichſt allgemeine Bekanntmachung des Vorganges bezweckt wurde.

Die Sprache dieſes Werkes könnte weniger ungewöhnlich und deutlicher ſeyn; bisweilen ſcheinen Druckfehler den Sinn zu entſtellen, z. B. S. 8, Z. 1 und S. 14, Z. 11, wo man „*Bruders*“ nach „*Ekberts*“ einſchieben muſs. *Vor und nach*, *Abtinn*, *ungefahrig*, ſind Provincialismen.

Seine Quellen hat der Vf. in Noten, die jedem §. angehängt ſind, angegeben; möchte er nur dabey etwas mehr Sorgfalt beobachtet haben! Hin und wieder ſind die Namen der Schriftſteller zu ſehr abgekürzt, als *Alp. de diverſ. temp.*, dürften nicht manche Leſer eine Zeitlang herumrathen müſſen, da auch die Sammlung nicht angegeben iſt? So auch ſpärlich Unterabtheilungen und Seitenzahlen. Gleich die erſte Note lautet: *Ann. Lib.* 1, die zweyte: *Lamb. Schaffnab. ad* 1071. Da kann der ſuchen, deſſen Tacitus und Lambert keine guten Regiſter haben, und ſuchen mag er, wenn gar eine ſolche Zahl durch einen Druckfehler entſtellt iſt, wovon gerade dieſes erſte Citat einen Beweis giebt, welches Annal. 4, 72 heiſsen muſs.

Wir haben zwar ſchon hinlänglich den Geiſt, mit welchem der Vf. gearbeitet, durch Beyſpiele erläutert; wir befürchten, die Grenzen dieſer Blätter zu überſchreiten: aber dennoch glauben wir die Erlaubniſs der Leſer vorauszuſetzen, und auch dem Beyfall des Vfs. entgegen ſehen zu können, wenn wir noch Einiges, was uns einer Berichtigung zu bedürfen ſcheint, ausheben.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Kinderschriften. *Leipzig*, b. Fleiſcher: *Unterhaltungsbuch für Kinder von 6 bis 12 Jahren, die gern leſen was ihnen nutzlich iſt.* Von *M. C. Kohnke.* Mit einem Titelkupfer. 1811. 370 S. 8. (12 gr.) Aus dem Vorbericht zur zweyten Auflage erſieht man Zweyerley: 1) daſs das Buch ſchon in einer etwas anderen Geſtalt früher vorhanden geweſen, 2) daſs der jetzige Titel, vielleicht auch das Kupfer, welches ſchlecht iſt, eine ſpätere Zuthat ſind: denn der genannte Vorbericht iſt datirt Hamburg, den 20 November 1806. Aus dem Buche ſelbſt erſieht man, daſs es ein kinderfreundlicher Mann geſchrieben, dem beſonders auch die moraliſche Bildung der Kleinen am Herzen gelegen. Aufser Erzählungen findet man belehrende Beſchreibungen, katechetiſche Geſpräche, und als Anhang einige Scenen und Geſpräche einer glücklichen Familie nebſt der Beſchreibung eines veränderten Wanderſpiels für die liebe Jugend, an welchem Allen die Jugend Vergnügen und Unterhaltung finden wird.

Ad.

Erbauungsschriften. *Bamberg* und *Würzburg*, b. Göbhardt: *Gebetbuch für junge reiſende Künſtler und Handwerksgeſellen*, von einem katholiſchen Geiſtlichen in Franken. 1813. 142 S. 12. (4 gr.) Wir geſtehen dem Herausg. (der Vf. ſtarb vor der Zeit) gern zu, daſs es keine überflüſſige Arbeit ſey, für beſondere Stände auch beſondere Gebetbücher zu ſchreiben, ſobald man es einmal für nöthig findet oder wenigſtens für räthlich, überhaupt durch eigene Gebetsformeln dar Pflicht und dem Bedürfniſſe zu beten nachzuhelfen. Jeder Stand hat ſeine eigenen beſonderen Angelegenheiten, die er ſeinem Gott vorzutragen hat, und jedes Mitglied deſſelben muſs ſein Gebet auf ſeine eigene beſondere Weiſe verrichten. Je ſpecieller alſo die Gebetsformeln ſind, deſto ſicherer thun ſie ihre Wirkung; je genauer das Gebet dem individuellen Zuſtande des Betenden entſpricht; je gewiſſer er ſich überzeugen kann, daſs es die Sprache *ſeines* eigenen Herzens, daſs es der natürliche Ausdruck ſeiner gegenwärtigen Empfindung, daſs es eine wirkliche Stimmung ſeines Geiſtes ſey: mit deſto gröſserer Beruhigung und ſicherer Hoffnung der Erhörung endigt es der Betende. Je länger aber ein ſolches Gebet anhält, und je inniger, herzlicher und inbrünſtiger die Andacht iſt, mit der es vorgetragen wird: einen deſto höheren Schwung nimmt das Gemüth, deſto empfänglicher wird es für das Göttliche, und deſto feſter haftet da Religioſität und der Geiſt der Andacht. — Die beſte Empfehlung dieſes Gebetbuchs iſt, daſs es in jeder Hinſicht zur Erweckung ächt religiöſer Geſinnungen dienen kann; auch werden wenig Verhältniſſe des Reiſenden ſeyn, die nicht berückſichtiget wären. Der Herausg. hat ſich D. F. O. unterzeichnet; wahrſcheinlich iſt es alſo Hr. *Oberthür.*

Ba.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

Duisburg u. Essen, b. Bädeker: *Beytrag zur Beſtimmung der Grenzen zwiſchen den Franken und Sachſen der Vorzeit.* Von *Pet. Friedr. Joſ. Müller* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Wir haben ſchon im Vorigen angedeutet, daſs wir gleich im Anfange des Werkes eine genaue Beſtimmung des Ausdruckes Friesland vermiſſen. Hier müſſen wir noch bemerken, daſs das, was von der Ausdehnung Friesland (S. 1) geſagt iſt, ſehr unbefriedigend, für den Nichtkenner dieſer Geſchichten höchſt dunkel, und *Tacitus* Beweisſtelle erſt in Verbindung mit *Germ.* 34 recht beweiſend ſey. Nicht in ſeiner ganzen Ausdehnung war Friesland vor der Beſiegung Sachſens ein Zubehör des fränkiſchen Reichs. Vielmehr, wenn man alles das Sachſen nennt, was an dieſer Seite der fränkiſchen Herrſchaft nicht gehorchte: ſo gehörte der Strich Frieslands, der nun mit dem deutſchen Reiche verbunden iſt, und einige Theile der bataviſchen Republik (das alte Oſtfriesland) zu Sachſen. Frieſen fochten ſelbſt in Karls Kriegen noch mit den Sachſen vereint, die Völker dieſes Vereins waren den Sachſen verwandter als den Franken, und wenn man aus der Zinsabtragung oder der Vaſallencigenſchaft friſiſcher Häuptlinge fränkiſche Beherrſchung Frieslands herleiten will: ſo fand ja derſelbe Fall auch bey den Sachſen Statt. Der Geſichtspunct iſt offenbar etwas verrückt, wenn Alles das als fränkiſch angeſehen wird, was nicht ſächſiſch war. Friesland, welches höchſtwahrſcheinlich auf dieſelben Bedingungen, wie Sachſen, ein vereinigter Theil des fränkiſchen Reichs (unter Karl), keine Provinz deſſelben, geworden war, muſste auch als ein ſolcher eigener Theil behandelt werden. Wäre es dem Vf. nur darum zu thun geweſen, die Grenzen Sachſens rein geographiſch zu zeichnen: ſo blieb es freylich gleichgültig, welche Farben er den benachbarten Ländern geben wollte; da aber hier auch geſchichtlich, ja mit Hinſicht auf Rechtsverhältniſſe und Politik unſerer Tage geſchieden werden ſoll: ſo muſs Alles bey weitem genauer beſtimmt werden. — Hierauf ſagt der Vf., daſs von der Elbe an die Länder Hadeln und Kedingen *mit Einſchluſs* der Grafſchaft Oldenburg die Grenze gemacht hätten (das iſt etwas dunkel!); aber dieſe Behauptung dürfte doch noch einigen Zweifeln unterliegen. Am rechten Weſerufer war kein friſiſches Land, ſondern nur friſiſche Koloniſten hatten ſich dort niedergelaſſen, die aber *zu Sachſen gerechnet wurden*, mit dieſen verſchmolzen, und nie an den Schickſalen der Mutterlande einigen Antheil genommen haben. Rec. macht den Vf. hier auf das aufmerkſam, was *Wiarda* (Oſtfr. Geſch. I, 49) hierüber geſagt hat. Erſt mit der Weſer konnte die Grenzzeichnung angefangen werden. Von Oldenburg an bis an die Drente macht der Vf. einen Sprung, und wie die Grenze zwiſchen dieſen beiden Puncten lief, erfahren wir nicht; etwa, weil Oſtfrieslands Name ſchon die Markung hinlänglich nachweiſt? — S. 16, N. 6 *wiewohl auch Könige und Fürſten, als ſolche, — über die Kinder des Adels das Recht der Vormundſchaft hatten.* Nicht ſo. Dem Lehnsherrn gebührte die Vormundſchaft über ſeinen Vaſallen, ein Recht, das er oft als eine einträgliche, ſehr geſuchte Gnade an Andere überlieſs. — S. 47. Die Markgrafſchaft Friesland lag keinesweges zwiſchen Frankreich und Deutſchland, und war gegen keines dieſer beiden Reiche gerichtet. Was ſollte auch hier in dieſem Winkel einzig eine Mark? Sie war vielmehr beſtimmt, die nordmänniſchen Schwärme abzuwehren; ſpäter wurde ſie dann ein Territorialdiſtrict, gleich allen anderen Marken, um welchen ſo wie um die damit verbundenen Rechte Deutſchlands Groſse buhlten. Doch dieſe war von wenig Anſehen und zerfiel bald. *Möſer* (Osnabr. Geſch. I, 317) hat in dem Punct allerdings Recht, daſs hier eigentlich keine Reichsmark war, denn dieſe findet nur Statt, wo eine Berührung mit feindlichen Provinzen vorhanden iſt. Mehr ſagt *Möſer* nicht. Nimmt man aber den Begriff einer Mark ausgedehnter, für jede Vertheidigungsanſtalt gegen beſtimmte Feinde: ſo kann man der friſiſchen die Qualität einer Reichsmark wohl zugeſtehen. Allein wo findet ſich denn die Nachricht, daſs Graf Reyenbern, *als Graf auf der Mark zwiſchen Sachſen und Friesland* (wie Dietrich *Graf in Friesland*) 921, im Gefolge Karls aus Frankreich geweſen wäre? Rec. hat jetzt freylich die Urkunde über dieſe Zuſammenkunft nur in dem Abdruck vor ſich, welchen *Gundling* (nach *Du Chesne*) in ſeinem *Henricus auceps* S. 301 gegeben hat, und es können vollſtändigere Abdrücke ſich finden: in dieſem treten aber alle Grafen nur mit ihren Vornamen auf, und der Vf. wird doch nicht auf Namensähnlichkeit ſeine Sätze bauen? — Neu war es Rec., S. 67 zu leſen, daſs *nie* ein Herzogthum Thüringen beſtanden habe, und daſs Burchard, der 908 in

Digitized by Google

der Schlacht gegen die Ungarn blieb, Herzog von Alemannien gewesen sey. Dieser Burchard ist freylich oft mit seinem Zeitgenossen Herzog Burchhard von Schwaben (ermordet 911) verwechselt worden, und hierauf gründet sich die ganze Hypothese; aber die kleinste nähere Untersuchung würde die Falschheit einer solchen Annahme gezeigt haben. Was der Vf. S. 66 über Dispargum sagt, ist völlig unrichtig. Rec. weiset auf das, was der Rec. H. St. F. (J. A. L. Z. 1804. N. 75. S. 595) darüber gesagt hat, hin, und ersucht den Vf., sich nicht durch *Aimoin*, der als ein so sehr später Schriftsteller hier gar keine Stimme hat, irre führen zu lassen, denn nur dieser (nicht *Gregor* von Tours) lässt die Franken erst nach der Eroberung von Dispargum über den Rhein ziehen. — S. 72. „*Zu der Markgrafschaft Brandenburg gehört nicht ein Fufsbreit eines vormaligen Herzogthums.*" Das war ursprünglich mit allen Marken der Fall, die alle aus Neuland bestehen sollten, und auf feindlichem Boden angelegt wurden; aber das, was diese Marken erwarben, kam allerdings unter das Herzogthum, an dessen Grenzen sie entstanden, wie auch der Graf stets unter dem Herzog blieb. Da aber der Vf. so allgemein redet, so mufs man glauben, dafs er die Geschichte der Altmark nicht beachtet hat, welche ein Theil der Markgrafschaft ist, aber stets zum Herzogthum Sachsen gehört hat, nachdem die askanische Familie sie mit der Mark verbunden und zum Stammlande gemacht hat. — Seit wann ist Neustadt und Gimborn eine *Reichsgrafschaft?* Wodurch wird die erste Stiftung Hildesheim in Elze bewiesen? Zu der Behauptung, dafs Hildesheim in Valedungongau gelegen habe, hat wohl eine zu flüchtige Lesung des *Chronicon Gotwicense* Veranlassung gegeben; sie gehörte zum Ostphalongau. — Auf der hessischen und thüringischen Grenze wird der Vf. sehr kurz, und nimmt sogar Werre und Saale zu Grenzlinien an, was beide Ströme doch nur in einem sehr kleinen Strich waren. Denn die Grenze zog mitten durchs Eichsfeld auf den Harz zu, der als eine alte Grenzscheide beider Nationen bekannt ist, und wahrscheinlich als eine gute zwischenliegende Wüste, welche sie isolirte, betrachtet wurde. Nachher wurde er daher auch so getheilt, dafs die Mitte Grenze beider Provinzen, und überall wenigstens der kirchlichen Sprengel wurde. Hohnstein mit allem Zubehör und Stolberg liegen im mainzer Sprengel; von der letzteren Grafschaft mochte die Grenze auf die Wipper und von dieser durchs Mansfeldsche sich an die Saale wenden, wo dieser Flufs dann erst Grenze beider Länder wird. — Der Vf. schliefst, fast wie er angefangen hat, mit einem politischen Epilog, der sich angenehm lesen lässt, nur etwas zu gesucht ist. Gewundert haben wir uns aber, wie Hr. *M.* noch an die Ächtheit der im hildesheimischen Dom aufgestellten *Irmensäule* glauben kann, von der er sagt, dafs Ostphalens Hauptstadt „die Bewahrerin des ältesten Denkmals deutscher Tapferkeit" sey, und bey der, „der Säule *Herrmanns*, er ewige Treue dem neuen Bunde" schwört. In einer Proclamation, in einer Rede mag das recht gut klingen: aber nicht dem Geschichtsforscher ziemt es, diese Sprache zu führen. Noch eine Bitte an den Vf. Er kündigt uns etymologische Untersuchungen an, möge er doch hiebey recht, recht aufmerksam, vorsichtig und kritisch seyn! D. W.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Weygand: *Moral für Krieger.* 1812. 198 S. 8. (14 gr.)

Der ungenannte Vf. bestimmt seine Schrift vorzüglich Österreichs Kriegern, zu deren Preise die Vorrede spricht. Er nennt sie eine Nachbildung von „Sangerhausens Moral für Preussens Krieger in einem der neuen Heimath und Zeit mehr angepafsten Schnitte." Kann man auch nicht überall mit den Ansichten des Vfs. übereinstimmen: so ist man doch in der Hauptsache gänzlich mit ihm einverstanden, wo es nicht mehr aufs Meinen, sondern aufs Handeln ankömmt. Die Schrift selbst zerfällt in folgende Abschnitte. *Der Krieg.* Der Krieg ist ein wohlthätiges Übel. Dem Vf. scheint die Natur bey der Fortpflanzung der Menschen sichtbar (?) auf ihn Rücksicht genommen zu haben. Er ist ihm die Krankheit der Völker. „Der Staatskörper, welchen er ergreift, wirft durch die fieberhaften gewaltsamen Anstrengungen und Erschütterungen seine verschlimmerten Säfte aus, spannt die erschlafften Nerven wieder, und arbeitet durch vereinigte Kräfte auf einen Punct übereinstimmend hin. Auf diese Art stellt er nicht nur die gesunkenen Kräfte und Gesundheit wieder her, sondern lehrt auch ihren hohen Werth empfinden und schätzen." Ein langer ununterbrochener Friede schadet oft mehr als der Krieg: denn er verzärtelt oder verdirbt den Körper der Nation, verstimmt ihren Charakter, und verleitet zur Sicherheit und Schwärmerey. Ruhe geht in Trägheit, Überflufs in Üppigkeit über. Auch dem Regenten wird der Krieg zur lehrreichen Schule der Weisheit. Er lernt hier Menschenelend empfinden (nicht auch sein Herz gegen dasselbe verhärten?), Treue ehren und an Tugend glauben. (Zuletzt kömmt Alles auf den Spruch hinaus: denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.) Der Vf. hofft von den sich immer weiter verbreitenden Wirkungen der Philosophie, dafs Kriege künftig immer seltener entstehen, und menschlicher geführt werden. (Noch sind von einer Seite wenigstens diese Wirkungen nicht sichtbar.) *Der Stand des Kriegers.* Der Vf. ergiefst sich in Lobeserhebungen dieses Standes. Ihm ist der Stand des Kriegers der Stand der höchsten Ehre und des höchsten Glanzes, aber doch auch des höchsten Elendes; der Stand der gröfsten Freyheit und des gröfsten Zwanges, der höchsten Macht, Gutes und Böses zu thun, der leichteste, wenn man sein Ziel bald, der schwerste, wenn man es ganz erreichen will, der meisten eigenen That, und doch auch des meisten Glückes. (Sehr wahr!) Der Vf. schliefst diesen Abschnitt mit den trefflichen Worten: „Edle Krieger,

Digitized by Google

Sie sind die Götter der Erde, bewaffnet mit dem Blitze des Himmels; aber sie werden sterben — wie Menschen. Gross seyn in der Liste der Helden ist viel, aber gross seyn in dem Buche der Menschheit ist mehr. Ohne Menschlichkeit, ohne Güte, ohne Gerechtigkeit, was ist auch der glücklichste Held? Sein Nachruhm ist der Fluch zertretener Provinzen." *Charakter eines wahren Helden.* In der Bildung des Helden muss sich Natur, Wissenschaft und Kunst die Hände bieten; in ihm muss sich vereinigen die höchste Kraft und die höchste Vernunft, Kenntniss des Kleinen und Kenntniss des Grossen, das grösste Feuer und die grösste Kälte, Weisheit und Glück, Tugend und Leidenschaft; aber Alles muss im vollkommenen Gleichgewicht bleiben. Über die Religion des Helden, wie nothwendig sie ihm sey, findet man hier goldene Worte. *Patriotismus.* Die warme Anhänglichkeit an dem Vaterlande, seinen Gesetzen, Einrichtungen und vorzüglich seinem Regenten giebt dem Gemälde des Helden erst sein volles Leben, seinen glänzenden Thaten ihren Werth. „Vaterland! welch ein umfassendes Wort! Eigenthum und Schutz, Sicherheit und Gesetze, Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, Fluren und Wohnungen, Erfindungen und Künste, Verwandtschaft und Freundschaft, Sitten und Denkungsart, Bildung und Religion, kurz Alles, was man bedarf und geniesst, wünscht und schätzt und liebt, das Alles fasst das Vaterland in sich. Und sein Vaterland schützen — retten, welch ein stolzer Gedanke! Das Vaterland ist in Gefahr! und nur *eine* Stimme schallt durch die Fluren, nur *ein* Wirken ergreift die Nation." *Beherrschung der Leidenschaften.* Nachdem der Vf. die Nothwendigkeit, die Leidenschaften zu beherrschen (nicht zu unterdrücken), dargethan: spricht er von den Mitteln, diese Herrschaft zu erlangen, mit besonderer Beziehung auf seinen Gegenstand. Man findet hier zwar nichts Neues, aber viel Kräftiges und Nachdrückliches. *Der Krieger im Felde.* „Unter den Waffen schweigen die Gesetze. Aber nicht alle. Auch der Krieg hat die seinigen. Hergeleitet aus der Natur, beruhen sie auf schweigender Übereinkunft kriegender Völker. Sie verstatten nur List, aber nicht Treulosigkeit, erlauben Gewalt, aber nicht Grausamkeit. Der unedle Krieger brandmarkt vor den Augen der aufmerksamen Welt seine ganze Nation. Von seiner Art zu handeln schliesst man auf den Geist seines Vaterlandes, seines Regenten, seiner Gesetze, seiner Religion; und leichter können in dem bekriegten Lande die Spuren der Verwüstung vertilgt werden, als die Brandmale in dem Namen des Verwüsters." *Der Soldat im Frieden.* Der Soldat muss die Zeit des Friedens sorgfältig zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung benutzen. *Der Krieger im Dienste.* Alles reducirt sich hier auf Befehlen und Gehorchen. Es werden Vorschriften über die Kunst zu befehlen gegeben, und Mittel angezeigt, sich den Gehorsam zu erleichtern. Furcht ist nichts weniger, als das einzige sicherste Mittel eines unbedingten Gehorsams, und strafende Härte und drohende Flüche nichts weniger, als das beste Mittel, sie zu erwecken und zu erhalten. Die Kunst zu fluchen, die wenig Genie verlangt, scheint im Alterthume auch wenig cultivirt worden zu seyn. *Der Krieger im Umgange.* Der Vf. empfiehlt für den gesellschaftlichen Umgang den Spruch des Sokrates: Sey das, wofür du gelten willst. *Benehmen gegen Thiere.* Sie verlangen von uns Schonung und Nachsicht, Pflege und Vorsorge, Aufmerksamkeit und Mitleiden. *Vorurtheile.* Ein wichtiger Abschnitt. Der Vf. geht die gewöhnlichen Vorurtheile der Soldaten gegen Moral, Religion, Bildung und gegen andere Stände durch, und bekämpft sie mit den Waffen der Vernunft. *Das Vergnügen.* Der Mensch verräth sich durch nichts so sehr, als durch seine Vergnügen. Bey dem immerwährenden Ernste seines Standes bedarf der Krieger am meisten einer erhebenden Aufheiterung und wegen der stärkeren Anstrengung bey seinen Geschäften eine öftere Erholung. Der Vf. räth, den Quell des Vergnügens in sich selbst zu eröffnen. *Der Zweykampf.* Dem Vf. ist er in nicht seltenen Fällen ein nothwendiges Übel, welches durch den grösseren Nutzen seine Schädlichkeit zwar nicht rechtfertigen, aber doch entschuldigen kann. Er hofft, dass, so wie die Kriege immer kürzer und menschlicher werden, auch die Kriege der Einzelnen seltener werden dürften. Befehle, Gesetze und Strafen können nur Handlungen ändern, aber nie Meinungen und Grundsätze umschaffen; diess ist das Werk der Zeit, welcher keine Macht widersteht. *Epilog.* Erinnerungen und Ermahnungen eines alten Kriegers an seine Söhne, die eben zwischen Feder und Schwerdt, das Schwerdt gewählt haben. Manches, was im Vorhergehenden keinen schicklichen Platz finden konnte, hat ihn hier gefunden. — In unseren kriegerischen Zeiten wünschen wir dieser aller Empfehlung werthen Schrift allgemein eine günstige Aufnahme und treue Beherzigung ihrer Vorschriften.

K — i.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig* (ohne Angabe des Verlegers): *Kurze und gemeinnützige Anweisung für den Bürger und Landmann, wie er seinen im Wasser oder sonst körperlich verunglückten Mitmenschen Hülfe zu leisten habe;* nach Anleitung des kurf. sächs. deshalb ins Land ergangenen Mandats vom 26 Sept. 1773. Aus den neueren und besten Schriften gezogen und zusammengetragen von *Johann Gottfried Berger*, Ehrenmitgliede der kurf. sächs. leipz. ökonom. Societät. Nebst einer Kupfer- oder Holzschnitt-Tafel. 1802. 56 S. 8. (8 gr.) Der Zweck dieses Auszuges aus älteren und neueren Mandaten, Verordnungen und Schriften, welche in jener Beziehung in den königl. sächs. Landen, bis auf Erscheinung dieser Schrift, erlassen worden, und nicht in eines jeden Bürgers und Landmanns Händen seyn möchten, geht dahin, solche in möglichster Kürze dem Publicum, und zwar mit Hinweglassung aller fremden Sprachausdrücke, zukommen

Digitized by Google

zu laſſen. S. 4 fängt der Vf. damit an, daſs die in einigen Ländern und Städten eingeführten Rettungsanſtalten zu den nützlichen Entdeckungen und wohlthätigen Anſtalten gehören, welche im 18 Jahrhunderte getroffen worden. Allein die Rettungsanſtalten als ſolche, und zwar bloſs als Inſtitute betrachtet, mit Ausſchluſs der verſchiedentlichſten Hülfs- und Kunſt-Mittel, welche ſich bis jetzt ſo verherrlichet haben, ſind keine Entdeckung, welche erſt im 18 Jahrhunderte gemacht worden. Sie ſtammen aus früheren Zeiten ab. Der Vf. geht vom J. 1767 und zwar von der amſterdammer Hülfsanſtalt für im Waſſer verunglückte Menſchen aus, welche damit angefangen und dann in Deutſchland, Italien und England einen glücklichen Fortgang gewonnen habe. Darauf kommt er auf Sachſen, welches in gleicher Hinſicht bemüht geweſen, in Dresden und Leipzig Hülfs- und Rettungs-Werkzeuge öffentlich aufſtellen zu laſſen. S. 5. Inhalt des am 26 Sept. 1773 ergangenen Mandats, *die Rettung der im Waſſer oder ſonſt Verunglückten und für todt gehaltenen Perſonen betreffend.* S. 9. *Mittel, welche bey den im Waſſer ertrunkenen, erfrorenen, erſtickten, erdroſſelten oder erhenkten Perſonen, um ſolche wiederum zum Leben zu bringen, anzuwenden ſind.* Erſter Abſchnitt. *Von den Rettungswerkzeugen oder vom Rettungsapparate*, worauf ſich die im beygefügten Kupfer befindlichen neun Figuren, als die Werkzeuge und Mittel zur Rettung der Verunglückten, beziehen. S. 25. Zweyter Abſchnitt. *Von dem Verfahren bey Wiederherſtellung verunglückter Menſchen.* Die neueren literariſchen und praktiſchen Verſuche eines Struve und Anderer, ingleichen der hamburger, wiener, amſterdamer, londoner und mehrerer Hülfs- und Rettungs-Anſtalten, welche ſich ſeit einigen Jahren auſserordentlich verbeſſert haben, machen es wünſchenswerth, daſs man auch in Sachſen fleiſsigere Verſuche damit anſtellen, und weniger Koſten ſcheuen möge, um darin, wie in anderen nützlichen Veranſtaltungen, mit jenen und den Zeiterforderniſſen weiter fortzurücken. Denn gewiſs iſt die Zahl der in Sachſen Geretteten mit denen in Hamburg und anderen Ländern in keine Parallele zu ſtellen. Ein Edelmann in Mähren verherrlichte die Feyer des 19 Seculums auszeichnend dadurch, daſs er 50 Ducaten auf eine obigen Gegenſtand betreffende Preisfrage ſetzte, welche Hr. *Poppe* zu Rudolſtadt in ſeinem „Allgemeinen Rettungsbuche oder Anleitung vielerley Lebensgefahren, welchen die Menſchen zu Lande und zu Waſſer ausgeſetzt ſind, vorzubeugen und ſie aus den unausweichlichen zu retten ff. Hannover und Pyrmont 1805," mit Zufriedenheit ſeiner Beurtheiler, beantwortet hat. Möchten die Staaten nicht verſchmähen, dieſem rühmlichen Beyſpiele eines Privatmannes zu folgen!

— a —

Medicin. *Quedlinburg*, b. Baſſe: *Anweiſung, alle veneriſchen Krankheiten grundlich und ſchnell zu heilen.* Ein Hülfsbuch für Chirurgen auf dem Lande, und für Candidaten (!) der Heilkunde, ſo wie für Jeden (!), der ſich ſelbſt heilen will, nebſt den dazu gehörigen Recepten. Von *L. E. v. Frankken*, D. der Medicin. 1812. IV u. 86 S. kl. 8. (8 gr.) Der lange Titel des kurzen Buchs, das Geſtändniſs des Vfs., „daſs dieſes Werk durch keinen correcten Stil ſich auszeichne," ſo wie die bekannte Firma des Verlegers, erregen nicht die beſten Erwartungen von dieſem Producte, das man eher ein Educt aus Compendien und Heften nennen könnte. Wer noch nicht wenigſtens correct ſchreiben kann, ſollte auf der Schulbank, nicht auf dem Lehrſtuhle, ſitzen. Doch die Wichtigkeit des Gegenſtandes ſoll den Vf. wegen der Mangel der Darſtellung entſchuldigen. Hören wir, was er Neues gab. — Zuerſt eine *Anatomie* und *Phyſiologie der Genitalien* beider Geſchlechter. Kurz und deutlich; allein für den Arzt unnöthig, und dem Laien ohne Kupfer unverſtändlich. — II. *Urſprung der Syphilis.* Sie ſey jetzt in alle Winkel der Erde verpflanzt (?). III. *Vom veneriſchen Gifte überhaupt.* Es ſtecke nicht durch den Magen und die Lungen an. (Erſteres ſcheint allerdings wahr, Letzteres aber ſchwer zu beweiſen, weil das Gift nicht leicht in der zur Anſteckung erfoderlichen Form in die Lungen kommen kann. Rec. behandelte vor einigen Jahren ein Frauenzimmer, bey welchem nach vernachläſſigter veneriſcher Anſteckung Geſchwüre im Halſe und zu gleicher Zeit ungewöhnlich ſtarker und profuſer Eiterauswurf entſtanden. Letztere beide dauerten auch nach Heilung der Halsgeſchwüre fort, und wurden von den Ärzten der Kranken für Symptome von *Phthiſis purulenta* erklärt. Da aber die ſtarke Eiterung in langer Zeit unerwartet wenig Abmagerung verurſachte, und die Lungen auf keine Weiſe zu leiden ſchienen: ſo wurde Rec. hingerufen, und aus dem Angegebenen, aus einem eigenthümlichen Katſchen und Schnarren beym Huſten, wobey immer eine groſse Menge — täglich 2 bis 3 Pfund — Eiter theils ausgehuſtet, theils ausgebrochen wurde, glaubte er auf ein Geſchwür ſchlieſsen zu muſſen. Dieſes fand ſich wirklich nach dem ſpäterhin erfolgten Tode. Die hinteren Segmente der unteren Ringe des Larynx waren zerſtört, und zwiſchen dieſer Öffnung und der im Pharynx hatte ſich ein groſser Eiterſack, und am Grunde deſſelben ein 4 Scrupel ſchweres, ſehr unregelmäſsig geſtaltetes, hartes ſteinichtes Cancremark gebildet.) Der Vf. erklärt ſich, mit *Cappel*, *Domling* u. A., für die humoralpathologiſche Anſicht der Wirkungsart des veneriſchen Giftes. (Aber ſpricht dafür auch der primäre Schanker? Wann wird man die thörichte, nur dem anatomiſchen Handlanger brauchbare, Zertrennung des Organismus in ſogenannte feſte und flüſſige oder wohl gar *unorganiſche* (!) — Theile endlich aufgeben? Welcher gute Phyſiolog zeichnet die Grenze zwiſchen beiden? — Das Trockenwerden der Augen bey angeſtrengtem Beyſchlaf, und die *Ophthalmia gonorrh.* beweiſen für jene Anſicht nichts, da erſtere, wie auch der Mund u. ſ. w., bey jeder anderen Anſtrengung, wegen des dadurch gleichſam erzwungenen Fiebers, trocken werden, und letztere wohl meiſtens durch Berühren der Augen mit unreinen Händen entſteht. — IV. *Veneriſche Anſteckung.* Der Vf. hegt noch die durchaus *falſche* Meinung, daſs das Gift in der Zeugung (dem Embryo) mitgetheilt werden könne! — V. *Tripper.* — VI. *Geſchichte* (Verlauf) *des Trippers.* — VII. *Heilart des Trippers.* Sehr gut warnet der Vf. vor zu frühen Einſpritzungen, welche oft groſses Unheil anrichten. — Das ſtärkende Mittel S. 27: „*R. Aq. naph.* ℥vj., *Tinct. deliaq.* ℥ij., *Extr. C. P. opt.*, *Extr. cort. aur. aa.* ʒiij., *Tinct. Ludov. mort.* ʒß. *M. S.* Tags 3 mal 2 Eſsl.", iſt ſehr fehlerhaft componirt, und möchte ſchwer zu nehmen und zu verdauen ſeyn. Die Injection: *R. Pulv. C. P. opt.* ℥j. *c. c. Aq. font.* ℥viij. *Col.* ℥vj. *adde Aq. ſaturn.* ℥ij. iſt unnöthig, koſtbar und wenig wirkſam. — VIII. *Fluor alb. malignus.* — IX. *Zufälle nach dem Tripper. a) Hodengeſchwulſt*; entſteht oft (und bis auf dieſe Stunde noch öfter, als man — nach ſo vielen Warnungen! — glauben ſollte) von zu früh geſtopftem Tripper (beſonders nach voreiligen Einſpritzungen). — X. *Phymoſis* (Phimoſis). — XI. *Paraphimoſis.* XII. *Schleimtripper.* Der Altheethee, den der Vf. ſolchen Kranken verordnet, wird das Übel ſicher vermehren. Die S. 56 angegebene Emulſion mit 1 Scrupel Kantharidenpulver (!) möchte wohl ſchreckliches Unheil anrichten. — XIII. *Krankheiten der Harnwerkzeuge.* Acute Harnverhaltung. — *b) Schmerzhafter Trieb zum Harnlaſſen.* — *c) Geſchwure in der Harnröhre.* — *d) Stricturen der Urethra.* — XIV. *Schanker.* Zwey Gran verkalktes (welches?) Queckſilber, die der Vf. S. 75 Morgens und Abends zu geben räth, werden ſchnell Speichelfluſs und andere üble Zufälle erregen. — XV. *Bubonen.* — XVI. *Feigwarzen.* — XVII. *Verhalten bey Mercurialcuren.* — Der Vf. ſchreibt auf jeder Seite: *Chyrurg, ideopatiſch*; anderer Schreib- und unzähliger Druck-Fehler nicht zu gedenken.

— S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

ÖKONOMIE.

BERLIN, b. Vf. und in Comiſſion in der Realſchulbuchhandlung: *Deutſchlands Rindvieh-Raçen nach der Natur dargeſtellt und beſchrieben* von *F. W. Witte*, Erbherrn auf Falkenwalde und Gräfendorf. 3 Hefte mit Umſchlag, jeder 3 Kupfert. (Jedes Heft mit illuminirten 4 Thlr. 12 gr., mit ſchwarzen K. 4 Thlr.)

Mit groſser Erwartung nahm Rec. dieſes Werk zur Hand, indem es längſt ſein ſehnlichſter Wunſch war, dieſen ſo wichtigen Gegenſtand einmal gründlich bearbeitet zu ſehen. Allein ob er gleich das Verdienſt des Herausgebers keinesweges verkennt: ſo muſs er doch im Ganzen geſtehen, daſs die Wiſſenſchaft bis jetzt dadurch nur wenig gewonnen hat. Ein Werk der Art iſt allerdings mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden; denn der Herausg. muſs, noch ehe er an die Ausführung deſſelben geht, mit ſich über den Begriff von Raçen, über die Zeichen und den Charakter derſelben, vollkommen einig ſeyn, und alle Raçen eines Landes genau kennen. Das Erſtere ſcheint aber bey dem Vf. nicht durchaus der Fall zu ſeyn; denn er hat darüber nicht nur nichts geſagt, ſondern die Muſter, die er in dem 1 Hefte als Raçen gegeben hat, beweiſen ganz deutlich, daſs er mit dem Begriff der Raçen noch gar nicht aufs Reine war. Es kann in dieſes Chaos durchaus kein Syſtem gebracht werden, wenn man das Ganze nicht auf einfache Grundſätze zurückführt. Rec. hat dieſs an einem anderen Orte gethan, und er glaubt dadurch gezeigt zu haben, daſs es nicht unmöglich iſt. Auch hat Hr. *W.* mehr auf die Ausführung der Zeichnung, als auf die Anlage derſelben Rückſicht genommen: ein Umſtand, der dem Werke in maleriſcher Hinſicht allerdings zum Vortheil, in naturhiſtoriſcher aber zum Nachtheil gereicht. Um dieſes Urtheil im Allgemeinen zu rechtfertigen, wollen wir den Inhalt des Werkes im Einzelnen anzeigen.

Die I Tafel des 1 Heftes ſtellt die *oldenburger Raçe* dar, durch eine Kuh aus dem Viehſtapel zu Kunnersdorf. Hr. *W.* bemerkt in der Beſchreibung, er habe dieſe Kuh gewählt, weil ſie das vollſtändigſte Bild einer guten Milchkuh abgebe. Wir zweifeln, daſs dieſe Kuh ganz rein von Raçe iſt. Sie gehört allerdings zu den Niederungsraçen, und zwar, dem Anſcheine nach, wie Hr. *W.* richtig angiebt, zur holländiſchen, die ohne Zweifel der Stamm aller Niederungsraçen iſt. Die Zeichnung und Illumination iſt im Ganzen vortrefflich, und ſehr verſtändig; nur hat Hr. *W.* ſich zu ſehr von ſeinem maleriſchen Talent verführen laſſen: ſonſt durfte er die Kuh nicht weidend darſtellen, denn dadurch iſt die Form und Bildung des Halſes und ſelbſt des Kopfes nicht ganz deutlich geworden. Am anſchaulichſten wird Alles, wenn man die Thiere von der Seite im Profil zeichnet. Vorzügliches Lob verdient der Umſtand, daſs Hr. *W.* immer die Dimenſionen beygefügt hat. Die II Tafel liefert die vom Vf. ſogenannte *Oderbruchsraçe*, und zwar in einem verſchnittenen Zugochſen, vom Amte Wallup. Abgerechnet, daſs dieſe Raçe gar nicht als eigenthümliche Raçe exiſtirt, auf eine Stelle hier folglich keinen Anſpruch machen konnte: ſo war es auch ein unglücklicher Gedanke, die Raçe in einem Zugochſen darzuſtellen. Die Zeichnung iſt übrigens gut, und die Darſtellung richtig, die Illumination aber auf Rec. Exemplare ganz verfehlt. Die III Tafel hat Hr. *W. frieſiſch-anſpachiſche Raçe* überſchrieben, und darauf einen Bullen abgebildet, der ſich zu Mögelin befindet. Was ſoll dieſe Durchkreuzung hier, in einem Werke, das die deutſchen Rindviehraçen (doch alſo Stammraçen) liefern ſoll? Rec. ſieht in der That nicht, warum Hr. *W.* aus dieſem Grunde nicht auch alle anderen Kreuzungen aufnimmt. Kann denn eine ſolche Darſtellung nur im Geringſten etwas zur Kenntniſs der deutſchen Stammraçen beytragen, oder wird ſie nicht vielmehr dieſes ohnehin verwirrte Gewebe noch mehr verwirren? Auch die Darſtellung dieſes Ochſens iſt ſo gewählt, daſs ſie eben nicht geeignet iſt, eine recht beſtimmte Anſicht von dem Baue des Halſes und Kopfes zu geben. Was der Vf. in der Beſchreibung über die Verſchiedenheit der engliſchen und deutſchen Anſichten ſagt, iſt ſehr richtig.

Das 2 Heft ſtellt zuerſt die *fryburger Raçe* dar, und zwar die ſchönſte Kuh aus dem Viehſtapel von Hofwyl. Die Zeichnung iſt richtig und anſchaulich, die Illumination aber verfehlt. Offenbar iſt dieſs eine ächte Raçe, und nach unſerer Meinung gerade der holländiſchen, als Niederungs-Raçe, entgegengeſetzt. Der Text iſt in dieſem Heft in deutſcher und franzöſiſcher Sprache zugleich gegeben. Von der II Tafel, auf welcher wieder ein Zugochſe von dieſer Raçe abgebildet iſt, gilt unſer oben gefälltes Urtheil. Tafel III. *Freyburger Bulle des Pächters Truch zu Marſan*, nebſt einem Kalbe. Sehr ſchön und maleriſch, nur Schade, daſs der Vf. gerade als Muſter einen

Digitized by Google

Ochſen gab, der eine Abnormität der Hörner hat, denn dieſe macht auf den Beſchauer einen unangenehmen Eindruck.

Das 3 Heft liefert die Abbildung der *Haslt-Raçe*. Die Kuh auf Tafel I iſt ungemein ſchön gezeichnet, obgleich das Colorit nicht ganz natürlich iſt. Wir halten dieſe Raçe für eine Mittelraçe, welche zwiſchen der eigentlichen *Höhen*- und *Tiefen-Raçe* inne ſteht. Sie hat in vieler Hinſicht noch Vorzüge vor der fryburger, ob ſie gleich bedeutend kleiner iſt, als jene. Die Darſtellung des Ochſens dieſer Raçe, auf der II Tafel, iſt, maleriſch beurtheilt, ſehr ſchön, aber für dieſen Zweck doch nicht deutlich genug. Die III Tafel ſtellt die Geräthſchaften und Gefäſse dar, welche zur Bereitung des Schweizerkäſes erfodert werden.

Ungeachtet der hier gerügten Mängel verdient dieſs Werk doch die Unterſtützung des Publicums gar ſehr, indem dem Herausg. alle nöthigen Hülfsmittel zu Gebote ſtehen, um dieſe Mängel in der Folge verbeſſern zu können. Auch ſcheint er bey der Ausarbeitung des 2 und 3 Heftes ſchon andere Anſichten gewonnen zu haben. Vor allen Dingen rathen wir ihm, den Unterſchied der Raçen recht deutlich und beſtimmt anzugeben, und mehr auf die naturhiſtoriſche als maleriſche Darſtellung Rückſicht zu nehmen. Thut er dieſs, wie wir gewiſs hoffen: ſo wird er die Wiſſenſchaft fördern, und ein Werk liefern, das ſich mit Ehren an *Daltons* treffliches Werk über die Pferde anſchlieſsen kann. —m—

1) Berlin, b. Lange: *Zuruf an meine lieben Nachbarn und Freunde über die auf dem Lande an vielen Orten in der barbariſchen Gemeinheit gegenwärtig zu erleidenden Servitute und Einſchränkungen der freyen Landwirthſchaft, beſonders in Abſicht der verderblichen Drey-Felder-Wirthſchaft und Wieſen-Behütung*, vom Kriegs- und Domainen-Rath *Meyer*. 1804. 30 S. 8. (5 gr.)

2) Ebendaſelbſt: *Noch etwas über den Fruchtwechſel und Futterbau, zur Vieh-Vermehrung, Dünger-Vermehrung und Früchte-Vermehrung*. Ein Beytrag zu Bergens Anleitung zur Viehzucht, mit Anmerkungen, Berichtigungen und Zuſätzen von *Thaer*. Von dem K. u. D. R. *Meyer*. (Nebſt einer Tabelle.) 1804. 59 S. 8. (8 gr.)

Der Titel von No. 1 ſagt Alles weitläuftig, was nur in der Kürze darin enthalten iſt. So erwartungsvoll Rec. das Schriftchen zur Hand nahm: ſo getäuſcht fand er ſich. Es enthält Nichts als längſt bekannte Dinge. Der Vf. eifert gegen das unzeitige, offenbar verderbliche Hüten des Viehes auf Äckern und Wieſen, als das erſte Hinderniſs der Cultur derſelben, und wünſcht um des gemeinſamen Vortheils willen nichts mehr, als die ſchnellſte Aufhebung aller Gemeinheiten. Von den Nachtheilen dieſer Hinderniſſe ſpricht er ganz im Allgemeinen. Das Behüten der Äcker mit allen Arten Gemeindeviehes auf einem und demſelben Orte hält er mit vollem Rechte für den gröſsten Nachtheil. Dieſs iſt längſt ausgemacht, und hat ſeinen Grund in der Sache ſelbſt; auch hindert es aufserdem noch das Gedeihen des Viehes, wenn alle Arten von Vieh (ſogar geſundes und krankes), die ſich gierig vorgreifen, je nachdem ſie Stärke oder Schwäche, Schnelligkeit oder Unbehülflichkeit zeigen, auf einem Puncte vereiniget ſind. Es verräth ferner die ſchändlichſte Barbarey, ſein kaum in Garben gebundenes Getreide von allen Seiten dadurch verunſtaltet, herum geriſſen und vertreten zu ſehen. Selbſt der Feldboden wird durch das Vertreten des Viehes ganz entſtellt, und die künſtlichen Futterfelder werden dadurch beeinträchtiget. Rec. ſtimmt dem Vf. bey, daſs die Behütung der Wieſen im Frühjahre das allerſchädlichſte Übel in der Landwirthſchaft iſt; und wenn ſie auch im Herbſte, nachdem alle Wieſen und Äcker völlig geräumt ſind, als ein Nothübel noch geduldet werden müſste: ſo wäre doch zu wünſchen, daſs ſolches im Frühjahre durchgängig unterbliebe, und von jeder Landespolizey aufs ſtrengſte darauf gehalten würde. Der Vf. ſchlieſst mit den Vortheilen, welche eine Abänderung darin offenbar hervorbringen müſste, empfiehlt die Abſchaffung überflüſſiger Pferde im Herbſte, an deren Stelle er zu den Ochſen räth, und wünſcht nach Entfernung jener Hinderniſſe nichts mehr, als die freye Bewirthſchaftung des Landeigenthums. — Der Zweck des Vfs. iſt höchſt lobenswerth; im Ganzen aber wäre der Schrift mehr Reinheit des Stiles und orthographiſche Genauigkeit zu wünſchen.

No. 2. Der Vf. läſst der Landwirthſchaft, die bisher zu ſeicht oder zu geringſchätzig beachtet worden ſey, Gerechtigkeit angedeihen, wenn er ſie S. 5 für einen Gegenſtand der tiefſten und ſcharfſten (ſcharfſinnigſten) Unterſuchung erklärt, der die gröſste Vorſicht im Abſtrahiren und die wachſamſte Beobachtung im Anwenden verlange, und deſſen Theile in durchgängiger Verbindung ſtehen. S. 8, *vom Fruchtwechſel*, worüber mehrere bewährte Ökonomen, wie der Herzog von *Holſtein-Beck*, *Thaer*, *Karbe*, *v. Buggenhagen* u. A., ihre Stimme abgegeben haben, behauptet der Vf. ganz recht, daſs, wenn die Getreidearten dadurch überall gut erzeugt werden können, der Boden natürlich mehr einträgt, als wenn beträchtliche Stücken davon als Brache liegen bleiben. Nur ſetzt ein ſolcher Zuſtand voraus, daſs man die beſſeren Bodenarten vor ſich habe. Denn wie wollte man z. B. in einem ſchlechten Sand- oder kalten Ton Boden, wie S. 9 geſagt wird, durch den Wechſel die Düngung des Ackerlandes ſehr vermehren, wo über und unter der Erde viel Futterbau wachſen ſoll? Auf ſolchem Boden fällt das üppige Wachſen ohne ſtarke Düngung ganz weg, man müſste denn dieſe durch anſehnlichen Wieſewachs und allerley Hülfsmittel herbeyſchaffen können. Wahr aber bleibt es, daſs man mit dem Wechſel der Früchte beſſer thut, als wenn man immer einerley Getreidearten hinter einander ſäet, weil dieſelbe Getreideart auch immer die-

Digitized by Google

ſelben Nahrungstheilchen erfodert, und ſolche wegen des Einerley nicht finden wird. — Die Brache iſt ein Hülfsmittel, wo man dieſes mit dem Dünger nicht erzwingen kann; aber wer Dünger genug hat, kann Alles beſäen. Die Frage iſt nur, ob man ſich dieſen überall zu verſchaffen vermag. Darum iſt mit dem Vf. S. 9, auch der Gröſse und Localität der Feldmark wegen, anzurathen, daſs man nicht mehr unternehme, als man bezwingen kann. Wäre der Satz ausgemacht, daſs man ſich überall genug Dünger verſchaffen könne, der ſchwerlich erwieſen werden möchte: ſo bliebe es gar nicht zweifelhaft, daſs die Wechſelwirthſchaft und überhaupt der ganze Feldbau unendlich gewinnen würde. Dann hätten auch des Vfs. Folgerungen ihre Richtigkeit. Hr. *M.* hätte die Bodenart genau bezeichnen und angeben ſollen, wie der Wieſewachs, die Hutung, wie die Surrogate zur Düngung, und überhaupt wie ein ſolcher Ort beſchaffen war, wo der Fruchtwechſel eingeführt worden: dann würde ſein Satz weit mehr Beſtätigung erhalten haben. — S. 13 beſtimmt der Vf. 125 Schfl. Kartoffeln zum Auslegen, und nimmt das 6te Korn an. Hier kommt es darauf an, was es für Kartoffeln ſind, ob die ſogenannten guten oder die hannövriſchen. Bey den erſteren iſt es kaum möglich, da ſie mehrentheils ausgeartet und nicht ſo gut mehr fortkommen, und für die zweyte Art iſt bey dem 6ten Korne (folglich in gutem Lande) der Ertrag äuſserſt gering, da er leicht noch Einmal ſoviel anſetzen könnte. 125 Schfl. aber zum Auslegen iſt in Verhältniſs zu einer Kornſaat von 100 Scheffeln eine äuſserſt groſse Summe, und beynahe unmöglich. Wenn es ausgemacht iſt, daſs der Klee immer ſo reichlich wächſt, als hier S. 14 angenommen wird: ſo möchten wir wiſſen, wie man verfährt, wenn er im Winter ausfriert, ob man da die Milchrechnung nach der Regel detri mit 3 Quart täglich, von 40 Stück — 1500 Rthlr. herausnehmen kann, wo der Nutzen einer Kuh an 37 Rthlr. 12 gr. betrüge. — Was der Vf. S. 15 von der Stallfütterung ſagt, ſetzt ſchon gutes Land voraus, und da kann man ohne groſse Miſsgriffe mancherley Verſuche anſtellen. Ob auf Sandbergen durch bloſse Induſtrie, ohne fortgeſetzten Koſtenaufwand, vortreffliche Früchte zu erzeugen ſind, was der Vf. S. 23 verſpricht, das wird die Folge lehren. Dagegen iſt die Zerſchlagung der Gemeinheiten allemal gut, da ein Jeder das Seinige beſſer und freyer benutzen kann. S. 25 No. 4 ſind die Verbeſſerungsarten gut angegeben; ob man aber dieſe Mittel überall gut ausführen und mit Gewinn fortſetzen könne, iſt eine andere Frage. Zu machen iſt Alles: nur ſteht zu erweiſen, ob die Koſten, wenn ſie einmal angewendet worden, alsdann aufhören oder fortgeſetzt werden müſſen, wodurch der ſo täuſchende Gewinn ein Beträchtliches verliert. Wer freylich die Mittel wohlfeil und leicht haben kann, wie in der Mark, wo beträchtliche Gräſerey und Wieſewachs ſind, der kann Verſuche leicht anſtellen; auſserdem würde ſich die Verbeſſerungsluſt, ohne beſonderen Geldaufwand, gar bald verlieren. — Die Bemerkungen S. 28, 29 f. ſind richtig. Die S. 36 und 37 aufgeſtellten ökonomiſchen Anlagen gehen unter der Vorausſetzung an, daſs Alles ſo fortkommt, wie man es wünſcht, daſs man Gärten, Wieſen, Waſſerkanäle u. ſ. w. ungehindert anlegen kann. S. 42 weiſs ſich der Vf. durch die Bewäſſerung von Wieſen und Feldern zu helfen, wodurch ſich allerdings Vieles bewirken läſst. S. 44 ſcheint er ſelbſt zu zweifeln, ob Alles ſo beſchaffen ſeyn möchte, wie es doch ſeyn ſollte, und er hebt dieſe Bedenklichkeit dadurch, daſs er eine längere Zeit dazu erfodert. Aber wie kann er denn ſogleich einen Kuhſtand halten, wenn nicht ſchon Wieſewachs dazu vorhanden iſt?

Hr. *M.* ſchlieſst ſeine Schrift mit ſehr nützlichen Vorſchlägen, die auf eine erhöhte Verbeſſerung des Landbaues abzwecken. Rec. konnte unmöglich über einen Gegenſtand oberflächlich hinſchlüpfen, der überall beherzigt zu werden verdient, zumal da dieſe Schrift wegen des Nützlichen und Brauchbaren, das ſie enthält, gewiſs recht viele Leſer und Nachahmer anzieht. Z. Dn.

Berlin, b. Schöne: *Anleitung zu Gemeinheits-Theilungen für angehende praktiſche Geometer, auch Ökonomen*, von *F. Schelle*, königl. preuſſ. kurmärkiſchem Regierungs-Conducteur. 1811. Mit 1 ill. Kupfert. 64 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. beſtimmte dieſes Werkchen zur Anleitung für angehende Feldmeſſer, denen es an einer kurzen, aber deutlichen Anweiſung zu dieſem in der That nicht wenig ſchwierigen Geſchäfte bisher fehlte. Er theilt die Materie, nach einer kurzen Einleitung, in fünf Abſchnitte: I. *das Aufnehmen der Feldmark;* II. das *Regiſtriren;* III. das *Bonitiren*; IV. das *Separiren*; V. das *Subrepartiren.*

Die Beſchreibung der Aufnahme der Feldmark hat der Vf. für den erſten Abſchnitt in der Einleitung zwar angekündigt, aber nicht geliefert, weil er ſie als das leichteſte Geſchäft bey Jedem vorausſetzt. Allerdings muſs die Aufnahme einer Feldmark jedem Geometer bekannt ſeyn; aber um der Vollſtändigkeit willen hätte der Vf., der uns ein unterrichteter Mann zu ſeyn ſcheint, ſie nicht ganz übergehen ſollen. Wir haben zwar eine Menge Schriften über das Aufnehmen; aber Rec. ſcheint eine kurze und bündige Anweiſung für den Landwirth, den der Vf. doch einmal auf dem Titel mit genannt hat, noch immer ein Bedürfniſs zu ſeyn. Der Vf. beſchränkt ſich in dieſem 1 Abſchnitt nur auf ein paar Bemerkungen über die Anfertigung der Flurcharten. Die erſte betrifft die Gröſse der Charten. Mit Recht verlangt er, daſs der Maſsſtab zu einer Separations-Charte auf den Decimalzoll 20 bis 25 Ruthen enthalten ſoll. Charten von zu kleinem Maſsſtabe können gerade hier allerdings zu groſsen Irrungen und ſelbſt zu Ungerechtigkeiten Anlaſs geben. In der zweyten Bemerkung thut der Vf. den Vorſchlag, die Separations-Charten auf ½ bis 2 Linien ſtarke Platten von Kupfer oder auf Holztafeln,

Digitized by Google

welche mit Papier überzogen werden, zu zeichnen. Dagegen verwirft er aus guten Gründen die Charten auf blofses Papier, oder auf Papier, welches auf Leinewand gezogen. Den Einwendungen dagegen fucht er zu begegnen; allein es gelingt ihm nicht ganz. So fehr wir die Nützlichkeit diefes Vorfchlags anerkennen: fo dürften doch die Koften fehr hoch kommen, die Charten würden fehr fchwer zu handhaben und felbft nicht ohne Schwierigkeiten anzufertigen feyn. Was der Vf. im 2 Abfchnitt vom Regiftriren fagt, ift kurz, aber für den Geometer befriedigend. Noch fehlt es uns überhaupt an richtigen agronomifchen Grundfätzen darüber: daher wir diefe auch hier nicht erwarten dürfen, vielmehr hat der Vf. die im Preuffifchen faft allgemein übliche Claffification des Bodens zum Grunde gelegt, der wir im Ganzen unferen Beyfall nicht geben können. Der 3 Abfchnitt ift fehr kurz, für eine Anleitung vielleicht zu kurz ausgefallen. Das Gefchäft der Separation im 4 Abfchnitt hat der Vf. durchgängig mit Beyfpielen erläutert, fo dafs dem, welcher in der Geometrie nur einigermafsen bewandert ift, nichts undeutlich bleiben wird. Wenn wir aber den allgemeinen Principien, auf welche diefe Separation fich gründet, überhaupt nicht beyftimmen können, weil fie wenig Genauigkeit und Gleichheit gewähren: fo trifft diefer Tadel weniger den Vf., als die in feinem Lande gemachte Einrichtung. Der 5 Abfchnitt ift für die Wichtigkeit der Materie wieder etwas zu kurz. Im Ganzen aber findet Rec. diefe Schrift recht brauchbar, und er ift überzeugt, dafs der Vf. in der Folge, wenn er diefe höchft wichtige Materie ausführlicher behandeln wollte, gewifs mit Beyfall auftreten wird.

— m —

Leipzig, b. Weigel, jetzt in Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Hand-Lexicon für Küchengarten-Freunde*, oder *Anleitung zur Kenntnifs und Cultur aller in einem guten Hauswefen unentbehrlichen Küchengarten-Gewächfe, in alphabetifcher Ordnung.* Von *J. F. Volborth*, Prediger zu Nieder-Sachswerfen in der Grafffchaft Hohnftein. Nebft einem Küchengarten-Kalender und einem Regifter aller in diefem Buche vorkommenden Namen der Gartengewächfe. 1802. VIII u. 312 S. 8. (20 gr.)

Hr. *V.* fagt fehr befcheiden, dafs er fein Buch weder für gelehrte Kenner noch für Kunftgärtner gefchrieben, fondern bey der Ausarbeitung deffelben den Zweck gehabt habe, Gartenfreunde die vorzüglichften nutzbaren Gewächfe kennen zu lehren, und befonders folchen Männern, die fich beym Antritt eines Amtes, vielleicht auf einem Dorfe, in eine folche Lage verfetzt fähen, wo ihnen der Gartenbau in ihren Nebenftunden eine angenehme Unterhaltung darbietet, über diefen Zweig der Gärtnerey eine kurze und fafsliche Anweifung zu geben. Da der Vf. in feiner Lage feit 13 Jahren Gelegenheit gehabt hat, fich praktifche Kenntniffe zu erwerben, und die von älteren Schriftftellern angegebenen Behandlungsmethoden in Abficht auf Gemüfepflanzkunft zu prüfen: fo find auch feine Vorfchriften um defto zuverläffiger. Die Schriften, welche er nebenbey zu Rathe gezogen, find zwar theils veraltet, theils Auszüge aus gröfseren Werken, z. B. *Idelers* Gartenfreund: indefs hat er in Betreff einer guten Pflege der Gemüfearten eine gute Auswahl getroffen, und immer nur die richtigen Anweifungen beybehalten. Dafs er bey verfchiedenen Küchengewächfen, z. B. beym Spargelbau, die alten und neuen Culturmethoden gegen einander geftellt hat, gefällt uns eben fowohl, als die bey mehreren Arten angezeigte Dauer der Samen, wie lange diefelben nämlich ihre Keimfähigkeit behalten. Der Plan, nach welchem er arbeitete, war ungefähr diefer: 1) giebt er eine fo viel möglich genaue und vollftändige Anleitung zur Kenntnifs der gewöhnlichen Sorten der Küchengarten-Gewächfe, wobey er auf die befferen Sorten aufmerkfam macht; 2) zeigt er die Befchaffenheit und Güte des Bodens, in welchem die Gewächfe am beften fortkommen, ob er fett oder mager, leicht oder fchwer, frifch oder nicht frifch gedüngt feyn, und wie er bearbeitet werden müffe; 3) beftimmt er die Zeit, in welcher der Same eingebracht und bis zur Ausfaat aufbewahrt werden müffe, und lehrt alsdann, wie derfelbe bey der Ausfaat zu behandeln, und was man bey der Wartung der Pflanzen, in den verfchiedenen Stufen ihrer Entwickelung, zu beobachten habe; 4) da, wo es nöthig fcheint, giebt er auch den Nutzen und Gebrauch an, fo wie die Aufbewahrung im Winter, und endlich 5) wie man fich von mehreren Gartenfrüchten felbft Samen verfchaffen könne. Alles diefs ift mit vielem Fleifse ausgearbeitet; nur hätte er die häufigen Widerholungen, dafs die Pflanzen vom Unkraut rein zu halten feyen, wovon jeder Gartenarbeiter die Nothwendigkeit felbft einfehen kann, vermeiden follen. Die deutfchen Namen find bey manchen Gewächfen nicht gut gewählt, und die Ausdrücke bisweilen unrichtig. Auch hätte das Ganze in Anfehung der Namenordnung gewonnen, wenn die lateinifchen Benennungen vorgefetzt worden wären; man fände dann die Arten einer Gattung beyfammen, und müfste fie nicht an mehreren Orten aufluchen, wie diefs z. B. bey *Allium* der Fall ift. Doch diefes find nur kleine Fehler, die den Werth des Buches, das wir den Küchengartenfreunden ohne Bedenken empfehlen, nicht vermindern.

H — ch.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Märker: *Hiſtorico-critica explicationum parabolae de improbo oeconomo deſcriptio*, qua varias variorum interpretum ſuper Luc. 16, 1—13 expoſitiones digeſtas, examinatas, ſuamque ex apocryphis V. T. potiſſimum hauſtam exhibuit M. *Joh. Chriſtoph. Schreiter*, Rev. Miniſt. Candid. et Collegii philobiblici Lipſ. Soc. (nunmehr Archidiacon. zu Schleuſingen). 1803. XII u. 216 S. gr. 8. (18 gr.)

Hr. *Schr.* ſtellt hier die mancherley vorhandenen Auslegungen der Parabel von dem ungerechten Haushalter auf, fügt denſelben hin und wieder ſeine Kritiken bey, und kommt dann auf ſeine eigene Erklärung, für deren Richtigkeit er in den Apokryphen des A. T. Gründe gefunden haben will. Nach einer kurzen Einleitung in dem 1 Cap. über das Weſen der Parabel, unterſucht er Cap. 2 die Frage, nach welcher Methode er hiebey verfahren müſſe, und findet es am angemeſſenſten, bey Aufzählung der Ausleger auf den Zweck, den jeder in der Parabel fand, Rückſicht zu nehmen, und ſie nach dieſem Maſsſtabe zu claſſificiren. 3 Cap. Ausleger, die der Parabel eine allegoriſch-myſtiſche Deutung geben, und ſie als eine Vorherſagung der künftigen Schickſale des Chriſtenthums anſehen: *Lomeyer*, *Grüneberg*, *Harenberg*, *Karl*, *Drieſsen*, *Deyſsing*, *Thimus*, *Pape*. Cap. 4. Ausleger, die in der Parabel eine Ermahnung finden, ſich der Aufnahme in das Meſſiasreich würdig zu machen: *S. H. Möller*. Ihm folgen *Muzel* und ein *Ungenannter* in *Auguſti's* theol. Bl. 2 Jahrg. S. 733. (Rec. vermiſste hier den M. *Liebe*, welcher ſich in den neuen theol. Bl. II B. S. 46 für die *möllerſche* Anſicht erklärt, und den Vorwurf der Treuloſigkeit von dem Haushalter abzulenken ſucht. Er verdiente wenigſtens eher angeführt zu werden, als der vorhin erwähnte *Anonymus*, deſſen ganzes Raiſonnement D. *Enke* in ſeiner *disp. ad locum Luc.* 16, 9. Lipſ. 1799 mit Recht für ein Gewäſche erklärt.) Cap. 5. Empfehlung kluger Vorſicht in Abſicht auf die den Apoſteln bevorſtehenden Tage der Trübſal. *Wake*, *Winterberg*, *Zeune*, *Seyffarth*, *Stolz*. Cap. 6. *Joh. Olearius*, *Lightfoot* und ein *Ungenannter* in *Henke's* Mag. für Exeg. u. ſ. w. V B. S. 355 finden in der Parabel die Lehre: Erſtatte das mit Unrecht erworbene Gut, oder wende es zum Beſten der Frommen an. Den Letzteren widerlegten *Tobler*, *Nitzſche* und *Flatt*. Cap. 7. Ausleger, welche glauben, der Zweck der Parabel ſey, zu Almoſen und milden Beyträgen aufzumuntern. *Irenaeus*, *Athanaſ.*, *Auguſtin.*, *Theophylact.*, *Erasmus Rot.*, *Clarius*, *Beza*, *Flac. Illyr.*, *Piscator*, *Erasm. Schmidt*, *Corn. a Lapide*, *Hackſpan*, *Lud. Capella*, *Clericus*, *Schöttgen*, *Heumann*, *Moldenhauer*, *Heſs*, *Hane*, *Storr*, *Michaelis*, *Tobler*, *Weber*. Cap. 8. 1 Abſchnitt. Ausleger, nach deren Urtheil die Tendenz der Parabel iſt: Mache einen vorſichtigen Gebrauch von den irdiſchen Gütern. *Grotius*, *Zeger*, *Teelmann*, *Hopfer*, *Gataker*, *Brucker*, *C. C. L. Schmidt*, *Conz*. *Berger*, *Paulus*. 2 Abſch. Ausleger, die in der Parabel folgende Belehrung finden: Brauche die irdiſchen Güter ſo, daſs du der Aufnahme in die Wohnungen des Himmels würdig erfunden werdeſt. *Caſtellio*, *Heinſius*, *Hammond*, *Pricaeus*, *Schöne*, *Wetſten*, *Bengel*, *C. Fr. Bahrdt*, *Tſchucke*, *Moſche*, *Roſenmüller*, *Bolten*, *Facius*, *Morus*, *Nitzſche*, *Enke*, *Bauer*, *Reichard*, *Hensler*. 3 Abſch. Pflichtmäſsiger Gebrauch der irdiſchen Güter, oder pflichtmäſsige Vorſichtigkeit im Gebrauch derſelben. *Teller*, *Lange*, *Flatt*. Dieſer Erklärung giebt Hr. *Schr.* den Vorzug, und ſucht ſie durch neue Gründe und Modificationen mehr zu befeſtigen. Das Reſultat ſeiner Anſicht iſt folgendes: „Die ſpäteren Juden nannten den Reichthum *flüchtig* und *unbeſtändig*. Die chaldäiſchen Paraphraſen nennen ihn מטן שקר; das שקר aber reſpondirt dem ἄδικος, und dieſes muſs alſo für *flüchtig*, *eitel*, *treulos*, genommen werden. Auch die Apokryphen des A. T. legen dem Reichthum dieſes Prädicat bey. 2 Macc. 7, 34. Weish. 5, 8—16. (Aber nennen denn nicht gerade die Apokryphen des A. T. das unrecht erworbene Gut ἄδικον, welches Worts ſie ſich aber nie bedienen, wenn ſie vom *flüchtigen* Reichthum reden? Man ſehe Sir. 5, 8. 34, 18. 40, 13.) Seit dem babyloniſchen Exil legte man den Almoſen einen vorzüglichen Werth bey. Tob. 1, 2. Sir. 7, 22. 4, 1—11. (Rec. glaubt, daſs man bey den Juden in den vorhergehenden Zeiten auf Almoſen einen eben ſo groſsen Werth gelegt habe.) Man ſah ſie als Handlungen an, mit welchen man den Himmel verdienen könne. Auch ſcheint der Glaube, daſs die verſtorbenen, in die Seligkeit aufgenommenen Menſchen ſich um die Angelegenheiten ihrer Freunde auf Erden bekümmern, für ihre zurückbleibenden Wohlthäter bey Gott Fürbitten einlegen, und ſie einſt in die Wohnungen des Himmels aufnehmen, dieſem Zeitalter eigen geweſen zu ſeyn. 2 Macc. 15, 12 u. ſ. w. Αἰώνιος wird

Digitized by Google

κατ' ἐξοχὴν in der h. Schrift von dem künftigen ewigen Leben gebraucht. Tob. 3, 6. vergl. Pred. 12, 5. (Beide Stellen beweifen nichts. Αἰώνιος τόπος ist ſo wie בֵּית עוֹלָם das ewige Haus, worunter ſich die Alten das Grab dachten. Der Jude verband gewifs nicht mit עוֹלָם, αἰών und αἰώνιος den metaphyſiſchen Begriff *ewig* oder *ohne Anfang und Ende.*) Jeſus richtet ſich nach dieſen Zeitbegriffen, und leitet nun aus ſeiner Erzählung für ſeine Anhänger eine Lehre ab, die er nach jüdiſchen Vorſtellungen alſo ausdrückt: Wendet den flüchtigen Reichthum zu Almoſen für Arme an, damit dieſe einſt nach ihrem Tode Fürbitter für euch werden, und euch, wenn ihr ſterbet, in ihre Geſellſchaft, in die Wohnungen des Himmels aufnehmen; — oder ohne Bild zu reden: Macht euch durch pflichtmäſsige Anwendung der flüchtigen Erdengüter der ewigdauernden Seligkeiten des Himmels würdig.

Man ſieht leicht, daſs dieſe Erläuterungen aus den Apokryphen des A. T. die Wichtigkeit nicht haben, welche ihnen hier beygelegt wird. Rec. glaubt überhaupt, daſs ſich keine der vorhandenen Auslegungen, bey welchen man vorausſetzt, daſs der Haushalter ſich durch Betrug aus ſeinen verwickelten Umſtänden herauszuziehen geſucht habe, vertheidigen laſſe. Allen ſteht der Zuſammenhang, und beſonders das διεβλήθη entgegen. Hr. *Schr.* beruft ſich zwar auf *D. Heumann*, welcher erwieſen habe, daſs διαβάλλειν auch eine rechtmäſsige Anklage bedeute; allein das διαβάλλειν, welches dieſer Ausleger aus *Iſocr. Areopag.* anführt, heiſst offenbar weiter nichts als *verläumden.* Schwerlich wird in Profanſcribenten eine Stelle nachgewieſen werden können, in welcher es für eine rechtmäſsige Anklage genommen werden *müſste.* Es reſpondirt dem hebr. שָׂטַן, und wo von einer rechtmäſsigen Anklage die Rede iſt, wird es eben ſo wenig als διαβάλλειν gebraucht. Offenbar iſt nun διεβλήθη dem ἐπήνεσεν entgegengeſetzt, und Jeſus kann alſo bey dieſer Parabel keinen anderen Zweck gehabt haben, als das, was er ſchon in den Cap. 15 vorkommenden Gleichniſſen gelehrt hatte, näher zu beſtimmen. Es war nicht genug, daſs er ſagte: Auch Zöllner ſollen zu Mitgliedern des Meſſiasreichs angenommen werden; er muſste auch zeigen, unter welchen Bedingungen eine ſolche Aufnahme zu erwarten ſey. Darum redete er nun auch beſonders πρὸς τοὺς μαθητὰς αὐτοῦ, d. h. zu denen, die ſchon ſeine Lehranhänger zu werden ſich geneigt bewieſen hatten (wie Joh. 8, 31). Da nun die Perſonen, die jetzt von ihm zu Jüngern angenommen wurden, mehrentheils aus Zollpächtern beſtanden, ſo erzählt er ihnen die Geſchichte von einem Pachter, der treulos geweſen war, deſſen Treuloſigkeiten aber eben ſo wie die ihrigen von Verläumdern waren vergröſsert worden. Er wird zur Rechenſchaft gefodert, und wie er nun verfahren ſey, und ſich zu retten geſucht habe, das läſst ſich bey der Unbekanntſchaft mit dem Detail der Begebenheit nicht beſtimmt angeben; und die Nebenumſtände, wodurch die Sache mehr Aufſchluſs erhält, müſſen hinzugedacht werden. Nun weiſet aber das διεβλήθη darauf, daſs dieſe Nebenumſtände gar nicht auf eine der Abſicht des Erzählers gemäſse Art hinzugedacht werden, wenn man die Klugheit des Haushalters in eine noch fortdauernde treuloſe Verwaltung der Güter ſetzt. Er behandelte vielleicht die Sache, wie eine Concurſache, wo man, um nicht Alles einzubüſsen, die Schuldſummen herabſetzt, oder es waren vielleicht die Schuldner ſeine Unterpachter, und ſo konnte er ohne Nachtheil ſeines Herrn ihnen nachſehen. Genug er muſs auf dieſe oder ſonſt eine Art verfahren ſeyn, daſs er ſich nicht nur die Schuldner zu Freunden machte, ſondern auch auf das Lob ſeines Herrn mit Recht Anſpruch machen konnte. Der Herr lobte den ungerechten Haushalter: denn, ſetzt Jeſus ſehr treffend hinzu, die Kinder dieſer Welt ſind klüger εἰς τὴν γενεὰν ἑαυτῶν, in Abſicht auf ihre Anhänger, d. h. ſie wiſſen ſich mit mehr Klugheit und Vorſicht Anhänger zu verſchaffen, als die *Kinder des Lichts, die Phariſäer* (Luc. 11, 52); denn anſtatt Andere für ſich und die Religion, die ſie lehren, zu gewinnen, und die Irrenden durch Sanftmuth wieder auf den rechten Weg zu leiten, ſcheuchen ſie ſie von ſich, und machen durch ihre Intoleranz und Verketzerungsſucht ihnen die Religion verhaſst. Gewiſs war das ein Wort zu ſeiner Zeit geredet: denn die Phariſäer, welche Jeſum wegen ſeines Umganges mit Zöllnern getadelt hatten, hörten dieſen Vortrag mit an, und ihr Haſs gegen die Zöllner, die ſie von aller kirchlichen Gemeinſchaft ausſchloſſen, und für Böſewichter erklärten, giebt hinlängliche Erläuterung über den Sinn und den Nachdruck dieſer Worte. Und ich ſage euch, ſetzt nun Jeſus zur Belehrung ſeiner Schüler hinzu, wendet euer Vermögen, das ihr zum Theil mit Unrecht erworben habt, noch ſo an, daſs, wenn die jüdiſche Religions- und Staats-Verfaſſung ein ſchreckliches Ende nehmen (S. Luc. 21, 26—31), man euch an den Glückſeligkeiten des Meſſiasreichs, welche nach ihrem ganzen Umfang künftig zu erwarten ſind, könne Antheil nehmen laſſen.

Ob nun gleich Rec. der Erklärung des Vfs. nicht beyſtimmen kann, auch nicht findet, daſs von ihm aus den Apokryphen bedeutende Aufſchlüſſe über den Inhalt und die Tendenz der Parabel gegeben worden: ſo ſpricht er deſswegen ſeiner Schrift keineswegs ihre Brauchbarkeit ab; vielmehr läſst er dem Fleiſs und den gelehrten Kenntniſſen, die er in derſelben vielfältig gezeigt hat, Gerechtigkeit widerfahren. Das Verzeichniſs der vorhandenen Ausleger über dieſe Parabel iſt ziemlich vollſtändig; doch vermiſste Rec. mehrere, welche hätten angeführt werden ſollen, z. B. *Theophilus von Antiochien*, welcher die Parabel auf den Apoſtel Paulus und deſſen Bekehrungsgeſchichte hingedeutet hat. S. *Hieronym. opp. Tom III edit. Erasm. p.* 163. *Johann Chriſtian Schmidt, brandenb. culmb. Hofprediger.* Dieſer verſteht (S. deſſen heil. Reden über die Sonn- und Feſt-Evangelien 1705 in 4) unter dem Haushalter Jeſum ſelbſt, welcher von den Phariſäern angeklagt worden, daſs er mit ſeiner Lehre großen Schaden anrichte u.

Digitized by Google

f. w. Mehrere der von Hn. *Schr.* erwähnten Ausleger hätten können weggelaſſen werden, weil ſie blofs das enthalten, was man bey ihren Vorgängern ſchon gefunden hatte. Von Druckfehlern wimmelt die Schrift. Sie ſind zwar in einem angehängten Verzeichniſſe zum Theil angegeben, allein auch dieſes Verzeichniſs iſt nicht von Druckfehlern frey.

Ker.

Leipzig, b. Gräff: *Über die Krankencommunionen, mit beſonderer Hinſicht auf ihre Miſshandlung und Schädlichkeit.* 1803. 126 S. 8. (8 gr.)

Mit beſcheidener Freymüthigkeit und einer dem Vf. zur groſsen Ehre gereichenden Wahrheitsliebe erklärt er ſich hier über einen Gegenſtand, welcher der Aufmerkſamkeit aller öffentlichen Religionslehrer werth iſt. Die ganze Schrift iſt zugleich ein Muſter, *wie* man über Gegenſtände der Art ſchreiben müſſe, um den Zweck nicht zu verfehlen. Denn wie viel kommt nicht auf das *wie* an, um nicht der guten Sache ſelbſt zu ſchaden! Das Niederreiſſen iſt leicht; aber auch das Wiederaufbauen? Der Vf. wirft nicht blofs weg, er bewahrt auch das, was bleibenden Werth hat. Seine Schrift verdient, näher gekannt zu ſeyn.

In der Einleitung ſetzt der Vf. folgende Hauptgedanken weiter aus einander. Die Stiftung des h. Abendmahls iſt und bleibt ein ewiges Denkmal der reinſten Chriſtusliebe; für Kranke und Sterbende ward es nicht geſtiftet, und in Abſicht der kirchlichen Form dieſer Religionshandlung ſchrieb Chriſtus nichts vor; ſie kann daher abgeändert, und ihr politiſcher und kirchlicher Zweck darf nie Hauptſache werden; nur ihr moraliſcher Zweck iſt Hauptſache. Groſse Nachtheile hatten die verſchiedenen Deutungen ihres hohen und erhabenen Endzwecks. Die Kirchenväter trugen durch ihre alte Schul- und Secten-Philoſophie und durch ihre myſtiſche Schulſprache (denn man wollte durchaus *Geheimniſſe* haben) zu unſeligen Miſsverſtändniſſen bey. Die traurigen Erfolge des vielen Unfugs ſtreit- und herrſchſüchtiger Prieſter, und der vielen Verfälſchungen der natürlichſten Erklärungen der Einſetzungsworte lehrt die Kirchengeſchichte. Auch die Heiden wurden von der Annahme des Chriſtenthums zurückgeſchreckt, und haſsten die erſten Bekenner deſſelben. Auch der Reformation war es nicht möglich, das Übel ganz zu heilen; es entſtanden ſogar neue Streitigkeiten, neue Religionsparteyen und Secten. Die Feyer des h. A. kann nur durch gereinigte Grundſätze der wahren Philoſophie, durch Vermeidung unbegreiflicher Zuſätze und aller Schul- und Kunſt-Wörter der Dogmatik und Polemik, durch eine vernünftige Exegeſe und durch Feſthaltung des moraliſchen Zwecks ſeiner urſprünglichen Würde wieder näher gebracht werden.

Der Vf. behandelt hierauf ſeinen Hauptgegenſtand faſt in jeder Hinſicht, beſonders was Ordnung und Deutlichkeit betrifft, ſehr zweckmäſsig. Er leugnet nicht, daſs Krankencommunionen ſehr viel *für* ſich haben, jedoch nur bedingungsweiſe. Er nennt die Fälle — und zwar ohne die mindeſte Übertreibung, in denen ſie höchſt zwecklos, zweckwidrig und ſogar ſchädlich ſind. Was er hier vom Aberglauben aus der Vorzeit ſagt, iſt unleugbar; er führt Beyſpiele aus der Religions- und Kirchen-Geſchichte an. Bey der Beantwortung der Frage: *was iſt überhaupt der Zweck der Abendmahlsfeyer?* hätte ſich der Vf. weit kürzer faſſen können, indem er ſich ſchon hinlänglich darüber erklärt hatte, ſo wie es auch keiner ſo weitläuftigen Auseinanderſetzung deſſen bedurfte, in wiefern das h. A. ein *Erinnerungsmahl* und ein *Aufmunterungs-* und *Erweckungs-Mahl* zur Menſchenliebe und zu einer reineren, himmliſchen, Gott wohlgefälligen Tugend und Frömmigkeit ſey. Er hätte dieſs wenigſtens auch hier ſchon mehr in Beziehung auf ſeinen Hauptgegenſtand betrachten ſollen. Leſenswerth ſind indeſſen mehrere hieher gehörige Bemerkungen, beſonders die Erklärung der Einſetzungsworte betreffend, worin er beſonders *Stolz's* Erläuterungen zum N. T. folgt.

Sehr wahr und richtig iſt das, was der Vf. darüber ſagt, daſs nicht blofs von Seiten des geiſtlichen Standes, ſondern auch des Staats und der Regierungen die Krankencommunionen alle Aufmerkſamkeit verdienen. Mit vieler Sachkenntniſs und möglichſt genau beantwortet er die Frage: *worauf gründet ſich eigentlich dieſe Art gottesdienſtlicher Andachtsübung auf dem Kranken- und Sterbe-Bette?* „Der Unterſchied zwiſchen der letzten Ölung in der katholiſchen Kirche und zwiſchen jener Religionshandlung, meint er, beſteht blofs in der Form; der Zweck iſt faſt derſelbe.“ Soll denn, fragt er mit Recht, der Hang und die Liebe zum Wunderbaren, Auſserordentlichen und Übernatürlichen jetzt noch auch unter den ſpäteren Chriſten Statt finden? Er zeigt beſonders an der bekannten Stelle Jak. 5, 14—16, worin man die letzte Ölung und Ohrenbeichte finden will, wie vormals der Aberglaube und die Mönchstheologie Alles, was man wollte, in der Bibel gefunden zu haben glaubte. Zugleich führt er an, was *Juſtinus*, *Baſilius* u. A. auf den Kirchenverſammlungen in Hinſicht auf Kr. C. verordnet hatten, und daſs man ſogar Kindern und — den Todten das h. A. gab, welchem ſchrecklichen Unfuge das karthaginenſiſche Concilium Einhalt thun muſste. Mit gebührender Achtung ſpricht er von dem Verhalten der reformirten Kirche, die freylich ehemals noch ſtrenger war als jetzt.

Über das, was nun der Vf. zur Beantwortung der Frage: *was ſoll eigentlich der wahre Zweck der Kr. C. ſeyn?* hier weiter aus einander ſetzt, iſt Rec. gänzlich mit ihm einverſtanden. Er verſichert, das h. A. könne und ſolle in einem hohen und viel umfaſſenden Grade ein Erinnerungs-, ein Erweckungs-, ein Aufmunterungs- und Beruhigungs-Mahl ſeyn, und erklärt ſich darüber auf eine ſehr befriedigende Art; aber auch eben ſo freymüthig darüber, ob Kr. C. auch ſo zweckmäſsig gehalten werden, wie die Sache der Religion es erfodert. Mit edlem Eifer deckt er hier die mannichfaltigen Miſsbräuche auf, welche zum

Digitized by Google

Theil durch die Diener der Religion selbst veranlasst werden, und dringt mit Recht auf bestimmte Consistorialverfügungen. Sehr lesenswerth ist das von der zweckmäfsigen Einrichtung der Kr. C. Gesagte; auch gegen dasjenige, was er von der offenbaren Schädlichkeit derselben in moralischer und physischer Hinsicht anführt, ist gar nichts zu erinnern. Möchte man nur dem Prediger mehr Freyheit und in manchen Fällen sogar unbedingte Vollmacht geben! Käme nur endlich der glückliche Zeitpunct, wo er zu seinen Confitenten ganz so sprechen dürfte, wie der Vf. ihn hier sprechen läfst! Aber wie viel gehört und wie viel fehlt noch dazu, sowohl von Seiten seiner selbst, als seiner Gemeine! Kein einziger der vielen äufserst beherzigenswerthen Vorschläge des Vfs. ist überspannt und unausführbar. Und käme es endlich in einer so wichtigen Angelegenheit dahin, dafs auch nur die meisten oder doch mehrere derselben durch thätige Mitwirkung der Consistorien in Ausübung gebracht würden: wie viel Unfug würde dann auf immer fortgeschafft, und die Würde der Religion aufrecht erhalten werden! Dann würden, wie der Vf. sagt, die Kranken nicht nur nichts verlieren, sondern viel gewinnen. Die Kr. C. wäre zwar eingeschränkt und nur *bedingungsweise* zugestanden; allein die Pflichten des Predigers hätten in mancher Hinsicht einen erweiterten Wirkungskreis bekommen. Von der einen Seite dürfte er sich und seine Überzeugung dem Aberglauben und dem Wahne nicht opfern; von der anderen Seite dürfte er aber auch seine Amtspflicht nicht vernachlässigen. Bey der Einschränkung der Kr. C. müfsten die Krankenbesuche den Geistlichen um so mehr zur dringenden und vorzüglichen Amtspflicht gemacht werden, damit die Widersacher nicht zu anderen Vorwürfen Veranlassung und Gelegenheit finden können. Die Steine des Anstofses wären ja weggehoben, und die Ursachen des Ärgernisses wären getilgt!

S. S. B.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Halle*, b. Kümmel: *Christlicher Cultus nach Angabe der Schrift*, von *Philipp Breitenstein*, Prediger zu Marburg. 1812. 64 S. 8. (4 gr.) Wiederum ein Versuch, die christlichen gemeinschaftlichen Andachtsübungen neu zu modelliren! Mit welchem Glücke? mögen die Leser nach einer getreuen Relation des Inhalts selbst beurtheilen. Der Vf. meint im Vorberichte, man habe in den neueren Vorschlägen zu einer besonderen Einrichtung der öffentlichen Gottesverehrungen mehr auf den Geist des Zeitalters, als auf die Spuren, die sich in der Schrift finden, Rücksicht genommen. (Um dieses zu tadeln, hätte er doch erst beweisen müssen, dafs Christus seinen Verehrern eine gewisse Form der Gottesverehrungen *vorgeschrieben* habe.) Diesen Spuren nun hat er nachzugehen versucht. Er führt die Untersuchung bis auf die abrahamitische Familie zurück, geht auf Mosen über, und schliefst aus dem Abrifs des heiligen Zeltes, „welchen derselbe *unmittelbar von Gott* erhalten haben soll," es sey Gottes Willens Meinung gewesen, zu *allen Zeiten* und von *allen Völkern* auf eine ähnliche Weise, nur unter anderen Modificationen verehrt zu werden!! (Über die Bündigkeit dieses Schlusses sowohl in Hinsicht der Vordersätze als des Schlufssatzes mögen erleuchtete Leser selbst urtheilen!) Auch die Visionen in der Offenberung Johannes dienen ihm zur Verstärkung dieser Behauptung. Hierauf giebt nun der Vf. eine detaillirte Beschreibung der Anordnung des jüdischen Gottesdienstes vor den Zeiten Christi, deren eigentliche Quelle, — falls sie nicht Werk der Phantasie seyn soll, — Rec. gern in irgend einem alten jüdischen Schriftsteller möchte nachgewiesen sehen. Diese jüdischen Gebräuche will er verchristlicht wissen, und beruft sich zu dem Ende auf die Beybehaltung mehrerer jüdischer Gebräuche unter den ersten Christen, obgleich er selbst zugiebt, dafs man nach der Zerstörung des Tempels sich mit Verfassung mosaischer Ceremonien nach den Heiden gerichtet habe. (Man mufs also diese Form wohl nicht von ewig bleibender Verbindlichkeit gehalten haben.) Ezechiels Gesicht eines grofsen Tempels, in welchem Vieles nicht mit der mosaischen Verfassung übereinkomme, scheint ihm stark auf christliche Zeiten hinzuwinken; auch will er die vom Eusebius beschriebene Einrichtung des Tempels zu Tyrus, den er in der Offenbarung Johannes vorher abgebildet findet, für ein Modell einer christlichen Kirche angesehen wissen, deren sich in jeder bedeutenden Stadt eine finden sollte, mit zierlichen Geräthschaften ausgeschmückt, wie man denn die christlichen Prediger sowohl durch Amtsnemen als durch Amtskleidung auszeichnen müsse. Nach einer umständlichen Beschreibung des Hochamtes in der katholischen Kirche, nebst der seynsollenden Beziehung dieser Ceremonieen, so wie der Abendmahlsfeyer in der englischen Kirche, zeichnet er endlich die Anordnung christlicher Gottesverehrungen vor, wie sie ihm nach jenen Spuren aus dem Alterthume am zweckmäfsigsten scheint. Dazu fodert er zuvörderst schon eine am Sonnabend Abend zu haltende Vorbereitungsandacht. (Sollten denn die Unzuträglichkeiten, welche öffentliche Abendgottesdienste ihrer Natur nach mit sich führen, dem Vf. ganz unbekannt seyn?) Für die Sonntage fluc weitläuftige Wechselgebete und Intonationen des Predigers und der Gemeine vorgeschrieben, zu welchen gröfstentheils *Klopstocks* Messias den Text liefert. Die Predigt will der Vf. aus dieser Gottesverehrung ganz verbannen, und sie in die Mittagsstunde verschieben u. s. w. Rec. will es beynahe scheinen, man könne den Vorwurf, den der Vf. den bisherigen liturgischen Veränderungen macht, umgekehrt wider die seinigen richten: dafs nämlich bey denselben auf den Geist des Zeitalters *bey weitem zu wenig* Rücksicht genommen sey, ohne dafs man jedoch von ihnen rühmen dürfte, sie wären echt biblisch, weil der Geist des Christenthums mit einem gezwungenen Formwesen durchaus nichts gemein hat.

WRth.

Vermischte Schriften. Ohne Anzeige des Verlegers: *Darstellung der neuesten Verketzerungsgeschichte und Aneiferung zu ihrer Fortsetzung.* Von zwölf neuen Aposteln. 1811. 78 S. 8. (3 gr.) Die Verketzerung betrifft den Vf. der Schrift: Über das Bedürfniss einer Reformation des Priesterstandes. Die Darstellung der Geschichte derselben wird nur für wenig Leser Interesse haben, da sie mit einer Menge Localbeziehungen durchflochten, und auch übrigens nicht sehr geistreich ist.

— h.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

THEOLOGIE.

BERLIN, b. Fröhlich. *Ein Wort über die herrschende Irreligiosität und einen zweckmäfsigen Religionsunterricht als das wirksamste Mittel dagegen*, von *C. W. D. Hoffmann*, weil. Subrector an der kölnischen Stadtschule zu Berlin. Nebst dem Leben des Vfs. 1804. 242 S. 8. (15 gr.)

Die Anzeige dieser Schrift hat sich zwar durch zufällige Umstände verspätet; aber diese Verspätung kann dem Publicum, für das der Vf. schrieb, Vortheil bringen, wenn bey demselben seine kräftigen und gehaltvollen Worte von Neuem in Erinnerung gebracht, und einer sorgfältigeren Prüfung und Beherzigung empfohlen werden. Es sind die letzten Worte eines edeln Verstorbenen, geschrieben auf dem Sterbebette, wie der Vorbericht sagt, und eingegeben von dem Geist der Wahrheit und Liebe. Zwar ist über den Gegenstand, den der Vf. behandelt, in unseren Tagen schon so Vieles gesprochen und geschrieben, räsonnirt und deräsonnirt worden, dafs vielleicht ein grofser Theil unserer Zeitgenossen die Acten über denselben für geschlossen hält, und nichts mehr darüber zu lesen und zu hören sich vorgesetzt hat. Nichts desto weniger aber ist der Erfolg von allem dem, was bisher für die Sache der Religion geschehen ist, noch so gering und fast unmerkbar, dafs Jeder, dem sie noch eine heilige und ernste Angelegenheit des Herzens ist, wünschen mufs, man möge nicht ermüden, jede Kraft zur Wiederherstellung und Beförderung derselben aufzubieten, und mit Weisheit zu benutzen. Der Vf. dieser Schrift bedurfte also keiner Rechtfertigung, wenn auch er sich berufen fühlte, seine Ansichten, Urtheile und Wünsche in Beziehung auf eine religiöse Bildung des Zeitalters dem Publicum vorzulegen. Rec. übernimmt es mit Vergnügen, den Hauptinhalt seiner Schrift kürzlich darzulegen, und einige Bemerkungen über sie hinzuzufügen.

Zuvörderst werden die Ursachen des Religionsverfalls aufgesucht und näher entwickelt, und sodann die Mittel angegeben, wodurch wahre Religiosität unter den Menschen wieder verbreitet werden könne. Der Vf. behauptet eben so, wie neuerlich *Löffler* und Andere, dafs der sparsame Besuch des öffentlichen Gottesdienstes kein *hinlänglicher* Beweis von dem Verfall der Religion bey uns sey, — indem es ja möglich bleibe, dafs die der Andacht gewidmeten Gebäude gerade darum weniger besucht werden, weil das ächt religiöse Gefühl in ihnen bey ihrer gegenwärtigen Verfassung zu wenig Nahrung finde, — aber er setzt auch mit Recht hinzu, dafs die Anzahl derer, die aus Religiosität die Kirche nicht besuchen, gegen den Haufen derer, die aus Irreligiosität sie fliehen, jetzt wenigstens gewifs nicht in Anschlag kommen kann. Nur müssen, meint er, auch noch anderweitige Spuren des eingerissenen Übels aufgesucht werden, wenn man ein entscheidendes Urtheil darüber fällen will. Er findet sie *in dem Mangel an häuslicher Frömmigkeit*, die bey unseren Vorfahren galt, und deren Übungen, wenn sie auch gleich nicht immer ganz zweckmäfsig waren, doch wenigstens eine Fähigkeit zur Religion in den Herzen der Menschen erhielten; — ferner *in der Conversation der heutigen Welt*, die auch nicht die leisesten religiösen Andeutungen, noch weniger Unterhaltungen über Gegenstände der Religion dulde; — eben so *in der Behandlung des Eides*, der sein eigenthümliches religiöses Ansehen so gut als ganz verloren habe, und endlich in der traurigen Verfassung, in welcher sich die *öffentliche* und *häusliche Erziehung* in religiöser Hinsicht befinde. — *Erschöpft* dürfte freylich hiemit die Untersuchung, die der Vf. anstellt, noch nicht seyn; aber treffend sind die einzelnen Bemerkungen, durch die er jeden Satz erläutert. Nur *eine*, sey Rec. erlaubt, mitzutheilen, die um so unparteyischer ist, da der Vf. selbst ein Schulmann war. „Eine unselige Antipathie, die sich, wenigstens öffentlichen Äufserungen über diesen Punct zufolge, zwischen Schullehrern und Predigern in unseren Zeiten eingestellt hat, scheint dazu (zur Vernachlässigung der religiösen Bildung in öffentlichen Schulen) das Ihrige beygetragen zu haben. Zugegeben, dafs manche Schulen unter unverständigen eigensinnigen geistlichen Inspectoren einen unangenehmen und für das Ganze verderblichen Druck erfahren hat: so folgt daraus doch noch gar nicht, dafs man nun gleich allgemein über Despotie der Geistlichkeit schreyen mufste, *als wenn nicht eher Heil von den Schulen zu erwarten sey, als bis sie aller geistlichen Inspection entzogen wären.* Liegt nicht eine eigene Unschicklichkeit darin, dafs zwey Stände, welche durch ihre Natur auf das Innigste verbrüdert sind, von Vorzügen vor einander sprechen und sich anfeinden? — — Warum sollten aber auch Geistliche keine Stimme haben in Dingen, welche die Schulen betreffen, zumal da nicht wenige derselben ehedem selbst Schulämter rühmlichst bekleideten? Könnte nicht wenigstens leicht die Einrichtung ge-

Digitized by Google

troffen werden, dafs nur ſolche Geiſtliche, die ehedem praktiſche Schulmänner geweſen, mit Inſpectionen über Schulen beehrt würden? — — Dieſer Übergang aber, der an ſich ſchon ſeine eigenen Schwierigkeiten hat, wird *in der Folge ganz unmöglich werden*, da ja diejenigen, die ſich jetzt für ein Schulamt bilden, gar nicht nöthig zu haben glauben, ſich mit theologiſchen Wiſſenſchaften zu befaſſen, ſondern mit einigen humaniſtiſchen Kenntniſſen und mit einem gewiſſen Anſtrich von Philoſophie und Äſthetik, *wodurch ſie ſich in der Regel nur zu Pedanten einer neuen Art bilden*, ſtolz über alle andere menſchliche Kenntniſſe (die wenigſtens Tämmtlich dem Kleinod, das ſie ergriffen zu haben meinen, nachſtehen müſſen), am meiſten aber über Religion und was ihr anhängt hinwegſehen." — Hierauf geht der Vf. zu den Mitteln über, durch die nach ſeiner Überzeugung dem Verfall der Religion am beſten entgegen gewirkt werden kann. Es kommt hiebey, ſagt er, bloſs auf den Zweck an, den man ſich vorgeſetzt hat. Hätte man bloſs zur Abſicht, eine gewiſſe *äuſsere* Religion zu begründen: ſo würde es genug ſeyn, zu den verſchiedenen Religionsgebräuchen, die man bisher vernachläſſigte, wieder zurückzukehren. Einen ganz anderen Weg aber wird man einſchlagen müſſen, ſobald Ausbreitung wahrer Religioſität Hauptzweck iſt. — Sehr lichtvoll zeigt nun der Vf., wie viel der Staat in ſofern dafür thun könne, wenn er nur ſolche Männer als Jugendlehrer anſtellt, die ſelbſt religiös ſind, indem Niemand Anderen mittheilen könne, was er ſelbſt nicht habe. Eben ſo verdient Vieles, was er über die rechte Methode der religiöſen Bildung ſagt, die Aufmerkſamkeit derer, die den Religionsunterricht in öffentlichen Schulen zu geben haben. Nur kann Rec. darin mit dem Vf. nicht übereinſtimmen, dafs er von dieſem Unterricht alles Heil allein erwartet. Er iſt davon ſo feſt überzeugt, dafs er am Schluſs ſeiner Schrift jeden Zweifel dagegen ernſtlich zurückweiſt, und S. 241 ſagt: „Wenn es nur Allen, die ſich mit dem Unterricht in der Religion auf Schulen oder in der gewöhnlichen Katechiſation befaſſen, ein rechter Ernſt wäre: ſo ſehe ich nicht ein, warum es unwahrſcheinlich ſeyn ſollte, dafs auf dieſem Wege die Religion wieder Achtung und Liebe bey der Jugend, und durch dieſe allmählich auch bey den Erwachſenen gewinnen könnte." Rec. erwartet auch viel von einer gründlichen Verbeſſerung des öffentlichen Unterrichts in der Religion; aber er glaubt, dafs ſich noch vieles Andere damit vereinigen müſſe, wenn der groſse Zweck, deſſen Realiſirung er mit dem Vf. aufrichtig wünſcht, erreicht werden ſoll. Das Zweyte, was Rec. an dieſer Schrift auszuſetzen hat, iſt, dafs nach derſelben in allen Claſſen öffentlicher Schulen die Religion ausſchlieſsend als Sache des bloſsen Gefühls behandelt, und durchaus nicht als Gegenſtand einer philoſophiſchen Erkenntniſs auf dem Wege der Überzeugung begründet werden ſoll. Ausdrücklich ſagt der Vf. S. 208: „Man kann mit Recht ſagen, dafs ein wirklicher Unterricht in der Religion gar nicht Statt finde, weil ſie ſelbſt kein Gegenſtand des Wiſſens, ſondern des *Fühlens* iſt." Und hierauf iſt auch die ganze religiöſe Bildungsmethode berechnet, die er vorſchlägt. Zuerſt ſoll der Lehrer in ſeinen Zöglingen den Sinn für das *Erhabene* wecken, und ſie deſswegen auf die erhabenſten Gegenſtände in der Natur aufmerkſam machen, z. B. vulkaniſche Eruptionen, Erdbeben, Seeſtürme u. ſ. w. In eben dieſer Abſicht ſoll er ſie auch frühzeitig zu den *auſserordentlichen* Erſcheinungen in der moraſchen Welt hinführen, und ihnen die Handlungen ſolcher Menſchen ſchildern, die ſeltene Beyſpiele einer ungewöhnlichen Kraft, eines hohen Muthes und einer unbedingten Aufopferung gegeben haben. Beſonders aber ſoll er die Spuren einer höheren, über das Schickſal waltenden verſtändigen Macht durch Exempel aus dem Leben einzelner Menſchen, ſo wie aus der allgemeinen Weltgeſchichte, ihnen verſinnlichen, und endlich wirklich religiöſe Charaktere, ſowohl aus der Profan-Geſchichte als auch vorzüglich aus der Bibel, ihrem Gemüthe zur Anſchauung darſtellen. Es würde, hofft der Vf., nicht unzweckmäſsig ſeyn, wenn ſich Jemand für dieſe erſte Nahrung des religiöſen Sinnes einen Leitfaden zu ſchreiben die Mühe nähme, welcher eine Sammlung von Geſchichten und Charakteren der vorherbeſchriebenen Art enthielte. Aber auf einzelne Lehren und Wahrheiten der Religion ſoll ſich hier der Lehrer gar nicht einlaſſen, ſondern ſich begnügen, den Blick des Schülers bey der Betrachtung der Welt und der menſchlichen Schickſale über die Sinnlichkeit hinauszurücken, und ihm den Zuſtand eines Gemüths vorzuzeichnen, das aus dem religiöſen Geſichtspunct die Welt anſieht. Allein auch nachher, wenn ſchon auf die angegebene Weiſe der Boden für die Pflanze der Religion gewonnen worden iſt, ſollen nicht etwa gewiſſe Wahrheiten der Religion in einer beſtimmten Ordnung vorgetragen werden, ſondern eine Ungebundenheit in dieſer Hinſicht dürfte vielmehr der Regelmäſsigkeit vorzuziehen ſeyn. Die Materialien dazu werden am zweckmäſsigſten aus der Bibel genommen, wo man ſie am kräftigſten und einfachſten ausgedrückt findet. Hiemit könnten zugleich die allgemeinſten und wichtigſten moraliſchen Sentenzen, ebenfalls aus der Bibel, verbunden werden. Denn wenn gleich, ſagt der Vf., in gewiſſer Rückſicht ein *ſchneidender* Unterſchied zwiſchen Religion und Moral Statt findet (ſo dafs, wie er S. 183 ſich ausdrückt, der religiöſere Menſch nicht beſſer als der nicht religiöſe, *vielmehr dieſer aus mannichfaltigen Gründen oft der achtungswürdigere iſt*): ſo gehen doch beide im Leben gleichſam Hand in Hand, weſswegen auch der Religionsunterricht mit dem moraliſchen ſich natürlich verbinden läſst, und von jeher verbunden worden iſt. Wenn nun ſo dem Schüler die bibliſchen Sprüche und auch einige erbauliche Liederverſe (wobey aber die antiken den modernen vorgezogen werden müſsten) dem Zögling eingeprägt ſind: ſo könnten bey dem folgenden Curſus des Religionsunterrichts in einer höheren Claſſe die eigentlichen Religionswahrheiten von der Moral abgeſondert, aber auch die Schüler mit dem hiſtori-

Digitized by Google

ſchen Urſprung der Bibel näher bekannt gemacht werden. Mit dieſem hiſtoriſchen Unterricht über die Bibel müſste aber ein vollſtändigeres Leſen derſelben verbunden werden, wobey jedoch der Hauptzweck, die aſketiſche Anwendung, nicht aus den Augen zu laſſen wäre. Der hierauf folgende Curſus müſste ſich auf Erörterung der Begriffe: *Offenbarung*, *Inſpiration*, *Weiſſagung* und überhaupt auf das *Wunderbare* näher einlaſſen, und die beſonderen *poſitiven* Lehren des Chriſtenthums abhandeln. Denn es iſt, ſagt der Vf., zu verhüten, „daſs ſich nicht in dem Kopfe des Schülers eine gewiſſe Überweisheit feſtſetzt, die ſich darin zeigt, daſs man Alles lächerlich findet, und als Aberglauben verſchreyet, was nur die geringſte Spur des Wunderglaubens an ſich hat, eine Knabenweisheit, welche die Wirkung der neueren Erziehung iſt, und die man nicht ohne Ärger bemerken kann.“ Eben dieſer Curſus des Religionsunterrichts würde als hiſtoriſcher Theil nicht unzweckmäſsig einen ganz kurzen Abriſs der Kirchengeſchichte enthalten, der aber auch auf Belebung und Nährung des religiöſen Sinnes hinwirken müſste. Endlich würde auch der moraliſche Unterricht in dieſem Curſus eine gröſsere Ausführlichkeit bekommen, und beſonders das Ausgezeichnete des Chriſtenthums in dieſer Hinſicht in ein gehöriges Licht geſetzt werden müſſen; und hiemit könnte der ganze Religionsunterricht, ſelbſt in ſofern derſelbe für die gebildeten Stände paſſend ſeyn ſoll, alſo auch auf höheren Schulen abgeſchloſſen werden. — Allein ſo vollkommen Rec. mit dem Vf. darin einverſtanden iſt, daſs die Religion von einem gewiſſen Gefühl, von einer Ahndung des Göttlichen und Überſinnlichen ausgeht, die der Menſch in ſich trägt, noch ehe es mit ihm zum *Denken* kommt, und ſo wahr es iſt, daſs das *Subjective* der Religion *immer* etwas Unausſprechliches bleibt, und nie zum Gegenſtand eines Erkenntniſſes werden kann: ſo müſſen doch in objectiver Hinſicht die religiöſen Ideen nach ihrem Grund und Gehalt nachgewieſen, und als Erkenntniſſe geltend gemacht werden, wenn ſie ihre volle Bedeutung und Sicherung erhalten ſollen. Wenn daher der Vf. dieſs für unthunlich, und der wahren Religion ſogar ſchädlich hält: ſo ſcheint er das Objective und Subjective zu verwechſeln; aber wie nachtheilig, und beſonders dem Geiſt des Proteſtantismus widerſprechend dieſe Verwechslung iſt, dieſs hat neuerlich unter anderen *Müller* in der Schrift: *Proteſtantismus und Religion*, ausführlich, und nach der Anſicht des Rec. befriedigend erwieſen.

D. K. N.

Celle, b. Schulze: *Neuer Almanach für Landprediger und ihre Freunde*; enthaltend: Kurze Winke und Materialien zu Amts-Arbeiten, und Bemerkungen über die verſchiedenen bürgerlichen Verhältniſſe des Landpredigers, mit beſonderer Hinſicht auf die Bedürfniſſe unſerer Zeiten. Von *Karl Buſſe*, Paſtor im Fürſtenthum Hildesheim. Mit dem Bildniſſe des *L. Sterne*. 1804. X u. 212 S. kl. 8. (16 gr.)

Sechzehn Aufſätze, die — mit Ausnahme einiger — allerdings dazu dienen können, manche, wenn auch nicht neue oder ſehr wichtige, doch gute und zeitgemäſse Ideen mehr in Umlauf zu bringen. Der Vf. ſelbſt bringt ſie unter *vier* Hauptrubriken: 1. *Für das homiletiſche Fach. Kurze Dispoſitionen und Materialien für Sonn- und Buſstags-Predigten, Beicht- und Confirmations-Reden.* No. II, III, IV, V. Dieſs iſt die Hauptparthie des Buchs; beſonders zeichnen ſich die Hauptſätze aus den Sonntagsevangelien meiſt durch ein glückliches Auffaſſen des Intereſſanten, durch Textmäſsigkeit, Popularität und logiſche Präciſion aus. Nur ein Thema, wie das am Michaelisfeſt: *daſs jeder Menſch ſeinen eigenen Schutzgeiſt habe*, iſt wohl zu ſpeculativ; und der dritte Satz, *daſs dieſs eine ächt-chriſtliche Vorſtellung ſey*, durchaus unerweislich (vergl. *Paulus* Commentar II. S. 650). S. 74: „Der Prediger erniedrige die ehrwürdige Handlung der Confirmation nicht zu einem faden Poſſenſpiele. Das Blumenſtreuen, Kränzewinden, Kronenaustheilen u. dergl. Gaukeleyen mehr, gehört wohl aufs Theater, aber nicht vor den heiligen Altar des ernſten, Ehrfurcht und ſtilles Nachdenken gebietenden Gotteshauſes.“ Worte noch immer zu ihrer Zeit! Aber das Einſegnungsgebet S. 81 — 84 iſt als Gebet zu lang! Warum nicht lieber auf jedes einzelne Kind einen nervöſen Spruch angewendet, und zum Schluſſe nur ein kurzes Gebet über und für alle? — Die ausgezogenen *homiletiſchen Regeln* aus des Jeſuiten *Drexels* (Hofpredigers in München 1638) *Aurifodina* etc., Antverp. 1641, füllen ihren Platz, beſonders in dieſer guten Verdeutſchung und Abkürzung, ſehr paſſend aus No. VI. — 2. *Zur Katechetik* (eigentlicher zur Pädagogik). Nur ein Aufſatz No. XI, zur Empfehlung des Auswendiglernens in Schulen. — 3. *Zur Paſtoralklugheit. Grundloſigkeit einiger von neueren Schriftſtellern erregter Beſorgniſſe, welche durch die Gotteshäuſer und Vollziehung kirchlicher Handlungen, beſonders auf dem Lande veranlaſst worden.* No. VII. Ein Verſuch, die bisher zu weit getriebenen Beſorgniſſe wegen Anſteckung beym gemeinſchaftlichen Kelche und wegen Schädlichkeit der Kirchenluft in ihre Schranken zurückzuweiſen. Der Vf. meint es recht gut; aber ſo leicht, wie er glaubt, läſst ſich doch eine widrige Dunſt oder Zugluft mit ihrem Gefolge von Rheumatismen u. ſ. w. aus ſo manchen Kirchen nicht heraus demonſtriren. Wenigſtens ſollte man ſich hüten, durch zu einſeitige Räſonnements den kaum erwachten Eifer für die Verbeſſerung der Kirchengebäude nicht zu früh wieder einzuſchläfern. Dagegen ſtimmt Rec. über den Punct, daſs die Taufe bey einer ſo geringen Benetzung, vornehmlich mit lauwarmem Waſſer, keine Augenkrankheiten erzeugen könne, ganz unbeſorgt mit dem Vf. überein. — Wenn gleich nicht von groſsem Belange, doch voll guter Erinnerungen für Viele ſind auch die folgenden Abhandlungen No. VIII, IX, X von den *Verhältniſſen des Predigers als Hausvaters, gegen ſeinen Schulmeiſter, und über das ſogenannte goldene*

Digitized by Google

ABC der Prediger (Adel, Beamte, Collegen). — 4. *Über das bürgerliche Leben und den Umgang des Predigers. Über Ökonomie, Kleidung, Cölibat der Landprediger.* No. XIII, XIV, XV. *Wie kann man sich auf dem Lande gegen die nächtlichen Einbrüche der Diebe am sicherſten verwahren?* No. XVI. — Endlich gehören noch in dieſe Rubrik zwey Aufſätze, welche Rec. ganz wegwünſchte: *Kann auch der Prediger auf einen weltlichen Rang gegründeten Anſpruch machen?* No. XII. Hier fällt der Vf. aus dem guten Tone, ſinkt in Darſtellung und Ausdrücken mehrmals ins Niedrige herab. Einige Belege hiezu unten. — *Über die eigenthümlichen Vorzüge des Landpredigerſtandes.* No. I. Auch dieſer Aufſatz iſt gänzlich miſsglückt, höchſt oberflächlich und einſeitig. Da kommt es bey dem Vf. ſo heraus, als ob nur der ein *Stadtprediger* zu werden wünſchen könne, welcher ſelbſt an der gröſseren Sitten-Unreinheit der Städte Gefallen fände. Rec. iſt weit davon entfernt, Stadtprediger zu ſeyn oder es werden zu wollen, aber eine ſolche parteyiſche und überladene Schilderung jener ganzen Claſſe von Männern, wie S. 12—15 ſich findet, und wovon er nur *ſeltene Ausnahmen* zugiebt, muſs eines Jeden Unwillen erregen. Wie weit tiefer aufgegriffen, wie weit feiner behandelt, und in welche andere Details hinein hätte dieſer Gegenſtand verfolgt werden müſſen, um mit Recht und Würde an der Spitze dieſes Buchs ſtehen zu können! — Wenn ferner in dem vorhin erwähnten Aufſatze No. XII. S. 156 von einem „ſtolzen Pfaffen“ geſprochen wird, „der vor lauter *Geruch von* Heiligkeit ſchier *berſten* möchte,“ oder S. 159. 160 „von *ſo manchen* Predigern, die ſich in ihrer Unverſchämtheit ſo weit vergeſſen können, daſs ſie jedem Trödelweibe die gnädigen Hände lecken . . . nur ihren Schmeerbauch vollzupfropfen ſuchen“ u. ſ. w. —: ſo liegt in allem dieſem wohl Grund genug, dem Vf. dringend zu empfehlen, daſs er in Zukunft — denn dieſer Almanach ſoll Nachfolger haben S. X — vor allen Dingen im *reineren Geſchmack und Stil* vor ſeinem Publicum erſcheine, — und hiezu den mit Recht von ihm gefeyerten *Drexelius* gegen ihn ſelbſt zu citiren: *Evangelicus Orator acerbitatem vitet, quae offendere potius ſolet quam corrigere!* und: *Auxeſes, hyperbolae, exaggerationes nimiae penitus ſunt excludendae!* S. deſſen *Aurifodina* p. 303. 298.

Sh.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Stendal*, b. Franzen u. Groſse: *Kurzgefaſster Unterricht in der chriſtlichen Religion für fähigere Confirmanden* von *Johann Chriſtian Jani*, Generalſuperintendent und Paſtor am Dom. 1811. 35 S. 8. (2 gr.) Fähigeren Confirmanden hat der Vf. hauptſächlich dieſe Bogen beſtimmt; für die Schwächeren, meint er in der vorangeſetzten kleinen Einleitung, würde es hinlänglich ſeyn, die angeführten Stellen des kleinen Katechismus Lutheri herſagen zu laſſen. Mit dieſen iſt er denn nun nicht zu freygebig geweſen, welches ihm wohl als Verdienſt anzurechnen iſt, weil ſich wirklich nur einzelne zerſtreute Parthieen dieſes Büchleins zum Auswendiglernen für Unfähige eignen. Nur wundert es Rec., daſs der Vf. in dieſer Einleitung gar nichts vom Auswendiglernen der wichtigſten bibliſchen Sprüche erwähnt, woran die Erinnerung doch von Zeit zu Zeit immer nöthiger wird, je mehr dieſe, ehemals wohl übertriebene und unzweckmäſsig angeſtellte Übung in gegenwärtiger Zeit, zum groſsen Nachtheil für die Jugend, vernachläſſiget wird. Nach einer vorläufigen Einleitung, in welcher die Natur des Menſchen abgehandelt wird, werden zuerſt die Glaubens-, dann die Sitten-, und endlich die Glückſeligkeits-Lehre aufgeſtellt. Wider dieſe Anordnung iſt im Ganzen nichts zu erinnern; nur daſs in der Einleitung, bey Angabe der Beſtimmung des Menſchen, die Pflicht Gott zu verehren aufgeführt wird, ehe von dem Daſeyn Gottes ſelbſt geredet iſt. Wollte man ſagen, daſs dieſes bey fähigeren Confirmanden ſchon aus dem Elementarunterrichte als hinlänglich bekannt vorauszuſetzen ſey: ſo iſt das doch bey den Unwiſſenderen nicht der gleiche Fall, welche der Vf. zugleich mit jenen zu unterrichten ſcheint, wie es denn wohl überhaupt ſchwer ſeyn mag, ein Lehrbuch zu ſchreiben, welches beiden Claſſen gleich genügt. Der Erklärung des Gewiſſens S. 4, als *bloſses Wiſſens des Rechts und Unrechts* ſeiner Geſinnungen und Handlungen,“ fehlt offenbar die Hinzufügung des verſchiedenen Gefühls, welches dieſes Wiſſen hervorbringt. — Die Allmacht und Allwiſſenheit Gottes möchten S. 9 ſchwerlich unter die Eigenſchaften zu rechnen ſeyn, welche bloſs aus dem Verhältniſſe Gottes zur Welt flieſsen. S. 13 wird wieder etwas von der Erlöſung von der Sünde anticipirt, ehe von der Sünde ſelbſt ein Wort geredet iſt. So iſt in manchen kleinen Parthieen die Anordnung anders, als ſie — wenigſtens Rec. — die leichteſte und natürlichſte zu ſeyn ſcheint; und manche einzelne Lehre iſt, verhältniſsmäſsig für die wenigen Blätter des Buches, bald zu kurz bald zu ausführlich behandelt. Doch das mag auf individuellem Gefühl beruhen. Übrigens hält ſich der Vf. in Darſtellung chriſtlicher Lehren ziemlich auf dem Mittelwege, ſo fern er ſich durch kurze Sätze bezeichnen läſst, welche freylich in der Erläuterung noch eine ſehr verſchiedene Erklärung zulaſſen. Seiner Toleranz macht aber immer die Äuſserung S. 21 Ehre: „Es iſt nicht nöthig, daſs alle Chriſten ihren Glauben mit einerley Worten bekennen, oder einerley Lehrmeinungen haben u. ſ. w.“

WRth.

Vermiſchte Schriften. *Dresden*, b. Arnold: *Die Flitterwochen meiner Ehe* von *C. S.* 1812. 174 S. 8. (21 gr.) Hr. *C. S.* hat recht und löblich daran gethan, daſs er uns die Geſchichte ſeiner Flitterwochen nicht vorenthalten hat. Wir ſind dadurch an Erfahrungen mancherley Art reicher geworden. Zweyerley beſonders haben wir uns *ad notam* genommen: 1) daſs ſich in kurzer Zeit gar viel und mancherley zutragen und ereignen kann; 2) daſs auch Flitterwochen nicht frey von unangenehmen Zufällen ſind. Denen daran liegt zu wiſſen, wie die Begebenheiten erzählt ſind, können wir ſagen, daſs wir uns beym Leſen nicht gelangweilt haben.

— la —

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

Leipzig, b. Hinrichs: *Josephi Mariae Suaresii, episcopi Vasionensis, notitia Basilicorum.* Recensuit et observationibus auxit *D. Christianus Fridericus Pohlius*, civitatis Lipsiensis senator et syndicus. 1804. XII u. 146 S. 8. (20 gr.)

Suaresens Literarnotiz der Basiliken, welche durch stetes Eingreifen in die angrenzenden Parthieen zu einer Literarnotiz des gröfsten und interessantesten Theils des nach-justianeischen griechischen Rechts geworden ist, verdiente allerdings, da sie bisher nur in gröfseren nicht für einen Jeden zugänglichen Werken zu haben, auch Manches darin zu erläutern und Neueres nachzufügen war, eine neue Ausgabe und Bearbeitung. Freylich wäre, da *Suares* nicht überall in der besten Ordnung geschrieben hat, ein eigenes Werk über diesen Gegenstand von gröfserem Nutzen gewesen. Indefs, auch was Hn. *P.* zu leisten gefallen hat, verdient Dank. Dieses besteht in einem Abdrucke von *Suares* mit *Fabricius* Bemerkungen, worin der Herausg. fast alles Dunkle erläutert, manches Unrichtige berichtiget, und die nach alter Art allgemein citirten Stellen, zum Beweise seines grofsen Fleifses und ausgebreiteter Belesenheit, fast alle, sehr wenige ausgenommen, genau nachgewiesen hat. Der andere Theil von Hn. *P's.* Bemerkungen besteht in Nachträgen von neuerdings bekannt gewordenen Handschriften, späteren Ausgaben und anderen literarischen Bemerkungen über die einschlagenden Gegenstände, welche sehr fleifsig aus späteren Werken, auch in Deutschland seltenen, als *Assemanni biblioth. jur. oriental. Rom.* 1762 — 66, 5 B. 4, nachgetragen sind, wiewohl auch hier Einzelnes fehlt und einige Unrichtigkeiten mit unterlaufen. Eigene Bemerkungen und Untersuchungen sind indefs nur wenige, lange nicht so viele, als man es wünschen möchte, und wo es geschehen, nicht immer mit gehöriger Umsicht und Richtigkeit beygefügt. Dieses allgemeine Urtheil ist jetzt durch einzelne Anzeige einiger dem Rec. aufgefallener Lücken und Unrichtigkeiten in den Erläuterungen und aus neueren Schriften gemachten Nachträgen, — denn des Richtigen und Guten ist hier zu viel, um es einzeln anzuzeigen, — und durch Würdigung der bedeutendsten eigenen Bemerkungen des Hn. *P.* zu belegen. Gleich zu §. 2. 3, wo von den kürzeren Übersichten des Rechts gehandelt wird, hätte bemerkt werden sollen, dafs die von *Suares* genannte Ἐπαναγωγὴ, höchst wahrscheinlich eine dritte von den not. δ nach *Zepernik* sehr richtig und lichtvoll bestimmten zwey Eklogen gänzlich verschiedene Übersicht ist, nicht, wie der Herausg. Not. δ S. 9 glaubt, die eine dieser beiden, die früher als die Basiliken unter Basilius Macedo's, Constantins und Leo's Autorität verfafste. Denn *Suares*, welcher die hier genannten vaticanischen Handschriften als Augenzeuge zu beschreiben scheint, redet offenbar im §. 3 von 3 Eklogen. Dieses ist 1) die ebengenannte Ἐπαναγωγὴ, 2) eine *andere* (*aliud*) in derselben Handschrift enthaltene, der von *Leunclajus* (so nennt er sich selbst, nicht Leunclavius, wie auch Hr. *P.* immer schreibt) herausgegebenen, das ist der von den 3 Kaisern verfafsten, gleichende, und 3) eine andere, der dazu gehörigen Vorrede nach, die von den 2 Kaisern besorgte. Es kommt hinzu, dafs *Suares* eine andere Überschrift und Vorrede, als welche bey den beiden bekannten Eklogen vorkommen, dieser Ἐπαναγωγὴ zuschreibt. Gründe genug, eine dritte Ekloge in dieser Handschrift zu vermuthen, und in Rom oder Paris sich nach dem Daseyn und Inhalte derselben genauer zu erkundigen, welche Nachforschungen durch *Suaresens* und *Sylburgs* Zahlenbezeichnung der Handschrift, worin sie vorkommen soll, erleichtert werden möchte. — Zum §. 5, S. 17 hätte bemerkt werden sollen, woher *Suares* das Alter des Harmenopulus anscheinend genau (nicht nur in runden Zahlen), und doch so auffallend unrichtig angiebt, wie auch, worauf die richtige Angabe sich gründet. *Freher*, welchem *Suares* folgt, leitete das Zeitalter des Harmenopulus aus dem Datum der jüngsten von ihm benutzten Novelle her; die richtige Angabe gründet sich auf die in einer wiener Handschrift befindliche bestimmte historische Nachricht. — Zu §. 6, S. 21 bemerken wir, dafs auf der helmstädtschen Universitätsbibliothek eine sehr leserliche, freylich auch äufserst junge Handschrift des *Attaliata* in Fol. No. 284 vorhanden war, nach der Überschrift von *Leunclajus* (Löwenklawe) dem Herzog Julius im Jahre (15)89 geschickt. Der letzte Titel περὶ δικαιοσύνης καὶ νόμου ist mit der Zahl 93 versehen. Zu §. 7 Not. *h.* S. 24 ist vergessen anzuführen, was dem Herausg. ohne Zweifel bekannt war, dafs die bosquetsche Ausgabe des *Psellus*, durch *Siebens* Anmerkungen noch brauchbarer gemacht, in *Otto thesaur. tom.* I, welchen man eher als den einzelnen alten Abdruck haben kann, aufgenommen ist. Zum §. 12, S. 48 ff. giebt der Herausg. in der Not. *a*

Digitized by Google

eine ihm eigenthümliche beyfallswerthe Bestimmung des Datums der 2 Ausgabe der Basiliken. Er setzt sie mit höchster Wahrscheinlichkeit nicht in das Jahr 910 oder 12, sondern später als 945, weil es nicht glaublich sey, dass Constantins Vormünder eine neue Ausgabe des Gesetzbuchs so bald nach dessen erster Promulgation für nöthig erachtet haben, auch immer er selbst, nicht seine Vormünder noch sein nachmaliger einstweiliger Verdränger (Romanus), als Besorger dieser neuen Ausgabe genannt wird. Aber erst 945 bekam Constantin wieder die Regierung. — Zum §. 13 hätte die in der Not. φ angeführte Meinung Einiger, dass wir nicht die ächte 2 Ausgabe der Basiliken haben, ihres grosen Interesse für den Gebrauch dieses wichtigen Buches wegen, eine genauere Untersuchung verdient. Das eine von *Sam. Petitus* angeführte, auf unsere Basiliken nicht zutreffende Citat des *Balsamo* beweist nicht völlig, da bey diesem *einen* Citate gar leicht ein Schreibfehler unterlaufen konnte. *Hoffmann* (so, nicht Hofmann, wie bey unserem Vf. immer gedruckt steht) redet zwar allgemein von nicht zutreffenden Citaten, führt aber nichts Specielles an. Die — freylich mühselige Arbeit, *Balsamo's* und *Eustathius* Citate aus den Basiliken mit diesen zu vergleichen, würde hier wahrscheinlich zum Ziele führen. Hr. *P.* läfst sich aber so wenig hierauf ein, dass er nicht einmal die von *Petitus* angeführten Stellen aus dem *Eustathius* (unter 8 *Jahren*) und dem *Balsamo* (bey *Photius tit. I Cap.* 28) genau citirt. Es würde aber bey dieser Arbeit auch auf die verschiedenen Mfc. Rücksicht zu nehmen seyn, aus denen die einzelnen Theile der fabrotischen Basiliken vermuthlich abgedruckt sind, indem gar wohl ein oder das andere Stück nach der ersten Ausgabe auf uns gekommen seyn kann, wahrscheinlich aber die meisten nach der zweyten. Eben diese Untersuchung würde auch vielleicht dazu dienen, auszumachen, ob, in welchen Abschnitten und in welchem Geiste die neue Ausgabe der Basiliken beträchtlich geändert sey. §. 17, Not. α S. 59 kommt eine dem Herausg. eigenthümliche, freylich leicht sich ergebende Bemerkung vor, dass die Theile des *Corp. jur.* in folgender Ordnung: Pandekten, Codex, Institutionen, Novellen, in den Basiliken benutzt und excerpirt sind, wobey es auffallend ist, dass diese Ordnung ziemlich mit der, in welcher dieselben sonst herausgegeben wurden, übereinstimmt. Das Princip in beiden Fällen war ohne Zweifel das der praktischen Wichtigkeit. — Zu §. 18, S. 62 würde eine kurze Angabe der wichtigsten Gründe für die Meinung, dass der Paraphrast *Theophilus* mit dem Mitverfasser der Institutionen eine Person ist, sehr zweckmäfsig gestanden haben, indem *Reizens Theophilus* nicht in Jedermanns Händen sich befindet, und noch immer die entgegengesetzte Behauptung hin und wieder Anhänger findet. S. 64, §. 18 Not. ϑ ist eine Unrichtigkeit, dass *Viglius* die Lücke in *Theophilus* aus den Basiliken ergänzt habe. Der Abschnitt der Institutionen *de justitia et jure* ist in die Basiliken gar nicht mit aufgenommen. *Viglius*, von welchem sogar unwahrscheinlich ist, dass er eine Handschrift der damals noch nicht gedruckten Basiliken gehabt, hat, wie die Vergleichung ergiebt, den Institutionentext ins Griechische übersetzt. — §. 19, S. 68 Not. ρ ist unrichtig, dass *Blastares* behaupte, der bey Verfassung der Pandekten gebrauchte *Stephanus* habe dieselben übersetzt. Er redet nur von einem Στέφανος τις. Des für *die entgegengesetzte Meinung* angeführten *Hoffmanns* Grund, dass ein Mitverfasser der Pandekten nicht gegen *Justinians* Befehl dieselben periphrastisch *εἰς πλάτος* übersetzt haben werde, hätte beyfällige Anführung verdient. Überhaupt ist an Hn. *P's.* Anführungen, besonders in der letzten Hälfte seiner Schrift, auszusetzen, dass er zu selten die Gründe der citirten Schriftsteller bemerkt, und noch seltener sie beurtheilt. — Gleich in der folgenden Not. σ war *Reizens* Meinung, dass *Cyrill* vor der 115ten justianeischen Novelle gelebt, nicht mit *Assemanns* bewiesener Annahme eines späteren Alters desselben durch Fiction eines zweyten Schriftstellers gleiches Namens, — welcher Nothbehelf überall vorsichtig gebraucht werden mufs — zu vereinigen, sondern gänzlich zu verwerfen. Denn daraus, dass *Cyrill* bey Erläuterung *einer* Pandektenstelle das entgegenstehende Novellenrecht nicht bemerkt, sondern nur das Pandektenrecht erläutert hat, folgt nichts über sein Alter. Mit eben so viel Grunde könnte man fast einen jeden, auch deutschen Pandekten-Commentator in das Zeitalter vor den Novellen versetzen. — Zu §. 20, S. 73 hätte ein auch sonst vorkommender Gräcismus *Suaresens*, *Anticensor* statt *Anteceſſor*, gerügt und verbessert werden sollen. — Zu §. 21, S. 80 war die fabricische Not. x zu verbessern. Nicht *Harmenopulus*, sondern *Attaliata* (in der Vorr.) sagt, dass Justinian seine Novellen *ἐν ἰδιάζοντι βιβλίῳ* gesammelt habe. — §. 21, S. 85 hat der Herausg. in der Not. υ unpafsliche Beyspiele angeführt, indem im Texte nicht von restituirten Novellen, sondern von restituirten Stellen des Codex die Rede ist. — In demselben Paragraphen hätte der S. 85 von *Suares* begangene Irrthum, dass er *Cujac. Lib.* 8 *obſerv. Cap.* 40 von Julians Novellen deutet, berichtiget werden müssen. Wie die Vergleichung der von *Cujac.* angeführten Worte zeigt, ist von der *verſio vulgata* die Rede, wofür auch schon *Fabricius* §. 23 Not. *a* S. 89 den *Cujac.* anführt. Auch ist daselbst die miräische Ausgabe von Julians Novellen in das unrechte Jahr versetzt. Die Vorrede ist zwar 1560 geschrieben, aber auf dem Titel steht 1561, wenigstens bey dem Exemplare, welches Rec. vor sich hat. — Zu den letzten Worten des §. 22 war zu bemerken, dass der undeutlich genannte *Cujacii index Novellarum* nicht von ihm verfertiget, sondern in der Königin von Frankreich Bibliothek in griechischer Sprache aufgefunden war. — §. 23, S. 94 Not. τ hätte wenigstens der vollständigsten aller Novellen-Ausgaben, im *spangenberg-gebauerschen Corp. juris*, wie auch *Kramers* Untersuchungen über die Zahl der glossirten, und der im Mittelalter bekannten Novellen, in *Hugo's* Magazin B. 3, H. 1. 2 Erwähnung geschehen sollen. *Suares* hätte es gewifs nicht un-

Digitized by Google

terlaſſen, wenn ihm dieſe Arbeiten ſchon bekannt geweſen wären. — §. 26. S. 103 Not. * fehlt die Anführung der zweyten teucherſchen Ausgabe des *Euſtathius* von 1802. Auch hätte bey dieſem nicht unwichtigen Schriftſteller wohl etwas über das Zeitalter, in welchem er lebte, bemerkt werden mögen. Wahrſcheinlich ſchrieb *Euſtathius* nach der erſten und vor der zweyten Ausgabe der Baſiliken, zwiſchen 887 — 945 nach Chriſtus, wie ſchon §. 13, Not. φ, nur an einer Stelle, wo man es gar nicht ſucht, erwähnt iſt: denn — und dieſer Grund iſt nicht entwickelt — *Euſtathius* bemerkt unter der Rubrik: 8 Jahre, daſs in dieſem Alter Jemand zum Lector ordinirt werden könne, wie Juſtinian in der 123ſten Novelle nach der ächten Lesart verordnete, und beruft ſich dabey, wie oft, auf die Baſiliken; bey 18 Jahren hat er nichts vom Lector: *Balſamo* aber *ad Photii nomocanonem Tit. I Cap.* 28 ſagt, daſs ein Alter von 18 Jahren, um Lector zu werden, erfoderlich ſey, indem die ἀνακάθαρσις (Βασιλικῶν) die 8 Jahre vermehrt habe. Dieſer Grund iſt hier um deſto vollgültiger, da *Euſtathius* Werk nach der mehreren oder minderen Zeit geordnet, alſo ein Schreibfehler bey dieſer Zeitbeſtimmung nicht zu vermuthen iſt. Indeſs würde die zu §. 13 von uns angegebene Unterſuchung wahrſcheinlich die Gründe hiefür noch vermehren. — Zu den §§. 16—29 wäre durch ſorgfältige Vergleichung der Baſiliken mit ihren hier aufgezählten Quellen und ſonſtigen Nachrichten auszumitteln geweſen, ob, wie noch neuerlich irgendwo behauptet iſt, nirgends eine abſichtliche Veränderung des vorhin beſtandenen Rechtes vorgenommen ſey, oder, da dieſes nicht wahrſcheinlich iſt (vergl. No. 123, Cap. 13 nach der ächten aus *Balſamo*, *Euſtathius* und *Julian* hergeſtellten Lesart mit *Baſil. Lib.* 3, *Tit. I Cap.* 28), welche Materien man wenigſtens gröſstentheils ungeändert gelaſſen, welche man mehr und in welchem Geiſte geändert habe. Dieſe zur inneren Rechtsgeſchichte gehörige Unterſuchung würde für den uns vornehmlich intereſſirenden Gebrauch der Baſiliken zur Kritik und Erklärung des juſtinianeiſchen *Corpus juris* von beſonderer Wichtigkeit ſeyn. — Zum §. 32 Not. σ, S. 115 u. ff. ſucht Hr. *P.* zu beweiſen, daſs *Fabrot* die Baſiliken eben aus der cujaciſchen Handſchrift, welche für die pariſer königliche Bibliothek angekauft worden, herausgegeben habe. Eine Behauptung, welche in dieſer Allgemeinheit ohne Zweifel unrichtig iſt. Denn *Fabrot* verſichert ſelbſt in ſeiner Vorrede, daſs das 49—60ſte Buch verloren gegangen ſey. Dieſe Bücher hatte aber *Cujacius*, wie *Höpfner* (ſ. *Hugo* civiliſt. Magaz. B. 2, S. 395) nachgewieſen. Hievon iſt das 49—52 Buch erſt 1732 in die pariſer königliche Bibliothek, mittelbar aus *P. Faber's* Sammlung gekommen; und dieſer *Faber* eben hatte, nach *Suares*, *Cujacens* Baſiliken erhalten. Dennoch iſt wenigſtens der eine Theil des von Hn. *P.* geführten Beweiſes von der Art, das ſich mit Recht etwas daraus ſchlieſsen läſst. Zwar iſt nicht nothwendig, das *opus regium*, deſſen *Fabrot* erwähnt, eben von den *cujaciſchen* Baſiliken zu verſtehen. Aber daſs *Fabrot* weiſs, daſs in der *cujaciſchen* Handſchrift vorn hinein Figuren von Menſchen und Thieren beygezeichnet, im 25, 26 und 27 Buche etwas ausgeſchnitten iſt, und daſs er vermuthet, dieſes könne nach *Cujacens* Tode geſchehen ſeyn, macht es ſehr wahrſcheinlich, daſs er wenigſtens einen Theil der *cujaciſchen* Baſiliken in Händen gehabt. Bedenkt man hiebey, daſs Bücher von dem Umfange als die Baſiliken nur theilweiſe abgeſchrieben zu werden pflegten: ſo wird es ſehr glaublich, daſs *Fabrot* auſser anderen Handſchriften ein Theil der *cujaciſchen* zu Gebote ſtand; und wir möchten behaupten, daſs dieſes die beiden Handſchriften waren, welche *Cujacius* nach einem neuerdings von ihm aufgefundenen Briefe (*Hugo* civil. Magaz. B. 3, St. 2, S. 251) in Venedig erhielt, die 15 erſten Bücher, und das 20—30. Denn auf dieſe beiden Sammlungen läſst ſich alles aus *Fabrots* Vorrede Angeführte beziehen. Dieſem ſteht nicht im Wege, daſs nach *Höpfners* und *Hugo's* Beweiſe dieſe Bücher in der *fabrotiſchen* Ausgabe nicht vollſtändig vorhanden ſind. Denn wir wiſſen nicht, ob *Cujacius* ſie *vollſtändig* hatte. Auch wird man nicht darauf ſich berufen können, daſs, nach der von *Höpfner* bey *Hugo* civ. Magaz. B. 2, S. 394 citirten Stelle aus *Coſta*, *P. Faber* auch das 2 Buch der Baſiliken hatte. Denn dieſer konnte alle *cujaciſchen* Handſchriften bekommen, und einen Theil davon *Fabroten* geliehen haben, indem ein anderer, der nachmals von *Meermann* herausgegebene, etwa verlegt war. — Die Not. * zu §. 39, S. 130 iſt dahin zu berichtigen, daſs *Baphius* wahrſcheinlich vor den Baſiliken lebte, indem es in der angeführten Stelle heiſst, daſs ſeine Behauptung von dem Βασιλικὸς erneuert ſey.

Bey der Reichhaltigkeit des beurtheilten Werkchens und der nicht allenthalben guten Ordnung deſſelben, vermiſst man ein Sachregiſter ſehr ungern. Auch hätten die nicht wenigen eingeſchlichenen Druckfehler eine Anzeige verdient. Als ſinnentſtellend und irreführend bemerken wir hier nur folgende: S. 13 letzte Z. *nomine* f. *momen*; S. 30—32 waren die Worte *Hac Leonis — Gothofredo* in Parentheſen oder wenigſtens in Kommata einzuſchlieſsen; S. 67, Z. 8. 302 f. 402; S. 134 Not. σ Z. 2 *tom.* 208 f. *tom.* 3 p. 208.

S.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Coblenz*, b. Pauli und C.: *Der Meuchelmord des Banquiers Cotentin in Paris.* Eine Criminalgeſchichte, nach den Acten dargeſtellt. 1810. 47 S. 8. (6 gr.) Am 28 März 1810 wurde der Leichnam eines Mannes in einer Straſse von Paris in einem verſchloſſenen Korbe gefunden, und nach dem Urtheil der herbeygerufenen Ärzte war deſſen Tod durch Erdroſſelung verurſacht worden. Es ergab ſich, daſs es der Leichnam des Banquiers *Cotentin* ſey. Man

Digitized by Google

zog einen gewissen *Lepelley*, der mit *Cotentin* in vertrauten Verhältnissen gestanden hatte, einen Bekannten von jenem Namens *Helvin*, und dessen an den Bedienten *Thubry* verheirathete Schwester sammt ihrem Manne in Verdacht und Untersuchung. *Lepelley* hatte nämlich dem Sicherheitsbeamten, der nach Auffindung des Leichnams zu ihm kam, um Erkundigungen einzuziehen, sogleich von freyen Stücken erzählt, dass *Cotentin* bey ihm gewesen, und plötzlich von zwey in das Zimmer gekommenen Unbekannten durch einen Schlag niedergeworfen, und mit einem Strick erdrosselt worden sey. Dabey habe ihm der Eine eine Pistole vorgehalten, so dass er seinem Freund auf keine Weise habe zu Hülfe kommen können. Der nachher zu ihm gekommene *Helvin*, dem er den Vorfall und seine grosse Verlegenheit entdeckt, habe ihm die gerichtliche Meldung des Vorfalls widerrathen, und dagegen vorgeschlagen, einen Korb mit Weinflaschen holen, ausleeren, und sodann den Leichnam darin fortragen zu lassen; was denn auch erfolgt, und durch *Helvin*, der für den Weinkorb und die Träger gesorgt habe, bewirkt worden sey.

Das Unwahrscheinliche dieser Angabe bestätigte sich jedoch durch die mannichfaltigsten Anzeigen, indem sich in den Händen *Lepelleys* und *Helvins Cotentins* Papiere, Brieftasche, Uhr, Cofferschlüssel, auch ausgewaschene Blutflecke an Kleidungsstücken und dergleichen vorfanden, und beider Aussagen sich in mehreren Puncten widersprachen. Hiezu kam nachher *Helvins* Geständniss (das er freylich mit allen zur Vertheidigung günstigen Wendungen that), dass nämlich *Lepelley*, der vorgegeben, dass ihm *Cotentin* ein sehr wichtiges Document vorenthielt, ihn verleitet habe, diesem, als er zu *Lepelley* gekommen, einen Schlag mit einer Tabaksdose zu versetzen, woron er beraubt worden, worauf ihn *Lepelley* mit einem Strick erdrosselt, und sich seiner Brieftasche bemächtiget, und ihm die Uhr, auch ein Bankbillet von 500 Livres, um den Wein zu besorgen, gegeben habe.

Thubry und seine Frau wollten von nichts wissen, als dass *Helvin* einen verschlossenen Weinkorb bey ihnen eingestellt habe, der nach Passy zu einem Freunde solle. Die *Thubry* habe nachher mit Schrecken gesehen, dass Blut herausgedrungen, und ihr Mann habe den (am Abend der Mordthat) in einem Spielhause gewesenen *Helvin* herbeygeholt, der die Worte ausgestossen: „*Wie? Blut! O der Bösewicht ist ein Mörder und hat mich betrogen.*" Er habe darauf gesagt, es dürfe keine Anzeige bey der Polizey geschehen, sie würden alle für Mitschuldige angesehen werden, und das Leben verlieren, und habe sodann mit Hülfe von *Thubry* den Korb auf die Strasse gesetzt.

Ausser diesen und noch anderen Anzeigen, dass *Lepelley* der Hauptverbrecher sey, ergab sich noch durch die Untersuchung, dass *Cotentins* Umstände derangirt gewesen, dass dieser auf *Lepelleys* Namen und mit seiner Hülfe das übrige Vermögen auf die Seite bringen wollen, und dass der Letztere den Mord begangen, um sich seiner besten Papiere zu bemächtigen. *Lepelley* blieb hartnäckig bey seiner ersten Erzählung, obgleich seine Aussagen über *Cotentins* Wechsel mit sich selbst in Widerspruch standen, und den erörterten Umständen nach offenbar falsch waren. Sein bestes Vertheidigungsmittel suchte er in der Correspondenz eines gewissen *Artaut* mit *Cotentin*, indem des Ersteren Briefe scharfe Drohungen enthielten. In unserer Schrift findet sich keine Nachweisung, in wiefern das Gericht *Artauts* wegen nachgeforscht haben möge. Immer wäre *Lepelley* der Dieb seines ermordeten Freundes geworden. Aber das ganze Vorgeben hat keine innere Wahrscheinlichkeit. Er wurde auch am 1 July 1810 nebst *Helvin* zum Tode verurtheilt, zur Rückerstattung der gestohlenen Effecten und der Processkosten. —, *Thubry* und seine Frau wurden freygesprochen. Die beiden Mörder suchten vergeblich um die Cassation des Urtheils nach, welches am 4 August 1810 an ihnen vollzogen wurde. Von *Lepelley* ist noch anzumerken, dass er vorher als Domainen-Inspector in Coutances wegen seiner Immoralität übel berüchtiget, und dass sein Geselle *Helvin* der Unmässigkeit und den Spiel ergeben gewesen.

Es fragt sich nun, was sich der deutsche Criminalist aus diesem Falle abstrahiren kann. Die schnelle Beendigung des gleichwohl sehr umständlich geführten Untersuchungsprocesses abgerechnet, muss sich Jedem die Überzeugung aufdringen, dass *Lepelley* der Verbrecher gewesen, und dass sich der gesunde Menschenverstand gegen jene strenge Theorie empört, die einen solchen Verbrecher, beym Mangel eines vollen unkünstlichen Beweises, in Ansehung des Mordes von der Instanz entbinden würde. In der That eine Aufmunterung gerade für die gefährlichsten Menschen, sobald sie sich gut aufs Läugnen verstehen! Die noch gar zu grosse Unvollkommenheit unseres Criminalprocesses rührt gewiss mit davon her, dass die Theorie blos ein abstractes Menschwesen und die isolirte böse That vor Augen hat, während in den concreten Fällen der handelnde körperliche Mensch ein ganz anderes Geschöpf ist, als ihn die Philosophie am Schreibepulte denkt, und sein Verbrechen meist in Zusammenhange mit einem den Staat schon längst bedrohenden Lebenswandel steht. Eines Solchen Freysprechung hat offenbar keinen Sinn. Vielleicht kamen wir der Sache auch dadurch einen Schritt näher, wenn wir die Arten und Quellen des Verbrechens in Ansehung der juristischen Wahrscheinlichkeit und in Beurtheilung der Schuld oder Unschuld psychologischer und der Erfahrung gemäser unterscheiden wollten. Mit gewissen niederträchtigen oder unedleren Verbrechen, z. B. der Dieberey, des Meuchelmordes, ist immer mehr Feigheit oder Frechheit im Leugnen, mehr Arglist oder Heucheley und Geschmeidigkeit eines ränkevollen Charakters verbunden. Sollen die Worte und Angaben eines solchen Individuums nach eben den Regeln gewürdert werden, als etwa die eines Duellanten, der mit seinem Freund unglücklicherweise in einen Zwist gerathen? u. s. w. Das Leugnen zweyer so verschiedener Subjecte muss, auch ohne Rücksicht auf die begleitenden Umstände, von verschiedenem Effect seyn, wenn wir nicht gerade die gefährlichsten Verbrecher am öftersten auf freyen Fuss stellen wollen. „Mörder aus Habsucht vertheidigen, wie der kais. General-Procurator in obigem Process treffend bemerkt hat, nicht allein ihre Existenz, sondern auch ihren Raub; indem sie ihre Richter zu betrügen suchen, wollen sie zugleich die Früchte ihres Verbrechens retten."

F. J.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort: *Regulativ zu Einrichtung des Brauwesens der Stadt Zeitz.* 1804. 2½ Bog. 8. (4 gr.) Dieses Regulativ geht nicht auf das technische dieses Gewerbes, sondern es bestimmt die Organisation der Betreibung und Verwaltung desselben, und der darüber zu führenden Aufsicht; zugleich giebt es einige Gerechtsame der Brauberechtigten naher an. Man kann nicht verkennen, dass die Stifsregierung, von der es erlassen ist, hier Alles, was die Umstände nur erlauben wollten, gethan hat, um eine alte Einrichtung, die an sich nichts taugt, durch Zersplitterung eines einfachen Geschäfts in mehrere Fragmente, durch Übertragung dieser Fragmente an ganz verschiedene Geschäftsführer und durch Unterordnung derselben unter mehrere Controlen noch einigermafsen im Gange zu erhalten. Bedauern muss man aber dabey, dass sie den dadurch entstehenden grosen Verlust an Zeit, Arbeit und Kosten, und die hohe Wahrscheinlichkeit, dass der Zweck desenungeachtet nicht werde erreicht werden, indem so eine Menge Menschen nicht nur den zur Beförderung des Gewerbes nöthigen Gemeingeist nicht haben, sondern auch von einzelnen Vernachlässigungen und Einmischungen des Privatinteresse nicht frey bleiben kann — nicht in Betracht gezogen, und das einzelne Brauen der Bürger nicht in ein Societätsbrauen oder eine ähnliche Anstalt verwandelt hat. Wir haben ja nun schon Erfahrungen genug, wie ersprieslich eine solche Verwandlung sowohl für das gemeine Wesen, als für die einzelnen Berechtigten ist. Wo Eigensinn mehrerer Braugenossen eine solche Veränderung nicht ganz allgemein gestatten wollte, da hat man sie Anfangs wenigstens theilweise verstattet, und daneben die alte Einrichtung bestehen lassen, worauf denn das Bessere bald allgemeiner erkannt und verbreitet worden ist.

s.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

MEDICIN.

Leipzig, b. Barth: *Neue Haus- und Reiſe-Apotheke oder mediciniſches Noth- und Hülfs-Büchlein, nebſt einer genauen Unterſuchung aller wirkſamen und überall zu habenden Hausmittel*, — für Ökonomen, Gutsbeſitzer, Dorfprediger, Landleute und Reiſende, von D. *G. W. Becker*, ausüb. Arzte. Zweyte ſehr vermehrte Auflage. 1803. XX u. 368 S. (22 gr.) *Zweyter* Theil. Mit einem Anhange, enthaltend mehrere erquickende, heilſame, und meiſtens leicht zu bereitende Krankenſpeiſen. 1805. 291 S. 8. (18 gr.)

Mit Recht hat man Volksarzneybücher von jeher für eine ſehr verdächtige Waare angeſehen, die bey weitem mehr Schaden als Nutzen ſtifte, wenn ihre Hauptabſicht iſt, die Laien Krankheiten, auch wohl alle Krankheiten, durch Arzneyen heilen lehren zu wollen. Arzneyen ſind kräftige Subſtanzen, welche den Körper umzuändern beſtimmt ſind, welche den geſunden Körper krank, und eben dieſer Eigenſchaft wegen den Kranken geſund machen. Dieſe umändernde Eigenſchaft jeder Arzney zu kennen, um in jedem vorkommenden Krankheitsfalle die paſſende, und in gehöriger Gabe anwenden zu können, dieſe gröſste aller menſchlichen Künſte, welche weit mehr Vorkenntniſſe, Scharfſinn und Beobachtungsgabe zur glücklichen Ausübung vorausſetzt, als alle übrigen erdenklichen Wiſſenſchaften, wenn ſie nicht zum Verderben der Menſchen, zum Mordhandwerke ausarten ſoll, dieſe höchſte aller Wiſſenſchaften, deren ächten Beſitzes ſo wenige, ſelbſt unter den fleiſsigen und eifrigen Ärzten, ſich rühmen können, dem gemeinen Mann einflöſsen zu wollen, iſt der Gipfel aller Thorheiten. Welcher Schade muſs da nicht angerichtet werden, wenn jene heftigen Subſtanzen in Krankheiten, wo ſie nicht paſſen, wie von Laien zu erwarten iſt, gebraucht, auch wohl in übergroſsen Gaben gebraucht werden! Muſs nicht das Elend, das bisher durch Quackſalber, Dorf- und Stadt-Barbierer, und ſelbſt durch unwiſſende und leichtſinnige promovirte Ärzte ohnehin ſchon ſo häufig veranlaſst ward, dadurch wenigſtens verzehnfacht werden?

Dieſer traurige Erfolg iſt jedoch von dem hier angezeigten Buche ſo wenig zu erwarten, daſs Rec. vielmehr dem Vf. für das viele Gute danken muſs, das er der ungelehrten Volksclaſſe oder den Nichtärzten in demſelben beyzubringen wuſste. Wie viel ſchädliche Vorurtheile entwindet er nicht den Unwiſſenden, welche Menge von Aberglauben entlarvt er nicht auf eine Weiſe, die ſeinen Beruf zum Volkslehrer beurkundet! Irrthümer im Fache der Diät, der Lebensordnung, im Puncte des Aderlaſſens, des Abführens, der Tagewählerey, und die meiſten gangbaren Thorheiten, welche Leben und Geſundheit hindern, zum Theil in offenbare Gefahr bringen, weiſs er in einer für dieſe Menſchen ſehr paſſenden Manier auf die Seite zu räumen, und das Wahrere, Wohlthätigere mit einleuchtender Deutlichkeit und herzlicher Einfalt ihnen beyzubringen; nichts iſt eingewebt, was die Aufmerkſamkeit abziehen, oder Anſtrengung und lange Weile verurſachen könnte. Hätte der Vf. dieſe Lehren, Warnungen und Zurechtweiſungen unter ihren wahren Namen dem nichtärztlichen Publicum vorlegen wollen: ſo würde ſein Buch nicht vom zehnten Theile derer, die es jetzt ſchon geleſen und beherziget haben, gekauft worden ſeyn. Faſt Niemand will ſich über den Weg zum Wohlſeyn *belehren*, ſich vor Abwegen *warnen*, und von der Strafse der Thorheit und des ſchädlichen Aberglaubens *zurechtweiſen* laſſen. Mit Arzneyen in *natura* will der Nichtarzt ſogern zu thun haben, nach Recepten und Receptbüchern greift er zuerſt. Sehr weiſe war daher der Einfall, das Buch *Haus-* und *Reiſe-Apotheke* zu nennen. Blofs unter dieſem höchſt empiriſchen Titel konnte er ihm Eingang verſchaffen.

Um aber im Buche doch Etwas zu geben, was der Titel verſpricht, — denn handgreiflich täuſchen muſs man das unärztliche Publicum nicht, und wäre es auch nur, um nicht ſein Vertrauen zu verſcherzen: — ſo ſagt der Vf. im erſten Theile das Nöthige über etliche (28) Hausmittel und einige (24) ganz einfach zuſammengeſetzte Arzneymittel, welche er vorräthig zu halten räth, und ihre Anwendung lehrt. Obgleich auch dieſe wenigen, gelinderen, einfacheren Arzneyen am unrechten Orte Schaden anrichten möchten: ſo iſt doch dieſer, ſelbſt im ſchlimmſten Falle, ungleich geringer, als jene heroiſchen, draſtiſchen Pferdemittel gewöhnlicher Landbarbierer, welche dieſes Buch, das ſchon ſeines empiriſchen Titels wegen in ihre Hände kommen muſs, auf einen weniger verderblichen, ja auf einen guten Weg leiten wird. Denn böſe Einführungen laſſen ſich nicht mit Einem Hiebe abſchneiden. Hierauf ſagt er das Erheblichſte von der Einrichtung des menſchlichen Körpers, und dem Heilen überhaupt (freylich nur nach den damaligen Begriffen der Erregungstheorie), dann von den häu-

Digitized by Google

ſigſten Krankheiten, dem Fieber (wo noch einige Recepte vorkommen), der Ruhr, Cholera, Sonnenſtich, Entzündung, Gehirnentzündung, Entzündung des Halſes, Bruſtentzündung, Roſe, Fingerwurm, Gicht und Flüſſe, Durchfall, Kolik, Verwundungen, Verrenkungen, Verſtauchungen, Brüche, Froſtbeulen. Die Behandlungen dieſer Übel gehen mehr auf Leitung der Lebensordnung, als auf vielfältigen Arzneygebrauch, und ſind geeignet, den Leſer mehr von der Empirie abzuziehen, als ihm dazu Vorſchub zu leiſten. Lebensordnung in geſunden Tagen, Speiſen und Getränke, Luft, Kleidung, Schlaf. Lebensordnung in kranken Tagen, wo das Nöthige von den Klyſtiren, dem Aufliegen u. ſ. w. vorkommt. Behandlung der Menſchen, welche in plötzliche Lebensgefahr gerathen, Scheintod.

Der zweyte Theil handelt von der Schwangerſchaft und ihren Unpäſslichkeiten, der Niederkunft, ihren Nachwehen, dem Stillen und der Behandlung der Kinder in Abſicht ihrer Lebensordnung, Ernährung und ihrer gewöhnlichen Krankheiten, Gelbſucht, böſe Augen, Schwämmchen, Krämpfe, verſtopfter Leib, Brüche (veneriſche Krankheit), Waſſerkopf, Wundſeyn, Herzgeſpann, Miteſſer, Milchſchorf, Zahnen, Entwöhnen, Gehenlernen, Zulp, Nahrungsmittel der Kinder, Kleidung, unreine Köpfe, Blattern. Hier wird zweckmäſsig von der Vaccination gehandelt, was hier mehr Gutes ſtiften wird, als in einer eigenen Abhandlung, welche von den Landleuten mit Miſstrauen in die Hände genommen wird, wenn der Vf. nicht ſonſt ſchon ihr völliges Zutrauen beſaſs. Wind-, Spitz-Pocken, Maſern, Scharlachfieber (worunter der Vf. das ſeit 1800 erſchienene bösartige Frieſel verſteht), Bräune, die häutige, das millariſche Aſthma, der Keichhuſten, Rachitis, Skropheln, Kopfgrind, Bauerwezel. Anhang von leicht verdaulichen Krankenſpeiſen.

Rec. bittet den Vf., auf dieſer Bahn fortzufahren, um die Volksclaſſe immer mehr von Empirie und Aberglauben abzuziehen, und ſie zu gewöhnen, mehr durch gute Lebensordnung als durch Arzneyen die Krankheiten zu entfernen. Denn auf den genau erwogenen Krankheitszuſtand ein paſſendes Heilmittel anzuwenden, — eine Kunſt, die wir Ärzte in den *meiſten* Fällen ſelbſt noch nicht erreicht haben, werden ſie nie lernen.

Kleinigkeiten, wie I, 177, wo nach der Erregungstheorie mehr auf die Entſtehung als auf die Zeichen der Krankheiten geſehen werden ſoll, oder 208, wo der Dampf aus Kochſalz durch Vitriolſäure entwickelt für bloſsen Sauerſtoff gehalten wird, oder 271, wo die Stahlfeder des Bruchbandes Pelotte genannnt wird, oder II, 213, wo das Anſehen der falſchen und wahren Kuhpocken für einander faſt völlig gleich ausgegeben wird, ſowie 291 das Schweinefleiſch in den Fleiſchklöſschen für Kranke, oder das irgendwo vorkommende Wort Keuſchheitskürafs ſtatt Schnürlatz oder Mieder, wird der Vf. künftig vermeiden. *Ubi plura nitent, non ego parvis offendar maculis.* N. E. D.

LEIPZIG, im Comptoir f. Literatur: *Katechismus der Entbindungskunſt, oder die wohlunterrichtete Hebamme in der Stadt und auf dem Lande.* Ein Büchelchen, worin über Alles, was auf Erkenntniſs der Schwangerſchaft, die Lebensart der Schwangern, ihre Niederkunft, das Wochenbette, die neugebornen Kinder Bezug hat, und ſonſt einer Hebamme zu wiſſen nöthig iſt, ein vollſtändiger, gründlicher und äuſserſt faſslicher Unterricht iſt ertheilet worden. Von D. *G. W. Becker* in Leipzig. 1805. VI u. 184 S. 8. (9 gr.)

In der Vorrede tadelt der Vf. die von *Stark* gewählte dialogiſche Form des Hebammen-Unterrichts und führt Gründe an, weſswegen er ſeinen Lehrvortrag blos auf eine faſsliche Darſtellung des Ganzen eingeſchränkt habe. So ſehr dieſs in manchem Betrachte zu billigen iſt: um ſo mehr muſs man ſich wundern, daſs der Vf. ſeinem Büchelchen den Titel eines *Katechismus* beylegte, da doch die Gegenſtände keinesweges in Fragen und Antworten, ſondern in ſyſtematiſchem Zuſammenhange abgehandelt ſind. — Die *Einleitung* ſchickt einen gedrängten Überblick derjenigen Eigenſchaften voraus, welche, in phyſiſcher und moraliſcher Rückſicht, keiner Hebamme fehlen ſollten.

Der Unterricht ſelbſt zerfällt in *drey* Abſchnitte. I. *Beſchreibung der weiblichen Geburtstheile und der* (Leibes-)*Frucht.* S. 13 hätte die Lage der Harnröhrenmündung genauer angegeben werden ſollen. Die verſchiedenen Durchmeſſer der oberen Apertur des kleinen Beckens ſind (S. 21) durch deutliche Figuren äuſserſt faſslich dargeſtellt. Dagegen iſt die Angabe der beiden Durchmeſſer in der Beckenhöhle (oder mittleren Apertur) nicht beſtimmt genug, und die der beiden ſchiefen Durchmeſſer am Ausgange (oder unteren Apertur) des kleinen Beckens gänzlich übergangen. Übrigens möchte die von dem Vf. empfohlene Meſſung des Beckens, durch einen äuſserlich umgelegten Bindfaden, bey mageren Perſonen anders als bey fetten, mithin verſchieden ausfallen, und daher ſehr trüglich ſeyn. Wenn S. 31—32 von der Leibesfrucht geſagt wird, daſs ſie in dem Waſſer des menſchlichen Eyes *ſchwimme:* ſo kann dieſs Schwimmen wohl nur in der erſteren Hälfte der Schwangerſchaft als möglich angenommen werden, weil in der zweyten, und beſonders in den letzteren Monaten, das Fruchtwaſſer in eben dem Verhältniſſe an Quantität abnimmt, als das Volumen des Kindes, durch die zunehmende Entwickelung und Ausbildung ſeiner Theile, an Umfange und Schwere wächſt, wie ſolches das wenige Waſſer bey manchen Geburten, welches zuweilen kaum einige Löffel voll beträgt, hinlänglich beweiſt. S. 34 wird der groſsen Fontanelle am Kindeskopfe eine, der kleinen ähnliche, *dreyeckige* Figur fälſchlich beygelegt, da ſie bekanntlich in allen naturgemäſsen Fällen immer ein verſchobenes *Viereck* bildet. S. 35—36 iſt unter den Merkmalen, wodurch die Hände von den Füſsen unterſchieden werden, das ſicherſte — *der Abſtand des Daumens an der Hand* — nicht angeführt worden.

Digitized by Google

II. *Von den Kennzeichen der Schwangerschaft, ihren verschiedenen Perioden, und der nöthigen Hülfsleistung bey der Geburt.* Sehr gut werden hier die trüglichen Zeichen der Schwangerschaft mit den untrüglichen gegen einander gestellt; auch werden die verschiedenen Arten des Zufühlens deutlich angegeben. Wenn aber S. 51 der Anfang der Bewegung des Kindes in den *sechsten* Monat der Schwangerschaft verlegt wird: so müfste dies mindestens als ein arger Druckfehler gerügt werden. Dafs es indefs kein Druckfehler sey, beweift die vor- und nachherige Zählung und Beschreibung der *zehn* Schwangerschafts-Monate nach der Reihe. Aufserdem ist das bekannte Zeichen der *ersten* Schwängerung — die *cirkelrunde* Form des Muttermundes — mit Stillschweigen übergangen. S. 56 wird eine Mischung aus *Biebergeil-Essenz* 3jj, *thebaischer Tinct.* 5j, *und hofmannischem Balsam* (?) 3jß, zu 30 Tropfen, gegen Krampfwehen angerathen. Wie oft, und unter welchen Bedingungen, ist nicht bestimmt. Zu loben möchte daher dieser Rath für Hebammen nicht seyn. S. 57 werden die wahren Wehen in *Vorwehen* (statt vorbereitende), forttreibende, austreibende, und in *Nachwehen* eingetheilt. Die Zeit des Wassersprungs will der Vf. S. 59 lieber die *Wasserblasenzeit* genannt wissen. Das künstliche Sprengen der Wasserblase, wozu S. 60 Anleitung gegeben wird, kann Rec. keinesweges empfehlen, auch sollte dies eigentlich den Hebammen gar nicht gestattet werden, aufser in dem einzigen Falle, wo der Kindeskopf die Blase vor sich her, durch den Muttermund ganz durch und bis in die Scheide herabgetrieben hätte, so dafs man dieselbe zwischen oder gleich hinter den Schaamlefzen deutlich, sammt dem dahinter stehenden Kopfe, fühlen und leicht durchkneipen könnte. — S. 61 werden zu den Eigenschaften eines brauchbaren Gebärstuhls *eine bewegliche Lehne, ein guter Ausschnitt* (vermuthlich im Sitzbrete, von welchem aber die Form nicht angegeben ist), *recht feste Handgriffe und starke Fufstritte* (Fufsstützen) verlangt; wo letztere mangeln, soll man eine Lade, eine Bank oder einen Schemel vorstellen und *anbohren* lassen. Was der Vf. hier unter *anbohren* versteht, ist nicht deutlich. Soll es heifsen: die Füfse dagegen *anstemmen?* oder sollen die vorzustellenden Sachen etwa mittelst eines Bohrers an den Fufsboden befestigt werden? — Zur Verhütung eines Kropfes beym Gebären wird S. 63, aufser dem Andrücken des Kinnes gegen die Bruft während einer Wehe, ein besonderes Tuch um den Hals der Kreifenden zu schlingen empfohlen, welches, aus handgreiflichen Urfachen, sehr verwerflich ist. Übrigens wird die eigentliche Zeit der thätigen Mithülfe bey jeder natürlichen Geburt hier ganz richtig bestimmt, zugleich aber auch vor dem öfteren, unnützen und verderblichen Zufühlen aus bekannten Urfachen gewarnt. S. 63—64 steht: „wenn der Kopf in die *Krümmung* getreten ist," statt, in die *Krönung*. Die thätige Handhülfe einer Hebamme soll, mit Recht, nicht eher beginnen, als wann der Kopf des Kindes bereits im Einschneiden begriffen ist. *Wie* aber diese Hülfe geleistet werden müsse, darüber erklärt sich der Vf. S. 64—65 folgendermafsen: „Die Hebamme hat nun zuerst darauf zu sehen, dafs die Entwickelung des Kopf(es) ja ohne Schaden der Geburtstheile vor sich gehe. Defswegen legt sie die *linke* Hand (warum nicht lieber die *rechte?* das werden wir gleich erfahren) auf das so ftark angespannte Mittelfleich und drückt damit den Kopf etwas in die Höhe. Die Gewalt, mit welcher dieser indessen von den Wehen dagegen gepresst wird, ist oft so grofs, dafs sie (die Hebamme) nur durch Stützen des Ellenbogens ihre Hand gehörig dagegen halten kann. Die rechte Hand wird nun selbst gebraucht, die Entwickelung des Kopfes aus den äufseren Geburtstheilen zu bewirken, und zwar so. (:) Die drey ersten Finger derselben legt sie so an den Kopf, dafs die Knöchel gegen das Mittelfleisch oder den Damm gekehrt sind. Kommt nun eine Wehe: so drückt sie mit den Knöcheln gelinde gegen dieses (das Mittelfleisch), mit den Spitzen der Finger sucht sie den Kopf nach der Schambeinfügung zu heben. Sollte das nicht hinlänglich seyn, den Ausgang zu bewirken: so lege sie (die Hebamme) von beiden Händen die zwey ersten Finger an die äufseren Schamlippen; der dritte jeder Hand wird unten gleich über das Mittelfleisch an den Kopf gelegt, und er so gleichsam herausgehoben, wenn eine Wehe kommt." Ja, heraus*gehoben* mufs freylich der Kopf werden. Aber welcher Geburtshelfer von reifer Kenntnifs und Erfahrung wird dem hiezu vom Vf. empfohlenen Manoeuvre Beyfall geben? Einem Manoeuvre, wobey das Einreifsen des Dammes, welches verhindert werden soll, geradezu begünstigt wird, da der Vf. das Mittelfleisch zuletzt nicht nur ohne zureichende Unterstützung, sondern sogar den Knöcheln der arbeitenden Finger beider Hände noch obendrein zum Laftpuncte (*Hypomochlio*) dienen läfst. Unstreitig besser würden die Gebärenden und die Hebammen sich dabey stehen, wenn diese im letzteren Stadio der Geburt, wo nämlich der Kopf im Einschneiden und, durch dessen Andrang, der Damm hemisphärisch aufgetrieben ist, ihren Ballen der *rechten* Hand fest gegen den unteren Schamwinkel und das, mit Öl wohl eingesalbte, Mittelfleisch anlegten, und nöthigenfalls durch Beyhülfe der linken unterstützten, so dafs die mit jeder Wehe wachsende Laft des Kopfes auf der flachen Hand gleichsam getragen, und beym Andrängen der Wehen vor- und aufwärts gegen den Schoofsbogen angedrückt, somit nach und nach dem Ausgange entwunden, oder, wie der Vf. sehr richtig sagt, herausgehoben werde. Nur eine solche Wehemutter, welche dieses Heraus-*Heben* wohl versteht, verdient mit Recht den Namen einer *Heb*-Amme. — In dem S. 67 für Hebammen etwas unverständlich geschriebenen Paragraphen ist das zum Unterbinden der Nabelschnur, unten in der Note, empfohlene leinene Bändchen den gewichsten Zwirnsfäden vorzuziehen, weil diese die Nabelschnur leicht durchschneiden. So sehr wir S. 83 bey einer schiefen Lage der Gebärmutter die entgegengesetzte der Kreifenden billigen: eben so sehr ist der Rath des

Digitized by Google

Vfs. zu tadeln, dafs die Hebamme in folchen Fällen mit ihrer Hand in die Gebärmutter eingehen, und, *während einer Wehe*, den Kopf des Kindes in die Beckenhöhle herabzuziehen verfuchen folle. Bey vorliegendem Mutterkuchen foll die Hebamme, während ein Geburtshelfer gerufen wird, unterweilen felbft Hand anlegen, und die Geburt zu befördern fuchen. *Wer* kann wohl diefen Rath billigen? — Der S. 89 bey einer widernatürlichen Hervorragung des Kreuzbeins angerathene *fehr einfache Handgriff* (wie der Vf. ihn nennt), den Kopf des Kindes, durch Einbringen der Finger in den Maftdarm, *herabzudrücken*, möchte fehr felten gelingen. S. 93 heifst es: „Ift der Kopf fchon in die untere Beckenöffnung herunter, und zeigte es fich nun erft, *dafs die Nabelfchnur zu kurz wäre*: fo würde bey übrigens guten Umftänden die Hebamme den Ausgang fo befchleunigen und über fich nehmen können. (:) Sie faffte mit zwey Fingern jeder Hand den Kopf, wenn ihn eine Wehe herunter preffte, und erhielt ihn in diefer Lage bis zur nächften Wehe, um ihn fo immer weiter herunter zu bringen. Den Leib der Gebärenden läfst fie zugleich gelinde drücken, um defto ficherer vielleicht die Nachgeburt zu löfen (?!), und den Damm ebenfalls, wenn es nöthig feyn follte und fie nicht indeffen freye Hände bekäme, unterftützen." Und S. 97: „Sind beide Hände mit (dem Kopfe) vorgefallen: fo faft man fie mit dem Kopfe) zugleich und fucht fie mit ihm zufammen hervorzuziehen; ift aber nur eine dabey: fo bemüht man fich, diefe zurück über ihn und auf den Beckenrand hinauf zu fchieben. Sonft kann bey vorgefallener Nabelfchnur, vorgefallenem Fufse, die Wendung nöthig feyn." Welcher Mann von wahrer Sachkenntnifs hätte wohl dergleichen unerhörte Irrlehren in einem Hebammen-Unterrichte erwartet? — — Die Handgriffe zur Beendigung der Fufsgeburt find, S. 98—102, fammt der dabey nöthigen Löfung und Entwickelung der Arme und des Kopfes, fehr unvollftändig und verworren vorgetragen. Die dringenden Ermahnungen des Vfs., bey erkannten widernatürlichen und fchweren Fällen einen Geburtshelfer zeitig herbeyzurufen, find allerdings fehr lobenswerth, und mögen den, nach diefem Lehrbuche gebildeten Hebammen insonderheit zu Statten kommen. Tollkühn und verwegen ift es aber, wenn S. 119 der Hebamme gerathen wird: fie folle bey einem erkannten Gebärmutter-Riffe mit der Hand zulangen, durch den Rifs felbft, falls das Kind in die Bauchhöhle getreten wäre, durchgehen, und das Kind bey den Füfsen herausholen. Die Zwillingsgeburt ift S. 129—132 äufserft flüchtig und mangelhaft abgehandelt. Von der befonderen Behandlung der Nachgeburt z. B., welche, wie der Vf. S. 131 in der Note felbft zugiebt, bey den meiften Zwillingen aus Einem gemeinfchaftlichen Mutterkuchen befteht, ift gar nichts erwähnt worden.

III. *Von dem, was zwar nicht unmittelbar zu der Kunft einer Hebamme gehört, aber ihr doch durch ihre Verhältniffe zu wiffen recht nothwendig wird.* Diefes ift in 4 Abtheilungen gefondert. Die 1fte enthält einen Unterricht *über die Befchwerden der Schwangerfchaft und die Mittel, diefen abzuhelfen.* Hier wird den Hebammen vollauf Gelegenheit gegeben, in die Arzneykunde zu pfufchen, welches in keinem Falle und unter keiner Bedingung zu billigen ift. S. 137 wird gegen Hartleibigkeit der Schwangern eine Auflöfung von Glauberfalz in einer Abkochung von Löwenzahn und Queckenwurzeln anempfohlen, und dafür fogar die — *leonhard'fche* Autorität angeführt. In der 2 Abtheil. kommen *die Zufälle des Wochenbetts und deren Behandlung* vor, welche, in arzneylichem Betrachte, ebenfalls keiner Hebamme allein überlaffen werden follte. Die 3 Abthl. handelt *von den Krankheiten neugeborener Kinder*, z. B. von der Leibesverftopfung, Gelbfucht, Entzündung der Augenlieder, von Schwämmchen, Anfchwellungen, befonders der Brüfte u. f. w., wogegen zugleich die Heilmittel vorgefchrieben werden. So tadelhaft diefs Alles in einem Hebammen-Unterrichte ift: fo lobenswerth ift jedoch die Widerrathung des unvernünftigen Auskneipens der Brüftchen neugeborener Kinder, welches, obgleich es fchon (von *Fauft*) öffentlich gerügt worden, dennoch bey den meiften Hebammen üblich ift. In der 4 Abtheil. werden *die Schwierigkeiten der Kenntnifs einer unbefleckten Jungferfchaft* um defswillen noch befonders erörtert, weil der Ausfpruch einer Hebamme über diefen „*kitzlichen*" Gegenftand zuweilen, und insonderheit von Gerichtswegen verlangt wird.

Das Ganze fchliefst ein *Anhang über einige nachtheilige Gewohnheiten, welche die Hebammen vorzüglich auf dem Lande zu haben pflegen.* S. 179 f. ruft der Vf. aus: „Laft denn die fo fchädliche Gewohnheit fahren, durch Zerren und Ziehen die Geburt, wie ihr meint, felbft bey der günftigften Lage, befchleunigen zu wollen, und wohl gar zu verfuchen, ihre (euere) Finger unter und neben den Kindskopf einzwängen (einzuzwängen). Was foll denn das helfen? Es kann ja nur fchaden u. f. w." Möchte doch Hr. *B.* diefe weifen Worte (aus *Fauft's* Munde entlehnt) felbft wohl beherzigen, und zu feiner eigenen Befferung anwenden! Und möchte hiezu auch diefe Kritik etwas beytragen! —

Hnd.

FORTSETZUNGEN.

Herbft, b. Füchfel: *Unterhaltende und belehrende Blätter über gemeinnützige Gegenftände, der Natur, der Kunft und des Menfchenlebens.* Jahrgang 1813. 4 bis 6 Heft. S. 193—380. 8. (S. die Rec. der erften Hefte Ergänzungsbl. No. 73.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

NATURGESCHICHTE.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Abhandlungen aus der menschlichen und vergleichenden Anatomie und Physiologie*, von *Friedrich Meckel*, Prof. der Medicin zu Halle. 1806. VI u. 381 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese dem unsterblichen *Cuvier* gewidmete Schrift ist ein so wichtiger Beytrag zur Zootomie, und ein so redender Beweis der grofsen anatomischen Talente des Vfs., dafs schon dadurch der Welt das seltene Beyspiel eines vom Grofsvater bis zum Enkel fortgeerbten Talentes für eine und dieselbe Wissenschaft sich beurkundet.

Der 1 Abschnitt dieses reichhaltigen, durchaus viel Neues enthaltenden Werkes handelt von der Schilddrüse, von den Nebennieren und einigen ihnen verwandten Organen. Einen Auszug gestattet er nicht; wir beschränken uns daher nur auf dasjenige, was wir selbst davon bey Thieren untersucht haben. Die Beschreibung der Nebennieren bey Menschen ist sehr umständlich und gewifs richtig. Die von *Duvernoy* angenommene Höhle in denselben findet man nie, wenn man die Untersuchung bald nach dem Tode unternimmt; die Venen derselben sind nicht durchlöchert, wovon der Vf. sich durch Injectionen überzeugt hat. Sehr genau ist die Beschreibung dieser Organe bey *Simia Capucina*, welches Thier Rec. sehr häufig zergliedert hat. So grofs, wie *Daubenton* die Nebennieren beym *Mandril* beschreibt, sah Rec. sie nicht, ungeachtet er, wie auch Hr. *M.*, sie sehr ansehnlich fand. Beym *Vampyr*, beym *Vespertilio undatus* und beym *Vespertilio noctula* liegen sie in einer eigenen Vertiefung. Die Beschreibung des Baues derselben beym *Ursus Arctos* kommt mit dem, was Rec. am *Ursus maritimus* beobachtet hat, ziemlich überein; bey dem letzteren Thiere ist ihre Farbe nicht röthlich, wie bey ersterem. Beym Meerschweinchen sind die Nebennieren in doppelter Hinsicht merkwürdig, theils weil sie beym *Foetus* in Verhältnifs zum Körper offenbar kleiner sind, als bey Erwachsenen, theils weil sie nicht eher zu wachsen aufhören, als bis der ganze Körper erwachsen ist. Beym *Paka*, welches seltene Thier Rec. lebendig besafs, sind sie völlig so gebildet, wie der Vf. sie beschreibt. Beym Biber untersuchte sie Hr. *M.* nicht selbst, sondern liefert nur die Beschreibung von *Daubenton*, welches Rec. sehr bedauert, da ihm der gänzliche Mangel dieser Organe bey dem von *A. C. Bonn* (Sohne des berühmten Anatomen *A. Bonn*) zergliederten Exemplare noch immer unerklärbar ist. S. *Anatome Castoris*, *auctore A. C. Boun. Lugd. Bat.* 1806. 4. p. 37. Hier heifst es: „*Dum glandulae suprarenales adessent nullae.*" — Die Nebennieren des *Pekarifoetus*, von welchem das Museum in Bremen zwey schöne Exemplare besitzt, sind verhältnifsmäfsig grofs. Die von *Tyson* und *Daubenton* gefundene Erweiterung der *Aorta* in einiger Entfernung vom Bogen derselben fand Rec. eben so wenig, wie Hr. *M.* Die Nebennieren des *Delphin Phocaena* sah der Vf. röthlich-weifs; Rec. hingegen bey mehreren Exemplaren, wie die Nieren selbst, stets hochroth, welche Farbe jedoch in Brantwein sich verliert. — Äufserst wichtig ist die Beschreibung der Nebennieren bey den zum Theil höchst seltenen Vögeln, die kein Zootom ohne grofse Belehrung lesen wird. — Bey den Schildkröten fand Hr. *M.* nie etwas den Nebennieren Ähnliches, womit auch Rec. häufige Untersuchungen mehrerer grofser Riesenschildkröten übereinstimmen. Eben so wenig fand er dieselben bey Eidechsen, wenn man nicht zwey Fettkörper dafür ansehen will, die Hr. *M.* namentlich beym *Tupinambis* und im *Chamaeleon* sah, bey welchem letzteren auch Rec. sie gefunden hat.

Das zweyte Organ, die Schilddrüse, beschreibt der Vf. zuerst bey Menschen und nachher bey mehreren Thieren, und zwar, nach dem zu urtheilen, was Rec. bey Thieren, z. B. bey *Simia Sabaea* und *Simia Maimon*, beobachtet hat, sehr genau. Der *Hyothyroideal*sack hatte bey letzterem Thiere, dessen ganzer Körper ungefähr 2½ Fufs lang war, 5 Zoll im Durchmesser. Die abenteuerliche Meinung des Hn. Prof. *Schelver*, dafs die Schilddrüse der Menschen eine Metamorphose des Affensacks sey, wird von dem Vf. gehörig gewürdiget; und wenn er S. 113 sagt: „Doch ich halte mich zu lange bey der Widerlegung dieser Meinung auf" u. s. w.: so möchte Rec. diesen eigenen Tadel als gerecht anerkennen. — Auch beym weifsen Bären fand Rec. die Schilddrüse sehr ansehnlich, und, im Ganzen genommen, die Gestalt derselben wie die vom Vf. beschriebene des braunen Bären. Hr. *M.* sagt, da *Home* die Schilddrüse bey der *Mustela lutris* gefunden: so könne man vermuthen, dafs sie auch beym Fischotter existire. Rec. freuet sich, dem würdigen Vf. versichern zu können, dafs seine Vermuthung völlig gegründet sey. — Bey den Katzen ist dieses Organ sehr grofs: doch fehlt das gewöhnliche Mittelband der beiden durchaus von ein-

Digitized by Google

ander getrennten Lappen, worüber der Vf. sich gewiss mit Recht wunderte, da er es bey zwey anderen Thieren, die zu den Katzenarten gehören, nämlich dem Löwen und dem Luchs, sehr deutlich fand. Bey den *Känguruh's* ist die Schilddrüse klein, und ihre Lappen sind völlig von einander getrennt. Beym *Paka* sind die beiden Lappen durch ein kleines nach unten convexes Band verbunden. Sehr umständlich ist die Beschreibung dieses Organes bey dem Elephanten. Die Frage, ob *diese* Drüse den *Cetaceis*, und namentlich dem *Delphinus Phocaena* fehle, wie *Hunter* glaubte, wird Rec. wahrscheinlich in Zukunft entscheiden können, da er die Eingeweide eines eben geborenen Thieres dieser Art, nebst dem Kehlkopfe von einem ausgewachsenen *Delphinus Phocaena* besitzt, die er zu dem Ende mit möglichster Sorgfalt untersuchen wird. Vorläufig glaubt er, dass Hr. *M.* mit Recht *Hunter's* Meinung bezweifelt. Auch Rec. ist fest überzeugt, dass die Vögel, Amphibien oder Fische ein der Schilddrüse analoges Organ nicht besitzen. — „Die krankhaften Degenerationen der Nebennieren, welche man bis jetzt beobachtet hat," sagt der Vf., „sind nicht hinreichend, um ihren Bau und ihre Function dadurch mehr aufzuklären." Bey dieser Gelegenheit beschreibt er mehrere, auch in anderer Rücksicht sehr interessante Präparate aus seiner Sammlung. Die Degenerationen der Nebennieren sind ungleich häufiger, und lassen sich auf drey zurückführen: nämlich Vergrösserung ihrer ganzen Masse mit Auflockerung und reeller Vergrösserung der sie zusammensetzenden Lappen oder Körner; Bildung von Balggeschwülsten und Knochenerzeugung. Diese Degenerationen finden nicht immer einzeln Statt; sondern oft sind zwey oder drey mit einander vereiniget. Mit dem grössten Vergnügen liest man hier die Beschreibungen vieler sehr interessanter hieher gehöriger Präparate. Hr. *M.* glaubt, das Organ, mit welchem die Nebennieren in einer specielleren Verbindung als mit einem anderen zu stehen scheinen, seyen die Geschlechtstheile: welche Meinung er durch viele Gründe, die wir der näheren Prüfung der Leser überlassen müssen, zu unterstützen sucht. Der erste Beweis ist aus der Zergliederung einiger Missgeburten entlehnt, zu deren Untersuchung er einen Auftrag von *Cuvier* erhielt. Bey einer derselben fand er, dass das Gehirn, Herz, Lunge, *Larynx*, Luft- und Speise-Röhre, Milz, *Pancreas* und Nebennieren fehlten; dass der Darmkanal nach Verhältniss kleiner, als gewöhnlich, unvollständig ausgebildet war; dass die Leber bey weitem nicht die gewöhnliche Grösse hatte, da hingegen das Harnsystem weder in Rücksicht auf Form, noch auf Grösse vom Normalzustande abwich. Ein zweyter Beweis ist, dass man bey Thieren grosse Nebennieren findet, deren Geburtstheile sehr entwickelt sind. Drittens scheint dem Vf. die Nähe und oft sehr genaue Verbindung dieser Organe mit den Genitalien bey den Vögeln und einigen Amphibien und das mit dem Zu- und Abnehmen von Organen, welche zwar ihrer Gestalt nach von den Nebennieren abweichen, aber in ihrer Lage, Farbe und verhältnismässigen Grösse bey einigen, den Fröschen, vollkommen mit denselben übereinkommen, gleichfalls nicht unbeweisend für den vermutheten Zusammenhang. Der vierte Beweis leidet eine grosse Ausnahme. Denn freylich sind die Geburtstheile der *Phoca vitulina* nicht sehr entwickelt; dagegen aber möchte Rec., wenigstens nach seiner Untersuchung, die Nebennieren nicht besonders klein nennen: so wie er bey der Zergliederung des *Delphinus Phocaena* die Geburtstheile so auffallend gross fand, dass Hr. *M.* demselben beystimmen würde, wenn er sie je bey diesen Thieren untersucht hätte. Auch sieht Rec. nicht ein, wie die Nebennieren bey diesen Thieren klein genannt werden können, da sie im Gegentheil, so wie auch die Geburtstheile, sehr entwickelt sind. Einen fünften Grund zur Unterstützung seiner Vermuthung glaubt Hr. *M.* aus der Untersuchung mehrerer Embryonen hernehmen zu dürfen, da er nämlich die Nebennieren in einer Periode, wo sowohl die *Thymus* als Schilddrüse in Verhältniss zum ganzen Körper noch sehr klein sind, zum Körper grösser, als zu irgend einer anderen Zeit, fand. Endlich scheint auch die pathologische Anatomie den Zusammenhang zwischen beiden Organen zu lehren, da die Degeneration der Nebennieren, wenigstens in einzelnen Fällen, mit gleichzeitiger Läsion der Geschlechtstheile verbunden ist, welches der Vf. durch ein paar Beyspiele an Menschen, und durch eine Beobachtung an einem Meerschweinchen belegt. — Ungeachtet die Nebennieren bey einigen Thieren in Rücksicht der Farbe, Gestalt, Consistenz u. s. w. wirklich den wahren Nieren ähneln: so ist Rec. doch mit Hn. *M.* überzeugt, dass keine Beziehung zwischen beiden Statt finde. — Die Beschreibung der *Thymus*-Drüse bey Menschen und vielen Thieren, welche der Vf. liefert, übertrifft Alles, was wir bisher davon wussten. Bey der *Phoca vitulina*, welche Rec. mehrere Mal untersucht hat, sah er nur einmal bey einem sehr jungen Subjecte dieses Organ: zu welchem Ende er dieses Präparat noch immer aufhebt. Beym *Delphinus Phocaena* fand Rec. die Thymusdrüse gleichfalls. Eine Untersuchung des Herzens des Seehundes zeigte dem Vf. den arteriösen Kanal und das eyrunde Loch ganz verschlossen, so wie die eustachischen Klappen, wie *Albers* sie angiebt, sehr dick und mit Muskelfibern versehen. Bey den Tauchervögeln, jedoch bey diesen allein, fand er, ungefähr an der Stelle der Thymusdrüse, ein ihm problematisches Organ, das aber ebenfalls nicht wie bey den Säugethieren Communication mit beiden Herzhälften hat, und welches er beym *Mergus Serrator*, im *Colymbus cristatus* und *Colymbus Immer*, *Alca Lomvia*, *Alca tardo mas* und *Pelecanus bassanus* sehr genau, und, wie Rec. völlig überzeugt ist, richtig beschreibt, wenigstens hat es Rec. bey den drey ersten Vögeln eben so gefunden. Die Frage, ob diese Masse wirklich für ein der Thymusdrüse der Säugthiere entsprechendes Organ anzusehen sey, sucht der Vf. durch viele Gründe unwahrscheinlich zu machen. Über die krankhafte Degeneration der Thymusdrüse haben

Digitized by Google

wir wenig Beobachtungen. Der Vf. erzählt indefs mehrere aus anderen Schriftſtellern, denen er zwey eigene hinzufügt. In Rückſicht des allgemeinen Nutzens dieſer Theile iſt es ihm ſehr wahrſcheinlich, daſs das Gehirn, Nervenſyſtem, Leber, Milz, Schilddrüſe, Thymusorgan, Nebennieren und Geſchlechtstheile Eine Claſſe bilden, deren Geſchäft es iſt, die Menge des Hydrogen's und Kohlenſtoffs im Körper zu mindern, und daher mittelbar die Oxygen-Menge zu dem geſundheitsgemäſsen überwiegenden Grade zu vermehren. Die weitere Prüfung dieſer Ideen des Vfs. müſſen wir unſeren Leſern überlaſſen: doch geſtehen wir offen, daſs ſie uns ſehr viel Unerwieſenes zu enthalten ſcheinen.

Der 2 Abſchnitt, deſſen auch der berühmte *Sömmerring* in ſeiner Preisſchrift: „über die Nabelbrüche," ſo vortheilhaft erwähnt, führt die Überſchrift: „*Fragmente aus der Entwickelungsgeſchichte des menſchlichen Fötus.*" Es iſt in der That unmöglich, aus dieſem reichhaltigen, äuſserſt lehrreichen Aufſatze einen Auszug zu liefern; wir begnügen uns daher, einige Bemerkungen über dasjenige zu liefern, was der Vf. aus der Zootomie zur Erläuterung anführt. Der *Delphinus Phocaena* hat beſtimmt einen Einſchnitt in der Herzſpitze, wie der Vf. aus *Tyſon* anführt. Das Herz des Seehundes iſt platt; beym Eisbär hingegen ſehr gewölbt; ſehr breit, aber eigentlich nicht flach iſt es beym *Monodon Narwhal*, deſſen merkwürdiges Herz *Albers* im letzten Bande der Abhandlungen der kön. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen beſchrieben und abgebildet hat.

Dieſes wird hinreichend ſeyn, unſeren Leſern zu beweiſen, daſs das aufrichtige Lob des Rec., der in keiner Verbindung mit dem Vf. ſteht, gegründet ſey, und daſs die Leſer dieſer Schrift eben ſo dringend wie wir wünſchen werden, daſs ſein bis jetzt ſo fruchtbringender Eifer für die Anatomie nie erkalten möge.

M. H.

Frankfurt a. M., b. Simon: *Erſtaunende* (erſtaunliche) *Naturmerkwürdigkeiten im J.* 1800, *und deren Folgen für Menſchen, Thiere* (Vieh) *und Gewächſe, nebſt Vorſchlägen, wie ſolchen Naturübeln in Zukunft vorzubeugen ſey.* Von *K. A. Zwierlein*, D. der Medic. und Philoſoph., fürſtl. Oranien-Naſſau-Fuldaiſchem Hofrathe, Phyſicus und Brunnenmedicus zu Brückenau u. ſ. w. 1804. 213 S. 8. (16 gr.)

Wozu dieſe aus den Zeitungen und Journalen zuſammen getragenen Nachrichten von den ſogenannten *erſtaunenden* Naturmerkwürdigkeiten des Jahres 1800 dem Publicum nützen ſollen, iſt weder in Anſehung der hier aufs Neue erzählten traurigen Naturereigniſſe und ihrer ſchlimmen Folgen ſelbſt, noch auch in Hinſicht auf die beygefügten Vorſchläge, ſolchen Naturübeln in Zukunft vorzubeugen, im Geringſten begreiflich, beſonders da der Vf. in ſeinen Erzählungen ſowohl, als in ſeinen Vorſchlägen, keine ſonderlichen phyſikaliſchen Kenntniſſe verräth, und ſeine Vorſchläge theils in den Intelligenzblättern einen ſchicklicheren Platz, als hier, gefunden hätten, z. B. die Mittel zur Vertilgung der überhandnehmenden Feldmäuſe, theils ſchon allgemein genug bekannt oder auch gar nicht ausführbar ſind, wie wir weiter unten darthun wollen. In den 37 erſten Abſchnitten erzählt er uns, wie die Temperatur und Witterung von Monat zu Monat im J. 1800, den December von 1799 mit eingerechnet, geweſen; wie die Heringe von den ſchottiſchen oder norwegiſchen Küſten nach der Elbe, die Cibellen in Schweden haufenweiſe mit dem Winde nach Weſten, der Ibis aus Ägypten nach Frankreich gezogen; wie in Südpreuſſen ein See blutroth geworden, in Frankreich ein Berg eingeſtürzt, im Kirchenſtaate ein Stück Land mit Bäumen und einem Landhauſe verſunken, zu Göttingen ein Mondregenbogen und in Dännemark die Sonne mit zwey Nebenſonnen erſchienen iſt; wie der Rammelsberg innerlich gebrannt, zu Wien das Eis einige Schiffe und zwey Joche der unteren Brücke zertrümmert, zwiſchen Hainchen und Roſswein eine Wolkenhoſe gewüthet, in England ein feuriges Meteor, in Spanien eine Gewitterwolke von fürchterlicher Geſtalt die Menſchen erſchreckt, und in Haarburg der Blitz einen Menſchen im Tanzſaale getödtet hat; wie endlich die Waldbrände ſowohl, als andere Feuersbrünſte, deſsgleichen die Wolkenbrüche, Donnerwetter, Schloſsen, Orkane, Sturmwinde, Erdbeben, Raupen, Käfer, Schnecken, Heuſchrecken, Feldmäuſe und Hamſter unermeſslichen Schaden angerichtet haben, — Alles in dem Tone der hieher gehörigen Zeitungsartikel, nur mehr declamatoriſch, vorgetragen. Hierauf erfahren wir in 5 Abſchnitten die vielfältigen traurigen Folgen, die der trockene und heiſse Sommer des genannten Jahres in Hinſicht auf Garten- und Feld-Früchte, auf die Vermehrung der Feldmäuſe, und auf die groſse Sterblichkeit unter Menſchen und Vieh, nach ſich gezogen, auch welchen wohlthätigen Einfluſs auf die Beendigung der Seuchen jener gewaltige Sturmwind vom 9 November gehabt hat. Im 43 Abſchnitte wird geſagt, was die Polizey bey ſehr trokenen Sommern zum allgemeinen Beſten zu verfügen habe, und endlich im 44 Abſchn. entdeckt uns der Vf. die Urſache der, nach ſeiner Meinung, jetzt gar zu oft eintretenden ſehr trockenen und unerhört heiſsen Sommer ſowohl, als der ſeit einigen Jahren über die Maſsen heftig wüthenden Sturmwinde; auch lehrt er da, wie man dieſe Naturübel mit ihren traurigen Folgen in Zukunft verhüten ſoll. Daſs aber der Vf. ſeine ächten phyſikaliſchen Kenntniſſe in dieſer Schrift überaus geheim hält, und mitunter Mittel zur Abwendung der in Rede ſtehenden Naturübel vorſchlägt, welche ſchwerlich anwendbar ſeyn dürften, das mag aus folgenden Stellen hervorgehen. S. 10: „Der höchſte Barometerſtand fiel (zu Wien) auf den 1 Jänner, und betrug 28 Zoll 11 Linien 10½ Punct." Linien pflegt man ſonſt am Barometer in 10 Skrupel oder nach *de Lüc* in 16 Theile einzutheilen. S. 14: „Am 1 Jänner drohete abermals eine ſtarke Kälte bey hellem Himmel. Bey Sonnenuntergang ſtand das Thermometer in Freyberg ſchon 13°—0. Plötzlich fiel es um 7 Uhr

Digitized by Google

bey Strichwolken wieder bis auf 8°—o in einer Stunde.“ So unordentlich kann ſich in Freyberg wohl kein Wetterbeobachter ausgedrückt haben. S. 114: „Alle Arten von Verfälſchungen des Biers wurden von den ſchelmiſchen Wirthen aufgeſucht und angewandt, um Gerſte und Hopfen zu ſparen, und dem Biere doch wenigſtens den Schein der Güte und Stärke zu geben; — ſie lieſsen Harz, oder Kalbsfüſse in dem Biere verkochen, um es kleberig zu machen, dafs die Gläſer auf den Tiſchen anklebten, als wären ſie angeleimt. Dieſes geſchah an vielen Orten, und geſchiehet jetzt 1803, da ich dieſes ſchreibe, noch häufig, obſchon die Gerſte wohlfeiler iſt, und das Pfund des beſten Hopfens nur 22 kr. koſtet. Die betrügeriſchen Wirthe befinden ſich wohl dabey, und machen groſsen Gewinn. Freylich iſt die ſchläfrige Polizey bloſs an ſolchem Unfuge Schuld.“ Dieſe ſchelmiſchen Wirthe müſſen aber, wenn ſie das wirklich thun, wohl ſelbſt im eigentlichen Sinne Hopfen und Malz an ſolchen Gebrauen verlieren, folglich ſich ſelbſt genug ſtrafen, weil das Harz in der Würze ſich nicht auflöſet, und Kalbfufsbier ohne Zweifel kein Menſch trinken mag. — Sturmwinde haben, wie der Vf. behauptet, ihren Grund bloſs in dem ſeitherigen Mangel an Wäldern, und hierüber wird folgender Beweis geführt. „Was dieſe Sache noch wahrſcheinlicher oder vielmehr gewifs macht, iſt, dafs die Stürme ſeit 1800, vom 9 November an bis jetzt zu Ende d. J. 1803, in dieſer kurzen Zeit, ſich ſehr häufig und heftig eingefunden, eben von der Zeit an, da ſo viele Holz und Wälder zerſtörende Urſachen zuſammen trafen, und vorausgingen. Andere offenbare Urſachen und Revolutionen in der Natur laſſen ſich nirgends finden.“ Alſo darum giebt es keine anderen, weil der Vf. ſie nicht finden kann. Mifswachs in dürren Sommern zu verhüten, läſst er nach *Röſſigs* Vorſchlägen die Felder und Wieſen mit kleinen Feuerſpritzen fleifsig beſpritzen. Aber die zu trockenen und gar zu heifsen Sommer ſelbſt in Zukunft zu verſcheuchen, und die Sturmwinde abzuhalten, wird gerathen, dafs man allenthalben, beſonders aber auf Bergen, recht viel neue Wälder und Obſtbäume anlegen möge. — Einen ſolchen guten Rath ſollte man freylich überall, wo es angeht, befolgen, auch wenn dadurch weder die zu trockenen Sommer, noch die Sturmwinde verhütet werden dürften. Allein es heifst in dieſer Hinſicht ſogar: „Iſt eine Gegend aller Berge beraubt: ſo lege man einen oder mehrere an, und bepflanze ſie mit Bäumen, an jenen Stellen einer Gegend, wo ſie den meiſten Nutzen gewähren können.“ Sind etwa auf Anrathen des Vfs., der zu trockenen und heifsen Sommer wegen, ſchon einige Berge angelegt und mit Bäumen beſetzt worden: ſo mufs er dieſe Bäume nun wohl wieder umhauen, und jene Berge wieder abtragen laſſen, weil ſie gleich in dem darauf folgenden ſehr kühlen Sommer 1804 nicht allein die Wärme zu ſehr gedämpft, ſondern auch die bekannten entſetzlichen Waſſerfluthen verurſacht haben. — Von dem Scherze, womit der Vf. ſeinen Vortrag zu würzen verſteht, und von dem gewaltigen Amtseifer, mit welchem er ſich über mancherley, vorzüglich mediciniſche Unordnungen ausläſst, mögen nachſtehende Stellen zur Probe dienen. Unter der Nachricht von der in Spanien ſo fürchterlichen Wolke, an welcher man Hände, Füſse, einen Schwanz und eine hellblaue Schlange ſah, ſteht folgende für gebildete Leſer lehrreiche und ſpafshaftwitzige Note: „Die erhitzte Phantaſie der Spanier mag hier das Meiſte gewirkt haben; denn an Wolken kann man ſehen, was man will. Ich wette, ein verliebtes Mädchen hätte ganz was anders geſehen. — Und was denn? — Ganz gewifs zwey — Küſſende.“ S. 59 heifst es: „*Stechende* Mücken, Weſpen und Schnaken ſchwärmten ſo häufig in der Luft umher, dafs ſich furchtſame Damen mit ihren zarten Geſichtern und Buſen nicht ohne Entſetzen unter ſie wagten; daher man bald alle Damen mit ihren ſchönen und häſslichen Geſichtern, in Flor gehüllt, umher wandeln ſah: allein dieſes leichte flatternde Mittel ſchützte ſie nicht genug gegen dieſe zudringlichen, der zarten Haut ſo gefährlichen Thierchen, dafs ſich die Damen in dieſer Noth gezwungen ſahen, in öffentlichen Blättern galante mitleidige Herren aufzufodern, ihnen doch mit einem wirkſamen Mittel zur Abhaltung dieſer böſen Feinde an Handen zu gehen.“ Endlich wird den Afterbrownianern der Text folgendergeſtalt geleſen: „Die ſogenannten Brownianer oder vielmehr After-Brownianer, deren Zahl unbeſchreiblich groſs iſt, wozu ſich alle jungen Ärzte, die meiſten Halbärzte, berühmte und unberühmte Scharlatane, Stümper in der Arzneykunde, Feldſcherer, Barbierer, Apotheker und Apotheker-Geſellen und Jungen bekennen, die, ohne alle richtige Kenntnifs des ächt ſchottiſchen Syſtems, blind darauf los curiren, und in der irrigen Meinung ſtehen, jeder ſey ein Brownianer, der jedem Kranken Pfeffertinctur und Opium reicht, — ſolche Brownianer mufs ich beſchuldigen, dafs ſie 1800 mehr als die Seuchen gemordet haben. — Alle Kranken mit Nervenfiebern wurden über Einen Kamm geſchoren, alle mufsten Wein trinken, ſo viel ſie konnten, deſsgleichen Hoppelpoppel, Gloria, kräftige Fleiſchbrühen; dazu kamen noch ſehr ſtärkende, reizende und erhitzende Arzneyen, — — — dafs junge Leute, ſtarke und vollblütige Perſonen, durch dieſe heilloſe Curart ſehr ſchnell zum Tode gebracht wurden.“

V—H.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

FRANKFURT a. M., gedr. b. Wenner: *Verſuch einer actenmäſsigen Darſtellung des Rechtsſtreits urſprünglich zwiſchen dem ehemaligen k. heſſ. Ober-Hofagenten Feidel David in Caſſel, Klägern, und dem ehemaligen königl. däniſchen Kammerherrn und Geſandten am herzl. würt. Hoflager Freyherrn Karl Eberhardt v. Wächter, R. d. D. O., Beklagten, ſodann zwiſchen des Königs von Dännemark Majeſtät Intervenienten und dem Ober-Hofagenten Feidel David, modo deſſen Erbmaſſe, Interventen, jetzt zwiſchen des Herrn Herzogs Wilhelm von Würtemberg königl. Hoheit Provocanten und Beklagten und der Erbmaſſe des Feidel David, Provocaten und Kläger, in Betreff einer mit Privat-Hypothek verbundenen Foderung von* 3000 *Carolins ſammt Zinſen vom* 1 *Auguſt* 1794 *auf die Herrſchaft Hirrlingen im ehemaligen öſterreichiſchen Schwaben gelegen, mit Rückſicht auf rechtliches Verfahren und rechtliche Entſcheidung*, von D. *Heinrich Karl Ludwig Euler*, landgräfl. heſſiſchem Cabinets- und Regierungs-Rath, auch groſsherzl. frankfurtiſchem bey ſämmtl. Gerichtsſtellen recipirtem ordentlichem Advocaten zu Frankfurt a. M. 1813. VIII, 180 u. 56 S. 4.

Es iſt nicht Abſicht des Vfs. bey dieſer Darſtellung, den Juriſten tüchtig durchs Leben zu machen, und ihn gleichſam in den Rhythmus deſſelben einzuſtimmen, ſondern die in dem Geſichtskreiſe nur Weniger gelegenen Handlungen der Parteyen und des Richters in jenem Rechtshandel vor die Augen des Publicums zu bringen. — Nicht ſo handfällig und einſchneidend, nicht ſo individuell für das zeitliche Intereſſe, als irgend ein Gerichtshof, ſpricht und vollzieht zwar dieſe Inſtanz ihr Urtheil; aber die Welt und Nachwelt ſpricht und die Geſchichte iſt das Weltgericht, das kein Zweifler leugnen mag! — Nicht jede Sache indeſs qualificirt ſich zur Berufung ans Publicum. Nur wenn gröſsere Güter auf dem Spiele ſtehen, Richter und Parteyen durch ihre Individualität zur Erwartung der ſtrengſten Gerechtigkeit berechtigen und auffodern, kann der berufende Theil hoffen, dafs der angerufene Richter hören und entſcheiden werde. Dafs ſich von dieſer Seite her die vom Vf. vors Publicum gebrachte Sache als *cauſa appellabilis* darſtelle, wird Niemand in Zweifel ziehen. Das tief in eines Jeden Bruſt gewurzelte Bedürfnifs, das ſeine Befriedigung nur in der Realität eines bis ins Kleinſte durchgeführten und ſelbſt den Geringſten umfaſſenden, mit groſsen Anſtrengungen und Opfern in jeder Zeit erkauften, rechtlichen Zuſtandes findet, iſt der Grund jener Behauptung und zugleich Bürge dafür, dafs vorliegende Schrift ſchnell im Publicum verbreitet und von ſachverſtändigen Männern mit Intereſſe geleſen werden wird. Sie iſt mit Freymüthigkeit geſchrieben und nicht ohne wiſſenſchaftlichen Gehalt; aus dem angegebenen Standpuncte aber rechtfertiget ſichs von ſelbſt, wenn in den Augen der Leſer über dem unmittelbaren Intereſſe des Lebens einzelne Mängel und Flecken völlig verſchwinden, welche auf dem Standpuncte des unmittelbaren wiſſenſchaftlichen Intereſſe nicht unbemerkt bleiben könnten.

Die Schrift zerfällt, nach einer kurzen Vorerinnerung, in zwey Abſchnitte, wovon der erſte die Geſchichtserzählung (§. 1—28, S. 1—106), der zweyte die rechtliche Erörterung der Sache (§. 29—55. S. 107—180) enthält. Übrigens befinden ſich dabey noch zwanzig einzelne Actenſtücke als Anlagen, welche mit Einſchluſs eines, ebenfalls aus einzelnen Actenſtücken beſtehenden, erſten und zweyten Anhangs 56 S. einnehmen. Das Innere der Sache, das Detail der von den Parteyen verhandelten einzelnen Streitfragen übergehend oder nur in Allgemeinen berührend, kann Rec. den Inhalt dieſer Schrift nur durch die zur Kenntnifs derſelben unentbehrlichſten Züge andeuten, und das, was durch dieſe ſichtbar und äuſserlich werden kann, hier ſichtbar und äuſserlich werden laſſen.

I. Der Baron v. Wächter hatte von dem Ober-Hofagenten Feidel David zu Heſſencaſſel, jetzt Caſſel in Weſtphalen, nach und nach anlehnsweiſe 3000 Stück neue Louisd'or erhalten, und unterm 1 Auguſt 1794 eine Urkunde ausgeſtellt, vermöge deren er ſich zu dieſer Schuld nicht nur bekannte, ſondern auch zur Sicherheit ſeines Darleihers dieſem, als beſondere Hypothek, die dem Canton Nekar ſteuerbar incorporirte Herrſchaft Hirrlingen, als General-Hypothek aber ſein ganzes Vermögen verpfändete. Unterm 9 März 1798 klagte Feidel David, des Harrens auf ſeine Befriedigung müde, vor dem kaiſerl. Reichs-Kammergericht, dem competenten Gerichtsſtande des Baron v. Wächter, gegen dieſen, und bat, „denſelben zur Bezahlung der Capitalſchuld, Zinſen und Koſten bey Vermeidung deſſen, dafs die Specialhypo-

Digitized by Google

thek zur Befriedigung angegriffen und veräufsert werden folle, zu verurtheilen und anzuhalten." Das Kammergericht erliefs die gewöhnliche Ladung, welche fich namentlich auch auf die Dimittirung der conftituirten Hypothek auf der Herrfchaft Hirrlingen erftreckte; die Parteyen verfuhren, und da der Baron v. Wächter die obige Schuld- und Pfand-Verfchreibung anerkannte: fo fprach das Kammergericht, die von dem Baron v. Wächter zur Ablehnung des Gerichtsftandes vorgefchützten Einreden übergehend, unterm 30 Januar 1803 folgendendes Urtel: „Dafs beklagter Baron v. Wächter das eingeklagte Capital fammt rückftändigen Zinfen an Kläger zu bezahlen fchuldig, und dazu zu condemniren, auch dem Beklagten zur Execution und Vollziehung ein Termin von drey Monaten *pro termino et prorogatione* bey Strafe 10 Mark löthigen Goldes und Vermeidung der Vollziehung in die Herrfchaft Hirrlingen zu geben fey," und das Erkenntnifs wurde rechtskräftig. (§. 1—10.)

Am 23 May 1804 trat des Königs von Dänemark Maj. mit einer Intervention beym Kammergericht, durch deffen Procurator v. Zwirlein auf, mit der Behauptung: dafs des Königs von Dänemark Maj. am 22 Dec. 1793 die Herrfchaft Hirrlingen von dem Baron v. Wächter durch einen Kauf an fich gebracht, und am 22 Januar 1804 durch den dänifchen Gefandten Freyherrn v. Eyben in Befitz genommen, der Baron v. Wächter mithin am 1 Aug. 1794 kein Recht mehr gehabt habe, diefelbe an Feidel David zu verpfänden. Mit diefer Intervention war der Antrag verbunden: „die gegen den Freyherrn v. Wächter ergangene Ladung, fo weit folche die Dimittirung der als einer angeblichen Special-Hypothek ganz unbefugt, auch null und nichtig conftituirten Herrfchaft Hirrlingen betreffe, *tanquam ad falfas* oder wenigftens *erroneas preces* ertheilt, nunmehro zurückzunehmen und zu caffiren, oder aber als auf fich felbft unter fo bewandten Umftänden beruhend, zu reponiren." (§. 11.)

Immittelft wurde das Kammergericht in Verfolg der politifchen Ereigniffe aufgelöfet; und nachdem von dem Oberappellationsgericht zu Tübingen am 31 May 1807 auf allerhöchften Befehl Sr. Maj. des Königs von Wirtemberg öffentlich bekannt gemacht worden war, dafs alle die bey den vorigen Reichsgerichten anhängigen königl. wirtemberg. Unterthanen, Standesherrn oder im Königreich liegende Güter betreffenden Rechtsfachen binnen Jahresfrift bey dem königl. Oberappellationsgericht reaffumiret und fortgefetzt werden follten, — die Acten in jener Sache aber bey der an die Stelle des Kammergerichts tretenden Behörde eingegangen waren: fo wurde im Sept. 1808 die Sache in der Kategorie einer Mandatsfache zur Entfcheidung an das königl. Oberjuftiz-Collegium zweyten Senats verwiefen (§. 12—14). Bey diefer Behörde überreichten des inzwifchen verftorbenen Feidel Davids Erben ihre, gegen die Intervention des Königs von Dänemark gerichtete Erklärung, in welcher die Intervention von allen Seiten angegriffen, befonders der behauptete Erwerb des Eigenthums an der Herrfchaft Hirrlingen beftritten, die Befitznahme derfelben am 22 Jan. 1804 — *elf ganzer Jahre nach dem Kauf* — bey der ganz nahe bevorftehenden Execution in die Herrfchaft mit dem Namen eines *fpolii*, der vorgegebene Kauf aber mit dem eines Scheinkaufs belegt, und gebeten wurde: „des Königs von Dänemark Maj. mit der angebrachten Intervention ab — oder wenigftens *ad feparatum* zu verweifen, die unbefugterweife ergriffene Befitznahme zu caffiren, es fofort bey dem rechtskräftigen Reichs-Kammergerichts-Erkenntniffe vom 30 Jan. 1803 lediglich zu laffen, und demnach die Execution auf die fpecialiter verpfändete Herrfchaft Hirrlingen mittelft deren Verkaufs oder Arreftes auf die Revenüen und deren jährliche Abführung an den Kläger unverweilt zu verhängen, auch den Intervenienten in die Koften des verzögerten Proceffes, fammt Zinfen und Schäden, fällig zu erkennen." Auf jene Erklärung erfolgte, der Bemühung von Feidel Davids Erben ungeachtet, keine weitere Verhandlung der Parteyen, fondern die Sache blieb bis zum 9 März 1811 liegen. An diefem Tage erliefs das königl. wirtembergifche Oberapellationsgericht zu Tübingen nachftehendes, am 1 May deffelben J. den Erben Feidel Davids durch den Audienz-Huiffier des königl. weftphäl. Tribunals erfter Inftanz zu Caffel mitgetheiltes Decret: „Nachdem Sr. königl. Majeftät von Wirtemberg mit mehreren von den vormaligen Reichs-Gerichten an die königlichen Gerichts-Stellen als unerlediget übergegangenen Proceffen, auch die bey dem Reichs-Kammergericht zu Wetzlar zwifchen dem ehemaligen Hof- und Kammer-Agenten Feidel David von Caffel als Kläger, und den Karl Eberhard Freyherrn v. Wächter aus Stuttgardt als Beklagten, fodann Sr. königl. Majeftät zu Dänemark als Intervenienten wegen einer angeblichen auf die Herrfchaft Hirrlingen verhypothecirten Schuldforderung von 3000 Louisd'ors fammt Zinfen, verhandelten Mandats-Sache, neuerlich an diefes königl. Oberappellations-Tribunal als die oberfte Gerichts-Stelle zu rechtlicher Entfcheidung überwiefen haben: fo werden die königl. weftphälifchen Bürger Loeb Herz Gans Levi Feidel und Samfon Ruben Goldfchmidt in Caffel, als die nach den vorliegenden Acten zu Führung diefes letzten Proceffes bevollmächtigten Adminiftratoren der Klägerfchen noch unvertheilten Feidel Davidfchen Erbfchafts-Maffe, von diefer getroffenen Abänderung des diffeitigen Gerichts-Standes zu dem Ende benachrichtiget, um nunmehr zu gänzlicher Austragung diefer ihrer Rechtsfache entweder ihren vorhin fchon beftellt gewefenen hiefigen Anwald, Procurator D. Schnurrer, oder, wenn es belieben follte, irgend einen anderen aus der Zahl der königl. Obertribunals-Procuratoren allhier innerhalb einer Frift von 2 Monaten rechtsgenügend zu bevollmächtigen, und hievon durch ihn die Anzeige machen zu laffen. Inzwifchen hat der bevollmächtigte Anwald Sr. Hoheit des Herzogs Wilhelm von Wirtemberg, welche das unter königl. wirtembergifcher Souverainität ftehende Gut Hirrlingen mittelft eines vor

Digitized by Google

Kurzem mit der Krone Dänemark abgeſchloſſenen Kaufvertrags eigenthümlich an ſich gebracht und förmlich in Beſitz genommen haben, gegen die Erben des vormaligen Hof- und Kammer-Agenten Feidel David zu Caſſel, in Beziehung auf ihre anmaſslichen hypothekariſchen Anſprüche auf daſſelbe Gut, eine ſo betitelte Auffoderung zur Klage übergeben, deren Duplicat hiemit den obgenannten Adminiſtratoren der Feidel Davidſchen Verlaſſenſchafts-Maſſe zur Einſicht mitgetheilt wird, ihre Erklärung hierüber bey dieſem königl. Obertribunal, als der für die Prinzen des königl. wirtembergiſchen Hauſes in Hinſicht auf Perſonal- und Real-Klagen rechtszuſtändigen Gerichtsſtelle, durch ihren bevollmächtigten Obertribunals-Procuratur binnen einer hiedurch anberaumten Friſt von 2 Monaten einzureichen, worauf ſodann nach der gegenwärtigen Lage der Hauptſache eine oberſtrichterliche Verfügung erlaſſen werden ſoll" (§. 15 u. 16). Auf die von Sr. königl. Hoheit dem Herrn Herzog Wilhelm von Wirtemberg übergebene Auffoderung zur Klage vom 28 Febr. 1811 (in welcher unter Anderen geſagt wird: die Krone Dänemark habe ſich, *mehr um zu Gunſten ihres Geſandten eine Diverſion zu machen*, zur Intervention bewogen gefunden) gaben dem angeführten Decret gemäſs Feidel Davids Erben am 18 July 1811 ihre Erklärung ein, mit der Bitte: „Sr. königl. Hoheit den Herzog Wilhelm mit dieſer Provocations-Klage vorderſamſt ab — und auf den Ausgang der Interventionsſache des Königs von Dänemark und der Feidel Davidſchen Erben, unter Verurtheilung in die Koſten, zu verweiſen," — und das Appellationsgericht erliefs hierauf unterm 27 July 1811 folgendes Erkenntniſs: „Nachdem, auf die von Sr. Hoheit dem Hn. Herzog Wilhelm von Wirtemberg, gegen die Erben des vormaligen heſſencaſſelſchen Hof- und Kammer-Agenten Feidel David zu Caſſel, erhobene Provocations-Klage hin, die letzteren durch ihren nun rechtsgenügend bevollmächtigten Anwald, Obertribunals-Procurator D. Schnurrer, die ihnen bey vorliegenden beſonderen Umſtänden, ſtatt der gebetenen Ladung zur Klage, unter dem 9 März dieſes Jahres hierüber abgefoderte Erklärung den 18 dieſes Monats bey dieſem königl. Obertribunal übergeben haben: ſo wird dieſelbe hiemit im Duplicat dem provocantiſchen Anwald Procurator Schott zur Einſicht mitgetheilt, und zu ſeiner Nachachtung Folgendes zu erkennen gegeben: Da nämlich in dieſer Erklärung von Seiten der Feidel Davidſchen Relicten ſich vorerſt auf die Beendigung des bey dem vormaligen Reichs-Kammergericht anhängig gewordenen, und in der Folge an dieſes königl. Obertribunal zu rechtlicher Entſcheidung förmlich übertragenen Interventions-Proceſſes Sr. Majeſtät des Königs von Dänemark bezogen wird, und der Gegenſtand dieſes Rechtsſtreites, wie aus der ſchon unter dem 6 May 1809 bey dem königl. Oberjuſtiz-Collegium zweyten Senats als vorigen Richter übergebenen, hier in Abſchrift anliegenden Exceptions-Handlung der Feidel Davidſchen Erben zu erſehen iſt, für jetzt nicht etwa nur ein einzelnes Recht auf die Herrſchaft Hirrlingen, ſondern die wichtige Präjudicial-Frage betrifft, „ob der zwiſchen dem Baron v. Wächter und des Hn. Prinzen von Heſſen Durchlaucht im J. 1795 abgeſchloſſene Gutskauf ein wahrer oder nicht vielmehr, wie klägeriſcherſeits behauptet werden will, ein bloſser Scheinvertrag und ſimulirtes Rechts-Geſchäfte geweſen ſey; ob mithin, wenn keine Übertragung des Eigenthums auf einen Dritten geſchah, nicht noch jetzt der Baron v. Wächter als wahrer Eigenthümer des Guts Hirrlingen, folglich die von ihm geſchehene Verpfändung deſſelben als rechtsgültig angeſehen werden könne." ſo kann bey dieſer Lage der Sache der Provocations-Klage Sr. Hoheit des Hn. Herzogs Wilhelm, auf diejenige Weiſe, wie ſie jetzt angebracht worden iſt, nicht Statt gegeben werden, und muſs dieſemnach derſelben überlaſſen bleiben, ob ſie entweder den durch die Principal-Intervention Sr. königl. Majeſtät von Dänemark rechtshändigen Proceſs, über das von dem Freyherrn v. Wächter ein Jahr vor der angeblichen Verhypothecirung des Guts Hirrlingen an höchſtdieſelben mittelſt des Rechts-Titels eines förmlichen Verkaufs-Vertrags übergegangene Eigenthums-Recht auf ſolches, zwiſchen den ſtreitenden Theilen allein austragen laſſen, — und bis zur Entſcheidung deſſelben in Ruhe ſtehen wollen; oder ob ſie nicht vielmehr es ihren Verhältniſſen angemeſſener finden, im Namen und in der Eigenſchaft eines Bevollmächtigten Sr. Maj. des Königs von Dänemark dieſen Proceſs nach ſeinem dermaligen Standpunct fortzuſetzen und rechtlich auszuführen. Wie denn das königl. Obertribunal einer Erklärung hierüber, unter Beylegung eines beglaubigten Auszuges aus dem über das Gut Hirrlingen abgeſchloſſenen Kaufcontracte, innerhalb einer Zeitfriſt von 6 Wochen entgegen ſieht, um hierauf das Weitere in der Sache verfügen zu können." — Dieſes Erkenntniſs wurde, bey Ermangelung eines dagegen ergriffenen Rechtsmittels, rechtskräftig (§. 17—20).

Über die bisher dargeſtellte Periode jenes Proceſſes muſs ſich, auch ohne Rückſicht auf den hier unberührt gebliebenen Conflict der inneren Gründe und Gegengründe in jenem Rechtshandel, dem Leſer nothwendig die Überzeugung aufdringen, daſs die Sache bis hieher richtig aufgefaſst und beurtheilt worden iſt. Denn wenn das Kammergericht, mit Übergehung der den Gerichtsſtand ablehnenden Exceptionen des Baron v. Wächter, dieſen, wie geſchehen, condemnirte; wenn dieſes Urtel rechtskräftig geworden war, und mithin die Vollſtreckung deſſelben nur durch die, den Charakter einer Hauptintervention in Anſpruch nehmende, Intervention des Königs von Dänemark aufgehalten werden konnte: ſo war es auch unverkennbar gewiſs, daſs der Interventionsſtreit vor allen Dingen entſchieden werden muſste. Die vollſtändige Darſtellung auch des Inneren jener Rechtsſache im 1 Abſchnitt §. 1—20 und die rechtlichen Erörterungen des Vfs. im 2 Abſchnitt §. 29—43 u. 47 laſſen darüber vollends keinen Zweifel mehr übrig, und das Oberappellations-Gericht hatte durch jenes Decret vom 27 July 1811 ſeine Gerechtigkeitsliebe

Digitized by Google

und Unabhängigkeit von einem jeden aufser dem Umfange des Rechts felbft gelegenen Motive auf die unzweydeutigfte und herrlichfte, ihm die Hochachtung der Zeitgenoffen und Nachkommen zufichernde Weife ausgefprochen. Allein

II. auf jenes Erkenntnifs erfolgte nun keinesweges die urtelsmäfsige Erklärung von Seiten des Hn. Herzogs Wilhelm königl. Hoheit; fondern eine — *„weitere Erklärung"* vom 28 Nov. 1811, mit dem Antrage: „den Feidel Davidfchen Erben aufzugeben, bey Vermeidung ewigen Stillfchweigens, ihre Anfprüche gegen den Befitzer von Hirrlingen in kurzer peremtorifcher Frift klagend anzubringen, auch fie in die Koften fällig zu erkennen." Diefe weitere Erklärung (welche von dem Vf. S. 39. §. 22 eine dem rechtskräftigen Erkenntniffe vom 27 July 1811 durchaus zuwiderlaufende, den Acten und unleugbarften Thatfachen widerfprechende, mit fchielenden Ambiguitäten angefüllte, alle Procefsregeln verdrehende und auf actenwidrigen Suppofitionen ruhende Erklärung genannt wird) wurde Feidel Davids Erben mittelft folgenden Decrets vom 5 Dec. 1811 mitgetheilt: „Dem Obertribunals-Procurator Fleifchmann, welcher als Anwald der Erben des vormaligen kurheffifchen Hofagenten Feidel David in Caffel für feine gleichbaldige rechtsförmliche Subftitution Sorge zu tragen hat, wird zuerft diejenige Erklärung mit 4 Beylagen, welche Sr. Hoheit der Hr. Herzog Wilhelm von Wirtemberg zur Wiederholung ihrer Provocationsklage gegen jene Erben, in Anfehung der von Letzteren behaupteten hypothekarifchen Anfprüche auf das Gut Hirrlingen, bey dem königl. Obertribunal übergeben laffen, hiemit im Duplicate zur Einficht mitgetheilt. In fofern fich nun daraus zur vollkommenen Überzeugung ergiebt, dafs Sr. Hoheit durch einen förmlichen Kaufvertrag und mittelft feyerlicher Immiffion Befitzer von Hirrlingen geworden fey, und fich in demfelben Vertrage (Art. 11) ohnehin zur Übernahme aller gegründeten Real-Anfprüche auf diefes Gut verbindlich erklärt haben: fo mufs nun die vor dem ehemaligen Reichs-Kammergericht anhängig gewordene Interventions-Procefs-Sache Sr. Maj. des Königs von Dänemark, als auf deren vorläufige Beendigung der klägerfchen Erben in ihrer Erklärung vom 18 July 1811 die Bitte gerichtet hatten, und die dagegen vorgebrachte auf ein blofs perfönliches Verhältnifs fich gründende *Exceptio fimulati contractus*, gegen des Königs von Dänemark Maj., bey diefem königl. Obertribunal auf fich beruhen. Vielmehr findet fich daffelbe bewogen, der von Sr. Hoheit dem Hn. Herzog Wilhelm, unter dem 2 März diefes J. angebrachten und neuerlich reproducirten Provocationsklage, in Erwägung der zu ihrer weiteren Begründung jetzt erft vorgelegten Urkunden, nunmehr Statt zu geben. Es werden daher die Feidel Davidfchen Erben unter Anberaumung einer peremtorifchen Frift von 3 Monaten, wovon je einer als der erfte, zweyte und dritte Termin angefetzt ift, hiedurch aufgefodert und vorgeladen, ihre vermeintlichen hypothekarifchen Rechte auf das dem Provocanten eigenthümlich zuftehende Gut Hirrlingen um fo unfehlbarer rechtsgenügend darzuthun, als diefelben widrigen Falls zu gewärtigen haben, dafs fie nach fruchtlofem Ablauf jener peremtorifchen Frift auf Anrufen des provocantifchen Anwalds, mit ihren gerühmten Rechtsanfprüchen, ein für allemal durch Urtheil abgewiefen und ihnen ein ewiges Stillfchweigen hierüber auferlegt werden wird." Statt die in diefem Decret gegen des Hn. Herzogs Wilhelm königl. Hoheit vorgefchriebene Klage zu übergeben, reichten Feidel Davids Erben eine Erklärung auf eine weitere Erklärung vom 28 Nov. 1811 ein, und baten: „die Provocation zu verwerfen, und Feidel Davids Erben aus dem Executions-Object Hirrlingen für Capital, Zinfen und Koften zu befriedigen." Allein — es erfolgte hierauf unter dem 16 April 1812 nachftehendes Erkenntnifs: „In der Provocationsfache Sr. Hohh. des Hn. Herzogs Wilhelm von Wirtemberg gegen die Adminiftratoren der Erbmaffe des vormals Hof- und Kammer-Agenten Feidel David in Caffel, betreffend hypothekarifche Anfprüche auf die Herrfchaft Hirrlingen, haben Letztere, ftatt dem Inhalt des Decrets vom 1 Dec. 1811 durch Einreichung einer hypothekarifchen Klage Genüge zu leiften, durch ihren fubftituirten Anwald Obertribunalsprocurator Fleifchmann unter dem 2 diefes Monates eine fo rubricirte *unterthänige* Erklärung, zuvor jedoch durch eben denfelben unter dem 9 vorigen Monats die Bitte um Frifterftreckung einreichen laffen. Aufser Abfchlagung der beiden durch die gedachte Erklärung eingelegten Bitten, fo weit folche das Gut Hirrlingen und das diefsfeitige vermeinte Forum des ehemaligen Hn. Intervenienten betreffen, wird nun zwar, in Anbetracht des Friftgefuches der Adminiftratoren, der provocatifchen Erbmaffe anmit ein nochmaliger, jedoch letzter zweymonatlicher Termin unter dem Präjudiz anberaumt, dafs, wenn innerhalb diefer Frift dem Decret vom 5 Dec. 1811 durch Einreichung der hypothekarifchen Klage nicht follte Genüge geleiftet werden, fie ein für allemal mit ihren Anfprüchen auf die Herrfchaft Hirrlingen unnachfichtlich werden abgewiefen, und ihnen hierüber ein ewiges Stillfchweigen wird auferlegt werden" (§. 21. 25). Ein höheres Gericht war nicht vorhanden, und Feidel Davids Erben (überzeugt von der ihnen immer noch bleibenden Klage wegen unheilbarer Nichtigkeiten) überreichten die ihnen zugemuthete hypothekarifche Klage gegen des Hn. Herzogs Wilhelm königl. Hoheit im Juny 1812, unter ausdrücklicher Refervation aller Rechtszuftändigkeiten, die aus dem Rechtsverhältniffe erwachfen waren, welches die Intervention des Königs von Dänemark begründet hatte, und das Verfahren gedieh bis zur Replik (§. 26—28).

(Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

JURISPRUDENZ.

FRANKFURT a. M., gedr. b. Wenner: *Verſuch einer actenmäſsigen Darſtellung des Rechtsſtreits urſprünglich zwiſchen dem ehemaligen kurf. heſſ. Ober-Hofagenten Feidel David in Caſſel, Klägern, und dem ehemaligen königl. däniſchen Kammerherrn und Geſandten am herz. würt. Hoflager Freyherrn Karl Eberhardt v. Wächter, Beklagten*, von D. *Heinrich Karl Ludwig Euler* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Erwägt man nun die eben angezeigte Periode jenes Proceſſes und die in derſelben vorkommenden Decrete und Verhandlungen der Parteyen: ſo muſs jene weitere Erklärung Sr. königl. Hoheit, des Hn. Herzogs Wilhelm, ſich nicht nur als eine ſehr unerwartete Erſcheinung darſtellen, ſondern es müſſen auch die beiden Decrete des Oberapellationsgerichts im höchſten Grade überraſchen. Dieſe Behauptung iſt keineswegs dadurch abzulehnen, daſs man (was kein Leſer der §§. 21—25 des 1, und der §§. 34—43 des 2 Abſchnittes gegenwärtiger Schrift zugeben wird) annimmt, Rechtlich erwogen ſey ſeit dem Jahre 1793 der Baron v. Wächter nicht mehr für den Eigenthümer von Hirrlingen zu halten, die Intervention des Königs von Dänemark *mehr* als eine *bloſse* Diverſion zu Gunſten des däniſchen Geſandten, und das von dem Könige von Dänemark und Sr. königl. Hoheit dem Hn. Herzog Wilhelm von Wirtemberg behauptete Eigenthum an der Herrſchaft Hirrlingen, nach dem Inhalte und der Form der dafür beygebrachten Urkunden, nicht zu bezweifeln. Denn bey allen dieſen Vorausſetzungen ſind und bleiben es ja doch wahre und über jeden Zweifel erhabene Thatſachen: daſs das Kammergericht durch Ladung und rechtskräftiges, *jura partium* beſtimmendes, Urtel die Herrſchaft Hirrlingen bereits für das — mit der vom König von Dänemark und Sr. Hoheit dem Hn. Herzog Wilhelm beſtrittenen Hypothek behaftete — Executions-Object anerkannt hatte; — daſs die Herrſchaft Hirrlingen nur durch ein rechtskräftiges Urtel, mittelſt deſſen das — der Intervention des Königs von Dänemark untergelegte Eigenthum anerkannt wurde, aus jenem rechtlichen Nexus herausgeriſſen werden konnte; — daſs nur dann, wenn dieſs geſchehen, überdieſs auch noch der Erwerb des Eigenthums an jener Herrſchaft durch des Hn. Herzogs Wilhelm königl. Hoheit auſser Zweifel geſetzt war, und nun die Erben Feidel Davids ſich einer Hypothek auf Hirrlingen rühmten, allererſt von einer Provocation des Hn. Herzogs Wilhelm königl. Hoheit die Rede ſeyn konnte; — daſs das Oberapellationsgericht dieſs in ſeinem rechtskräftig gewordenen Decrete vom 27 July 1811 ſelbſt aufs unzweydeutigſte anerkannt und ausgeſprochen hatte, und daſs Feidel Davids Erben auf jene weitere Erklärung Sr. Hoheit, des Hn. Herzogs Wilhelm, vor Ertheilung des Decrets vom 5 Dec. 1811 nicht einmal gehört worden waren. — — Sind aber dieſe Thatſachen wahr und über jeden Zweifel erhaben: ſo müſſen, ſelbſt wenn man mit den vorberührten Suppoſitionen debitiren wollte, die Decrete vom 5 Dec. 1811 und vom 16 April 1812 dennoch eine höchſt unerwartete, in dem rechtlichen Gange der Sache völlig unbegreifliche Erſcheinung ſeyn! — In einem ſchneidenden und ſchreyenden Contraſte mit jenem Decrete vom 27 Jul. 1811 ſpringen ſie — jene Decrete — von der ſelbſt durch den erſten Blick auf die Sache ſich als nothwendig ankündigenden, früherhin von dem Oberappellationsgericht im Decret vom 27 Jul. 1811 ſelbſt als nothwendig anerkannten und ausgeſpochenen Form der Verhandlung, ohne irgend einen Rechtsgrund, ab, — entreiſsen den Erben Feidel Davids ihren bisherigen Gegner, den König von Dänemark, ohne rechtliches und rechtskräftiges Erkenntniſs, und nöthigen denſelben (was gar nicht gleichgültig iſt §. 44—46 des 2 Abſchnittes) einen anderen Gegner und mit dieſem auch einen anderen Proceſs auf, welches ohne rechtliches und rechtskräftiges Erkenntniſs bey der Pendenz jener Interventionsſache doch abſolut unmöglich iſt, und in dem Decrete vom 27 Jul. 1811 mit vollem Rechte in dieſer Eigenſchaft anerkannt worden war! — „Eine ſolche Menge ſich ſelbſt durch die Acten rechtfertigender Nichtigkeiten", ſagt der Vf. (im 2 Abſchn. §. 52, S. 177) in Hinſicht auf jene Mängel, „iſt zu auffallend, als daſs ſie nicht die Aufmerkſamkeit des Monarchen und Juſtiz-Miniſterii rege machen ſollten. Sie ſind von der Art, daſs ſie die Unparteylichkeit und Aufrichtigkeit der Rechtspflege äuſserſt zweydeutig machen müſſen, und können nichts anders als eine Furcht im Auslande erwecken, welche von nachtheiligen Wirkungen für das allgemeine Intereſſe ſeyn muſs." — Bey ſolchen Thatſachen erklärt es der Vf. (§. 53. S. 178 f.) in der gegenwärtigen Sache für Pflicht des Juſtizminiſterium, durch eine Verfügung alsbald den *Status quo* der Sache, wenigſtens der Wir-

Digitized by Google

kung nach, so herzustellen, wie er zur Zeit der erhobenen Intervention und der Einlassung auf dieselbe von Feidel Davids Erben und am 27 Jul. 1811 festgestellt worden war. „Nur auf diese Art", sagt der Vf. (S. 180), „können die begangenen Nullitäten verbessert und gehoben, nur auf diese Art kann ein Beweis gegeben werden, dass die Gerechtigkeit und Wahrheit, die Unparteylichkeit und Gewissenhaftigkeit kein leerer Schall, sondern verdiente Eigenthümlichkeiten eines Justizministeriums sind, dessen Ruf im In- und Auslande gegründet ist, und das den gerechtesten Anspruch auf die Gnade, den Schutz und die Huld eines Monarchen hat, dessen Gerechtigkeitsliebe, Ordnungsgeist und Abneigung gegen alles Unrecht, gegen alle Gefährte, die Grenzen seines Reichs dergestalt überschreitet, dass jeder Ausländer mit Verehrung und Dank den Ausdruck seiner Huldigung darzubringen aus Überzeugung geneigt ist," — und gewiss wird jeder Leser mit dem Vf., von gleichem Gefühl des Rechts und der Wahrheit durchdrungen, die Schlussworte dieser Schrift aussprechen: „Möge diese getreue Darstellung dieses nicht unwichtigen Rechtsstreites mit der Überzeugung aufgenommen werden, dass sie nur die höchste Noth und die Rücksichtslosigkeit gegen alle Vorstellungen und Gründe erzeugt hat; möge sie den Zweck erfüllen, die gekränkten und unterdrückten Rechte der Feidel Davidschen Erben lebhaft vor Augen zu legen, und deren gerechte Ansprüche auf Abhülfe und Ordnung im Verfahren geltend und wirkungsvoll zu machen, und die ewige Wahrheit von Neuem, selbst in unseren Zeiten, zu bestätigen: *quod Justitia sit constans et perpetua voluntas, jus suum cuique tribuendi.*"

III. Während indess jene Darstellung unter der Presse war, ging auch noch die (im ersten Anhange S. 47 f. ersichtliche) Duplik sammt der dazu gehörigen (im zweyten Anhange S. 54 f. befindlichen) nachträglichen Erklärung ein, und wenige Tage nachher erfolgte das (ebenfalls im zweyten Anhange S. 56 abgedruckte, im K. O. A. G. zu Tübingen am 3 Dec. 1812 eröffnete) Definitiverkenntniss, ohne alle Entscheidungsgründe, dahin: „In Klagsachen sich haltend zwischen den Feidel Davidschen Erben zu Cassel, Klägern an einem — und Sr. Hoheit, dem Hn. Herzog Wilhelm von Wirtemberg, als Besitzer der Herrschaft Hirrlingen, Beklagtem am anderen Theil, betreffend Pfandrechts-Ansprüche, wegen eines Capitals von 33,000 fl. nebst den aus demselben seit 1794 verfallenen Zinsen, wird auf gepflogene Verhandlung anmit durch Urtel zu Recht erkannt, — dass den klagenden Erben das angesprochene Pfandrecht auf die Herrschaft Hirrlingen nicht zustehe, und demnach der Hr. Beklagte, als Besitzer dieser Herrschaft, von der gegen ihn angestellten Klage zu entbinden sey; — die aufgegangene Processkosten jedoch aus bewegenden Gründen gegen einander verglichen seyn sollen. V. R. W." Der Vf. bemerkt (im zweyten Anhange S. 53), dass dieses Urtel, wegen seiner nichtigen Prämissen null und nichtig, dem ganzen Verfahren vollends die Krone aufsetze. — Feidel Davids Erben haben Revision gegen dasselbe eingelegt, und — es möge seiner Zeit der Vf., den Triumph der Wahrheit und des Rechts feyernd, dem Publicum das Weitere berichten! P—ſ—r.

M U S I K.

Wien, b. Weigl: *Medea*, eine tragische Oper in drey Aufzügen. Frey nach dem Französischen, von *J. F. Treitschke*. Musik von *Cherubini*. Clavier-Auszug. 27 Bogen mit Titelk. (8 fl.)

Bey der jetzt so allgemeinen Wuth, von jedem Meisterwerke, welches Fülle der Vocal- und Instrumental-Musik verbindet, Auszüge für ein einzelnes Instrument, *das Clavier*, oder gar für *zwey Flöten* zu liefern, ist es gar nicht zu verwundern, wenn auch die Werke *Cherubini's* die Reihe trifft; aber keck lässt sich behaupten, dass unter allen Opern der bisher aufgetretenen Componisten, selbst *Mozart's* nicht ausgenommen, keine so sehr diesem höchstbeschränkten Unternehmen widerstanden haben als *Cherubini's*. Wer nur *cherubinische* Musik gehört hat, wird bezeugen, dass seine sonderbare Vertheilung der Hauptparthieen, das Ausmalen und Halten der Blas-Instrumente, die abgerissenen Figuren und Gedanken, kurz das Bizarre und Lärmende, keinesweges einen Auszug verstatte, sondern vielmehr in einem solchen Versuche noch abgerissener und widerlicher hervortreten müsse, wie die schon vorhandenen Clavierauszüge beweisen. Der gegenwärtige nun ist Auszug im vollständigsten Sinne. Gar oft findet sich nur die 1ste Violine mit einem leeren Basse, und oben die Stimmen, oft alle vier, ausgeschrieben. Ferner kann, und zwar mit allem Rechte, nicht die ganze Oper ausgezogen seyn (jede Numer hat ihre besondere Seitenzahl, für den einzelnen Verkauf); aber auch viele der ausgezogenen Stücke können mit Vergnügen wohl schwerlich *so* aufgeführt werden, z. B. das überlange Duett: *Kinder, ach!* u. s. w. Solche Auszüge möchten, wenn sie noch von einigem Nutzen seyn sollen, höchstens von den einstudirenden Sängern bey Proben gebraucht werden; und wie beschränkt wäre dann ihr Publicum!

Wer nicht das Ganze gehört hat, kann unmöglich durch diese Fragmente eine Idee für das *Bessere dieser* Musik gewinnen. Gleich in der Ouverture, die einen schönen Anklang des Tragischen hat, fehlen die Haltungen der Blasinstrumente und des legirten Basses; mit ihnen geht der Geist verloren, und man hört so grösstentheils nur Bruchstücke, oder ein übelklingendes Gehack. Den ersten Chor auszuziehen, war eben so unnöthig, weil solche Chöre wohl nicht *zum Claviere* gesungen zu werden pflegen, besonders da es ganz an einem Hauptschlusse fehlt, S. 9. Das Finale am Ende des Auszuges, und die lärmenden Ouverturen nicht weniger. Das wahrhaft schöne Duett: *Ihr drohet mir umsonst* u. s. w., eine Arie und einige Märsche waren noch am besten auszuziehen. Der untergelegte Text verstösst nicht sel-

Digitized by Google

ten gegen die Musik. Der Stich ist grob, der Preis theuer; der Titel das Beste.

M.....s.

1) Leipzig, im Bureau für die Musik, u. Wien, b. Hoffmeister u. Comp.: *XV Inventions pour le Clavecin, comp. par J. S. Bach.* (16 gr.)

2) Ebendaselbst: *Oeuvres complettes de J. S. Bach.* 16 Hefte (zusammen 19 Rthlr. 4 gr.)

3) Leipzig, b. Breitkopf und Härtel: *J. S. Bachs Choral-Vorspiele für die Orgel mit einem und zwey Clavieren und Pedal.* I und II Heft. (Jedes Heft 16 gr.)

Bey dem Gange, welchen die Musik seit *J. S. Bachs* Zeiten genommen hat, und bey dem Geschmacke, welcher nach und nach durch diesen Gang begründet worden ist, ist es allerdings eine merkwürdige Erscheinung, dass theils die neuen Auflagen der ehedem schon gestochenen, theils die Ausgaben der bisher blos in Abschriften vorhanden gewesenen Werke dieses Componisten von Seiten des musikalischen Publicums so viel Unterstützung gefunden haben, dass sogar mehrere Kunsthandlungen, die sich beynahe völlig gleichzeitig zu der Herausgabe dieser Werke entschlossen hatten, im Stande waren, ihr Unternehmen fortzusetzen. Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen, in wiefern Künstler und Dilettanten, die sich ganz nach dem Geschmacke der Zeit gebildet haben, die Kunstschönheiten der Werke *J. S. Bachs* zu geniessen vermögen, ohne ihren Geschmack in einem gewissen Grade umzustimmen. Rec. aber ist überzeugt, dass es in Hinsicht auf den grössten Theil des musikalischen Publicums höchst nöthig gewesen wäre, die Ausgaben dieser Werke mit einer Abhandlung zu begleiten, in welcher die richtige Ansicht der Kunstproducte dieses Grössten aller Harmonisten aus dem Gesichtspuncte der modernen Musik gezeigt worden wäre. *Forkel* hat zwar in seinem Werke: *Über J. S. Bachs Leben* u. s. w., diesen Gegenstand nicht gänzlich unberührt gelassen; aber was er hierüber sagt, kann blos von solchen Künstlern und Dilettanten gefühlt werden, die schon so weit in das Heiligthum der Kunst eingedrungen sind, dass bey ihrem Urtheile über Kunstwerke der Geschmack dieses oder jenes Zeitalters keine entscheidende Stimme mehr haben kann. Sollte der Inhalt einer solchen Abhandlung dem Bedürfnisse des Publicums entsprechen: so hätten die eigenthümlichen Schönheiten und Wirkungen sowohl der sogenannten thematischen, als der freyeren Schreibart zergliedert werden müssen, und aus der Vergleichung dieser besonderen Eigenheiten würde die richtige Ansicht der Werke *J. S. Bachs* von selbst hervorgegangen seyn.

Über den vorzüglichen Kunstwerth von *Bach's* hinterlassenen Werken herrscht übrigens unter den Kennern nur eine Stimme; und nach alle dem, was von der von *Marpurg* verfassten Vorrede zu der Kunst der Fuge an bis jetzt öffentlich darüber gesagt worden ist, würde eine Beurtheilung und Zergliederung derselben ganz überflüssig seyn.

— o —

Wien, b. Weigl: *Ausgewählte Stücke aus dem Singspiel die Verwiesenen auf Kamtschatka*, von Verschiedenen. Für das Fortepiano. 6½ Bogen. (1 Thlr. 14 gr.)

Fast auf allen grösseren Opertheatern ist dieses Singspiel, wie musikalische Zeitungen berichten, mit Glück gegeben worden. Rec., der weder eine Aufführung desselben gehört, noch die zu Paris mit dem französischen Text herausgekommene Partitur gesehen hat, kann sich bey Beurtheilung der vorliegenden ersten 6 Numern nur auf das beschränken, was dieser Clavierauszug ist und giebt. Die kurze Ouverture von *Boieldieu* ist charakteristischer, als die gewöhnlichen neuerer Franzosen; nur stechen in der That die sanften Parthieen derselben zu sehr von den rauschenden Massen (S. 3) ab. Sie ist auf dem Claviere sehr gut spielbar. Eben so die ernste Arie des *Stepanoff* von *Vogel* (No 2), nur dass in der Figur der Begleitung (S. 1, Syst. 2 Takt 5 u. f. f.) der Wiederanschlag des im ersten Achtel schon gehörten Tons auf dem Claviere schlecht sich ausnimmt. Der Übergang (S. 1, Syst. 2 Takt 2 und 3) ist für das Gefühl störend; der Text für das Adagio zu stark. S. 2, Syst. 4 Takt 4 muss der Stichfehler *diesen* in *Tiefen* corrigirt werden. Die Abwechselung der Tempi muss übrigens im Ganzen sehr gute Wirkung thun. Die angenehme französische Arie von *Boieldieu* (N. 3) ist von dem vorhergehenden, einfachen Schweizerliede an Charakter und Rhythmus zu sehr verschieden, als dass die unmittelbare Folge derselben sich gut ausnehmen könnte. Die Singstimme ist hier, nach dem gewöhnlichen Stile der Franzosen, zu untergeordnet unter die obere Begleitung. S. 2, Syst. 2, Takt 4 sind die ersten Viertel des Basses besser in *b* zu verwandeln. Im Texte steht durch die ganze Arie der Stichfehler *von nahen Glück.* Weit angenehmer ist aber (No. 4) die leichte und fröhliche Arie, ebenfalls von *Boieldieu*, die sich besonders durch schönen Gesang, angemessene Begleitung, von der grösseren Menge überladener Bravourarien vortheilhaft unterscheidet (obwohl einige Reminiscenzen nachgewiesen werden könnten), und in diesem Auszuge auch sehr gut am Fortepiano zu executiren ist. No. 5, Scene von *Vogel*, ist ein vortreffliches Stück. Das einleitende *Andante* (nicht *Andate*) *vostenuto* charakterisirt ganz den sinnenden Ernst, und geht nach einigen kurzen abgebrochenen Sätzen, zwischen welchen gesprochen wird, in das so sinnig traurige Gebet (in Adagio) über, dessen Kürze die schöne Einfachheit noch mehr erhebt. Weit weniger ausgebildet ist das Duett von demselben Componisten (No. 6), und es erinnert sehr an ähnliche Opernstücke.

Die deutsche Übersetzung ist etwas besser, als sie gewöhnlich aus dergleichen Fabriken zu kommen pflegt; so auch Papier und Stich. Der Preis ist übermässig theuer.

M....s.

Digitized by Google

Breslau u. Leipzig, b. Gehr: *Stimmbuch, oder vielmehr Anweisung, wie jeder Liebhaber sein Clavierinstrument, sey es übrigens ein Saiten- oder ein Pfeifen-Werk, selbst repariren und also auch stimmen könne.* Zweyte, stark vermehrte, und mit Figuren begleitete Auflage. Von *J. H. E. Nachersberg.* 1804. 214 S. 8. Nebst einem Bogen Figuren. (12 gr.)

Der Vf. dieses Werkes (von welchem Rec. die erste Auflage nicht besitzt, um sie mit der zweyten vergleichen zu können) hat sich bemüht, die mechanische Einrichtung der jetzt gewöhnlichen Clavierinstrumente sehr genau zu zergliedern, um die etwanigen Gebrechen jedes einzelnen Theiles derselben einsehen und verbessern zu lehren. Alles ist mit vielem Fleisse zusammengetragen und geordnet, und zeigt, dass der Vf. Sachkenntnisse und Erfahrung besitze. Auch ist es für jeden Clavierspieler sehr vortheilhaft, die mechanische Einrichtung seines Instruments so genau zu kennen, um diesem oder jenem kleinen Gebrechen desselben, zu dessen Verbesserung keine besondere Geschicklichkeit in dem Gebrauche mechanischer Instrumente erfoderlich ist, in der Geschwindigkeit selbst abzuhelfen. Von solchen Reparaturen freylich, die den Gebrauch anderer Instrumente, als den des Stimmhammers, nothwendig machen, würde Rec. einem Clavierspieler abrathen, er müsste sich denn schon vorher mit diesen oder jenen mechanischen Arbeiten beschäftiget haben. Denn wären ihm auch die Instrumente zur Hand: so fehlt es ihm an der nöthigen Sicherheit und Geschicklichkeit, sie zu gebrauchen, und er kann leicht in Gefahr kommen, an seinem Instrumente mehr zu verderben, als zu verbessern. Das Aufziehen neuer Saiten, und die Stimmung des Instrumentes sind die einzigen Arten der Reparatur, deren sich der Clavierspieler ohne Gefahr unterziehen darf. In Hinsicht auf jenes hat der Vf. alle nöthigen Vortheile und Handgriffe weitläuftig beschrieben. In Hinsicht auf die Stimmung hingegen würde Rec., statt der zwar grösstentheils noch gewöhnlichen alten Stimmung durch den Quintencirkel, lieber die neuere Art zu stimmen anempfehlen, nach welcher mit den vier zuerst zu stimmenden Quinten zugleich die drey grossen Terzen, woraus die Octave besteht, eingestimmt werden, nämlich in folgender Ordnung:

1) $\bar{c}\ \bar{\bar{c}}$
2) $\bar{c}\ \bar{g}$
3) $\bar{c}\ \bar{e}\ \bar{g}$ 4) $\bar{e}\ \bar{h}$
5) $\bar{e}\ \overline{gis}\ \bar{h}$ 6) $\overline{gis}$ oder $\bar{as}\ \bar{\bar{es}}$
7) $\bar{as}$ $\bar{\bar{c}}\ \bar{\bar{es}}$ u. s. w.

weil man bey dieser Art zu stimmen nicht allein mit den Tönen $\bar{e}\ \overline{gis}\ \bar{h}\ \bar{\bar{es}}$ gleichsam feststehende Stimmpuncte erhält, zwischen welchen sich die übrigen Quinten nach dem Quintencirkel leicht einstimmen lassen, sondern auch, weil dadurch das gleiche Abwärtsschweben aller Quinten, so wie das gleiche Aufwärtsschweben aller grossen Terzen, sehr erleichtert wird.

— o —

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Nürnberg*, b. Bieling: *Neues Bilder- und Lese-Buch über verschiedene gemeinnützige Gegenstände besonders naturhistorischen Inhalts, oder die vergnügten Abendstunden eines Vaters unter seinen Kindern*, vom Vf. der unterhaltenden Erzählungen. Mit vielen colorirten Kupfern. 1810. 240 S. 8. (1 Rthlr.) Mit der Darstellung dieses Bilder- und Lese-Buchs hat man Ursache zufrieden zu seyn. Der Vf. beweiset Bekanntschaft mit der Kinderwelt, mit dem Charakter und Ideengange der Jugend, er beweiset, dass er selbst viel und reflectirend unter Kindern gelebt hat. Aber mit der Auswahl dessen, was sich in diesem Lesebuch findet, ist Rec. nicht so zufrieden. Freylich hat dazu wohl der unglückliche Zwang, alte schon vorlängst der Vergessenheit übergebene schlechte Bilder commentiren zu müssen, das Meiste beygetragen; bisweilen findet sich aber auch in diesen Bildern selbst keine nähere Veranlassung. So z. B. in der Erzählung von der Schöpfung. „Lieber Mann, sprach die Mutter, die bisher stillschweigend zugehört hatte, du hast ja vergessen, deinen Kindern zu sagen, *dass die Frau von edlerer Abkunft ist*, als der Mann. Der Mann wurde aus einem Erdenklos geschaffen, die Frau aber aus der Rippe des Mannes. Auch hast du nicht gesagt, dass Eva von der Schlange verführt wurde, den Apfel zu essen, und dass sie also unschuldig war. — Was! sprach Julchen, die Frau wurde aus einer Rippe des Mannes erschaffen? Jetzt weiss ich doch, warum der Nachbar seine Frau immer *ein böses Ripp* nennt. — Vater und Mutter konnten sich über Julchens naiven Einfall des Lachens nicht enthalten.“ Das Buch enthält fünf und zwanzig Abendgespräche, deren Gegenstände folgende sind: die Schöpfung, Blumen und Bäume, Jagdthiere, die Electricität u. s. f., die Elemente, die Seefische, die Gesträuche, die Bergwerke, die vier Jahreszeiten, die Chemie, die Insecten, die Menschen, Naturerscheinungen, die Feldfrüchte, die Planeten, Quellen und springende Wasser, Raubthiere, das Steinreich, die Hausthiere, das Ungeziefer, die Waldvögel, das Weltgebäude, Wasserthiere, wilde und zahme Thiere, der Thierkreis. 3X11.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Erster Unterricht in der Religion* für Kinder, welche auf die Begriffe von den Religionslehren erst vorbereitet und hingeleitet werden müssen. Von *J. K. F. Witting*, Past. a. d. Magnusk. in Braunschweig. 1810. VIII u. 163 S. 8. (6 gr.) Hr. *W.* liefert hier eine Sammlung längerer und kürzerer Erzählungen, welche dazu dienen sollen, den ersten religiösen Unterricht anschaulich zu machen. Der grösste Theil der hier aufgenommenen Erzählungen bezieht sich auf die Pflichtenlehre, welche folglich der Vf. auch zu den Religionslehren rechnet. Für die hierhergehörigen Rubriken fehlt es nicht an Vorarbeiten. Desto weniger ist aber für die eigentliche Religions- oder Glaubens-Lehre gethan, wovon der Grund in der Natur der Wahrheiten dieser Lehre selbst liegt. Was daher der Vf. aufnahm, um die Rubriken: Unsterblichkeit, Auferstehung u. A., zu besetzen, kann wohl kaum den Namen eines erläuternden Beyspiels verdienen. Wer indessen anderer Hülfsmittel zu dem angegebenen Behuf ermangelt, wird in diesem Büchelchen manches Brauchbare finden.

W. **.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Hartknoch: *Johann Gottfried v. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.* Mit einer Einleitung von *Heinrich Luden.* 1812. I Theil. LXII u. 431 S. II Theil. 518 S. 8. (3 Rthlr.)

Da das vor uns liegende Werk ein bloßer Abdruck der vielbesprochenen Ideen *Herders* ist, durch den ersten Verleger derselben, Hn. Hartknoch, erneuert, und nun mit einer Einleitung von Hn. HR. *Luden* begleitet: so hält sich Rec. in seiner Beurtheilung an diese letztere, die ihm jedoch hin und wieder Anlass bieten wird, seine Gedanken über das *herdersche* Werk rhapsodisch beyzufügen. Er bemerkt nur daraus, dass diese neue Ausgabe desselben, gesondert von der grossen Zahl der Werke des Verewigten, und nett und anständig dem Äußeren nach, den Beyfall des Publicums verdient und finden wird.

Hr. *L.* beginnt damit, zu zeigen, wie ein denkender Mann, ein denkendes Zeitalter zu Betrachtungen und Gedanken kommen müsse, wie diejenigen, die das *herdersche* Werk entstehen machten. Einem Volke, wie das, welchem *Herodot* seine Geschichte las; wird die einfache Erzählung seiner eigenen Geschichte genügen, weil es in ihr sich glücklich fühlt, und die eigene Befriedigung allgemeine philosophische Betrachtungen über das Menschengeschlecht nicht wohl aufkommen lässt. Wo aber ein Volk einer solchen glücklichen Zeit nur wie eines goldenen Zeitalters gedenkt, und aus einer trüben Gegenwart, aus selbstverschuldetem Verfall, zurückblickt auf bessere aber verschwundene Zeiten, auf Trümmer, die sich über Trümmern häufen, da werden seine Geschichtschreiber einen anderen Charakter zeigen, als solche glückliche der Vorzeit. Die Einen werden, mit ihrer Zeit, den Sinn für Volksthümlichkeit (es sey Rec. vergönnt, dieses von Hn. *L.* oft gebrauchten Wortes sich zu bedienen) verloren haben, und eine seichte Alltagsmoral zur Richterin des Vergangenen setzen, und dieselbe, als allein heilbringend, einführen wollen in die Gegenwart; indess Andere, unbekümmert um das Einzelne, und ohne Theilnahme für dasselbe, sich mit dem Allgemeinen, mit der Menschheit beschäftigen, und, philosophisch betrachtend, in einer gewissen Weltbürgerlichkeit, oder in fernen, über das Wirkliche erhabenen Regionen ein Heil suchen, über welchem das Leid der Erde leicht vergessen werden mag. „Diejenigen aber, fährt Hr. *L.* fort, in deren Knochen Mark, in deren Augen Schärfe ist, welche die Tugend nur ins Handeln, das Glück aber in die Tugend setzen, welche fühlen, dass der Mensch für sich allein nichts seyn kann, aber auch das Spiel mit Allgemeinheiten nicht lieben, die daher den Werth der Volksthümlichkeit erkennen: — diese werden mit ihrem Zeitalter im Kampfe stehn, sie werden warnend und belehrend auftreten, und von der Weltbürgerlichkeit zurückrufen zu dem heiligen Sinn für Volk und Vaterland." — Aber, scheint es auch, dass ein solcher Historiker sich streng an das Einzelne, an wirkliche Begebenheiten binden werde: dennoch wird er auf allgemeine, über der irdischen Erscheinung waltende, ewige Gesetze kommen müssen. — „Wer nach den Begebenheiten vergangener Zeiten die Begebenheiten künftiger zu leiten strebt, wird der nicht behaupten, dass es ein Gesetz gebe, durch welches das Spätere mit dem Früheren zusammenhange und eins sey?" — Rec. hätte hier mehr Ausführlichkeit und mehr Klarheit gewünscht; doch zeigt das Beyspiel, von *Herodot* genommen, es sey von jenen göttlichen Gesetzen die Rede, von jener „in sich gleichen Kraft, an welcher sich die Kraft des Menschen bricht, sobald sie nicht mit ihr wirkt". Auf diese wird jeder wahre Historiker geführt werden. Den Vater der Geschichte durchdringt das Gefühl derselben durchaus; jedes Blatt seines Buches ist Zeuge davon; *Thucydides* konnte, wie er auch menschliche Freyheit und Willkühr in den mannichfaltigsten Weisen darstellt, nicht umhin, an ein ἀνάγκαιον zu erinnern, welches sich ohne ein θεῖον nicht denken lässt; und *J. Müllers* Geschichte ist ein mit dem tiefsten Verstande, und mit einem von göttlichem Geiste durchdrungenen Sinne angelegtes Gewebe, welches jene beiden Kräfte, die göttliche und menschliche, vollendet haben.

Allerdings, wie Hr. *L.* sagt, muss es, bey so erhabenen Mustern, befremden, dass bedeutende Historiker sich allen Bemühungen, in der Geschichte das Einzelne zu einem Ganzen zu verbinden, abhold zeigen. Der von schwachen Köpfen getriebene Unfug war *Müllern* zur Genüge bekannt und verhasst; dennoch beugte er sich jederzeit vor der wahren Weisheit, die in der Geschichte waltet, und las mit Entzücken und mit überdachtem Beyfall das Buch *Herders*, von welchem hier die Rede ist, und nannte es „den Trost seines Lebens".

Rec. führt diesen Umstand aus besonderer Ursache

Digitized by Google

an. Denn jene in der Einleitung nach Verdienſt geprieſene dritte Weiſe, die Geſchichte zu behandeln, müſste, ſo ſcheint es, eher auf ein Geſchichtsbuch, wie die Schweizerhiſtorie, als auf eine Philoſophie der Geſchichte, wie die vor uns liegende, führen. Iſt aber dieſe Letztere von dem Vf. der Erſteren gelobt worden und geliebt: ſo konnte er nichts ſeiner Weiſe Fremdes, er muſste vielmehr Übereinſtimmung, gleiche Anſicht und gleiche Ideen in ihr finden. Er fand ſie; er ſagt dieſes ſelbſt (in den Briefen an das väterliche Haus, einem unſchätzbaren, Jedem, dem *J. Müller* theuer iſt, heiligen Document) auf das deutlichſte (*J. v. Müllers* ſämmtliche Werke. B. 5. S. 138. 318 u. a. a. O.). Und es wird wohl Niemand in Abrede ſeyn, daſs Gedanken, Ideen über die Geſchichte nicht auch auf anderem Wege als durch ſtrenge Darſtellung des Geſchehenen ſelbſt ausgeſprochen werden können.

Hr. *L.* zeigt nun, auf welche Weiſe der Menſch zu einer wohlbegründeten Anſicht über den Gang der Menſchheit gelangen könne; er fodert Folgendes: vor allem eine philoſophiſche Einſicht in das Weſen der Menſchheit, die Vernunft; dann, bey der Beachtung, daſs die Menſchheit in Individuen exiſtire, die neben und nach einander leben, eine auf Beobachtung und Erfahrung gegründete Kunde von dem Wohnplatze dieſer Individuen; endlich drittens, eine aus der Geſchichte gewonnene Kenntniſs von dem Gange, den die Völker im Einzelnen genommen, wie von dem Gange des ganzen menſchlichen Geſchlechts in den Völkern. — Rec. ſtimmt Hn. *L.* bey; und beſonders dünkt ihm vortrefflich, was über die Gefahr geſagt iſt, die derjenige läuft, der von dem erſten Puncte allein ausgeht, unbekümmert um die beiden übrigen. In der That, in welches Gedränge der Philoſoph kommt, der eine zweyte goldene Zeit auf Erden, welcher das Menſchengeſchlecht durch alle Zeiten zuſteure, und wo jeder Einzelne Theil habe an allen möglichen Gaben des Himmels, an das Ende der Geſchichte ſetzt; wie unnatürlich der Gedanke iſt, jeder Einzelne lebe nur, um ſein Leben jenem ſeligen Geſchlechte in der Zukunft zum Opfer zu bringen; in welchem Widerſpruch die einfache Beobachtung, daſs ſo manche Beſtrebung des menſchlichen Geiſtes in früheren, verſchwundenen Völkern einen Gipfel erreicht, den zu erklimmen oder zu überſteigen ein künftiges Geſchlecht ſchwerlich hoffen dürfte, mit jener Behauptung ſteht; wie der Geograph zeigt, daſs die Natur einiger Himmelsſtriche unſerer Erde, die ja doch überall bewohnt ſeyn ſoll, eine allgemeine vollendete Cultur nicht geſtattet, — das Alles iſt überzeugend und gründlich von dem Vf. dargeſtellt worden: wie denn die ganze Einleitung in einer vortrefflichen, wahrhaft erhebenden Sprache abgefaſst iſt. — Jene Anſicht hat auch ihre furchtbare Seite. Wenigſtens dünkt es Rec. furchtbar, dieſe ungeheuren Trümmer, die uns die Geſchichte vor Augen bringt, Athens, Roms, der groſsen aſiatiſchen Reiche, in der Beziehung auf eine künftige ſelige Zeit auf Erden betrachten zu müſſen. Was müſste das für ein Gott ſeyn, der keinen anderen Weg als einen ſolchen für ſeine Kinder wuſste!

Wie ſehr aber Rec. über das eben Angeführte mit Hn. *L.* übereinſtimmt: ſo hat ihn die Bemerkung befremdet, *Herdern*, der von den obengenannten drey Geſichtspuncten ausgegangen ſey, habe die Philoſophie, d. h. die lebendige Anſchauung der menſchlichen Natur, nicht genug beſchäftiget, *indem er „den Geiſt nicht vorausgeſetzt, ſondern ihn gleichſam durch die Organiſation der Materie hervorgehen laſſe;* die Vernunft trete alſo nicht hervor als die ewige Quelle, aus welcher alle Ströme des Lebens flieſsen.“ *Herder* erkannte gewiſs die Vernunft, dieſe ewige Quelle alles deſſen, was da iſt. Wo ſollten ſich die ewigen, unwandelbaren Geſetze finden, auf die er immer zurück kommt, wenn nicht in ihr? Was wäre ſein Glaube an Gott geweſen, wenn er nicht in ihn dieſe Vernunft ſetzte? — Daran zweifelt auch Hr. *L.* nicht. Rec. glaubt aber, daſs *Herdern* ein richtiges Gefühl leitete, wenn er dieſe Vernunft und den Geiſt des Menſchen, der ihr Ebenbild iſt, in ſeiner Betrachtung der Natur und des Menſchengeſchlechts nicht „vorausſetzte.“ In einem ſo umfaſſenden Werke wie das *herderſche*, das ſich über *das Einzelne* der Natur verbreitet, möchte dieſes nicht thunlich geweſen ſeyn; wie denn wohl jede Philoſophie daran ſcheitern müſste, wenn ſie die Natur und den Menſchen in ſeiner wundervollen ſchönen Geſtaltung bis in das Einzelne hinab aus ihren Principien deduciren wollte. Wahrlich, eine ſolche Teleologie würde höchſt unerfreulich ſeyn, um nicht einen ſtärkeren Ausdruck zu gebrauchen. Solches hat auch Hr. *L.* wohl nicht gewünſcht. Will er aber in *Herders* Buche nur ausdrücklich geſagt, „wie die Nothwendigkeit der Entwickelung des Geiſtes, gegenüber der Sinnenwelt, die aufrechte Geſtalt des Menſchen und ſeine ganze Organiſation erzeugt, wie das ewige Weſen der Vernunft, die ſich in dem Menſchen offenbart, und die Individuen zur Einheit verknüpft, die Sprache nothwendig macht“: — ſo dünkt uns eine Darſtellung wie die *herderſche*, wo über den geringeren Geſchöpfen der Erde der Menſch ſich erhebt, wie, den niederen Erzeugniſſen der Natur analog, aber ſie übertreffend, die Glieder des menſchlichen Leibes und ſeine ganze herrliche Geſtalt ſich bilden, bis, unendlich erhaben über Allem, auf dem Gipfel dieſer Bildung die Vernunft ſich kund thut und in lebendiger Rede ſich ausſpricht, — eine ſolche Anſicht und Darſtellung dünkt uns unendlich herrlicher und reicher. — Und jene von Hn. *L.* gefoderte Anſicht, daſs die Vernunft die ewige Quelle ſey, aus der alle Ströme des Lebens flieſsen, leidet hierunter in der That nicht. Denken wir uns die Kräfte des ewigen Geiſtes als wirkend erſt im Minderen, Geringeren, und zurücklaſſend tauſend mannichfaltige Spuren, dann durchdringend bis zum höchſten Ziele, wo der Vernunft des Menſchen ein Theil der Vollendung des groſsen Werkes ſelbſt in die Hände gegeben iſt: — die Macht und

Digitized by Google

Herrlichkeit des grofsen Geiſtes wird nur um ſo lebendiger und herrlicher ſich offenbaren. Das ſcheint auch der Gedanke geweſen zu ſeyn, der *Herdern* bey ſeiner Darſtellung regierte, und ſomit dünkt uns die Bemerkung unrichtig, „*Herder* ſcheine die Seele erſt durch den Körper entſtehen zu laſſen.“ Uns ſcheinen das 3, 4, 5 Buch der Ideen, die ſich mit jener Anſicht beſchäftigen, die köſtlichſten in ſeinem reichen, lebenweckenden Werke.

Was aber, um auf die Hauptſache zu kommen, war denn *Herders* Gedanke über den Gang, den das menſchliche Geſchlecht auf Erden genommen und nimmt? — Hr. *L.* beantwortet dieſe Frage am Schluſs der Einleitung folgendermaſsen: „Geahndet hat *H.* den Zuſammenhang alles Seyns; gewuſst hat er, daſs ſich über den Gang der Menſchheit nichts durch den Menſchen erkennen laſſe, als nur durch Vergleichung unſerer Sehnſucht nach Einheit, und Ordnung und Glück mit der Geſchichte der Natur und Beſchaffenheit der Erde und unſeres Verhältniſſes zu ihr. Und daher iſt er auf den Gedanken gekommen, daſs die Bildung allein die Geſchlechter verbinde, die nach einander leben, und daſs in der Bildung die Einheit der Menſchheit mit ſich ſelbſt zu ſuchen ſey. Ob er ſich beſtimmt gedacht hat, wie die Kette dieſer Bildung ſich fortziehen werde und müſſe, das mag immerhin unentſchieden bleiben.“

Rec., in der Hauptſache mit Hn. *L.* einſtimmig, bemüht ſich nur, *Herders* Anſicht etwas ausführlicher darzulegen.

„Grauſenvoll, ſagt *Herder* in einer auch von Hn. *L.* angeführten Stelle, iſt der Anblick, in den Revolutionen der Erde nur Trümmer auf Trümmern zu ſehen, ewige Anfänge ohne Ende, Umwälzungen des Schickſals ohne dauernde Abſicht! *Die Kette der Bildung allein* macht aus dieſen Trümmern ein Ganzes, in welchem zwar Menſchengeſtalten verſchwinden, aber der *Menſchengeiſt* unſterblich und fortwirkend lebet.“ — *Herder* ſah, und mit einem grofsen, das Wahre und Schöne tief erhaſchenden Blicke, das Grofse, das nur noch in Trümmern unſer Erſtaunen und unſeren Schmerz erregt; er ahndete Ägyptens uralte Weisheit und den Sinn, der in ſeinen Rieſenwerken lebte, ſah die Ruinen von Palmyra und Perſepolis, die ſchwachen Reſte von den Künſten Athens, ſtaunte die Republik Roms an, und war erſchüttert durch ihren Untergang. — So Grofses, in ſeiner Art ſo Grofses werde nicht wiederkommen, das fühlte er. Aber über den Trümmern ſah er den unſterblichen, ewig fortwirkenden Geiſt der Menſchheit. Was Theil hat an ihm, das ſtrebt nach *Humanität*, weil Menſch zu ſeyn des Menſchen Beſtimmung ſeyn muſs. In ſeine eigenen Hände war dem Menſchen ſein Loos gegeben. „Als die Gottheit die Erde und alle vernunftloſen Geſchöpfe derſelben erſchaffen hatte, formte ſie den Menſchen, und ſprach zu ihm: Sey mein Bild, ein Gott auf Erden! herrſche und walte. Was du aus deiner Natur Edles und Vortreffliches zu ſchaffen vermagſt, bringe hervor; ich darf dir nicht durch Wunder beyſtehn, da ich dein menſchliches Schickſal in deine Hand legte; aber alle meine heiligen, ewigen Geſetze der Natur werden dir helfen“ (Th. 2, S. 226).

Demzufolge finden wir *überall und zu aller Zeit* den Menſchen im Beſitz und Gebrauch des Rechtes, ſich zu einer Art von Humanität zu bilden, nachdem er ſolche erkannte. Seine Natur iſt zu dieſem Zwecke gebildet; irrte er: ſo war ihm ſelbſt durch dieſes Irren der Weg zu einem beſſeren Gebrauche der Vernunft geöffnet. Zu einem menſchlichen Seyn konnte ſich jede Vereinung von Menſchen bilden; unter allen Himmelsſtrichen ſprach die Stimme der Humanität in der Bruſt des Menſchen, und kein Geſchlecht darf klagen, daſs ihm die Quelle des Lebens verſtopft geweſen ſey; jedes konnte aus ihr ſchöpfen nach ſeinem Maſs. Deſshalb darf auch der Menſch nicht zürnen, daſs unter ſeinen Brüdern ſo vielen ein geringeres Maſs an Cultur zu Theil ward; ſie waren, was ſie zu ſeyn begehrten, was ſie ſeyn konnten, wenn das Geſetz freyer Entwickelung des Menſchengeſchlechts gelten ſollte. Dieſe Entwickelung konnte nur in der Zeit vor ſich gehen; ſie geht langſam ihren Weg fort: aber die zerſtörenden Kräfte auf der Erde halten ſie nicht auf, und ſelbſt dieſe müſſen den erhaltenden mit der Zeit nicht nur unterliegen, ſondern auch ſelbſt zuletzt zur Ausbildung des Ganzen dienen. Selbſt der ungeheure Trieb zu herrſchen muſs ſich zu einer menſchenbeglückenden Weisheit geſtalten, und Leidenſchaft und Begierde müſſen um ihr ſelbſt willen dieſes wollen. Das Letzte aber, wonach der Menſch trachtet, was Alle begehren, wie der Einzelne, iſt *Vernunft und Billigkeit* in allen Claſſen, in allen Geſchäften des Menſchen. Nicht die gemeine Billigkeit, der zufolge die gewöhnlichen Geſchäfte des Tages ungeſtört ihren Gang gehen, und der Menſch gemächlich und bequem ſeine Tage verleben kann, ſondern jene höhere, jenes Maſs im Handeln, jene heilige Scheu vor dem Göttlichen, die der Vater der Geſchichte in jedem Capitel ſeines heiligen Buches lehrt, jene Gerechtigkeit, die die Völker erhöhet, die die Veſte des Stuhles der Gottheit und das erſte Attribut ihrer irdiſchen Stellvertreter iſt. — Künſte blühen und verblühen, und es iſt undenkbar, daſs eine Zeit kommen ſolle, wo das ganze Menſchengeſchlecht Genuſs und Theil haben werde an derſelben vollendeten Kunſt; ſo iſt es mit Verfaſſungen und Einrichtungen des Lebens. Die Letzten des Menſchengeſchlechts machen nicht das ganze Menſchengeſchlecht aus, und was hie und da auf Erden ſeine Blüthe erreicht hat, das hat dem Menſchengeſchlechte gehört. Nur der Vernunft und des Maſses im Leben kann dieſes in ſeiner Geſammtheit nicht entbehren. Sie werden nicht erſterben. Über ihnen walten die ewigen göttlichen Geſetze; wo der Menſch an ihnen frevelt, da büſst er; noch Niemand hat ungeſtraft den Geiſt der Humanität verletzt. So iſt das Menſchengeſchlecht auf alle Zeit unter der Leitung einer ewigen Güte und Weisheit, wie in der Schule Gottes; und es kann nicht anders

Digitized by Google

seyn, es muss sich weiter bilden mit seiner wachsenden Einsicht zu immer edlerer Menschlichkeit. „Es ist keine Schwärmerey, zu hoffen, dass wo irgend Menschen wohnen, einst auch vernünftige, billige und glückliche Menschen wohnen werden, glücklich, nicht durch ihre eigene, sondern durch die gemeinschaftliche Vernunft ihres Brudergeschlechts" (Th. 2, S. 262).

Diese Gedanken hat *Herder* im 15 Buche seines Werkes ausgesprochen; und was er aus der Natur und der Geschichte zusammengetragen hat, sind alles Belege zu denselben. Mit ihnen scheint Hr. *L.* einstimmig zu seyn; und wer würde es nicht, der Gefühl für Menschenseyn hat, dem „des Lebens Quelle durch den Busen rein und ungehindert fliesst"?

Wenn Hr. *L.* hie und da nicht einstimmig ist mit *Herder*, wenn er dieses oder jenes tadelt, das wird nur der übel empfinden, der nicht fühlt, dass ein Arges unserer Zeit nicht darin liegt, dass man ernstlich und treu seine Meinung über gepriesene Männer sagt, und das Ungegründete an das Tageslicht bringt, sondern darin, dass man erhabene Männer, der Nation lange werth und theuer, in leichtem, frevelndem Sinne berührt und verwirft, ehe man sie verstanden. Ein wahrhaft grosser Mann kann durch Wahrheit, womit man ihn betrachtet und beurtheilt, nur gewinnen. Und so wird jeder Verehrer *Herders* Hn. *L.* danken, dass er auf eine so würdige Weise von Neuem an den grossen, edlen Geist erinnert hat, der in des Verewigten Buche waltet.

F. i. n. k.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Dresden* u. *Leipzig*, b. Hartknoch: *Predigt am Feste der Kirchenverbesserung den* 31 *October* 1811 zu Dresden gehalten von D. *Franz Volkmar Reinhard*. 32 S. gr. 8. (4 gr.)

Ebendaselbst: *Predigt am dritten Bußtage des Jahres* 1811 *den* 15 *November* in Dresden gehalten von D. *F. V. Reinhard*. 24 S. gr. 8. (3 gr.)

Nachdem der ehrwürdige Vf. dieser Predigten, mit eben so viel Wahrheit als Bescheidenheit, seines eigenen Urtheils über seine homiletischen Arbeiten geständig geworden ist, bleibt den Rec. kaum etwas weiter, als eine Anzeige derselben übrig. Die Reformationspredigt ist gehalten über Ephes. 4, 3, und giebt *eine ermunternde Übersicht der heiligen Bande, die unsere Kirche zu einem Ganzen verknupfen.* Unsere Kirche ist kein abenteuerliches, mit sich selbst streitendes Ganzes, sie wird zusammengehalten durch den gleichen Eifer für die Freyheit des Gewissens, durch die gemeinschaftliche Unterwerfung unter das entscheidende Ansehen der Schrift, durch den übereinstimmenden Glauben an die Hauptwahrheiten des Evangelii, durch die gegenseitige Duldung in allem Übrigen und durch das muntere Emporstreben zu jeder Art von Vollkommenheit. Die Übersicht der Hauptwahrheiten des Evangelii, welche in der dritten Abtheilung gegeben wird, ist in mehr als einer Hinsicht beachtenswerth. Trefflich ausgeführt ist unter den Ermunterungen die Pflicht, wider Alles zu kämpfen, was die heiligen Bande unserer Vereinigung schwächen, und Alles zu befördern, was sie befestigen und enger zusammenziehen kann. Kräftig erklärt sich hier der Redner über den Missbrauch, den man in unserer Kirche von dem Rechte des eigenen Urtheils gemacht habe. „Ist man nicht, sagt er, insonderheit in unseren Tagen mit einer Frechheit zu Werke gegangen, welche selbst das Zeugniss Gottes nicht mehr achtete, welche in der Schrift keine Offenbarung Gottes weiter erkennen wollte, welche die Schrift zu einer Sammlung blos menschlicher, nicht einmal nützlicher Bücher herabwürdigte? Man tastet das heiligste und unentbehrlichste Band an, das unsere Kirche zu einem Ganzen vereinigt, wenn man sich an der Schrift vergreift. Hört die Ehrfurcht gegen sie, hört die Unterwerfung unter das Ansehen derselben auf: so halt uns nichts mehr zusammen, so folgt Jeder seinem Dünkel, so löset sich Alles auf, so sind wir nichts weniger, als ächte Protestanten, als Glaubensverwandte der edlen Männer, deren Andenken wir heute feyern, und denen die Schrift Alles war." —

Die Bustagspredigt ist der schöne Erguss einer edlen Begeisterung über 5 Mos. 5, 29. Sie muss in ihrem lebendigen Ausströmen eine grosse Wirkung hervorgebracht haben. Zuerst wird der Wunsch des Textes denen ans Herz gelegt, die zwar dem Vaterlande angehören, aber ohne in bestimmten Verhältnissen zu stehen. Das Können, Sollen und Werden ist mit Meisterhänden ausgeführt. Hierauf *wendet sich* der Wunsch an die, welche in häuslichen Verhältnissen stehen. Als Familienhäupter sind sie die Urheber und Bildner des nächsten Geschlechts, als Kinder die Hoffnung des Vaterlandes, als Hausgenossen und Freunde die Störer oder Beförderer der Ordnung und des Wohlstandes in den Familien. Mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit werden hier die Kinder angesprochen. Zuletzt der Wunsch denen dargebracht, die in öffentlichen Verhältnissen stehen, und ihnen die Gründe angegeben, warum von ihnen vorzüglich das Vaterland erwarte, dass sie dessen Wohlfahrt durch Tugend und Frömmigkeit gründen und sicher stellen sollen. Sie sind ja die ausgezeichneten, die hochbetrauten und die einflussreichen Bürger desselben. „Wenn ihr, so werden gegen das Ende die einflussreichen Bürger angeredet, wenn ihr, mit einem so vielfachen Vermögen versehen, wenig oder nichts thätet; wenn ihr die Macht, welche euch anvertraut ist, wohl gar missbrauchtet; wenn ihr eure Mitbürger, statt sie zu schützen, unterdrücktet, statt sie zu beglücken, elend machtet: wie würdet ihr euch entehren, welcher Verachtung würdet ihr euch aussetzen, und bliebet ihr auch bey Menschen ungestraft, wie wolltet ihr den Ahndungen des höchsten Richters entfliehen! Aber Heil euch und dem Vaterlande, wenn ihr nichts ungebraucht lasset, was euch anvertraut ist; wenn sich Alles ordnet, bessert und verherrlicht, was unter eurem Einflusse steht; wenn ihr nicht aus Eigennutz und Ehrgeiz, sondern um des Gewissens willen Gutes wirket, wenn euch eine Frömmigkeit, eine Liebe zu den Brüdern, ein Eifer für die Pflicht beseelt, welche der allgemeinen Wohlfahrt jedes Opfer zu bringen bereit sind."

Gh.

Jena, gedruckt bey Schreiber und Comp.

Digitized by Google

ALPHABETISCHES REGISTER

DER

JENAISCHEN

ALLG. LITERATUR - ZEITUNG

DES

INTELLIGENZ-BLATTES

UND DER

ERGÄNZUNGS-BLÄTTER

VOM

JAHRE 1813.

Digitized by Google

Digitized by Google

Register
zum
Jahrgang 1813.

I. Verzeichniſs der im Jahre 1813 in der Jen. A. L. Z. und den Ergänzungsblättern recenſirten Schriften, ſo wie der im Intelligenzblatt angezeigten Diſſertationen und Programme.

(Die erſte Ziffer bedeutet die Numer des Stücks, die zweyte die Seite. Der Beyſatz *E. B.* bezeichnet die Ergänzungsblätter, der Beyſatz *Int. Bl.* das Intelligenzblatt.)

A.

Abbildung theatraliſcher Darſtellungen auf dem kön. Nationaltheater zu Berlin, gezeichnet und geätzt von *Weiſse*. 82, 153.
A B C-Buch, oder Unterricht im Leſen der deutſchen Sprache. 122, 480.
Abendgeſpräche über Erziehung und Unterricht (von *Möller*). 1 H. 128, 32.
Ackermann über die Natur des Gewächſes. 98, 281.
Adelung Mithridates, oder allgemeine Sprachkunde, fortgeſetzt von *Vater*. 3 Th. 1 Abth. E. B. 26, 201.
Adolphs und Luiſchens Bilder-Cabinet. 122, 479.
Adonis und Zerbine, oder die Leiden einer edlen Familie auf St. Domingo. Herausgeg. von *W.* 82, 159.
Aeſchyli Tragoediae quae ſuperſunt ac deperditarum fragmenta. Rec. et comment. ill. *Schutz*. Ed. nova. Vol. I—III. 201, 105.
Aeſopus, ſ. Fabulae.
de Ahna Gedichte. 243, 447.
Ahorner v. Ahornrain Bemerkungen über die Nichtigkeitsbeſchwerde im Civilproceſſe. Int. Bl. 13, 137.
Akademie der Wiſſenſchaften zu München, ſ. Denkſchriften.
— — — — erſte öffentl. Sitzung derſelben nach ihrer Erneuerung. E. B. 55, 52.
— — — — öffentl. Sitzung zur Feyer des Namenstages des Königs den 12 Oct. 1812. E. B. 58, 79.
Alfred von Seltow, von *v. S.* 1. 2 Th. 116, 431.
Almanach royal de Weſtphalie pour l'an 1812 (par Mr. *Fourmond*) 5. 37.
v. Almendingen officiell-wiſſenſchaftliche Vorträge über den Codex Napoleon u. ſeine organiſchen Umgebungen. 1 B. 24, 185.
Ammon de vaticiniis poſt eventum formatis Comm. I. Int. Bl. 18, 137.
— — Handbuch der Anleitung zur Kanzelberedſamkeit für chriſtl. Religionslehrer. N. Aufl. E. B. 19, 145.
Amos, überſetzt u. erläutert von *Vater*. 203, 127.
Amoſi oracula. Textum et Hebraicum et Graecum Verſ. Alex. notis crit. et exeget. inſtruxit *Vater*. 203, 127.
Analekten für das Studium der exegetiſchen und ſyſtematiſchen Theologie von *Keil* u. *Tzſchirner*. 1 St. 83, 161.
André ökonomiſche Neuigkeiten u. Verhandlungen. 3—8 H. 41, 327.
Andreae de Solonis legum erga debitores lenitate. Int. Bl. 15, 113.
Anfangsgründe der Geometrie, nebſt Anwendung derſelben auf die Feldmeſskunſt. Herausgeg. von *Bauer*. 2 Aufl. 237, 397.
Annalen der wetteraniſchen Geſellſchaft für die geſammte Naturkunde. 3 B. 1 H. 74, 91.
Anquetil Extraits de Tacite et remarques sur plusieurs passages du texte. 135, 81.
Anſchütz diſſ. ſiſtens obſervationem Hepatitidis, quam Meleena ſecuta eſt, una cum epicriſi. Int. Bl. 30, 235.
Anſicht einiger Hauptzweige der Induſtrie u. des Handels von Sachſen. 15, 113.
Anweiſung, gründliche, zum vortheilhafteſten Tabacksbau für Ökonomen. N. Aufl. 164, 319.
Appel, ſ. Numismata.
Appendix ad catalogum numorum Hungariae et Tranſylvaniae Inſtituti nationalis Széchényiani. E. B. 76, 206.
Apperçu historique suivi de quelques observations sur les intérêts commerciaux des puissances du continent dans leur rapport avec l'Angleterre. 175, 401.
Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- u. Kriegs-Kunſt. 3 Jahrg. 1812. Jul. — Dec. E. B. 45, 359.
— — für Krieg u. Frieden in hiſtoriſcher und politiſcher Hinſicht. 155, 245.
— —, rheiniſches, für Geſchichte u. Literatur. Herausgeg. von *Vogt* u. *Weitzel*. Jahrg. 1810—1812. E. B. 74, 185.
Arendt Rechenbuch für Töchter. 200, 103.
Ariſtophanes, ſ. *Beck*.
— — — Plutus et Nubes, ed. a *Jaegero*, iteratis curis rec. a *Hannero*. E. B. 83, 259.
Arndt das preuſſiſche Volk u. Heer im J. 1813. 234, 375.
— — Lieder für Deutſche. 234, 375.
Arnold elementa juris civilis Juſtinianei cum codice Napoleoneo et reliquis qui in imperio Francogallico obtinent legum codicibus juxta ordinem inſtitutionum collati. 149, 193.
Aruja oder die weibliche Treue. E. B. 8, 64.
Aſtmann Στρωματεων Sect. I. Int. Bl. 15, 116.
Auguſtin Elementar-Geometrie. 51, 401.
d'Autel Predigt am 1 Jan. 1813 als am Gedächtnifsfeſte der von Würtembergs Regenten angenommenen Königswürde. 2 Aufl. 139, 119.

B.

Bach Choralvorſpiele für die Orgel mit einem u. zwey Clavieren u. Pedal. 1. 2 H. E. B. 95, 357.
— — XV Inventions pour le clavecin. E. B. 95, 357.
— — Oeuvres complettes. 16 Hefte. E. B. 95, 357.
Bachmann die Kunſtwiſſenſchaft in ihrem allgemeinen Umriſſe dargeſtellt. 68, 48.
— — kleine philoſophiſche Schriften. No. 1. 68, 41.
— — über Philoſophie u. Kunſt, ein Fragment. 68, 41.
v. Baczko hiſtoriſche Unterhaltungen für gebildete Leſer. 218, 246.
v. Bär Rede über den Entwurf zum 2 Theile der bürgerlichen Proceſsordnung. 129, 38.

Digitized by Google

Bartels Grundzüge einer Phyſiologie u. Phyſik des animaliſchen Magnetismus. 6, 41.
Bartſch Liederſammlung zur Erhebung, Veredlung u. Erfreuung des Herzens. E. B. 81, 247.
Bauer, der kluge, oder der Landmann über alle, wenn er will. 179, 439.
Bauer kurzgefaſstes Lehrbuch der deutſchen Sprache. 121, 469.
Bauer Lehrbuch des napoleoniſchen Civilrechts. 2 Ausg. 218, 247.
Bauernkalender, neuer, oder Taſchenbuch für deutſche Landwirthe, auf d. J. 1804, 1805, 1806. E. B. 29, 229.
Bauernſtein de encephalitide et phrenitide. Int. Bl. 15, 113.
Baumgarten Aufgaben zur Übung des Kopfrechnens in Knabenſchulen. 181, 455.
— — — hiſtoriſch - genealogiſch - chronologiſch - kritiſches Verzeichniſs aller bekannten ducatenförmigen Goldmünzen der albertiniſchen Hauptlinie des uralten ſachſiſchen Hauſes. 114, 415.
— — — Vorübungen zu ſchriftlichen Aufſätzen u. Aufgaben zu Stilübungen. 2 Ausg. E. B. 19, 151.
Baumgarten-Cruſius de homine dei ſibi conſcio. E. B. 53, 38.
Baur intereſſante Lebensgemälde der denkwurdigſten Perſonen des 18 Jahrh. 1—6 Th. E. B. 63, 114.
Batz, ſ. Zeinſchrift.
Beauvoiſin Nachrichten über den Hof des türkiſchen Sultans, ſein Serail, ſ. Harem, die kaiſ. Familie, ſ. Militär u. ſ. Miniſter. Nach der 4 Ausg. frey überſ. v. *Keſsler*. 198, 84.
Becher ad memoriam Viri incomparabilis, Ch. G. Heynii, Chemnicenſis, in Lyceo patrio pie recolendam invitat. Int. Bl. 7, 52.
Beck Commentarii in Ariſtophanis comoedias. Vol. I—III. 36, 441.
Becker Katechismus der Entbindungskunſt. E. B. 92, 332.
— — neue Haus- u. Reiſe-Apotheke, oder mediciniſches Noth- u. Hülfs-Büchlein. 1 Th. 2te Aufl. 2 Th. E. B. 92, 329.
Bchem Deſcriptio urbis Annaemontanae, ſitae in Miſia ad montes Sudetes. Recudi cur. *Deumer*. E. B. 64, 127.
Bellermann Bemerkungen über die phöniziſchen u. puniſchen Münzen. 1 St. 221, 265.
— — — de Phoenicum ac Poenorum inſcriptionibus, cum duarum explicationis periculo. 221, 265.
Bemerkungen, freymüthige, ſ. Lieben.
— — —, praktiſche, über die oberlauſitziſche Landwirthſchaft, beſonders des bautzner Kreiſes, vom Gr. v. H. (*Rieſch*). 222, 276.
van Bemmelen Diſſ. de epiſtolis Pauli ad Epheſios et Coloſſenſes inter ſe collatis. 3, 23.
Bender Noth- u. Hülfs-Büchlein für Kinder in gemeinen Volksſchulen. 119, 456.
— — Predigten. 124, 490.
Benedict Obſervationes ad quaedam Thucydidis loca. Int. Bl. 28, 218.
Benncken Lieder der Religion, der Freundſchaft u. Liebe, mit Clavierbegleitung. E. B. 38, 303.
Bentkowski o naydawmeyszych Ksiazkach drukowanych w Polszcze a w szczególnosci o tych u. ſ. w. 187, 501.
Beobachter, der, an der Pegnitz. 1 B. 1—3 H. E. B. 59, 87.
Bera Choix de plaidoyers prononcés sur des questions d'Etat et des difficultés intéressantes. 129, 33.
Berger kurze u. gemeinnützige Anweiſung für den Bürger u. Landmann, wie er ſeinen im Waſſer oder ſonſt körperlich verunglückten Mitmenſchen Hülfe zu leiſten habe. E. B. 87, 293.
v. Berger Studien u. Umriſſe. 174, 400.
Bergmann Liturgie für die Amtsverrichtungen der Prediger bey Landgemeinden. 188, 5.
Bernhardi u. *Pellegrin* Schillers Todtenfeyer. E. B. 56, 63.
Berquin l'Ami des Enfans et des Adolescens, par *Mayner*. Nouv. Ed. T. I. 158, 271.
— — — T. II. 231, 351.
Bertholdt Veroſimilia de origine Evangelii Johannis. 188, 8.
Beſchorner Diſſ. quaeſtiones nonnullas ad jus Lottariarum pertinentes ſiſtens. E. B. 28, 223.
v. Besnard ernſthafte auf Erfahrungen gegründete Warnungen an die Freunde der Menſchheit gegen den Gebrauch des Queckſilbers in veneriſchen Krankheiten. 1 H. E. B. 84, 267.
v. Besnard analytiſche Erklärung über Entſtehung, Natur u. Wirkung des veneriſchen Giftes, nebſt einer eigenen Heilart. 2 H. E. B. 84, 267.
Beyträge zur Steuer-Rectification im Herzogthum Neuburg 109, 374.
Bibliothek, neueſte, für Prediger u. Freunde der theologiſchen Literatur. Herausgeg. von *Niemeyer* u. *Wagnitz*. 147, 177.
Βιβλιοθήκης, Ἑλληνικῆς, τόμος ὁ. s. ζ. E. B. 35, 273.
Bielfelds höhere Seelenlehre oder Beſtaffelung der Gefühle, Leidenſchaften und Charaktere nach ihrer weſentlichen Höhe u. Tiefe im Gemüth. E. B. 12, 91.
Biener Progr. praemittitur Quaeſtio XXXVI et XXXVII. Int. Bl. 8, 58.
— — Quaeſtio XXXVIII et XXXIX. Int. Bl. 8, 58.
— — Quaeſtio XL et XLI. Int. Bl. 30, 233.
— — Quaeſtio XLII. Int. Bl. 30, 234.
— — Quaeſtio XLIII. Int. Bl. 30, 235.
— — Quaeſtio XLIV et XLV. Int. Bl. 35, 273.
Bilder- u. Leſe-Buch, neues, über verſchiedene gemeinnützige Gegenſtände, beſ. naturhiſtoriſchen Inhalts. E. B. 95, 359.
Biographieen berühmter Abenteurer u. Groſsweſire. E. B. 16, 135.
— — —, moderne, oder kurze Nachrichten von dem Leben und Thaten der berühmteſten Menſchen, welche ſeit dem Anfange der franzöſiſchen Revolution bis zu dem wiener Frieden — ſich ausgezeichnet haben. A. d. Franz. von *Reichard*. 1—6 Th. 137, 97.
Biot, ſ. *Humbold*.
a Birkenſtock Monumentum aeternae memoriae Mariae Chriſtinae, Archiducis Auſtriae, a Ser. Conjuge Alberto Saxone, Duce Teſch., Viennae in templo D. Auguſtini e marmore erectum opera Canovae 1805. Carmen poſthumum. 242, 433.
Birnbaum Jurisprudence de la Cour d'appel de Treves et des Tribunaux de son ressort. I Vol. 129, 35.
Biſchoff gemeinnütziges Handbuch für praktiſche Feldmeſſer. 2 Aufl. 235, 383.
Blätter, unterhaltende u. belehrende, über gemeinnützige Gegenſtände, der Natur, der Kunſt u. des Menſchenlebens. Jahrg. 1813. 1—3 H. E. B. 75, 199. 4—6 H. E. B. 92, 335.
— —, vaterländiſche, für den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat auf das J. 1812. Jan.—Dec. E. B. 46, 367.
Blau Adolphine, Grafin von Noor. 1. 2 Th. E. B. 68, 143.
Blühdorn fromme Blicke auf die Vergangenheit u. Zukunft. 168, 352.
— — mit welchem Sinne der Chriſt am Buſstage betet: Herr, erbarme dich unſer. 168, 352.
Blumenbach Beyträge zur Naturgeſchichte. 2 Th. 33, 257.
v. Böcklin Fragmente zur höheren Muſik u. für aſthetiſche Tonliebhaber. 122, 477.
— — Kern deutſcher Haus- u. Feld-Wirthſchaft. 176, 416.
Bog Anweiſung zum Gebrauch der beweglichen Wandfibel u. der dazu gehörigen Tafeln. 213, 207.
— Fibel oder ſtufenweiſe Fortſchreitung bey dem Unterrichte im Buchſtabiren u. Leſen. 213, 207.
Böhmer über die Viehweide und ihre Vorzüge vor der Stallfütterung. A. d. Lat. von *Lochner*. E. B. 29, 232.
Bongard Widerlegung der neueſten, von Hn. von Besnard aufgeſtellten Theorie u. Heilart der Luſtſeuche. E. B. 84, 270.
Booſt einige Worte über die zu Treis u. in der umliegenden Gegend im Rhein- u. Moſel-Departement herrſchende Krankheit, u. über das Heilverfahren der brownſchen Affen. 2 Aufl. 96, 272.
— — Sammlung von Bemerkungen über die brownſche Irrlehre, u. die Anwendbarkeit der neuen Philoſophie auf die Medicin. 2 Aufl. 96, 272.
Borſt einige Grundlinien für eine vernünftige Geſetzgebung des Civilproceſſes. 89, 213.
Böttiger Guſtav Sellner. 94, 256.
Bourguignon Commentar über das Criminalgeſetzbuch. A. d. Franz. von *Zum Bach*. 1. 2 Th. E. B. 33, 258.
— — — Dictionnaire raisonné des loix pénales de France. E. B. 33, 257.

Digitized by Google

Bourguignon Manuel d'instruction criminelle. T. 1. 2. E. B. 33, 257.
Brandl drey Gedichte von *Schatt* für Gesang u. Clavier. (Op. 22.) E. B. 54, 46.
— — VI Gesänge für Gesang u. Clavier. (Op. 24.) E. B. 54, 46.
— — Duett: Dich Gatten wiedersehen u. s. w. E. B. 54, 48.
Bredow über den Vortrag der alten Geschichte auf Schulen 214, 209.
Breitenstein christlicher Cultus nach Angabe der Schrift. E. B. 89, 311.
— — — die Bildungsjahre zum christlichen Religionslehrer 64, 12.
Brenner, s. Zeitschrift.
— — Versuch einer historisch-philosophischen Darstellung der Offenbarung. 2 Aufl. 48, 383.
Breitschneider Capita theologiae Judaeorum dogmaticae e Fl. Josephi scriptis collecta. Acc. παραφραν super Josephi de Jesu Christo testimonio. 64, 13. Int. Bl. 15, 114.
Breyer Geschichte des dreyssigjährigen Kriegs. 1 B. 230, 339.
— — Beyträge zur Geschichte des dreyssigjährigen Kriegs. 230, 344.
Brögelmann Beschreibung der vorzüglichsten neuen Pflanzen, welche im letztverflossenen Jahrzehend zuerst sind entdeckt u. bekannt geworden. 141, 134.
Bruchstücke zur Menschen- u. Erziehungs-Kunde religiösen Inhalts. 2 H. 67, 36.
— — — — — — 3. 4 H. 213, 201.
Bruis u. Palaprat, oder die zwey Verfasser eines Stücks, nach d. Franz. des Hn. *Etienne*. E. B. 37, 296.
Brun, geb. *Munter*, Gedichte. 2 B. 100, 302.
— — — — neue Gedichte. 100, 302.
Bucher System der Pandekten. 2 Ausg. 170, 366.
— — Versuch einer systematischen Darstellung des justinianischen Privatrechts. 2 Ausg. 170, 366.
Buchling erklärende Anmerkungen zu Anakreons Liedern, nebst den vorzüglichsten Nachahmungen u. Übersetzungen derselben. E. B. 27, 215.
Bulletin des loix du royaume de Westphalie. 1811. No. 1—37. 46, 364.
v. *Bulow* französisches Civilrecht in Rechtssprüchen zur Erläuterung des Gesetzbuchs Napoleon. 1 Bd. 151, 209.
Burger, geb. *Hahn*, Gedichte, als 1 Band ihrer Gedichte, Reiseblätter, Kunst- u. Lebens-Ansichten. 186, 489.
Burmann Handbuch für lernende u. ausgelernte Kaufleute u. alle Arten von Geschäftsleuten. 163, 311.
Busch Anleitung die Krankheiten der Feldhospitäler zu erkennen u. zu heilen. 111, 387.
Busse neuer Almanach für Landprediger u. ihre Freunde. E. B. 90, 317.

C.

Comenz Lehrbuch der Glaubens- u. Sitten-Lehre des Christenthums. 63, 5.
Castelli Selam. E. Almanach für Freunde des Mannichfaltigen auf d. J. 1813. 81, 145.
Chardon de la Rochette Mélanges de Critique et de Philologie. T. I—III. 153, 225.
Chemnitz ad theoriam alienatae mentis symbola. 233, 367.
— — über den nachtheiligen Einfluss der jetzt gewöhnlichen Marionettenspiele auf den religiösen u. sittlichen Zustand der unteren Volksclassen. E. B. 20, 139.
Cherubini, s. Medea.
Ciceronis epistolae ad Atticum, ad Quintum fratrem et quae vulgo ad familiares dicuntur, temporis ordine dispositae. Rec. *Schutz*. T. I—VI. 241, 425.
Clener, s. Peintures.
Clesius Epistel an die Central-Societät der Schutzpockenimpfung zu Paris über die Vortheile der Schutzpocken, wenn man dieselben im Schorfe oder in der Kruste einimpfet. 138, 111.
Code d'instruction criminelle. Ed. orig. et seule officielle. 45, 353.
Code de procédure civile. Ed. orig. et seule officielle. 127, 17.
Code pénal. Ed. originale et seule officielle. 45, 353.
v. *Cölln* die neue Staatsweisheit. 117, 433.
Commersbuch, allgemeines. E. B. 75, 199.
Conradi Grundriss der Pathologie u. Therapie. 1 Th. 96, 265.
— — — — — — — — 2 Th. 1 B. 211, 185
Constitution der königl. Akademie der bildenden Künste (in München). E. B. 57, 69.
Cornova Jaroslaw von Sternberg, der Sieger der Tataren 221, 271.
Corpus poetarum Graecorum; ed. *Schaefer*. E. B. 64, 121.
Correspondenzblätter der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. 2 Jahrg. 2 H. 3 Jahrg. 1 H. 8, 63.
Costüme auf dem kön. Nationaltheater in Berlin. 9—21 H. 82, 153.
Costume der k. k. National- u. der anderen privilegirten Theater in Wien. 1—21 H. 82, 153.
Cotterel Tableau historique du procès des fabricateurs des faux billets de la banque de Vienne etc. E. B. 15, 119.
Coxe's Geschichte des Hauses Östreich von Rudolph von Habsburg bis auf Leopold II Tod, 1218—1792. Deutsch herausgeg. von *Dippold* u. *Wagner*. 2 B. 197, 75.
Crome Gedichte. 118, 447.
— — Handbuch der Naturgeschichte für Landwirthe. 1. 2 Th. 1. 2 B. 92, 237.
— —, s. Germanien.
Crusius Don Emanuel, oder die schrecklichsten Jahre meines Lebens; aus den Papieren des Markese Mendoza. 1—3 Th. E. B. 41, 327.
Cuno's Geographie des preussischen Staats. 3 Ausg. m. Einl. von *Zitzmann*. 7, 56.
Cunradi kurze Anleitung zum gründlichen Studium der Sprache für die höheren Schulen. 162, 297.
— — Unterricht in der deutschen Sprache für Volksschulen. 162, 297.

D.

Dahl Lehrbuch der Homiletik oder Anweisung zur Amtsberedsamkeit christl. Religionslehrer. 168, 345.
Dalton ein neues System des chemischen Theils der Naturwissenschaft. A. d. Englischen von *Wolff*. 1 B. 173, 385.
Danz Analecta critica de Hadriano VI, Pontifice Romano. I. Int. Bl. 47, 371.
Darstellung der neuesten Verketzerungsgeschichte u. Anciferung zu ihrer Fortsetzung. E. B. 89, 312.
Decker Repertorium von Stempelsätzen, nebst einer Tabelle des Stempelbetrags — nach d. k. Decrete v. 4 März 1809. 46, 367.
Delaporte Formulare zur bürgerlichen Processordnung, a. d. Franz. von *Marcard* u. *Oldenburg*. 127, 21.
Demian Statistik der Rheinbundstaaten. 1. 2 B. 167, 337.
Denkschriften der kön. Akademie der Wissenschaften zu München. Für das J. 1808. 1809 u. 1810. 1811 u. 1812. E. B. 55, 49.
Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold I, röm. Kaisers. E. B. 7, 55.
Description de l'Egypte, ou Recueil des observations et des recherches, qui ont été faites en Egypte pendant l'expédition de l'armée française. 1 Livr. T. 1. E. B. 23, 179.
Die Wanzen-, Motten- u. Mücken-Jagd (von *Horth*). 94, 256.
Dietrich ästhetische Pflanzenkunde. 1 Th. 98, 288.
Diez Beytrag zur genaueren Bestimmung der Lehre von dem Gebrauche der Zeiten, bes. in der lateinischen Sprache 112, 400.
v. *Diez* Denkwürdigkeiten von Asien in Künsten u. Wissenschaften, Religion u. Regierungsverfassung. 1 Th. 7, 49.
— — über Inhalt u. Vortrag, Entstehung und Schicksale des königlichen Buchs, eines Werks von der Regierungskunst 8, 62.
Dissen de philosophia morali in Xenophontis de Socrate commentariis tradita. 160, 287.
Dobrowsky Slopanka. Zur Kenntniss der alten u. neuen slawischen Literatur u. s. w. 225, 303.
Döring oratio in memoriam J. Fr. S. Baltwasseri. Int. Bl. 43, 344.
Le Dru voyage aux isles de Teneriffa, de Trinité, S. Thomas, S. Croix et Portorico. 2 Vol. 120, 457.

Digitized by Google

Le Dru Reiſe nach den Inſeln Teneriffa, Triuidad, S. Thomas, S. Crux u. Portorico. A. dem Franz. von *v. Zimmermann*. 1. 2 B. 120, 457.

Dufour Additions aux cinq codes, Napoléon, de procédure civile, de commerce, d'instruction criminelle et pénal. T. I. II. 129, 35.

— — Code criminel avec instructions et formules. T. I. II. E. B. 33, 257.

Dümgé Symbolik germaniſcher Völker in einigen Rechtsgewohnheiten. 15, 119. Vgl. Int. Bl. 21, 165.

Duprée Beyträge zur Reviſion der Theorieen des Pacht und Buchhandel-Contracts mit beſonderer Rückſicht auf die neueren franz. Geſetze. E. B. 68, 137.

Dyk das Zeitalter Napoleon des Gr. 1—4 Periode. E. B. 21, 164.

—— ein Gang rund um Europs, nach Deutſchland, insbeſondere aber nach Sachſen. 197, 79.

—— Geſchichte des Königreichs Polen, ſeiner Auflöſung u. der Entſtehung des Herzogthums Warſchau. 197, 79.

—— hiſtoriſches Handbuch für die Jugend. 1—7 Th. E. B. 21, 164.

—— Sachſen u. Polen. 1. 2 Th. 197, 79.

E.

Ebermaier Taſchenbuch der mediciniſch-chirurgiſchen Receptirkunſt. 2 Aufl. 6, 45.

Ebers theoretiſche u. praktiſche Grammatik der engliſchen Sprache. 4 Aufl. 187, 497.

Echo. Sammlung vermiſchter Aufſätze für Verſtand u. Phantaſie. 1 Abth. 198, 88.

Edda, die. Von *Ruhs*. 22, 169.

Edgeworth, Miſs, Tales of fashionable life. In three vol. 3 ed. 245, 460.

Ehrenberg Betrachtungen über die wichtigſten Angelegenheiten des religiöſen Sinnes u. Lebens. 70, 57.

Eichhorn Gamaliel u. Reinhard in Rückſicht ihrer Urtheile über Gottes- u. Menſchen-Werk. 188, 7.

Eichſtadt Flaviani de Jeſu Chriſto teſtimonii *αὐθεντία* quo jure nuper rurſus defenſa ſit. Quaeſtio I. 64, 16. Int. Bl. 47, 370.

— — — — — — Quaeſtio II. Int. Bl. 47, 371.

— — Memoria viri Perill. Chr. G. de Voigt. Int. Bl. 41, 324.

— — Supplementum Longi Paſtoralium ex Cod. Florentino nuper vulgatum, nunc diligentius editum. 244, 433.

Engelmann neues zweckmäſsiges Erleichterungsmittel zur Erlernung der franzöſiſchen Sprache. 1 Lieferung. 3 Aufl. 232, 359.

Eos, Zeitſchrift für Gebildete. 1 Jahrg. 1—6 H. E. B. 32, 255.

Erdmann Lebensbeſchreibungen u. literariſche Nachrichten von den wittenbergiſchen Theologen ſeit der Stiftung der Univerſität 1502 bis zur dritten hundertjährigen Secularfeyer 1802. E. B. 25, 193.

Erzählungen. E. B. 72, 175.

— — — aus der alten u. neuen Geſchichte der Brüderkirche. 1. 2 Th. 1. 2 Abſchn. E. B. 32, 252.

— — — aus der Thierwelt. 1. 2 Lieferung. 18, 143.

Eſchenmeyer über die Conſumtionsſteuer. 190, 19.

Eſchke Abcbuch für Taubſtumme. 4 Aufl. 69, 53.

— — Taubſtummen-Inſtitut zu Berlin, beſchrieben. 2 Aufl. 69, 53.

von Eſs Auszüge aus den heiligen Vätern u. anderen Lehrern der katholiſchen Kirche über das nothwendige u. nützliche Bibelleſen. 23, 183.

Eugenia u. Mathilde, oder Denkwürdigkeiten der Familie des Grafen von Revel. Überſetzt von *Matzenbecher*. 1. 2 Bändchen. E. B. 85, 280.

Euler Verſuch einer actenmäſsigen Darſtellung des Rechtsſtreits urſprünglich zwiſchen Feidel David in Caſſel, Klägern, u. dem kön. däniſchen Kammerherrn v. Wächter, Beklagten u. ſ. w. E. B. 94, 345.

Euripides, ſ. Medea.

Ewald ſind in kleinen Landſtädten Bürgerſchulen nöthig? 11, 87.

Exercices pour le Violon dans toutes les Positions et 50 Variations sur la Gamme. Supplement de la Methode du Violon p. *Rode*, *Kreutzer* et *Baillot*. E. B. 46, 365.

Eytelwein Vergleichungen der gegenwärtig u. vormals in den kön. preuſſ. Staaten eingeführten Maſse u. Gewichte. 2 Aufl. 180, 441.

F.

Fabricii iter Chemnicenſe MDXLIII, recudi curavit *Becherus*. 242, 440.

Fabulae Aeſopiae e cod. Auguſtano nunc primum editae cum fabulis Babrii choliambicis collectis omnibus et Mensandri ſententiis ſingularibus aliquot etiam ineditis. Rec. *Schneider*. 182, 457.

— — ein Nachtrag dazu, von *Schneider*. 182, 461.

v. Falkenſtein, geb. Gräfin *König*, kleine Gedichte. N. A. 1. 2 B. E. B. 8, 63.

Feder Camillus, Bild eines im Glück u. Unglück groſsen Mannes. 82, 159.

Felder, ſ. Magazin.

Felt Handbüchlein zum Lehren, Lernen u. Üben der Anfangsgründe der Rechenkunſt. 237, 399.

Fenelon Geſpräche über die Beredſamkeit im Allgemeinen und über die Kanzelberedſamkeit insbeſondere. Überſetzt von *Schaub*. 188, 5.

Feſel Maler-Theorie, oder kurzer Leitfaden zur hiſtoriſchen Malerey. E. B. 12, 95.

Feverſtunden. 1. 2 Bd. 127, 31.

Fibel, die, der Länderkunde in Verſen. 195, 64.

Fick Leitfaden der Statiſtik des K. Baiern. 198, 82.

Fielitz ob u. in wiefern es thunlich u. rathſam ſey, den Ärzten für das in gerichtlichen Sectionsfällen zu beobachtende Verfahren geſetzliche Vorſchriften zu geben? 210, 183.

— — Wochenblatt für die Lauſitz und den cottbuſer Kreis. 1 Jahrg. 1811. 1—49 St. E. B. 43, 337.

Fiſcher Beytrag zur botaniſchen Syſtematik, die Exiſtenz der Monocotyledoneen u. der Dicotyledoneen betreffend. 141, 129.

— — Darſtellung u. Kritik der Verdunſtungslehre, nach den neueſten, beſ. daltonſchen Verſuchen. 13, 101.

— — Muséum d'histoire naturelle de l'université *impériale de* Moscou. T. I. Livr. 1. 159, 279.

— — Quartetto pour le Pianoforte avec accomp. de Violon, Alto et Violoncelle. E. B. 47, 375.

Fix der kurſächſiſche Kirchenſtaat vor der Reformation. 1 Th. E. B. 44, 347.

Flitterwochen, die, meiner Ehe von *C. S* E. B. 90, 320.

Flugels erklärte Curszettel der vornehmſten Handelsplätze in Europs. 15 Aufl. 144, 159.

Fragen an die Katechumenen nach der Grundlage des lutheriſchen Katechismus. 43, 343.

Francoeur Elémens de Statique. 134, 73.

v. Frankken Anweiſung, alle veneriſchen Krankheiten gründlich u. ſchnell zu heilen. E. B. 87, 295.

Frege praktiſche Anleitung zur Behandlung der Leſetafel. 123, 468.

Freſenius Gedichte. 122, 473.

Friederich Antrittspredigt, gehalten zu Borcheim d. 22 März 1812. 215, 224.

Fries von deutſcher Philoſophie, Art u. Kunſt. Ein Votum für Jacobi gegen Schelling. E. B. 49, 1.

Fritſch Handbuch für Prediger zur praktiſchen Behandlung der ſonn- u. feſttäglichen Evangelien. 2 Th. 156, 253.

v. Froriep einige Worte über den Vortrag der Anatomie auf Univerſitäten. E. B. 82, 255.

Froſch allgemeine Liturgie. 1. 2 Th. 1. 2 Abth. 106, 350.

Funk Abhandlung über die vorzügliche Anwendbarkeit der Bohlenbogen zu hölzernen Brücken, die groſse Öffnungen überſpannen. 200, 102.

— — Predigten zur Belebung des Glaubens an die göttliche Weltregierung. 2. 3 H. 156, 251.

Für junge Frauenzimmer bey dem Eintritt ins eheliche Leben. 224, 296.

Für junge Männer bey dem Eintritt ins eheliche Leben. 224, 296.

Für junge Perſonen bey dem Eintritt ins eheliche Leben. 224, 296.

Für Prediger. E. Zeitſchrift v. *Schott* u. *Rehkopf*. 2. 3 B. 84. 169.

Digitized by Google

G.

Gaetani kurzer Entwurf einer Experimentalchemie. 1—3 Th. 34, 265.

Galerie théâtrale, ou Collection gravée et imprimée en couleur, des Portraits en pied des principaux Acteurs de trois premiers Théâtres de la Capitale. Livr. I. II. 82, 153.

Galletti Geschichte der französischen Revolution. 1 Th. E. B. 15, 117.

Gambsjäger circa conditionem seu affirmativam seu negativam religionis ultimae voluntati insertam num pro adjecta aut non adjecta habendam, ex analogia juris examinatam. Int. Bl. 17, 129.

Gang, ein, rund um Europa, nach Deutschland, insbesondere aber nach Sachsen. 197, 79.

Garnier le Manuel chrétien pour la jeunesse. 2 éd. 205, 143.

Gebetbuch für junge reisende Künstler und Handwerksgesellen. E. B. 86, 287.

Gebhard über die Gas- und Schlamm-Bäder bey den Schwefelquellen zu Eilsen. 72, 73.

Gedike's lateinische Chrestomathie für die mittleren Classen ins Deutsche übersetzt. Verändert und ergänzt von *Groke*. E. B. 64, 127.

Gehrig Unterweisungen in dem Geschäfte der Busse und in einigen Übungen der Andacht. 124, 492.

Gehring neue Lieder nach alten und bekannten Melodieen, zum Gebrauch bey kathol. öffentl. Gottesverehrungen. 2 Aufl. 44, 351.

Gelpke neue Ansicht über den merkwürdigen Naturbau der Kometen, und besonders desjenigen von 1811. 174, 395.

Gemälde, historisches, der letzten Regierungsjahre des gewesenen Königs Gustav IV Adolph. Aus dem Schwedischen. 1. 2 Th. 35, 273.

Gemälde-Galerie, die königl. sächs., in Dresden. N. Aufl. 30, 240.

Genealogisches und Staats-Handbuch, allgemeines. 64 Jahrg. 1811. 1 B. E. B. 47, 369.

Generisch Wilhelmine. 1. 2 Th. E. B. 21, 167.

Genzler Aristotelis Hymnus in virtutem, e comment. et vers. Int. Bl. 47, 373.

— — Nachricht über das zu Jena bestehende Lehrinstitut für Knaben. Int. Bl. 47, 373.

Genzler exercitationum juris civilis ad doctrinam de culpa Fasc. I. Int. Bl. 47, 369.

Georgius Handels- und Finanz-Pandora der neuesten Zeit. 155, 241.

— — Metamorphose des germanischen Adels. 112, 445.

Germanien, eine Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistik für Deutschland, herausgeg. von *Crome* und *Jaup*. 1 B. 2. 3 H. 2—4 B. E. B. 30, 237.

Germanien und Europa, von *Crome* und *Jaup*. 1 B. 1 H. E. B. 31, 245.

Gernhard Comment. de collocatione vocabulorum poetica. Int. B. 10, 75.

— — de illusione in pulcrarum artium operibus. Int. Bl. 48, 378.

Gerstäcker Juris politiae, ex uno securitatis juriumque custodiendorum principio repetiti et ad artis formam redacti, brevis delineatio. Spec. I. Int. Bl. 55, 273.

Gesang, der heilige, beym Gottesdienste in der römisch-katholischen Kirche. Neueste Aufl. 16, 127.

Gesangbuch, fehlitzisches. 156, 254.

Geschichte des Königreichs Polen, seiner Auflösung und der Entstehung des Herzogthums Warschau. 197, 79.

— —, kurze, des Schulwesens, zunächst in Rücksicht der lutherischen Volksschulen im Herzogthum Berg. 151, 214.

Gesetzbuch, allgemeines bürgerliches, für das Königreich Baiern. 1—3 Lieferung. 4, 25.

Geussenhainer Versuch einer Darstellung der äußeren Formen der mystischen Testamente und der Folgen ihrer Vernachlässigung. 190, 23.

Gilbert Annalen der Physik. 31—36 B. oder neue Folge 1—6 B. E. B. 60, 89.

Gittermann Gedichte 135, 87.

— — Religionsbuch für Kinder von 5—6 Jahren. E. B. 50, 15.

Glöser Übungen in der Kunst, gut zu lesen. 2 Samml. E. B. 21, 167.

— — — — — — — 2 Aufl. 211, 191.

Glatz Minona. 2 Aufl. 178, 431.

Glaufen über das Wesen der Dichtkunst 143, 151.

Gleim, Betty, Kindermoral in Beyspielen für Kinder von 6—10 Jahren. 210, 255.

— — — — Lesebuch zur Übung in der Declamation. 1 Th. 210, 255.

v. Globig Kritik des Entwurfs eines peinlichen Gesetzbuchs für Baiern. 189, 9.

Glück ausführliche Erläuterung der Pandekten nach Hellfeld. 11—13 Th. 227, 313.

Goeden die Theorie der Entzündung. 66, 25.

— — über die Natur und Behandlung des Typhus. Herausgeg. von *Horn*. 66, 25.

van Goens, s. Über.

Goertz Predigten bey besonderen Veranlassungen gehalten. 124, 493.

Goess de variis, quibus usi sunt Graeci et Romani, philosophiae definitionibus. Part. II. Int. Bl. 3, 19.

v. Goethe zur Farbenlehre. 1. 2 B. E. B. 32, 17.

Gotthard die Einfriedigung der Grundstücke im Allgemeinen, und durch Hecken oder lebendige Zäune insbesondere. 222, 279.

Gotthold Gedanken über den Unterricht im Gesange auf öffentl. Schulen. 123, 485.

Götz der Beyträge zum Grotschen-Cabinet 1—3 Th. 224, 291.

van de Graaff Statistiesch Overzicht van Oostvriesland en Jever. E. B. 73, 183.

Gräfenhan Todtenopfer den Manen des Hn. Prof. Kaltwassers. Int. Bl. 43, 344.

Graff Einladungsschrift zu der den 2 Aug. 1811 vorzunehmenden feyerl. Einweihung der löbenichtschen höheren Bürgerschule (zu Königsberg). 123, 485.

Gräfe Anweisung zum Rhythmus in homiletischer und liturgischer Hinsicht. 226, 305.

— — philosophische Vertheidigung der Wunder Jesu und seiner Apostel. 48, 377.

— — über den Werth akademischer homiletischer Vorübungen nebst Beschreibung meines homiletischen Seminariums. 220, 263.

Grüffe einige Bemerkungen die Messung der griechischen heroischen Verse betreffend. E. B. 76, 207.

Grahn de polyporum curatione. Int. Bl. 15, 113.

Grandke der Bauer Gutmann und sein Prediger. 182, 464.

Grafchof Nachricht von dem jetzigen Zustande des Lyceums zu Prenzlau. Int. Bl. 9, 67.

Graumüller Diagnose der bekanntesten, besond. europäischen Pflanzengattungen. 55, 420.

— — tabellarische Übersicht des alten linneischen Pflanzensystems und des verbesserten von Thunberg. 74, 93.

Greiling das Leben Jesus von Nazareth. 185, 481.

— — Theophanieen oder über die symbolischen Anschauungen Gottes. 126, 13.

Grimm Davids Erhöhung. E. B. 2, 15.

Grimm de vi vocabuli *mos* Rom. §. 10 sqq. 84, 175.

Grimm über den altdeutschen Meistergesang. E. B. 45, 353.

Grohmann über die höhere religiöse Überzeugung. E. B. 24, 185.

Grolman ausführliches Handbuch über den Code Napoleon. 3 B. E. B. 28, 217.

Grofchii de urbe Corintho et *Schmidii* de virtute Prodicia et Siliana libelli c. praef. *Eichstadii*. Int. Bl. 47, 369.

Gruithuisen neuer cosmosinthiologischer Beweis von der Existenz Gottes, und dass Hr. Fries sich in die Philosophie unserer Zeit nicht finden kann. E. B. 49, 1.

Gnidenume theoretisch-praktische Abhandlung der Rechtslehre von der Gewohnheit. 2te verm. und v. d. Vf. selbst ins Deutsche übertragene Ausgabe. E. B. 69, 148.

Gumprecht, s. Magazin.

Günther Jus sigillorum medii aevi ex formulis sphragisticis proprii sigilli absentiam vel defectum indicantibus illustratum. Int. Bl. 23, 235.

Gütle praktische Vorschriften und Versuche aus der Ökonomie, Technologie, Chemie und Gewerbskunde. 78, 127.

Digitized by Google

Haase de morbo coeruleo. Int. Bl. 30, 234.
— — de parallelismo inter corpus et animam. Int. Bl. 8, 58.
Hacker Communionbuch für Personen aus den gebildeten Ständen. 156, 256.
— — neue Predigtentwürfe. 3 Samml. 35, 279.
— — Predigtentwürfe über gewöhnliche sonntägige und über freye Texte. 6 Samml. 35, 279.
v. *Hagen* kosmologische Geschichte der Natur, insbesondere des Mineral- und Pflanzen-Reichs der Erde. 52, 409.
Hahn meine Reisen durch einen Theil der preußischen Staaten, damaliges Galizien, Schlesien, Mähren, Böhmen, Sachsen und Mecklenburg. 1 Bdchen. 177, 422.
Hahnemann de ulceris venerei cancrosi ortu et curatione. Int. Bl. 8, 57.
Haindorf Versuch einer Pathologie und Therapie der Geistes- und Gemüths-Krankheiten. 87, 195.
Haken die graue Mappe. 2 B. Neue Ausg. 171, 376.
Hamann Einladungsschrift zur Einweihung des Stadtgymnasiums (zu Königsberg) am 9 Sept. 1811. 123, 485.
— — Rede bey der Einweihung des Stadtgymnasiums u. s. w. 123, 485.
Handbuch, kleines erklärendes, der in der Rechtssprache und bey den Gerichtshöfen üblichen Ausdrücke. 228, 327.
Happach über die Beschaffenheit des künftigen Lebens nach dem Tode. 2 Bdchen. 188, 1.
Hart über die dermal wichtigsten Finanzverbesserungen in Deutschland. 101, 309.
— — vollständiges Handbuch der Kriegspolizeywissenschaft und Militärökonomie. 1. 2 Th. 153, 65.
Harms Sommerpostille. 1 Th. 42, 329.
— — Winterpostille. 1 und 2 Aufl. 42, 329.
Hartmann die Theorie des ansteckenden Typhus und seiner Behandlung. 191, 25.
Hausarzt, der neue, oder medicinisches Hülfsbuch bey den gewöhnlichen Krankheiten und Unglücksfällen. 27, 213.
Haydn III Quatuors pour deux Violon, Alto et Violoncelle. No. IX. 161, 296.
Haymann Dank an Gott nach erlebtem Amtsjubiläum. Int. Bl. 48, 377.
Hebel Verzeichniss der Lehrgegenstände in dem verflossenen Schuljahre. Int. Bl. 33, 257.
Hecht Lehrbuch der Arithmetik. 219, 252.
Hecker wodurch reifte die Chirurgie dem Grade ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit entgegen? E. B. 70, 159.
Heeren Christian Gottlob Heyne. Biographisch dargestellt. 216, 225.
— — Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. 3 Th. 1 Abth. E. B. 7, 49.
Heidmann zuverlässiges Prüfungsmittel zur Bestimmung des wahren vom Scheintode. E. B. 48, 377.
Heigl die platonische Dialektik. 139, 113.
Heine kurzgefasster Unterricht über das Vormundschaftsrecht im K. Westphalen. 151, 211.
Heinrich IV, König von Frankreich und Navarra. 122, 479.
Heinrich Bestimmung der Masse und Gewichte des Fürstenthums Regensburg. 180, 441.
Heinrich Predigten über die Vorsehung Gottes nach Anleitung aller Sonn- und Festtags-Evangelien durch das ganze Jahr. 1. 2 Th. 70, 57.
Heinrigs deutsche, franz. und englische Vorschriften. 1 H. 23, 185.
Heinsius die Bürgerschule oder wissenschaftliches Lehr- und Lern-Buch für Knaben und Mädchen in Schul- und Frey-Stunden. E. B. 57, 71.
— — kleine theoretisch-praktische deutsche Sprachlehre. 3 Ausg. E. B. 54, 271.
— — kleiner deutscher Sprachkatechismus für Stadt und Land. 215, 224.
Heinze Franz Hammer, eine Zeichnung aus Wien. 100, 95.
Heintze observatio de asthmate spasmodico flatulento ex causa mineali. Int. Bl. 29, 225.
Heirathsgeschenk für Neuvereelichte und Verlobte, sie mögen es seyn oder noch werden. E. B. 18, 143.
Henschel a Donnersmarck Nomenclator botanicus, sistens plantas omnes in C. a Linné species plantarum ab ill. Willdenow enumeratas. Cent. IV. Tomi V. 19, 151.
Hennig de rebus Jazygum s. Jazwingorum ex Asia in Ungariam et Poloniam transgressorum, in Prussia exstirpatorum. 161, 292.
Henrici de clamore veterum procliari Comm. II. Int. Bl. 25, 114.
— — — — — — Comm. III. Int. Bl. 25, 115.
— — — — — — Comm. IV. Int. Bl. 15, 116.
Henschel de asthmatis Millari et anginae polyposae diversitate. Int. Bl. 29, 225.
v. *Herder* Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Mit Einleitung von *Luden*. 1. 2 Th. E. B. 96, 361.
Hermann de legibus quibusdam subtilioribus sermonis Homerici Diss. I. Int. Bl. 30, 233.
— — Diss. II. Int. Bl. 30, 234.
Hermes Sammlung von Gebeten zum öffentlichen und besonderen Gottesdienst, aufs neue revidirt und verbessert. 125, 7.
Hess Lebensbeschreibung M. Ulrich Zwingli's. Aus dem Franz., nebst Anhang von *Usteri*. 48, 385.
Heuss kurze Anleitung zum Unterrichte in der Lehre des Christenthums. 213, 206.
— — kurze Religionsgeschichte für Kinder. 213, 206.
Hildebrand Burgdorfs Studien und Campagne-Leben. 93, 248.
— — Papiere aus meinem Feldprediger-Leben. 93, 248.
Hildebrandt neuer Kinderfreund. 2 Bdchen. 151, 216.
v. *Hildenbrandt* über den ansteckenden Typhus. 191, 25.
Hobein der Magier. Ein allegorisch-episches Gedicht in drey Gesängen. 154, 239.
Hoeck tabellarische Darstellung der Staatskräfte der europäischen Staaten und des nordamerikanischen Freystaats. 167, 342.
Hofacker, C. Chr., Opuscula juridica collecta ed. *L. G. Hofacker*, filius. P. I. E. B. 28, 223.
Hoffmann die pestalozzische Zahlenlehre und die schmidischen Elemente der Zahl, nach ihrem arithmetischen und formalen Werthe dargestellt und mit einander verglichen. 93, 245.
— — ein Wort über die herrschende Irreligiosität und einen zweckmässigen Religionsunterricht als das wirksamste Mittel dagegen, E. B. 90, 313.
Hofmann kleine Handconcordanz für Volkslehrer. 124, 496.
Hohlfeld, s. Horen, und Urania.
Homeri Ilias. Graece. (Cur. *Schaefer*.) T. I. II. E. B. 64, 121.
— — Iliados Rhapf. T. s. lib. XX. Rhapf. Ψ. s. lib. XXIII. Ed. *Müller*. Rhapf. Ω. s. lib. XXIV. Ed. *Hentsch*. E. B. 64, 125.
Hommeyer reine Geographie von Europa oder allgemeine Terrainbeschreibung der europäischen Erdfläche. 1. 2 Lief. 95, 261.
Horatii Carminum L. V, ad fidem XVIII MSS. Parisiensium rec., notis illustr. et gallicis versibus reddidit *C. Vanderbourg*. T. I. 21, 161.
— — — T. II. 185, 465.
Horen, die jüngeren, von *Menken* und *Hohlfeld*. 141, 236.
Horn Archiv für praktische Medicin und Klinik. 4—11 B. Neue Folge der Bände; Jahrg. 1811. 1. 2 B. 1812. 1 B. 1 H. E. B. 62, 105. 70, 153.
— — neues Archiv für medicinische Erfahrung. E. B. 62, 105.
Horn de differentiis quibusdam inter juris Justinianei et Napoleonei heredes legitimos. Int. Bl. 47, 371.
Horn die schöne Literatur Deutschlands während des 18 Jahrh. 71, 65.
— — Otto, ein Roman. 94, 255.
Horsch über die Bildung des Arztes als Klinikers und als Staatsdieners. 212, 169.
Hortus magni Ducis Badensis Carlsruhanus. 116, 430.
Hottinger die Knabengesellschaft. 1 Bdchen. 256, 337.
Hugo Lehrbuch des Naturrechts. 3 Versuch. E. B. 1, 2.
Hülfsbuch, kleines, für die der Rechte Unkundigen bey Führung der Processe. 228, 327.
— — zum ersten Cursus des lateinischen Elementarbuchs von *Jacobs* und *Döring*. 1 und 2 Cursus. 112, 399.
— — zum ersten und zweyten Cursus des griechischen Elementarbuchs von *Jakobs*, bestehend in einer Übersetzung desselben u. s. w. 1—4 Th. 40, 318.

Digitized by Google

Büllmann über den Unterricht in der Geschichte, im königsberger Archiv für Philosophie, Theologie u. s. w. St. 1. S. 93 ff. 214, 209.
v. Humbert Definitionen der gesammten Kriegswissenschaften. 1. 2 Heft. 73, 88.
Humbold et *Biot* sur les variations du magnétisme terrestre à différentes Latitudes. 134, 77.
Hummel der Musicus oder von der gründlichen Erlernung der Musik. E. B. 38, 297.
Huscher Skizze einer Culturgeschichte der deutschen Städte. 55, 437.
Hypochondrie. Ein Lustspiel. E. B. 15, 120.

I.

Jachmann Beschreibung des Conradinum auf Jenkau bey Danzig. 22, 175.
Jack, der kleine. Eine Volksgeschichte. Nach d. Engl. 2 Jahr. 3 Aufl. 67, 39.
Jäck allgemeine Geschichte Bambergs, v. J. 1007 bis 1811. 119, 452.
— — Pantheon der Literaten u. Künstler Bambergs. 1. 2 H. 200, 104.
Jacob Taschenbuch für praktische Ärzte und Wundärzte auf das J. 1813. 96, 271.
Jacobi über gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck. E. B. 55, 51.
— — von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. E. B. 49, 1.
Jacobs observationes criticae in quosdam Plutarchi, Horatii aliorumque locos. Int. Bl. 13, 97.
Jacobsen Bemerkungen über das dänische Prisenrecht. 175, 401.
Jahrbücher, medicinische, des k. k. österreichischen Staats. 1 B. 1—4 St. 131, 49.
Jakobs Attika. Oder Auszüge aus den Geschichtschreibern und Rednern der Griechen 2 Aufl. 40, 315.
— — — — — ins Deutsche übersetzt. 40, 318.
— — Deutschlands Gefahren und Hoffnungen. 234, 369.
— — Elementarbuch der griechischen Sprache. 1. 2 Cursus od. 1 Th. 3 Ausg. 3 Cursus od. 2 Th. 2 Aufl. 4 Cursus od. 3 Th. 4 Th. 40, 315.
— — Ἐπιτάφιος εἰς Φῳ. Σολ. Καλτενεκερον. Int. Bl. 40, 317.
— — poetische Blumenlese aus griech. Dichtern. 40, 315.
— — dieselbe in deutschen metrischen Übersetzungen. 40, 318.
— — Sokrates. Oder Auszüge aus den philosophischen Schriftstellern der Griechen. 40, 315.
— — — — — — ins Deutsche übersetzt. 40, 318.
a Jacquin Genitalia Asclepiadearum controversa. 116, 428.
Jani kurzgefaßter Unterricht in der christlichen Religion für fähigere Confirmanden. E. B. 90, 319.
Jaup, s. Germanien.
Iffands mimische Darstellungen für Schauspieler und Zeichner, von den Gebr. *Henschel*. 1 Lief. 1—12 H. 82, 155.
Johannis Evangelium — illustr. *Kuinoel*. 23, 177.
Jördens Denkwürdigkeiten, Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben der vorzüglichsten deutschen Dichter und Prosaisten. 1. 2 Bd. 216, 231.
Journal für Prediger. 57 B. 3. 4 St. 1, 7.
— — — — 58 B. 1. 2 St. 41, 328.
— —, neues, für Prediger. 37 B. 3. 4 St. 1, 7.
— — — — — — 38 B. 1. 2 St. 41, 328.
— — von neuen deutschen Original-Romanen. 3 Jahrg. 3. 4 Lief. 52, 415.
Italien, eine Zeitschrift von *Rehfues* und *Tscharner*. 2 B. (od. 5—11 H.) E. B. 42, 332.
Juch Handbuch der Chemie für Fabricanten, Künstler und gewerbfleissige Bürger. 94, 255.
Jullien Versuch über die beste Methode, die Zeit, als erstes Mittel zum glücklichen Leben, gehörig anzuwenden. Aus dem Franz. von *Schultes*. 50, 399.
Jurisprudence westphalienne. Vol. I. Cah. I et II. 5, 56.
— — — — — Vol. I. Cah I. 127, 24.
Jurisprudenz, westphälische. 1 B. 1. 2 Heft. 5, 36.

K.

Kaestner Animadversiones in quasdam Lucani et Propertii loca. 143, 149. Int. Bl. 47, 372.
Kail über die Vervollkommnung der Landescultur, als zweckmäßiges Mittel, dem Mangel der Lebensbedürfnisse abzuhelfen. 130, 45.
Kalender für Prediger und Schullehrer der kursächs. Lande auf das J. 1807. E. B. 41, 327.
— — und Schematism der Diocesangeistlichkeit des Bisthums Bamberg auf das J. 1811. E. B. 59, 87.
v. *Kamptz* Versuch einer Revision der Lehre vom Übergang des Brautschatz-Privilegiums auf die Descendenten der Ehefrau. E. B. 69, 149.
Kayser Umriss der Geographie u. Statistik von Bayern. 78, 126.
Kees Meletematum Juris variii I et II. Int. Bl. 30, 235.
Keil, s. Analekten.
— — exemplum judicii de diversis singulorum S. S. locorum interpretationibus ferendi, examinandis variis interpretum de loco Gal. 3, 20 sententiis. Part. IV. Int. Bl. 8, 57.
— — — — — — Part. V. Int. Bl. 8, 60.
— — — — — — Part. VI. Int. Bl. 30, 254.
— — — — — — Part. VII. Int. Bl. 30, 255.
Keil italiänische Sprachlehre für deutsche Gymnasien und hohe Schulen. 145, 165.
Kelle vorurtheilsfreye Würdigung der mosaischen Schriften, als Prüfung der dewettischen Kritik mosaischer Geschichte. 1. 2 Heft. 1, 1.
— — 3 Heft. 207, 153.
Kenntnisse, nützliche, für die Jugend. 21, 168.
Kessler Amtsvorträge im J. 1800 gehalten und zur Belebung des religiösen Sinnes und Muthes herausgegeben. 70, 67.
v. *der Kettenburg* Diego. 184, 476.
v. *Kfeller* u. einfache u. dauerhafte Dachdeckungsart. 200, 105.
Kieser Grundzüge der Pathologie und Therapie des Menschen. 1 Th. 110, 377.
— — über das Wesen und die Bedeutung der Exantheme. 134, 78.
— — Vorbauungs- und Verhaltungs-Maßregeln bey ansteckenden Faulheberepidemieen. 192, 37.
Kiesling vernunftmäßige Religionsgrundsätze, allen Gottesgelehrten, Predigern und denkenden Christen zur Prüfung vorgelegt. 208, 164.
Kind variarum juris observationum Sylloge prior. Int. Bl. 8, 58.
Kinderfreund, der schleswig-holsteinische. 198, 87.
Kirche, die, und die Götter. 1. 2 B. 52, 415.
Kirchenbuch für den evangelischen Gottesdienst der königl. sächs. Lande. 1. 2 Th. 106, 345.
v. *Klaproth*, s. Leichenstein.
— — Reise in den Caucasus und nach Georgien. 1 Th. 163, 305.
Klein animadversiones criticae in Taciti Agricolam. Int. Bl. 47, 372.
Klien Revision der Grundsätze über das Verbrechen des Diebstahls u. s. w. 1 Th. 103, 366.
Klopstock, eine Reliquie von demselben. 242, 430.
Klose Versuch eines systematischen Handbuchs der Pharmakologie. 1. 2 Th. 1 B. 88, 203.
Klosterberuf. Ein Roman. 179, 439.
Klötzer Versuch eines Beytrags zur Revision der Theorie vom Gewohnheitsrecht. 169, 353.
von dem Knesebeck Familie von dem Knesebeck. E. B. 62, 118.
Koch Handbuch bey dem Studium der Harmonie. E. B. 9, 13.
— — Versuch aus der harten und weichen Tonart jeder Stufe der diatonisch-chromatischen Tonleiter vermittelst des enharmonischen Tonwechsels in die Dur- und Moll-Tonart der übrigen Stufen auszuweichen. E. B. 2, 13.
Koch Triga observationum de consensione thori conjugalis ad obtinendam successionem conjugum jure Saxonico nove necessaria. Int. Bl. 30, 235.
v. *Koch-Sternfeld* Versuch über Nahrung und Unterhalt in civilisirten Staaten. 2 Aufl. 71, 71.
Koenig de publica educatione. Int. Bl. 17, 131.
— — de sensu antiquitatis, sacrarum literarum interpreti maxime necessario. Int. Bl. 17, 131.
Koester de jure jurando ejusque usu hodierno. 226, 511.
Koethe über Reinhards Leben und Bildung. Int. Bl. 2, 15.
Kohlrausch die Geschichten und Lehren der heil. Schrift A. und N. T. 1. 2 Abth. 2 Aufl. 77, 119.

Digitized by Google

Kühnke Unterhaltungsbuch für Kinder von 6 bis 12 Jahren. E. B. 86, 287.
Kolbe über Wortmengerey. 2 Ausg. 58, 297.
Kopp ausführliche Darstellung und Untersuchung der Selbstverbrennungen des menschl. Körpers, in gerichtlich-medicinischer und pathologischer Hinsicht. E. B. 6, 44.
Korth, s. Die.
Kortum zweckmäfsige Sprüche und Liederverse über den Katechismus Lutheri. 146, 176.
Kotzebue Philibert oder die Verhältnisse. 154, 239.
Kraft Meletemata de incremento seu priore aetatis humanae periodo. Int. Bl. 35, 273.
Kratzer System des Criminalrechts. 1 B. E. B. 78, 217.
Krebs lateinisches Lesebuch nach der Stufenfolge der Formenlehre für die ersten Anfänger. 2 Aufl. 174, 375.
v. *Kretschmann* Hof und Staat. 1 B. 1—4 Heft. 154, 240.
Kreutzer Grand Concerto pour Violon. Oeuv. 12. E. B. 38, 302.
Kreyssig Adumbratio notitiae literariae de T. Livii Pat. historiarum lib. XCI fragmento, Romae in bibliotheca Vaticana reperto. 184, 477.
— — de codicis membranacei C. Plinii Caec. Secundi epistolas olim complexi fragmento, in bibliotheca Lycei Annaemontani reperto. 184, 477.
— — de codicis membr. T. Livii Pat. historiarum libros olim complexi fragmento, Norimbergae in bibliotheca Murrina reperto. 56, 465.
— — observationes ad Longi Pastoralium Lib. I fragmentum in Cod. Florentino repertum. 244, 457.
Krieger d. Alexisbad im Unterharz m. s. Umgebungen. 235, 366.
Kriegspest, die, oder das ansteckende Hospitalfieber. 192, 37.
Kritik der gesunden Vernunft über die Schrift. E. B. 24, 189.
Krönke Abhandlung über staatswirthschaftliche Gegenstände. 1 Th. 155, 247.
— — Untersuchung der Frage, ob und unter welchen Umständen dem Staats- und National-Interesse es zuträglich seyn kann, einzelne Zweige der Industrie von Seiten des Staats durch besondere Belehrungen und Begünstigungen oder durch directen und indirecten Zwang zu befördern. 155, 247.
Kronos. Eine Zeitschrift politischen, historischen und literarischen Inhalts. 1—4 B. 223, 281.
Krug über die Beförderung des Wohllauts der deutschen Sprache. 97, 273.
Krügelstein de vita Wolfg. Heideri. Int. Bl. 40, 314.
Krüger Andenken an die Christenlehren. 214, 216.
Krummacher die Kinderwelt. N. Ausg. 205, 144.
— — der Sonntag. 3 Aufl. 232, 369.
— — Festbüchlein. 1 Bdchen. 3 Aufl. 232, 369.
v. *Krusenstern* Reise um die Welt in den J. 1803 — 1806. 1, 2 Th. 36, 281.
— — — — — 2 Ausg. 56, 281.
Kühn de variolis bis eumdem hominem infestantibus. Part. I. II. Int. Bl. 8, 58.
— — num artuum amputatio statim post ossium collisionem instituenda? Int. Bl. 30, 234.
Kuinoel Commentarius in libros N.T. historic. Vol. III. 25, 177.
Kulemann warum sollen wir auch die Lügen, welche man sich gewöhnlich erlaubt, für pflichtwidrig halten? 226, 312.
Kunhardt Beyspiele zu syntaktischen Übungen nach dem Leitfaden der kleinen brüderschen Grammatik. E. B. 16, 131.
Kunst, die, feines englisches Steinporcellain auf wedgewoodsche Art zu verfertigen. Herausgegeben von *M. O.* Durchgesehen von *Lagrange*. Übersetzt von *Schenk*. 94, 249.
Kunz Versuch eines Handbuchs der reinen Geographie von Europa, als Grundlage z. höheren Militärgeographie. 166, 329.
Kupfer de eo quod justum est circa tacitam piarum causarum hypothecam. Int. Bl. 30, 233.
Kutscher neuer Volkskalender auf d. Schuljahr 1812. E. B. 6, 47.

L.

Lacretelle Histoire de France pendant le 18 siècle. 102, 313.
— — Geschichte von Frankreich während des 18 Jahrh. Aus dem Franz. von *Sander*. 1, 2 B. 102, 313.
Lafontaine Emma. 1, 2 B. E. B. 8, 64.
Lämmerhirt Aphorismi de frustraneo ad curandas febres intermittentes arsenici usu. Int. Bl. 29, 225.
Landweg, der, durch Rufsland nach Ostindien. 173, 392.
Lang kurze gemeinfafsliche Elementar-Sprachlehre für deutsche Bürgerschulen u. s. w. 2 Aufl. 7, 55.
v. *Langsdorf* Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den J. 1803—1807. Wohlfeile Ausgabe. 1, 2 B. 171, 375.
Lappe Glaube, Hoffnung, Liebe, Freude. 91, 271.
Larrey Mémoires de chirurgie militaire et Campagnes. T. I—III. 25, 193.
— — medicinisch-chirurgische Denkwürdigkeiten aus seinen Feldzügen. Aus dem Franz. 27, 212.
de Lassaulx Introduction à l'étude du Code Napoléon. 148, 185.
Laster, das, in seinen schrecklichen Folgen; zur väterlichen Warnung für die Jugend. E. B. 31, 247.
Laube Auswahl aus Petrarca's Gesängen, als Probe einer vollständigen Übersetzung dieses Dichters. 81, 149.
Lauderdale über Nationalwohlstand. 179, 459.
Lebens- und Reise-Abenteuer eines Jünglings, der die Welt nicht kannte. 1, 2 Th. E. B. 9, 71.
Leclerc die enthüllten Trappisten. E. B. 59, 86.
Lehmann de dysenteria. Int. Bl. 8, 58.
Lehmann Unterschied der ländlichen Schule und der Bürgerschule. 123, 485.
v. *Lehmann* vierstimmige Gesänge ohne Begleitung, zur Belebung geselliger Unterhaltung. 1 H. E. B. 3, 23.
Lehr- und Lese-Buch, praktisches, der gesammten auf jeden Boden anwendbaren Landwirthschaft, herausgeg. von *Seiler* und *Mayer*. E. B. 29, 225.
Lehzen die Lehre von der Vormundschaft nach den Gesetzen Westphalens. 151, 209.
Leichenstein auf dem Grabe der chinesischen Gelehrsamkeit des Hn. J. Hagen (von *v. Klaproth*). 14, 111.
Leitfaden für den Religionsunterricht in den Schulen. 100, 304.
Lemmens Dictionnaire de commerce, de marine et de droit, François-Allemand. 90, 217.
Lenz Skizze einer Geschichte der Stadt Dorpat. E. B. 85, 279.
Leonardo. Ein Roman. 136, 88.
Lepage neue Form des Civilprocesses. 1 Th. 1—5 Buch. 2 Th. 1 Buch. 127, 17.
— — nouveau style de la procédure civile. 3 éd. 127, 17.
Lesebuch, lateinisches, nebst den Anfangsgründen der lateinischen Syntax. E. B. 87, 265.
— — zum leichten und fafslichen Unterricht der Jugend in der biblischen Geschichte. 193, 63.
Lichtenstern Reisen im südlichen Afrika in den J. 1803—1806. 1, 2 Th. 76, 105.
Lieben Brüder, haltet nicht dafür, dafs der Glaube Ansehn der Person leide! oder freymüthige Bemerkungen über Consequenz und Inconsequenz in den dogmatischen Systemen Reinhards, und derer, die ihn vertheidigen oder wider ihn streiten. 208, 167.
Liesching de Gangraena. 110, 223.
Lindner Gemälde der europäischen Türkey. 198, 84.
Lips über die allein wahre und einzige Steuer, die Einkommentaxe und ihre Ausführbarkeit. 137, 69.
Livii historiarum lib. XCI fragmentum. Rec. *Kreyssig*. 59, 465.
Lobeck Diatribae antiquariae de morte Bacchi Part. II. Int. Bl. 15, 113.
v. *Loeben* Arkadien. 2 Th. 25, 199.
Löber Anweisung für Hülfsers zur Vollziehung von Executionen und Anlegung von Arresten. 127, 21.
Löffler über den Werth und die Erhaltung des christlich-kirchlichen Gottesdienstes. 65, 1.
Löhr der erste Lehrmeister. 1 Th. 230, 343.
— — die Geschichten der Bibel. 230, 345.
Loiseau de la juridiction des maires de village. E. B. 34, 271.
Longos, s. *Eichstädt* und *Kreyssig*.
Lordat die Blutflüsse theoretisch und praktisch dargestellt. Aus dem Franz. von *Wendler*. 171, 369.
Löst Clorinde. 40, 319.
Löw über die sympathetische Wirkung der Dinge. 27, 215.
v. *Lower* Neujahrsgeschenk für Polizeybeamte oder Geschäftskreis der Polizey in Hinsicht auf peinliche Verbrechen. 130, 47.
Luden Christian Thomasius nach seinen Schicksalen und Schriften dargestellt. E. B. 37, 291.
Lüder Kritik der Statistik und Politik, nebst einer Begründung der politischen Philosophie. 101, 305.

Digitized by Google

Ludwig Catalecta literaria physica et medica. IV. Int. Bl. 35, 273.
— — de nosogenia in vasculis minimis V. Int. Bl. 30, 235.
— — historiae insitionis variolarum humanarum et vaccinarum comparatio. Spec. X. Int. Bl. 8, 57.
Luther, Martin, nach seinem Leben u. Wirken. 22, 176.
Luthers Briefe an Albrecht, Herzog von Preussen. Herausgeg. von *Faber*. Nebst einer Vorlesung über den Geist u. Stil Luthers von *Borowsky*. 119, 454.
— — Denkmal, oder Entwürfe, Ideen u. Vorschläge zu demselben. E. B. 54, 43.

M.

Mader kritische Beyträge zur Münzkunde des Mittelalters. 2—6 Th. E. B. 76, 201.
Magazin, europäisches, für Geschichte, Politik u. Kriegskunst der Vorwelt u. Gegenwart. 1 B. 1—6 H. 223, 281.
— —, hamburgisches, für die Geburtshülfe, herausgeg. von *Gumprecht* u. *Wigand*. 1 B. 2 St. 2 B. 1 St. herausgeg. v. *Wigand*. 212, 195.
— —, neues, für katholische Religionslehrer, herausgeg. von *Felder*. Jahrg. 1809—1811. E. B. 19, 149.
Magdu de schola, quae genio seculi obsequitur, splendidissima, quae eum emendat, optima. Int. Bl. 14, 106.
Major Anleitung für Gartenfreunde zu einer geschmackvollen Behandlung u. Anlegung von Gärten. 74, 96.
— — Belehrungen über praktische Gartenarbeiten. 74, 96.
— — kleiner Monatsgärtner für Gartenliebhaber. 74, 96.
v. *Major* Begriff u. Natur der Lehnssuccession im Verhältnisse gegen die Investitur des ersten Erwerbers u. deren Renovation. 209, 169.
— — das Ganze der Rechtslehre vom Erbfolge-Linealismus in Lehen- u. Familien-Fideicommissen. 209, 169.
— — deutsche Erbfolge sowohl überhaupt, als insbesondere in Lehen- u. Stamm-Gütern, vornehmlich auch der weiblichen Nachkommen nach Erlöschung des Mannsstammes. 1—4 Fortsetzung. 209, 169.
— — Zulässigkeit der Ascendentenfolge in Lehen gewisser Gattungen im sogen. zweyten Gradu successionis, aus den Principien und positiven Gesetzen der gemeinlehnrechtlichen Erbfolge. 209, 169.
Maisonneuve, s. Peintures.
Malte-Brun Précis de la Géographie universelle. T. I. 55, 433.
— — — Abriss der allgemeinen Geographie. Aus d. Franz. von v. *Zimmermann*. 1 B. 1. 2 Abth. 55, 433.
v. *Mannlich* Versuch über die Zergliederungskunde für die Zöglinge u. Liebhaber der bildenden Künste. 224, 295.
Manteuffel der deutsche Obst- u. Frucht-Gärtner. 53, 423.
Marcus über den jetzt herrschenden Typhus, nebst biographischen Notizen über Ritter. 227, 319.
Margarethe. E. Roman. 160, 288.
Märker das ABC- u. Lese-Buch, wie es Lehrer in Stadt- u. Land-Schulen wünschen werden. 213, 208.
Marks Predigt am Dankfest wegen des am 7 Sept. 1812 an der Moskwa durch den Kaiser der Franzosen u. s. Bundesgenossen erfochtenen Sieges. 236, 391.
— — Predigt am Geburtsfest des Königs von Westphalen am 15 Nov. 1812. 236, 391.
Majus Bruchstücke einer Geschichte der Medicinalgesetzgebung im Herzogthum Mecklenburg-Schwerin. Int. Bl. 6, 41.
— — Lehrbuch der gerichtlichen Arzneykunde für Rechtsgelehrte. 1. 2 Th. 152, 217.
— — medicinische Bemerkungen über einige ältere u. neuere Gesetze, bes. über einige Artikel des Code Napoleon. 1. 2 Abth. Int. Bl. 6, 41.
— — System der gerichtlichen Arzneykunde für Rechtsgelehrte. 1 u. 2 Aufl. 152, 217.
Mass u. Gewicht, das französische, verglichen mit dem in Deutschland gebräuchlichen. 219, 252.
Materialien zum Unterricht im Katechisiren, Briefschreiben, Kopf- u. Tafel-Rechnen für den bairischen Landgeistlichen in der Werktagsschule. 1. 2 Bdchen. 151, 212.
May Anleitung zur rationellen Ausübung der Webekunst. 55, 439.
Mayer, s. Lehr- u. Lese-Buch.
Meckel Abhandlungen aus der menschlichen u. vergleichenden Anatomie u. Physiologie. E. B. 93, 337.
Mecklenburg. E. Lesebuch, den mecklenburg-schwerinischen Landschulen vorzüglich gewidmet. E. B. 47, 375.
Medea. E. Tragödie, aus d. Griechischen von *Muller*. 239, 409.
— —, frey nach d. Franz. von *Treitschke*. Musik von *Cherubini*. Clavier-Auszug. E. B. 95, 356.
Meinecke Repertorium für alle Kanzelbedürfnisse der Prediger an Sonntagen, Festtagen u. s. w. 1 B. 1. 2 H. 124, 489.
Meinert die passagere oder Feld-Fortification. 79, 134.
Meisner die doppelte Buchhaltung auf der Stufe ihrer möglichsten Vollkommenheit. 136, 92.
— — die Kettenrechnung für das gemeine Leben. 237, 309.
— — die Speculationswissenschaft für denkende Geschäftsmänner. 90, 223.
Meister helvetische Geschichte während der zwey letzteren Jahrtausende oder von Cäsars bis zu Bonaparte's Epoche. 1—4 B. 50, 397.
Meister über die Gründe der hohen Verschiedenheit der Philosophen im Urtheile der Sittenlehre, bey ihrer Einstimmigkeit in Einzellehren derselben. 29, 227.
Menandri sententiae, s. Fabulae Aesopiae.
— — ein Nachtrag dazu, mitgetheilt von *Schneider*. 182, 461.
Menken, s. Horen, u. Urania.
— — über die eherne Schlange u. das symbolische Verhältniss derselben zu der Person u. Geschichte Jesu Christi. 147, 179.
Merkel Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche. 1 H. 204, 135.
Mertens Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis zum J. 1810. 1. 2 B. 75, 99.
de Meseritz Essai sur les revenus de l'Etat. 73, 87.
Messen, zehn deutsche, mit abwechselndem Texte. In Musik gesetzt von *Ch. P. M.* E. B. 54, 47.
Meuchelmord, der, des Banquiers Cotentin in Paris. E. B. 91, 225.
Meyer Predigten für fromme Verehrer Jesu. 161, 295.
— — Schillers Todtenfeyer auf dem Theater zu Bremen. E. B. 56, 63.
— — über die Einführung des Entwickelungsunterrichts in preussischen Elementarschulen. 123, 481.
— — Victor. E. Roman. E. B. 15, 119.
— — Zuruf an meine lieben Nachbarn u. Freunde über die auf dem Lande an vielen Orten in der barbarischen Gemeinheit gegenwärtig zu erleidenden Servitute u. Einschränkungen der freyen Landwirthschaft. E. B. 88, 299.
— — Noch etwas über den Fruchtwechsel u. Futterbau, zur Vieh-Vermehrung u. s. w. E. B. 88, 299.
Meynier Erzählungen für Kinder. E. B. 33, 263.
Millin, s. Peintures.
v. *Minutoli* Betrachtungen über die Kriegsbaukunst. 2 Aufl. 166, 332.
Mirus d. ff. fistens observationem dysenteriae atque inflammationis arteriae pulmonalis morbo syphilitico superveniente una cum epicrisi. Int. Bl. 8, 58.
Miscellen, italiänische, 1 B. 1—7 St. E. B. 42, 334.
Mitscherlich oratio, qua D. M. Heyne, Richter et Goede Academiae nomine a. d. XXII Aug. 1812 parentavit. 217, 239.
Modell-Zeichnungen u. Muster für geschmackvolle Gürtlerarbeiten u. s. w. 117, 439.
Moldenhauer Beyträge zur Anatomie der Pflanzen. E. B. 16, 125.
Molter, s. Abendgespräche.
Monatsschrift, neue lausitzische. 1803—1805. E. B. 41, 337.
Montag Geschichte der deutschen Staatsbürgerlichen Freyheit, oder der Rechte des gemeinen Freyen, des Adels u. der Kirchen Deutschlands. 1 Buch. 1 Bd. 1. 2 Th. 140, 121.
Monumenta publica Academiae Vitembergensis a. 1812. Int. Bl. 15, 16.
Moral für Krieger. E. B. 87, 292.
Morgenstern Auszüge aus den Tagebüchern u. Papieren eines Reisenden. 1 B. 1. 2 H. 17, 133.
Moritz Magazin für die mittelrheinischen Rechte u. Geschichte. 1 H. E. B. 43, 342.

Digitized by Google

Mofovius de calculorum animalium eorumque imprimis biliarium origine et natura. Int. Bl. 28, 217.
Mourre Oeuvres judiciaires ou Recueil contenant les Plaidoyers du Procureur général près la Cour d'Appel de Paris etc. 128, 28.
Mrongovius polnische Formenlehre, nebst Anleitung zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Polnische. 187, 499.
— — — Versuch einer Anleitung zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Polnische. 187, 499.
Müchler die Blumen u. der Schmetterling. In Musik gesetzt von *Himmel*. E. B. 37, 295.
Müller An studirende Jünglinge, welche die Universität beziehen wollen. Int. Bl. 32, 249.
Müller Beytrag zur Bestimmung der Grenzen zwischen den Franken u. Sachsen der Vorzeit. E. B. 85, 273.
Müller Formularbuch des franz. Civilprocesses. 127, 22.
— — Handbuch des franz. Criminalprocesses vor den Assisengerichten. E. B. 34, 265.
— — praktisches Handbuch des franz. Civilprocesses. 1 Th. 127, 22.
Müller notitia et recensio Codicum Mss. qui in bibliotheca episcopatus Numburgo-Cizensis asservantur. Part. V. Int. Bl. 31, 241.
Müller praktische Bemerkungen über die Cur des halbseitigen Kopfwehes oder der sogen. Migraine. 111, 391.
Müller Vorträge für die Belehrung u. Erbauung des Volks. 220, 261.
v. *Müller* zwey Briefe an Hn. v. Bonstetten. 214, 209.
Müllner allgemeine Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde. 65, 27.
Munch, s. Taschenbuch.
Muncke Grundriss der praktischen Rechnungsarten. 219, 252.
Musée français, le, avec l'explication par *Crozemagnan*, publié p. *Robillard-Peronville* et *Laurent*. Livr. I—LXII. 187, 425.
Muth de novis perantiquae Universitatis incrementis; de castris Thuringicis, quae vulgo Comitum de Gleichen dicuntur etc. Part. II. Int. Bl. 17, 130.
Μῦθοι Αἰσωπειοι, s. Fabulae.

N.

Nachtsberg Stimmbuch, oder vielmehr Anweisung, wie jeder Liebhaber sein Clavierinstrument — selbst repariren u. also auch stimmen könne. 2 Aufl. E. B. 95, 359.
Nagele Schilderung des Kindbettfiebers, welches vom Jun. 1811 bis z. April 1812 in der grosherzogl. Entbindungsanstalt zu Heidelberg geherrscht hat. 10, 79.
Nahumi vaticinium, philologice et critice expositum a *Kreuchen*. E. B. 30, 305.
Namenspiel zum Zeitvertreib u. zur Erweckung des Nachdenkens. 2 Aufl. 30, 239.
Napoleons Disciplinargesetz für die Advocaten, übersetzt von *Berck*. 45, 359.
— — — Gesetzbuch nach dem officiellen Texte übersetzt v. *Daniels*. 4 Aufl. 102, 319.
— — — peinliches u. Polizey-Strafgesetzbuch, übersetzt v. *Hartleben*. 45, 353.
Natorp Abschiedspredigt, gehalten — zu Essen am 2 Jul. 1809. 183, 471.
Natur, Bildung u. Überbildung. 1. 2 Bdchen. 49, 391.
Neander über Kaiser Julianus u. sein Zeitalter. 16, 121.
Nedel Bemerkungen über den Durchfall. E. B. 71, 167.
Nestor. Russische Annalen in ihrer slavonischen Grundsprache, erklärt u. übersetzt von *v. Schlözer*. 5 Th. 75, 97.
Neubig Anfangsgründe der reinen Geometrie u. ebenen Trigonometrie. 51, 401.
— — Bruchstücke aus der Philosophie der Dichtkunst. Int. Bl. 18, 138.
Neumann in welche Verhältnisse müssen die Geistlichen bey der neuen Organisation des preuss. Staats gesetzt werden? E. B. 32, 253.
Niemeyer Bibliothek für Prediger u. Freunde der theologischen Literatur, neubearbeitet u. fortgesetzt von *Niemeyer* u. *Wagnitz*. 4 Th. 147, 177.
Niemeyer der Greis an den Jüngling. 3 Aufl. 163, 312.
Niefert selectae quaedam proportiones geometricae methodo analytica veterum solutae. Coll. I. 237, 397.
Nissen Predigten. 124, 491.
Nitsch Beschreibung des häuslichen, gottesdienstlichen, sittlichen, politischen, kriegerischen u. wissenschaftlichen Zustandes der Griechen. 1 Th. 2 Aufl. von *Köpke*. 2 Th. von *Höpfner*. 2 Aufl. 160, 281.
— — Beschreibung des häuslichen, wissenschaftlichen, sittlichen u. s. w. Zustandes der Römer. 1 Th. 3 Aufl. von *Ernesti*. 2 Th. 160, 281.
— — Einleitung zur Kenntniss des politischen, gottesdienstlichen, kriegerischen u. s. w. Zustandes der Römer. Neue Aufl. v. *Ernesti*. 160, 281.
Nitzsch de gratiae dei justificantis necessitate morali. Prol. I. E. B. 24, 191. Int. Bl. 15, 116.
— — — — — — — — — Prol. II. E. B. 77, 209.
— — de mortis, a Jesu Christo oppetitae, necessitate morali. Prol. I. II. E. B. 77, 213.
Nitzsch osteographische Beyträge zur Naturgeschichte der Vögel. 14, 109.
Nolde de mutuae relationis principio theoriae medicae inserviente. 27, 216.
Nolte über Lebensmagnetismus, seine naturgemässen Ansichten und hohe Würde. 96, 271.
Numismata antiqua (v. *Appel*). 114, 416.
Nürnberger Theorie des Infinitesimal-Calculus. 174, 397.
Nustlein Elemente der wissenschaftlichen Zoologie. 176, 425.

O.

Ochsenheimer die Schmetterlinge von Europa. 3 B. 74, 94.
Oesterlen die Scheinwidersprüche in der Schrift. 3, 22.
Olshausen Leitfaden zum ersten Unterricht in der Geographie. 95, 261.
Opiz Versuch einer pragmatisch erzählten Geschichte Jesus von s. Geburt an bis zur öffentlichen Ausbreitung seiner Lehre. 146, 169.
Orphal die Wetterpropheten im Thierreiche. 176, 421.
Orstedt systematisk Udvikling af Begrebet om Tyverie og denne Forbrydelsea juridiske Folger. 107, 353.
Overbeck über die Fortdauer der Gültigkeit älterer Hypotheken auf Mobilien, namentlich der Hypothekwechsel, nach neuerem Rechte. 148, 191.

P.

Pahl der literarische Eilbote für Deutschland. E. B. 43, 344.
Pär III Duettini per due voci di Soprano coll' Accompagnemento di Piano-Forte. P. I. 54, 432.
Parisius über die Confirmation der Kinder u. den Confirmanden-Unterricht. 2 Bdchen. 126, 15.
Parizek christliche Tugendschule für Kinder. 117, 440.
Passow de nonnullis momentis in hydrophobiae contagiosae praedictione atque prophylaxi dubia maxime attendendis. Int. Bl. 6, 41.
Pausler Christ. J. God. Haymanno, quum celebraret diem, quo ante L annos suscepium Rectoris munus feliciter explere coeperat, sacrum. Int. Bl. 48, 377.
v. *Paula Schrank* die Feste des Herrn. 220, 258.
Paulus, *Caroline*, Adolph u. Virginie oder Liebe u. Kunst. E. B. 80, 239.
Peintures de Vases antiques vulgairement appellés étrusques, gravées par *Clener*, accompagnées d'explications p. *Millin*, publiées p. *Maisonneuve*. T. I. II. 99, 269.
Pellegrin, s. *Bernhardi*.
v. *Perrin-Parnajon* Berlin u. Potsdam, oder die Könige von Preussen, deren Minister u. übrige Umgebungen im 18 u. 19 Jahrh. 12, 95.
Persil das Hypothekenwesen, oder Commentar über den 18 Tit. des 3 Buchs des C. N. Übersetzt v. *Collenbach*. 150, 207.
— — Questions sur les privilèges et hypothèques, saisies immobilières et ordres. T. I. II. 150, 207.
— — Régime hypothécaire, ou Commentaire sur le XIII Titre du Livre III du C. N., rélatif aux privilèges et hypothèques. 150, 207.

Digitized by Google

Peſtalozzi Grundlinien der Geſchichte der kirchlichen Literatur der erſten 6 Jahrhunderte. 54, 431.
Petiscus Cröſus, König von Lydien. 38, 303.
— — Predigten. 62, 494.
Petrarca, ſ. *Laube*.
Petri Ruſslands blühendſte Fabrik- u. Manufactur-Städte in alphabetiſcher Ordnung. 101, 312.
Peyrard Statique géométrique, démontré à la manière d'Archimède. 80, 143.
Pfaff Beyträge zur Kunde der öffentlichen Conſtitution Deutſchlands im Mittelalter. 54, 425.
Pfeiffer Rechtsfälle entſchieden nach dem Geſetzbuche Napoleons von Frankreich u. Weſtphalens oberſten Gerichtshofen. 1 B. 3 Abth. 5, 94.
— — Rechtsfälle zur Erläuterung der Gerichtsverfaſſung u. Proceſsordnung Weſtphalens. 1 B. 1—3 St. 129, 38.
Pierer Taſchen- u. Adreſs-Buch für praktiſche Ärzte und Wundärzte auf d. J. 1813. 96, 269.
Piketſpiel, das. Neue Aufl. 7, 56.
Pindari Carmina. Graece. (citr. *Schaefer.*) E. B. 64, 121.
Platner Quaeſtionea medicinae forenſes. XL. Int. Bl. 8, 57.
Platonis Dialogi tres. Phaedo, Sophiſtes, Protagoras, ed. *Heindorf*. 18, 137.
— — Dialogi ſelecti. Cura *Heindorfii*. Vol. IV. (auch Vol. IV. P. I, continens Phaedonem). 18, 137.
— — Phaedon. Explan. *Wyttenbach*. 18, 137.
Platons Werke, v. *Schleiermacher*. I Th. 1. 2 B. II Th. 1—3 B. 18, 137.
Plauti Comoediae quatuor. Aulularia, Captivi, Curculio et Trinummus. 112, 400.
Plock über die Ausgleichung der Einquartirungslaſt. 189, 16.
Πλουτάρχου βίοι παράλληλοι. Φιλοτίμου δαπάνη τῶν ἀδελφῶν Ζωσιμαδῶν. Μέρος β, γ, δ. E. B. 35, 273.
Poppe der phyſikaliſche Jugendfreund. 2 Th. 177, 423.
— — der Wecker für Jedermann. 2 Aufl. 225, 303.
— — Geiſt der engliſchen Manufacturen. 155, 248.
Poſewitz ſynoptiſche Tafeln über die Oſteologie des menſchl. Körpers. 132, 63.
Proſſe Comm. de aere alieno annuis reditibus diſſolvendo. Int. Bl. 30, 233.
Praxede, oder der franzöſiſche Werther. Überſetzt von *Aſcher*. 184, 474.
Procès instruit par la Cour de Justice criminelle et spéciale du Dép. de la Seine séante à Paris contre Georges, Pichegru et autres prévenus de Conspiration contre la personne du premier Consul. T. I—VI. E. B. 83, 263.
Provinzen, die illyriſchen, u. ihre Einwohner. 198, 81.
Pſalmen. 1, 2 Th. E. B. 65, 116.
— —, bibliſche. E. B. 65, 116.
— —, die, aus d. Grundtext metriſch überſ. von *Schärer*. E. B. 67, 131.
— —, die, aus d. Hebr. überſ. von *Stuhlmann*. E. B. 66, 125.
Pſalmi Graeci, c. argumentis et tractatione ad editionem Vindobonenſem a. 1757 expreſſi. E. B. 65, 113.
Pureberl über den mündlichen Vortrag des Redners, mit erläuternden Beyſpielen. E. B. 65, 119.
Pyrrho u. Philalethes. Oder: Leitet die Skepſis zur Wahrheit u. zur ruhigen Entſcheidung? Herausgeg. v. *Reinhard*. 2 Aufl. 11, 83.

R.

Ramdohrs Magazin-Bienen-Behandlung. 4 Aufl. v. *Köllner*. 60, 479.
Rasmann Paul Gerhard. 245, 463.
Rathmann Geſchichte der Stadt Magdeburg von ihrer erſten Entſtehung an bis auf gegenwärtige Zeiten. 4 B. 1 H. 75, 103.
Ratze kantiſche Blumenleſe. 1 Bdchen. 2 Aufl. 186, 496.
Rau Predigten über verſchiedene Texte der heil. Schrift. A. d. Franz. von *Eſtler*, geb. *Rau*. 220, 257.
Reeber Prüfung der Lehrgegenſtände u. der Lehrart für Volksſchulen. 91, 228.
Regulativ zu Einrichtung des Brauweſens der Stadt Zeitz. E. B. 91, 328.
Rehkopf, ſ. Für Prediger.
Reich, das ruſſiſche. 173, 391.
Reinhard Predigt am dritten Bußtage des J. 1811 d. 15 Nov. E. B. 96, 367.
— — Predigt am 3 Sonnt. des Advents d. 11 Dec. 1808 in der Univerſitätskirche zu Leipzig gehalten. E. B. 25, 197.
— — Predigt am Feſte der Kirchenverbeſſerung d. 31 Oct. 1809. E. B. 25, 199.
— — Predigt am Feſte der Kirchenverbeſſerung d. 31 Oct. 1811. E. B. 96, 367.
— — Predigt am grünen Donnerſtage des J. 1806. E. B. 25, 199.
Reinhards Anſichten u. Benutzungen der Sonn- u. Feſttags-Evangelien, herausgeg. v. *Zimmermann*. 1, 2 Th. 156, 249.
— — Todtenfeyer im Schullehrer-Seminar zu Weiſſenfels (von *Schmidt*). Int. Bl. 2, 12.
Reinhold Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in den philoſophiſchen Wiſſenſchaften. 10, 73.
Rentzel Anleitung zum Religionsunterrichte. 2 Curſus. 206, 151.
— — Hülfsbuch für unſtudirte u. ungeübte Religionslehrer. 206, 151.
— — Inbegriff der Religionslehren, in ſoweit jeder erwachſene proteſtantiſche Chriſt ſie kennen müſste u. ſ. w. 206, 151.
Reſultate, die, der Sittengeſchichte. II. Die Fürnehmen oder Ariſtokratie (von *v. Gagern*.) 144, 153.
Reulbach de dolo tertii ejusque effectu praeſertim inter contrahentes. Int. Bl. 14, 105.
Reuſs der fränkiſche Bienenwirth. 165, 323.
Reuſs die Mineralquellen zu Liebwerda in Böhmen. 172, 380.
Reuſs Beyträge zu einer Methodologie des lateiniſchen Elementar-Unterrichts. 59, 469.
— — lateiniſch-deutſche Elementar-Übungen für das frühere Knabenalter. 1, 2 Curſus. 59, 469.
Reyher Entwurf einer Naturlehre für Landſchullehrer. E. B. 4, 31.
— — Entwurf gemeinnütziger Kenntniſſe für Landſchullehrer. 1 B. E. B. 4, 31.
Richter Handbuch zum leichten Gebrauch der neueſten königl. preuſſ. Stempelgeſetze. 24, 192.
Richter hiſtoriſch-kritiſcher Verſuch über die Arſaciden- und Saſſaniden-Dynaſtie. E. B. 83, 261.
Richter mediciniſche u. chirurgiſche Bemerkungen. 2 B. 193, 45.
Richtſteig de noſtrae aetatis indole et conditione rerum ruſticarum et de optimo agricolationem rationalem propagandi modo. Acc. Excurſus de Aratro Heſiodeo et Virgiliano. 115, 422.
Ried genealogiſch-diplomatiſche Geſchichte der Grafen von Hohenburg, Markgrafen auf dem Nordgau. 161, 289.
v. Rieſch, ſ. Bemerkungen.
Rimay kalligraphiſche Vorſchriften deutſcher, lateiniſcher u. franzöſiſcher Schrift. 92, 239.
Ring leichte dreyſtimmige Orgelvorſpiele durch alle 24 Tonarten. 142, 143.
Ritter die Phyſik als Kunſt. E. Verſuch, die Tendenz der Phyſik aus ihrer Geſchichte zu deuten. E. B. 59, 84.
Ritter Sammlung faſt aller von Reinhard in Predigten abgehandelten Hauptſätze. 1, 2 Abth. 156, 249.
Röder geographiſches ſtatiſtiſch-topographiſches Lexikon von Italien nach deſſen neueſtem Zuſtande u. Verfaſſung. 177, 417.
Roderichs Leben u. Meinungen oder die Synoden zu Kleinſtadt u. Hohenfeld. E. B. 61, 103.
Röhling Deutſchlands Flora, ein botaniſches Taſchenbuch. 2 Ausg. 200, 97.
— — Deutſchlands Flora oder ſyſtematiſches Verzeichniſs aller in Deutſchland entdeckten Gewächsarten. 2 Ausg. 1—3 Th. 200, 97.
Röntgen die erſte Chriſtengemeinde, oder: ſind wir eine wahre Gemeinde Jeſu? 147, 181.
Roſe oder der Findling. 191, 455.
Roſen u. Dornen für d. J. 1811. E. B. 59, 88.
Roſenmüller ein Wort der Ermunterung an chriſtliche Religionslehrer. E. B. 25, 197.
— — — Predigt am 1 Jan. 1809 bey der Einweihung der wiederhergeſtellten Thomaskirche in Leipzig. E. B. 25, 197.
— — — Predigt am zweyt. Bußtage des J. 1806. E. B. 44, 351.

Digitized by Google

Rosenmüller Predigten über auserlesene Stellen der heil. Schrift für alle Sonn- u. Festtage des Jahres. 1. 2 Bd. 70, 57.
Rosenthal Darstellung des öffentlichen Verfahrens vor den Assisen- u. Special-Gerichtshöfen. E. B. 34, 265.
— — wesentliche Grundsätze des Strafgesetzbuches Frankreichs, übersichtlich u. systematisch dargestellt. E. B. 34, 265.
Rost biblische Geschichten des A. u. N. T. 208, 165.
Rost Plautinorum cupediorum Ferculum tertium. Int. Bl. 27, 209.
— Super lege barbarica ad Plauti Capt. Act. III. Sc. 1. v. 32—35. Int. Bl. 27, 209.
Roth vergleichende Betrachtungen über Thucydides u. Tacitus. Int. Bl. 5, 35.
Rüdiger wirthschaftliche Vermächtnisse für das neue Jahrhundert. 1 St. E. B. 29, 231.
Ruhs, s. Edda.
— — Entwurf einer Propädeutik des historischen Studiums. 105, 339.
Rugel Kosmokratie u. Theokratie in ihrer wechselseitigen Verbindung. 130, 48.
Rumohr über die antike Gruppe Castor u. Pollux, oder von dem Begriffe der Idealität in Kunstwerken. 115, 423.

S.

Saalfeld allgemeine Colonialgeschichte des neueren Europas. 1 Abth. 2 B. 196, 65.
— — Geschichte des holländischen Colonialwesens in Ostindien. 1 Th. 196, 65.
Sachs Historia naturalis duorum Leucaethiopum auctoris ipsius et fororis ejus. 92, 233.
Sachse Versuch einer kurzgefaßten historisch-topographischen Beschreibung der Stadt Rom, von ihrer Erbauung an bis Constantin d. Gr. 115, 417.
Sachsens sieben Kriege gegen Österreich. 100, 298.
Sack ein Wort der Ermunterung an meine Mitbürger. E. B. 67, 135.
Salat Erläuterung einiger Hauptpuncte der Philosophie. Mit Zugaben über den neuesten Widerstreit zwischen Jacobi, Schelling u. Fr. Schlegel. 194, 49.
Salzmann Unterhaltungen für Kinder u. Kinderfreunde. Neue Aufl. 1—4 B. 161, 296.
Sammler, der. 4 Jahrg. 1812. Jul.—Dec. E. B. 55, 55.
Sammlung religiöser Lieder. Zunächst für Bürgerschulen. 62, 495.
Sandhof von der Überzeugung, dass auch wir unter dem Einflusse des göttlichen Geistes stehen. Int. Bl. 115, 113.
Sandwerk, das, eine Stadtneuigkeit vom Kaffeehause. 43, 369.
Schaaff Methodik der deutschen Stilübungen für Lehrer an Gymnasien. 12, 89.
— — Methodik des historischen Unterrichts für Lehrer an Gymnasien. 214, 209.
Schaffer französische Sprachlehre. 2 Cursus. 2 Aufl. 88, 207.
Schaffroths Blicke auf die scheilingisch-jacobische Streitsache. E. B. 49, 1.
Scheibel einige Bemerkungen über das Studium der Universalgeschichte, Statistik u. Kirchengeschichte. 214, 209.
Scheibler de fuga templi seu contemto et neglecto sacrorum cultu. 84, 172.
— — Gedächtnisreden am Begräbnisstage der verwitweten Frau Th. E. Scheibler, geb. Böcking. 215, 223.
— — Predigt am 9 Jun. 1811, dem TaufFeste des Königs von Rom. 42, 335.
— — Predigt am 2 Sonnt. des Advents 1810, nach gänzlicher Vollendung der Kirche u. bey der Einweihung einer neuen Orgel. 42, 335.
— — Reden zum Gedächtniss des sel. Hn. D. Ch. H. Simon. 215, 223.
— — über das nöthige Zusammenwirken der Lehrer des Evangelii u. ihrer Gemeinen. 42, 335.
v. *Scheler* der Herbst- u. Weinbau im Scherz u. Ernst, zur Hülfe in fruchtbaren u. unfruchtbaren Jahren. 222, 279.
Schelle Anleitung zu Gemeinheitstheilungen für angehende praktische Geometer, auch Ökonomen. E. B. 88, 302.
Schelling Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen des Hn. Jacobi u. s. w. E. B. 49, 1.
Schelling über das Verhältniss der bildenden Künste zur Natur. E. B. 57, 69.
Schelvers Kritik der Lehre von den Geschlechtern der Pflanze. 41, 321.
Schematism der Diöcesangeistlichkeit des Bisthums Bamberg, auf d. J. 1813. E. B. 59, 87.
Scherer die Leiden der Thiere. 2 Aufl. E. B. 6, 47.
Scheu de religione Romanorum civili. Int. Bl. 15, 115.
Schiede Darstellung einer Confirmationshandlung nach den Bedürfnissen unserer Zeit. 135, 488.
Schiller einige Predigten während der Ärndtezeit im Jahr 1812 gehalten. 124, 495.
Schindler neues leipziger Schreibebuch für Schulen u. zum Privatgebrauch. E. B. 23, 183.
— — Vorlegeblätter für Bürger- u. Land-Schulen. E. B. 23, 183.
v. *Schirach* Kritik des 1 Theils des von dem Freyhn. v. *Eggers* abgefassten Entwurfs eines peinlichen Gesetzbuchs für die Herzogthümer Schleswig u. Holstein. 23, 188.
Schlegel deutsches Museum 1812. 1—12 H. E. B. 41, 321.
— — neuester theatralischer Nussknacker. E. B. 43, 343.
— — über dramatische Kunst u. Literatur. 1. 2 Th. 1. 2 Abth. E. B. 13, 97.
Schlez Bucholens Bekehrung zum Christenthum, mit Nachrichten von der Gründung u. den merkwürdigsten Schicksalen der Stadtkirche zu Schlis. 214, 215.
— — Geist u. Sinn des Christenthums in ausgewählten Gesängen. 156, 254.
v. *Schlieben* Versuch einer Encyklopädie der für die Infanterie-Officiere vorzüglich nöthigen militärischen Wissenschaften. 1. 2 B. 79, 129.
Schlosser biblische Geschichte für Kinder von reiferem Alter. 2 Th. E. B. 51, 23.
— — Kinder-Declamationen bey Schulprüfungen u. Familienfesten. 195, 62.
— — orthographische Übungen. 181, 456.
Schmerz der Liebe. E. Roman. E. B. 13, 119.
Schmid, s. *Grosch*.
Schmid, s. Vocabelbuch.
Schmid die Anwendung der Zahl auf Raum, Zeit, Werth u. Ziffer. 219, 249.
— — die Elemente der Algebra. 219, 249.
— — die Elemente der Zahl als Fundamente der Algebra. 219, 249.
— — Gedanken über Mathematik u. über Anwendung der mathematischen Erkenntnisse auf den bürgerlichen Erwerb. 237, 399.
Schmids biblische Geschichte für Kinder. Ein Auszug aus dem grösseren Werke. 1. 2 Th. 99, 295.
Schmidt de diagnosi graviditatis et morborum quorundam eam simulantium. Int. Bl. 8, 57.
Schmidt Handbuch der Naturlehre zum Gebrauche für Vorlesungen. 1 Abth. 2 Aufl. 186, 495.
Schmidt über öffentlichen Gottesdienst u. heiliges Abendmahl. 63, 7.
— — Übersetzung u. Erklärung der Sonn- u. Festtags-Evangelien. 1 H. 208, 166.
Schneider griechisches Lesebuch für Anfänger. 240, 421.
Schuman de Fr. LXIV. D. XII. VI. et Fr. I. §. III. D. I. I. Int. Bl. 47, 369.
Schon Grundriss der gesammten theoretischen Astronomie. 136, 89.
Schoenbauer Descriptio salium, inflammabilium, carbonum, terrarum ac lapidum compositorum in Hungaria et Transilvania reperibilium. 33, 259.
— — — minerae metallorum Hungariae et Transilvaniae. P. II. 33, 259.
Schöne Predigten über die im K. Sachsen für das J. 1812 vorgeschriebenen besonderen 5 evang. Texte zum Vorlesen in Kirchen auf dem Lande. 146, 175.
Schopenhauer über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Int. Bl. 48, 377.
Schopenhauer, *Johanna*, Erinnerungen von einer Reise in den J. 1803—1805. 1 B. 199, 89.

Digitized by Google

orch de portione legitima recte computanda. Int. Bl. 47, 369.
ott, s. Für Prediger.
— Commentationis exegeticae notionem cognationis Dei hominumque in libro Geneseos expressam indagantis Sectio posterior. Int. Bl. 67, 309.
— geistlich-religiöse Reden an verschiedenen Sonn- und Fest-Tagen gehalten. 185, 385.
reckenberger de ecclesiae recipiendi templa et domicilia mistrorum. Int. Bl. 0, 58.
reger de chemiae utilitate ad theoriam et praxin medicam. Int. Bl. 15, 115.
— Supplementa zoochemiae nosologicae. Prof. I. Int. Bl. 15, 116.
reib- und Geschäfts-Kalender, Darmstädter, für d. J. 1813. E. B. 76, 208.
reiter historico-critica explicationum parabolae de improbo oeconomo descriptio. E. B. 89, 305.
hriften, die, des A. T. neu übersetzt von *Augusti* und *de Wette*. 1—5 B. 43, 357.
— die heiligen, des N. T., übersetzt von K. u. L. v. *Ess*. Erste rechtmäßige und verbesserte Ausgabe. 126, 11.
— über die Tagesgeschichte in Deutschland. 245, 457.
hröckhs christliche Kirchengeschichte seit der Reformation, fortgesetzt von *Tzschirner*. 10 Th. E. B. 44, 345.
hrödter Ansprache der Religion zur Beruhigung und Erheiterung, zur Erhaltung des Muthes und Belebung eines christl. Sinnes. 70, 62.
hroll Beyträge zur Kunst und Wirthschaft der Aufbereitung der Erze. 75, 81.
huck Lehre von der göttlichen Vorsehung, der Bestimmung des Menschen u. s. w. 121, 491.
hul-Fibel, neu eingerichtete und erprobte, zur grossen Erleichterung des Lesenlernens durch ein natürliches Buchstabiren. 1, 2 Abth. E. B. 77, 215.
hulfreund, der deutsche, herausgeg. v. *Zerrenner*. 46 — 48 Bdchen. 12, 93.
— — — — 49 Bdchen. 256, 390.
— — der neue deutsche, von demselben. 22—24 Bdchen. 12, 93.
— — — — 25 Bdchen. 236, 390.
— — — der neueste deutsche, v. demselben. 1 Bdchen. 236, 389.
chulze, s. Synonymorum.
chulze, Denkwürdigkeiten des Ituhauer Lyceums. 6 St. Int. Bl. 28, 218.
chulze, Trauerrede am Sarge des Hn. Prof. Kaltwasser. Int. Bl. 40, 317.
chultze Kritik aller messianischen Psalmen. E. B. 66, 121.
chumann Versuch einer vollständigen, systematisch geordneten kaufmännischen Waarenkunde. 1 Abth. 1 Th. 1 B. 2 Ausg. 2, 5 B. 90, 222.
chuster das mailändische Problem. 80, 140.
chütz de evangeliis, quae ante evangelia canonica in usu ecclesiae christianae fuisse dicuntur. P. I. II. Int. Bl. 10, 74.
Schütz allgemeines und vollständiges Wörterbuch der gesammten Stadt- Land- u. Haus-Wirthschaft. 7 B. E. B. 29, 230.
chwabe, der Pilger unter den Gräbern. Eine Elegie dem Andenken des Gen. Reg. R. v. Voigt geweiht. Int. Bl. 41, 325.
chweins Handbuch der Geodäte. 166, 333.
. Seckendorf, genannt *Patrik Peale*, die Grundform der Toga, fragmentarisch untersucht. 182, 463.
eegemund der Greis. E. B. 12, 95.
eidel Ideen zu Beichtreden. 125, 8.
Seidenstücker observationum et anecdotorum, quae ad jus Germanicum medium pertinent, Part. II. Int. Bl. 47, 372.
Seidler de versibus dochmiacis Tragicorum Graecorum. P. I. II. 30, 305.
Seiler, s. Lehr- und Lese-Buch.
Seiler über die Beschaffenheit, Zweck und Wirkungen der bewundernswürdigen Thaten Jesu und seiner Apostel, herausgegeben von *Rosenmüller*. 64, 9.
Seiler observationum anatomicarum Fasc. III. Int. Bl. 15, 115.
Senecae Philosophi opera omnia quae supersunt, rec. *Ruhkopf*. Vol. I—V. 113, 401.
Senger kleine Gedichte. 241, 431.
Sendtner religiöse Betrachtungen am Grabe der Fräul. Fanny v. Moshamm. 207, 169.
Sestini Descrizione delle Medaglie Greche e Romane del fu Benkowitz. 20, 159.
Sickler Beschreibung eines sehr merkwürdigen griechischen Grabmals bey Cuma mit drey Basreliefs über die bacchische Mysterienfeyer. E. B. 20, 153.
— — de monumentis aliquot Graecis e sepulchro Cumaeo, recenter effosso, erutis, sacra Dionysiaca — illustrantibus. E. B. 20, 153. vgl. Int. Bl. 16, 125.
— — Ideen zu einem vulkanischen Erdglobus. 28, 223.
Siebelis Johannes v. Müller, ein Muster für studirende Jünglinge. Int. Bl. 37, 289.
Siewking die Geschichte der platonischen Akademie zu Florenz. 80, 215.
Siewers zwey Predigten, am 31 Dec. 1809 und am 1 Jan. 1810 gehalten. 168, 351.
Snell Handbuch der reinen Mathematik. 1, 2 B. 157, 257.
— — mathematische Uebungsaufgaben. 1 Bdchen. 157, 257.
— — 66 Uebungsaufgaben aus der Lehre vom Grössten und Kleinsten, nebst ihrer Auflösung. 157, 257.
— — Zusätze und Nachträge zu der Sammlung von 66 Uebungsaufgaben. 157, 257.
r. *Soden* die National-Oekonomie. 5 B. 49, 385.
— — die Staats-Finanz-Wirthschaft. 49, 385.
Sophoclis Tragoediae, curr. *Schaefer*. T. I. II. E. B. 64, 121.
Sophokles Philoktetes, übersetzt v. *Mattens*. 119, 393.
Spangenberg Repertorium der jetzt gültigen Kraft habenden französischen Gesetze. 46, 365.
Spiker christliche Religionsvorträge. 91, 225.
— — Verstandesbuch für Volksschulen. 2 Ausg. 69, 55.
Spiefshach de singularibus quibusdam cerebri cordisque vulneribus. Int. Bl. 28, 225.
Spindler über das Princip des Menschen-Magnetismus. 47, 369.
Spittler Grundriss der Geschichte der christlichen Kirche. 6 Aufl. von *Planck*. 95, 257.
Sprengel von dem Bau und der Natur der Gewächse. 158, 265.
Stark de notione, quam Jesus in iis locis, ubi ad ἅγια sua provocat, huic vocabulo tribuerit. Int. Bl. 47, 372.
Statues antiques du Musée Napoleon. Tab. I—LXII. 178, 425.
Steffens geognostisch-geologische Aufsätze, als Vorbereitung zu einer inneren Naturgeschichte der Erde 1, 97.
v. *Steigentesch* Marie. 1, 2 Th. 174, 400.
Steiger über die Aufhebung des Gerichtsgeheimnisses in den Staaten des Rheinbundes. E. B. 78, 223.
Stein Geographie für Real- und Bürger-Schulen, nach Naturgrenzen. 95, 261.
— — Handbuch der Naturgeschichte für die gebildeten Stände, Gymnasien und Schulen. 1, 2 B. 176, 409.
— — Lehrbuch der Erd- und Völker-Kunde. 95, 261.
Steinheil Lehrgebäude der deutschen Sprache. 60, 473.
Stephani System der öffentlichen Erziehung. 2 Ausg. 163, 311.
Stieler orthographisches Methodenbuch. 1, 2 Th. 62, 492.
Stofeh Fragen an Katechumenen. 43, 343.
Strafcodex für das französische Reich, übersetzt v. *Hundrich*. 45, 353.
Streiter das wahrscheinlich der deutschen Nation angehörige Urmass. 180, 441.
Strobel baierischer neuer Volkskalender für den Bürger und Bauersmann auf d. J. 1803. 1804. 1805. 1806. E. B. 29, 229.
v. *Strombeck* Formulare u. Anmerkungen zu der Processordnung des K. Westphalen. 1 Th. 2 Aufl. 2 Th. 128, 23.
Stromeyer alphabetisches Sachregister über die im Gesetzbülletin des K. Westphalen enthaltenen Gesetze und kön. Decrete — v. 1807—1811. 46, 368.
Stühner das Amt der Notarien im K. Westphalen. 127, 21.
Stücke, ausgewählte, aus dem Singspiel die Verwiesenen auf Kamtschatka. Für das Fortepiano. E. B. 96, 358.
Sturm Ankündigung eines Instituts zur Bildung junger Landwirthe und Cameralisten. Int. Bl. 47, 374.
Sturz de nom. ullis Dionis Cassii locis. Int. Bl. 10, 74.
Sutz kleinere deutsche Sprachlehre. 121, 469.
Suarezii notitia Basilicorum. Rec. *Pohlius*. E. B. 91, 321.

Digitized by Google

Suhl über dänische Vergleichscommissionen, französische Friedensgerichte u. s. w. 127, 23.
Sur la non-existence de la maladie vénérienne. E. B. 84, 265.
Süßkind Prüfung der schellingischen Lehren von Gott, Weltschöpfung, Freyheit, moralischem Guten und Bösen. E. B. 94, 1.
Synonymorum in Evangeliis maxime tribus prioribus Sylloge prior (ed. *Schulze*). 208, 167.
Syftem einer Steuerrectification, nach rechtlichen Grundsätzen entwickelt und mit besonderer Hinsicht auf das Herzogthum Neuburg bearbeitet. 109, 374.
— — Nachtrag dazu. 109, 374.

T.

Tafeln, astronomische, den mittleren graden Aufsteigungen der Sonne in Zeit u. s. w., aus *v. Zachs* Sonnentafeln gezogen. E. B. 40, 319.
Tändeley und Ernst. Ein Taschenbuch für gesellige Unterhaltungen. 1813. 81, 145.
Taschenbuch der Sagen und Legenden, herausgeg. von *Amalie v. Helwig*, geb. v. *Imhof*, und *de la Motte Fouqué*. 81, 145.
— — — für das J. 1813, der Liebe und Freundschaft gewidmet. 81, 145.
— — — für gute Aeltern, welche in und mit ihren Kindern sich wahrhaft glücklich sehen mochten. M. e. Vorr. v. *Münch*. 126, 16.
— — — für Neuvermählte. E. B. 18, 145.
— — — für Prediger und Candidaten des Predigtamts. E. B. 39, 311.
— — — , guten Hausvätern und Hausmüttern gewidmet. E. B. 14, 111.
— — — , neues göttingisches, zum Nutzen und Vergnügen für d. J. 1813. 81, 145.
— — — , rheinisches, für d. J. 1813. 81, 145.
— — — , tägliches, für alle Stände auf d. J. 1813. 230, 544.
— — — , tägliches, für Landwirthe und Wirthschaftsverwalter a. d. J. 1813. 33, 263.
Tesmer Observationes osteologicae. Int. Bl. 28, 217.
Testament, s. Schriften.
Testamentum, novum, graece, perpetua annotatione illustratum. Edit. Koppianae Vol. III. Part. I. II. compl. Acta Apostolorum. Contin. *Heinrichs*. 126, 1.
Textor drey Predigten nach der Schlacht bey Jena, Friedland und dem in Tilsit geschlossenen Frieden. 186, 487.
— — praktische Beyträge zur Casualhomiletik. 1 H. 186, 487.
Thalie et Melpomène française, ou Recueil périodique de pieces de Théatre nouvelles etc. T. VII. Cah. 2. T. VIII. Cah. 1. E. B. 11, 87.
Thanner Lehr- und Hand-Buch der praktischen Philosophie. 1 Th. 28, 217.
— — Versuch einer wissenschaftl. Darstellung der allgemeinen praktischen Philosophie und des Naturrechts 28, 217.
Thaten und Charakterzüge berühmter österreichischer Feldherrn. 1. 2 B. 105, 342.
Theocritus, Bion et Moschus; cur. *Schäfer*. E. B. 64, 121.
Thiersch griechische Grammatik des gemeinen und homerischen Dialekts 142, 137.
— — griechische Grammatik des gemeinen Dialekts zum Gebrauch für Anfänger. 142, 137.
Thilow de translatione febris intermittentis in morbum nigrum. Int. Bl. 22, 171.
— — de coitarum coalitione, pleuritidis causa. Int. Bl. 22, 172.
Thole vollständige Darstellung der ersten öffentl. badberger Schulprüfung. E. B. 8, 65.
Thucydides Geschichte des peloponnesischen Kriegs, a. d. Griechischen übersetzt von *Heilmann*. 2 Aufl. von *Bredow*. E. B. 79, 225.
Tiede Unterhaltungen mit Gott in den Abendstunden auf jeden Tag des Jahres. 1 Th. 9 Aufl. von *Wilmsen*. 79, 135.
Times, the. 1813. 225, 297.
Timotheus. Dem gebildeteren Landmann vorzüglich gewidmet. 156, 253.
Tittmann über Geständniss und Widerruf in Strafsachen und das dabey zu beobachtende Verfahren. 170, 355.
Titulus Digestorum de rebus dubiis, ed. *Bucher*. 109, 375.
Trautvetter der Bardenhain. 186, 492.
Trefurt ausführlicher tabellarischer Commentar über den hannöverischen Landeskatechismus. 1 B. 2 Abth. 85, 167.
— — Sammlung von religiosen Amtsreden vermischten Inhalts. 185, 436.
Troxler Blicke in das Wesen des Menschen. 11, 82.
Tucher praktische Beobachtungen über die englischen Grasarten. A. d. Englischen. E. B. 79, 251.
Türk Vorlegeblätter zum Schönschreiben. E. B. 23, 183.
Tzschirner, s. Analekten.
— — — Predigten. 1 Sammlung. 70, 57.

U.

Ueber das öffentliche Schuldenwesen. 30, 233.
— — die Krankencommunionen, mit besonderer Hinsicht auf ihre Misshandlung und Schädlichkeit. E. B. 89, 309.
— — die Rechtmäßigkeit der Ehescheidung. E. B. 69, 140.
— — meinen Umgang mit Männern in der Blüthe meines Lebens, von *Emilie D.* 259, 415.
— — moralischen Ehebruch, Weiber-Unbestand, Weiber-Launen, Weiber-Eifersucht (v. *van Goens*). 22, 178.
— — Staatseinkünfte, vorzüglich nach dem Oekonomiesyfteme. 33, 87.
Uhlhorn Entdeckungen in der höheren Geometrie, nebst Prüfung der von Wlochatius aufgestellten elementar-geometrischen Auflösung des delischen Problems. 257, 393.
Unterhaltungen für die Jugend. Neue Aufl. 79, 135.
Untersuchungen über die arithmetische und geometrische Unbestimmbarkeit der Zahlen und ihrer Potenzen. A. d. Franz. von *Hoffmann*. 51, 407.
Urania die Jüngere, von *Menken* und *Hohlfeld*. 141, 135.

V.

v. *Valentini* Versuch einer Geschichte des Feldzugs von 1809 an der Donau. 238, 401.
Valerii Flacci Argonauticon libri VIII. Codd. Vatic., Monac., Bonon. contulit — *de Lamalle*. T. I — III. 205, 137.
— — — Argonautique ou la conquête de la toison d'or, poëme traduit en vers français par *de Lamalle*. T. I — III. 205, 137.
Varrentrapp Commentariolus in Th. G. A. Roose de superfoetatione nonnulla libellum. 72, 70.
Veith Abriss der Kräuterkunde für Thierärzte und Oekonomen. 150, 275.
Venturini Geschichte der spanisch-portugiesischen Thron-Umkehr und des daraus entstandenen Krieges. 1 Th. 235, 377.
Verlobnerin, die. E. Roman. E. B. 53, 39.
Versuch einer Reduction der Acker- und Getreide-Maße auf Tausend-Theile. E. B. 43, 329.
Versuch über die Geschichte der Baukunst. 1 B. E. B. 54, 46.
Versuche, die, und Hindernisse Karls. 1 B. 93, 241.
Verzeichniss, vollständiges, der nach franz.-westphälischen Rechten vorgeschriebenen Fristen und Zeitbestimmungen. E. B. 19, 79.
Violinschule v. *Rode*, *Kreutzer* und *Baillot*. Geordnet von *Baillot*. E. B. 46, 365.
Visirmeister, der vollkommene, oder faßliche Anweisung alle vollen und nicht vollen Fässer auszumessen. 174, 393.
Vocabelbuch zu Bröders kleiner lateinischer Grammatik, nach der Folge der Paragraphen geordnet (von *Schmid*). E. B. 36, 287.
Vogel Reflexionen über die Form und örtlichen Verhältnisse der Helligkeit und Dunkelheit der umgebenden Materie der Cometen 174, 395.
Vogt Abriss einer Geschichte der Deutschen für Mütter und Lehrerinnen. 119. 449.
— — Predigten über die Geschichte und Schriften der Apostel. 1. 2 B. 220, 260.
Voit historia muscorum frondosorum in magno ducatu Herbipolitano crescentium. 116 425.
Voltorth Handlexikon für Küchengarten-Freunde. E. B. 88, 303.

Digitized by Google

Völter, theoretisch-praktisches Handbuch für deutsche Schullehrer und Erzieher. 4 B. 2 St. 5 B. 1 St. 1, 7.
— — — — — 5 B. 2 St. 31, 247.
— — — — — 6 B. 1 St. E. B. 69, 151.
— —. Magazin für deutsche Elementar-Schullehrer, Aeltern und Erzieher. 1 B. 1 St. E. B. 69, 151.
Voss Curarum Aeschylearum specimen I. 165, 325.
— — notae in Theocritum. Int. Bl. 55, 275.
Voss Parallelen. 1. 2 Th. 243, 441.
Voss der Kirgisenraub oder die jungen Greise. 174, 399.

W.

Wachsmuth Regulae nonnullae juris Saxonici de detractu, praecipue secundum legem novissime latam. Int. Bl. 15, 113.
— — — Versuch einer systematischen Darstellung der Patrimonial-Gerichtsverfassung der Rittergüter. E. B. 78, 218.
Wächter Predigt bey Gelegenheit der feyerlichen Einweihung der neu erbauten evang. Kirche zu Pesth. E. B. 19, 152.
Wadzeck, s. Wochenblatt.
Wagner de partium orationis indole atque natura Comm. II. Int. Bl. 17, 129.
Wahlstab de causis morborum mentalium a medicis observatis et memoratis. Int. Bl. 6, 41.
Wakefeldi, *Priscilla*. Familienreise durch das brittische Reich (a. d. Engl. übersetzt). 199, 93.
Wallich Anleitung für Mütter zur Erhaltung und Behandlung der Kinder in den zwey ersten Lebensjahren. 47, 374.
Walther Cyane, episch-romantisches Gedicht. 187, 501.
Wanderer, der, nach Salem. Ein Buch für Leidende. E. B. 6, 48.
Wanderungen, meine, aus Schwaben durch die Maingegenden und Thüringen nach Sachsen. 116, 431.
Wangemann, genannt *v. Wangenstein*, der Advocatenstand, mit besonderer Rücksicht auf das K. Westphalen. 67, 33.
Was kann der Landpfarrer dem Staate und der Religion in Hinsicht auf bürgerlichen, sittlichen und religiösen Unterricht der Jugend leisten, und wie könnte er es dabey anfangen? 21, 167.
Weber de dote a creditoribus impugnanda praesertim constitutione ejus vel agnitione in fraudem illorum facta. Int. Bl. 6, 41.
Weber doctrina Jesu atque Apostolorum de decretis Dei solutis ac liberis bene faciendi hominibus maleve. Comm. I. Int. Bl. 15, 114.
— — Confutatio universalismi et particularismi Judaici Paulina Rom. IX—XI. Int. Bl. 15, 114.
— — pro Frejo Anglo Prol. VII. Int. Bl. 35, 113.
Weckherlin Beyträge zur Geschichte altdeutscher Sprache und Dichtkunst. 72, 74.
Wedemeyer de febri petechiali. E. Bl. 84, 271.
Wegscheider Versuch einer vollständigen Einleitung in das Evangelium des Johannes. E. B. 24, 190.
Wehnert über die vortheilhafteste Benutzung und den Verkauf der Domänen. 52, 255.
v. Wehrs neue ökonomisch-technologische Entdeckungen und Aufsätze verschiedenen Inhalts. 55, 440.
Weigl Lehrbuch der Arithmetik und Algebra. 157, 257.
Weiller Ideen zur Geschichte der Entwickelung des religiösen Glaubens. 1 Th. E. B. 67, 133.
Weinschenker und Liqueurfabricant, der erfahrne. 59, 471.
Weiss Architektonik aller menschlichen Erkenntnisse und Gesetze des Handelns. 89, 209.
— — systematischer Entwurf der ganzen praktischen Gesetzgebung mit tabellarischer Uebersicht einer Architektonik aller menschlichen Erkenntnisse. 2 Ausg. 120, 493.
Weiss Climatologiae medicae initia. Int. Bl. 30, 235.
Weiss von dem lebendigen Gott, und wie der Mensch zu ihm gelange. E. B. 49, 1.
Weisser die Mährchen der Schehezarade. 4—6 Th. 110, 455.
Weland biblische Erzählungen zur Beförderung der Achtung gegen die Bibel u. s. w. 1. 2 Th. 161, 295.
Wendt Arzneyformeln oder zusammengesetzte Arzneyen, welche im klinischen Institut zu Erlangen üblich sind. 66, 31.
— — de inflammationis scarlatinosae natura et indole. 65, 29.
Werner Metakritik über Feuerbachs Kritik des kleinschrodschen Entwurfs eines peinlichen Gesetzbuchs für die kurpfalzbairischen Staaten. 189, 15.
Werner Handbuch für Oekonomen und Landleute von den Seuchen und andern gewöhnlichen Krankheiten des Hornviehes, der Schafe, Pferde und Schweine. 3 Aufl. E. B. 49, 7.
Westenrieder neue Beyträge zur vaterländischen Historie, Geographie und Statistik. 1 B. 3, 252.
Westermeier Gedächtnissprediget auf K. Fr. A. Lüdecke. 91, 231.
Wetterprophet, der untrügliche, oder gründliche Anleitung zur Witterungsbeobachtung und Vorhersagung. 141, 135.
v. Weveld freymüthige Gedanken über die Verminderung der Criminalverbrechen. 24, 191.
Wiedemann Handbuch der Anatomie. 3 Aufl. 158, 271.
— — — neues Wörterbuch zur Erklärung derjenigen fremden Wörter, welche noch häufig in verschiedenen Schriften, in der Umgangssprache und in Zeitungen vorkommen. 2 Th. 97, 378.
Wiegmann das Beyspiel Jesu in 9 Predigten dargestellt und empfohlen. 121, 494.
— — — moralisch-religiöse Untersuchungen über das Beyspiel Jesu. 124, 494.
Wiese de monstris animalium. Int. Bl. 28, 217.
Wigand, s. Magazin.
Wilde Handbuch zum Vorschreiben und Lesen in deutschen Schulen. 100, 305.
Wilke Leitfaden zum praktischen Gesanginterrichte, bes. auf dem Lande. E. B. 80, 160.
Willmar, *Wilhelmine*, Zauberbilder. 135, 88.
Wilmsen Anleitung zur zweckmässigen Abfassung aller schriftl. Aufsätze, welche im bürgerlichen Leben vorkommen. E. B. 6, 39.
— — der brandenburgische Kinderfreund. 1 Th. 6 Aufl. 2 Th. 151, 215.
— — Melodieen zu den Liedern und Gesängen des deutschen Kinderfreundes. 141, 136.
Winzer de daemonologia in sacris N. T. libris proposita Comm. I. II. Int. Bl. 15, 114.
Witte Deutschlands Rindvieh-Racen nach der Natur dargestellt und beschrieben. 1—3 H. E. B. 88, 297.
Witting erster Unterricht in der Religion. E. B. 95, 360.
Wittmann die neuesten (1806—1809.) am Rhein herrschenden Volkskrankheiten. 6, 47.
Witz allgemeines faßliches und vollständiges Rechenbuch. 1. 2 Th. E. B. 40, 313.
Wochenblatt, nützliches und unterhaltendes, für den gebildeten Bürger und den denkenden Landmann, herausgeg. v. *Wadzeck*. 15 Vierteljahr. E. B. 50, 240.
— — — 16 Vierteljahr. E. B. 42, 336.
Wockatz diagnoseos graviditatis et hydropis uteri ambiguae exempla. Int. Bl. 30, 235.
Wohnlich de heliee pomatia et aliquibus aliis huic affinibus animalibus e classe molluscorum gasteropodon. Int. Bl. 27, 210.
Wolf Geschichte Maximilians I und seiner Zeit. Fortgesetzt von *Breyer*. 4 B. 270, 539.
Wolf zu Platons Phädon. 18, 137.
v. Wolfenau musikalische Scalen oder Vorstellung der 12 Dur- und 12 Moll-Tonarten. E. B. 75, 200.
Wundemann Mecklenburg, in Hinsicht auf Cultur, Kunst und Geschmack. 2 Th. E. B. 47, 372.
Würdigs, Traugott, Landpredigers zu Rosenfeld, Leben. 1. 2 Th. E. B. 9, 71.

Z.

Zachariae die Elemente der Luftschwimmkunst. 134, 75.
Zachariae die Geschichte der Griechen. 32, 254.
— — die Geschichte der Römer. 32, 254.
Zang Darstellung blutiger heilkundiger Operationen. 2 Th. 251, 345.
v. Zeiller Commentar über das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch für die gesammten deutschen Erbländer der österreichischen Monarchie. 1. 2 B. 1. 2 Abth. 85, 177.
Zeitschrift, neue berlinische. Herausgeg. v. *Mächler* (nachher v. *Heinsius*). 1812. Jan. — Nov. E. B. 80, 160.
— — — — Dec. E. B. 30, 239.
— — theologische, vormals von *Butz*, nun von *Brenner*. 7 B. 1—6 St. 47, 375.
Zeppenfeld systematische Darstellung des westphälischen Concursverfahrens. 5, 39.

Digitized by Google

Zerrenner, I. Schulfreund.
— — — der weſtphaliſche Kinderfreund. 37, 295.
Zeune Erdtafel zum Gebrauch für Bürgerſchulen. 95, 261.
Ziegenbein erſter Anhang zu der zweyten u. verbeſſerten Ausgabe der Religion in den beſten Liedern deutſcher Dichter. 156, 255.
Zimmermann einige der vorzüglichſten Urſachen des altroniſchen Tugendſinnes. 3 Stück. Int. Bl. 21, 161.
— — — einige nothgedrungene Bitten an Darmſtadts Aeltern. Int. Bl. 33, 257.
Zimmermann homiletiſches Handbuch für denkende Prediger. 1, 2 Th. 156, 240.
v. *Zimmermann* Taſchenbuch der Reiſen. 9 Jahrg. f. d. J. 1810. 1, 2 Abth. 10 Jahrg. f. d. J. 1811. 132, 105.
Zipperlein Karl Stockmann, oder der neue Schullehrer. 91, 230.
Zumſteg Cantate für vier Singſtimmen mit Begleitung des Orcheſters. No. I — IV. E. B. 30, 303.
Zwierlein erſtaunende Naturmerkwürdigkeiten im J. 1800 u. deren Folgen für Menſchen, Thiere u. Gewächſe. E. B. 93, 341.

II. Regiſter zum Intelligenzblatt.

Ankündigungen neuer Bücher.

Amelang in Berlin Verl. 9, 69, 72.
Andreäiſche Buchh. in Frankfurt a. M. Verl. 19, 149.

Barth in Leipzig Verl. 1, 5. 6. 27, 215. 49, 390.
Beckers Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen für d. J. 1814. 39, 310.
Beckerſche Buchh. in Gotha Verl. 34, 269. 271.
Braunſche Buchh. in Heidelberg Verl. 20, 150.
Brede und Wilmans in Offenbach und Frankfurt a. M. Verl. 12, 91.
Breitkopf und Härtel in Leipzig Verl. 14, 111.
Brönner in Frankfurt a. M. Verl. 1, 1. 4. 3, 21. 4, 30, 31.
Büreau für Literatur und Kunſt in Halberſtadt Verl. 49, 385.
Büſchler in Elberfeld Verl. 29, 227. 48, 384.

Cnobloch in Leipzig Verl. 32, 253.
Comptoir, literariſches, in Altenburg Verl. 10, 80.
Crone'ſche Buch- und Kunſt-Handlung in Osnabrück Verl. 6, 37.

Darmmanniſche Buchh. in Leipzig, Züllichau und Freyſtadt Verl. 1, 5.
Darmmanniſche Buchh. in Züllichau Verl. 35, 278. 40, 319.
Degenſche Buchh. in Wien Verl. 34, 272.
Dieterich in Göttingen Verl. 12, 91. 92.
Dietrich neues botaniſches Garten-Journal. 13, 103.

Erzählungen, intereſſante, Anekdoten u. Charakterzüge aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menſchen. 4 Bd. 15, 120.

Elitner Arzneymittellehre nach den Grundſätzen der Erregungstheorie. 1, 2 B. 24 u. 25, 190.
Frommann in Jena Verl. 8, 59. 10, 77. 79. 11, 85. 15, 119. 19, 148.

Gädicke, Gebr., in Berlin Verl. 44, 349.
Gebauerſche Buchh. in Halle Verl. 15, 119. 16, 121.
Gemälde, hiſtoriſche, 20 Bd. 15, 120.
v. *Gerſtenbergs* vermiſchte Schriften. 11, 86.
Geſsnerſche Buchh. in Zürich Verl. 34, 270.
Goedſches Buchh. in Meiſſen Verl. 35, 279.
Göpferdt in Jena Verl. 11, 85. 18, 141.
Gräff in Leipzig Verl. 6, 45. 19, 149. 20, 159. 23, 183.
Gräffer und Comp. in Wien Verl. 19, 149.
Grafs und Barth in Breslau Verl. 1, 1.

Hammerich in Altona Verl. 11, 85. 86.
Hartknoch in Leipzig Verl. 7, 51.
Heinrichshofen in Magdeburg Verl. 1, 3.
Heinſius Schulkalender f. d. J. 1814. 45 u. 46, 363.
Hendel in Halle Verl. 37, 291.
Hermannſche Buchh. in Frankf. a. M. Verl. 35, 278. 49, 385. 391.
Heyer in Gieſsen Verl. 33, 262.
Heyer und Leske in Darmſtadt Verl. 4, 29. 32, 253.
Hitzig in Berlin Verl. 9, 71.
Huber und Comp. in St. Gallen Verl. 49, 387.

Joachimſche Buchh. in Leipzig Verl. 4, 29.

Köhler in Leipzig Verl. 5, 37. 31, 246. 33, 261. 35, 277. 48, 383.
Korn d. Aelt. in Breslau Verl. 4, 30.
Krieger in Marburg Verl. 47, 375.
Kriegerſche Buchh. in Marburg und Caſſel Verl. 31, 245.
Kümmel in Halle Verl. 10, 78. 37, 295.
Kummer in Leipzig Verl. 43, 343. 44, 349.
Kupferberg in Mainz Verl. 16, 123. 18, 143. 40, 317.
Landes-Induſtrie-Comptoir, privil., zu Weimar Verl. 28, 223. 35, 277.
Liebeskind in Leipzig Verl. 34, 272.
Lindauer in München Verl. 49, 391.
Löbenſtein-Löbel Semiotik der Kinderkrankheiten. 28, 224.

Maurer in Berlin Verl. 20, 159. 45 und 46, 363.
Mauritius in Greifswalde Verl. 1, 6.
Meiſter Jus Romanum privatum. T. I. II. 40, 319.
Metzler in Stuttgardt Verl. 48, 383.
Mohr und Zimmer in Heidelberg Verl. 37, 294.
Montag- und Weiſsiſche Buchh. in Regensburg Verl. 29, 230.
Morgenſtern Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reiſenden. 1 B. 3 H. 44, 349.
— — — dörptiſche Beyträge für Freunde der Philoſophie, Literatur und Kunſt. Jahrg. 1813. 1 Hälfte. 32, 313.
Müller, Joh., vue générale de l'hiſtoire du genre humain, p. *G. Müller*. 22, 175.

Oken Lehrbuch der Zoologie. 41, 327.
Orell, Füſsli und Comp. in Zürich Verl. 30, 235.
Orelliſche Buchh. in Zürich Verl. 29, 232.

Perthes in Gotha Verl. 1, 1. 13, 104.

Reimold Verſuche in lyriſchen Gedichten und Briefen. 37, 295.
Rengerſche Buchh. in Halle Verl. 20, 157. 37, 295.
Richter in Leipzig Verl. 40, 320.
Riegel und Wieſner in Nürnberg Verl. 13, 103.
Riemer griechiſch-deutſches Wörterbuch. 2 Aufl. 15, 119.
Römer Ueberſetzungsanzeige. 29, 232.

Schellenberg in Wiesbaden Verl. 32, 251.
Schöll in Paris Verl. 32, 252.
Schöne in Eiſenberg Verl. 10, 79. 14, 111.
Schüppelſche Buchh. in Berlin Verl. 47, 375.
Seebode Pränumerationsanzeige auf eine neue Ausgabe ſämmtlicher Werke des Tacitus. 45 und 46, 366.
Societäts-Verlagsbuchhandlung, neue, in Berlin Verlag 24 und 25, 190.
Seidelſche Kunſt- und Buchhandlung in Sulzbach Verl. 19, 147.
Starke in Chemnitz Verl. 22, 176. 34, 269. 270. 271.
Steinacker in Leipzig Verl. 40, 320.
Stettinſche Buchh. in Ulm Verl. 32, 303. 39, 309.
Stendel in Gotha Verl. 45 u. 46, 367.
Stillerſche Buchh. in Roſtock Verl 45 und 46, 363.
v. *Strombeck* Formulare und Anmerkungen zur Proceſsordnung des K. Weſtph. 3 Th. 12, 91.
— — — Rechtswiſſenſchaft des Geſetzbuchs Napoleons. 2 Th. 12, 91.

Theyer Taſchenbuch für Notarien und ihre Gehülfen. 18, 143.

Vieweg in Braunſchweig Verl. 12, 91.

Waiſenhausbuchh. in Halle Verl. 13, 104. 31, 245. 246. 32, 251.
Waiſenhausbuchh. in Halle und Berlin Verl. 30, 237.
Weidmanniſche Buchh. in Leipzig Verl. 37, 292.
Wilmans in Frankfurt a. M. Verl. 1, 3. 4. 11, 86. 12, 92. 93. 35, 277. 48, 384.
Wittekindtſche Hofbuchh. in Eiſenach Verl. 13, 103.
v. *Woltmann* deutſche Blätter 48, 381.

Zeitung, mediciniſch-chirurgiſche, für das J. 1814. 48, 385.
v. *Zimmermanns* Ueberſetzungsanzeige. 27, 216.

Digitized by Google

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Ackermann in Heidelberg 9, 69.
Aszelius in Upsala 21, 161.
Albert in Königsberg 34, 267.
Albers in Bremen 9, 69.
Albrich in Hermannstadt 14, 106.
Allix in Cassel 12, 90.
Ambrosius in St. Petersburg 12, 90.
Ammon in Erlangen 28, 219.
Andres in Neapel 12, 90.
Arcuri zu Catanzaro in Neapel 9, 66.
Arigler in Wien 20, 158.
Arnoldi in Marburg 29, 225.
Auribeau in Pisa 10, 74.
Autenrieth in Tübingen 6, 42. 9, 69.
Avellino in Neapel 9, 70.

Bachmann in Jena 36, 282.
Balbis in Turin 9, 69.
Baloghy v. Balog in Ungarn 11, 82.
Balzer in Meissen 17, 130.
Barbié du Bocage in Paris 9, 70.
Barry in Mannheim 45 u. 46, 362.
v. Bartenstein in Wien 15, 117.
Bauer in Marburg 6, 42.
Baumbach in Jena 22, 172.
Bechstein in Dreyssigacker 9, 69. 11, 83.
Beck in Königsberg 21, 162.
Beigel in Dresden 9, 70. 17, 131.
Beikert in Brünn 14, 108.
Benecke in Göttingen 28, 219.
Benedict in Chemnitz 3, 20.
Bernd in Breslau 35, 274.
Berthollet in Paris 9, 69. 27, 212.
Bertrand in Köthen 45 u. 46, 362.
Berzelius in Stockholm 9, 69.
Besse! in Königsberg 9, 69.
Birkenstock in Wertheim 17, 134.
Bischoff in Prag 13, 98.
Blasko in Wien 14, 108.
Blumenbach in Göttingen 6, 42. 9, 69. 15, 116.
Blumm in Würzburg 27, 210.
Boers in Leiden 9, 66.
Bohnenberger in Tübingen 6, 42.
Boissonade in Paris 12, 89.
Bolti in Würzburg 6, 42.
Borger in Leiden 9, 66.
Böttcher in Wien 14, 108.
Böttiger in Dresden 9, 70. 14, 107.
Bouterweck in Göttingen 9, 70.
Brandes in Breslau 29, 225.
Brasse in Löbenitz 17, 134.
Brehm in Leipzig 32, 250. 45 u. 46, 362.
Brera in Padua 9, 69.
Brodsky in der Ukraine 17, 132.
Broschke in Wien 21, 161.
Brown in London 9, 69.
Brugmans in Leiden 9, 66. 69.
Brugnatelli in Pavia 9, 69.
Brunacci in Mailand 9, 70. 21, 162.
Bucholz in Erfurt 9, 69.
Buddeus in Gotha 22, 172.
Burdach in Dorpat 48, 378.
Burg in Wien 9, 70.
Burger in Klagenfurt 13, 98.
Busch in Marburg 29, 225.

Caldani in Pavia 9, 69.
Callisen in Kopenhagen 28, 222.
Campenon in Paris 37, 290.
Canova in Rom 14, 107.
van Capelle in Amsterdam 29, 226.
Chabert in Wien 37, 289.
Champollion-Figeac in Grenoble 12, 90.
Chaptal in Paris 27, 212.
Chernac in Deventer 29, 225.
Chladni in Wittenberg 40, 315.
Chotek in Wien 24 u. 25, 197.
Christian, Prinz von Dänemark 24 u. 25. 197.
v. Constantin in Stuttgardt 22, 172.
v. Crell in Göttingen 6, 42.
v. Cselko in Presburg 14, 108.
Cuvier in Paris 9, 69.

v. Dalberg in Aschaffenburg 12, 90.
Dambeck in Prag 14, 108.
Davy in London 9, 69.
Degerando in Rom 9, 70.
Delambre in Paris 9, 69.
Delbrück in Königsberg 9, 70.
Diederichs in Halle 42, 380.
Dichl in Warschau 3, 19.
v. Dietrichstein in Wien 15, 117.
Dietz in Ratzeburg 22, 172. 30, 236.
Dobereiner in Jena 3, 19. 11, 81.
Dobrowsky in Prag 9, 70.
Dorfmeister in Teschen 14, 108.
Dresch in Tübingen 6, 42.
Drumann in Danstedt 18, 138.
Dumas in Leipzig 18, 138.

Ebeling in Hamburg 9, 70.
Eckstein in Pesth 14, 109.
Edelcrantz in Stockholm 21, 164.
Ehrhart in Salzburg 22, 172.
Eichhorn in Göttingen 6, 42. 15, 116.
Eichhorn in Wertheim 17, 134.
Eichstädt in Jena 3, 19.
Ekama in Leiden 9, 67.
v. Ilsner in Dorpat 48, 378.
Emmrich in Regensburg 45 u. 46, 362.
Eschenmayer in Tübingen 6, 42.
van Est in Schwalenberg 18, 138.
Ewald in Gotha 26, 202.
van der Eyck in Leiden 9, 67.

Fajella zu Cantazaro in Neapel 9, 66.
Fas in Leiden 9, 67.
Felner in Regensburg 11, 83.
Fiorillo in Göttingen 28, 219.
Fischer in Breslau 29, 225.
Flatt in Tübingen 6, 42.
Flatt d. J. in Tübingen 22, 172. 34, 267.
Flörke in Berlin 11, 83. 17, 134.
Florman in Lund 9, 69.
Des Fontaines in Paris 9, 69.
Frank in Kiel 40, 315.
Franke in Halle 48, 380.
Fries in Heidelberg 9, 70.
Fuchs in Kasmark 24 u. 25, 196.
Fuss in Petersburg 9, 69.

v. Gaupp zu Hall im Würtembergischen 14, 107.
Gauss in Göttingen 9, 69.
Gay-Lussac in Paris 9, 69.
Geier in Würzburg 27, 210.
Des Genettes in Paris 9, 69.
Gilbert in Leipzig 9, 69.
Gonner in Landshut 13, 98.
v. Goethe in Weimar 9, 69.
Gotthold in Königsberg 3, 19. 48, 378.
van Goudoever in Zwoll 29, 225.
Gräfe in Berlin 12, 90.

Grandauer in Anspach 11, 83.
Gräter zu Hall im Würtembergischen 14, 107. 21, 163. 23, 182. 45 u. 46, 362.
Griegely in Ofen 20, 158.
Gröber in Ofen 11, 81.
Grotefend in Frankfurt a. M. 12, 89.
v. Gruber in Wien 26, 201.
Guattani in Rom 14, 107.

Haase in Breslau 29, 225.
Habicht in Breslau 29, 225.
Hackmann in Czernowitz 14, 108.
Hagemann in Leiden 9, 66.
Hahn in Gröningen 18, 138.
Hänle in Lahr 47, 374.
Hänle, G. F., in Lahr 47, 374.
Harding in Göttingen 28, 219.
Hartmann in Marburg 29, 225.
Hase in Paris 9, 70.
v. Hauer in Wien 24 u. 25, 197.
Hausmann in Denelbach 22, 172.
Hausmann in Göttingen 9, 69.
de la Haye in Cassel 12, 90. 17, 134.
Heeren in Göttingen 9, 70.
Heindorf in Breslau 9, 70.
v. Heintl in Wien 15, 117.
Heller in Würzburg 27, 210.
Hellwig in Braunschweig 9, 69.
Hempel in Dresden 17, 131.
Hendl in Klagenfurt 23, 158.
v. Hendrich in Jena 3, 19.
v. Herder in Freyberg 21, 163.
Herling in Frankfurt a. M. 12, 89.
Hermbstädt in Berlin 3, 20. 11, 83.
Hermann in Leipzig 9, 70.
Herschel bey London 9, 69.
Hexhner in Wittenberg 17, 131.
Hermann in Ilefeld 48, 380.
van Heyde in Utrecht 9, 70.
Heyde in Breslau 29, 225.
Heyer in Ilaberstadt 6, 42.
Heyne in Göttingen 9, 69.
Hezel zu Hall im Würtembergischen 14, 107.
Hildebrandt in Erlangen 9, 69.
v. Hohenthal in Dresden 13, 100.
Hoffmann in Freyberg 48, 380.
Hohnbaum in Heidburg 35, 274.
Hornberger in Baireuth 18, 138.
Horner in Zürich 6, 42.
v. Hoyes in Wien 15, 117.
Hug in Freyburg 3, 19.
v. Humboldt in Wien 9, 69.
Huth in Dorpat 9, 69.

Jacobi in München 5, 36. 9, 69.
Jacobs in Gotha 9, 70. 26, 202. 36, 283.
Jacobson in Cassel 6, 42.
v. Jacquin in Wien 15, 117.
Jäger in Stuttgardt 22, 172.
Jego in Breslau 29, 225.
Jordan in Clausthal 48, 380.
Jordan in Wien 15, 117.
v. Jordanszky in Presburg 24 u. 25, 196.
Isabey in Paris 24 u. 25, 197.
Jung in Breslau 29, 225.
Jungnitz in Breslau 29, 225.
Jussieu in Paris 9, 69.

Kallmann in Breslau 29, 225.
Kastner in Halle 6, 42. 12, 90. 15, 116.
Kausch in Liegnitz 17, 131.

Digitized by Google

van der Keeffel in Leiden 9, 66.
Kemper in Leiden 9, 66.
Kern in Wien 11, 81.
Kerner in Stuttgardt 6, 42.
Kielmeyer in Tübingen 9, 69.
Kirſchbaum in Prag 13, 98.
Kieſer in Jena 11, 81.
Kiesling in Wien 20, 158.
v. Klaproth in Berlin 12, 90.
Klein in Jena 22, 172.
Klingsth in Lübben 22, 172.
Klugel in Halle 9, 69.
Klugel in Wittenberg 17, 131.
v. Koch-Sternfeld in Salzburg 11, 83. 21, 162.
Koethe in Jena 19, 146.
Kohory in Wien 24 u. 25, 197.
v. Kohler in St. Petersburg 9, 70.
König in Meiſſen 17, 130.
Kohlrauſch in Barmen 47, 374.
Kopp in Hanau 12, 90. 19, 146.
Kraft in Wien 24 u. 25, 197.
Kramp in Straſsburg 9, 70.
Kruſicki in Lemberg 20, 158.
Krauſs in Leiden 9, 67.
Krug in Leipzig 28, 219.
Kuttl in Grätz 20, 158.

de Laborde in Paris 17, 131.
Lagrange in Paris 9, 69. 27, 212.
Lamberti in Mailand 9, 70.
Lampe in Mitau 47, 374.
Lampi (Sohn) in Wien 24 u. 25, 197.
Lametherie in Paris 9, 69.
Lang in München 5, 38.
Langer in München 24 u. 25, 197.
v. Langsdorf in Rufsland 32, 250.
Laplace in Paris 9, 69. 27, 212.
Larrey in Paris 9, 69.
Laruſſa zu Catanzaro in Neapel 9, 66.
Legenbauer in Breslau 29, 225.
Legendre in Paris 9, 70. 36, 283.
Lemicker in Würzburg 27, 210.
Leonhard in Hanau 3, 19. 14, 107. 36, 283.
Linde in Warſchau 3, 19. 9, 70.
Lindner in Jena 40, 315.
Link in Breslau 9, 69.
Lobenſtein-Löbel in Jena 3, 19.
Lobkowitz in Wien 24 u. 25, 197.
v. Löhr in Wetzlar 7, 51.
Lofert in Olmütz 11, 81.

Mühl in Roſtock 6, 41.
Majer zu Hall im Würtembergiſchen 14, 107.
Maine-Biron im Departement du Tarn 9, 70.
Malblanc in Tübingen 6, 42.
Martini in München 5, 38.
Matthiä in Frankfurt a. M. 12, 89.
Mauke in Brockwitz 13, 100.
Mayer in Linz 20, 158.
Mendel in Breslau 17, 131. 29, 225.
Merbach in Leipzig 27, 212.
Merrem in Marburg 9, 69.
Meyer in Altdorf 34, 267.
Mielle in Leiden 9, 67.
Milde in Admont 11, 81.
Millin des Grandmaisons in Paris 9, 70.
Miollis in Rom 14, 107.
Milski in Stanislawow 20, 158.
Mohs in Wien 9, 69.
Moliter in Frankfurt a. M. 12, 89.
v. Moll in München 5, 38. 7, 52. 9, 69.
Monheim in Aachen 6, 42.
v. Mons in Brüſſel 9, 69.
Montcira in Paris 21, 162.
de Montbreton in Rom 12, 90.
Morelli in Venedig 9, 70.
Muller in Jena 30, 236.
Muller in Stuttgardt 24 u. 25, 197.
Muller in Weimar 21, 162.
Munter in Kopenhagen 9, 70.
Muntinghe in Gröningen 29, 225.

Nachtigall in Halberſtadt 18, 138.
Neander in Heidelberg 26, 202.
Nees v. Eſenbeck in Sickershauſen 24 u. 25, 196.
Neumann in Grätz 21, 162.
Neumann in Olmütz 14, 108.
Niemeyer d. J. in Halle 30, 236.
Niemeyer, W., in Halle 48, 380.
Nieter in Halberſtadt 18, 138.
Nuſcheler in Zürich 34, 267.

Olbers in Bremen 9, 70.
Oosterdyk in Leiden 9, 66.
Oriani in Mailand 9, 70.

Paar in Wien 24 u. 25, 197.
v. Pabſt in Cleve 36, 283.
Palfy in Wien 24 u. 25, 197.
van der Palm in Leiden 9, 67.
Patzovsky zu Sovar in Ungarn 14, 108.
Panker in Dorpat 47, 374.
Pelka in Breslau 29, 225.
Perger in Czernowitz 20, 158.
Pencer in Weimar 21, 162.
Pfaff in Halle 9, 70.
Pfaff in Kiel 9, 69.
Pfeiffer in Caſſel 6, 42.
Pfleiderer in Tübingen 9, 70.
Piazzi in Palermo 9, 70.
v. Piringer in Wien 12, 89. 14, 109.
Poillon in Breslau 29, 225.
Poiſſon in Paris 9, 70.
Poinſot in Paris 28, 219. 36, 283.
Pollitzer in St. Pölten 14, 108.
v. Pommereul in Paris 12, 90.
Poppe in Frankfurt a. M. 12, 89.
Primitz in Grätz 13, 98.
Prony in Paris 9, 70.
Proſſalendi in Corfu 12, 90.
du Pui in Leiden 9, 70.

Quatremère in Rouen 9, 70.

Raabe in Wittenberg 17, 131.
v. Rainer in Harbach 24 u. 25, 197.
Regenbogen in Leiden 9, 67.
Reichel in Königgrätz 14, 108.
Reimarus in Hamburg 12, 90.
v. Remy in Wien 24 u. 27, 197.
Reuſs in Tübingen 6, 42.
Rhaſis in Paris 26, 201.
Rheſa in Königsberg 48, 378.
v. Ribini in Wien 24 u. 25, 197.
Richard in Paris 9, 69.
Ridolfi in Bologna 9, 70.
Rohrer in Lemberg 20, 158.
du Roi in Braunſchweig 7, 52.
Roquefort in Paris 12, 90.
Rosenmuller in Leipzig 9, 69.
Rosenmuller, E. F. K., in Leipzig 28, 219.
Roth in Frankfurt a. M. 12, 89.
Roznay in Neuſohl 24 u. 25, 196.
Ruland in Würzburg 27, 210.
Ruſt in Wien 6, 42.
Rutſtröm in Stockholm 21, 164.
Rzewuski in Wien 21, 162.

de Sacy in Paris 9, 69.
Sandifort, Eduard, in Leiden 9, 66.
Sandifort, Gerhard, in Leiden 9, 66.
Sauter in Conſtanz 6, 42.
Scarpa in Pavia 9, 69.
Scheffner in Königsberg 48, 379.
Schenk in Ilmenau 26, 202.
Schlichtegroll in München 5, 38. 9, 70.
Schiſchkow in St. Petersburg 36, 283.
Schlegel in Stockholm 28, 219.
Schloſſer in Frankfurt a. M. 12, 89.
Schmallenburg in Leiden 9, 66.
Schmid in Biberach 6, 42.
Schmid in Olmütz 14, 108.
Schmidt in Gieſsen 12, 90.
Schmidt in Halle 17, 134.
Schmidt in Mecklenburg-Schwerin 22, 172.
Schmidtlein in Würzburg 27, 210.
Schmon in St. Pölten 14, 108.
Schnaubert in Jena 22, 172.
Schneditz in Klagenfurt 13, 98.
Schneider in Breslau 9, 69.
Schön in Würzburg 27, 210.
Schrader in Göttingen 9, 69.
Schreger d. Alt. in Erlangen 9, 69.
Schreiber in Heidelberg 35, 273.
Schröder in Amſterdam 36, 282.
v. Schrötter in Königsberg 48, 379.
Schubler in Stuttgardt 22, 172.
Schultes in Landshut 11, 83.
Schultzky in der torner Geſpannſchaft in Ungarn 14, 109.
Schulz in Breslau 29, 225.
Schumacher in Kopenhagen 45 u. 46, 362.
Schumann in Wittenberg 17, 131.
Schwarz in Stockholm 9, 69.
Schweitzer in Jena 11, 81.
v. Schwitzen in Wien 15, 117.
Seebode in Göttingen 47, 374.
Seiferheld zu Hall im Würtembergiſchen 14, 107.
Siegenbeek in Leiden 9, 67.
Siegert in Breslau 29, 225.
Sieyes in Paris 27, 212.
Simonde-Sismondi in Genf 9, 70.
Smith Barton in Philadelphia 9, 69.
Sommerring in München 5, 38.
Sonntag in Freyburg 3, 19.
Stapfer in Aargau 12, 90.
Stark in Jena 40, 315.
Steidele in Wien 14, 108.
Sprengel, Wilh., in Halle 17, 134.
Steltzer in Moskau 47, 374.
v. Stephan in St. Petersburg 9, 69.
Sternberg in Wien 24 u. 25, 197.
Stewart in Edinburg 9, 69.
Stolze in Halle 48, 380.
Strack in Mainz 22, 172. 34, 267.
v. Strombeck in Celle 12, 90.
Sturm in Jena 3, 19.
Sturm in Augsburg 48, 380.
Suabedissen in Lübeck 22, 172.
Sverdrup in Kopenhagen 28, 218.
Szárnydi in Preſsburg 13, 98.
v. Szuhányi in Kaſchau 24 u. 25, 196.

Tafinger in Tübingen 6, 42.
Tennemann in Marburg 29, 225.
Tenore in Neapel 9, 69.
Thuer in Berlin 3, 20. 11, 83.
Thenard in Paris 9, 69.

Digitized by Google

Thieme in Lobeda 26, 202.
Tiedemann in Landshut 6, 43. 9, 69.
Tilesius in St. Petersburg 9, 69.
Tissot in Paris 27, 212. 37, 290.
Tittmann in Dresden 28, 219.
Tittmann in Leipzig 14, 107.
Tollius in Leiden 9, 67.
Tossoni in Urbino 37, 289.
Trautmann in Wien 15, 117.
Trefchow in Kopenhagen 28, 218.
Treviranus d. Ält. in Bremen 9, 70.
Treviranus d. J. in Bremen 3, 20. 6, 41.
Trommsdorff in Erfurt 9, 70.
v. Türkheim in Wien 11, 81. 20, 157.
Tydeman in Franecker 9, 70.
Tydemann in Leiden 9, 66.
Tzschirner in Leipzig 14, 107.

Ullmann d. Ält. in Marburg 29, 225.
Ufteri in Zürich 6, 42.

Vafalli-Eandi in Turin 9, 70.
Vater in Königsberg 9, 70.
Vauquelin in Paris 9, 70.
v. Veltheim in Eisleben 48, 380.
Viborg in Kopenhagen 9, 70.
Vietz in Wien 21, 164.
du Villard de Genève in Paris 29, 226.
Villers in Göttingen 9, 70.
Visconti in Paris 9, 69.
Voigt d. J. in Jena 29, 226.
Voigt in Lemberg 24 u. 25, 196.
Volta in Pavia 9, 69.
van Voorft in Leiden 9, 66.
de Vries in Amfterdam 29, 226.

Wagner in Olmütz 11, 81.
v. Wagner in Dresden 3, 20.
te Water in Leiden 9, 66.
Wawruch in Wien 14, 107.
Wazanini in Freyfingen 21, 163.
Weber in Breslau 29, 225.
v. Wehrs in Hannover 7, 52.
Wenck in Leipzig 32, 251. 45 u. 46, 362.
Werner in Freyberg 9, 69. 17, 134.
v. Werner in Wien 14, 108.
Weftenrieder in München 5, 38.
Wibel in Wertheim 17, 134.
Wiedemann in Kiel 9, 70.
Wildberg in Neuftrelitz 3, 19.
Wilde in Kurow 18, 138.
Wilken in Heidelberg 9, 70.
Wille in Halle 48, 380.
Wille in Rotenburg 17, 134.
Winzer in Wittenberg 7, 52.
van de Wynperffe in Leiden 9, 67.
Wyttenbach in Leiden 9, 67. 27, 212.
Woide in Königsberg 48, 378.
Wolf in Leipzig 32, 250.

Ypey in Gröningen 29, 225.

Zadig in Caffel 6, 42.
Zang in Wien 14, 105.
Zemantfek in Linz 20, 158.
Zimmermann in Braunfchweig 9, 70.
Zimmermann in Marburg 29, 225.
Zippel in Königsberg 48, 378.
Zfchorn in Halle 48, 380.

Nekrolog.

v. Abrahamfon in Kopenhagen 3, 20.
Aepli in Conftanz 34, 267.
Anfchutz in Leipzig 36, 283.
Arnold in Erfurt 11, 82.

Bahrens in Kopenhagen 39, 309.
Baier in Nürnberg 22, 173.
Balan in Paris 37, 290.
Bauer in Tübingen 37, 290.
Bayrhoffer in Frankfurt a. M. 27, 212.
Beck d. J. in Leipzig 18, 139.
Becker in Dresden 34, 267.
Behrnauer in Schellenberg 33, 257.
Bernolak in Erfek Ujvár 27, 212.
Bethke in Delitfch 22, 173.
Beyer in Freyberg 21, 164.
Bielfeld in Hamburg 22, 173.
Binet in Paris 3, 20.
v. Blomberg in Berlin 37, 290.
Braun in Sickershaufen 6, 43.
Breslach in Roftock 22, 173.
Brongniart in Paris 37, 290.
Buchhorn in Magdeburg 48, 379.
Burger in Uberkingen 21, 164.
Bufchel in Leipzig 32, 250.

Cailhava in Sceaux bey Paris 36, 283.
Capieux in Leipzig 32, 251.
Chinard in Lyon 39, 308.
Czirbesz in Iglo 27, 212.

Dewez zu Grand-Bigard bey Brüffel 3, 20.
Dindorf in Leipzig 9, 68.
Dottler in Wien 14, 109.
Dörrien in Leipzig 14, 109.
Dumas in Montpellier 32, 250.
Dyk in Leipzig 28, 220.

Eckermann in Danzig 34, 267.
Einfiedel zu St. Georgen bey Baireuth 17, 132.
Ekeberg in Upfala 21, 164.
Elias in Hersfeld 34, 267.
Engel in Afchaffenburg 39, 309.
Erdmann in Wittenberg 11, 81.
Erfurdt in Königsberg 16, 122.
Erhard in Leipzig 28, 219.
v. Ewald in Kiel 37, 290.
Exfs in Luckau 33, 257.

Ferrand in Würzburg 22, 173.
Flemming in Berlin 45 u. 46, 363.
Fries in Münfter 18, 139.
Fuchs in Jena 37, 290.

Gehler in Leipzig 18, 139.
v. Gerlach in Berlin 37, 290.
v. Gerftenbergk in Jena 41, 325.
Gotthard in Erfurt 32, 250.
Graff in Dresden 32, 251.
Gretry in Ermenonville 48, 379.
Grigely in Ofen 36, 283.
Gruner, F. W. M., in Jena 48, 379.
Gruner, K. F. F., in Jena 48, 379.
Guthe in München 9, 68.

Häfeli in Zürich 9, 68.
Hamaliar zu Szarvas in Ungarn 14, 109.
v. Hangwitz in Breslau 29, 226.
Hauptmann in Gera 15, 116.
Haus in Würzburg 35, 274.
Heine in Erfurt 28, 220.
Held in Meufelwitz 33, 258.
Hermann in Leipzig 40, 316.
Hertel in Schleiz 45 u. 46, 363.
Hiecke in Lützen 22, 173.
Hiller in Königsberg 9, 68.
Hoffmann in Freyberg 23, 183.
Hommeyer in Bautzen 33, 258.
Höndein in Bingen 22, 172.
Hopf in Eichelberg 34, 267.
v. Hopfgarten in Freyberg 21, 164.
Hopfner in Bern 34, 267.
Hoyer in Upfala 21, 163.
Huber in Stallwang 36, 283.

v. Jacobi in Stuttgardt 22, 173.
Jaspis in Leipzig 40, 316.
Illiger in Berlin 45 u. 46, 363.
Irmifch in Leipzig 21, 164.
Ith in Bern 48, 379.

Kaiforow in Dorpat 45 u. 46, 363.
Kaltwaffer in Gotha 40, 316. vgl. 43, 344.
Katfcher in Wien 27, 212.
Kelch in Königsberg 27, 212.
Keller in Lübben 21, 164.
Kielmann in Löbau 33, 258.
Klein in Leipzig 22, 183.
Klügel in Halle 22, 173.
Krügelftein in Ohrdruff 40, 316.
Kummer in Sorau 33, 257.

Lagrange in Paris 28, 219.
Langen in Mainz 17, 132.
Langenmeyer in Wien 22, 173.
Langhans in Bern 40, 316.
Larcher in Paris 9, 68.
Lechner in München 35, 275.
Ledderhofe in Caffel 18, 139.
Leitler in Hanau 49, 385.
Leonhardt in Guben 33, 257.
v. Loder in Königsberg 14, 109.
Löhr in Leipzig 28, 220.
Loffius in Erfurt 17, 132. 36, 283.
Luderften in Braunfchweig 27, 212.

Magnus in Braunfchweig 3, 20.
Manderbach in Ferndorf 14, 109.
Mathis in Berlin 9, 68.
May in Leipzig 27, 212.
v. Mecklenburg in Ludwigsluft 9, 68.
Meisner in Leipzig 28, 219.
Merz bey Hanau 49, 385.
Meyer in Bremen 48, 379.
Mezler in Sigmaringen 16, 122.
Michl in Landshut 28, 219.
Molwitz in Stuttgardt 18, 139.
Moyfant in Caen 40, 316.

Nolde in Halle 45 u. 46, 364.
Nöthlich in Jena 48, 379.

Pertfch in Coburg 34, 267.
Petrich in Budiffin 40, 316.
v. Piftovsky in Prefsburg 26, 202.
van-Pol in Paris 45 u. 46, 363.
Pörfchke in Königsberg 9, 68.
Preifs in Stettin 17, 132.
Hajnis zu Kefsthely in Ungarn 14, 109.
Randhahn in Weifsenfels 33, 257.

Digitized by Google

v. Reuneval in Paris 17, 132.
Redlich in Arolsen 9, 68.
Reinhard in Dresden 2, 9.
Reimann in Weissenfels 40, 316.
Riboy in Torde oder Torscheu 26, 202.
Richter in Wien 45 u. 46, 363.
Rohde in Bremen 3, 20.
v. Roth in Frankfurt a. M. 17, 132.

de Saint-Ursin in Wilna 22, 173.
v. Sambori in Siebenbürgen 11, 82.
Sasse in Lübben 21, 164.
Sauberlich in Frankenhausen 18, 139.
Saunier in Hamburg 22, 173.
Schaarschmidt in Schneeberg 28, 220.
Scherbius in Frankfurt a. M. 49, 385.
Schen in Wittenberg 18, 139.
Schikaneder in Wien 15, 116.
Schlegel in Burgwerben 17, 132.
Schlesier in Zwickau 22, 173.
Schmieder in Halle 21, 164. 28, 219.
Schöman in Jena 45 u. 46, 364.
Schutz in Stuttgardt 45 u. 46, 362.
Schuhbauer in Regensburg 17, 132.
Selig in Neukirchen 18, 139.
Simrzheim in Paris 3, 20.
Stephani in Bern 27, 212.
v. Stockmeyer in Wien 22, 172.
Svanberg in Upsala 21, 164.
Succow in Heidelberg 21, 164.
Szirmay v. Szirma in Szunyer 11, 82.

v. Tafinger in Tübingen 35, 275.
Tamms in Altenburg 40, 315.
Trucher in Leipzig 9, 68.
Thomas in Frankfurt a. M. 29, 226. 45 u. 46, 363.
de Toulongeon in Paris 9, 68.
Trimolt in Lucksu 33, 258.
Turk in Halle 45 u. 46, 364.

Tzschucke in Meissen 40, 316.

Ulrich in Jena 17, 131.

Villezi in Neapel 22, 172.
v. Voigt in Weimar 41, 323.
Voit in Schweinfurt 37, 290.

Wagner in Aschaffenburg 43 u. 46, 362.
Wagner in Bamberg 22, 173.
Wagner in Leipzig 29, 226.
Walther in Dresden 45 u. 46, 364.
Weppen in Wickershausen 16, 122.
Wieland in Weimar 7, 49.
Wollkopf in Sorau 32, 251.
Woost in Grimma 40, 316.
Wurzer in Eulenburg 40, 316.

Zeis in Dresden 15, 116.
Zimmermann in Hegenbuchach 45 u. 46, 363.

Gelehrte Gesellschaften u. Preise.

Berlin, neue Statuten u. Mitglieder der kön. Akedemie der Wissenschaften. 9, 68.
— — Preisfrage der historisch-philologischen Classe der Akedemie. 9, 70.
— — Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Leibnitzens Gedächtnissfeyer am 3 Jul. 48, 379.
— — Stiftungsfest der Humanitätsgesellschaft am 16 Jan. 17, 134.
Christiania, Preisfragen der Gesellschaft für Norwegens Wohl. 41, 325.
Drontheim, Preisaufgaben der kön. norwegischen Gesellschaft der Wissenschaften. 11, 83. 41, 325.
Erlangen, Generalversammlung der cameralistisch-ökonomischen Societät am 11 Oct. v. J. 11, 82.
Florenz, Preisertheilung der Akademie della Crusca. 31, 243.
Gent, Preisfrage der medicinisch-chirurgischen Societät für d. J. 1814 37, 291.
Görlitz, Preisfragen der kön. sächs. oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. 17, 135.
Göttingen, Jahresfest der kön. Gesellschaft der Wissenschaften am 14 Nov. v. J. 12, 89.
— — — Preisaufgaben derselben. 13, 98.
Grenoble, Preisertheilung der Société des sciences et arts am 30 Aug. 48, 381.
Haarlem, Preisertheilung u. Preisfragen der Gesellschaft der Wissenschaften am 22 May. 33, 258.
Halle, Stiftungsfest der naturforschenden Gesellschaft am 4 Jul. v. J. 17, 134.
— — Versammlung der naturforschenden Gesellschaft am 3 Jul. d. J. 48, 379.
Jena, Schriften der herzogl. lateinischen Gesellschaft. 47, 372.
— — Versammlung der herz. mineralogischen Gesellschaft zur Feyer des Andenkens an *v. Voigt* am 4 Jun. 41, 324.
Königsberg, Errichtung einer padagogischen Gesellschaft — Directorium der kön. deutschen u. der pysikalischen Gesellschaft. 4, 28.
— — — öffentl. Sitzung der kön. deutschen Gesellscheft am 18 Jan. d. J. 17, 134.
Kopenhagen, Preisfragen der kön. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften für d. Je 1813 — ausserordentliche Preisaufgabe eines Ehrenmitgliedes — Zuschuss zu den Preismedaillen aus der kön. Casse — Vorlesungen am 4 u. 28 Dec. 1812. 28, 221.
— — — — Vorlesungen in der scandinavischen Literaturgesellschaft vom 15 Febr. bis 19 Dec. 1812. 28, 223.
— — — — Vorlesungen in der kön. medicinischen Gesellscheft vom 2 Jan. bis 26 Nov. 1812. 27, 213.
Leipzig, Preisvertheilung der reinhardischen Stiftung am 6 Sept. 42, 317.
Livorno, Preisertheilung der italiänischen Societät der Wissenschaften, der schönen Literatur u. Künste. 31, 243.
London, die afrikanische Societät hat den 4 Bericht ihrer Arbeiten herausgegeben. 48, 384.
— — — die Architektur-Gesellschaft giebt den 2 Th. ihrer Memoiren heraus. 3, 100.
— — — neuer Theil der Transactions der geologischen Societät. 30, 236.
Mailand, Ausstellung der kön. Akademie der Künste am 11 Jul. 37, 291.
— — — Preisaufgaben der kön. Akedemie der schönen Künste am 6 Jun. 36, 285.
— — — Sitzung der Classe der Literatur des kön. Instituts am 8 Jul. 37, 291.
München, öffentl. Versammlung der k. Akedemie der Wissenschaften am 13 Oct. v. J. — Jahresbericht — Preisfragen — kön. Verordnung v. 4 Oct. v. J., eine Veränderung der gegenwärtigen Verfassung betr. 5, 39.
— — — Preisaufgabe des landwirthschaftlichen Vereins in Baiern. 17, 134.
Neapel, neue jährliche Preise für die besten theatralischen Werke. 6, 43.
Norwegen, Feyer des Stiftungstages der neuen Universität durch die Gesellschaft für Norwegens Wohl am 11 Dec. v. J. 15, 117.
— — — Preisvertheilung der Gesellschaft für das Wohl von Norwegen 11, 84.
Nürnberg, der pegnetische Blumenorden errichtet Wieland ein Monument. 36, 284.
Paris, Bericht über die Arbeiten der mathematischen Classe des Instituts im J. 1812. 26, 203.
— — Bericht über die Arbeiten der Classe für die alte Literatur und Geschichte im Institut während des Jahres 1812 — 1813. 38, 297. 42, 329. 43, 337. 44, 345.
— — dermalige Commissionen im kais. Institut, welche mit besonderen Arbeiten beauftragt sind. 29, 226.
— — die Classe der mathematisch-physikalischen Wissenschaften des Instituts hat den 1 Th. ihrer Memoiren f. 1810 u. 1811 herausgegeben. 36, 285.
— — Sitzung, Preisvertheilung u. Preisfragen der mathematisch-physikalischen Classe des Instituts am 4 Jan. 7, 50.
— — Sitzung, Preisvertheilung u. Preisaufgaben der Classe der französischen Sprache u. Literatur am 13 April. 27, 212.
— — Sitzung, Preisvertheilung u. Preisaufgabe der Classe der alten Literatur u. Geschichte im Institut am 2 Jul. 36, 284.
— — Sitzung und Preisvertheilung der Classe für die schönen Künste im Institut am 2 Oct. 48, 380.
— — Preisaufgabe eines Ungenannten durch die Classe der franz. Sprache und Literatur. 28, 220.
— — Sitzung u. Preisvertheilung der Société académique de médecine. 13, 117.
Potsdam, Herbstversammlung der märkisch-ökonomischen Gesellschaft. 13, 100.

Digitized by Google

Paris, Preisvertheilung der Société académique de médecine. 15, 117.
Potsdam, Herbstversammlung der märkisch-ökonomischen Gesellschaft. 13, 102.
Rom, feyerliche Eröffnung der Classe für die philosophischen Wissenschaften in der hellenischen Societät der Wissenschaften und schönen Literatur am 17 May. 32, 243.
Stockholm, Preisvertheilung der Akademie der Wissenschaften am 20 Dec. v. J. 21, 164.
— — — Stiftung einer schwedischen Akademie des Landbaues. 21, 164.
Toulouse, Preisvertheilnng und Preisaufgabe der Académie des sciences, inscriptions et belles-lettres. 15, 117.
Warschau, öffentl. Sitzung der kön. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften am 7 Jan. d. J. 19, 138.
Wien, Errichtung der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft. 3, 20.
— — Versammlung, Preisvertheilung und Preisaufgabe der k. k. Akademie der vereinigten bildenden Künste am 12 Febr. 24 und 25, 196.
— — Wahl des Präses, des Ausschusses und des Secretärs in der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft. 15, 117.

Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Abo, kais. Rescript, die Besetzung aller gelehrten Anstalten in Finnland mit Lehrern der russischen Sprache betreffend. 31, 241.
Basel, Beschluss, die neue Organisation der Universität bezweckend. 27, 211.
Bautzen, Mittags Gedächtnissfeyer und Schulprüfung am 21 März. 37, 280.
Berlin, Geburtsfest des Königs am 3 Aug. v. J. und Decanatswechsel. 17, 130.
— — Promotion 4, 25.
— — Promotionen — Edict wegen Prüfung der zur Universität übergehenden Schüler 28, 217.
Bern, Preisvertheilung am Schulfeste der Akademie und der Schulen am 8 May 40, 315.
Bremen, s. Paris.
Breslau, Bekanntmachung, die ununterbrochene Fortsetzung der Vorlesungen betreffend 16, 121.
— — Disputationen und Promotionen 29, 225.
— — Verzeichniss der Vorlesungen im Sommersemester 1813. 23, 177.
Bukowina, zu Czernowitz wird für die Jugend des griechisch-orientalischen nicht unirten Ritus die erste Classe der Clericalschule wieder eröffnet 21, 162.
Carlsruhe, Prüfungen im Lyceum am 2 April — Frequenz des Lyceums 33, 257.
Catanzaro, s. Neapel.
Coblenz, Promotionen der juristischen Facultät 9, 65.
Darmstadt, Prüfungen und Redeactus im Gymnasium am 14 und 15 Sept. v. J. 21, 161.
— — — Prüfungen und Redeübungen im Gymnasium am 7 April d. J. 33, 257.
Dresden, *Haymanns* Jubiläum am 6 Dec. 48, 377.
Dorpat, Verzeichniss der Vorlesungen vom 1 Aug. 1812 an, 24 und 25, 185.
— — Verzeichniss der Vorlesungen vom 1 Febr. 1813 an, 24 u. 25, 191.
— — Zuwachs der Universitäts-Bibliothek — Anzahl der Studirenden 34, 265.
Elwangen, Einweihung der neuen katholischen Universität 26, 201.
Emmerich, s. Paris.
Erfurt, Promotion und Weihnachtsprogramm 17, 130.
— — Promotionen 22, 171.
— — Prorectoratswechsel — Zahl der Lehrer und Studirenden 32, 249.
— — Prüfungen und Redeactus im evang. Gymnasium am 3—5 May 52, 249.

Erlangen, Prüfung am Gymnasium am 8 Oct. v. J. 18, 137.
— — Universitätschronik vom 13 Oct. — 31 Dec. v. J. 18, 137.
Freyberg, Gedächtnisreden im Gymnasium am 24 April v. J. — Nachricht vom Landschullehrer-Seminarium 10, 75.
Göttingen, Geburtsfest des Königs und Preisvertheilung an die Studirenden am 15 Nov. v. J. 10, 73.
Grätz, neue Professur der wendischen Sprache am Lyceum 13, 98.
— — neue Sternwarte im Museum 21, 161.
Grimma, Schulfest am 14 Sept. v. J. 10, 74.
Gröningen, Prüfung im Taubstummen-Institut am 8 Jul. 37, 289.
Hall in Würtemberg, das Gymnasium ist aufgehoben 14, 107.
Halle, Universitäts-Chronik 3, 17.
— — Disputation, Preisvertheilung — Vermehrung der Universitätsbibliothek des physikalischen, astronomischen und mathematischen Apparats 13, 97.
— — kön. Decret, die Aufhebung der Universität betreffend 35, 273.
Hamburg, s. Paris.
Heidelberg, Promotionen und Preisvertheilung an die Studirenden 17, 129.
— — — Prorectoratswechsel 35, 273.
Hermannstadt, Einführung eines neuen Prof. der Jurisprudenz am 31 Aug. v. J. 14, 106.
— — — neuer Lehrstuhl an dem ev. Gymnasium 26, 201.
Hildburghausen, neue Organisation des Gymnasiums 34, 265.
Jena, Anzeige, den Anfang der Sommervorlesungen betreffend 23, 177.
— — Befreyung der Universität von Tragung öffentlicher Lasten 8, 63.
— — Ereignisse und Schicksale der Universität im J. 1813 — öffentliche Aufschläge vom 24 Febr. und 14 May — herzogl. Rescripte, die Reisepässe der Studirenden, einen Ausschuss des akademischen Senats bey der Specialcommission und die Erleichterung von den Kriegslasten betreffend — Deputation an den Kaiser Napoleon — Prinz Bernhards Anwesenheit — Einzug der Kaiser Alexander und Franz, Deputationen an die Monarchen — Anwesenheit der Grossfürstinnen Maria Paulowna und Catharina Paulowna 45, 355.
— — *Hildebert* Gedächtnissfeyer — Weihnachtsprogramm — *Genslers* Disputation — Promotionen (juristische: *Schorch*; medicinische: *Mirus*, *Koch*, *Bauer*, *Agner*, *Rentsch*; philosophische: *Stark*, *Eber*, *Bauer*, *Braun*, *Förster*, *Paulssen*, *Bunsen*) — Prorectorats- und Decanats-Wechsel am 15 Febr. — Lectionskatalog zum Sommerhalbjahr — Osterprogramm — Promotionen (medicinische: *Römer*, *Schmidt*, *Rösler*; philosophische: *Schweitzer*, *Genssler*, *Schalling*, *Sondershausen*, *Oehme*, *Haumann*, *Freyre*) — Prorectorats- und Decanats-Wechsel am 8 August — *Horns* Disp. und Promotion — Lectionskatalog für das Winterhalbjahr — *Starks* Disputation — Promotionen (medicinische: *Krauss*, *Adler*, *Sax Brand*, *Piper*, *Weinhold*, *Fischer*) — Schriften der herzogl. lateinischen Gesellschaft — *Genslers* pädagogisches Institut — *Sturms* Institut zur Bildung junger Landwirthe 47, 369.
— — Promotionen (medicinische: *Seie*; philosophische: *Schopenhauer*). 48, 377.
— — Verzeichniss der Vorlesungen für das Sommerhalbjahr 1813. 20, 153.
— — Verzeichniss der Vorlesungen für das Winterhalbjahr 39, 305.
Irkutzk, s. Russland.
Kasan, s. Russland.
Königsberg, Disputationen 10, 74.
— — — Feyer des Krönungstags am 18 Jan. d. J. 18, 137.
— — — Instruction für das theologische Seminarium 48, 382.
— — — Lehrerpersonale, gelehrte Anstalten und Anzahl der Studirenden auf der Universität 4, 25.
— — — wissenschaftliche Deputation und Gelehrten-Schulen des Königreichs Preussen 4, 27.

Digitized by Google

Kopenhagen, die Studirenden werden verpflichtet, in das kön. Leibcorps zu treten 3, 18.
— — — Fortgang des neu errichteten Instituts für Blinde 27, 211.
— — — kön. Bestätigung der *v. Hülenschen* Schenkung zur Anstellung eines botanischen Zeichenmeisters 28, 217.
— — — Zahl der Studirenden in den dänischen Collegien 37, 289.
Kronstadt das ev. Gymnasium hat *Eders* Mineraliensammlung und Bibliothek erhalten 26, 202.

Landshut, Promotion 15, 116.
— — Universitätschronik vom 15 Jun. v. J. bis 10 May d. J. 36, 281.
Leiden, Einweihung der neu organisirten Akademie am 8 Nov. v. J. und Lehrerpersonale derselben 9, 66.
Leipzig, Universitäts-Chronik vom 11 Sept. v. J. bis Dec. 8, 57.
— — Chronik der Universität vom Anfange des J. 1813 bis 12 Jun. 30, 223.
— — Disputationen und Promotionen am 1 u. 6 Jul. 35, 273.
— — Redeactus an der Thomasschule d. 16 April und 31 Dec. v. J. 27, 209.
— — Stiftung zu Reinhards Andenken 2, 14.
Lingen, s. Paris.
Lübeck, s. Paris.
Luckau, Michaelisexamen und Redeact im Lyceum 1812. 28, 218.
Lüneburg, s. Paris.

Mailand, Stiftung einer Schule für die auf Künste angewandte Chemie 37, 289.
Marburg, Geburtsfest des Königs am 15 Nov. v. J. 17, 129.
— — Verzeichniss der Vorlesungen im Sommerhalbjahr 1813. 22, 169.
Meissen, Einweihung der neu organisirten kön. Landschule am 17 Nov. v. J. 10, 74. 17, 130.
— — *Reinhards* Todtenfeyer und dessen Stiftung für die Landschule zu St. Afra — Einführung eines neuen Lehrers 17, 130.
Mitau, akademisches Gymnasium und Bibliotheken daselbst 34, 265.
München, Eröffnung eines Erziehungsinstituts für Töchter aus den höheren Ständen am 27 May 32, 249.
Münster, s. Paris.

Neapel, Fortgang der Organisation des öffentlichen Unterrichts — neue juristische Schule zu Catanzaro — kön. Collegium zu Sulmone 9, 66.
Neusohl in Ungarn, Examen im evang. Gymnasium am 24 Jun. v. J. 14, 106.
Norwegen, Einkünfte der neuen Universität und Subscriptionen für dieselbe 3, 18.
— — Geschenk des Königs an dieselbe 9, 67.
— — — das Landgut Toyen bey Christiania soll für die neue Universität gekauft werden 28, 218.
— — — Summe der Subscriptionen für die neue Universität 31, 241.

Oedenburg, Errichtung einer lateinischen Societät am ev. Gymnasium. 26, 202.
Oesterreich, Verordnung, die Vorlesungen der Fremden betreffend. 13, 97.
Ohrdruff, Prüfung im Lyceum am 7 Sept. 40, 314.
Oldenburg, s. Paris.
Orenburg, s. Rufsland.

Paris, Bericht über die öffentlichen Unterrichtsanstalten in Frankreich. 19, 145.
— — kais. Decret, die Errichtung zweyer Akademieen in Bremen und Münster, die Lehranstalten zu Lüneburg, Hamburg, Lübeck, Emmerich, Lingen und Oldenburg und die Einführung der franz. Sprache in denselben betreffend. 40, 313.
— — neue Lehrstelle an der Specialschule der lebenden orientalischen Sprachen. 26, 201.
— — Preisvertheilung in den 4 Lyceen am 16 Aug. 40, 314.
— — Zahl der Lehranstalten in Frankreich. 40, 314.
Pesth, Promotion und Rectorwahl. 14, 105.
Petersburg, gelehrte und artistische Gesellschaften und Unterrichtsanstalten, Buchdruckereyen und Bibliotheken daselbst. 41, 321.
Pisa, Inauguration der kais. Akademie am 9 Nov. v. J. 10, 74.
Prenzlau, Schulprüfung am 1 und 2 Oct. v. J. — Zustand der Schule und Lehrerpersonale. 9, 67.
Prefsburg, Einführung des Benedictinerordens in den Besitz der Grammatikal- und Humanitäts-Schulen. 13, 98.

Riga, Unterrichtsanstalten daselbst. 34, 265.
Rom, Nachricht über die neue Organisation der Akademie. 27, 209.
Rostock, Universitätschronik. 6, 41.
Rufsland, die Schulanstalten in den verheerten Städten werden neu organisirt. 41, 322.
— — — Unterrichtsanstalten in Irkutzk, Tobolsk, Orenburg und Kasan. 41, 322.
— — — Taubstummen-Institut zu Rowarowa — Gehaltszulagen mehrerer Lehrer in Tula — Priester-Seminarium in Jaroslaw — Gouvernements-Gymnasium — Demidowsches Athenäum 32, 249.
Sulmone, s. Neapel.

Tobolsk, s. Rufsland.
Torgau, Abschiedsrede im Lyceum am 16 April 28, 218.

Ulm, Feyer des Geburtsfestes des Königs im Gymnasium am 6 Nov. v. J. 18, 138.
— — Herbstprüfungen am Gymnasium am 14 Sept. v. J. 3, 19.
Ungarn, Regulirung der griechischen nicht unirten Nationalschulen 14, 106.

Westphalen, die öffentl. Unterrichtsanstalten werden in Ansehung ihrer Capitale von der Reductions-Masregel ausgenommen 8, 63.
Wien, neuer Professor für das anatomisch-pathologische Museum 14, 105.
— — Promotion 26, 201.
— — Rectorwahl an der Universität am 30 Nov. v. J. 20, 157.
— — Verordnung die Uebersetzung juridischer Professoren betr. — das Thier-Arzney-Institut wird für einen Zweig der Universität erklärt 21, 161.
Wittenberg, Stiftung zu Reinhards Andenken 2, 16.
— — — Universitätschronik vom J. 1812. 15, 113.
Würzburg, Promotionen 14, 105.
— — — Universitätschronik 27, 209.

Zeitz, Abschiedsreden im Lyceum am 17 März 31, 241.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Ackermann in Heidelberg, Anfrufan einen Recensenten 39, 321.
Aesops Fabeln sind in mehrere orientalische Sprachen übersetzt 13, 101.
Anakreon, s. *Hardouin*.
Arabische und persische Literatur, neue Schriften darüber 13, 101.
v. Artner, Therese, s. *Theone*.
Athenäum, das, zu Paris hat das 5 und 6 Cah. s. Lettres académiques herausgegeben 19, 147.
Augusti Antwort auf Hn. Salats Auffoderung, nebst einer Nachschrift 12, 94.

Babor will den griechischen Pentateuch nach einem alex. Codex herausgeben 41, 328.
Bach in Ohrdruff, Druckfehleranzeige 19, 152.
Belin de Ballu histoire critique de l'éloquence chez les Grecs 34, 268.
Bibel, Druck einer ungarischen Uebersetzung, durch die Bibelgesellschaft in London unterstützt 20, 256.
— — Veranstaltung einer neuen Uebersetzung derselben in die Sprache von Cachemir durch die indischen Millionaire 41, 328.
Bernstedt ist auf der Rückreise in sein Vaterland begriffen 39, 310.

Digitized by Google

Bolgar, die Ruinen dieſer alten Stadt ſind nicht weit von Tſchebokſar noch ſichtbar 47, 375.
Boniface Manuel des amateurs de la langue françoise 21, 166.
Bredee und Wilmans in Frankfurt a. M., Anzeige, den Ankauf eines Verlagsrechts betr. 36, 288.
Breton petite Bibliothèque historique, davon ſind 54 Theile erſchienen 18, 142.
Briſtow hat im ſüdl. Ocean eine Gruppe von 7 Inſeln entdeckt 27, 216.
Briton hat the fine Arts of the Engliſh School herausgegeben 13, 102.
Brüder, heilige, in der Gegend von Willemberg 4, 28.
Brunn-Neergard Voyage pittoresque du nord de l'Italie, 4 Lieferung 30, 236.
Bücher-Auction in Göttingen 39, 310.
— — — — in Heidelberg 40, 392.
— — — — in Jena 19, 150.
— — — — wird aufgeſchoben 23, 184. 36, 287.
— — — zu Regensburg 27, 216.

Calcutta, herausgegebene Werke der dortigen Akademie für ihre Zoglinge 13, 101.
Catalogo alcun opere attenenti alle scienza, alle arti ed altri bisogni dell nomo, le quali quantunque non citate nel Vocabulario della Crusca etc. (von *Colombo*) 37, 292.
Chahan de Cerviat will eine histoire des guerres et des relations politiques, religieuses, lit. et commerciales de l'Armenie et de la Géorgie drucken laſſen 31, 243.
Champollion l'Egypte sous les Pharaons 18, 142.
Chaptals Werk über den Weinbau iſt in Ungarn ins Lat. u. Ungariſche überſetzt worden 3, 21.
Choix des plus célèbres maisons de plaisance de Rome et de ses environs, p. *Percier* et *Fontaine*, 10 Lief. 19, 148.
— — Daſſelbe iſt vollendet 27, 214.
Chriſtiania, die Bibliothek des kön. Landcadettencorps iſt zum öffentlichen Gebrauche geöffnet 16, 78.
v. Cimaroli hat dem Nationalmuſeum zu Peſth eine Mineralien-Sammlung geſchenkt 3, 22.
Colombo, ſ. Catalogo.
Cours historique et élémentaire de Peinture ou Galerie du Musée Napoléon p. *Filhol*, 10t Lieferung 19, 148.
— — 104 Lieferung 30, 236.
— — 105 und 6 Lieferung 39, 309.
— — 108 Lieferung 47, 375.

Davy in London giebt ſeine Elemente der chemiſchen Philoſophie heraus 41, 328.
Dedekind in Groſsen Schneen, Antikritik, nebſt der Antwort des Rec. 19, 150.
Delandine Manuscrits de la Bibliothèque de Lyon 15, 118.
Description de l'Egypte, 2 Lieferung, wird dem Kaiſer überreicht 22, 175.
Description of the collection of ancient terracottes etc. v. *Taylor-Combe* 27, 214.
Didot d. Aelt. in Paris hat eine Collection des meilleurs ouvrages de la langue françoise angekündigt 21, 165.
— — — hat eine neue Ausgabe der Autorenſuite in usum Delphini angekündigt 48, 382.
— — — liefert eine neue Ausgabe der italiäniſchen Claſſiker 19, 148.
Dionigi, Marianna, zu Rom hat die Reiſe in das alte Latium vollendet 36, 286.
Directorium der J. A. L. Z., Anzeige die Ergänzungsblätter betreffend 6, 33. 23, 185.
Döbereiner und *Kiefer* in Jena, Entdeckung eines neuen Luftreinigungsmittels 6, 44.
Duhamel Traité des arbres et arbustes que l'on cultive en France, iſt bis zur 64 Lieferung fortgerückt 30, 236.
Dümgé in Heidelberg, keine Antikritik, nebſt Antwort des Rec. 21, 165.
Durdent Beautés de l'histoire grecque 18, 142.
Dutens origine des Découvertes attribuées aux modernes, hat eigenes Intereſſe 19, 146.
Etter in St. Petersburg, mineralogiſche Bekanntmachung 35, 280.
Expedition der J. A. L. Z., Bücher zum Kauf 42, 333.
— — — Erinnerung an die Abonnenten 32, 255.
Fiedler in Jena, Bücher zum Verkauf 2, 15.
Frähn in Kaſan, für Numismatiker, Beſitzer und Aufſeher orientaliſcher Kunſtcabinette 14, 112.
Frank, der Orientaliſt aus München, macht eine Reiſe nach Paris 17, 135.
Frankreich, das Studium der Philologie wird mit erneutem Eifer betrieben 18, 141.
— — ſummariſche Nachricht aus dem Annuaire pour l'année 1813 über die Buchdrucker und Buchhändler 29, 228.
Frey in London giebt die Bibel von *van der Hooght* neu heraus 35, 275.
Funk in Rinteln, Berichtigung 8, 59.
Fürſorge, fürſtl., für Wiſſenſchaften 8, 63.

Gaillard giebt Etudes sur La Fontaine heraus 19, 147.
Galerie de Florence, davon iſt die 7 und 8 Lieferung erſchienen 14, 111.
Gamba zu Mailand hat eine neue Serie del edizioni di testi di lingua italiana herausgegeben 36, 287.
— — giebt Nachricht von einer Sammlung nicht edirter Poeſieen von Lorenzo de Medicis 37, 292.
Gehlen in München, Erklärung 3, 24.
Gehülfe, ein, wird bey einer literariſchen Unternehmung in Sachſen geſucht 51, 248.
Gibbon, von der franz. Ueberſetzung deſſelben durch *Guizot* ſind 10 Bände erſchienen 18, 142.
Gichtelianer haben in Preuſſen noch Freunde und Gönner 4, 28.
Gill hat eine Geographie und Antiquitäten von Ithaka herausgegeben 12, 92.
Gillis hat eine Weltgeſchichte von Alexander d. Gr. bis Auguſt herausgegeben 12, 92.
Göbhardtiſche Buchh. in Würzburg und Bamberg, Bücher zum Verkauf 6, 37.
Grimm, W. C., Anzeige 20, 160.
Guizot, ſ. Gibbon.
— — giebt Vies de poëtes françois du siècle de Louis XIV heraus 21, 166.
Guts-Muths an die Herren Redactoren der halliſchen Literatur-Zeitung 47, 376.

Haaſenritter in Burgwerben, Erklärung 3, 23.
Haller, Graf, hat zu Weiſskirchen bey Segesvár einen botaniſch-ökonomiſchen Garten angelegt 3, 22.
Hardouin Recueil de poésies d'Anacréon 18, 141.
Harlejan Miscellany iſt zu London erſchienen 41, 328.
Hartknoch in Leipzig, herabgeſetzter Preis von *Reinhards* Reformationspredigten 15, 120.
Henry's Chemie iſt von *Gauthier-Claubry* ins Franz. überſetzt 21, 166.
Heyne, Nachtrag von Gedächtniſsſchriften auf ihn 7, 52.
v. Hinsberg in München, Bekanntmachung einer im Druck erſchienenen neuen Ueberſetzung des Nibelungenliedes 20, 160.
Hitzig in Berlin, Druckfehler-Anzeige 49, 392.
Homer, franz. Ueberſetzung der Iliade 18, 141.
Homeri Ilias c. antiqua paraphraſi ex autographo Theod. Gazae, nunc primum typis edita 32, 251.
Horatius, neue Ausgabe von *Fea*: Editio Romana prima poſt principem 32, 251.
Horſt in Lindheim, Erklärung 19, 152.
Hramadko in Wien, Eintheilung ſeiner Vorleſungen über böhmiſche Literatur 13, 102.

Johannes Secundus, neue franz. Ueberſetzung 18, 141.
Iſokrates, ein Fragment deſſelben iſt von *Mustoxydi* herausgegeben worden 24 und 25, 200.
Juvenal, neue franz. Ueberſetzung deſſelben 18. 141.

Kaltwaſſer in Gotha, Denkſchriften auf ihn 40, 316. 43, 344.
Kants vorzüglichſte Werke werden ins Franzöſiſche überſetzt 39, 310.
Kiefer, ſ. *Döbereiner*.
— — Preisſchrift über die Anatomie und Phyſiologie der Pflanzen, wird nebſt den Kupfertafeln bald erſcheinen 41, 327.
Köhler in Leipzig, ſ. Zeitungs-Comptoir.
Körner in Weimar, Verzeichniſs von phyſikaliſchen und ma-

Digitized by Google

thematiſchen Inſtrumenten, welche bey ihm zu bekommen ſind 42, 333.

de Laborde giebt eine Collection des vases grecs du cabinet de M. le comte de Lemberg heraus 21, 169.

— — — Voyage pittoresque et historique de l'Espagne, 29 Lief. 19, 148.

Laharpe Lycée ou Cours de Littérature, neue Ausgabe v. *Anger* 18, 142.

Lamberti in Mailand giebt Illuſtrazioni Omeriche heraus 32, 252.

Lambiez histoire monumentale du nord des Gaules, 1 Th. 19, 148.

Landes-Induſtrie-Comptoir, privil., zu Weimar, Nachricht an die Leſer des Journals des Luxus und der Moden 6, 47.

Lange's Buchhandlung in Berlin wird zum Verkauf angeboten 30, 240. 32, 255. 35, 279.

Langles läßt den arabiſchen Theil der Reiſen der Araber des 9 Jahrh. drucken 35, 275.

Lazinio zu Florenz giebt die Gemälde von Maſſaccio, Giotto, Lippi und Ghirlandajo in Kupferſtich heraus 27, 213.

Lemberg, dem Erzbiſchof C. Gozdowa v. Kiki-Kicki ſoll ein Denkmal errichtet werden 3, 21.

Lenoir hat eine Abhandlung über die hieroglyphiſchen Bilder eines Papyrus von Theben in Aegypten vorgeleſen 35, 276.

Lepileur Tableaux sypnoptiques des mots similaires qui se trouvent dans les langues persanne, samskrite, grecque, latine etc. 18, 142.

Levesque histoire de la Russie, iſt die 4 Ausgabe erſchienen 10, 146.

Lichtenſteins Reiſe in das ſüdliche Afrika iſt ins Holländiſche überſetzt 28, 224.

Liliacées p. *Redouté*, davon iſt die 62 Lief. heraus 19, 148.

— — — — 66 und 67 Lief. 39, 309.

Livorno, die chalkographiſche Societät hat die Kupferſtiche auf die Vermählung des K. Napoleon vollendet 31, 243.

London, die Bibelgeſellſchaft hat das Evangelium des Marcus und Fragmente der Ap. Geſch. in chineſiſcher Sprache herausgegeben 3, 22.

Longepierre la Jerusalem delivrée wird zum erſten Mal gedruckt 19, 147.

Louis, ehemaliger König von Holland, hat einen Roman drucken laſſen 28, 224.

Lowth, von ſ. Werke über die hebräiſche Poeſie ſind in Frankreich zwey Ueberſetzungen erſchienen 115, 118.

de Malcorra y Azanza del commercio de los Romanos 40, 318.

Malte-Brun, Annales des Voyages, de la Géographie et de l'Histoire, davon iſt das 49—50 Cahier erſchienen 28, 224.

v. Mandich, diakovarer Biſchof, befördert das Studium der magyariſchen Sprache durch Prämien 13, 102.

Manuſcript, ein griechiſches, dem Inhalt nach homeriſch, wird aus Smyrna nach London gebracht 11, 84.

Meon giebt den Roman de la Rose heraus 19, 147.

Mercure étranger erſcheint neben dem Mercure de France 35, 118.

Michaud Histoire des Croisades. 1 Th. 19, 146.

Mineralien-Comptoir in Hanau, claſſiſche Darſtellung der Gebirge von *Leonhard* und *Jaſſoy* — nebſt Nachſchrift von *Lenz* 4, 32.

— — — — Mineralien-Handel 4, 32.

Molbeck und *Wedel-Simonſen* in Kopenhagen haben eine literariſche Reiſe unternommen 34, 269.

Monthly Repertory, das, in Paris wird fortgeſetzt 19, 148.

Moreni hat neue typographiſche Annalen von Florenz herausgegeben 14, 112.

v. Müllers Bücher allgem. Geſchichten werden ins Ungariſche überſetzt 13, 102.

Münter hat Odae gnosticae, Salomoni tributae, thebaice et latine herausgegeben 35, 275.

Musée des antiques, p. *Bouillon*, 13 Lieferung 31, 243.

Musée Napoléon, p. *Laurent*, 2 und 3 Lief. 19, 148. vgl. 20, 159.

— — — — 4 und 5 Lieferung 30, 236.

— — — — 6 Lief. 39, 309.

— — — — 8 Lief. 47, 375.

Muſi in Mailand beſchäftigt ſich mit einer groſsen Ausgabe von Machiavel 36, 280.

Muſioxydi, ſ. *Iſokrates*.

Notizen, kurze, über die neueſte engliſche Literatur 12 92. 13, 101.

— — über die neueſte franzöſiſche Literatur 16, 118. 17, 135. 18, 141. 19, 146. 21, 165.

— — über die neueſte italiäniſche Literatur 14, 109.

Nullengen in Rom Sammlung noch nicht herausgegebener griechiſcher Münzen. 40, 318.

Oeſterreich, die Gelehrten dürfen Diplome von auswärtigen gelehrten Geſellſchaften nur nach eingeholter Erlaubniſs des Kaiſers annehmen 32, 252.

Oliviers Reiſe in Aegypten, die Türkey und Syrien, ins Holländiſche überſetzt, 7r Th. 28, 224.

Opuscoli astronomici di *Calendrelli* e *Conti* 28, 224.

Osborne's Memoiren über die Regierung der Königin Eliſabeth, ſind neu herausgegeben 13, 102.

Palkowitſch in Lemberg giebt eine ſlawiſche Zeitung heraus, und arbeitet an einem böhmiſchen Wörterbuche 3, 21.

Panckoucke zu Paris giebt ein Collection des auteurs latins avec des Commentaires en français heraus 17, 135.

Paolini's Memorie su i Monumenti di antichita e di belli arti, ch' esistono in Miseno, Baoli, Baja, Cuma etc. iſt von *Nicolas* herausgegeben worden 27, 214.

Paris, ſ. *Teinturier*.

— — Ausſtellung mehrerer Gemälde von ſpaniſchen Meiſtern im Muſeum Napoleon 41, 326.

— — die Doubletten der Zoologie in dem kaiſ. Muſeum ſollen an die Univerſitäten des K. Italien abgegeben werden 24 und 25, 200.

— — Ueberſicht der in dem officiellen Journal des Buchhandels vom Nov. 1812 angekündigten Schriften 24 und 25, 198.

Parkinſon, ausführliche Beobachtungen in den Transactions der geologiſchen Geſellſchaft, über einige der *Erdſchichten* um London 30, 236.

Perſius, neue engliſche Ueberſetzung ſeiner Satiren 30, 236.

— — neue franzöſiſche Ueberſetzung derſelben 18, 141.

Peloponnes, Nachgrabung auf dem Berge Cotylus nach dem Tempel des Apollo und wichtige Entdeckung eines vollkommenen Frieſes 18, 140.

Petersburg, Errichtung einer Bibelgeſellſchaft, nach Art der britiſchen 21, 164.

v. Pethe in Wien giebt eine Mathematik in ungariſcher Sprache heraus 5, 21.

Petit-Radel hat einen Cours de maladies syphilitiques herausgegeben 21, 165.

Petrutzopulo in Piſa giebt ein groſses Werk über die Geſchichte und Alterthümer der Inſel Leukadien heraus 31, 252.

Pinelli in Rom will die vorzüglichſten Freſco-Gemälde daſelbſt in Kupfer ſtechen 39, 309.

Plutarch, die franz. Ueberſetzung iſt mit dem 16 Th. vollendet 18, 141.

Poggiali zu Mailand will eine neue Ausgabe der Gedichte von Bartolomeo del Bene und der Eklogen von Lasca beſorgen 36, 287.

Poggiali und *Campi* zu Mailand veranſtalten eine Sammlung der Poeſieen des Cino de Pistoja 36, 287.

Pompeïa, les ruines de, dessinées p. *Mazois* 17, 136.

Pompeji, Fortſetzung der Nachgrabungen — neue Entdeckungen daſelbſt 22, 173.

Poppe's allgem. Rettungsbuch iſt ins Franz. überſetzt 13, 100.

Preſſen, neuer Prediger der Wahrheit — Gichtelianer — heilige Brüder u. a. Verbindungen 4, 28.

Pronay v. Tot Prona giebt ein ökonomiſches Magazin in ungariſcher Sprache heraus 13, 102.

Propertius, neue franz. Ueberſetzung deſſelben 18, 141.

Ptolemée, la Composition mathématique, trad. pour la première fois du grec en français, p. *Halma*; suivie de notes de *Delambre*. T. I. 17, 136 18, 142.

Re zu Bologna hat den 14 Theil der Annalen für die Agricultur des K. Italien herausgegeben 14, 112.

Répertoire bibliographique universel p. *Peignot* 19, 146.

Digitized by Google

Répertoire générale du théâtre français ist nunmehr vollendet 48, 382.
Replik gegen Hn. Boeckh von dem Rec. f. Ausg. von Simonis Dialog. 1, 7.
Reuter in St. Georgen, Erklärung, nebst Nachschrift des Directoriums der J. A. L. Z. 3, 24.
Rom, Entdeckungen von Alterthümern und dadurch veranlaßte Abhandlungen 35, 276.
Romanelli zu Rom hat Bemerkungen über das Grabmal Virgils herausgegeben 35, 276.
Rommerdt in Gotha errichtet eine Vorbereitungs-Anstalt für Cameralisten, Forstmänner u. s. w. 29, 227.
de Rossi hat den Katalog der Bücher und Mspte aus Grambernardo de Rossi's Bibliothek herausgegeben 41, 328.
Rousseau's Emil ist ins Neugriechische übersetzt 30, 236.
de Royaumont, Stereotypen-Ausgabe seiner Histoire de l'ancien et du nouveau Testament, m. K. 19, 148.
Ruhl in Cassel, Kunstanzeige 6, 48.

Sachsen, über das Mandat, die Einführung eines neuen Abgabesystems betreffend, v. A. E. Z. 31, 244.
de Sacy Mémoire sur l'état actuel des Samaritains 15, 118.
de Sainte-Croix hat eine Uebersetzung des Code pénal des Chinois herausgegeben 27, 216.
Sakollavigs in Janina hat ein Werk über die griechischen Alterthümer vollendet 11, 85.
Salat in Landshut, öffentliche Bitte, nebst *Augusti's* Antwort 12, 93.
Sallust, neue franz. Uebersetzungen desselben 18, 141.
Savary giebt eine Sprachlehre des gemeinen Arabischen heraus 35, 275.
Schnaubert in Jena, Berichtigung 26, 207.
Schönherr in Ostpreussen erregt Aufsehen als sogenannter Prediger der Wahrheit 4, 28.
Segusa, daselbst werden römische Münzen ausgegraben. 6, 45.
Sickler in Hildburghausen, Antikritik, nebst Antwort des Rec. 16, 123.
Simonde de Sismondi hat ein Werk de la littérature du midi de l'Europe herausgegeben 31, 244.
Siram, Eifer der dortigen Missionäre in Uebersetzung des A. u. N. T. 13, 101.
Soroe, die Akademie-Gebäude sind ein Raub der Flamme geworden 34, 269.
Strabo, von der franz. Uebersetzung der Geographie ist der 3 Theil erschienen, nebst Abdruck des griech. Textes nach einem Mspt. 15, 118. 18, 141.
v. *Strombeck*, neue Cur durch magnetischen Schlaf 10, 77.
Supnantschitsch zu Cilly hat Auftrag, die Natur-Kunst- und geschichtlichen Merkwürdigkeiten im cillyer Kreise für das grätzer Museum zu sammeln 27, 214.

Tableau historique et pittoresque de Paris ist mit der 50 Lieferung beendigt 21, 161.
Tacitus, neue französische Uebersetzung und Auszüge aus demselben 18, 141.
Teinturiers Tractate über die Musik, ein Mspt. derselben wird der Classe der schönen Künste des Instituts zu Paris zur Prüfung vorgelegt 23, 185.
Theone (*Therese v. Artner*) Epopöe: die Schlacht bey Aspern — ist vollendet, aber wegen Censurangelegenheiten noch nicht zum Druck befördert 24 und 25, 200.
Thorlacius in Kopenhagen hat der kön. Antiquitäten-Commission 70 Antiken geschenkt. 37, 292.
Thurot zu Paris les Phéniciens d'Euripide 40, 318.
Turin, Uebersicht der im J. 1812 in diesem Departement erschienenen Schriften 14, 109.

Ungarn, die an Steyermark gelegenen Gespannschaften sollen in topographisch-geographisch-statistischer Rücksicht beschrieben werden 27, 215.

Valeriani und *Lampredi* zu Florenz veranstalten eine Ausgabe der italiänischen Classiker, die von der Academia della Crusca als Sprachtexte genannt worden sind 14, 110.
Vallot zu Dijon giebt Insectorum incunabula juxta methodicum ordinem disposita heraus 21, 165.
Varrentrapp u. S. in Frankfurt a. M., sehr wohlfeile Bücher 31, 247.
v. *Vásárhely* in Ungarn hat eine gelungene Probe mit der Zuckererzeugung aus Ahornsaft gemacht 3, 22.
Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage in der J. A. L. Z. Schriften recensirt worden sind im Januar 6, 47.
— — im Februar 12, 95.
— — im März 18, 143.
— — im April 22, 175.
— — im May 26, 207.
— — im Juny 29, 231.
— — im July 33, 263.
— — im August 36, 287.
— — im Sept. 39, 311.
— — im Oct. 42, 335.
— — im Nov. 45 u. 46, 367.
— — im Dec. am Ende des Reg. S. 49.
Visconti Vorlesung über eine Säule auf dem Forum Romanum zu Rom 35, 276.
Vulpius in Weimar, Bücher zum Verkauf 5, 39.

Wald in Königsberg hat die Instruction für das theologische Seminarium drucken lassen 48, 382.
Wendt in Leipzig, an seine Zuhörer und Freunde 14, 112.
Wien, Gründung einer Kunst- und Industrie-Anstalt für weibliche Handarbeiten 3, 21.
Wilde in Göttingen giebt Conchoidis Nicomedeae aequatio et indoles heraus 41, 327.
Würtemberg, kön. Verordnung, die Zusendung sowohl handschriftlicher als gedruckter Literaturwerke betreffend 29, 228.

Zeitungs-Comptoir, medicinisch-chirurgisches, in Salzburg, Nachricht, die medicinisch-chirurgische Zeitung betreffend 31, 244.
Zimmermann in Grossgeran, ein Brief *Reinhards* an ihn nebst Vorwort 30, 238.

Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage im Decemberheft der J. A. L. Z. Schriften recensirt worden sind.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt)

Anonyme Verleger 234 (2).

Bädecker und Kürzel in Duisburg und Essen 232. 245.
Beckersche Buchh. in Gotha 254.
Böhme in Leipzig 228 (2).
Brentano in Bregenz 237.

Camesina'sche Buchh. in Wien 231.
Creutzsche Buchh. in Magdeburg 235.

v. Degen in Wien 242.
Dieterich in Göttingen 226 (3).

Engelmann in Heidelberg 241.
Ettinger in Gotha 230.

Fleckeisen in Duderstadt 236.
Fleisch r d. J. in Leipzig 230.
Fleischmann in München 243.

Digitized by Google

Fulde in Schneeberg 244.
Göbhardt in Bamberg und Würzburg 227.
Guilhauman in Frankfurt a. M. 232.
Günther in Glogau 237.
Hammerich in Altona 235.
Hemmerde und Schwetschke in Halle 241.
Händel in Halle 239.
Horvath in Potsdam 237.
Huber u. Comp. in St. Gallen 231. 237.
Jäger in Frankfurt a. M. 235.
Johnson in London 245.
Keyser in Erfurt 239.
Kretschmar in Chemnitz 242.
Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam u. Leipzig 243.
Lindauer in München 230 (2).
Mallinckrodt, Gebr., in Leipzig und Dortmund 237.
Mohr in Kiel 233.
Mohr und Zimmer in Heidelberg 237.
Nicolai in Berlin 236.
Nicolai in Berlin und Stettin 238.
Orell, Füssli u. Comp. in Zürich 242.
Palm in Erlangen 227.
Schlotter in Jena 244.
Schulzische Buchh. in Oldenburg 237.
Steinersche Buchh. in Winterthur 236.
Stettinische Buchh. in Ulm 244.
Tauchnitz in Leipzig 240.
Weichelt in Nordhausen 236.
Wilmanns in Frankfurt a. M. 232.

Zur Nachricht.

Seitdem die Hemmung der Posten, welche auch unserem Institut in den letztverflossenen beiden Jahren viele Schwierigkeiten verursachte, aufgehoben worden, haben wir die Stücke der *A. L. Z.* und der *Ergänzungsblätter* an alle Orte, wohin sie vorher nicht abgehen konnten, nachgesandt.

Das Januarheft vom Jahre 1814 eröffnet eine Reihe historisch-politischer Recensionen über Schriften die Tagesgeschichte in Deutschland betreffend, an welche sich andere militärische, ebenfalls auf diese bezügliche, anschliessen. An der Spitze des neuen Bandes der *Ergänzungsblätter* steht eine umständliche Beurtheilung des *Almanach imperial* p. a. 1813. Wir haben von der *A. L. Z.* bereits No. 1—38, von den *Intelligenzblättern* No. 1—9 und von den *Ergänzungsblättern* No. 1—12 an unsere Abonnenten verschickt.

Man kann übrigens auf unsere *A. L. Z.* und die *Ergänzungsblätter*, wie seither, bey den auf den blauen Monatsumschlägen genannten Speditionsbehörden abonniren. Sollte man von diesen nicht pünctlich befriedigt werden: so dürften sich die Hnn. Interessenten nur entweder an unseren Commissionär, Hn. Buchhändler *Köhler* in Leipzig, oder auch unmittelbar an uns selbst wenden, um alle Irrungen und Hindernisse sofort beseitiget zu sehen.

Jena, den 19 Februar 1814.

Die Expedition der Jen. A. L. Z.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 065347260

Digitized by Google

This Book is Due